3 3433 06664172 5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1797.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JVNIVS.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.
1797.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Behrens: *Auswahl von Gedichten und Erzählungen*, dem ſchönen Geſchlecht geweyht mit Kupfern und Muſik. 184 S. 12.

In der kurzen Vorrede ſchickt der ungenannte Herausgeber oder Sammler dieſer *Auswahl* eine Apologie für das Leſen des Frauenzimmers voraus, und eifert beſonders gegen finſtere Moraliſten, die noch nicht lange her dieſe unſchuldige Beſchäftigung am Frauenzimmer hätten tadeln wollen. Sie wuſsten, ruft er ſehr pathetiſch aus, nicht was ſie thaten, die freudenloſen Träumer! Daſs es noch vor kurzem *ſolche* Moraliſten unter uns gegeben habe, iſt dem Recenſenten nicht bekannt. Doch, es ſey! — Von ſeiner Sammlung ſelbſt verſichert der Herausg. es ſey ein Büchlein, das weder Unſchuld noch Sittlichkeit beleidige, und eine *nützliche*, *angenehme* Unterhaltung gewähre. Wir wollen ſehen, wie er Wort gehalten hat.

I. *In der Auswahl von Gedichten* befinden ſich unter den eilf kleinern gute, aber gröſstentheils ſehr bekannte Stücke von *Pfeffel*, *Jacobi* und *Gleim*, ſodann zwey minder bekannte von einem Herrn v. *Rohr*, wovon das erſte: *Der Werth des Weibes*, noch ſo ganz gut iſt, das zweyte aber: *Liebe und Ehe unſers Jahrzehends*, gewiſs nicht für das groſse Publikum, geſchweige denn in eine *Auswahl* von Gedichten für das ſchöne Geſchlecht gehört. Wer kann z. B. Strophen, wie folgende, nur halb erträglich finden?

Hat ein Mädchen, *ſagt man*, *gute* Mittel,
Und der junge Mann hat Rang und Titel,
O das paart ſich *allerliebſt geſchwind!*
Hurtig ſchreibt man an die Aeltern *beyde*,
Die *zerſpringen faſt für lauter Freude*,
Daſs ihr Söhnchen die Geliebte *findt*.

Ob ſie *übrigens zuſammen paſſen*,
Seine Kälte ihre Glut kann faſſen,
Ob ſie ihn und ſeinen Titel liebt —
Kleinigkeiten ſind das! — *Lumpendinge*,
Lieber, Guter! Räthſel, ſo geringe,
Daſs die *Brautnacht* drüber Aufſchluſs giebt!

Viele unſrer Mädchen — — — —
O die möchten gern in Kutſchen fahren,
Mehr geehrt ſeyn, als ſie, vorher waren,
Ihre Schweſtern blicken ſtolzer an! u. ſ. w.

Das folgende Liedchen: *Mädchenlehren von Schrbr.* iſt ſehr zweckmäſsig und gut. Den Schluſs der *Auswahl* von Gedichten macht die, faſt drey Bogen füllende Erzählung; *die Waſſerkufe*, von W. (warum doch den allbekannten Namen nicht ausgedrückt?) Der poetiſche und pſychologiſche Werth dieſes Gedichtes iſt wohl von jedem Kenner unter uns anerkannt. Eine andre Frage aber möchte wohl *die* ſeyn: ob es auch dazu geeignet ſey, in eine *Auswahl* von Gedichten für das ſchöne Geſchlecht, alſo auch zum Theil für *Mädchen*, die, zu ihrem Glücke, von hundert und tauſend Dingen in der Welt noch nichts wiſſen, die in ihrem Herzen ſo manche Begierden aufwecken könnten, aufgenommen zu werden? Rec. möchte wohl die Entſcheidung dieſer Frage dem vortrefflichen Dichter ſelbſt überlaſſen, und zweifelt ſehr, ob er das Gedicht einer ſeiner jüngern Töchter zu leſen geben würde, zumal da die darinn enthaltene *Moral* nicht das *weibliche*, ſondern das *männliche* Geſchlecht angehet.

II. Unter den *kleinen Erzählungen* hat die erſte die Ueberſchrift: *die keuſchen Brüder*, nach heutiger beliebter Sitte groſsentheils in dialogiſcher Form. Die Geſchichte hat viel Anziehendes, und ſtützt ſich, auch nach heutiger Sitte, hauptſächlich auf einen *geheimen Bund*, deſſen Grundgeſetz iſt: *Tod dem Wohllüſtling! Liebe dem Keuſchen!* Alſo auch wieder keine Moral für das *weibliche* Geſchlecht, dem die Sammlung doch ausſchlieſsend gewidmet ſeyn ſoll. Ein anderer weſentlicherer Uebelſtand iſt der, daſs die Erzählung nicht geendiget iſt, und daſs alſo die geneigten Leſerinnen auf den Schluſs, oder, wie es hier gar heiſst, auf die *Fortſetzung*, im nächſten Jahrgange, der auch wohl ganz ausbleiben könnte, mit Geduld werden warten müſſen.

Die zwote Erzählung iſt überſchrieben: *die armen Alten*, auch wieder zum Theil in Dialogen eingekleidet. Die Erfindung hat wohl eben nicht viel Mühe gekoſtet; doch iſt der Inhalt anziehend, rührend und lehrreich. Die Sprache aber erinnert oft an die, Gottlob vergangenen Zeiten *poetiſcher Proſe*, da ſich kaum ein Wort ohne eines, oder mehrere Beywörter ins freye Feld hinaus wagen durfte.

Nun folgt endlich auf mehr als drey Bogen die Krone der Sammlung, unter dem Titel: *Schreckliche Folgen der ehelichen Untreue;* Eine dramatiſche Skizze. Recenſent kann ſich zwar leider nicht der mindeſten Bekanntſchaft mit allen unſern heutigen ſo hochbeliebten Rittergeſchichten rühmen, und alſo auch nicht

nicht ſagen, wie ſich die vorliegende Skizze gegen ſie in Abſicht auf ihre *ritterliche* Güte oder Nichtgüte verhalte; darf er aber dennoch ſagen, was ihm ſein natürliches Gefühl über dieſes Individuum eingiebt, ſo iſt es folgendes: der Verfaſſer, der Sprache und Ausdruck ziemlich in ſeiner Gewalt hat, hätte vielleicht etwas ganz Erträgliches liefern können, wenn ihm *Wahrheit* und *Natur* nicht als etwas zu Gemeines und Abgenutztes vorkäme. Da er ſich aber einmal vorgeſetzt hatte, uns die *Folgen*, die *ſchrecklichen* Folgen der ehelichen Untreue, (oder eigentlicher der *weiblichen Eiferſucht*) und zwar *aus den Zeiten des Ritterthums*, zur Schau zu geben, ſo durchflog und durchkroch er Himmel und Erde, Feuer und Waſſer und jeden Winkel des Univerſums, um Stoff zuſammen zu finden, und uns in der Perſon einer gewiſſen *Maria von Weiſſenſee* das *Non plus ultra* der Wirkungen der Eiferſucht vor Augen zu mahlen. Dieſes arme Geſchöpf nun, ſchon nach einem halben Jahre ſeit ihrer Verheyrathung mit Ritter *Günther* einer gewiſſen *Blandine von Blankwart* nachgeſetzt, raſet vom Anfange der Skizze an bis ans Ende ununterbrochen fort, will gleich in der erſten Scene mit dem Dolch auf die Nebenbuhlerinn los, hält unausſtehlich lange Reden gegen ihre Schweſter, ihren Gatten, ihre Nebenbuhlerinn, ihren Beichtvater *Coeleſtinus*, in deſſen Gegenwart ſie unter andern in die Worte ausbricht, die wohl Alles, was Wuth und Unſinn heiſst, übertreffen. „Verdorre Arm, wenn du dich ſcheueſt, den Dolch „zu führen! Erſchlafft, vertrocknet, zerſpringt, ihr „Nerven auf immer, wenn ihr vor dem Stoſse zit„tert! Auge, verblinde etc. Erlahmet Füſse, wenn „ihr den Sprung an den Altar (wo *Günther* mit *Blan„dinen* getrauet werden ſoll) mir weigert. — Rache, „Rache, Rache! Blutige, ſchwarze, ſchreckliche Ra„che will ich üben! — Umgebt mich, Furien, treibt „mit Höllenwuth mein Blut in ſeinem Kreislauf um„her; Schlangengift koche in meinen Adern; *Tiger„blut rauſche am Herzen mir;* Löwenſtärke beſeele „meinen Arm, wenn ich den Dolch nach dem ver„dammten Buſen ihr ſtoſse. *Er fleiſche das buhleriſche „Eingeweide in Stücken, daſs weit umher der Blut„ſchaum ſpritze!* — Heraus, Dolch! Blinke ihr To„desangſt entgegen! — Sieh, Buhlerinn! ſo rächt ſich „das beleidigte Weib! — (ſie führt einen Stoſs in die „Luft) Stirb hier und dort! — — (entkräftet ſinkt „ſie nieder)“ worüber wohl keine menſchliche Seele ſich wundern wird. — Nach dieſer überſtarken Rede erblickt man am folgenden Morgen die arme *Maria gebunden* im Bette liegend. Das hindert ſie aber nicht, beym Erwachen Augenblicks die Bande zu zerreiſsen, und ſogleich im Bette einen Monolog anzuſtimmen, nach welchem der Vorhang fällt. Drey Stunden nachher hört ſie in eben dieſem Zimmer Glockengeläute, hält einen Monolog, vermiſst ihren Dolch, beſchlieſst dafür ein Schwert in der Rüſtkammer zu hohlen, findet die Thüre verſchloſſen, *ſtöſst ſie aber ohne weiters ein*, und eilt in die Waffenkammer.

Die letzte Scene ſtellt nun den Altar in der Kloſterkirche vor, an dem eben *Günther* und *Blandine* vor dem Prieſter knien, um, in Gegenwart des Volkes, getrauet zu werden. *Maria, als Knecht gerüſtet*, dringt durch den Volkshaufen mit entblöſstem Schwert herbey, und — ſtöſst dieſes *Blandinen bis an den Heft* in die Bruſt, worauf *Günther Marien* niederſtöſst, die beiden ſterbenden Damen in ziemlich langen Reden ſich ausſöhnen, *Günther*, dem *Maria* verzeiht, in ein Kloſter zu ziehen beſchlieſst, der Prieſter jammert, das Volk murrt, und — ſich endlich verläuft. Dieſe Altarſcene hat der Künſtler durch ein Kupfer zu verewigen geſucht, das *Marien* in ſcheuſslicher Furiengeſtalt darſtellt, bey deſſen Anblicke, ſo wie bey Leſung der ganzen Skizze, man ſich des Gedankens kaum erwehren kann, der Herausgeber dieſer *Auswahl* habe damit dem ſchönen Geſchlecht in *Neuſeeland* ein Toilettengeſchenk machen wollen.

Zum Schluſſe des Ganzen ſind einige Bruchſtücke aus der Naturgeſchichte angehängt, z. E. vom Storch, vom Rohrdommel, etwas zur Kenntniſs der Diamanten u. dergl. welches ganz nützlich und gut, nur in einer zu gezierten Sprache, vorgetragen iſt.

Man urtheile nun, ob die *Auswahl* ſehr *zweckmäſsig* iſt, und entſchuldige die Länge dieſer Anzeige mit dem Vorſatze des Sammlers, das Büchlein künftig *fortzuſetzen!* Vielleicht hat er doch noch Ohren, zu hören.

LEIPZIG, in d. Sommerſch. Buchh.: *Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre.* Herausgegeben von *J. D. Falk.* Nebſt einem ſaubern Conterfey auf die Kantiſche Philoſophie. 1797. 336 S. 12.

Da faſt jede Wiſſenſchaft, Kunſt oder Liebhaberey unter uns ihr jährliches Taſchenbuch hat; ſo war es nicht mehr als billig, auch dem Scherze, dieſer allgemeinen Liebhaberey gebildeter Menſchen, ein eignes zu widmen. Wenigſtens wird ein ſolches den Vorwurf nicht zu fürchten haben, den man ſonſt dergleichen zerſtückelten, für einen raſchen Umlauf beſtimmten Vorträgen aus Wiſſenſchaften zu machen pflegt, ſie begünſtigten die Oberflächlichkeit; und niemand wird behaupten, man könne nur in ſtarken regelrechten Bänden gründlich witzig ſeyn. Auch liefert obige kleine Sammlung manchen Beweis des Gegentheils. Hr. *F.* hat ſich ſchon durch einige poetiſche Satyren und eine Dichtung von gröſserem Umfange, *die Gräber zu Rom*, auf welche vor kurzem ein andrer Mitarbeiter der A. L. Z. die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer gelenkt hat (N. 80. d. J.), zu vortheilhaft bekannt gemacht, als daſs man an ſeinem entſchiednen Berufe, ſich dieſem allzuſehr vernachläſsigten Felde unſrer Literatur zu widmen, zweifeln könnte. Der uns Deutſchen natürliche Ernſt macht die Bebauung deſſelben doppelt zum Bedürfniſſe, ob er ihr gleich auf der andern Seite Hinderniſſe in den Weg legt. Von den zwey entgegengeſetzten Denkarten über die Gränzen des erlaubten Spottes, jener welche ſich im Geſetze der zwölf Tafeln offenbart: *ſi qui pipulo occentaſſit, carmenve condidiſſit, quod infamiam*

farit flagitiumve al i, fuſte ferito; und der, wodurch die alte Komödie zu Athen möglich ward, nähern ſich die Geſinnungen unſerer Nation weit mehr der altrömiſchen Strenge als dem attiſchen Leichtſinn. Witziger Muthwille bedarf aber durchaus einer freyen Luft um zu gedeihen, und durch umſtändliche Bedenklichkeiten gegen jeden kecken Einfall, machen wir es dem Schriftſteller unmöglich, uns durch Scherz und Spott in eine muntre Laune zu verſetzen, die doch ſo wohlthätig iſt. Zu entſcheiden, ob in dieſem Taſchenbuche die rechtmäſsige Freyheit der Satyre nirgends überſchritten worden, iſt mehr die Sache der Moral als der Kritik: Rec. hat es ohne alles Aergerniſs durchgeleſen, und ſich ſehr ergötzt, ſein oft ſo trocknes und undankbares Amt auch einmal unter luſtigen Bildern vorgeſtellt zu finden. (S. 203—205.) Das zu dem Kupferſtiche gehörige Lied im Bänkelſängertone wird durch ſeinen Gegenſtand (es beſingt hauptſächlich die neueſte Geſchichte der Philoſophie) eine Menge Leſer gleich zuerſt anlocken. Eine drollige Parodie auf den Unfug, der hier und da mit der Kunſtſprache des kritiſchen Syſtems getrieben wird, iſt der *Verſuch einer neuen Art von Dedication nach kritiſchen Principien von Caſparus Dominicus an Ebendenſelben.* Auch *die Uhu', eine dramatiſch-ſatiriſche Rhapſodie, mit Chören von Uhu'n, Raben und Nachteulen*, ſind reich an Beziehungen auf unſre Zeit. Der Vf. hatte ſie zunächſt für eine burleske Aufführung beſtimmt, wodurch ſie, wie man verſichert, an komiſcher Stärke noch ſehr gewonnen haben ſollen. Viele Züge bleiben aber auch beym bloſsen Leſen beluſtigend, unter andern die Verfertigung der halb Matthiſſonſchen, halb Bürgerſchen Elegie S. 265. u. ff. Da der Vf. häufig wegen angeblicher Lücken in ſeiner Handſchrift abbricht, ſo laſst ſich nicht entſcheiden, ob durch die Ausfüllung derſelben dem Unzuſammenhange dieſer Scenen würde abgeholfen werden, oder ob er für Ariſtophaniſche Freyheit gelten ſoll. Durch das letzte würden die Foderungen an den Dichter vielleicht zu ſehr geſteigert werden: denn nur das höchſte Komiſche kann zur Uebertretung aller ſonſt geltenden Geſetze der Darſtellung berechtigen. Die Bekenntniſſe eines Weiberfeindes, eine dramatiſirte Erzählung, vorn herein durch originellen Humor, in ihrem Fortgange durch komiſche Contraſte gewürzt, ſind ebenfalls nur Fragment, ob es gleich nicht ausdrücklich geſagt wird: denn die Geſchichte des Majors, ſo weit ſie hier geführt iſt, giebt die Aufſchlüſſe noch nicht, die anfangs davon verſprochen werden. *Bon ton auf dem Lande* iſt eine treffende Satyre auf die Thorheit, welche ihr Titel bezeichnet; der Dialog darinn iſt lebhaft und bewegt ſich in den Feſſeln des Sylbenmaaſses und Reimes mit der ungezwungenſten Leichtigkeit. Das *der Kirchenrechnung* vorangehende Geſpräch erinnert, ohne doch daher entlehnt zu ſeyn, an die Scene in Minna von Barnhelm, wo Franciſca ſich beym Juſt nach Tellheims geweſenen Bedienten erkundigt. *Die Kirchenrechnung* ſelbſt hingegen und das ironiſche Lob der Medicin S. 101. u. ff. ſind zu oft gebrauchte Einkleidungen der Satyre, um beſonders anziehen zu können, obgleich einzelne Einfälle garnicht verwerflich ſind. Das einzige Stück *Pſycharion oder die Entkörperung, eine Geſchichte aus dem Griechiſchen*, welches unter dem Schleyer ſeiner blühenden Sprache eine Myſtik der Sinnlichkeit lehrt, deren dichteriſchen Werth wir hier nicht unterſuchen wollen, entſpricht dem Zwecke des Taſchenbuchs auf keine Weiſe. Sonſt iſt Scherz und Satyre ſelbſt noch in dem Sach- und Namenregiſter und in der Selbſtrecenſion am Schluſſe reichlich ausgeſtreut. Wir wünſchen Hn. F., der durch das, was er in Gattungen, welche eigentlich die gebildetſte Reiſe des Geiſtes vorausſetzen, ſo früh ſchon geleiſtet, noch weit gröſsere Erwartungen für die Zukunft erregt, alle Aufmunterung auf ſeiner mit mancherley Gefahren umgebnen Laufbahn.

KLEINE SCHRIFTEN

Gottesgelahrtheit. *Grätz*, b. Fr. Ferſtl.: *Widerlegung der Meynung, daſs die Gelubde als ein Verſprechen de bono meliori aus dem Grunde unmöglich ſeyen, weil wir ad bonum melius ohnehin ſchon verbunden ſeyen, und weil wir fähig ſeyn muſsten, durch ein Gelubd auf Gott ein Eigenthum zu übertragen.* Sammt einem Anhange, in welchem die Meynung des Herrn Frommberger widerlegt wird, *daſs alle Kirchengeſetze aus dem Grunde nur unter einer läſslichen Sunde verbinden, weil ſie uns nicht nothwendige, ſondern nur bequeme Heilmittel vorſchreiben.* Von *Fr. Xav. Gmeiner.* 1796. 88 S. 8. (6 gr.) Zwey Abhandlungen, die —, ein wahres *Zeichen der Zeit* — bey aller Verſchiedenheit des Inhalts doch zu einem Zwecke zuſammentreffen, die Feſſeln, womit die kathol. Kirche den Gläub·gen, oder dieſer ſich ſelbſt an die Kirche band, zu verſtärken, und den Neuerern, die ſeit *Joſephs II.* Zeit auf Erleichterung derſelben dachten, ein Ziel zu ſetzen. Sehr natürlich war's, daſs gut denkenke Schriftſteller im Oeſterreichiſchen den Gefangenen, die Joſeph's mächtige Hand aus den Kloſter-Banden befreyet hatte, deren Gewiſſen aber die kirchlichen Obern nicht aus den Fallſtricken der Gelübde laſſen wollten, mit den ſchon bekannten Gründen zu Hülfe kamen: ein Gelübde, daſs heiſst, ein Gott gemachtes Verſprechen einer Handlung, die nicht geboten, aber doch beſſer, als ihre Unterlaſſung — *de bono meliori* — wäre, gehöre unter die Unmöglichkeiten, weil die beſte Handlung ohnehin geboten ſey, und die Uebertragung eines Rechtes oder Eigenthums auf Gott gar nicht Statt finden könne. Ein Theil, wie Neupauer, Prof. des Kirchenrechts zu Grätz, folgerte geradezu in einer Abhandlung 1786. dieſe Unmöglichkeit; ein anderer Theil umging dieſe dem Katholiken zu grelle Folgerung, indem er nur über die Natur der Gelübde zu diſputiren, übrigens aber ſie, obgleich unter einer andern Erklärung, bey ihrer vollen Verbindlichkeit laſſen zu wollen ſchien. Gegen dieſe alle tritt nun Gm. auf, die Gelübde, im populärſten Sinne des Worts, zu rechtfertigen, immer ein ſchweres Stück Arbeit, wenn man in der Moral nicht ganz verſchobene, und in der Theologie nicht ganz anthropomorphiſche Begriffe hat.

Die Moral hat hier für Gm. keine Schwierigkeiten. Die Selbſtvervollkommnung, oder, wie er ſich unzweydeutig erklärt, die Beförderung eigener Glückſeligkeit iſt ihm der erſte

Grundſatz der Moral, oder, nach ſeiner Art ſich auszudrücken, des Naturrechts. Allein die Moral der Vernunft und die Moral der Offenbarung ſind ihm zwey höchſt verſchiedene Dinge. Zwar läſst er auch in dieſer der Glückſeligkeit die Ehre, die erſte Triebfeder zu ſeyn; nur Pflicht ſoll es in derſelben nicht ſeyn, nach der gröſsten Vollkommenheit oder Glückſeligkeit zu ſtreben. Ob aber die Moral in bloſse Klugheitslehre verwandelt, nun doch kein Widerſpruch zwiſchen der natürlichen und ſupernaturaliſtiſchen Moral herauskomme? Nein, ſagt Gm. S. 22. etc. Das Geſetz der Vernunft-Moral habe den Sinn: „Ich gebiete dir, deinen natürlichen Zuſtand ſo viel zu vervollkommnen, als du kannſt; wenn nicht die Offenbarung der freywilligen Entſagung einiger natürlichen Vollkommenheiten (z. B. der Ehe, der Reichthümer) unter gewiſſen Umſtänden eine gröſsere Glückſeligkeit aufbewahret hat." Das nennen wir doch conſequent! In der That, der Epikurer in der Moral muſs, verſteht er ſeine Rechenkunſt, auch als Supernaturaliſt das gröſste Glück dieſes Lebens gegen ein noch gröſseres des künftigen Lebens dahin geben. Aber — doch Gm. fällt mir in die Rede, um eine ihn drückende Folgerung wegzuhalten — nein, ſagt er, er *darf* wohl, aber er *muſs* nicht. — Jenes verſtattet ihm die Vernunftmoral, dieſes erklärt die Moral der Offenbarung, die ſich gerade dadurch von jener unterſcheidet, daſs ſie nicht die gröſste Vollkommenheit gebeut. Im natürlichen Zuſtande muſs ich jedes nothwendige Mittel zur Verbeſſerung meiner Glückſeligkeit ergreifen. Aber im übernatürlichen Zuſtand iſt kein nothwendiger Zuſammenhang zwiſchen den Mitteln und einer übernatürlichen Glückſeligkeit, weil es da nicht auf das Verdienſt unſerer Werke, ſondern den freyen Willen Gottes ankommt, der das nothwendige Maaſs der Werke und der Belohnung feſtſetzt. Wer nun dies Maaſs erfüllt, ob er gleich mehr hätte leiſten können, iſt ſelig. Hat er aber etwas darüber gethan, ſo erwartet ihn eine gröſsere Glückſeligkeit. S. 22—26. — — Dieſer poſsierliche Einfall aus der Dogmatik, hier ein wahres *hors d' oeuvre*, was ſoll er wohl? Den unabhaltbaren Widerſpruch zwiſchen der Moral und Offenbarung zu verkleiſtern? So lange die Glückſeligkeit ſich nach unſern Handlungen richtet, es ſey nun durch natürlichen Zuſammenhang, oder durch eine um die menſchliche Würdigkeit unbekümmerte Willkühr Gottes, wie ſie Gm. annimmt, ſo lange iſt's vernünftig oder klug, die gröſsere Glückſeligkeit der kleinern vorzuziehen, und folglich auch unvernünftig, unklug, und, ſo ferne es bey Epikur Pflichten giebt, pflichtwidrig, in Anſehung der übernatürlichen Glückſeligkeit das Gegentheil zu thun. Wenn gleich Gm. die Willkühr Gottes für die Moral der Offenbarung als die einzige Geſetzgeberinn anerkennt, ſo giebt ſich die Vernunft doch nicht mit dem geringen Maaſse von Glückſeligkeit zufrieden, womit Gott, wenn ich nicht mehr wollte, zufrieden wäre, ſondern ruft unaufhörlich: Thue das Beſte. Wenn nun dies eine unabweisliche Maxime der Vernunft iſt, ſo iſt das Gegentheil unvernünftig, und auch die Moral Epikurs wäre mit der Moral der Offenbarung, oder Gott, in ſo ferne er ſich durch Vernunft und Wunder offenbarte, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch. Es iſt alſo nicht möglich, der Offenbarung eine ganz eigene Moral einzuräumen, und dadurch die Idee eines Gelübdes geltend zu machen, wenn man auch nur eine Epikuriſche Moral annähme, wie Gm., geſchweige erſt bey einer ächten Moral, die er nicht von weitem kennt, ob er gleich durch ein Compliment, das er Kanten wegen ſeines Moral-Grundſatzes macht, mit dieſem Philoſophen eine Bekanntſchaft affectirt, die aber freylich im Grunde nicht mehr ſagen will, als ſeine Bekanntſchaft mit der Bibel, die er gerade ſo citirt, und eben ſo gut verſteht.

Die Stellen der Bibel, worauf Gm. ſeinen Unterſchied zwiſchen der Vernunft- und Offenbarungs-Moral gründen will, ſind fern von dieſem Unſinne. Die Auffoderung Jeſu an den bekannten Jüngling Matth. 19, 21. zu ſeiner Jüngerſchaft: der Rath von Paulus, als dem klugen Manne, nicht dem Boten Gottes, den Korinthiern C. 7. gegeben, ſich in einer harten Zeit nicht zu verehelichen, ſind, aller Erinnerungen, die man ſchon lange dagegen gemacht hat, ungeachtet, die Beweisſtellen des Vf. Jene Stellen aber, die klar und unwiderleglich gegen ihn ſprechen, werden entweder ganz überſprungen z. B. das Gebot, Gottes Aehnlichkeit nachzuſtreben, oder einſeitig, ſcholaſtiſch, und ſophiſtiſch verdreht z. B. das Gebot, Gott *über alles* und aus *allen Kräften* zu lieben, wo er ſich nur an das *über alles* hält, und die Worte dahin deutet, daſs man Gott keinem Geſchöpfe nachſetze, oder keine Todtſünde (alſo doch läſsliche Sünden!) begehe, oder die Gebote Gottes beobachte; nun ſey es aber nicht geboten, das Beſste zu thun. Dabey iſt er noch ſo klug, jeden, der ihn hier einer petitio principii zeihen würde, eines Cirkels zu beſchuldigen. Jene katholiſche Theologen, die ſich nichts daraus machen, der Mönchsgelübde halber die Moral der Vernunft und des Evangeliums zu Grunde zu richten, ſollten ſich doch wenigſtens ſchämen, durch ihren Grundſatz: *Du biſt nicht verbunden, das Beſte zu thun* — dem berüchtigten Probabiliſm der Jeſuiten: *Du biſt nicht verbunden, das Beſeſte zu meiden* — den ſie vor kurzen zur Kirche hinausſteinigten, ſo nahe verwandt zu ſeyn.

Den zweyten Haupteinwurf gegen die Gelübde, daſs wir auf Gott kein Eigenthum übertragen könnten, verſucht Gm. durch etliche Sophiſticationen wegzuſchieben. Nicht jedes Verſprechen, ſagt er, ſey Uebertragung eines Eigenthms. Da er aber am Ende fühlen mochte, daſs damit nichts auszurichten ſey, weil durch ein Verſprechen immer ein Recht entweder auf Eigenthum in ſtrenger Bedeutung, oder auf eine Handlung, (Eigenthum in minder ſtrenger Bedeutung) auf einen andern übertragen wird, und alſo die Frage: Wie das in Anſehung Gottes möglich ſey — immer wieder zurückkehrt: ſo wagt er einen Sprung in's alte Teſtament, um die Acceptation menſchlicher Verſprechungen von Seite Gottes daraus zu erweiſen, als wenn Chriſten ſo was anginge. So ſchwer hält es ſich von Moſes ganz loszumachen! Daſs aber Gm. Moſes in's neue Teſt. hineintragen, und in der Verheiſsung Jeſu, unſere *Werke* der Wohlthätigkeit ſo anzuſehen, oder zu belohnen, als hätten wir ſie ihm gethan, eine göttliche Acceptation unſerer *Verſprechungen* finden will, iſt doch wohl nur Behelf einer verzweifelten Sache!

Ein würdiges Gegenſtück dieſer Abhandlung iſt die zweyte, worin wider einen gewiſſen *Frommberger* das Recht der Kirche, die Glaubigen unter einer ſchweren Sünde zu ihren Geboten zu verbinden behauptet wird. Dieſer Theologe hatte gelehrt, die Kirche könne ihre Geſetze nur unter einer *läſslichen* Sünde verbindlich machen, weil Chriſtus die nothwendigen Mittel, die mit einer ſchweren Sünde verbunden, zu unſerem Heil ſelbſt vorgeſchrieben, und der Kirche nur die bequemen Mittel überlaſſen hätte. Da er nun ſo der Kirche eine geſetzgebende und das Gewiſſen bindende Macht über Religionsgegenſtände lieſs, und nur darauf ausging, die Feſſeln etwas zu erleichtern, ſo reitzte er Gm. Schulſpitzfindigkeit, ihn mit einer Menge von Diſtinctionen und Conſequenzen, mit *nego, concedo, diſtinguo*, und andern ſolchen Trümpfen ſcholaſtiſcher Diſputirkunſt zu ängſtigen. Erſt ſagt Gm., Chriſtus habe nur die nothwendigen Mittel zum letzten Zweck beſtimmt, und die Mittel zu einem ſubalternen Zwecke der Kirche überlaſſen. So habe der *Pabſt* das Recht, bald den Kelch zu nehmen, bald zu geben, (der Verordnung Jeſu zu Trotz?) und bey der Euchariſtie ungeſäuertes Brod vorzuſchreiben. Am Ende ſagt er mit dürren Worten heraus, daſs im Poſitiven nicht der Gegenſtand, oder die Zweckmäſsigkeit einer Sache, wie bey der Vernunft, ſondern der Wille der Obern, ob er gleich *irrig* ſey S. 73. die Wichtigkeit und Verbindlichkeit der Verordnungen beſtimme. Es könne ja, was Frommberger geſtehe, der Staat ſeine Geſetze unter einer ſchweren Sünde verbindlich machen, warum nicht die Kirche; die der Tradition zufolge ſchon in den älteſten Zeiten mit an ſich geringfügigen Sachen z. B. Sonntags- und Oſter-Feyer gar viel Aufhebens gemacht habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. April 1797.

TECHNOLOGIE.

Prag, b. Calve: *Verſuch über das vortheilhafteſte Ausſchmelzen des Roheiſens aus ſeinen Erzten* (Erzen) und *deſſen Verarbeitung in denen* (den) *Friſchheerden*, nach phyſiſchen und chemiſchen Grundſätzen, auch einer theoretiſch-praktiſchen Anweiſung zur Erbauung eines holzerſparenden Rohofens, nebſt einem Vorſchlag, das rohe Schmelzen des Eiſens im Hohofen mittelſt Steinkohlen zu bewirken. Von *Joachim Grafen von Sternberg.* Mit erklärenden Kupfern. 1795. 64 S. 8. (10 gr.)

Laut der Vorrede war der Hauptzweck des Vf., dem Hüttenmanne die ihm bis jetzt noch nicht genug bekannten chemiſchen Erfahrungen kennen zu lehren. Dieſe Materie wird gerade jetzt von vielen bearbeitet, da die böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, (von welcher der Vf. laut des Titels Mitglied iſt,) durch ihre bekannte Preisaufgabe *über den Unterſchied zwiſchen Roh- und Friſcheiſen* aufs neue den Eifer der hüttenverſtändigen Chemiſten in Thätigkeit geſetzt hat. Die ganze vorliegende Abhandlung zerfällt in ſechs Abſchnitte. Im erſten bemüht ſich der Vf., zu beweiſen, daſs man ohne richtige chemiſche und phyſiſche Kenntniſſe der Körper dieſelben auch nicht gehörig bearbeiten könne. Das iſt bekannt, und einige unrichtige Ausdrücke ſind der Rüge kaum werth. Der zweyte Abſchnitt handelt vorläufig von den Eiſenerzen und den verſchiedenen Arten des Eiſens. Die Ausführung iſt äuſserſt unvollſtändig, und beweiſt, daſs der Vf. mit den neuern Erfahrungen über dieſelben nicht bekannt war. So ſucht man über den Kalt- und Rothbruch vergebens Verſuche, die für den Hüttenmann belehrend ſind, da doch z. B. *Pelletier's* Verſuche deutlich zeigten, daſs nicht Phosphorſäure, ſondern Phosphor, ſich mit dem Eiſen verbinden könne; was hier darüber mitgetheilt iſt, haben ſchon Bergmann, Rinnmann, und andere viel deutlicher geſagt. Das Roheiſen theilt der Vf. 1) in Roheiſen, welches noch unmetalliſche Theile enthält; 2) in ſolches, welches durch zu heftiges Feuer verglaste oder oxydirte Beſtandtheile enthält; 3) in ſolches, welches dieſe Fehler nicht beſitzt. So ſonderbar ſchon dieſe Eintheilung jedem Sachverſtändigen vorkommen muſs, um ſo mehr wird er ſich wundern, in dem ganzen Werke keine genaue Beſtimmung oder Erwähnung der Affinität des Kohlenſtoffes mit dem Eiſen zu finden, welche Verbindung doch nach den neuern Entdeckungen den wichtigſten Unterſchied, nicht allein zwiſchen den verſchiedenen Roheiſengattungen ausmacht, ſondern auch dieſe im Allgemeinen von den Friſcheiſen unterſcheidet. — Der dritte Abſchnitt enthält: 1) die Affinitäten einiger Körper gegen das Eiſen und gegen die Schwefel- und Phosphorſäure. Der Vf. ſagt hier: „*wir haben manche Affinitatstabelle; aber vollſtandig ſcheint mir ſolche nicht zu ſeyn.*" Warum hat derſelbe die unvollkommenſte abgeſchrieben, und nichts von der Affinität des Säureſtoffs — des Kohlenſtoffes u. ſ. w. hier mit bemerkt? Wenn auch die Kalkerde näher mit der Phosphorſäure verwandt iſt, wie dieſe mit dem Eiſen; ſo kann doch keine Abſcheidung derſelben geſchehen, wenn ſie als Phosphor in das Eiſen übergehet. 2) Von dem richtigen Verhältniſs der Kohle in Hinſicht der Beſchickung und der Hervorbringung der Hitze. Dieſes iſt allerdings ein für das Eiſenſchmelzen wichtiger Gegenſtand; aber hier wird der Hüttenmann wieder weiter nichts erfahren, als daſs die Kohle nach Girtanners Verſuchen eine gewiſſe Menge Kohlenſtoff enthält, daſs die atmoſphäriſche Luft im Durchſchnitt aus 27 Lebensluft und 73 Stickluft beſtehe, und daſs es gut ſey, nicht zu viel noch zu wenig Kohle zu nehmen. Weder etwas von der verſchiedenen Menge des Kohlenſtoffs in verſchiedenen Kohlen, noch etwas über die verſchiedene Führung und Güte der Luft zum Schmelzen. Der *vierte* Abſchnitt hat zwar die Ueberſchrift *von der Beſchaffenheit des geſchmiedeten Eiſens.* Der Vf. kommt aber auch wieder auf das Roheiſen zurück, und handelt auch noch im folgenden *ſechſten* Abſchnitt von demſelben. Statt allen Bemerkungen, die hier Rec. nur zu häufig anbringen könnte, will er nur den Verſuch beleuchten, welcher die Gegenwart des Säureſtoffs in dem Roheiſen beweiſen ſoll. Der Vf. *ſagt*, er habe Roheiſen in trocknem (?) *Gas hydrogene* der Wirkung der Sonnenhitze ausgeſetzt, oben an der Glocke etwas Waſſer erhalten, mithin enthalte das Eiſen Säureſtoff. Das Eiſen iſt ja viel näher mit dem Säureſtoff bey allen Graden der Temperatur verwandt, wie der letztere mit dem *Hydrogene*, alſo kann dieſer Verſuch nichts beweiſen, obgleich Rec. hierdurch die Gegenwart des Säureſtoffs im Roheiſen nicht verneinen will. Uebrigens wird hier der Unterſchied zwiſchen Roh- und Friſcheiſen keinesweges beſtimmt. Die Vorſchläge über das Schmelzen mit Steinkohlen und die Anweiſung, einen holzerſparenden Hohofen zu erbauen, ſind in den beiden letzten Abſchnitten enthalten. Ob ſie mit Erfolg angewendet werden können, mag die Erfahrung entſcheiden. Von dem Stil und der Schreibart

will Rec. ſchweigen, da man auf jeder Seite in Verlegenheit geräth, die Schreibfehler mit den Druckfehlern zu verwechſeln.

Giessen, b. Heyer: *Verſuch eines Syſtems der Kameralwiſſenſchaften*, von *Friedrich Ludwig Walther*, Profeſſor der Philoſophie auf der Univerſität zu Gieſsen. Dritter Theil. Technologie. 1796. 1 Alph. 6 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von dem Plane dieſes Werks und der in den beiden erſten Theilen angefangenen Ausführung deſſelben haben wir bereits A. L. Z. 1795. Nr. 342. geredet. Dieſem Plane iſt der Vf. auch in dieſem 3ten Theile völlig getreu geblieben. Er iſt der Technologie allein gewidmet. Nach den nöthigen vorbereitenden Belehrungen folgen die beiden Haupttheile, wovon der erſte die allgemeine, und der letztere die beſondere Technologie betrifft. Dieſer letztere iſt nach den Materialien, welche die drey Reiche der Natur den Gewerben zur Bearbeitung und Zubereitung liefern, in drey Abſchnitte, und jeder von dieſen unter die einzelnen Rubriken jener Materialien vertheilt. Hiernach wird in dem erſten Abſchnitte von allen den Gewerben gehandelt, die ſich mit Materialien aus dem animaliſchen Reiche, nach den Klaſſen der Säugthiere, der Vögel, der Amphibien, der Fiſche, der Inſekten und der Würmer beſchäfftigen. Eben ſo im zweyten Abſchnitte von den Materialien aus dem vegetabiliſchen Reiche, nach den Klaſſen der Gräſer, der Pflanzen, der Holzarten, und der Kryptogamiſten; und im dritten Abſchnitte von den Materialien aus dem Mineralreiche, nach den Klaſſen der Erdarten, der Steine, der Erdharze, der kohligten Subſtanzen, der Salze und der Metalle. Nach der Folge dieſer Klaſſen hat jedes von den hier nach ihren mannichfaltigen Kunſtproducten und ihrer Zubereitung, auch im Betreff ihrer Werkzeuge, Lehr- und Wanderjahre, Meiſterſtücke etc. deutlich erklärten Kunſtgewerben, deren Zahl ſich über 200 beläuft, den ihm gebührenden Platz bekommen. Daſs der Vf. hiebey die bereits vorhandenen technologiſchen Werke eines *Jacobſons*, *Halleus*, *Beckmanns* etc. benutzte, war dem Zwecke ſeines Plans völlig gemäſs, und kann nicht im mindeſten getadelt werden; hingegen möchten wir das nicht billigen, daſs der Vf. nur diejenigen Kunſtgewerbe, deren Beſchreibung er in jenen Werken nicht vorfand, vollſtändig behandelt, die daſelbſt aber vorgetragenen Arten derſelben zum Theil ſehr kurz und unzureichend abgefertiget hat. Denn die Leſer waren doch gewiſs um ſo mehr berechtigt, auch hierüber von ihm eine gleiche Belehrung zu verlangen: da den mehrſten von ihnen nicht zugemuthet werden kann, ſich den Erſatz dieſes Mangels durch den Ankauf noch anderer koſtbarer technologiſchen Schriften zu verſchaffen. Dieſe Unvollkommenheit abgerechnet, wird dem Vf. bey fernerer gleichmäſsiger Ausarbeitung doch immer das Verdienſt bleiben, das Fach der Kameralwiſſenſchaften mit einem wohlgeordneten und brauchbaren Lehrbuche bereichert zu haben.

GESCHICHTE.

Pest, b. Lindauer, (Leipzig, in Comm. b. Beer): *Geſchichte der ſtändiſchen Gerichtsbarkeit in Baiern, nebſt der Geſchichte Ott's Königs von Ungarn und Herzogs von Niederbaiern. Erſter Theil*, ſammt einem Anhang von Urkunden. 1701. 235 S. *Zweyter und letzter Theil.* 17 3. 450 S. 8.

Zu der Zeit, als die berühmten *Leges Baiuvariorum* verfaſst wurden, befand ſich alle Gerichtsbarkeit allein in den Handen der Herzoge und Grafen. Die begüterte Geiſtlichkeit kam zuerſt auf den Gedanken, ſich von der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen loszumachen, welches der Vf. mit einer (*nirgend im Original vorhandenen*) Urkunde vom J. 1077 zu beweiſen ſucht, worinn es heiſst, daſs das Stift Chiemſee bereits zu der Zeit, als es Thaſſilo (im 8ten Jahrhundert) geſtiftet, eine Gerichtsbarkeit, *ſicut olim d regale coenobium*, beſeſſen. Das Wort *Hofmark* habe jedoch urſprünglich keinen Bezirk der Privatgerichtsbarkeit bezeichnet, ſondern einen Inbegriff von liegenden Gründen, die mit mehreren Wirthſchafts-gebäuden verſehen, und von unterſchiedenen zum Hof gehörigen Arbeitsleuten bewohnt waren. Von dieſer Niedergerichtsbarkeit der geiſtlichen Stifter ſeyen aber wieder die *Vogtgerichte* der Schutzvögte zu unterſcheiden. Bey dem *weltlichen Herrenſtand* ſey der Urſprung der ihm zuſtehenden Gerichtsbarkeit in den aus den Gaugrafſchaften entſtandenen Erbherrſchaften oder *Dynaſtien* zu ſuchen. Dieſe Gerichtsbarkeit, die man unter dem Namen *Comecia*, *Landgericht* verſtanden, und welche die hohe Juſisdiction mit begriff, ſey ebenfalls ſchon vor dem bekannten Gerichtsverkauf des Herzogs Otto im J. 1311 in Uebung geweſen. Noch eine andere Gerichtsbarkeit des Ritterſtandes, gleichfalls älter als das J. 1311, gründe ſich auf ausdrückliche Privilegien und Urkunden. Zuweilen ſtellt der Vf. Sätze neben einander, die in Ermangelung einer deutlichern Beſtimmung ſich zu widerſprechen ſcheinen, z. B. II. Abſchn. §. 4. u. 5., die Gaugerichte hätten keinen Unterſchied zwiſchen hoher und niederer Gerichtsbarkeit gemacht, und doch ſoll es nach §. 7. ſchon vom Urſprung der baierſchen Geſetzgebung an eine hohe Gerichtsbarkeit gegeben haben. Die erſte Veranlaſſung der Privatgerichtsbarbeit wären nach S. 65. die Niederlaſſungen begünſtigter Coloniſten geweſen, welche Veranlaſſung doch kurz vorher in den Exemtionen der Geiſtlichkeit geſucht worden. Sehr ſcharfſinnig wird gegen *Lori* und andere, welche die heutige Privatgerichtsbarkeit von dem angeblich durchaus knechtiſchen Zuſtand der altdeutſchen Bauern herleiten, bemerkt, daſs Leibeigenſchaft, ſtatt eine Gerichtsbarkeit zu begründen, vielmehr alle Begriffe von Eigenthum, Recht und Gericht ausſchlieſse. Nach dieſem geht der Vf. auf die alten *Dorf-* und *Ehehaftsgericht* über, die ebenfalls ſchon vor 1311 exiſtirten, jedoch ſchwerlich bis zum J. 911 hinauf reichen. Ihre Veranlaſſung lag, wie der Vf. glaubt, in der ſeltenen Haltung der allgemeinen Landgerichte, an deren Statt um ſo öfter in den kleinen Bezirken beſondere Dorfgerichte

gerichte

gerichte in Uebung kamen. Sie bedeuteten urſprünglich ſo viel als heut zu Tag die niedere Gerichtsbarkeit, und ſtanden als ein Surrogat der Landgerichte nicht dem Gutsbeſitzer, ſondern dem Landesherrn zu. Die Vorſteher hieſsen Dorfrichter *Schultheiſsen*, die *Urtheilsfinder* waren Bauern. Mit dem Aufkommen der von den Gutsbeſitzern verwalteten Hofmarksgerichte geriethen die Dorfgerichte in Abgang, und man fing an, ſie auf bloſse Flurſtreitigkeiten und Feldfrevel einzuſchränken. So wie ſich das Dorfgericht mit ſtrittigen Rechtsſachen beſchäftigte, ſo war hingegen die Localpolizey der Gegenſtand des *Ehehaftgerichts*, das man mit jenem in den letzten Jahrhunderten öfters zu verwechſeln pflegt. Vor einem ſolchen Ehehaftgericht muſsten *alle* Inwohner eines gewiſſen Bezirks ſchon vor dem J. 1156 wenigſtens dreymal des Jahrs ſich ſtellen, weswegen es ein Ehehaft — d. i. nothwendiges Gericht, *Colloquium generale* hieſs. Zu gleicher Zeit ſtellten ſie *Rügegerichte* vor, vor welchem die Gerichtsuntergebenen ſich wechſelſeitig zu denunciiren oder zu *rügen* durch auferlegte Eide verbunden waren, welches endlich im J. 1365 als eine drückende Unterthansbeſchwerde abgeſchafft wurde. Die *Baudinge* ſind kein ſo ganz und gar unerörterter Gegenſtand, wie der Vf. glaubt. Schon *Grupen* handelt davon, beſonders aber *Schnitzlein* in den *Selectis Norimbergenſibus*. Rec. hält ſie aber nicht ſowohl für ein Ehehaftgericht, als für eine *Hofſprache*. — Nachdem man dem Vf., der allenthalben eine tiefe Kenntniſs der Geſchichtsquellen, einen glücklichen Scharfſinn und eine gute Darſtellungsgabe, welche nur oft nach zu groſser Gedrängtheit ſtrebt, an den Tag gelegt, mit geſpannter Aufmerkſamkeit bis zum Ende des erſten Theils gefolgt, erwartet man ganz natürlich im zweyten Theil die weitere Entwickelung der ſtändiſchen Gerichtsbarkeit, beſonders aber eine pragmatiſche Darſtellung des im J. 1311 vom Herzog Otto geſchehenen ſogenannten *groſsen Gerichtsverkaufs*. Allein von allem dieſen findet man nun weiter kein Wort, auch nichts von Entſtehung der *ſtädtiſchen Gerichtsbarkeiten*, ſtatt deſſen aber weitläufige Digreſſionen über die älteſte landwirthſchaftliche Cultur, Sprache und Knechtſchaft in Baiern, wobey man zwar freylich auf die intereſſanteſten Bemerkungen ſtöſst, nur daſs man nicht weiſs, wie ſie ſich *hieher* verirrt; und beynahe einer Satire auf den guten Herzog Otto, König von Ungarn, ſieht es gleich, daſs in dieſer ſogenannten Geſchichte deſſelben in der That nicht ein Jota von ihm zu finden iſt. Sehr ausführlich beſchäftigt ſich der Vf. im *zweyten Theil* mit der Unterſuchung über die *Barſchalken*, die er für eine zahlreiche Klaſſe für ihre Perſon vollkommen freyer, in Rückſicht ihrer Güter aber dienſtbarer Bauern hält. Sie heiſsen in den baierſchen Urkunden: Baren (d. i. Freyen) Barmänner, Barleute, Bargilden, Landſaſſen, *Liberi homines, qui de ipſa terra condixerunt facere ſervitium, Tributales, Proſeliti*, d. i. *Liti pro ſe. Leute für ſich, Coloni*, die man den Leibeigenen entgegenſetzte. Ihre Güter nannte man *Barſchalksleben*, *Barſchalksroden*, neben denen ſie öfters noch vollkommen eigene Güter, ja ſogar Leibeigene, beſaſsen. Sie verheiratheten ſich mit keiner Leibeigenen, galten als tüchtige Zeugen vor Gericht, und hatten die Pachtungen aller geiſtlichen und adelichen Güter faſt ausſchlieſslich in ihren Händen. Schon im 7ten und 8ten Jahrh. findet man ſie in den ſüdlichen Alpen Baierns, im Salzburgiſchen und Chiemgau zu ganzen Schaaren, im 9ten Jahrh. in Oberbaiern, im 10ten an der Iſer und Donau, im 11ten und 12ten in allen Gegenden Baierns. Auſserhalb Baiern waren ſie, vielleicht nur unter einem andern Namen, nicht minder zahlreich. Der Name, aber gewiſs nicht die Sache, verlor ſich im 13ten Jahrhundert. Verwandt mit ihnen ſind die *Hiltſchalken*, *Huldeſchalken*, Huldſaſſen, Holden, *Servi legitimi*, die über ihre Dienſtbarkeit einen beſondern Vertrag, Hulde, Huldigung genannt, eingegangen hatten.

Uebrigens glaubt Rec., bey Unterſuchung der alten Gerichtsverfaſſung ſollte man hauptſächlich auf den Geiſt der alten *Genoſſenſchaften* Rückſicht nehmen. So wie nämlich mehrere Perſonen im Beſitz eines gewiſſen Rechtes, d. i. in einem *Banne* oder *Frieden* waren, ſo hatten ſie unter einander auch gewiſſe Regeln feſtgeſetzt, nach welchen ſie ſich in ihrem gemeinſchaftlichen Genuſs zu richten verſprachen. Alſo hatten mehrere Theilnehmer eines Forſtfriedens ihr *Forſtgericht*, die Einwohner eines Dorfes ihren Dorffrieden oder *Dorfgericht*, die Einwohner einer Grafſchaft ihren Grafenbann oder *Landgericht*, der Inbegriff aller Vaſallen ihr *Lehengericht*, die ſämmtlichen Hofhörigen einer Grundherrſchaft ihre *Hofſprache*. Von dieſen zahlreichen Genoſſenſchaften war zwar eine ausgebreiteter als die andere, ſie beſtanden aber alle mit *gleichem Recht* neben einander, keine vermochte in den Frieden der andern zu greifen, keine war der andern *ſubordinirt*. Erſt als ein Abbild der hierarchiſchen Verfaſſung entwickelten ſich endlich die Begriffe von höhern und niedern Gerichten.

Paris, b. Bridel: *Revolutions de l'Inde pendant le dixhuitieme Siecle ou Memoires de Typoo - Zaheb, Sultan de Maiſſour, ecrits par lui meme et traduits de la langue indoſtane. Publiés par A. Fantin des Odoards.* T. I. 382 S. T. II. 358 S. 1796. 8.

Der Titel iſt freylich anlockend genug, aber der Kunſtgriff des Vf., ſein Publicum mit einem berühmten Namen zu täuſchen, wird bey dem erſten Aufſchlagen ſichtbar. Sultan Tippo Saheb ſoll dieſe Memoiren, oder dies elende Machwerk eines pariſer Striblers verfaſst, ſeine Geſandten davon eine in Hydernagur gemachte franzöſiſche Ueberſetzung ſchon vor der Revolution nach Frankreich gebracht, und Hr. *Fantin*, nebſt dem Grafen *Mirabeau*, den Stil verbeſſert haben, welche er nach des Letztern Tode in dieſer traurigen Geſtalt, als ein höchſt wichtiges Denkmal der neuern Geſchichte von Hindoſtan von einem ihrer thätigſten Theilnehmer bekannt macht. Allein dem myſoriſchen Fürſten gehört keine Sylbe von die-

ſem geiſtloſen Geſchreibſel, das überall franzöſiſche Denkungsart, Flüchtigkeit, und die unverzeihlichſte Unbekanntſchaft mit den hier abentheuerlich zuſammengeſtoppelten Gegenſtänden zeigt.

Tippo Saheb würde ſeine Bemerkungen über Hindoſtan in der perſiſchen, und nicht in der malabariſchen Sprache, wie es in der Vorrede heiſst, aufgeſetzt haben. Er würde unmöglich bey Begebenheiten, die ihn ſo nahe angingen, und woran er ſelber ſo viel Theil nahm, nicht franzöſiſche Schriftſteller, wie den Abbé *Rainal*, oder den *Maitre de la Tour* wörtlich abſchreiben. Der Letztere iſt der Verfaſſer einer Geſchichte des Fürſten Hyder Ally, die durch *Sprengels* Verdeutſchung bekannt genug iſt. Er konnte in der Geſchichte ſeines Hauſes, und der Geographie ſeiner eigenen Staaten unmöglich ſo ſchlecht bewandert ſeyn, als man es faſt auf allen Seiten, oft bis zu den lächerlichſten Irrthümern findet. Dagegen ſind dem Sultan kleine unbedeutende Begebenheiten in Europa beſſer bekannt, wie Vorfälle, die in ſeinem Gebiete, oder an deſſen Grenzen ſich ereigneten. Er ſchildert Scenen am Hofe Ludewigs XV in den letzten Jahren ſeiner Regierung, als wenn er das Leben der Barry oder andere Broſchüren dieſer Zeiten vor ſich hätte, und die Erſchütterungen und Schickſale der franzöſiſchen und engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaften beſchreibt er, als wenn er ſelber in den Verſammlungen ihrer Mitglieder geſtimmt, oder ſeine Bemerkungen aus dem Rainal geſchöpft hätte.

Eigentlich enthält das Werk eine aus mehreren Schriftſtellern eilfertig zuſammengeraffte Geſchichte der neueſten Revolutionen von Hindoſtan, der dortigen Kriege zwiſchen den Engländern und Franzoſen, und anderer ſo oft beſchriebenen Begebenheiten dieſes Jahrhunderts. Ohne den vorher angeführten Biographen Hyder Allys würde Hr. F. das wenigſte von den ihm wörtlich nacherzählten indiſchen Händeln erfahren haben, und dieſem Vf. gehört ein beträchtlicher Theil dieſes Werks in den Jahren von 1750 bis 1784 eigenthümlich zu. Woher die neuern Begebenheiten entlehnt ſind, wiſſen wir nicht; aber ſeine Angaben, Uebertreibungen, und unzählichen Unrichtigkeiten zeigen zu deutlich, daſs er blindlings elende Ueberſetzungen, oder ſeichte Stoppler abſchrieb. Wenn haben wohl die Engländer mit den Seiks Kriege geführt, und dieſe Nation ausgerottet? Ihr Cordon in der Provinz Auhd hat zwar zuweilen einzelnen Räuberhaufen der Seiks ihre Beute wieder abgejagt; aber mit der Nation ſelber waren ſie nie im Kriege verwickelt, und ſo wenig wir auch von ihrer neuern Geſchichte wiſſen, ſo bleibt es doch ausgemacht, daſs dieſe Nation ſich noch in ihren Eroberungen behauptet. Am Ende zeigen die Namen der Heerführer und eroberten Plätze, daſs Hr. F. die Seiks mit den Rohillas verwechſelt. Dieſen letztern ſoll ſogar Hyder Ally Hülfstruppen zugeſandt haben, obwohl aus den actenmäſsigen Unterſuchungen über den Rohillakrieg bekannt genug iſt, daſs myſoriſche Truppen ſich nie ſo weit von ihrem Vaterlande entfernten, oder nur entfernen konnten.

Da die trockne Erzählung den Europäern meiſt unbekannter indiſcher Vorfälle dem Vf. nicht viele Leſer zu verſprechen ſchien; ſo hat er die Geſchichte des Fürſten Hyder Ally reichlich mit Abentheuern, Liebeshändeln, und einer Menge romantiſcher Auftritte ausgeſtattet. Dieſer Fürſt wird auf einer Reiſe nach Perſien, welche keine Spur von Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, von ſeiner Begleitung geplündert, und geräth nach langem Umherirren in die Hände der Räuber, die ihn als einen Sklaven in Baſſora verkaufen. Eine reiche Wittwe, die ihn kauft, verliebt ſich in den ſchönen Sklaven, er erzeugt mit ihr verſchiedene Kinder, und ſie läſst ihn wieder nach Hindoſtan zu ſeiner Familie reiſen. Aber hier vermählt er ſich in Agra, (alle glaubwürdigen Nachrichten ſchweigen, daſs Hyder je dort geweſen;) mit Tippo Sahebs Mutter, einer ältern Geliebten, die ſchon einmal während ſeiner langen Abweſenheit nach indiſcher Weiſe den Scheiterhaufen beſteigen wollte, und dergleichen Fictionen finden ſich mehr, die Geſchichte zu verlängern.

Wir übergehen die Fehler in einzelnen Angaben, die Nachläſſigkeit, welche das Ganze charakteriſirt, die Sprünge von einem Ende Hindoſtans bis zum andern, und die offenbaren Verdrehungen der bekannteſten Thatſachen. Jedem Leſer werden ſie von ſelbſt auf allen Seiten aufſtoſsen, und ihm zeigen, daſs dem Vf. Anlage und Kenntniſſe fehlten, die noch lange nicht aufgehellte indiſche Geſchichte zu bearbeiten. Vielmehr iſt dieſe durch ſeine geiſtloſe, ſtümperhafte Behandlung in ein neues undurchdringliches Dunkel verhüllt worden, ohne dem Leſer, der über dieſen Gegenſtand Belehrung wünſcht, die Sache im mindeſten zu erleichtern. Wir haben daher mit Verwunderung die Anzeige einer deutſchen Ueberſetzung geleſen. Sollte dieſe wirklich erſcheinen; ſo müſſen wir ihrem Vf. eine recht ſorgfältige Berichtigung unzähliger Thatſachen empfehlen. Unſer Publicum, durch beſſere Schriften über dieſen Gegenſtand unterrichtet, kann es ihm unmöglich verzeihen, mit Hn. *F.* zu wiederholen, daſs Tippo Sahebs Vorfahren ſchon im vorigen Jahrhundert Herren von Myſore und Canara waren, daſs ſie den Engländern die Inſel Bombay abtraten, daſs Bangelor ein vermeynter Seehafen in Canara, der immer mit der Feſtung Bengelor im Innern von Myſore verwechſelt wird, Tippos Vorfahren ſeine Gröſse verdanke, daſs der bekannte Suba von Dekan Niſam ul Mulk marattiſcher Abkunft geweſen, und hunderte von ähnlichen Schnitzern, durch deren Wiederholung wir unſere Anzeige nicht verlängern mögen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. April 1797.

GESCHICHTE.

Hamburg, mit allergnädigſter Kaiſerlichen Freyheit: *Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgiſchen unpartheyiſchen Correſpondenten.* Anno 1796. gr. 4. Nr. 1—210. (wöchentlich in vier Blättern.)

Beynahe iſt das erſte Jahrhundert dieſer Annalen der neuern Weltgeſchichte vollzählig, denn ſchon im Jahre 1710 nahm ſie unter dem Titel: *Schiffsbecker Poſthorn* ihren Anfang. Es iſt bekannt, daſs dieſe Zeitung auf dem ganzen Erdball, ſo weit europäiſche Cultur und deutſche Sprachkenntniſs, und Auswanderungsſucht reicht, und ungeachtet des neuen Inquiſitionsverbots, gewiſs auch in Portugall geleſen wird, und daſs ſie theils im Nachdruck, theils durch Ueberſetzungen (wie zu Warſchau vom Abbe *Monflambert*) ſich vervielfältigte; daher auch die juriſtiſche Obſervanz den gerichtlichen Inſerten die Kraft einer *Univerſal*bekanntmachung beylegt. In politiſcher und ſtatiſtiſcher Beziehung iſt ſie auch von einigen Reiſebeſchreibungen gewürdigt, und in dem Journal: von *Niederſachſen* (1789. II. 213.) findet man ſelbſt eine Schilderung ihrer Verfaſſer. Der altfränkiſche Titel, welcher noch ganz das ehrwürdige Gepräge des Alterthums hat, drückt den Umfang und zugleich auch das Verdienſt dieſer Zeitung vollkommen aus. Auſser ihrem Gebiete liegt nichts was *Neu* iſt, ſobald es für den gröſsern Theil der Leſer ein Intereſſe hat; die allumfaſſende Reichhaltigkeit des Inhalts erſtreckt ſich über alle Zweige menſchlicher Kenntniſſe. Das Gedächtniſs erliegt faſt, in Durchleſung eines ſolchen Jahrgangs, unter der Maſſe der Ereigniſſe, unter der Vielſeitigkeit der Anſichten, und dem Viellaut der Benennungen, und es wird gewiſs eine ganz eigene Verläugnung oder Sammlung der Geiſteskräfte dazu erfodert, um, wie ein noch lebender Staatsmann es ſich zur Gewohnheit gemacht hat, einen Jahrgang dieſer Annalen in zuſammenhängender Folge, des Unterrichts wegen, zu recapituliren, oder ihn mit *Lichtenberg* (Göttingiſcher Taſchenkalender von 1796. S. 196.) bey traurigen Ausſichten zum *Troſt* zu leſen. Wenn in den Epochen des verfloſſenen Jahrs Cormartin, Clairfait, die Tochter Ludwigs XVI, Charette, Malmesbury als Unterhändler und Hoche als Kreuzfahrer, Wochenlang ausſchlieſslich die Blätter ganz ausfüllten, und jeder von ihnen, den glücklichen Corſikaner ausgenommen, wie ein Meteor wiederum verſchwand; ſo wird hier der Hauptfaden aller Ereigniſſe feſtgehalten. Hier iſt ein groſses Archiv für die Menge von Waffenſtillſtands-, Friedens- und andern Verträgen angelegt, durch deren Superfötation das Jahr 1796 in den Annalen des Völkerrechts ſich auszeichnet. Neben dieſen weitläuftigen Urkunden (wie z. B. Nr. 113. die fränkiſch-preuſsiſche Declaration 6½ Spalten füllt) wurde kein gleichzeitiges Ereigniſs vernachläſsigt, ſondern z. B. von der Reiſe der königlichen Familie von Portugal und Spanien, von den innern Folgen der Regierungsveränderungen in Schweden, Sardinien und in Ruſsland, und von der bataviſchen Staatsumwälzung ein vollſtändiges Gemälde entworfen. Wenn Deutſchland und Italien zugleich im Kämpfen bluteten, ſo wurde kein neues wichtiges Ereigniſs aus dem ruſſiſch-perſiſchen Kriege, aus der Inſelwelt, und aus beiden Indien (S. die 111. Nummer), auch nicht das Schreiben aus *Thorn*, *Buchareſt* und aus Coſswith, ja ſelbſt der ſtehende Artikel von Kopenhagen, mit unbedeutenden Neuigkeiten, nicht bey Seite gelegt. Daneben blieb das Local der Zeitung durch die Anzeige der hamburgiſchen Amtsernennungen und Todesfälle kenntlich, indem nur die Handelsereigniſſe den ſogenannten *Adreſscomtoir-Nachrichten* überlaſſen werden. Dieſes alles machte freylich die Verdoppelung der Seitenzahl, und die Anfügung beſonderer Beylagen nothwendig, und daraus entſteht dann ein Koſtenaufwand, welchen nur allein ein auſserordentlicher Debit, und ein Ertrag, wie ſolcher ſich aus der Menge der eingeſandten Artikel von bürgerlichen Verhältniſſen ergeben mag, erſetzen kann. Auch dieſes letztere Vehikel, um in der gröſsten Entfernung Verhältniſſe zu unterhalten, vereinigt in dieſen Blättern das Intereſſe von Deutſchland und den nordiſchen Reichen.

Zu dem Namen eines *Correſpondenten* berechtigt hier die Menge handſchriftlicher Quellen, welche, als *Schreiben* bezeichnet, ſowohl den auch hier gehäſsigen Ab- und Nachdruck aus andern Zeitungen, als auch den, leider! üblichen Behelf mit Datums- und Ortsveränderungen entbehrlich machen. Man bemerkt leicht, daſs die Correſpondenten in *London* und *Paris* mit richtiger Beurtheilungskraft aus guten Quellen ſchöpfen; und wenn das Gerücht als erſtern den bekannten Wendeborn nennt, ſo lobt nicht bloſs der Name, ſondern auch das Werk den Meiſter, deshalb z. B. entging der Correſpondent, faſt allein, dem Mährchen von Burkes Tode. Sobald auf eine Gegend die Nachbarſchaft, oder der Sitz merkwürdiger Ereigniſſe, die Aufmerkſamkeit heftete; wurde ein neuer Correſpondent angeworben, und daher findet man hier oft aus Frankfurt, Botzen u. ſ. w. drey gleich-

gleichzeitige Schreiben in einer Reihe. Nur ſelten bemerkt man daher Spuren einer Manipulation, wie ſie Schubart nach eignem Geſtändniſs (ſ. *ſein Leben* II, 9.) für ſeine *Chronick* brauchte, ſelten den Gebrauch der Scheere, welche das Lieblingswerkzeug ſo vieler Zeitungsverfaſſer iſt. Daher kam es auch, daſs die Rheinzeitungen ſehr oft die Vorfälle ihrer Gegenden aus dem Correſpondenten entlehnten.

Aus dieſem Briefwechſel entſteht das Verdienſt der Neuheit, weil ſie eine Benutzung der nächſten Poſten oder auſserordentlicher Gelegenheiten möglich macht. Mit letztern gingen faſt immer die Pariſer Nachrichten ein, unter andern auch die mittelſt Extrazettel zu Nr. 193. gemeldete Nachricht von dem Tode der Kaiſerin Katharine, welche man in ganz Deutſchland noch Tagelang nachher bezweifelte, und deren Abdruck in andern Zeitungen, ſogar zum Widerruf und zu diplomatiſchen Beſchwerden Anlaſs gab. Indeſs ſcheint dieſes Beſtreben bisweilen durch den Einfluſs der Cenſur beeinträchtigt zu ſeyn, indem z. B. die Neutralitätsconvention vom 4. Auguſt, ungeachtet ſie das nördliche Deutſchland betrifft, erſt ſpät (in Nr. 190.) aus der ſüdlichen Literatur aufgenommen wurden.

Das vorzüglichſte des Titels iſt die *Unpartheylichkeit*, von welcher das Beſtreben nach Wahrhaftigkeit unzertrennlich iſt. Fox und Pitt, Grenville und Fitzwilliam, der Redacteur und die Quotidienne haben gleiche Rechte. Bey anſtöſsigen oder zweifelhaften Nachrichten, — wenn ſie nicht etwa künſtlich unter den *vermiſchten Nachrichten* verſteckt werden konnten, — iſt die Quelle angeführt, ohne, wie es in einigen Reichszeitungen Mode geworden, ſich auf den Gemeinplatz eines *neutralen Blatts* zu berufen. Dieſes machte während des gegenwärtigen Krieges die glückliche Lage von Hamburg möglich, wo dieſe Zeitung ruhig ihren Gang fortwandelt, ohne wie ihre Schweſtern in Frankreich, Italien, Holland, und in Belgien, und ſelbſt zu Baſel, ſo wie in Deutſchland die Rheinblätter in Mannheim, Frankfurt, Cölln und Weſel, durch den Kriegsdrang aufgehalten, oder aus ihrer Richtung gebracht zu werden.

Keineswegs bewährt ſich aber dieſe Unpartheylichkeit in den ſogenannten *gelehrten Beylagen*, denen vielmehr eine meiſt unmotivirte Anpreiſung aller und jeder neuen literariſchen Produkte, das Gepräge gehäſsiger Partheylichkeit, oder das Anſehn einer, wie etwa bey Leichenpredigten, bezahlten Pflicht zu loben, giebt. So findet man hier die *Encyklopädie* von *Dinger* angeprieſen, welche *Moſer* in ſeinen *politiſchen Wahrheiten* (1796. 8. 209 S.) aus dem Zeitungslobe zu vertilgen wünſcht. Einſt beſorgte ja *Leſſing* den literariſchen Theil der *Voſſiſchen* Zeitung in Berlin und noch jetzt wird *Ebeling* als Theilnehmer eines andern Blatts in dieſer Hinſicht genannt. Warum ſollte denn der Correſpondent ſich von dieſen Flecken nicht ſaubern können? Sollte aber die Zudringlichkeit der Einſender zur Obſervanz geworden ſeyn, ſo wäre es beſſer, daſs die literariſche Kritik von dem Umfange dieſer Blätter ganz und gar ausgeſchloſſen würde.

Durch zweckmäſsige Auswahl der Lettern wiſſen die Vf. für das Auge des ungeübten Leſers, das Wichtige der Nachricht oder den Knoten der Widerſprüche ſehr geſchickt heraus zu heben, und faſt nie iſt ein Artikel durch geographiſche Unkunde, oder durch Incorrectheit der Namen entſtellt. Auch ſind die Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, wodurch hier den meiſten deutſchen Zeitungsverfaſſern vorgearbeitet wird, genau und ſorgfältig bearbeitet.

Der Geſchäftsmann und Geſchichtsforſcher, der, wie das 299. Stück des Reichsanzeigers von 1796 beweiſet, die neueſten zwanzig Jahrgänge ſchon jetzt mit vier Friedrichsd'or bezahlen muſs, vermiſst, neben einem Jahrestitel, den die Regensburger, Erlanger und die deutſchen Frankfurter Zeitungen führen zugleich ein Sach- und Perſonen-Regiſter, wie ſolches der *Schwäbiſche Merkur* und die *Schwäbiſche Chronik* haben. Eine fortlaufende Seitenzahl, wie bey den Nürnberger Zeitungen, würde den Geſchäftsgebrauch ebenfalls erleichtern.

Frankfurt a. M.: *Journal de Francfort*, avec Privilège de ſa Majeſté Imperiale. 1796. Nr. 1—337. gr. 4.

Die geringere Zahl der Nummern in Verhältniſs zu der Vollzahl des Jahrs zeigt ſchon an, daſs dieſes politiſche Tagblatt in dem verfloſſenen Jahre ebenfalls mit ſo vielen andern den Wanderſtab hat ergreifen müſſen. Am 14. Jul. floh es vor den Franzoſen, welche ihm wegen des Condéiſchen royaliſtiſchen Bulletins, vorzüglich aber wegen einer Anmerkung über Marceau's Brandſchatzungsſyſtem, nicht hold waren, nach Würzburg, und von da allmählig über Nürnberg und Regensburg nach Ansbach. Dadurch entſtanden obige Lücken, für welche aber, nach der Rückkehr in die befreyete Vaterſtadt am 16. September die Leſer theils durch die zwiefache Beſorgung in Frankfurt und in Ansbach, theils auch durch intereſſante Nebenblätter (*Supplements*), wie z. B. zu Nr. 156. 288. 336. u. ſ. w. entſchädigt worden.

Während der Flucht wurde auf Befehl der franzöſiſchen Generalität, der Mangel einer franzöſiſchen Zeitung in Frankfurt durch eine Ueberſetzung des deutſchen Journals von Frankfurt in geſpaltenen Columnen ergänzt, welche für den Grammatiker ein fruchtbares Feld zu Kritiken liefert. Aus dieſer Zwitterzeitung entſtand im Auguſt ein *Nouveau Journal de Francfort*, das nach einer monatlichen Dauer den Titel der *Gazette de Francfort*, und ſpäter den des *Courier du bas Mein* annahm.

Die bey dem vorhergehenden Jahrgange in Nr. 84. der A. L. Z. von 1796 geprieſenen Vorzüge bewähren ſich auch in dieſem. Der allgemeine Tadel der *Encyklopädie*, nach welchem die Abfaſſung der franzöſiſchen Zeitungen in Deutſchland zum Verderb dieſer Sprache vieles beygetragen, findet hier gewiſs keine Anwendung. Insbeſondere iſt auch die Mannichfaltigkeit der Nachrichten weder durch die herrſchenden

den Materien eines jeden Zeitraums, noch durch die Fülle der officiellen Actenſtücke verdrängt worden.

Von den durch die moderne Publicität in das Zeitungsfach gediehenen, Staatsſchriften und Tractaten ſind gewöhnlich nur zweckmäſsige Auszüge herausgehoben, auſser in den Nummern von 147. 156. 233. 258. 272 u. 280., wo es um die ausführliche Mittheilung zu thun war, oder bey der *nördlich-deutſchen* Convention vom 4. Auguſt, und den ſolche betreffenden Noten (in Nr. 295 u. 322.) welche dieſes Journal *zuerſt*, als einen Leckerbiſſen für alle europäiſche Zeitungen, lieferte. Von des engliſchen Unterhändlers Bieds Ankunft zu Paris (in Nr. 8.) haben die Vf. den zarten Faden der Friedensunterhandlungen durch die Wickhammſche Correſpondenz (Nr. 299.) bis zu den Malmesburryſchen Anträgen fortgeſponnen; jedoch iſt darin ihrer Aufmerkſamkeit die *v. Dagelmanniſche* Note vom 4. Junius entgangen, welche erſt durch La Croix Aeuſserungen bekannt wurde. Bey den militäriſchen Nachrichten iſt indeſs der Zwang der Cenſur ſehr bemerklich.

Von der politiſchen Behutſamkeit dieſer Zeitung iſt das ein Beweis, daſs ſie, ausgenommen in den ansbach-fränkiſchen Angelegenheiten (Nr. 247. 249. 316.) ſich nie zum Kampfplatz für die ſtreitenden Theile herzugeben gezwungen wurde. Von der Auswahl der Quellen zeugten insbeſondere die handſchriftlichen Artikel von Wien, Regensburg, Bremen und Conſtantinopel, und aus den ſo koſtbaren pariſer Blättern iſt die Quint-Eſſenz, ſelbſt mit ſchlauer Rückſicht auf die Toilette des ſchönen Geſchlechts herausgehoben. Für den Literator hat man mehrere Anzeigen von claſſiſchen Schriften der Politik, z. B. von *Aukland*, *Calonne*, *de l'etat reel de la france* u. ſ. w. und für den Auswärtigen Handelsſtand faſt gegen den Willen des Einheimiſchen, den Frankfurter Wechſelcurs beygefügt, durch die ſich ohnedem belohnenden Privatanzeigen aber nur wenig Raum für das Weſentliche abgeſchnitten.

Die politiſche Urtheilskraft der Herausgeber iſt jedoch auch einigemal in dieſem Jahrgange, wie z. B. an dem Gerücht von dem Moreauſchen Einmarſch nach Franken (Nr. vom 18. Sept.) geſcheitert, dagegen iſt bey den engliſchen Nachrichten, welche wegen des Ganges der Cuxhavener Paketboote oft aus den Pariſer Blättern zuerſt entlehnt wurden, die beobachtete Vorſicht zu loben. Bey dem Verdienſt der Mannichfaltigkeit in Anſehung der Gegenſtände vermiſst mancher Leſer gewiſs die beiden Indien, und das feſte Land von Amerika, ſo wie es auch auffällt, daſs ein Journal de Francfort alle neuern Stadtveränderungen, ſelbſt die Bürgermeiſterwahl, unangezeigt läſst, welche andere reichsſtädtiſche Zeitungen nur zu ausführlich mitzutheilen pflegen. Die Rückſicht auf Intereſſe und Staatsklugheit ſcheint nur zu Gunſten der Bulletins de *l'Armee* du Condé und *de Louis XVIII* (z. B. Nr. 137. 164. 171. 268. 290.) beſeitigt zu ſeyn; auch iſt bey den Nominalbezeichnungen, vorzüglich in den ruſſiſchen Artikeln, das Studium der Rechtſchreibung noch immer etwas vernachläſsigt.

Leyden, b. Luzac: *Nouvelles extraordinaires de divers Endroits.* (Mit dem Denkſpruch: Liberté, Egalité, Fraternité.) kl. 4. 1796. Nr. I—CV.

Wenn das Weſen einer Zeitung in einer ſynchroniſtiſchen Parallelſtellung gleichzeitiger erheblicher Begebenheiten beſteht; ſo erfüllt auch der 48. Jahrgang dieſer *Nouvelles*, welche wöchentlich zweymal mit einer oder zwey Beylagen — (*Supplements*) — ausgegeben werden, noch immer auf das Vollkommenſte den Zweck. Auch in der Schreibart und Darſtellungskunſt, ſo wie durch die Lettern, und das Papier und auch durch die Ausführlichkeit der amerikaniſchen Artikel zeichnet ſich dieſe Zeitung auf das vortheilhafteſte aus; nur hat ſie durch die innern Staatsverhältniſſe an Freymüthigkeit, und durch die Seeſperre von Holland, an Neuheit der Nachrichten verloren. Einſt erklärte Ludwig XIV als Jüngling, wie Voltaire ſagt, gegen die Generalſtaaten den Krieg, *pour avoir authoriſé l'inſolence et les ſarcasmes continuels des faiſeurs de gazettes.* Wenn nun noch im Junius 1790 die Gazette de la Haye, wegen eines eingerückten Briefes aus Hamburg Monate lang ſuſpendirt, und 1795 der *Courrantier* der *franzöſiſchen* Geſandſchaft Genugthuung leiſten muſste, — wenn im Jänner 1796 der Profeſſor Johann (Vetter des Stephan) Luzac, von dem Wachſamkeitsausſchuſs denunciirt wurde; ſo iſt die mehrere Zurückhaltung in dieſem Jahrgange, zumal da der Vf. ſie doch mit der Unpartheylichkeit vereinbarte, nicht zu verargen. Für den Leſer iſt indeſs dieſer Zwang, den in Nr. 110. der Vf. ſelbſt eingeſteht, ein wahrer Verluſt, (*carrière ſi penible d'Ecrivain public que la mechanceté remplit pour lui de ſi grands deſagrémens.*) Bey dem Mangel an öffentlichen Leſegeſellſchaften in Holland befinden ſich, die neu entſtandenen Revolutionsblätter, wie z. B. *le Moniteur Batave*, *Bataafſche Courrant*, *le Courier de la Republique Batave* aus dem Haag, im ausſchlieſslichen Beſitzſtande, und dieſe Zeitung verliert daher, ungeachtet des modernen Freyheitsſpruchs, unverdient immer mehr in dem nähern Bezirk ihres Debits.

Venedig, gedr. b. Grazioſi: *Notizie del Mondo, Gazzetta Politica.* anno MDCCXCVI. Num. I—CIV. 4.

Dieſe Zeitung, von welcher zu Venedig wöchentlich zwey Bogen nebſt Beylagen ausgegeben werden, iſt von den letztjährigen Veränderungen im italieniſchen Zeitungsweſen am wenigſten erſchüttert worden. So weit nämlich franzöſiſche Cenſur und Miliz reichte, änderte ſich neben den Formen, wie ſchon der Titel *Monitor Bologneſe;* und das *Giornale patriotico di Baſtia* anzeigt, auch der Zeitungsgeiſt jenſeits der Alpen. — Der *Corriere Tranſalpino*, das *Giornale di Modena*, die *Gazetta di Fort 'Ercole*, ſchöpften lediglich aus franzöſiſchen Quellen, und behielten zum Kennzeichen ſehr oft ſelbſt die Urſprache dieſer Dictaten bey. Ein Zeitungsſchreiber zu Nizza, *Beffroy*, der ſich dieſem nicht fügen wollte, wanderte in das Gefängniſs, und ſelbſt in dem neu errichteten Leſekabinet zu Livorno, welches übrigens neben

neben der Entſtehung ſo vieler neuen Zeitungen, die Abnahme der politiſchen Apathie des Italieners beweiſet, duldete man nur den Stempel der Liberta Eguaglianza. Das Vordringen der Franzoſen in Tirol hemmte am 2. Sept. die *Notizie Univerſali* von Roveredo, welche am 11. Nov. wieder ihren Anfang nahmen, um im Jänner aufs neue unterbrochen zu werden. Nur wenige Blätter, wie das *Giornale di Napoli*, die *Notizie politiche di Palermo* und neben dieſen *Notizie* auch *il nuovo Poſtiglione di Venezia* die *Novelle del mondo*, und die *Gazetta Urbana Veneta* behielten das alte Gepräge bey. Die Zeitungsſchreiber zu Turin bekamen von Buonaparte eine eigene Inſtruction, und ſelbſt die italieniſche Stunden-Uhr wurde in den Zeitungsberichten nach der franzöſiſchen umgeformt.

Mit jenem Gepräge findet man aber auch hier die Spur der ſtrengſten Cenſur, und der durch den Krieg noch vermehrten Langſamkeit und Unregelmäſsigkeit in den Communicationswegen. — *Mancano le recenti Lettere di varie parti* — iſt der Schutzbrief jedes Blattes, und zur Füllung dieſer Lücken dienen die vielen italieniſchen politiſchen Staatsſchriften und Verträge. Literariſche Notizen ſind dagegen weniger beygefügt. Deſto ungebundener iſt das Lieblingsblatt der Italiener, der zu Paris abgedruckte *Italiano a Parigi*, die Läſterchronik von Italien, deren Debit man ſelbſt zu Venedig aus Furcht vor Buonaparte, nicht zu verbieten wagte.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Sommer: *Neues Wochenblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung für Kinder.* Erſter Jahrg. 1794. I. II. III u. IV. Bändchen, jedes 200 S. ohne Regiſter u. Inhaltsanz. Zweyter Jahrgang 1795. I. B. 200 S. (9 gr. das Bändchen.)

Wenn wir bemerken, daſs dem geneigten Leſer in dieſem neuen Wochenblatte für Kinder Räthſel, wie folgendes:

Unſre Zahl muſs man nicht nennen,
Soll man uns ſo bald nicht kennen
Zwey gebähren
Drey ernähren
Vier verzehren
Und gewähren — *die vier Elemente.*

Charaden, wie dieſe: ein Wort mit vier Sylben: die zwey erſten bedeuten etwas, das dem Menſchen Schmerz und Ekel verurſacht. Die zwey letzten bedeuten eine gewiſſe Gattung von Thieren. Das ganze iſt ein Vogel, deſſen Kleid ſehr hoch geſchätzt wird — der *Eyder Vogel* — den alſo der witzige Vf. unſtreitig *Eyter* Vogel ſchreiben muſs — Lieder mit Strophen, wie folgende:

Nicht jubeln wir im freyen Feld
Die Gartenluſt iſt eingeſtellt
Doch kommt zu uns der heilge Chriſt,
Der immer unſre Freude iſt.

Er bringt uns recht viel ſchönes mit
Er giebt uns Aepfel und Bisquit
Auch Nüſse, Püppchen, Marzipan —
Das ſchenkt uns all' der gute Mann. —

oder (Jahrg. II. B. I. S. 161.):

Wie mir ſo wohl iſt an dem Tage der *tief*
Dich in das Gebiete der Unſterblichkeit rief. —

zum Beſten gegeben werden: ſo kann man ſich von dem Geiſte, worinn dieſe Sammlung gefertigt iſt, einen Begriff machen. Rec. will nicht läugnen, daſs hie und da auch ganz nutzbare Notizen aus der Geſchichte, Naturgeſchichte, Technologie u. dgl. vorkommen, die aber Kindern, welche ſonſt einen zweck- und planmäſsigen Unterricht genieſsen, anderwärts her aus ihren Lehrbüchern und Lehrſtunden entweder ſchon bekannt ſind oder noch in gehöriger Ordnung bekannt werden ſollen, und um deren willen es gegenwärtiger planloſen, nur aufs Bogenfüllen abgeſehenen, Compilation nicht bedurft hätte. Die eignen moraliſchen Aufſätze und Erzählungen ſind ſämmtlich äuſserſt flach, unfruchtbar und ohne Intereſſe. Um ſich das Abſchreiben zu erleichtern, haben die Vf. fleiſsig Anzeigen und Beurtheilungen von Kinderſchriften — worunter die beſſern auch wohl ohne ſie bekannt und gewürdigt worden wären — eingerückt, und aus dieſen Stücke mit abdrucken laſſen. Von der in einem Buche zur Bildung von Kindern ſo unentbehrlichen Präciſion im Ausdrucke findet ſich unter andern B. I. S. 67. ein Beyſpiel: man hält den zu Philadelphia in Amerika *lebenden* und im Jahre 1790 *verſtorbenen* D. Franklin für den Erfinder der Gewitterableiter. — Was ſoll man zu der pädagogiſchen Maaſsregel ſagen, daſs B. I. S. 88. einem Kinde, welches den Fehler der Zerſtreutheit an ſich hat, und vermuthlich dieſe Blätter mit leſen mag, gedroht wird, es, wenn es ſich nicht ändert, in der Folge hier namentlich vor dem Publicum zu nennen. — Noch dient zur Nachricht, daſs man hier nicht bloſs Aufſätze für Kinder, ſondern auch mit unter von Kindern findet, wie unter andern B. I. S. 23. das Lied eines eilfjährigen Mädchens. Das Kind hat wirklich — wenn man über die Gedankenleere hinweg ſieht — zur Verſification ganz leidliche Anlage: aber wir würden es bedauern, wenn ſeine Eitelkeit durch öfteren Abdruck unreifer Verſuche weitere Nahrung erhielte. Auſser dem ſehr ſtark zu beſorgenden Schaden für ſeine ganze Sittlichkeit wäre es ſchon nicht wenig zu beklagen, wenn es, wie ſich mit Zuverläſsigkeit vorausſagen lieſse, auf dieſem Wege dereinſt die Anzahl ſolcher Schriftſteller und Dichter, wie die erwachſenen Vf. des gegenwärtigen Wochenblatts, vermehren ſollte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. April 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LONDON, b. J. Johnſon: *Obſervations on the miraculous Conception and the teſtimonies of Ignatius and Juſtin the Martyr on that ſubject.* in a ſeries of lettres to the *Rev. Mr. Nisbett*, occaſioned by *his Appeal to the Publik and his obſervations on Dr. Prieſtley.* to which are added *Remarks on Mr. Wakefields Opinion concerning Matth. XXVII. 5.* By *John Pope*, Tutor in the belles Lettres and claſſical Litterature at the New-College, Hakney. 1792. 390 S. 8. (2 Rthlr.)

Prieſtley hat bekanntlich in reichem Maaſs erfahren, was es heiſse, ſchriftſtelleriſche Gegner aus einer vom Staate begünſtigten Religionsparthey wider ſich zu haben, welche, an ſtatt wiſſenſchaftlich zu unterſuchen, für das hergebrachte nicht bloſs *pro aris* ſondern auch *pro focis* ſtreiten. *Venn, Horsley, Bladan, Burn* haben in dieſen Kriegen des Herrn oder beſſer: in dieſen Kämpfen um die Herrſchaft, (*the eſtabliſhment*) weder der Wahrheit etwas gewonnen, noch ſich oder ihrer Parthie Ehre gemacht. Und wenn dagegen der berühmte Biſchoff von Waterford, *Newcome*, von beiden Theilen mit Achtung genannt wird, ſo vergaſs ſich ein in der Rolliade verewigter Politiker unter den Biſchöffen ſo weit, daſs er Prieſtley und eine Margarethe Nicolſon in eine Claſſe ſetzte. Dieſe Art von Reitzbarkeit war, wie ſich P. ausdrückt, beſonders 1791. unter dem Engliſchen Clerus gewiſſermaſsen epidemiſch. Auch die nächſte Veranlaſſung des Nisbettſchen Appeals, welcher hier geprüft iſt, beweiſst, wie eilfertig N., einer jener berufenen und beſoldeten Vertheidiger des verfaſſungsmäſsig geltenden Credo, eine Gelegenheit aufhaſchte, bey welcher einer von den Diſſentirenden perſönlich in ein gehäſſiges Licht geſtellt werden konnte.

Im *Theological Repoſitory Vol. IV.* zeigte Prieſtley in einer eigenen Abhandlung und alsdann auch in ſeiner *Hiſtory of early Opinions concerning Jeſus Chriſt* (1786. 4 Bde. in 8.) noch weiter ſeine Gründe, weswegen die *Erzählungen*, welche wir *jetzt* bey Matthäus und Lucas *von der wundervollen Empfängniſs Jeſu* leſen, nicht als *Geſchichten* von einem hiſtoriſch genugſam beglaubigten Factum anzuſehen ſeyen. Seine Hauptgründe waren: daſs den Offenbahrungsglaubigen ein eigentlicher Zweck, weswegen jenes Wunder geſchehen ſeyn ſollte, weder auf dem Wege der Offenbarung bekannt gemacht noch ſonſther zu erkennen ſey; daſs vielmehr in der ganzen Geſchichte Jeſu und der Apoſtel nirgends auf ein ſo wunderbares Factum zurückgedeutet, nirgends davon irgend ein Gebrauch, wie doch, wenn ein Wunder nicht vergeblich geſchehen ſeyn ſoll, zu erwarten iſt, in Lehren oder Ermahnungen für die Chriſten gemacht werde; daſs beſonders Marcus und Johannes vom Factum ſelbſt eben ſo wenig, als von einer daraus zu ziehenden Anwendung eine Spur haben; daſs die beiden jetzt im Anfang des Evangg. des Matthäus und Lucas befindlichen wundervollen Erzählungen davon unter ſich beträchtlich differirten und zum Beyſpiel des Kindes Jeſus Transportation von Bethlehem nach Aegypten und Joſephs erſter Gedanke von da aus nach Judäa wieder zurück zugehen (Matth. 2, beſ. v. 21 bis 23.) mit der Erzählung Luc. 2, 39. daſs Jeſu Aeltern „nach den zu Jeruſalem vollbrachten Gebräuchen" nach Nazareth zurückgereiſst ſeyen, ſchwerlich *genau* vereinbar ſey; daſs endlich überhaupt die Erzählungen bey Matth. und Lucas ein ſpäterer Zuſatz zu ſeyn ſcheinen, worüber es nicht an hiſtoriſchen Verdachtsgründen mangle; und daſs von ihnen bey den älteſten Kirchenſchriftſtellern, ſo, wie bey den früheſten Gnoſtickern, in deren Syſtem ſich doch eine wundervolle Empfängniſs Jeſu ſo gut gepaſst hätte, und bey einem Theil der Ebioniten, ſolche Data, welche ihre Aechtheit erweiſen könnten, mangeln.

Die Kraft einer ſolchen Argumentation zu fühlen oder nach ihrem ganzen Gefühl einzugeſtehen, iſt nun freylich *überall* nicht Jedermanns Ding. Diejenigen alle, welche ſolche Meynungen als einen *alten Beſitz* betrachten, nehmen ſich dabey gar gerne nach dem juriſtiſchen Grundſatz: daſs, wer den Beſitzſtand für ſich hat, darinn ſo lange geſchützt werden müſſe, bis ihm das Unrechtmäſsige und Ungültige davon vollig erwieſen iſt. Sie glauben alſo leicht, als die *beati poſſidentes*, den ganzen Beweis auf die Bezweifler devolviren zu dürfen. Sie fodern, daſs von den ſtreitigen Geſchichtangaben jener Art die logiſche Unmöglichkeit, ſie für hiſtoriſch wahr zu nehmen, dargethan werden müſſe, und bedenken nicht, daſs gerade derjenige, welcher auf ein Datum einen Beſitz der Wahrheit gründen will, dieſes Datum erſt an ſich zu bewähren und alsdann gegen alle nicht unverſtändige Zweifel zu rechtfertigen habe, ehe er irgend etwas daraus weiterhin folgern darf. Sie ſelbſt müſsten zeigen, nicht bloſs daſs ſich die Zweifel allenfalls und durch allerley Künſte löſsen oder wenigſtens mindern laſſen, ſondern vorzüglich und ohne Rückſicht, ob Zweifel dagegen aufgeſtellt worden ſind oder nicht — dieſes: daſs das *Erzählte* nach hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit betrachtet unter die erwieſenen *Facta* zu ſetzen ſey, das heiſst, daſs es nicht nur *gewiſs*

Google

von glaubwürdigen Gewährsmännern erzählt und aufgezeichnet, ſondern daſs es auch, gerade wie dieſe es erzählen, *gewiſs* geſchehen ſey. So lange dieſe hiſtoriſche Bewährung nicht wirklich da iſt, ſo lange bleibt ein ſolches Erzähltes, ſelbſt wenn kein einziger Zweifel dagegen ſtünde, nur ein Erzähltes, das man ſtehen läſst, in ſo weit nichts bedeutendes darauf beruhen ſoll. Bliebe es aber auch Millionen von Jahren auf dieſer Stufe einer an ſich unerwieſenen, obgleich auch nicht bezweifelten Erzählung ſtehen, ſo würde das nicht erwieſene und nur bittweiſe ſtehen gebliebene durch all dieſe Zeitlänge um kein Haar erwieſener, wenn auch Milliarden von Nichtprüfern, denen es ohne Erweiſs gegolten hatte, aufgezählt werden könnten.

Mit Verkennung dieſer für ſo manchen hiſtoriſchen Beſitz höchſt unangenehmen Foderungen, auf denen Prieſtley in der angeführten Abhandlung ſtrenge beſteht, verſuchte auch *Nisbett* den längſt ausgetretenen Weg, einigen der gemachten Zweifel eine Löſung entgegen zu ſetzen, mit der triumphirenden Mine, wie wenn, eine Erzählung, gegen welche allerley Zweifel von verſchiedenen Gehalt dem Forſcher auffallen, alsdann, ſobald von einigen derſelben gezeigt werde, daſs ſie an ſich nicht entſcheidend ſeyen, in die Reihe der erwieſenen Geſchichten zu treten befugt ſey. Die Diſſenters geben den Predigern von der hohen Kirche durch ihre Zweifel gewöhnlich einen erwünſchten Stoff zu den vielen für Apologieen des feſtgeſetzten Glaubens in England milde geſtifteten Predigten. Die Heerde erfährt doch bey dieſen Gelegenheiten, wie unentbehrlich ihnen dieſe ihre Hirten gegen ſolche Wölfe ſeyen, von denen ſie, was ja unſtreitig das ſchlimmſte wäre, ohne die Sermon eines ſolchen wachſamen Beſchützers leicht gar nichts erfahren haben möchte. Auf dieſe Weiſe entwarf Hr. N. *Obſervations on the miraculous Conception* zuerſt für eine *Viſitationspredigt* zu Canterbury. Er trat vor ſeiner chriſtlichen Gemeinde mit der Hauptwaffe gerüſtet auf, daſs eine Stelle des heiligen Biſchoffs Ignatius in deſſen Brief an die Epheſier und eine andere Stelle des Märtyrers Juſtinus auf das Wundervolle der Empfängniſs Jeſu ſich beziehen. (Wem — im Vorbeygehen zu fragen — danken wir es, daſs dieſe geharniſchte Predigtmanier bey uns unter die allgemein verworfenen Antiquitäten gehört?) Die Gelehrſamkeit des Predigers fand Bewunderer. Es ſchien nicht vergeblich zu ſeyn, wenn aus der Sermon ein Pamphlet würde. Wer wird es auch ſo genau damit nehmen, daſs einen zweifelhaften Theil des N. Ts. aus Ignaz und Juſtin als ächt erweiſen gerade ſo viel iſt, als *das ungewiſſe durch das weit ungewiſſere* beſtätigen! Da dies erſchien, nahm ſich Pope die Freyheit in einem Privatbrief den Controverſiſten darauf aufmerkſam zu machen, daſs ſeine Ignatiuſiſche Beweisſtelle nur in der gröſseren und mehr verfälſchten, Bearbeitung der — überhaupt unächten — Briefe des Ignatius ſtehe. Eine Stelle des Briefs deutete zugleich darauf, daſs das Betragen des engliſchen Clerus gegen Prieſtley in vielen Fällen *höchſt ungerecht und illiberal* geweſen ſey, daſs man ſich an Nachläſſigkeiten in Nebenſachen gehalten, ſeine Meynungen nicht in voller Stärke dargeſtellt und zu der ſchändlichſten Waffe, dem *odium theologicum*, die Zuflucht genommen habe. Dieſen Privatbrief eilte N. unter die Preſſe zu bringen. Ein ſolcher Vorwurf gegen den Clerus durfte nicht in der Verborgenheit bleiben. Möchte P. dagegen in Zeiten proteſtiren; möchte er verlangen, daſs höchſtens nur, was zur Streitfrage gehöre, ins Publicum kommen ſolle. In 14 Tagen war er abgedruckt und — refutirt. Gegen ein Privatſchreiben macht N. eine *Appellation ans Publicum*. Popen bleibt nichts übrig, als eine Stelle des Cicero, welche wir wegen ähnlicher Fälle unter uns anführen müſſen, zum Motto zu nehmen: *Quis, qui paululum modo bonorum conſuetudinem noſſet, literas ad ſe ab amico miſſas, offenſione aliqua interpoſita, in medium protulit palamque recitavit?*

Dagegen ſucht er nun in dieſen *Obſervations* an dem Gegenſtand ſelbſt ſeine Gelehrſamkeit zu verſuchen. Gegen Nisbett ſticht ſie allerdings zu Pope's Vortheil ab. Ein vertheidigender Vorbericht, nebſt den zwey erſten Briefen, bezieht ſich bloſs auf das Perſönliche und Locale des Streits. *N.* führte die Gründe ſeines Gegners gewöhnlich auf diejenige Art an, welche ihm eine Gegendeclamation am meiſten erleichterte. u. ſ. w. was alles in ſolchen Fällen in der Regel iſt. Da in dem gegenwärtigen Streit, ehe man zu beſtimmen anfängt, ob die wundervolle Empfängniſs *Geſchichte* ſey, erſt noch *gewiſs* werden müſste, daſs ſie — *Erzählung* der Evangeliſten Matthäus und Lucas ſelbſt ſey, ſo kommt der III. Brief auf die Data, daſs das *Ebionitiſche Evangelium* die beiden erſten Kapitel des jetzigen Evang. Matthäus nicht enthalten habe. Jenes, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, hält er für das ächte zuerſt hebräiſch geſchriebene Evangelium des Matth. ſelbſt, weil nach Irenäus und Theodoret die Ebioniten nur das Ev. Matthäi gebraucht haben, und nach Euſebius, Symmachus die Ebionitiſche eigene Meynungen aus dem Ev. Matth. allein zu vertheidigen ſuchte. Die bekannte Stelle in Hieronymus Catalog. *Scriptorum eccleſ.* „*Matthäus, qui et Levi* . . bis . . *vocabitur*, theilt P. in drey Sätze. Der zweyte von *porro ipſum hebraicum* — *facultas fuit*, handle vom Ebionit. Evangelium. Das folgende aber: *In quo animadvertendum etc.* erklärt der Vf. wieder vom *griechiſchen* Ev. Matth. weil vom Hebräiſchen die Anzeige: es citire aus dem hebräiſchen Grundtext und nicht aus den LXX.! höchſt überflüſſig ſeyn würde. Folglich ſey aus dieſer Stelle nicht zu ſchlieſsen, daſs das dem Hieron. bekannte Ebionitenevangelium die zwey erſten Kapitel gehabt habe! Wenn ferner Hieron. in Comment. ad Matth. II, 6. ſchreibt: *Putamus ab evangeliſta primum editum, ut in ipſo Hebraeo Judae non Judaeae*, ſo bezieht P. das *in ipſo Hebraeo* auf die Stellen des Alten Teſt. z. B. in Joſua, wo Bethlehem *Juda* vorkommt. Aus dem *putamus* aber ſchlieſst er nicht, wie Mill.: Hieron. habe das Ebion. hebräiſche Evangelium nicht in Abſchrift bey ſich gehabt, da er doch ſelbſt im *Catalog. Scrip-*

tor. eccl. ſagt: *mihi quoque a Nazaraeis, qui in Beroea, urbe Syriae, hoc volumine utuntur, deſcribendi facultas fuit;* ſondern er verbindet die Stelle mit ſeiner Behauptung: daſs in *dieſem* hebräiſchen Matthäus der ganze wundervolle Anfang gefehlt habe, wenn es gleich durch andere Abweichungen und Eigenheiten ſchon zu Origenes Zeit in Miſscredit gekommen geweſen ſey. Dies und eine ſogleich folgende Erklärung der Stelle bey Epiphanius Här. 30. §. 13. Ο μεν Κηρινθος και Καρποκρας τω αυτω χρωμενοι δηθεν παρ αυτοις (*ſc. Ebionaeis*) Ευαγγελιω απο της τα κατα Ματθαιον ευαγγελιε γενεαλογιας βελονται παριςαν εκ σπερματος Ιωσηφ και Μαριας ειναι τον Χριςον. ουτοι δε etc. möchte noch das eigenthümlichſte dieſes Briefs ſeyn. P. nimmt nämlich an, Cerinth und Carpocras haben, ſo lange ſie das hebräiſche Evang. nach den Ebioniten für ächt hielten, eben ſo wie dieſe, auch die Geburtsgeſchichte verworfen, nur aber *aus dieſer gegen die Kirchengläubigen* aus deren *griechiſchen* Matthäus κατ ανθρωπον raiſonnirt. Das folgende ουτοι verſteht er von den Ebioniten. —

Der IV. Brief widerlegt Nisbetts Argumente für das wundervolle der Empfängniſs. *N.* hat ſeinem Gegner leichte Arbeit gemacht. Im V. Brief werden gegen die Aechtheit der Briefe des Ignatius die Gründe von Du Pin, Daillé etc. aufgeführt. Haltbare und ſchlechte Waare untereinander! P. hätte ſich dieſe Mühe für ſeinen Zweck erſparen können. Wäre auch die *epiſtola interpolata ad Epheſios* ächt, ſo bliebe es doch bey der in den Streit verwickelten Stelle §. XVIII. ιδε γαρ, Φησιν, η παρθενος εν γαςρι ληψεται etc. völlig ungewiſs, ob Ignaz ſie aus dem Evangelium citire, oder ſein Φησιν ſich auf *den Propheten Jeſaias* unmittelbar beziehe. Das letztere würde ſogar probabler ſeyn, weil ſogleich darauf von τω προΦητη die Rede wird. Auf alle Fälle hingegen ſetzt Pſevdo Ignaz im nächſtfolgenden §. XIX. η παρθενια της Μαριας und zwar als *ein Geheimniſs* voraus.

Um Juſtins Stelle, in welcher derſelbe (Apolog. Opp. p. 75.) die Römer wegen der Geburt Jeſu auf die απογραΦας γενομενας επι Κυρηνιυ verweiſst, zu entkraften, macht P. ebenfalls nur allzu vielen Aufwand ſeiner andern Fehler Menge dem Märtyrer vorzurücken. Juſtin hatte jene Conſcriptionsregiſter im römiſchen Archive nicht geſehen. Er wünſcht nur, daſs man ſie aufſuche und ſetzt als gewiſs voraus, daſs ſie ſich finden müſsten. Uebrigens verſtand J. die Stelle Luc. 2, 2. wahrſcheinlich unrichtig, da er annahm, Jeſu Geburt falle *unter des Cyrenius Praetorſchaft.* Nach Joſephus fällt dieſe um 8 bis 10 Jahre ſpäter. (εγενετο bey Lucas ſcheint daher dem Rec. als plusquamperfectum überſetzt werden zu müſſen: *primus ille (coll. altero Lucae libello Act. 5, 37. ubi de ſecundo ſermo eſt) cenſus jam peractus erat tum, cum Cyrenius Syriae Praetor praeficeretur.*) — Der VII. Brief erinnert, daſs Interpolationen des N. Ts. nichts unerhörtes ſeyen, wobey auch Hn. Travis (*idem ille, qui ubivis vapulat*) einige Fehler gezeigt werden. Auch hier findet Rec. nichts neues und ungeachtet Griesbach Hn. Pope nicht ganz unbekannt iſt, eine noch ſehr unſtäte Kritik. Im Appendix hingegen hat P. gegen Wakefield unſtreitig recht, daſs jenes απηγξατο von Judas Iſcharioth Matth. 27, 5. nicht bloſs von einem *metaphoriſchen ſuffocari* (*angore animi*) verſtanden werden könne. Die dagegen angeführten Stellen aus Claſſikern beweiſen nicht, was hier nöthig wäre.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in der Wolfiſchen Buchh.: *Annalen der Botanik* herausgegeben von D. *Paulus Uſteri. Funfzehntes bis zwanzigſtes Stück; oder neue Annalen der Botanik neuntes bis vierzehntes Stück* 1795, 1796. (zuſammen 870 S. 8. 10 Kupfertafeln.)

Eigene Abhandlungen und Aufſätze. *C. H. Perſoon, obſervationes mycologicae* (mit drey Kupfertafeln.) So lange der Vf. dieſer Beobachtungen innerhalb den Gränzen, welche er ſich Anfangs ausgeſteckt hatte, ſeine zum Theil neuen, zum Theil berichtigten Arten von Schwämmen, den Botanikern mitzutheilen die Abſicht hatte, verkannten wir das Verdienſt nicht, welches aus der öfters mühevollen Unterſuchung ſolcher bisher von vielen überſehenen oder zu gering gehaltenen Erzeugniſſen des Pflanzenreichs hervorgehet, und wir wünſchen die Aufmerkſamkeit mehrerer Pflanzenforſcher darauf hingeleitet und zur gemeinſchaftlichen nähern Beobachtung vereinigt zu ſehen. Aber weniger Beyfall verdienen die zu voreiligen Reſultate, die übereilten, die unzuverläſſigen Gattungen, die allzu mikrologiſchen Charaktere, die unnöthigen oder nicht glücklich gewählten Kunſtausdrücke. Welchen umfaſſenden Scharfblick zur Ueberſicht des Ganzen, zur Berechnung aller vorkommenden Fälle, zur Auswahl allgemeiner feſter Charaktere, weniger, aber paſſender, Ausdrücke zeigte, wenn auch nicht überall, doch in den mehrſten Claſſen ſeines Syſtems *Linné!* — Wie viele Botaniſten ſind es noch, welche ſich geübt haben gleich ſcharf im Einzeln und Ganzen zu ſehen? — Das Unſichere, das Schwankende in ſeinen Gattungskennzeichen fühlt wohl der Vf. ſelbſt, wovon dieſe und die folgenden Stücke der Annalen, ja beynahe alle Seiten der ſpätern Aufſätze Beweiſe enthalten. Hier nur ein Beyſpiel. Arcyria definirt der Vf.: *Peridio demum circumſciſſo: parte ſuperiore tenuiore evaneſcente, parte infera craſſiore, ſubtus plicato ſtriata.* Im zwanzigſten Stück, wo noch drey Kupfertafeln und Zuſätze zu dieſem Aufſatz vorkommen, wird aufs neue Arcyria definirt: *Peridium evaneſcens. capillitium denudatum ovatum, receptaculo hemiſphaerico impoſitum* — und doch hatte der Vf. in ſeiner *diſpoſit. meth. Fungor.*, welche in *Römers* Mag. abgedruckt iſt, von *Arcyria* geſagt: *Theca demum circumſciſſa parte ſupera fugaci, parte infera perſiſtente ſubtus ſtricta.* Welche Defin. iſt nun gültig, die neueſte? — Wer bürgt uns dafür, daſs nicht in dem nächſten Stück eine Berichtigung zu allen drey Definitionen erfolge? — *Peridium*, ein neues Kunſtwort des Vf. ſoll nur bey *geſchloſſenen* häutigen Schwämmen, *Pileus* bey *offenen* fleiſchigen gebraucht wer-

den, und doch ſagt gleich auf der nächſten Seite von Lycoperdon der Vf. *Peridio caulefcente vertice demum rupto*, von Phyſarum *bivalve*, *peridium clauſum*. — Doch wir halten uns nicht länger bey Bemerkungen dieſer Art auf, ſondern glauben viel lieber, daſs Incorrectheiten, auf welche wir den Vf. aufmerkſam zu machen ſuchen, in der Eilfertigkeit und Begierde uns recht viel neues zu ſagen ihren Grund haben. Zur Probe theilen wir noch einige Stellen, aus der Einleitung mit. *Accuratior Fungorum Cognitio ſenſim ſenſimque — ſtabiliri poteſt. Ad hoc etiam requiri, ut diverſis eorum partibus diverſa adaptataque denominatio induatur, quis mecum non conſentiet. — Interea hoc conſilio hi termini (Peridium, Capitulum, Spora, Materies p. 31.) nunc proponuntur, donec quisque pertinentiores ſi modo euphoniae reſpondeant, in medium prolaturus eſſet, quare tunc meis neglectis, mox hosce amplecti non omittam.*

D. J. W. L. Luce, vorläufige Bemerkungen über den *Fucus veſiculoſus L.* Schlimm war es, daſs eine kleine nothwendige Reiſe den Beobachter von der Beobachtung abrief, welche über die Fortpflanzung des *Seedung* (ſo wird der *Fuc. veſic.* benennt) angefangen war; aber nicht weniger ſchlimm, daſs Hr. Luce den linneiſchen Geſchlechtscharakter miſsverſtanden hatte. — *C. G. Erdman's*, botaniſche Beobachtungen. Manche gute unter vielen trivialen. Hierzu gehört eine Kupfertafel. D. U. J. *Seetzen*, über die Pflanzenverzeichniſſe gewiſſer Gegenden. *Wild* nennt der Vf. dieſes gut geſchriebenen Raiſonnements, ein jedes Gewächs, *wenn es unter unſerm Klima im Freyen fortkommt und auf irgend eine Art vermehrt und fortgepflanzt werden kann*, — und glaubt, deswegen könnten alle ſolche Gewächſe in die Verzeichniſſe deutſcher Floren aufgenommen werden, — ohne zu bedenken, daſs zwiſchen *freywilliger* Anſiedlung und *beabſichtigter Cultur* die Gränzen zu finden ſind. — *C. L. Willdenow*, über das Keimen der Pflanzen. Vorzüglich deutlich werden die Begriffe von Saamenlappen entwickelt, ein und viellappige *Cotyledonen* verworfen, das Schnäbelchen bey manchen Keimen geläugnet, oder richtiger, wie uns ſcheint, zumal bey Waſſerpflanzen, ſeine Verwandlung in das Blattfederchen angenommen. Der Vf. nimmt folgende Claſſen des Keimens an: *Hautkeime*, wo die Saamenlappen in Geſtalt einer Haut die unregelmäſsig zerreiſst, die junge Pflanze einhüllen, wie bey den Pilzen; *Fadenkeime*, wo die Saamenlappen aus der Erde kommen und in unregelmäſsige fadenförmige (?) Korper zertheilt werden, z. B. bey den Mooſen und Farrenkräutern, (wo ſie doch ſehr breit ſind,); *Einſchnittskeime*, wo die Saamenlappen ſich in zwey Theile über der Erde ausbreiten, wie bey den meiſten Gewächſen; *Erdkeime*, wo die Saamenlappen zwar in zwey Theile ſich künſtlich ſpalten laſſen, aber doch beym Keimen feſtzuſammenhängen und unter der Erde bleiben (hieher gehören ja die *monocotyledones L.*), wie die Lilien und Gräſer (Acotyledones) die mehrſten Waſſer und paraſitiſchen Gewächſe. *Ebenderſelbe*, über die Gattung Calyptranthes (welche von D. *Smith* bereits mit einem andern Gattungsnamen belegt worden iſt.) — Flora's Elyſium von *Karl Asmund Rudolphi* vermag Rec. nicht als dichteriſches Product zu beurtheilen, und als botaniſches hat es keinen Werth. — *Herbarium mauritianum*, Bruchſtücke eines unvollendeten Unternehmens, welches auch beſonders abgedruckt iſt mit dem Zuſatz: Auctore *Petro Remigio Willemet*. Praefatus eſt *Alb. Ludov. Millin*, 8. Lipſ. 1796. — *Dominico Nocca, Horti botanici mantuani Scenographia*. Mit einem Grundriſs. — *Jean Senebier, Experiences ſur des Feuilles vertes expoſées au Soleil ſous une Infuſion de l'ecorce du bois de Chene.* Sollte billig, auch die Auszüge welche aus andern als lateiniſchen Schriften gemacht werden, in's deutſche überſetzt ſeyn. — Biographiſche Nachrichten von dem verſtorbenen vortrefflichen Botaniker *Friedrich Ehrhart*, von ihm ſelbſt geſchrieben, verdienen wegen der biedern und offenen Sprache geleſen zu werden. Noch interreſſanter müſſen deſſelben nachgelaſſene Papiere ſeyn. — *Cadiae arabicae deſcriptio*, mit den zuſammengeſtellten Beſchreibungen von *Zuccagni*, *Desfontaines*, L'Heritier und einer Kupfertafel. — *H. F. Link*, Grundlage einer Philoſophie der Botanik in Aphorismen. Geſchlecht (*ſexus*) nimmt der Vf. für Gattung (*Genus*.) — — Die *Auszüge* welche den übrigen Raum der Annalen füllen, ſind manchmal wörtliche Nachdrücke, z. B. *Bellardi Appendix ad Floram pedemontanam*, *Desfontaines Cours de Botanique elementaire et de Phyſique vegetale*, *Theod. Holmskiold Coryphaei*, *Clavariae*, *Ramariae* etc. und die beſſern Anzeigen und Beurtheilungen werden aus andern Journalen und Zeitungen entnommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien: Chirurgiſch-praktiſche Abhandlung über die veneriſche Druſenbeule* (Bubo venereus) nebſt einer kurzen Ueberſicht der ſo verſchiedenen bisher verſuchten Heilarten wider die (der) Luſtſeuche überhaupt. Von *Joſeph Lorenz Kerndl*, der Chirurgie Magiſter. 1796. 72 S. 8. (20 K.) Dieſe Schrift (wahrſcheinlich nachgeſchriebene Collegien Hefte) enthält nichts neues, und das Bekannte iſt ſchon in anderen Büchern weit beſſer abgehandelt worden. Der Vf. lehrt in der ehemals in Wien beliebten Manier nach numerirten Recepten kuriren. Ein Recept No. 9. enthält neun Ingredienzien, worunter fünf Hölzer ſind. Die ganze Miſchung wiegt ſiebenzehn Unzen. Die kurze Ueberſicht der Heilarten der Luſtſeuche nimmt nicht volle 6 Seiten ein, und iſt gerade ſo ſchlecht, als ſie kurz iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. April 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA u. PETERSBURG, b. Gerſtenberg u. Dithmar: Dr. *Jacob Reineggs allgemeine hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung des Kaukaſus.* Aus deſſen hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von *F. E. Schröder.* Erſter Theil. 1796. 294 S. 8. Mit drey Kupfern.

Der ſel. *R.* bereiſete zu fünf verſchiedenenmalen den Kaukaſus, und da er auf eine Zeitlang zur mahometaniſchen Religion übertrat, auch groſse Kenntniſs der kaukaſiſchen Sprachen beſaſs; ſo war es ihm leichter als ſeinen Vorgängern, eine Menge neuer Nachrichten über die Beſchaffenheit dieſes halbdunkeln Gebirges und die vielen Räuberhorden zu ſammeln, welche daſſelbe bewohnen. Nur glauben wir, daſs, wenn der Vf. die Ausgabe ſeiner Reiſen ſelber hätte beſorgen können, er hin und wieder mehr Ordnung, Beſtimmtheit und Darſtellung beobachtet haben würde, als es Hn. *S.* nach dem Tode des Vf. bey der ihm zufällig in die Hände geratheneu Handſchrift möglich war. An Güldenſtädt hatte der Vf. einen treuen Führer und trefflichen Vorgänger. Er ſcheint aber deſſen Reiſe nicht benutzt zu haben, wie viele Abweichungen in einzelnen Angaben, und oft ganz entgegengeſetzte Bemerkungen beweiſen. Güldenſtädt iſt überdem viel ausführlicher in der Beſchreibung der Diſtricte und einzelner Wohnorte der verſchiedenen Völker des Kaukaſus; auch ſind ſeine Sprachproben, um die Verwandtſchaft dieſer Völker zu beurtheilen, weit reichhaltiger, als die wenigen Worte, welche Hr. *R.* hin und wieder zu eben dieſem Zweck mitgetheilt hat. Unſer Vf. hingegen bemüht ſich, die Revolutionen, die alte und neue Geſchichte der kaukaſiſchen Völker aufzuklären. Zum Theil entlehnt er ſeine Nachrichten aus ihren eigenen Schriftſtellern, und den Erzählungen der angeſehenſten Einwohner, die bey ihren Brüdern im Rufe der Gelehrſamkeit ſtanden. Da er aber ſeine handſchriſtlichen Quellen, auſser der Geſchichte von Derbend (*Derbent Name*) nicht näher charakteriſirt, und bekanntere Geſchichtſchreiber nichts von den alten Revolutionen des Kaukaſus wiſſen, ſo bleibt es bey den hier gegebenen Nachrichten oft unerklärlich, ob Hr. *R.* aus trüben Volksſagen, oder glaubwürdigen Geſchichtſchreibern ſchöpfte. Seine Arbeit füllt indeſſen eine groſse Lücke unſerer bisherigen Kenntniſſe aus, und enthält beides für Natur- und Geſchichtforſcher intereſſante Beobachtungen. Seine Nachrichten wird die neue Generalkarte des Kaukaſus noch mehr aufhellen, die mit dem zweyten Theile erfolgen ſoll, da Güldenſtädts Karte nicht alle hier beſchriebenen Gegenden, Straſsen und Hauptſitze der Völker enthält, ob ſie gleich bey dieſem erſten Theile mit Nutzen befragt werden kann.

Nach Hn. *R.* beträgt die Länge des Kaukaſus von Weſten nach Oſten 95 deutſche Meilen. Die Breite iſt ſehr verſchieden. In einigen Gegenden wohl 53, in andern nur 16 deutſche Meilen. Die Höhe deſſelben iſt wegen der ungewiſſen Flächenhöhe der ſchwarzen und kaſpiſchen Meere ſchwer zu beſtimmen. Der niedrigſte Theil des Kaukaſus iſt der öſtliche. Er iſt auch der fruchtbarſte, und deswegen auſserordentlich ſtark bevölkert. Je weiter der Zug des Gebirges nach Weſten geht, um ſo mehr wächſt ſeine Höhe; aber die Bevölkerung nimmt ab, weil der Unfruchtbarkeit halber die höchſten Gebirge nicht überall bewohnt werden können. Der Vf. glaubt, daſs der Tereck und andere Flüſſe, welche ſich nur langſam und gleichſam gezwungen ins kaſpiſche Meer ergieſsen, ehedem ihre Richtung nach Weſten nahmen. Die Veränderungen, welche dieſer alte Zug auf dem Boden dieſer Gegend hervorbrachte, ſind noch deutlich und ſichtbar. Er unterſtützt dieſe Meynung noch mit andern Gründen, die uns überzeugend ſcheinen. Baſaltſäulen ſind in dieſem Gebirge in Menge vorhanden, und aus dieſen beſtehen oft die höchſten Gipfel der Berge. Der Ararat iſt nur dreyſsig Meilen vom Kaukaſus entfernt, und der Vf. ſah ihn den 13ten Jan. 1785 und ſpäter Feuer auswerfen. Der Tereckfluſs theilt die nördliche Gebirgskette in zwey Hälften, eben daſſelbe geſchieht im Süden von den Fluſſen *Arakui* und *Thiuletis-tſkali.* Dieſer natürlichen Abtheilung folgt der Vf. in ſeiner Beſchreibung des öſtlichen und weſtlichen Kaukaſus.

Das erſte hier genau unterſuchte Volk ſind die *Kiſti*, die ſchon beym Plinius und Moſes von Armenien unter dieſem Namen vorkommen. Güldenſtädt rechnet zu dieſem Stamme verſchiedene Völkerſchaften, die nach *R.* keinesweges zu demſelben gehören. Ein jedes umzäuntes Haus dieſes und anderer Völker des Kaukaſus enthält ſeine eigene Familie, die von Urvaters Zeiten beyſammen wohnt, und ſo lange in zufriedener Eintracht lebt, bis ſie ſich ihrer groſsen Vermehrung wegen trennen muſs. Die geringſte Familie enthält 5 bis 10 ſtreitbare Männer, und nicht ſelten iſt die Stärke einer einzigen 40 bis 50 Mann. Die Kiſti waren urſprünglich Chriſten, wie die Ruinen vieler in ihrem Gebiet vorhandenen alten Kirchen beweiſen. Sie wurden aber Mahommetaner, ſo lange

lange ihnen der Groſsherr Bekehrungsgelder zahlte. Jetzt leben ſie ohne alle Religion, beobachten aber dennoch die Oſterfaſten, ohne jedoch zu achten, ob ihr Oſtern mit der chriſtlichen Zeitrechnung übereintrifft oder nicht. Die öſtliche Gegend des Kaukaſus wird von vielen tatariſchen Fürſten beherrſcht. Einer von ihnen, der Schamgall, obgleich ſein Gebiet jetzt ſehr vermindert iſt, ſteht bey allen groſsen und kleinen Völkerſchaften in hohem Anſehn, und alle erkennen ihn für den erſten und oberſten Fürſten des Kaukaſus. Mitten unter dieſen und andern räuberiſchen Stämmen wohnt ein Volk, Kuwätſchi (Panzermacher) genannt, das zu den älteſten kaukaſiſchen Völkern gehört, ſeinen Urſprung aus Europa herleitet, und ſich von den Gebirgseinwohnern dadurch unterſcheidet, daſs es nie auf Raub ausgeht, der die Hauptbeſchäftigung aller übrigen iſt, die einander unaufhörlich ausplündern. Es ſtehet bey dieſen in groſsem Anſehen; aber keinem Fremden wird der Zugang zu ihrem Wohnort erlaubt, und hinter ihren Felſen widerſtanden ſie ſelbſt dem perſiſchen Eroberer Scha Nadir. Sie ſind Mahometaner, doch verwerfen ſie die Beſchneidung, trinken Wein, nehmen nur Eine Frau, verabſcheuen aber das Schweinefleiſch. Allein eben erinnern wir uns, daſs Hr. *Buſſe* ſchon in ſeinem *Journal für Ruſsland* eine Beſchreibung dieſer Nation aus Reineggs hinterlaſſenen Papieren eingerückt hat.

In der Nachbarſchaft der Kuwätſchi liegt die jetzt von den Ruſſen eroberte Stadt Derbent, die nur aus 647 Häuſern beſteht. Die Gegend umher zeigt häufige Spuren ihres ehemaligen Flors, und iſt ſehr fruchtbar. Reis wird hier dreyſsig, ja vierzigfältig, und der Weizen zwanzigfach geärntet. Sonſt wird hier ſehr guter Safran, Baumwolle, Seide, auch Wein gewonnen. Letzterer iſt aber wegen der nachläſſigen Behandlung ſehr ſchlecht. Die längſt berühmten Mauern von Derbent werden kurz abgefertigt. Doch bemerkt der Vf., daſs ſie ſchon hin und wieder eingefallen ſind. Das alte eiſerne durch dieſelben gehende Thor iſt noch vorhanden, und jeder, der kein Einwohner von Derbent iſt, muſs beym Durchgange Zoll erlegen. Die feſte Stadt Baku liegt dicht am Ufer des kaſpiſchen Meeres, ſo daſs vor ihren Thoren Schiffe aus- und eingeladen werden. Sie zeigt noch viele Ueberbleibſel ihrer vormaligen Gröſse, als Moſcheen, Karavanſereien und Kaufplätze. Hier wird auſser Safran und Baumwolle auch Opium gewonnen. Die umliegende Gegend liefert eine unglaubliche Menge Bergöl. Nach der Verſicherung der Einwohner liefern die tiefſten Brunnen täglich 1000 bis 1500 Pf. Oel oder Naphta, welches *R.* aber bezweifelt; doch ſah er ſelber zwey, auch dreymal des Tages aus einem Brunnen jedesmal 230 Pfund herausziehen. Die Farbe deſſelben iſt ſchwarz; wenn man es aber gegen die Sonne ausſchüttet, ſieht es röthlich aus. Nicht weit von dieſen Quellen wird am Fluſſe eines Hügels weiſse Naphta geſchöpft, das Pfund wird auf der Stelle nur mit 20 Kopeken bezahlt. Vier Werſte von dieſer Quelle iſt der ſogenannte Feuerort, der im Durchſchnitt etwas über eine Werſt beträgt. In der Mitte deſſelben ſieht man bey trockner Witterung eine ſtarke gelbblaue Feuerflamme. Hier wohnen ſehr viel Indier oder Feueranbeter, die zum Theil Baumwollenweber, zum Theil Büſsende ſind, die auf eben die Art, wie von den indiſchen Jogies bekannt iſt, ihren Leib Jahre lang kaſteien. Ihnen und den andern Einwohnern dienen dieſe immerbrennenden Flammen zur Feuerung, und des Nachts zur Erleuchtung. Der Bodenraum in ihren Wohnungen wird ein Schuh dick mit fetter Leimerde bedeckt, damit die Flamme nicht durchbreche. Hin und wieder werden in dieſem Leimen kleine Oeffnungen gelaſſen, und wer zum Kochen Feuer bedarf, hält nur etwas brennendes darüber. Je enger die Oeffnung iſt, deſto ſtärker iſt die Kraft der aufſteigenden Flamme. Aus einer Oeffnung von zwey Zoll ſah der Vf. die Flamme eine Höhe von 3 Fuſs 10 Zoll erreichen. Wenn man Schilf, das inwendig mit Leimwaſſer ſtark durchnetzt iſt, in dieſe Löcher ſteckt, ſo hat man in der Dunkelheit helles Licht, bey dem die Weber alle ihre Arbeiten verrichten können. Die hier wohnenden Indier nennen ſich Multoni, vielleicht Multani, weil ſie aus der Provinz Multan gekommen ſind. Sie müſſen dem Fürſten von Baku für ihren Aufenthalt eine beſtimmte Summe bezahlen.

In der Nachbarſchaft der Lesgi wohnt auf der ſüdlichen Seite des Kaukaſus ein Volk, Namens Duſchi, welches die altgeorgianiſche Sprache redet. Unter ihnen iſt die ſonderbare Gewohnheit, daſs der Vater ſchon für ſeinen ſechs- oder ſiebenjährigen Sohn eine Frau wählt. Iſt dieſe mannbar, ſo vertritt er die Stelle des Mannes bis zur Reife des Jünglings, und hatte ſie unterdeſſen Kinder geboren, ſo werden ſolche als Geſchwiſter der Familie angeſehen. Den höchſten Gipfel des Kaukaſus bewohnen die Lesgi. Einige Stämme haben eigene Fürſten; andere wählen ſich abwechſelnde Obern, und einzelne zwiſchen den Felſen zerſtreute Stämme leben ganz unabhängig. Sie ſind das Schrecken der Armenier, Perſer und Türken. Ihre Zahl wird zwar nicht angegeben; doch beſchreibt *R.* die vornehmſten Stämme. Er glaubt beynahe, daſs jeder groſse Stamm vormals ein eigenes Volk ausmachte, weil ihre Sprache ſo ſehr verſchieden iſt; doch bedienen ſie ſich in ſchriftlichen Verhandlungen der arabiſchen Sprache. Sie haben auch ein altes arabiſches Geſetzbuch, *Iſmael Koran* genannt. Die benachbarten perſiſchen Fürſten können in ihren Kriegen von den Lesgis immer Hülfstruppen erlangen, wenn ſie für jeden Mann den Feldzug über, auſser dem nothwendigen Mundvorrath, zehn bis zwölf Rubel bezahlen. Sie dienen beiden Partheyen, und oft trifft es ſich, daſs Brüder gegen Brüder fechten. Auch für die im Streit Gebliebenen muſs der volle Sold bezahlt werden, welches ihre Verwandten erhalten.

Die Tſcheken, welche man bisher von den Böhmen (Czechen) ableitete, ſind ein kaukaſiſches Urvolk, deren Sprache mit keiner kaukaſiſchen, vielweniger mit der böhmiſchen, Aehnlichkeit hat. Vor nich

nicht gar langer Zeit waren die Tſcheken im Ruf, ein herrnhutiſcher Stamm zu ſeyn, und 1782 reiſeten zwey Brüder von der Gemeine Sarepta zu ihnen, um dies Volk näher kennen zu lernen, ſie muſsten ſich aber glücklich ſchätzen, dieſen Räubern zu entkommen. Die Oſſi auf der weſtlichen Seite des Kaukaſus hält der Vf. ebenfalls für ein Urvolk dieſes Gebirges, und den Aeltern ſchon bekannt. Denn Plinius nennt in dieſer Gegend die *Oſſaei*. Durch ihr Gebiet geht die *Porta Albaniae*. Sie wird durch die ſehr gut gelegene ſtarke Feſtung Dariel gedeckt. Sie iſt auf Güldenſtädts Karte, ſo wie die hier genannten Flüſſe, nicht zu finden, obgleich der Weg, den die Reiſenden durch dieſen Paſs nehmen, bezeichnet iſt. Er iſt ſehr halsbrechend, und alle Waaren müſſen durch Menſchen getragen werden. Die Kaufleute müſſen aber den Oſſi an mehreren Stellen Zoll erlegen, der in groben Hemden bezahlt wird. Katharina II hatte bereits angefangen, dieſe nach Georgien führende Straſse ebnen zu laſſen, und, um die Reiſenden zu decken, drey Feſtungen längſt derſelben anlegen laſſen, von denen Wladi Kaukas mitten im Gebirge liegt; aber die Ueberſchwemmung des Tereck 1785 hat die an ſeinen Ufern geführte mit groſsen Koſten angefangene Heerſtraſse völlig zerſtört, und ſeitdem ſind jene drey Feſtungen von den Ruſſen verlaſſen worden. Bey den Tſcherkaſſen iſt noch die alte Sage, daſs ihre Vorfahren mit einem Volke, Namens *Emmetſch*, am ſchwarzen Meere Kriege geführt. Dieſe Emmetſch duldeten keine Männer unter ſich, waren aber voll kriegeriſchen Muths, nahmen jedes Weib auf, das an ihren Streifereyen Antheil, und in ihre Heldinnenzunft Zutritt haben wollte. Nach langen Kriegen nahmen dieſe Weiber die Tſcherkaſſen als ihre Männer an, und beide Völker vereinigten ſich mit einander. Nach den Traditionen der Tſcherkaſſen oder Cabardiner hieſsen ihre Vorfahren Zingi, und wären aus Aegypten verjagt. R. iſt nicht abgeneigt, ſie für Ein Volk mit den Zigeunern in der Moldau und den benachbarten Provinzen zu halten. Weiter hat er dieſen Gedanken nicht verfolgt, der bey den neuern Unterſuchungen über die Zigeuner wohl eine Erörterung verdiente, da der ägyptiſche Urſprung der Zigeuner lange Vertheidiger fand, aber wegen der groſsen Vermiſchung der Tſcherkaſſen mit andern Völkern, möchte ſich aus ihrer Sprache nicht viel für die Verwandtſchaft folgern laſſen. Die gerühmte Schönheit der Tſcherkaſſinnen hat der Vf. nicht gefunden, und er zieht ihnen die Weiber der Lesgi weit vor. Bey den in der Kuban umherſtreifenden Nogayen iſt noch die von mehreren alten Schriftſtellern bemerkte Sitte vorhanden, daſs alte entkräftete Männer die Geſellſchaft ihres Geſchlechts fliehen, unter den Weibern bleiben, und ſich wie Weiber kleiden müſſen. Der Vf. verſichert, man würde tauſend gegen eins wetten, daſs ein ſolcher Mann wirklich ein altes und zwar ein rechtes runzlichtes altes Weib ſey. Die drey Kupfer dieſes Theils ſtellen Baſaltgipfel und Säulen vor, die der Vf. auf ſeinen Reiſen im Kaukaſus entdeckte.

GESCHICHTE.

Nürnberg, in Comm. der Schneideriſchen Kunſt- und Buchh.: *Materialien zur Nürnbergiſchen Geſchichte.* Herausgegeben von D. *Joh. Chriſt. Siebenkees*, Profeſſor der Rechte zu Altdorf. *Vierter Band.* 1795. 1 Alph. 2 Bog. 8.

So wie in den drey vorhergehenden Bänden (ſ. A. L. Z. 1795. Nr. 7—306.), fährt Hr *S.* auch in dieſem fort, dem Geſchichtforſcher und dem Freunde der nürnbergiſchen Literatur brauchbare Materialien zu liefern. Wir nennen nur die vornehmſten Aufſätze. *XIX. Stück.* 1) *Verſuch einer Lebensgeſchichte Hn. Joh. Adam Schmerlers*, Rectors zu Fürth, von deſſen Schriften man S. 403. ein Verzeichniſs findet. 2) *Einige Nachrichten von der ehemaligen nürnbergiſchen Pfarre Morendorf.* Ein mit Fleiſs und Kenntniſs des Mittelalters gefertigter Aufſatz, vom Hn. Dr. *Layritz* zu Bayreuth. 6) *Von den vier Bettelorden, welche im 13ten Jahrhundert in Nürnberg Klöſter erhielten*, (den Auguſtinern, Franziskanern, Dominikanern und Carmelitern.) 7) *Von der groſsen Uhr in Nürnberg*, welche nach dem Ab- und Zunehmen des Tages regulirt iſt, und ſchon im J. 1452 angelegt wurde.

XX. Stück. 1) *Von einigen im 15ten und 16ten Jahrh. an Nürnberg verpfändeten, aber wieder eingelöſten, Orten;* (den Städten Heidingsfeld und Bernheim in Franken, den pfälziſchen Aemtern Heideck, Hiltpoltſtein und Allersberg und dem bambergiſchen Amt Wilfeck. 2) *Beſchreibungen nürnbergiſcher Wappen*, (eine Fortſetzung aus dem XV Stück der Materialien.)

XXI. Stück. 2) *Nachricht von dem 1617 in Nürnberg gefeyerten evangeliſchen Jubelfeſt.* 3) Dergleichen von den 1616. 1617 und 1618 zu *Nürnberg gehaltenen Vogelſchieſsen.* 6) *Eine Urkunde vom J.* 1426. die ehemalige Sebalder Schule betreffend. 8) *Victualienpreiſe* im J. 1616—18.

XXII. Stück. 1) *Von dem Nürnbergiſchen Frauenhauſe im ſogenannten Frauengäſslein.* Hr. *S.* zeigt zuförderſt aus glaubwürdigen Schriftſtellern, daſs faſt alle beträchtlichen Städte Deutſchlands im Mittelalter dergleichen gemeine Frauenhäuſer gehabt haben, von welchen ſogar die Biſchöfe einigen Nutzen zu ziehen ſuchten, wie denn z. B. vormals die Grafen von Henneberg als Marſchälle des Stifts Würzburg von den dortigen Biſchöfen mit dem *Frauenhaus* und Scholderplatz in der Stadt Würzburg belehnet wurden. Gegen die letztere Angabe muſs Rec. erinnern, daſs die deshalbige Urkunde vom J. 1522 (in den Samml. zur ſächſ. Geſch. Th. XI. p. 164.) keines Frauenhauſes, ſondern eines *Spiel-* und *Schellerplatzes* erwähnt, welches wahrſcheinlich nur öffentliche Plätze waren, wo man, wie noch jetzt im Würzburgiſchen an den Kirchweihtagen geſchiehet, mit Würfeln ſpielte oder *ſcholderte*. Daſs auch, wie S. 580. richtig bemerkt wird, die Päbſte von dergleichen Bordellen gewiſſe Einkünfte

künſte gezogen haben, beweiſt eine von Hn. *S.* nicht benutzte Stelle beym Stephan Baluz *in notis ad vitas Papar. Avenionenſ. T. I. col.* 809., wo es unter andern heiſst: *Per ea quoque tempora* (1377) *Mareſchallus domini Papae tributum capiebat a Meretricibus et Lenonibus earundem.* — Hr. *S.* beweiſt übrigens aus mehrern alten Verordnungen, daſs ſchon zu Anfang des 15ten Jahrhunderts zu Nürnberg ein Frauenhaus vorhanden geweſen, welches im ſogenannten Mukenthal gelegen war, wo dieſe Gegend noch jetzt, unter dem Namen des Frauengäſschens, bekannt iſt. 2) *Schutz- und Schirmbrief K. Karl IV über das Kloſter Grundlach*, vom J. 1361. 3) *Ungedruckte Urkunden, Grafenberg, Kalchreuth und Wöhrd betreffend.* 4) *K. Maximilians I Privilegium für die Stadt Nürnberg*, in Anſehung der Moratorien ihrer Bürger, de a. 1495. 5) *Koſten der Hochzeiten in Nürnberg, wie ſie in den Geſetzen beſtimmt ſind.* 6) *Schiedsrichterlicher Ausſpruch zwiſchen den Waldſtromern und Forſtmeiſtern* wegen ihrer Rechte auf den Nürnberger Reichswald. v. J. 1365.

XXIII. Stück. 1) *Von dem bayreuthiſchen Orte Dachsbach*, welcher ehedem den Grafen von Oettingen zugehörte, und im J. 1280 durch Kauf an den Burggr. Friederich zu Nürnberg überging. 2) *Nachrichten von Unterleinleiten, den Beſitzſtand der Herrſchaft, der Kirche und des Ortes betreffend.* 3) *Monument der Familie der Rittershauſen zu Kulmbach;* dieſe drey Aufſätze rühren vom Hn. D. *Layritz* her. 4) *Einige Nachrichten von der nürnbergiſchen Künſtlerfamilie der Brechtel.* 5) *Beytrag zur Kenntniſs des ehemaligen Schönpartlaufens.* 6) *Nürnbergiſche Handwerksgeſetze aus dem 14ten Jahrh.* 7) *Ordnung der Kaufel und Kauflinnen aus dem 14ten Jahrh.* 8) *König Siegmunds Freyheit für die Pfannen- und Keſſelſchmiede zu Nürnberg*, von 1431. 9) *Beytrag zum nürnbergiſchen Gelehrten-Lexikon.* 10) *Aelteſte Geſetze, den Handel mit dem Waid betreffend*, von 1377. (vergl. das Gloſſar. über Nürnb. Rechtswörter in Siebenkees Beytr. zum D. Recht Th. V. S. 218. 11) *Kaiſerl. Hofrichter zu Nürnberg*, welche vom J. 1313 bis 1444 daſelbſt Hofgericht gehalten haben. In dieſem Verzeichniſſe vermiſſet Rec. noch manche Hofrichter aus andern Familien des hohen und niedern Adels, z. B. den Landgrafen Johann zu Leuchtenberg, der 1381 als kaiſerl. Hofrichter vorkommt. (Neue dipl. Beytr. Th. I. S. 57.) auch erſcheint in einer ungedruckten Urkunde vom J. 1378 ein gewiſſer *Cunrat Creyger*, der damals dieſes Amt bekleidete, und unter dem Charakter eines kaiſerl. Hofmeiſters ein Hofgerichtsurtheil ausſtellte.

Das *XXIV. Stück*, womit ſich dieſer Band beſchlieſst, enthält neuere Kirchenliſten, alte Geſetze vom Weinhandel und Weinſchank, Polizey- und Münzgeſetze aus dem Mittelalter und andere nützliche Nachrichten, die für den Alterthumsforſcher manches Intereſſe haben. Auch zu dieſem Bande gehören einige von Hn. Kieſhaber geſammelte Beylagen, worinn von dem politiſchen und literariſchen Zuſtand des nürnbergiſchen Gebiets, unter den Rubriken: Verordnungen und Mandate, neue Schriften zur nürnberg. Geſchichte; Todesfälle, Amtsveränderungen und Beförderungen u. d. m. mitgetheilt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Kopenhagen*, b. Schubothe: *Welche ſind die beſten Mittel, den gemeinen Mann mit dem Inhalte ſeiner Bibel bekannter zu machen? Preisaufgabe.* Beantwortet von *C. G. Zahle*, däniſchem und deutſchem Prediger am Kloſter Wemmetofte in Seeland. 1797. 48 S. 8. (3 gr.) Die Preisaufgabe, durch welche der Vf. zu dieſer Abhandlung veranlaſſet wurde, iſt von der Geſellſchaft *Tot Nut Van't Allgemeen* (zum allgemeinen Nutzen) zu Amſterdam bekannt gemacht worden. Er beſtimmt zuerſt: Wer iſt unter dem gemeinen Manne eigentlich zu verſtehen? Antw.: Der, welcher an Bildung des Geiſtes und Herzens bisher nachgeſetzt worden iſt. Dieſer ſoll nicht mit dem ganzen Inhalte der Bibel, ſondern nur mit dem, was für ihn brauchbar iſt, bekannt gemacht werden. Die Urſachen, warum dieſes bisher noch nicht gehörig geſchehen iſt, und hat geſchehen können, ſind zu ſuchen: *im Allgemeinen, theils* in dem wenigen Geſchmack, welchen der gemeine Mann überhaupt am Leſen mit Nachdenken findet; *theils* in dem Mangel einer für ihn brauchbaren Bibelüberſetzung, die ganz ihrem Zweck entſpräche. *Im Beſondern*, theils in dem Mangel eines ſolchen Religionsunterrichtes, welcher ihm ſeine Bibel in ſeinem ganzen Leben zum Bedürfniſs machte; theils darinn, daſs ſie ihm zu alltäglich wie ſein Vaterunſer wird. Dieſe Punkte werden einzeln durchgegangen, und es werden alsdann Rathſchläge ertheilt, wie dieſe Hinderniſſe gehoben werden könnten. Die Vorſchläge ſind zwar nicht neu, aber gut. Alles, oder doch das Meiſte, kommt am Ende darauf hinaus, daſs mit einem vernünftigern und zweckmäſsigern Schulunterricht der Anfang gemacht werden müſſe. Dies iſt zwar richtig. Es hatte aber, wie Rec. glaubt, bey der Beantwortung der Preisaufgabe mehr Rückſicht auf Alte und Erwachſene genommen werden ſollen. Für dieſe könnte in öffentlichen Katechiſationen und Predigten am beſten geſorgt werden. Dann müſsten aber die Prediger ſelbſt aufgeklärter ſeyn, als es, leider, die meiſten noch nicht ſind. *Beyers* Predigten über die Urgeſchichte beweiſen, daſs es möglich iſt, dem gemeinen Manne auch die neuern exegetiſchen Aufklärungen genieſsbar zu machen, wenn der Prediger Behutſamkeit mit gründlichen Kenntniſſen verbindet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. April 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Heidelberg, b. Wieſen: *Quatuor ſeculorum Syllabus Rectorum, qui ab anno 1386 ad annum 1786 in alma et antiquiſſima Academia Heidelbergenſi magiſtratum academicum geſſerunt, notis hiſtorico-literariis ac biographicis illuſtratus. Pars I.* 1786. — *Pars II.* Edidit *Jo. Schwab*, S. Theol. ac Philoſ. Doctor, Phyſ. et Hiſt. Nat. Prof. P. O. Acad. Sc. Theodoro-Palatinae Socius. 1790. 230 u. 358 S. ohne das Reg. 4.

Man findet in dieſem Werke: 1) *biographiſche Nachrichten* der Rectoren, wo ſie aufzufinden waren. In den älteſten Zeiten konnte der Vf. aus Mangel an Nachrichten von vielen bloſs die Namen nennen. Die Lebensumſtände der übrigen ſind nur ſelten aus uns unbekannten Quellen geſchöpft. Die meiſten finden wir aus andern gedruckten literariſchen Werken, worunter ſelbſt das Jöcherſche Gelehrten-Lexicon iſt, zuſammengetragen. 2) Nachrichten die *zu- und abnehmende Frequenz* der Univerſität betreffend, nach der unter jedem Rector geſchehenen Inſcription der neuangekommenen Studierenden. Von dem wahren Beſtand des ganzen ſtudirenden Coetus laſst ſich aber hieraus nichts erkennen, da der Vf. immer nur die neuinſcribirten angiebt. Von den neuangekommenen wird die Anzahl überhaupt bemerkt, hernach aber unter der Aufſchrift: *Nobiles et Praecipui*, ein Namenverzeichniſs beygefügt, dem der Vf. bey merkwürdigen Namen biographiſche Anmerkungen untergeſetzt hat.

Da der gröſste Theil dieſes Buchs nur für das Land und für den Ort, welchen der Inhalt zunächſt angeht, wichtig iſt, ſo wird es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir das *gemeinnützige*, welches wir im ganzen Buche zerſtreut gefunden haben, herausheben und hier mittheilen. — Im Anfang der Univerſität, ſeit ihrer Inauguration 1385, wechſelte das Rectorat alle Vierteljahre ab, und nur die Magiſtri artium et Doctores philoſophiae wählten den Rector, bis im J. 1393 Conr. de Soltow es durchſetzte, daſs auch aus andern Facultäten Rectoren gewählt werden konnten, worauf er ſelbſt zuerſt als Theologe das Rectorat übernahm. (To. I. S. 12.) Das Rectorat wechſelte hernach halbjährig, Johannis und Weihnachten bis zum J. 1522, da es immer jährig blieb und am Tomas-Tag jedesmal angetreten wurde. (Th. I. S. 92.) Im J. 1586 wird zum erſtenmale der Kurprinz Friedrich zum Rector gewählt, in welchem Falle neben dem Rector noch ein Prorector aus dem Collegium der Profeſſoren ernannt ward. (Th. I. S. 164.) Dies geſchah in der Folge von Zeit zu Zeit, aber ohne feſtgeſetzte Regel. So wurde im J. 1652 der Kurfürſt Karl Ludwig zum Rector, Chuno aber zum Prorector gewählt (Th. II. S. 5.); im J. 1658 ein Graf von Naſſau als Rector, Jac. Iſrael als Prorector (II. S. 26.); im J. 1659 der Kurprinz Karl als Rector, Fr. Spanheim als Prorector (II. S. 31.); im J. 1670 ein Graf Iſenburg Rector und Jo. Carreus Prorector (II. S. 61.) u. ſ. w. auch ſogar als der Arzt Conr. Brunner, während ſeines Rectorats nach Düſſeldorf gerufen wurde, beſtellte man Ge. Fleck zum Prorector. — Die *Reſtauration der Univerſität* geſchah im J. 1652; womit Th. II. anfängt. — Die Studioſi muſsten vorhin einen förmlichen Eid auf die Geſetze ablegen: im J. 1653 wurde zum erſtenmale beſchloſſen, daſs ihnen bey ihrer Inſcription bloſs ein Handſchlag abgefodert werden ſollte, weil man bemerkt hatte, daſs der förmliche Eid viele abſchrecke oder zum Meineid verführe. (II. S. 10.) — Der Pennalismus nahm um das J. 1654 am meiſten zu und ward ganz zügellos; daher der Kurfürſt und die Landgrafen zu Heſſen gemeinſchaftliche Verfügungen trafen, ihn auszurotten. (II. S. 13.) — Im J. 1655 verſtattet der Kurfürſt zuerſt den Studenten, innerhalb beſtimmter Grenzen, dem kleinen Weidwerk zu ihrer Ergözlichkeit nachzugehen; im J. 1671 wird der Jagddiſtrikt der Studirenden etwas verändert und das Privilegium den Studioſis Theologiae et Medicinae abgeſprochen, *als welche beiden Profeſſionen ſich zu ſolchem Weidwerk nicht wohl ſchicken.* (II. S. 23. 61.) — Im J. 1657 ſoll der aus Wirtemberg berufene Theologe Steph. Gerlach den allgemeinen Profeſſor-Eid auf die formulam Helveticam abſchwören, welches zu thun er ſich weigert und von dem Kurfürſten Diſpenſation erhält. (II. S. 57.) — Im J. 1706 erhalten die Jeſuiten angewieſene Lehrſtellen, ein Collegium, und im J. 1729 ein Seminarium und andere Anſtalten, die 1750 erweitert wurden. (II. S. 122. 178. 236.) Wiewohl aus II. S. 313. erhellet, daſs ſchon im J. 1629 die Jeſuiten 2 Stellen in der theologiſchen Facultät und 2 in der philoſophiſchen beſetzt haben. Bey Gelegenheit der (II. S. 312.) erwähnten Aufhebung der Jeſuiten J. 1773 giebt der Vf. eine kurze Geſchichte der Jeſuiten in der Pfalz. — Die traurigſten Perioden der Univerſität waren: 1) die Peſt 1407 und 1596—97 da alles wegging und die Collegia in 3 Facultäten aufhörten. (I. S. 35. 192.) 2) Der 30jährige Krieg. Schon im J. 1620 war die Inſcription eines vollen Jahres nur: 44. Im J. 1624 bringt der Arzt Petr. de Spina das akademiſche Archiv nach Frankfurt; worauf alles Stillſtand hat; J. 1629 war-

werden zum erſtenmale wieder 39 inſcribirt; aber Arnold Han iſt im J. 1650 der letzte Rector und die Univerſität hört bis zu ihrer Reſtauration J. 1652 ganz auf. (II. S. 227.) 3) Die Verheerungen der Franzoſen J. 1687, da der akademiſche Senat indeſſen in Frankfurt gehalten wurde. Damals ging durch Brand und Plünderung viel verloren, unter andern das mit 1662 angefangene neue Matrikelbuch; daher von 1662—1702 keine Inſcription angezeigt wird. — Die ſchönſte Periode der Univerſität durch berühmte Männer, war die nach der Reſtauration 1662—1687; durch die Anzahl der Studirenden aber am Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrh. vor dem dreyſsigjährigen Krieg. (I. S. 85 ff.) — Andere die Univerſität, ihre Lehrvorträge und Anſtalten, betreffende Anmerkungen ſind folgende: J. 1528 lieſt Wendelin Schelling zum erſtenmale über das Lehnrecht (I. S. 95.); ſo wie J. 1661 Sam. Puffendorf als der erſte Lehrer des Natur- und Völkerrechts auftritt. (II. S. 44.) Im J. 1705 bemerkt der Vf. die Stiftung der *neuen Bibliothek* und giebt bey dieſer Gelegenheit Nachricht von den öffentlichen Bibliotheken zu Heidelberg überhaupt: 1) von der berühmten alten, die aus der akademiſchen und kurfürſtlichen erwachſen und 1622 durch Leo Allatius nach Rom geſchafft worden iſt; 2) aus der mittleren, welche Karl Ludwig, der Reſtaurator der Univerſität, nach dem dreyſsigjährigen Krieg von neuem geſtiftet hat. Sie iſt wahrſcheinlich im franzöſiſchen Kriege verbrannt; 3) aus der neuen, welche gegenwärtig wieder bis auf 18000 Bände geſtiegen iſt. Der Kurfürſt Jo. Wilhelm iſt ihr erſter Stifter, der J. G. Graevii Bibliothek für 6000 Rthlr. gekauft und an die Univerſität geſchenkt hat. Dazu ſind die Dubletten der kurfürſtl. Bibliothek zu Manheim, die Sammlungen der Heidelberger *Societas hiſtorico-literaria*, Geſchenke und Ankäufe gekommen. Von der erwähnten *Societ. hiſt. lit.* ſteht II. S. 284. eine kurze Notiz. Ihr Stifter war der Geſchichtslehrer C. B. Hauriſius. Im J. 1783 iſt die Univerſität durch die nach Heidelberg verlegte Cameralſchule erweitert worden. (II. S. 349. Die Geſchichte des *vierten Jubelfeſtes* J. 1786 wird II. S. 354 ff. erzählt. Die merkwürdigſten Nachrichten über inſcribirte *Nobiles ac praecipui*, welche den Namen derſelben beygefügt worden, ſind folgende: I. S. 31. über Hieronymus von Prag: *„Ad Facultatem philoſophicam admiſſus eſt 7. Apr. 1406. Cum vero homo eſſet ſingularis, animi inquieti, proprii judicii immodice tenax, ſententias item procuderet heteroclitas et abſurdas, potius ut aliis contradiceret, quam veritatem exueret aut amaret, Profeſſores ac Doctores contumeliis et injuriis publice afficere non dubitaret, primum ab omni actu ſcholaſtico ſc. legendo, regendo, diſputando, determinando, exercendo abſtinere juſſus, et cum porro ſe immorigerum ac refractarium exhiberet, demum excluſus eſt. De ejus ſpiritu contradicendi ac perduelli plura proſtant.“* Ein Urtheil das der Philoſophie, dem Geſchichtſtudium und dem Geiſte des Vf. wenig Ehre macht! — I. S. 166. über Scipio Gentilis, der 1586 inſcribirt und 1590 wegen ehrenrühriger Schriften relegirt worden. II. S. 200. über Steph. Alex. de Würdtwein, S. 267. über den allgemein verehrten Hn. Coadjutor von Dalberg, der 1758 inſcribirt worden, deſſen Leben und Schriften beſchrieben werden, S. 276. über Ant. Schmidt. — Unter den akademiſchen Gelehrten, deren Leben erzählt werden, ſind die merkwürdigſten folgende: *Marſilius Inghen*, aus Paris berufen, um der neuen Univerſität die erſte Einrichtung zu geben, *Conr. de Soltow; Nic. de Jouor*, der in den Religionsſtreitigkeiten und auf dem Concilium zu Baſel ſehr gebraucht worden iſt; *Jac. Wimpfeling*, von Sletzſtadt, berühmt durch Streitigkeiten über Auguſtins Mönchthum; der Philolog *Jac. Micyllus*, der Philoſoph und Arzt *Thom. Eraſtus*, der Orientaliſte *Imm. Tremellius*; der Rechtslehrer *Nic. Ciſnerius*, der berühmte Ueberſetzer der Griechen *Guil. Xylander*; der Philolog *Henr. Smetius*; die Theologen: *Hieron. Zanchius, Dan. Toſſanus, Jo. Heinr. Hottinger, Fr. Spanheim, Jo. Lud. Fabricius, Steph. Gerlach, Jo. Fr. Mieg*, der Miſſionar *Theod. Schneider*; die Rechtsgelehrten: *Hugo Donellus, Jul. Pacius a Beriga, Dionyſ. Gothofredus, Jo. Wolfg. Textor, Henr. Coccejus*, der Nachfolger *Puffendorfs*; die Geſchichsgelehrte: *Paul Hachenberg, Car. Buttinghauſen, Car. Caſim. Wund*; der Aſtronom *Chr. Maier*. Die Elogieen der Jeſuiten zeichnen ſich vor allen andern aus. Des Vf. eigenes Leben wird S. 326 ff. weitläuftig erzählt. — Wir zeichnen noch die Inſcriptionen von den letzten 12 Jahren bis zum Jubelfeſte aus, um darnach den Beſtand der Univerſität zu ermeſſen:

1775	inſcribirt	114.	1776	inſcribirt	111.
1777	—	95.	1778	—	92.
1779	—	130.	1780	—	111.
1781	—	116.	1782	—	116.
1783	—	74.	1784	—	106.
1785	—	118.	1786	—	134.

Leipzig, b. Gräff: *Denkmal der Freundſchaft und Liebe, der verewigten Frau Marianne Ehrmann errichtet, und allen ihren Gönnerinnen, Freundinnen und Leſerinnen geweiht* von *Theophil Friedrich Ehrmann*. 1796. 204 S. 8. (mit einem allegoriſchen Umſchlag, gezeichnet von G. G. Endner.) (16 gr.)

Die am Ende des vorigen Jahrs verſtorbene deutſche Schriftſtellerin, Frau *Marianne Ehrmann*, hat in den letzten Jahren ihres Lebens zu gleicher Zeit eben ſo erbitterte Tadler als enthuſiaſtiſche Lobredner gefunden. Beide mögen es wohl zu weit getrieben haben. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte. Und aus dieſem Geſichtspunkte wird ſich auch dieſes ihr geſtiftete Denkmal am richtigſten betrachten, und am billigſten beurtheilen laſſen. *Marianne Ehrmann* ſtammte aus dem alten mayländiſchen Geſchlechte *von Brentano* und zwar aus dem Hauſe *Brentano-Noſci*, das ſich vor langen Zeiten in der wälſchen Schweiz niedergelaſſen, und von welchem der Zweig, zu dem Mariannens Familie gehörte, zu *Rapperſchwyl* am Züricher-See wohnte. Sie wurde am 25. Nov.

1755

1755 geboren. Ihr Vater, *Franz von Brentano*, ein Biedermann, deſſen Andenken noch jetzt bey ſeinen Landsleuten in Ehren ſteht, und ihre Mutter, eine geborne *von Korte*, eine geiſtreiche und feurige Frau, waren reich, und beſaſsen anſehnliche liegende Güter in und um Rapperſchwyl, und in andern Gegenden der Schweitz; ihr meiſtes Vermögen aber ſtack in Handelsgeſchäften, und wurde durch mancherley Unglücksfälle und durch die zu groſse Gutherzigkeit des Vaters in kurzem ſehr geſchwächt. Marianne hatte zehn Geſchwiſter, und verlor dieſe nebſt Mutter und Vater in einem zarten Alter. Bey dem Tode des letztern war ſein ehmals beträchtlicher Reichthum ſchon ziemlich herunter gekommen, und da ein untreuer Vormund vollends alles in Verwirrung und Verfall brachte, ſo wäre es um die Bildung der vater- und mutterloſen Waiſe gethan geweſen, wenn nicht ein edler Oheim, der durch ſeine Bibelüberſetzung berühmte, *Dominicus von Brentano*, geheimer Rath zu Kempten, Vaterſtelle an ihr vertreten hätte. Um ihm jedoch nicht länger beſchwerlich zu fallen, nahm ſie als ein junges Mädchen eine Gouvernantenſtelle in einem adelichen Hauſe. Allein ſie wurde, eben ihrer Jugend wegen, ſo übel behandelt, daſs ſie zum zweytenmale ihre Zuflucht zu dieſem Oheim nahm. Inzwiſchen lernte ſie ein anderer reicher Verwandter kennen, und nahm ſie zu ſich. Dieſer Mann aber lebte auf einen groſsen, und wie es ſcheint, lockern Fuſs. Marianne verlieſs daher dieſes Haus wieder nach einiger Zeit, und zog zu ihren Verwandten in die benachbarte (vermuthlich *groſse*) Stadt. Marianne war damals erſt 22 Jahr alt. Ohne treue und vorſichtige Freunde und zu entfernt von dem edlen Oheim, ihrem Mentor, that ſie hier den übereilten Schritt, einem Manne die Hand zu geben, der, nachdem er die Maske abgenommen hatte, als ein in allen Laſtern und Bosheiten ertrunkener Wüſtling erſchien. Aller Verſuche ihn zu beſſern ungeachtet, blieb er ein unſinniger Spieler, brachte nun ſein und ſeiner Frau Vermögen durch, betrog den Oheim, machte Schulden, deckte die Lücke einigemal auf Credit ſeiner Frau und ihres Oheims zu, griff endlich die ihm anvertraute Kaſſe an, und enzog ſich der Strafe durch die Flucht. Dadurch geriethen nun die Creditoren alle in Bewegung, und, um es nicht zu einer öffentlichen Beſchimpfung der Familie kommen zu laſſen, gaben Marianne und ihr Oheim alles hin, was ihnen von den bisherigen Verſchwendungen des Entflohenen noch übrig geblieben war, und verbürgten ſich für den Reſt. Die dürftig gewordene und verlaſſene junge Frau, reiſte nun auf Anrathen ihres Oheims und mit Empfehlungsſchreiben von demſelben nach Wien, um daſelbſt als Gouvernante, oder als Geſellſchafterin einer vornehmen Dame angeſtellt zu werden. Allein Marianne wartete lange vergeblich, und während dieſer Muſse war es, daſs ſie (in einem Alter von 28 Jahren) ihren erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch ausarbeitete, und unter dem Titel: *Müſsige Stunden eines Frauenzimmers* (1783. 8.) herausgab. Noth und Neigung zum Theater beſtimmten ſie Schauſpielerin zu werden; auf dieſer ſchlüpfrigen Laufbahn erhielt ſie ſich von 1783 an vier Jahre lang bey einem untadelhaften Lebenswandel. Endlich aber wurde ſie doch dieſes unſtäten Lebens, der damit verbundenen Kränkungen und der ewigen Theatercabalen müde, ihr Enthuſiasmus für die Kunſt war erkaltet, und ſie entſagte mit einemmale der Bühne auf immer. Während ihrer theatraliſchen Wallfahrt hatte ſie ſchon zwey neue ſchriftſtelleriſche Verſuche gewagt, die *Philoſophie eines Weibs. Von einer Beobachterin.* 1784. 8. und *Leichtſinn und gutes Herz. Ein Schauſpiel in 4 Aufzügen.* 1786. Die erſtere Schrift wurde zweymal aufgelegt, und auch ins Franzöſiſche überſetzt; die letztere kam zu Straſsburg heraus, und wurde auch mit Beyfall auf die Bühne gebracht. Die erſte Schrift ward in der damaligen Straſsburger gel. Zeitung recenſirt. Die Vfn. war begierig, ihren Recenſenten kennen zu lernen. Es war Hr. *Ehrmann*, damals practicirender Rechtsgelehrter zu Straſsburg. Die Bekanntſchaft ward von beiden Seiten mit vieler Delicateſſe und gegenſeitiger Hochachtung gemacht. Aus dieſer entſtand Freundſchaft, aus der Freundſchaft Liebe, und endlich eine ernſtliche Verbindung; denn Marianne hatte unterdeſſen in Erfahrung gebracht, daſs ihr erſter, flüchtig gewordener Gatte geſtorben ſey. Dieſe Verbindung aber, welche ganz gegen den Sinn der Aeltern und Anverwandten geſchloſſen wurde, verurſachte eine Reihe von Leiden für beide, und veranlaſste Hn. Ehrmann, ſeine Vaterſtadt mit ihr zu verlaſſen. Im J. 1787 zogen ſie daher nach Oberſchwaben, errichteten ein mercantiliſch-literariſches Inſtitut, das aber durch Cabalen ihrer Verfolger fehlſchlug, und den Verluſt ihres ganzen Vermögens nach ſich zog. Unterdeſſen wurde Hr. E. an den verewigten Herzog Karl und ſeine verwittwete Gemahlin Franciſca empfohlen, und reiſte daher das Jahr darauf mit ſeiner Gattin nach Stuttgard. Der Herzog gab Hn. E. die Verſicherung, daſs er bey der Militärakademie als Profeſſor ſollte angeſtellt werden. Allein da man anfing, die Anzahl der Profeſſoren zu mindern; ſo entfernte ſich die Erfüllung dieſes Verſprechens immer mehr, und erſt 1793 wurde Hn. E. die Lehrſtelle der engliſchen Sprache und Literatur angetragen, die er ſich aber wegen des Miſsverhältniſſes der anzuwendenden Zeit zu der Beſoldung abzulehnen genöthigt ſah; und ſo wurde denn Mariannen der Wunſch, ihren Gatten in irgend einem, ſeinen Talenten angemeſſenen Amte zu ſehen, während ihres Lebens nicht mehr. Sie muſsten ſich beide mit dem behelfen, was ihnen das Honorar ihrer Schriften abwarf; und ſo läſst ſich denn vieles, und auch das begreifen, daſs die letzte Periode von Mariannens Leben nicht die glücklichſte muſs geweſen ſeyn. In einem Alter von nicht gar 40 Jahren unterlag ſie ihrem Schickſal. Sie war kein ſchönes, aber ein liebenswürdiges Weib. Ihr ganzer Charakter war offen und zwanglos. Mit einem Herzen voll Güte und Wohlwollen verband ſie einen hellen Kopf voll herrlicher Anlagen. Aber eine zu groſse Lebhaftigkeit des Temperaments und eine immerglühende Einbildungs-

dungskraft gab ſie oft dem Tadel des kalten Zuſchauers preis. Ihr Umgang wurde von gebildeten Frauenzimmern ſehr geſchätzt. Sie war eine treue Freundin, eine gute Hauswirthin, und eine muſterhafte Gattin. Hr. *E.* giebt hierauf Nachricht von ihren übrigen Schriften, von ſeinem Antheil daran, und würdigt ihren ſchriftſtelleriſchen Charakter. In den letzten Jahren war es eine Hauptbeſchäftigung für ſie, ihre ſämmtlichen Schriften zu revidiren, zu feilen, und nach Befund gänzlich umzuarbeiten. Sie kündigte ſelbſt noch im Februar 1795 dieſe verbeſſerte Ausgabe unter dem Titel: *„Amaliens Feyerſtunden,“* an, ſtarb aber während der Subſcription. Nun befördert ſie ihr hinterlaſſener Gatte zum Drucke. Ueber die angehängten Gedichte haben wir nicht nöthig etwas zu ſagen. Die Verzierung des Umſchlags iſt in griechiſchem Geſchmacke, und ſehr anziehend. Den Ertrag dieſer Schrift haben Vf. und Verleger zu Errichtung eines ſteinernen Denkmals beſtimmt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Meine Berliner Peitſche,* (ein) Bürgerblatt zur erbaulichen Unterhaltung an das Licht geſtellt fon *Hans fon Strippeknall.* 1795. Erſtes Gebund. *Erſte* Handfoll. 1796. *Zweyte, dritte* und *vierte* Handfoll. 380 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Wochenſchrift ſoll (nach H. I. S. 11.) ein Blatt ſeyn „das die Handlungen aufzeichnet wie ſie ſind! Das „ſeinen Gang fortmarſchirt und ſich um kein Bläffen „und Beiſsen kümmert. Unerſchrocken und ſtand„haft! Frey und ehrerbietungsvoll. Sanft und zärt„lich! Kalt und warm! Ernſthaft und ſcherzhaft! „Ehrlich und ſpöttelnd. Gelaſſen und peitſchend.“ — Als ſolches iſt es zunächſt für den gemeinen Mann in Berlin beſtimmt. Die Schauplätze, vor welche vorzüglich die Leſer geführt werden, ſind Tabagieen, Weinkeller und Schnapsläden (S. 27.). Mit der Faſſungskraft und dem Intereſſe derjenigen Klaſſe von Einwohnern, für welche der ungenannte Herausgeber zunächſt beobachtet und ſchreibt, mit ihren Eigenheiten und Launen iſt er ſehr gut bekannt. Er hat gelernt, ihren Ton zu treffen, ihre Sprache zu reden, ſich in ihre Stimmung zu verſetzen, ihren Witz nachzuahmen; alles vielleicht weit mehr, als es nach den Grundſatzen, die erſt neulich ein Kenner den Schriftſtellern für das Volk wieder, mit vielem Nachdruck, in Erinnerung gebracht hat, ſeyn ſollte. Freylich möchte er wohl glauben, daſs dieſer Weg der ſicherſte ſeyn möchte, um ſeinen Leuten beykommen zu können, und um ihm darüber das Urtheil zu ſprechen, kömmt es wohl auf ſehr genaue Kenntniſs localer und perſönlicher Eigenheiten an. Auch tändelt und witzelt und ſpaſst er nicht immer bloſs nach der Weiſe ſeiner Menſchen; ſondern er kann auch zuweilen ſehr ernſthaft ſeyn, und dann im völligen Ernſte manche wichtige Wahrheit und manche treffende Warnung ſagen, wie z. B. die Strafpredigt an die rangſüchtigen, unruhigen Schmiedegeſellen I. 36—41., oder eine ähnliche Ermahnung zur Duldſamkeit und Humanität, bey Gelegenheit einer ſehr ungeſitteten Beleidigung eines achtungswürdigen Iſraeliten III. 272. Dabey hat er ſeinen Warnungen und Lehren, ſeinen Scherzen und Poſſen eine ſeltene Mannichfaltigkeit von Formen zu geben gewuſst: Geſpräche und Monologen, Anekdoten, Erzählungen und Briefe, Sprichwörter und Reime, Mondreiſen und Correſpondenz mit Bewohnern im Monde — alle dieſe Vehikel weiſs er zu benutzen.

Sonderbar iſt aber der Einfall, auf eine gewiſſe Orthographie einen Anſtrich von Lächerlichkeit werfen zu wollen. Der Einfall paſst *hier*, in einer Wochenſchrift für den gemeinen Mann, ganz und gar nicht. Das ſcheint auch der Herausgeber ſelbſt gefühlt zu haben: denn, nachdem er ihn durch das ganze erſte Heft hindurch ausgeſponnen hat, kehrt er im zweyten Hefte zur gewohnlichen Rechtſchreibung zurück, und ſchon auf dem Titel der zweyten Handvoll iſt die Spur davon verwiſcht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bern,* b. der typograph. Geſellſchaft: *Briefe eines Schweitzey Jünglings an ſeine Braut,* unverändert abgedruckt. 1791. 96 S. 8. — Bey einem Bräutigam, der, wie der Vf. dieſer Briefe, anſtatt bloſs die Sprache der Liebe zu reden, den kalten Moraliſten uber die Pflichten des bevorſtehenden Eheſtandes macht, und der ſeine Sittenlehren mit einer Art von Ungeſtum vorträgt, ſollte man faſt an der Wahrheit ſeiner Leidenſchaft zweifeln; allein es wird hier auch ein Bräutigam angenommen, deſſen Liebe aus Vernunft entſprang, und ſich ſtets von Ueberlegung und Nachdenken leiten läſst. Hinter den ſiebzehn Briefen, aus denen dieſe Sammlung beſteht, werden wir benachrichtigt, wie in der Folge der Eheſtand dieſes Paars ausgefallen ſey. Gerade das erſte Jahr deſſelben war trotz aller vorher ertheilten und erhaltnen Lehren nichts weniger, als glücklich, indem das heftige Temperament den Mann zum Deſpoten, und die durch Modelekture bewirkte Empfindſamkeit die Frau ärgerlich machte, bis endlich die Vernunft wieder obſiegte, die Frau nachgeben lernte, und der Mann milder ward. *Schweitzerſitten* kommen weiter nicht vor, auſser, daſs ſich einmal auf Schweizertreue berufen wird. Wärme und Energie beſeelen übrigens die moraliſchen Betrachtungen in dieſen Briefen, und der Stil hat Nachdruck, ohne gekünſtelt zu ſeyn. Man könnte das Ganze für eine Wendung anſehen, um Eheſtandsmoral vorzutragen, wenn nicht der Herausg., Hr. *Heinzmann*, der ſie auch ſchon 1790 in das *Schweitzer-Burgerjournal* hatte einrücken laſſen, verſicherte, es ſeyen Originalbriefe, die ganz unverändert geblieben, ja, *ſogar für den Druck nicht einmal abgeſchrieben worden.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. April 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Frommann: *Menſchheit und Gott*, oder *elementariſcher Unterricht in der Technologie und Staatsverfaſſung*, für den häuslichen Unterricht und die Bürgerſchulen. Zur philephebiſchen Schulencyklopädie gehörig. 1795. XXX u. 198 S. 8.

Rec. kann der Haupt-Idee, welche dieſer Arbeit zum Grunde liegt, „junge Leute in der Epoche, welche die Gränzſcheidung zwiſchen Verſtandes- und Vernunftbildung ausmacht, in genauere, zuſammenhängendere, nach Principien geordnete Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten Geſchäften und Verhältniſſen der Menſchen zu bringen; dadurch ihr Gedächtniſs zu bereichern, ihr Urtheil zu berichtigen, ihren Scharfſinn und ihre Erfindungskraft zu üben, durch das Alles aber auch zugleich ihnen die Wichtigkeit und die nächſte Anwendung der Gebote der Sittlichkeit zu zeigen und einzuprägen, ja ſie von dem Sichtbaren zum Unſichtbaren, von den Einrichtungen und Angelegenheiten der Menſchheit zur Beherzigung der Zwecke Gottes mit der Menſchheit, zur Ehrfurcht und Liebe Gottes — zur Religion hinzuleiten" — dieſer Haupt-Idee, in welche noch andere recht füglich damit vereinbare Nebenzwecke verflochten ſind, kann er ſeinen ganzen Beyfall nicht verſagen. Er muſs dem edeln Enthuſiaſmus des Vf. für alles Gute und namentlich für die wohlthätige Wirkſamkeit ſeines Unternehmens — dem Geiſte, womit dieſes Unternehmen im Ganzen ausgeführt iſt, dem Umfang und der Gründlichkeit der meiſten hier an den Tag gelegten Kenntniſſe, der Mühe, die dieſe ganze Folge von Arbeiten dem Vf. gekoſtet haben mag, ſeine aufrichtige Achtung zollen. Deſto freymüthiger und genauer aber wird er auch ſeine Bemerkungen vortragen.

Das Werk zerfällt in zwey Haupttheile. Der erſte enthält den Unterricht über die aus den verſchiednerley menſchlichen Bedürfniſſen hervorgehenden hauptſächlichſten Arten und Producte der menſchlichen Thätigkeit — Technologie — der zweyte enthält Belehrungen über die verſchiednen Verhältniſſe, Stände und Lebensarten der Menſchen, mit Anzeige ihrer eigenthümlichen Rechte und Pflichten, die — unter den gemeinſchaftlichen Titel der Staats-Verfaſſung gebracht ſind. In beiden Theilen werden erſtlich gewiſſe Vorkenntniſſe für die zu erläuternde Diſciplin mitgetheilt; dann folgt der zuſammenhängende, nach gewiſſen Eintheilungsgründen geordnete Unterricht in jener Wiſſenſchaft ſelbſt, und endlich werden in alphabetiſcher Ordnung mehr ins Einzelne gehende Bemerkungen über die verſchiedenen Gegenſtände deſſelben gegeben. Der Vf. meynt, und zwar mit Recht in der leſenswerthen Vorerinnerung, daſs man nicht früher als höchſtens vom 9ten Jahre an den Anfang mit dem Unterrichte aus dieſem Buche machen, — dann etwa ehe man zum ſchwerern zweyten Theile fortgeht, ein wenig ausſetzen, und wenn der Schüler mehr Kräfte geſammelt hat, dieſen gemächlich durchgehen ſolle, ſo daſs in Schulen füglich drey auf einander folgende Claſſen damit beſchäftigt werden können. Da der Gebrauch dieſer Schrift ſich nicht bloſs darauf einſchränkt, Leitfaden für den Lehrer zu ſeyn, ſondern auch den Lernenden zur Uebung im Leſen dienen ſoll, und die natürlichſte Einrichtung damit dieſe iſt, das jedesmal durchzugehende Stück vorher vorleſen zu laſſen: ſo vermiſst man ungern die gehörige Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern ſowohl in den Sachen, als auch in dem Vortrage. Im Allgemeinen iſt zwar wohl die vorangehende Erörterung technologiſcher Kenntniſſe leichter als der darauf folgenden politiſchen; auch ſcheint die allmähliche Erweiterung des Unterrichts nach dem hier befolgten Plane zum Behufe jener Stufenfolge zweckmäſsig zu ſeyn. Aber gleich zu Anfange in den Vorkenntniſſen zur Technologie findet man Sachen, die für Kinder von dem Alter, wie das Buch ſie darſtellt, zu ſchwer ſind. Man höre nur die erſten Perioden des erſten Abſchnitts, mit der an ſich ſchon aus lauter Abſtractis zuſammengeſetzten Ueberſchrift, *Bedürfniſſe — Natur — Menſchheit*. 1) „Ich „wünſche nichts ſo ſehr als *leben*, und zwar *froh* und „*vergnügt* leben zu können. Was ich nun haben „muſs, damit jener Wunſch erfüllt werde, heiſst ein „*Bedürfniſs*," (bey dieſem Worte wird auf das frühere Schulbuch Natur und Gott, No. 97. S. 161. verwieſen) „von dem Worte *ich bedarf*, 2) *Nahrung* iſt „das erſte und nothwendigſte aller Bedürfniſſe. 3) „Nächſt dieſer ſind *Kleidung*, *Wohnung*, *Bequemlichkeit* und *Arzney* — auch Mittel zur Erhaltung des „*leiblichen* Lebens. 4) Da aber die Seele mein eigentliches *Ich* iſt: ſo habe ich auch *geiſtige* Bedürfniſſe. „Die vorzüglichſten derſelben ſind *Thätigkeit* und „*Geſelligkeit*. 5) Beide Arten von Bedürfniſs heiſsen „*natürliche*, weil ich ohne ihre Befriedigung ſchlechterdings nicht meiner Natur gemäſs, d. h. als *Menſch*, „ein frohes Leben führen kann. 6) Da ich aber nicht „unter Wilden lebe: ſo ſind von der überaus groſsen „Menge erkünſtelter Bedürfniſſe, die ich durch Beobachtung der Lebensart meiner, (vorzüglich reichern „und vornehmern,) Mitmenſchen kennen gelernt ha-

„be, *viele* auch für mich nothwendig geworden. 7) „*Ich habe alſo natürliche und erkünſtelte, leibliche und „geiſtige Bedürfniſſe.*“ — u. ſ. w. §. 2. wo der Begriff, und die erfoderliche Beſchaffenheit der zur Befriedigung jener Bedürfniſſe nothwendigen Mittel angegeben wird. Iſt das nicht wahre Compendienſprache? Wie lange müſste man wohl zubringen, um nur dieſen 1 §. mit acht- ja mit mehr als zwölfjährigen Kindern, wie man ſie in unſern Schulen antrifft, ſo durch zu katechiſiren, daſs ſie zuletzt nicht bloſse Worte, ſondern wirklich Sachen gefaſst, ſich ihrer ganz bemächtigt hätten, wohin doch unfehlbar des Vf. Abſicht ſelbſt gerichtet iſt! Ueberhaupt ſcheint die Methode, deren er ſich in dieſem Buche bedient, von Definitionen und Feſtſetzung allgemeiner Principien aus, zur Erörterung des Beſondern und Einzelnen überzugehen für das Alter, dem dieſe Arbeit beſtimmt iſt, lange ſo tauglich nicht, als der analytiſche Weg, der z. B. in *Thieme'ns* Gutmann genommen iſt. Auch Rec. ſchätzt nichts mehr, als wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und die frühe Anleitung dazu. Aber dabey dünkt es uns weit rathſamer, von Beyſpielen und concreten Schilderungen technologiſcher und politiſcher Gegenſtände in einer nach Principien geordneten Folge, auszugehen, dann vielleicht die Ordnung ſichtbarer und die Darſtellung methodiſcher werden zu laſſen, auch wohl in einem doppelten Curſus ganz die nämlichen Sachen auf dieſe doppelte Art abzuhandeln und zuletzt zur Einſicht in die Principien ſelbſt zu führen. So würden wir alſo mit den mehr ins Einzelne gehenden Belehrungen, die der Vf. jeder von beiden Diſciplinen in alphabetiſcher Ordnung anhängt, gerade den Anfang, mit den meiſten der zum Theil ſehr abſtracten Vorkenntniſſen hingegen, die ihm zur Einleitung dienen, den Beſchluſs machen. Aber freylich die alphabetiſche Ordnung würden wir bey jenen Materialien, — wir möchten ſie nun zu Anfange oder zum Schluſse ſtellen, — auf keine Weiſe wählen; denn bey aller Mühe die ſich der Vf. giebt, um möglichſt homogene Gegenſtände unter einem Buchſtaben abzuhandeln, will es doch damit gar nicht recht fort. Oftmals iſt, um dem Alphabete nur ſein Recht zu laſſen, ein bloſses Nebenwort, das unter den Buchſtaben *quaeſtionis* gehört, curſiv gedruckt, der Haupt-Begriff dann aber nicht, und man ſieht immer die Gewalt durchſchimmern, die es dem Vf. koſtet, bey dieſer ſo willkührlichen Ordnung, (im Grunde dem Gegentheil aller Ordnung) gehörig brauchbare Sachen zu geben, der Ungleichheit und Härte nicht zu gedenken, die die Schreibart dadurch erhält. — Gegen die materiale Richtigkeit der mitgetheilten Belehrungen iſt übrigens dem Rec. kein erheblicher Verſtoſs vorgekommen, und es iſt ungemein viel Brauchbares in dieſem Buche zuſammengedrängt. Nicht ganz das nämliche kann er aber von der logiſchen Richtigkeit des zweyten Theils rühmen. Ziemlich unbequem iſt hier vieles, unter den allgemeinen Titel der Staatsverfaſſung gebracht, was im Grunde gar nicht alles weſentlich aus dem Begriffe eines Staates hervorgeht; ſondern vielmehr nur überhaupt unter die verſchiednen Modificationen der geſelligen Verbindung, zwiſchen den Menſchen überhaupt gehört. Der Vf. nimmt bey dem Unterrichte über dieſe Gegenſtände ſeinen Gang ſo, daſs er die verſchiednen in der bürgerlichen Geſellſchaft vorhandnen Stände nämlich, 1) *den producirenden*, 2) *den fabricirenden*, 3) *den commercirenden*, 4) *den dirigirenden*, 5) *den dienenden Stand* nach ihren Beſchäfftigungen, Rechten und Pflichten durchgeht, zuletzt auch in einer ſechſten Rubrik noch von einigen andern unter den Menſchen ſtatt findenden Verhaltniſſen, der Familie, Freundſchaft, Nachbarſchaft, Religionsgleichheit oder Verſchiedenheit ſpricht. Bequemer hätte der Vf. ſeine Einrichtung wohl ſo getroffen, wenn er überhaupt von den verſchiedenen Modificationen der geſelligen Verbindung unter den Menſchen zu ſprechen angekündigt, 1) den Begriff eines Staats rechtlich entwickelt, und die ſo eben angegebnen Verhältniſſe daraus deducirt und dargeſtellt hätte. (Dieſe rechtliche Entwickelung vermiſst man aber gar ſehr, und findet an ihrer Stelle mehr eine bloſs genetiſche und hiſtoriſche, wie denn auch der Zweck des Staats, der doch unmittelbar bloſs in Sicherſtellung der wechſelſeitigen Rechte beſteht, ganz fehlerhaft in den ſchwankenden Begriff der Beförderung des allgemeinen Beſten geſetzt wird,) 2) die verſchiednen Beſchäfftigungs und Lebensarten, und daraus hervorgehenden Stände der in geſelliger Verbindung lebenden Menſchen, 3) die Familien: 4) Anhangsweiſe die kirchlichen Verhältniſſe durch gegangen wäre, und unter allen dieſen Titeln zugleich die reſpectiven Pflichten und Rechte der Menſchen als Staats-Bürger namhaft gemacht hätte. So würde, dünkt uns, der Unterricht nach dieſem zweyten Theile ſehr erleichtert, auch mancher Fehler in der Unterordnung; da z. B. privatiſirende Gelehrte dem dirigirenden Stande beygezählt werden, vermieden worden ſey. — Was die moraliſchen Anwendungen anbelangt, welche theils gelegentlich, theils in dem zweyten Theile abſichtlich beygebracht werden: ſo iſt, die edle darinn herrſchende Wärme alles Beyfalls werth; doch wäre zu wünſchen, daſs ſie nicht immer nur *Liebe* der Menſchen zu einander, ſondern vornämlich Gerechtigkeit zum Thema hätten, den Begriff von dieſer, ſo wie von Pflicht überhaupt ſchärfer beſtimmt, und genauer aus den Principien der reinen Sittenlehre, die für die Jugend Epoche, welcher wenigſtens der zweyte Theil beſtimmt iſt, ſchon nicht mehr unverſtändlich ſind, hergeleitet worden wären. Die Bemerkung können wir nach unſrer Ueberzeugung nicht unterdrücken, daſs manche das Geſchlechtsverhältniſs und den Geſchlechtsgenuſs betreffende Erörterungen, wie z. B. S. 71. 4. 12., da ſie gar nicht weſentlich hergehören, weggeblieben wären. Sehr zweckmäſsig ſind bey den alphabetiſchen Erläuterungen aus der Politik gewählte Stellen aus der Schrift angehängt: deſto unzweckmäſsiger bey denen aus der Technologie *verſus memoriales*, die groſsentheils ganz unpoetiſch, ja mit unter ganz elend ſind, wie z. B. S. 44. das Bley betreffend, und deren geringer Nutzen für das Gedächtniſs, das ſie zum Theil ihres ſchwer-

fälligen Baues wegen nicht einmal leicht behalten wird, die dadurch verſchuldete Geſchmacksverderbniſs fürwahr nicht aufwiegt. Da der Vf. ſo viel gründliche Einſichten und guten Willen gezeigt hat: ſo wünſchen wir nichts mehr, als daſs dieſe wohlmeynenden Bemerkungen ihn zu immer fleiſsigerer Verbeſſerung ſeiner gewiſs ſchon ſehr nützlichen und empfehlenswerthen Arbeit veranlaſſen mögen.

Kiel, in der Königl. Schulbuchh.: *Staatswiſſenſchaftliche Aufſätze* von *Martin Ehlers*, Prof. der Philoſophie zu Kiel, 1791. 187 S. gr. 8.

Von den 9 Aufſätzen, welche hier dem Publico mitgetheilt werden, ſind, wie uns der Hr. Vf. ſelbſt ſagt, die 5 erſten in dem *Schleſswig-Holſteiniſchen Specialkalender auf* 1791. bereits abgedruckt; da aber dergleichen Kalender ſelten, oder doch nur ſehr einzeln, über die Gränzen des Landes kommen, für welches ſie beſtimmt ſind, ſo lieſs Hr. E. ſie hier nochmals, nebſt einigen darauf ſich beziehenden Aufſätzen, abdrucken. — I. *Unterſuchung der Frage, ob es ein Recht der Natur gebe, das man bey geſellſchaftlichen Einrichtungen als heilig und unverletzlich an zu ſehen habe.* So wie nach Carls I. in England Hinrichtung von einem Theile der königlich geſinnten Gelehrten die allerhärteſten Sätze aufgeſtellt wurden, ſo hat auch in unſern Tagen der Miſsbrauch ſpeculativer Wahrheiten manche Gelehrte veranlaſst, Macht und Recht zu verwechſeln, und dem, was in Abſtracto recht und billig iſt, allen Einfluſs bey Beurtheilung einzelner Staatsverhältniſſe abzuſprechen. Mit dieſen hat es unſer Vf. hier zu thun. Am Schluſſe ſtellt er einige Sätze auf, die bey jeder Staatsverfaſſung, wenn ſie nicht widerrechtlich ſeyn ſoll, als Grundgeſetze angeſehen werden müſſen. — II. *Ob und wie weit man den Eigenthumsbegriff als einen von menſchlicher Vereinbarung unabhängigen, in der Natur gegründeten, allgemein gültigen und mit geſellſchaftlichen geſetzlichen Einrichtungen unverletzlich beſtehbaren Rechtsgrundſatz zur Handhabung des Zwangsrechts anzuſehen habe?* Rec. iſt zwar ganz des Vf. Meynung, daſs das Eigenthumsrecht in dem Naturrechte gegründet ſey, und nach ſolchem ein Zwangsrecht gebe; er fürchtet aber, daſs die hier angeführten Gründe die Gegner nicht überzeugen werden. Ueberhaupt haben neuere Unterſuchungen dieſe Frage weit mehr aufgeklärt. Beide Aufſätze ſcheinen Rec. für Kalenderleſer zu abſtract zu ſeyn. — III. *Betrachtung über die Freyheitsbewegungen unſerer Zeit, über den Einfluſs einer zweckmäſsigen Volksaufklärung in Staatsvollkommenheit und Volksglückſeligkeit, und in die Handhabung weiſer Geſetze, und über die Lage, worin der Däniſche Staat in der Hinſicht iſt.* Hier darf man nicht vergeſſen, zu welcher Zeit der Vf. ſchrieb. Damals (1790.) war noch beynahe das ganze, billige, unbefangene Publicum von den ſchönſten Hoffnungen geblendet. Des Vf. Bemerkungen betreffen vorzüglich die Lage des Reichs vor der Revolution; dann die Rechtfertigung der Nationalverſammlung in Rückſicht des aufgehobenen Erbadels und der eingezogenen Kirchen-Güter; endlich die Volksbewegungen. Der Vf. ſtellt alles dies in einem, für die neue Ordnung der Dinge ſehr günſtigen Lichte dar; ohne jedoch die mit jeder Revolution verbundene Gefahr zu überſehen. Allzu ſehr wurde auch bey den franzöſiſchen Staats-Umwälzungen das beſtätigt, was er S. 40. ſagt: „Es iſt ja das Volk faſt immer ein unglückliches Spiel ſolcher Leute, die an nichts weniger, „als an Volksglückſeligkeit denken, und nur die Maske von Volksfreunden tragen;“ ob er gleich damals nicht zu ahnden ſchien, daſs dies auch in Frankreich der Fall ſey, oder ſeyn werde. S. 42. u. ff. beſtreitet der Vf. mit Recht den von den Feinden der Wahrheit und der Menſchheit aufgeſtellten Satz: daſs Unwiſſenheit gegen Volksunruhe ſichere. S. 48. u. ff. wird der Einfluſs der Freyheitsbewegungen auf den Däniſchen Staat unterſucht. Der Vf. verſchweigt hierbey die Laſten nicht, die das Däniſche Volk in verſchiedenen Zeitaltern drückten, und zum Theile noch drücken; aber einem Däniſchen Unterthan iſt es leicht, die Vorzüge einer Regierung ins Licht zu ſetzen, die man auch im Auslande verehrt. Jeder Freund derſelben wird aber auch, da in einem unumſchränkt monarchiſchen Staate allzuleicht ein König, auch wohl ein Miniſter, einreiſsen kann, was der Andere baute, wo nicht die Hoffnung, doch den Wunſch, mit unſerm Vf. theilen, daſs man Mittel finden werde, dieſem Nachtheile vorzubauen. (S. 52.) — IV. *Etwas über Geld und Staatsbilanz.* In dieſem kurzen Aufſatze wird beſonders gegen das Einführen fremder Waaren des Luxus geeifert. V. *Iſt im Däniſchen Staate gar nicht an Fabrikunternehmungen zu denken?* Der Vf. ſucht darzuthun, daſs der Däniſche Staat vor andern dazu geſchickt ſey, weil er 1) die verarbeitende Producte ſelbſt erzeuge; 2) Ueberfluſs an nothwendigen Lebensmitteln habe; 3) die Ausfuhr durch ſeine Lage begünſtiget werde. Dies kann ihm nicht ſchwer werden; weniger glücklich iſt er hingegen in Beantwortung der Einwürfe, die er ſich ſelbſt macht. 1) Die noch mangelhafte Kultur des Bodens, welche den Fabrik-Unternehmungen vorzuziehen ſey, 2) die Theurung der Lebensmittel, 3) die geringe Volksmenge. Was der Vf. über den erſten und dritten dieſer Einwürfe ſagt, hat uns nicht befriedigt. Wenn die Volksmenge nicht ſo viel thätige Hände liefert, als die Cultur des Bodens beſchäftigen kann: ſo wird der begünſtigte Manufacturiſt, der höhern Lohn giebt, oder leichtere Arbeit fodert, dem Ackerbaue nützliche Hände entziehen, und der Staat von dieſer Seite mehr verlieren, als er von jener gewinnt. Der Satz: blühende Fabriken erfodern einen niedern Preis der Lebensmittel, iſt zwar an ſich richtig, leidet aber ſehr groſse Ausnahmen. Nirgends in Europa wird mehr Baumwolle zum auswärtigen Verkaufe verarbeitet, als in England und in der Schweiz; und doch ſind nirgends in Europa gewöhnlich die Lebensmittel theurer. — VI) *Auszug eines Briefes an den Herausgeber des Schleſswig-Holſteiniſchen Specialkalenders von* 1791. *nebſt der Ant-*

wort darauf, und einem zu dieſer Materie gehörigen Zuſatze. Der Brief iſt von einem Freunde des Vf., den dieſer ſelbſt auffoderte, ihm ſein Urtheil mitzutheilen, und der, wie aus der Antwort erhellet, dieſen Brief, ohne des Vf. Wiſſen, als Manuſcript für Freunde, drucken lieſs. Jener Briefauszug, den uns Hr. E. hier, mit Erlaubniſs ſeines Freundes, mittheilt, bezieht ſich bloſs auf den 3ten Aufſatz, und zeigt einen Mann von Einſicht, wir würden ſagen, von kalter Beurtheilung, wenn nicht die Meynung, daſs auch da, wo die Conſtitution noch keinen erblichen Adel kennt, deſſen Einführung zu wünſchen ſey, Partheylichkeit für eine Einrichtung zu verrathen ſchiene, die, ſo wichtig auch die Gründe für ihre Beybehaltung in unſern Staaten ſind, doch immer *in theſi* mangelhaft bleibt. In der Antwort ſucht Hr. E. ſeine erſten Behauptungen in dem Aufſatze III. zu rechtfertigen und ſeines Freundes Einwürfe zu widerlegen. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daſs er es mit der gröſsten Mäſsigung und Urbanität thue. Leider hat der Erfolg das Urtheil dieſes Freundes mehr als ſein eigenes gerechtfertigt. Auch wir ſind mit dem Vf. (S. 101.) vollkommen überzeugt, „daſs „ſelbſt die unterſte Volksklaſſe zur gehörigen Einſicht „in den Zuſammenhang, worin die Privatglückſeligkeit mit dem Wohl des ganzen Staats ſteht, gelan„gen könne." So leicht iſt dies aber nicht, als derſelbe zu glauben ſcheint. Das, was unſer eigenes Ich unmittelbar und allein betrifft, iſt uns immer näher. Wer nicht Gefühl für Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe hat, wird daher immer ſeinen Privatvortheil dem Vortheil des Staats vorziehen. VII. *Vom Einfluſſe metaphyſiſcher Kenntniſſe in die menſchlichen Lebenseinrichtungen.* Der Vf. zeigt die Unentbehrlichkeit metaphyſiſcher Kenntniſſe, von welchen er glaubt, daſs man ſie nur dann als unſicher und unnütz zu verſchreien angefangen habe, da ſie angewendet wurden, um dem Deſpotismus und dem Eigennutze der Mächtigen entgegen zu wirken. — VIII. *Die franzöſiſche Conſtitution mit Anmerkungen, mit darauf ſich beziehenden Erklärungen des Königs und mit einer Schluſsbetrachtung über die ſich darauf beziehende Lage von Frankreich und Europa.* Die franzöſiſche Conſtitution von 1791. iſt hier abgedruckt und zugleich in einer Note der Entwurf des *Abbé Sieyes.* Nachdem die Conſtitution von dem Könige angenommen war, hielt unſer Vf. es für entſchieden, (S. 165.) „daſs eine ſo ſyſtematiſche und wohlthätige Staatsverfaſſung nicht eine Schimäre ſey." Er dachte zu gut von den wirkenden Männern. Ueberhaupt iſt es nicht ſelten der Fall, daſs die Menſchenliebe die Menſchenkenntniſs hindert. — IX. *Entwurf einer dem gemeinen Beſten zuträglichen Preſsfreyheit.* Der Vf. will keine Cenſur; Verfaſſer, Verleger oder Drucker ſollen aber nach gewiſſen, von ihm aufgeſtellten, Sätzen verantwortlich ſeyn.

Auch diejenigen Leſer, die mit unſerm Vf. nicht einverſtanden ſind, werden wenigſtens ſeinem überall ſichtbaren Wunſch, Menſchenwohl und Glückſeligkeit zu befördern, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen.

KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, b. von Möſsle: *Entwurf eines Werkes: Ueber das hohe Alter.* Von *Euſebius Valli*, d. A. D. *Aus dem* Italieniſchen überſetzt von *S. Bonelli*, praktiſchen Arzte 1796. 31 S. 8. (15 Kr.) Wir ſind es ſchon von dem ſcharfſinnigen Vf. gewohnt, glänzende Hypotheſen zu erhalten. Hier theilt er uns bloſs die Skizze eines gröſseren Werkes mit, an dem er gerade arbeitet, „und wenn die Erfolge ſeiner Verſuche, den Wünſchen ſeines Herzens entſprechen, ſo wird der Menſch leicht über ein Jahrhundert auf dieſer Erde ausdauren." P. 29. Dies wird ohngefähr ſo zugehen: die übermäſsige Steifigkeit der feſten Theile iſt die Urſache des hohen Alters. Sie entſteht aus dem Ueberfluſse der thieriſchen Erde, welche die Grundlage der Knochen ausmacht. Die neue Chemie nennt ſie einen phosphorſauren Kalk. Wie die Kalkerde und der Phosphor in uns erzeugt werden, iſt noch nicht bekannt. Die Kalkerde iſt ein zuſammengeſetzter Körper, und der Stickſtoff macht wahrſcheinlich einen Beſtandtheil derſelben aus. Die gallertartige Subſtanz, die man in der erſten Bildung der Knochen entdeckt, enthält die Grundlage der Kalkerde; die Verbindung mit dem Stickſtoffe iſt vielleicht hinlänglich, dieſelbe in Erde zu verwandeln, und in dieſem Zuſtande verſetzt, verbindet ſie ſich gerne mit der Phosphorſäure, woraus der phosphorſaure Kalk entſteht. Man weiſs nun, daſs die Materie, welche mit der Zeit eine ſo groſse Steifigkeit annimmt, und das Zellengewebe, die Gefäſse u. ſ. w. verknöchert, anfangs bloſs eine gallerartige Feuchtigkeit iſt. Die groſse Kunſt beſtünde nun alſo darinn, die Anhaufung dieſes phosphorſauren Kalks zu verhindern, und den angehauften aus dem Körper zu ſchaffen. Das erſte geſchieht durch die ſchickliche Wahl ſolcher Nahrungsmittel, die am wenigſten davon enthalten. Das andere durch ſorgfältiges Offenhalten der Wege, die ihn ausführen, nämlich durch die Nieren und die Haut. Hiezu dienen kalte Getränke, das Geforne, Bäder, Reibungen etc. Ferner durch den inneren Gebrauch eines Mittels, das fähig wäre, die Verwandſchaft, vermöge welcher ſich die Phosphorſäure und die Kalkerde in einem feſtem Zuſtand vereinigen, aufzuheben. Dieſes Auflöſungsmittel des Grundſtoffes der Knochen iſt die Sauerkleeſäure, vormals unter dem Namen der Zuckerſäure bekannt. — Hr. V. hält das Licht für einen Beſtandtheil des Phosphors; da nun der Phosphor zur Bildung der thieriſchen Erde nothwendig iſt, ſo entſteht die Frage: ob man bey Thieren, die in der dickſten Finſterniſs aufbehalten werden, einen Mangel der Knochenmaterie bemerkt? Hr. V. beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung derſelben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Lausanne, b. Fiſcher u. Vincent: *Vie de M. Zimmermann*, par Mr. *S. A. D. Tiſſot*, D. M. 1797. 122 S. gr. 8.

Den Anfang machen ſchöne Betrachtungen über den Werth von Lebensbeſchreibungen ſolcher Männer, welche ſich durch geiſtige oder ſittliche Vorzüge auszeichneten, aber keinen Anſpruch auf einen Platz in der Weltgeſchichte haben. Wer die Begebenheiten eines Lebens aufzählt, darſtellt, ordnet und vergleicht, ſey auch am fähigſten, es zu beurtheilen. Unbeſchränktes Lob erzeuge nur Gleichgültigkeit beym Leſer. Wie der Vf. ſeinen Freund in mehr als vierzig Jahren habe beobachten können, wolle er ihn der Welt zeigen u. ſ. w. Johann Georg Zimmermann ward im December 1728 zu Brugg im Canton Bern geboren. Er genoſs im väterlichen Hauſe eine gute Erziehung, kam im 14ten Jahr nach Bern, wo er trefflichen Unterricht genoſs, aber in der Philoſophie, der der Vf. eine kurze, aber treffende, Lobrede hält, an einem Wolfianer einen ſchlechten Lehrer hatte, der ſich auf Metaphyſik beſchränkte, und doch nur einen kleinen Theil derſelben in jährlichen Vorleſungen umfaſste. Z. verlor jetzt ſeine Aeltern und konnte alſo über ſich ſelbſt beſtimmen. Er widmete ſich der Arzneygelahrtheit und ging 1747 nach Göttingen, wo Haller ihm viel ward. Was *Tiſſot* bey Gelegenheit des alten Richters zum Lob der Boerhavſchen Grundſätze und ihrer Brauchbarkeit am Krankenbett ſagt, iſt ſo allgemein und oberflächlich ausgedrückt, daſs es keine Berichtigung verdient. Bekanntlich hat de Haen ehemals dem Vf. den Plan zugeſchrieben, das Boerhavſche Syſtem verdrängen zu wollen. Z. war ſehr fleiſsig und beſchränkte ſich auf Medicin nicht allein. 1748 ſchrieb er von Göttingen aus einer Tante: ich führe hier das Leben eines Menſchen, der den Wunſch hat, nach ſeinem Tod noch zu leben. Mit Recht rühmt der Vf. Z. Inauguraldiſſertation *de irritabilitate*. Er hält ſie für die Hauptſchrift und ſchreibt ihr die ganze Revolution zu, welche die Hallerſche Lehre von der Reizbarkeit bewirkt hat. Haller habe die Idee nur vorher in der kleinern Phyſiologie geäuſsert; aber Z. habe ſie durch Verſuche unwiderleglich dargethan und trefflich entwickelt. Wir haben hierauf nun nie das groſse Gewicht gelegt. Hätte Z. dies nicht geleiſtet, ſo hätte der thätige Haller, dem dieſe Entdeckung ſo ſehr am Herzen lag, gewiſs bald durch einen andern ſeiner vielen vortrefflichen Schüler dieſen Weg der Verſuche u. ſ. w. betreten laſſen, und Oeder kam ſpäter, aber doch unabhängig von Z., zu denſelben Reſultaten. Aber wir bewunderten ſtets nicht nur den Gehalt dieſer Z. Schrift überhaupt, ſondern auch, daſs Z. in dieſer engen Verbindung mit Haller einen Lieblingsgedanken ſeines groſsen Lehrers mit ſo viel Eigenthümlichkeit auffaſste und in einem ganz andern Zuſammenhang vortrug, als Hallers Syſtem es wollte. Z. bereiſete Holland und Frankreich und ward 1752 ausübender Arzt zu Bern. Die Folge der Z. Schriften übergehen wir, da wir vorausſetzen dürfen, daſs ſie dem gröſsten Theil unſrer Leſer bekannt ſeyn werden. Bald darauf heirathete Z. eine vortreffliche Frau, eine Wittwe und Verwandte von Haller. Er ward Stadtphyſikus zu Brugg. Hier überlieſs er ſich, auſser ſehr gehäuften praktiſchen Geſchäften, dem umfaſſendſten Studium und lebte faſt von allem geſellſchaftlichen Umgang entfernt. Lebhaft fühlte er, was er ſo entbehrte, und welche Beförderungsmittel ſeiner literariſchen Beſchäftigungen ihm entzogen waren. Seine Briefe aus dieſer Zeit erinnerten den Vf. an ungezogene Kinder, die das Spielzeug vernichten, was ſie haben, wenn man ihnen das nicht giebt, was ſie verlangen. Die Kunſt, allenthalben glücklich zu ſeyn und an allen Menſchen eine nützliche Seite aufzufinden, war Z. nicht eigen. Dieſe Unzufriedenheit machte ihn hypochondriſch und ſo zog er ſich immer mehr in die Einſamkeit zurück. Doch erfüllte er alle ſeine Pflichten als Arzt, und ſeine Kranken ſprachen mit Enthuſiaſmus von ſeinem Benehmen und deſſen Einfluſs auf ſie. Vierzehn Jahre brachte er ſo zu. Seine Frau, die in den drückendſten Augenblicken ihn immer aufzuheitern vermochte, fing nun auch an, ſehr kränklich zu werden. Sehr angenehm war es uns, den 1789 entworfnen Plan zur Fortſetzung des Werkes über die Erfahrung hier zu finden. Mit einer Stelle aus der Schrift über den Nationalſtolz will der Vf. beweiſen, daſs die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen dreyſsig Jahre vor ihrer Erſcheinung von Z. ſey vorher geſehen worden. Seine groſse Unzufriedenheit in Brugg, (wo der nachmalige Ritter auch den Apotheker machen muſste,) hoffte der Vf. zu heben, wenn er ihn auf einen groſsern Schauplatz brächte. Aber bald ſcheiterten die von ihm oder andern gemachten Plane an äuſsern Schwierigkeiten, bald an der aus Hypochondrie flieſsenden Unentſchloſſenheit Z's. ſelbſt. Er konnte Phyſikus in einer der gröſsten Städte der deutſchen Staaten des Königs von England oder Profeſſor der praktiſchen Arzneykunſt in Göttingen werden; ein Ruf nach Bern kam nicht zu Stande; ein Graf von Sta-

dion und die Stadt Orbe wollten ihn gern beſitzen; die Grafen Mnizech wollten ihn zum Bibliothekar des Königs von Polen haben; in Solothurn verwarf man den Vorſchlag, ihn dahin zu ziehen, weil er als Proteſtant nicht frühe genug die Todesgefahr verkündigen und ſeine Kranken ohne die letzte Oelung ſterben laſſen würde. Er war einer der erſten Mitglieder der Schinznacher patriotiſchen Geſellſchaft. Z. verbat ſich bey Tiſſot ſeine Empfehlung zum Leibarzt des Königs von Polen, als er es für ſich ausſchlug. Aber durch groſse Thätigkeit brachte er ihn nach Hannover an Werlhofs Stelle. Haller wollte dazu nicht mitwirken, da er ſchon viel früher mit Z. nicht mehr ſo enge verbunden war.

Vergebens hoffte der Vf., nun würde ſein Freund ſeine Tage freudenvoller und weniger leidend verleben. Schon beym Eintritt in Hannover warf ſein Wagen um und ſeine Schwiegermutter brach ein Bein. Andere gewöhnlichere Unannehmlichkeiten übergehen wir, ob ſie gleich auf ſeine Empfindlichkeit ſehr tief wirkten. Er ſelbſt litt fürchterlich an einem groſsen verwickelten Uebel, das nachmals chirurgiſche Hülfe nöthig hatte. Die Geſundheit ſeiner Frau ward immer mehr zerrüttet, ſeine Kinder kränkelten ſtets. Zum Glück riſſen ſeine gehäuften Geſchäfte ihn oft aus dieſem vielfachen Kummer heraus. Er hatte in und auſser Hannover viele warme Freunde, die hier zum Theil aufgezählt und charakteriſirt werden. Einige Stellen aus von Swietens Briefen flöſsen viel Achtung für die ſittliche Denkart dieſes groſsen Arztes ein. Z's. würdige Gattin ſtarb 1770; er ſelbſt muſste 1771 ſich in Berlin einer gefährlichen und äuſserſt ſchmerzhaften Operation unterwerfen. Nun hatte er die Erziehung ſeiner Tochter allein zu beſorgen, da auch ſeine treffliche Schwiegermutter jetzt ſtarb. Er ſchickte ſie zu dem Vf. nach Lauſanne, wo dieſer ſie in ſeinem Hauſe in gute Hände brachte. Als er ſie nach zwey Jahren 1775 ſelbſt abholte, lernten ſich die beiden ſeltnen Freunde erſt perſönlich kennen. Dieſes liebenswürdige Frauenzimmer verfiel auf Veranlaſſung eines groſsen Aergers in eine fünfjährige Krankheit, die mit dem Tode endigte. Es blieb ihm nun noch ein einziger Sohn, der viel verſprach, aber von Kindheit an in Zeiten, in denen ein Ausſchlag zurückgegangen war, in Trübſinn verfiel. Dieſer ſtudierte zu Göttingen und Strasburg, aber beſonders auf letztrer Akademie mit ſo viel Anſtrengung, daſs er wahnſinnig wurde, wovon er bald darauf zwar geheilt ſchien, aber nur auf eine kurze Zeit. Er iſt nun ſeit zwanzig Jahren immer in dieſem Zuſtand in der Schweiz. Gerade jetzt muſste die einzige Perſon, die ihm noch viel war, eine Frau von Döring, Hannover verlaſſen. Doch wählte ſie ihm vorher eine treffliche Gattin. Bekannt iſt, daſs Z. wegen ſeines gröſsern Werks über die Einſamkeit ohne Veranlaſſung von ſeiner Seite von Catharina II beſchenkt, mit einem lang fortgeſetzten Briefwechſel beehrt, zu ihr eingeladen und ſelbſt nach Petersburg als Leibmedicus mit 10000 Rubel Gehalt berufen wurde. Wegen der Aerzte und Wundärzte, die er ihr für ihre Staaten und Armeen zuſchickte, beehrte ſie ihn mit dem Kreuz des Wladomirordens u. ſ. w. Z. hatte ſchon früher eine Unterredung mit Friedrich II gehabt, ward aber 1786 zu ihm als Arzt verlangt. Bey der Krankheit des Königs von England ſchickte ihn das hannövriſche Miniſterium nach Holland, um London näher zu ſeyn, wenn man ſeine Gegenwart da nöthig glaubte. Jetzt fingen aber die groſsen literariſchen Streitigkeiten u. ſ. w. an. Der Vf., der kein deutſches Buch leſen kann, iſt hier nur den Briefen von Z. und wenigen andern, eben ſo einſeitigen, Nachrichten gefolgt. Es iſt alſo *nicht* zu verwundern, daſs Z's. Gegner ſehr in Schatten geſtellt ſind. Der Illuminatenorden wird mit hineingezogen. Es werden dieſer Secte, wie ſie Tiſſot immer nennt, nicht nur die verruchteſten Plane gegen den Staat, die Religion und die Sitten Schuld gegeben; ſondern es ſoll ihr auch geglückt ſeyn, faſt alle deutſchen Gelehrten und Zeitſchriften, ſelbſt viele deutſche Fürſten, geiſtliche Herren u. ſ. w. für ihre hölliſchen Geheimniſſe zu gewinnen. Ihr Einfluſs iſt über ganz Europa verbreitet. Der franzöſiſchen Revolution hat ſie ihren Gang vorgeſchrieben u. ſ. w. Erkennte man nicht den trefflichen Schriftſteller ſelbſt noch in dieſer unwahren Darſtellung, ſo müſste man glauben, eine Ueberſetzung von Aloyſius Hoffmanns Zeitſchrift oder der Eudämonia zu leſen. Der Vf. hat vor dieſen den Vortheil voraus, daſs er kecker erlogne, ja notoriſch falſche, Thatſachen hinſchreiben darf, da er bey ſeiner Unbekanntſchaft mit den literariſchen und politiſchen Verhältniſſen und Vorfällen in Deutſchland nicht *ſelbſt* das Bewuſstſeyn ihrer Unwahrheit haben kann. Es gereicht aber auch ihm zur Schande, daſs er ſich zum Werkzeug der ſchrecklichſten Verläumdung noch lebender und unverkennbar angedeuteter Männer hat brauchen laſſen, da er ſich ſelbſt hätte ſagen müſſen, daſs er über Gegenſtände nicht hätte ſchreiben ſollen, die er nicht nur nicht aus eigner Beobachtung kennt, ſondern über die er nicht einmal die Hauptſchriftſteller hat leſen können. Gleichwohl werden dieſe Beſchuldigungen des Hn. T., zumal unter den höhern Ständen, groſse Senſation machen. Man iſt für ſie zu empfänglich und lieſet mit zu wenigem Nachdenken. Rec., der nie in einem Orden war, hat ſchon oft gewünſcht, daſs doch ein unbefangner Schriftſteller von Anſehen das Entſtehen, die Abſichten, das Realiſiren, den Gang u. ſ. w. des Illuminatenordens entwickeln möchte, wozu es an hiſtoriſchen Materialien in Druckſchriften nicht fehlt, und dann die ſo dreiſt behauptete Fortdauer und Gefahr des von Rec. nie gebilligten Ordens unterſuchte. Hieran würden ſich Erörterungen über die politiſche und religiöſe Stimmung in Deutſchland und über das Benehmen und den Einfluſs der mehrſten und angeſehnſten deutſchen Zeitſchriften und Gelehrten anſchlieſsen, welche gewiſs ſehr erfreuliche Reſultate geben würden. Zur Zeit der ekelhaften Jeſuitenriecherey ward das Publicum auf dieſem Weg durch *Garve* und *Georg Forſter* beruhigt. Man halte eine ſolche Schrift ja nicht für unnöthig durch den Gedanken, daſs die Hoffmanne, die

Groll-

Grollmanne u. ſ. w. keiner Widerlegung werth ſind. Wir ſind darüber einverſtanden, daſs von dieſen keine Notiz genommen werden muſs. Aber die Furcht, welche ſo viele Menſchen, beſonders aus den höhern und höchſten Ständen ergriffen hat, die Verläumdung ſo vieler vortrefflicher Männer, welche ehemals Illuminaten waren oder welchen man es nachſagt, das Miſtrauen gegen ſie, ihre öftere Hintanſetzung, zum Nachtheil der öffentlichen Angelegenheiten, alles dieſes muſs einem Beobachter der jetzigen Zeit das groſse Bedürfniſs einer ſolchen Schrift bemerklich machen. Vielleicht wird ſo verhindert, daſs nicht noch andre ſich in Verfolgung der Illuminaten zu Tode arbeiten und grämen, ſo wie hier von Z. erzählt wird. Durch Einwirkung von Aloyſius Hoffmann, der ſich wohl ſelbſt wundern wird, hier unter andern groſsen Lobſprüchen auch als *homme de beaucoup d'eſprit* zu glänzen, habe ein Z. Aufſatz, Leopold II, beſtimmt, viele von Z. vorgeſchlagne Maaſsregeln gegen die Illuminaten, d. h. gegen alle Gegner des Hn. von Z., gegen faſt alle deutſche Gelehrte u. ſ. w. in Ausübung zu bringen, und dieſe Angelegenheit zu einem Gegenſtand der Berathſchlagung auf dem Reichstag zu Regensburg zu machen. Z. ward einſtweilen vom Kaiſer beſchenkt. Bald darauf ſey aber Leopold unter ſonderbaren Umſtänden geſtorben.

Z. letzte traurige Krankheit übergehen wir mit Stillſchweigen, da unſre Leſer darüber beſſer unterrichtet ſind.

Der Vf. hat bey vielen Veranlaſſungen ſchöne Betrachtungen eingewebt. Ueber Z. ſagt er vieles, was nur er wiſſen konnte. Aber ungeachtet ſeiner vielfachen Erklärungen iſt ſeine Schrift doch mehr *Eloge* als Lebensbeſchreibung. Weniger läſst uns der ſeltnere Tadel dieſes Urtheil fällen, als die Art des Lobes, das zu allgemein, zu übertrieben iſt, nicht Z's. Eigenthümlichkeit aufgreift, nicht den Zuſammenhang deſſelben mit dem ganzen Menſchen, mit dem Zeitalter entwickelt. Ganz unpartheyiſch ſchildert er uns nur den Einfluſs von Z's. Geſundheitszuſtand auf ſeine Art zu denken und zu handeln. Z's. Launen, ſeine Eitelkeit werden dem Auge des Leſers nicht entzogen. Z. drang einſt in Tiſſot Lauſanne zu verlaſſen, weil ſie auf einem Spaziergang vor dem Thor von einem plötzlichen Regenguſs ſehr durchnäſst wurden. — Z. hatte ein Frauenzimmer, das jetzt in der Nähe von Lauſanne auf dem Lande wohnte, vor fünf und zwanzig Jahren als eine im Taumel der Welt lebende, elegante, witzige Dame gekannt. Er beſuchte ſie. Sie in der Kleidung und Beſchäftigung einer ihrem Hausweſen vorſtehenden Frau zu finden, wirkte ſo auf ihn, daſs er den ganzen Abend kein Wort ſprach. — Wir hoffen, daſs dieſe Schrift beytragen wird, das wirklich Verdienſtliche und Gute von Z., vorzüglich in den frühern Zeiten, mehr geltend zu machen.

LITERARGESCHICHTE.

AUGSBURG, b. Späth: *Geburts- und Todten-Almanach Ansbachiſcher Gelehrten, Schriftſteller und Künſtler:* oder Anzeige jeden Jahrs, Monats und Tags, an welchem Jeder derſelben geboren wurde und ſtarb, nebſt ihrer kurz zuſammengedrängten Lebensgeſchichte und dem Verzeichniſs ihrer Schriften- und Kunſtwerke von *Johann Auguſt Vocke*, Königlich Preuſsiſchem Pfarrer zu Ammelbruch im Markgrafthum Ansbach. *Erſter Theil.* 1796. Vorr. u. ſ. w. 30 S. 422 S. 8.

Es wäre unſers Erachtens beſſer geweſen, wenn Hr. *Vocke* den Rath ſeiner Correſpondenten — ſeine anſpachiſchen Gelehrten in alphabethiſcher oder chronologiſcher Ordnung auftreten zu laſſen — befolgt hätte, wenigſtens ſind die Gründe, die ihn beſtimmten, lieber einen *Geburts-* und *Todtenalmanach* nach der neuen Mode, als ein zweckmäſsig angeordnetes Verzeichniſs zu ſchreiben, nicht ſehr befriedigend. Bey einem Buche dieſer Art kann wohl das modiſche Gewand wenig beytragen, ihm Liebhaber zu verſchaffen. Alle, im Markgrafthum Anſpach Lebende, Bedienſtete und Verſtorbene; Auswärtiggeborne und dahin Aufgenommene; im Anſpachiſchen zur Welt gekommene und auswärts beförderte, oder auch im gedachtem Lande eine Zeitlang in Dienſten geſtandene, ſollen, von den älteſten Zeiten an, bis hieher, auf denjenigen Monatstag angeſetzt werden, der ihr wirklicher Geburts- und Todestag war, doch alſo, daſs bey ihrem Geburtstag zugleich das Jahr und der Ort angegeben wird, wo ſie zur Welt kamen, daſs ihr gegenwärtiger oder zuletzt gehabter Charakter und Aufenthalt angezeigt, und von ihren merkwürdigſten Schickſalen, Schriften und Kunſtwerken Nachricht gegeben werden ſoll. Bey ihrem Sterbetag ſoll nur ihr Name, mit Hinweiſung auf den Tag ihrer Geburt bemerkt werden; diejenigen aber, deren Geburts- und Sterbetag nicht zu erforſchen war, ſollen beſonders bezeichnet und auf ſolche Tage geſetzt werden, zu deren Ausfüllung kein anderer Gelehrter oder Künſtler zu finden war. Dabey verſpricht der Vf. noch ein doppeltes Regiſter — ein alphabetiſches ſowohl als ein chronologiſches — zu liefern wodurch der Unbequemlichkeit der getroffnen Einrichtung doch einigermaſsen abgeholfen wird. Daſs ſich übrigens der Vf. alle — obgleich darunter auch viele vergebliche Mühe — gemacht habe, alles aufzufinden, was in ſeinen Kram taugte, das beweiſet der Augenſchein; auch die gebrauchten, meiſtens guten Quellen beſtätigen ſolches. Indeſſen iſt doch manche Biographie faſt gar zu mager ausgefallen. Einige der merkwürdigſten Männer, die in dem gegenwärtigen Theile vorkommen, möchten vielleicht folgende ſeyn. S. 21. *Jacob Stratner*, Hofprediger zu Ansbach, von welchem aber weiter nichts geſagt wird, als daſs er mit Dr. *Johann Brentius* verſchiedene liturgiſche Schriften herausgegeben habe. Unter dieſen ſteht die bekannte brandenburg-nürnbergiſche Kirchenordnung oben an. Allein daſs *Stratner* daran den wenigſten Antheil gehabt, iſt eine bekannte Sache. S. 22. *Johann Cochlaeus.* Das beygefügte Schriftenverzeichniſs dieſes bekannten Feindes der Reformation iſt ganz aus *Wills Nürnbergiſchen Gelehrten-Lexicon* genommen,

zu welchem, ungeachtet es ſchon aus 100 Artikeln beſteht, ſehr beträchtliche Zuſätze geliefert werden könnten, welche die Zahl der Schriften dieſes Mannes weit über 150 Stücke hinausſetzen würde. S. 37. *Johann Chriſtoph Hirſch*, dem man das wichtige Münzarchiv des deutſchen Reichs zu danken hat. S. 43. *Johann Jacob Rabe*, gegenwärtig noch lebender Generalſuperintendent in Anſpach, der ſich beſonders durch die Ueberſetzung des Talmuds berühmt gemacht hat. S. 45. *Leonhard Fuchs*, zuletzt Profeſſor der Anatomie in Tübingen. Bekam mit dem *Janus Cornarius*, deſſen Ueberſetzungen er getadelt hatte, eine Fehde. *Cornarius* ſchrieb *Vulpeculam excoriatam* und anderes wider ihn, welches aber *Fuchs* nicht unbeantwortet lieſs. S. 63. *Vincentius Obſopaeus*, ſoll auch in Nürnberg bedienſtet geweſen ſeyn. Das Schriftenverzeichniſs deſſelben könnte vielleicht auch vermehrt werden. S. 85. *Georg Chriſtian von Oeder* kam in däniſche Dienſte. Wie verdient ſich derſelbe um die Kräuterkunde, beſonders durch ſeine *Floram Danicam* gemacht habe, iſt bekannt genug. S. 99. *Ad. Rudolph Georg Chriſtoph Matthäi*, ein getaufter Jude. Sein Sohn, den er 1748 mit nach Nürnberg brachte, hat ſtudiert und lebt noch — aber nicht in Nürnberg. S. 117. *Johann Heinrich Bückler*, nachmaliger Profeſſor in Strasburg, ein berühmter Vielſchreiber. S. 169. *Johann Wolfgang Brenk.* Seine Lebensgeſchichte, die Hr. Prof. *Will* in Altdorf erſt 1791 geſchrieben hat, und aus welcher man hier einen ausführlichen Extract findet, liefert einen nicht unbeträchtlichen Beytrag zur *Geſchichte der menſchlichen Narrheit.* S. 202. *Georg Friedrich Caſimir Schad*, dem es beliebte, ſich zuletzt *von Schad* zu nennen — ſtarb erſt in dieſem Jahre in einem Garten vor Nürnberg als Büchermäckler. S. 208. *Johann Matthias Geſsner* — dieſer Mann, der über ſo viele andere in dieſem Almanach aufgeſtellte Männer ſo weit hervorragt — muſs ſich mit 6 Zeilen abfertigen laſſen! S. 274. *Johann Heinrich Drümel* — ſuchte überall Ruhe und fand ſie nirgends. Er ſtarb als Profeſſor der Rechte in Salzburg — unbedauert. S. 298. *Benedict Chriſtian Vogel* — ſeit 30 Jahren Profeſſor der Arzneykunde in Altdorf — und doch nur 2 Zeilen von ihm. S. 302. *Chriſtoph Jacob Trew* — dieſer würdige Gelehrte hat ſich ſelbſt auf mannichfaltige Weiſe, und beſonders durch die, der Univerſität Altdorf gemachte Schenkung der Vergeſſenheit entriſſen. Er wurde zwar 1736 zum ansbachiſchen Hofrath und Leibarzt ernennt, wohnte aber nie im Ansbachiſchen, ſondern lebte und ſtarb als Phyſikus in Nürnberg

---

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Matzdorf: *Aeſthetiſche Fragmente über das Schöne inſonderheit in den bildenden Künſten.* 1794. 139 S. 8. — Ungeachtet dieſes Buch in Paragraphen eingetheilt iſt, ſo herrſcht doch in demſelben weder Methode noch Ordnung; der Vortrag iſt rhapſodiſch und ſo verworren, daſs es dem Vf. ſelbſt wohl ſchwer fallen dürfte, den Inhalt eines jeden Paragraphen beſtimmt anzugeben. Der Herausgeber bedauert nichts mehr, als daſs er nur Fragmente liefern könne, und wünſcht, daſs ſich der Vf. ſo verdient um die Kunſt machen möchte, ſeine Ideen dereinſt zu einem ausführlichen Syſtem zu erweitern. Wir ſind hierin andrer Meynung, weil wir feſt überzeugt ſind, daſs ſich in einem ſolchem Kopfe nie etwas entwickeln werde, das einem Syſteme auch nur ähnlich ſehe. Seinem Raſonnement über die Schönheit legt der Vf. die Burkiſchen Principien zu Grunde, und vermiſcht demnach überall den Begriff des Schönen, des Reizenden und Intereſſanten, bey welcher Vermiſchung es freylich natürlich iſt, die Schönheit für etwas ganz unerklärbares anzuſehn (S. 17.). Aus dieſer Meynung mag man ſich die Behauptung erklären: „Die Schönheit ſey etwas Relativiſches (Relatives) wenn ſchon ihre *innre Natur* unveränderlich ſey.“ Dieſe Worte geben indeſs doch wenigſtens einen Sinn; aber was ſoll das heiſsen, was auf dieſelben folgt: „Die Verhältniſſe zum *Mittelpunkte* in einem ſchönen Gegenſtande verändern ſich nach dem Intereſſe eines Zeitalters u. ſ. w. Soll vielleicht dieſer *Mittelpunkt* und die räthſelhafte *innre Natur* der Schönheit einerley ſeyn? In dem folgenden Paragraphen giebt der Vf. ganz neue Aufſchlüſſe über die Natur der Phantaſie.“ Was trägt ſie dazu bey, fragt er, die Empfindungen der Schönheit zu erhöhen und das Gefühl zu vermehren? Es kömmt darauf an, ob ſie ſtark oder ſchwach, ausſchweifend oder *natürlich* iſt. Die Phantaſie *hindert die Aufklärung der Bilder* und erhält den Zuſtand der *Verwirrung und Empfindſamkeit.* Zuweilen verläſst ſie die Bilder, die ſie vor ſich hat und malet andre.“ Was für einen Begriff von Perſonification mag wohl der Vf. haben, wenn er S. 13. ſagt: „Obgleich die einfache Idee von Schrecken von Sinnenberaubung entlehnt iſt, ſo treten doch bey der Perſonification *heftige Bewegung* und *lauter Lärm* an die Stelle von Ruhe und Stille. Belebter Schrecken *blitzt* durch die Wolke der Finſterniſs. Der Wind *heult*, die See *tobt* u. ſ. w. Wenn man alſo die Ruhe und Stille ſelbſt perſonificirt, ſo kann dies nicht anders geſchehn, als wenn heftige Bewegung und lauter Lärm hinzu kömmt. S. 16. wird behauptet: „Erhabenheit der Seele gehöre weſentlich zur Anmuth, denn keine zarte Anmuth laſſe ſich ohne Würde denken.“ Da doch die höchſte Anmuth in den Kindern iſt. Ueber das *Coſtume* giebt er S. 80. folgenden Unterricht: „Coſtume heiſst die Wahrheit der Situation, worinn ich mein Gemälde *gruppire*, die Kleidung der Nationen, die mich intereſſiren, das Uebliche einer jeden vorgeſtellten Nation ſo genau als möglich zu betrachten. *Jeder* muſs *ſeine Gefühle nach Landesſitte äuſsern.*“ Ohe! Die ganze Art und Manier des Vortrags, vorzüglich das kurze Abſprechende über Dinge, über die ſich gar nicht kurz abſprechen läſst, die Affectation des Tiefſinns bey der gröſsten Seichtigkeit und Verworrenheit der Begriffe, erregen die Vermuthung, daſs dieſe Schrift eine ſchlechte Ueberſetzung irgend einer elenden franzöſiſchen Broſchüre ſey.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. April 1797.

GESCHICHTE.

Palermo, aus der königl. Druckerey: *Codice Diplomatico di Sicilia ſotto il governo degli Arabi;* pubblicato per opera e ſtudio *di Alfonſo Airoldi,* Archiveſcovo di Eraclea, Giudice dell' apoſtolica legazione, e della regia Monarchia nel Regno di Sicilia. *Tomo II. Parte II.* 1790. 661 S. *T. III. P. I.* 1792. 587 S. *P. II.* 1792. 664 S. 4. (10 Rthlr. 14 gr.)

Die Anzeige der erſten drey Bände dieſes Werks in der A. L. Z. 1794. Nr. 159. hatte den Zweck, vorläufige Notizen darüber zu geben. Bey ſeiner Vollendung hoffte Rec. Erläuterungen der Herausgeber über die gegen die Aechtheit deſſelben in und auſser Italien gemachten Zweifel und Fragen anzutreffen. Sie haben auf dieſe und andere der Erklärung bedürftige Umſtände keine Rückſicht genommen, auch inzwiſchen ſich auf keine andere Weiſe darüber öffentlich geäuſsert.

Die *deutſche Ueberſetzung,* welche am angef. Ort unſerer Zeitung zugleich angezeigt werden konnte, hat mit dem vierten Bande, deſſen Exiſtenz dort noch bemerkt iſt, aufgehört. Sie umfaſst mehr nicht, als die zwey erſten Bände oder den *erſten* Tom des Originals: die *Aglabitiſche* Herrſchaft über Sicilien. Aus dieſer Zeit ſind 831 Documente geliefert. Weit verdienſtlicher, als eine vollſtändige Ueberſetzung, würde ein *genauer Auszug* ſeyn, welcher den *ganzen* Inhalt der Documente, aber von den Formalien und unnöthigen Wiederholungen befreyt, mit diplomatiſcher Sorgfalt zu liefern unternähme. Rec. würde rathen, jeden kleinen Fortſchritt der Moſleminiſchen Waffen und jeden irgend charakteriſtiſchen Zug ihrer Unternehmungen und Einrichtungen wörtlich auszuheben, und dadurch den vollen Gehalt der Urkunden in eine zuſammenhängende detaillirte Darſtellung zu verwandeln, in welcher der Geſchichtkenner nichts dem Original irgend eigenthümliches zu vermiſſen ſicher ſeyn könnte. Nähme ſich alsdann der Vf. des Auszugs die Mühe, Schritt vor Schritt alle andere von Airoldi ſelbſt in der Vorrede zum erſten Tom groſsentheils ſchon nachgewieſenen Geſchichtquellen über die nämliche Materie ſorgfältig zu vergleichen, jede Disharmonie in Noten anzugeben, und wo es thunlich iſt, zu beleuchten, verdorbene Namen von Städten und Perſonen zu erklären, die vielen Beyträge zur Geſchichte der Cultur, Geſetze, Sitten etc., von welchen die Urkunden voll ſind, hervorzuziehen, auch von den Einwendungen des Roſario Gregorio oder Veillant gegen die Aechtheit dieſer Documente, von deſſelben Unterſuchungen über die mohamedaniſchen verſchiedenen Zeitrechnungen, und von den beſten Beantwortungen jener Zweifel (vgl. die angef. Recenſion) auch von den deutſchen Beurtheilungen des Dafür und Dawider Gebrauch zu machen; — ſo würde durch dieſe Bearbeitung, welche wegen vieler Sittenzüge, ſtatiſtiſchen Nachrichten und individuellen Schilderungen, ſobald die gelehrten Bemerkungen in einen Anhang geworfen würden, ſehr lesbar und anziehend werden müſste, die wahre Ausbeute des *Codice diplomatico* dem Forſcher und Liebhaber der Geſchichte auf eine für den Vf. des Auszugs ſehr rühmliche Weiſe mitgetheilt ſeyn. Es läſst ſich auch kaum anders, als von einer ſolchen detaillirten Bearbeitung, erwarten, daſs über die Aechtheit und die dagegen möglichen Zweifel bey allen dieſen Documenten die möglichſte Gewiſsheit ausgefunden werde. Der ſogenannte *Normänniſche Codex,* auf welchen wir am angef. O. S. 396. in dieſer Rückſicht aufmerkſam gemacht haben, erſchien inzwiſchen als Fortſetzung dieſer Urkundenſammlung vom J. der Heg. 427 bis 462 oder bis unter die Normänniſche Herrſchaft. Hiezu hat Hr. Vella die Materialien einzig aus Fez von dem Bruder des maroccaniſchen Geſandten erhalten, welcher auf Entdeckung und Ergänzung der ganzen Sammlung ſo viel Einfluſs hatte. Gerade bey dieſem neuen Werk aber ergab ſich durch die kritiſche Aufmerkſamkeit eines competenten Beurtheilers eine neue Beobachtung, welche zu beweiſen ſcheint, daſs Hr. *Vella* mit ſeinen Documenten auf eine der ſtrengen Kritik ſehr anſtöſsige Art *im Einzelnen* Veränderungen vorzunehmen ſich erlaube. 1793 nämlich erſchien jene Fortſetzung als: *Libro del Conſiglio di Egitto,* tradotto *da Giuſeppe Vella* . . T. I. Palermo. gr. fol. 370 S. mit dem arab. Texte. Von einem Theil dieſes arabiſchen Textes nun hatte ein Recenſent in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen (1788. S. 2059.) eine *Probe* erhalten, die von Vella ſelbſt herkommen ſollte. Von dieſer fand ſich *der Abdruck des Textes* 1793 ſehr verſchieden. In ihr hieſs es: Im Namen Gottes *und Mohameds und Ali's;* in ihr hieſs der Chaliphe *Soltan,* die Jahrzahl war in ihr ſo ausgedrückt: 462. *Mohameds des Propheten.* Gerade dieſe Stellen wurden an der Probe als ſeltſam und verdächtig gerügt. Und ſiehe da! in dem Abdruck iſt nun von ihnen keine Spur! Sogar die Monatsnamen ſind geändert. Aus Dzulkaada iſt nun der erſte Gumadi geworden; ſtatt des Ausdrucks برت *Briefe* (von براة) ſteht jetzt beſtändig

ſtändig المكتيب oder مكتوبة u. ſ. f. — Dies ſieht dann freylich (ſ. die Gotting. Recenſion vom 1 Jan. 1795.) Correcturen ähnlich, welche die Kritik ſehr ſtutzig machen müſſen, da ſich die Abänderungen unmöglich etwa aus Undeutlichkeit der Handſchrift erklären laſſen. Auch in der Zeitrechnung hat der *Libro del Conſiglio di Egitto* oder *Citabo Divani Mizri* ſonderbare Verwirrungen. Robert bekommt einen Brief, datirt vom 11 Ramadan 467 vom Chaliphen, den 15 Schaaban (welcher Monat der Hälfte von unſerm Febr. und März correſpondirt) 1074. Und doch — fing das Jahr d. Heg. 467 am 26 Aug. 1074 an, mithin fiel der Monat Ramadan, als der neunte, in den May 1075. Und der Brief wäre eher eingelaufen als datirt! — Dieſe Bemerkungen des gelehrten Rec. müſſen, dünkt uns, aufs neue zur Sprache gebracht werden, um darüber Aufklärungen zu veranlaſſen, oder Hn. Vella zu bewegen, daſs er, was (ohne Zweifel aus guter Abſicht und vielleicht um allen Einwendungen *brevi manu* zuvorzukommen) von Veränderungen gemacht worden ſey, der Kritik zum gerechten Opfer in der Fortſetzung des *Libro del Conſiglio di Egitto* bekannt mache, und auch zugleich in Rückſicht auf den *Codice diplomatico* die Scrupel der Kritik durch eine freymüthige Erklärung hebe und befriedige.

Die *Aglabitiſche Dynaſtie* in Afrika, unter welcher die Mohamedaner Sicilien eroberten, hatte vom J. d. Heg. 184 bis 296 gedauert. In dieſem Jahr unterlag der letzte Mulei (Fürſt-Statthalter) von dieſem Geſchlecht, welcher den Chaliphen Moctader anerkannte, gegen den Schiitiſchen Sieger Abu-Abd-Allah almoſtaſeb billah. Der Groſsemir in Sicilien blieb dem Mulei ſo lange, bis er alles verloren hatte, getreu. Man gebrauchte für die Parthie des unglücklichen Mulei, Achmed Ibn Ibrahim, Sicilien als den letzten Zufluchtsort, wo Alhaſſan, der Abaſſide, Generalgouverneur (Emir Cebir) war. Doch den Mulei mit Truppen auf dem feſten Lande zu unterſtützen, fand dieſer eben ſo wenig ſeinem Vortheil gemäſs. Die Documente des IIten Bandes ſchlieſsen ſich mit der Auffoderung des Fatemiden, Abu Mohamed Obeid-allah *Almoſadi*, an ihn, ſich mit Sicilien „ſeiner Groſsheit“ zu unterwerfen. (Zu Konſtantinopel regierte noch Leo Philoſophus.)

Der zweyte Tom (der dritte Band des Ganzen) beginnt mit der wirklichen Unterwerfungsacte Alhaſſans, welche er an Mohadi durch ſeinen Sohn überſchickte, und dagegen im Groſsemirat beſtätigt wurde. (Nach dieſem wäre alſo Hn. Schlözers Nachricht in der ſummariſchen Geſchichte von Afrika S. 22. zu berichtigen. Die arabiſch-ſiciliſchen Documte ſind wider die Angabe: daſs der Aglabier, Mohamed, ſich in Sicilien *unabhängig* gemacht habe. Die ſicilianiſchen Groſsemire blieben immer von den aglabitiſchen Mulei's zu Keroan abhängig. Eben ſo wenig wurde den Nachkommen dieſes Mohameds die Inſel *entriſſen*. Sie blieben, was ſie bis dahin dort geweſen waren, Hauptſtatthalter oder Groſsemirs.) Mohadi kam 297 ſelbſt nach Sicilien, und gab dem Groſsemir, als einem alternden Mann, deſſen Sohn zum Feldherrn bey, übte aber zugleich ſeine Oberherrſchaft durch Einſetzung neuer Emire aus. Die Eroberung von Sicilien wurde hierauf gegen die noch übrigen griechiſchen Vaſallen (*regulos*) mit Macht fortgeſetzt. Taormina war den 10 Aug. im J. C. 908. (das *Chronicon Cantabrig.* bey *Caruſ.* ſagt d. 1. Aug.) die *erſte fatemitiſche* Eroberung in Sicilien. (T. II. P. I. S. 26.) der Groſsemir Haſſan aber ſtarb erſt 326. (ſ. S. 425.)

Schon unter den Aglabiden waren glückliche Angriffe auf Unteritalien gemacht worden. Die Fortſetzung derſelben waren auch unter den Fatemiden für Sicilien wichtig, und das nächſte; während Mohadi ſich gegen Aegypten und das vordere Nordafrika auszubreiten ſuchte. Die übrigen kriegeriſchen Begebenheiten ſind Beſitznehmung der benachbarten Inſel, Seeſchlachten gegen byzantiſche Flotten und Corſarenzüge an die Küſten von Italien und Sardinien. — Nach Münzen und Documenten, welche *T. II. P. I. S.* 228 *ff.* angezeigt ſind, hat ſich Mohadi im J. der Heg. 313 zu ſeinem gewöhnlichen Namen Abu Mohamed die Beynamen Ibn Hageb din Allah (Glanz des Geſetzes Gottes) beygelegt haben. Manche folgende Briefe haben bloſs den Namen *Hageb din Allah*. Welche neue Urſache zu Verwirrungen in der moslemiſchen und überhaupt in der arabiſchen Geſchichte, denen übrigens die Namensveränderungen der franzöſiſchen und engliſchen Groſsen parallel ſind! Eine Unternehmung wider *Genua* war Hagebs letztes Project. S. 329. Abu Alcaſem *Alkajem* bramvillah, ſein Sohn, und (S. 335.) ſein Nachfolger, lieſs die Expedition ausführen. Man machte groſse Beute.

Im II Theil des *zweyten* Toms rückt die Urkundenſammlung durch die Regierungen von *Alkajem* bramvillah, welcher d. 26. Sept. 334 ſtarb (S. 78.) von ſeinem Sohn, Iſmael Abu Daher *Almanſur* billah (ſt. 341 S. 216.) von ſeinem Enkel *Almoez* Ledinallah (ſt. 365 S. 554.) und Urenkel *Alaziz* Billah fort, und enthält, was im erſten Codex Martinianus ſich gefunden hat, ganz. Faſt der ganze Inhalt theilt ſich in Streifereyen nach Calabrien und in Expeditionen gegen die Reſte von griechiſchen Fürſten in Sicilien ſelbſt, und gegen Landungen conſtantinopolitaniſch-griechiſcher Flotten. Er beſtätigt nicht, was *Schlözer's* Geſchichte von Nordafrika S. 25. §. 22. angiebt, daſs um das J. 980 die Zeiriden Sicilien den Fatemiden genommen haben. Immer erſcheint in dieſer ganzen Periode der Groſsemir von Sicilien als abhängig vom fatemidiſchen Chaliphen zu Kaſira. In Sicilien gab es ums Jahr Chr. 970 keinen zeiridiſchen Groſsemir, Juſuph. Ein Abu Alkaſem Ali ben Alhaſſan war dazu von Almoez feyerlich ernannt. (T. II. Bd. 2. S. 444.) an die Stelle Abu Alhaſſan Achmeds, ſeines Bruders. Es ſchlieſst ſich die Lieferung des II. Toms mit neuen Kriegsanſtalten gegen K. Baſilius, mit welchem kurz vorher Friede gemacht worden war. Das Detail, ſo mannichfach ſein pſychologiſches und ſtatiſtiſches Intereſſe iſt, bleibt vom Zweck unſerer Anzeige ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

Für den *dritten* Tom lieferte von S. 89. des erſten bis zu S. 88. des zweyten Bandes der *Codex Martinianus II.*, vorher und nachher aber eine Handſchrift, welche man aus einer Bibliothek zu Fez durch den maroccaniſchen Geſandten Muhamed ben Ausman und deſſen Bruder Muſtaphan Mahgia zwiſchen 1785 und 1787 allmählich erhielt, den ganzen Inhalt. Dieſer glückliche Fund eines noch vollſtändigeren Codex zu Fez, welcher zugleich für die Aechtheit der Urkunden *im Ganzen* die gröſste Wahrſcheinlichkeit giebt, — machte es möglich, daſs ſich nun die Urkundenſammlung noch weiter vom J. d. Heg. 391. bis 426 erſtreckt.

Der ganze erſte Theil des III Toms fällt noch unter den Chaliphen *Alaziz*, welcher erſt 386 d. 17. Rabialkem nach *T. III. P. II. S.* 2. an der Apoplexie im Bade ſtarb. Er hatte ſeinen Sohn, Abu Ali Almanſur *Alhakem* beimrillah bis ans J. 411, dieſer aber (S. 423.) abermals ſeinen Sohn *Abu Daher* zum Nachfolger. Die letzte Urkunde im II. Bd. des III. Toms iſt an den Mufti deſſelben gerichtet, und vom 4. Sept. 426 nach Aegypten datirt.

Unter den Denkwürdigkeiten dieſer Periode iſt eine der bedeutendſten, daſs Alhakem im J. 387 *Seminarien* (Almadaras) für arme *Mohamedaner ſowohl als für Chriſten* zu Palermo errichten lieſs. Die jungen Chriſten, aus jeder Stadt zwey, aus jedem Dorfe einer, durch das Loos gewählt, ſollten, befiehlt der tolerante Chaliphe, unter der Aufſicht des Erzbiſchofs zu Palermo unterrichtet, und bis dahin in Eſſen und Kleidung freygehalten werden, wie die auf gleiche Art aus ganz Sicilien zuſammengebrachten und dem Groſsmufti übergebenen jungen Mohamedaner. Sie ſollen, ſagt der Befehl, „leſen und ſchreiben lernen, und ſo durch fortgeſetztes Studieren Gelehrte werden" durch die erſte Auswahl kamen im folgenden Jahr (a. C. 1000.) nach S. 24. zuſammen 388 mosleminiſche und chriſtliche Seminariſten, für welche der Groſsemir das Seminar mit einer gewiſſen Förmlichkeit eröffnete. Ihre Unterhaltungskoſten kamen nach S. 78. ſelbſt bey dem Friedenstractat mit K. Baſilius in Ueberlegung. Eine Stelle, welche ſogar ſchon von *Arbeitsſchulen für Kinder*, welche der Groſsemir in Gang geſetzt hatte, einen Wink giebt. — Der Chaliphe, welcher dieſe Verordnung gab, iſt eben der verſchrieene und wahrſcheinlich miſskannte *Hacim*, welcher neuerlich am meiſten bey den Unterſuchungen über die Druſen genannt worden iſt. Vgl. Memorabilien I. St. S. 145 ff. 3 St. S. 97.

Aus zerſtreuten Stellen des I Bds vom dritten Tom lieſse ſich eine *Volkszahlung* von Sicilien und den benachbarten Inſeln zuſammenbringen. Der Chaliphe hatte ſie befohlen (*T. III. I. B. S.* 441.) *Palermo* z. B. war nach S. 554. im J. d. Heg. 385 (Chr. 998) bewohnt, innerhalb der Stadt, von Moslemin 26,687 Männern, 48,569 Weibern, 33,425 Söhnen, 37,606 Mädchen; auſserhalb der Stadt von 8792 Männern, 27,464 Weibern, 19,183 Söhnen, 16075 Mädchen. Von Chriſten wohnten innerhalb der Stadt — 17,851 Männer, 28,090 Weiber, 20,685 Sohne, 21,414 Töchter; in den Vorſtädten aber 4973 Männer, 7926 Weiber, 7615 Söhne, 7080 Mädchen. — Auch bey den Chriſten ſollte alſo die Anzahl des weiblichen Geſchlechts das männliche ſo ſehr überſtiegen haben?

Das Detail giebt von der Regierungsart der erobernden Moslemin, von Wahl und Unterordnung ihrer Emire, Mufti und Kadi, von ihrer Ordnung in Erhebung der Steuern, ihrem Juſtizweſen u. dgl. eine anſchaulichere Kenntniſs, als irgend eine ſchon geſchichtartig verarbeitete Erzählung. Auch zur Naturgeſchichte der eroberten Gegenden finden ſich Data von manchen Erdbeben, vulcaniſchen Bergen, (z. B. *Mongibello* T. III. Bd. I. S. 276.) u. dgl. Mehr als dieſes alles aber intereſſirt es den Menſchenbeobachter, hier die fremden orientaliſchen Eroberer gegen einander, gegen die gehaſsten Griechen und gegen die als gutmüthig vorgezogenen Sicilianer durch tauſend eigenthümliche Aeuſserungen charakteriſirt und durch ſich ſelbſt ſo ſprechend geſchildert zu ſehen, wie kein Geſchichtſchreiber mit ſeinen eigenen Worten eine ſolche Darſtellung getreu und erſchöpfend zu geben im Stande iſt.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Reichstags-Almanach* für das Jahr 1797. XXXII u. 398 S. 8.

Der Anzeige des Jahrgangs 1796 in Nr. 352. S. 358. der A. L. Z. iſt hier in Anſehung des *dritten* Theils das Lob einer zweckmäſsigern Bearbeitung beyzufügen. Der franzöſiſche Kalender und die Aufſätze über den Hildesheimer Convent nebſt der Perſonalliſte der Deputirten und die Kriegsausgaben des ſchwäbiſchen Kreiſes ſind gemeinnützliche neue Beyträge, und in der Bearbeitung der ſtehenden Artikel hat das Geſchlechtsverzeichniſs und die nach Materien geordnete Geſchichte der Reichstagsverhandlungen am meiſten gewonnen. Auch iſt als ein dieſer Literatur nicht oft eignes und deſto verdienſtlicheres Beſtreben der Herausgeber zu bemerken, daſs man, unter Beziehung auf die vorhergehenden Jahrgänge, und durch Vermeidung von Wiederholungen und Pleonasmen, mit dem Raum möglichſt haushälteriſch zu Werke gegangen. Kleinlich wäre es, alle Fehler in den Perſonalliſten zu rügen, wie z. B. S. 129. die engländiſche Comitialgeſandtſchaft von Eliot ſtatt Walpole. oder S. 149. Schmauſs ſtatt Kerben, (Kerpen). Doch iſt die Weglaſſung der römiſch kaiſerl. Geſandtſchaft (Graf Schlick), bey dem fränkiſchen Kreiſe, und der ruſſiſchen (v. Vukaſſovich) bey deſſen beiden Directorien (S. 134.), ſo wie auch der hannöveriſchen (v. Schwarzkopf), und der ruſſiſch-kaiſerlichen bey dem Kurkreiſe (S. 150.), ſodann die nicht bemerkte Vacanz der oberrheiniſchen Kreisgeſandtſchaften von Baden-Sponheim und von Solms-Braunfels (S. 152.), die Verſetzung von *Braunfels* und *Yſenburg* in die *Fürſten*-ſtatt der Grafenbank, und endlich die Zueignung einer Kreisſtimme für *Münzfelden*, für das feinere Studium der deutſchen Politik ein weſentlicher Verluſt. Auch vermiſst man ungern, daſs von der Form und Zahl der Sitzungen in den Kreisconventen gar nichts vorkömmt, welches doch auf den

Einfluſs des Kriegsglücks und die Frequenz der Geſchäfte ein bis jetzt unangezündetes Licht werfen würde. So hielt z. B. der oberrheiniſche Kreis zu Frankfurt im J. 1795 72 Sitzungen, und in dem letztverfloſſenen wegen des Intervalls vom 8. Jul. bis zum 4. Oct. nur 39. Bey dem Kurkreiſe kann man ſich nicht nach der fortlaufenden Nummer der Protokolle richten, welche bis Neujahr 1796 auf 43 ging, und in deſſem Laufe bis zu 52 fortlief.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hilſcher: *Leben(,) Meynungen und Schickſale des Sebaldus Göz*, eines Kosmopoliten. 1795. 1 Th. 222 S. 2 Th. 254 S. 8. (1 Rthlr.)

Sebaldus Göz, nach ſeiner eignen Ausſage ein miſsrathner Student, der bald als Zeichner, bald als Hofmeiſter, bald als Sprach- oder Tanzmeiſter, überall herumgeſtrichen war, macht in einem Gaſthauſe ſchnelle Bekanntſchaft mit dem Grafen von Palm, einem unglücklichen Hofmanne, der nach dem Verluſte ſeiner ehemaligen Würden und ſeiner Gattin ſein Leben in ſtiller Abgezogenheit mit ſeiner Tochter Eveline auf dem Lande zubringt. Ohne alle Umſtände nimmt dieſer den aufgefundenen Sebaldus in ſein Haus, und überträgt ihm die Bildung ſeiner Tochter, welche Sebaldus auch von Stund an zu lieben anfängt, und nicht eher ruht, bis er ſich ihrer Gegenliebe durch eine ausgezeichnet edle Handlung würdig gemacht hat. Im Stillen entwirft er den Plan, ſeinen künftigen Schwiegervater an ſeinen Verfolgern zu rächen. Durch Verſtellung ſucht er ſich den Hofleuten zu nähern, die den alten Grafen zuweilen noch beſuchen: knüpft intrigante Liebesgeſchichten an, und endiget damit, daſs er nach einem langen, hartnäckigen Kampfe mit den Queerſtreichen des widerſpenſtigen Schickſals den Grafen endlich wieder in die Gunſt des Fürſten ſetzt, dem Fürſten ſelbſt aber die verblendeten Augen über ſeinen Zuſtand öffnet. Es iſt nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daſs ein herumreiſender Student einen ſo fein erſonnenen, auf alle mögliche Hofintriguen berechneten Plan zur glücklichen Ausführung bringen ſollte, wie der Vf. ſeinen Sebaldus ausführen laſst. Wenn dieſer wirklich der edelmüthige Mann ſeyn ſollte, wofür ihn der Vf. ausgiebt, ſo würde es ihm unmöglich ſeyn, durch ſolche Verſtellungskünſte und Betrügereyen eine Abſicht zu erreichen, die ſich der einſichtsvolle Graf nie in den Sinn fallen lieſs. Ohne weiteres Bedenken läſst der Vf. ſeinen Planen die Tugend des Sebaldus in den Armen einer Buhlerin aufopfern, und zuletzt aus Noth gedrungen, ſogar eine Mordthat begehen, wobey man dem Leſer nicht undeutlich zu vermerken giebt, daſs dieſes eine erwünſchte Gelegenheit, ſich an ſeinem Gegner zu rächen, geweſen ſey. Dafür muſs aber auch der arme Sebaldus etwas rechtſchaffnes leiden, und wie man am Ende glaubt, daſs er allem Uebel glücklich entflohn ſey, ſo kommt noch eine entſetzliche Räuberhorde, mit welcher jedoch der Vf., ſo wie mit allen übrigen Schwierigkeiten gar bald fertig zu werden weiſs. Daſs geringe Leute zu hohen Ehren gelangen können, davon giebt der Vf. ein lehrreiches Beyſpiel in der Perſon des Corporals Engel, der am Ende richtig mit unter die erſten Stützen des Staats gerechnet werden muſs. Was die Sprache betrifft, ſo dürfte Seb. Göz wohl noch die Vergleichung mit ähnlichen Romanen aushalten, im Ganzen aber herrſcht auf der einen Seite eben ſo viele Sorgloſigkeit in der Wahl des Ausdrucks, als bey Beſchreibungen rührender Scenen auf der andern Seite Uebertreibung und Schwulſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, ohne Anzeige des Verlegers: *Amalia von Schönborn*, eine wahre Geſchichte. 1794. 132 S. 8. (8 gr.) Die vornehmſten Perſonen dieſes kleinen Romans haben ziemlich viel Leichtſinn und Gleichgültigkeit; der, welcher in Briefen *Amaliens* Leben erzählt, war ihr erſter Geliebter, tröſtete ſich aber bald an der Seite einer andern, von der der Leſer weiter nichts erfährt; die Heldin läſst ihren erſten Geliebten urplötzlich in Stich, hängt ſich an einen Bruder Lüderlich, verliert, (nach dem Ausdrucke S. 64.) ihr Kränzchen, reiſst ihrem Verführer, der Musketier geworden iſt, nach, läſst ſich von ihm ſcheiden, verliebt ſich auf der Reiſe, und heirathet am Ende wieder einen andern; ihr Mann ſollte für einen andern um ſie anhalten, und fiſcht ſie für ſich weg; dennoch wird der, der ihm den Auftrag that, ſo wenig böſe, daſs er ſelbſt bey der Hochzeit zugegen iſt; ihr Vater geht, nachdem er Schulden gemacht, in die weite Welt, und bekümmert ſich dreyzehn Jahre um die Seinigen nicht u. ſ. w. Kein Wunder, wenn ſich dieſe allgemeine Gleichgültigkeit auch dem Leſer mittheilt, und dieſer am Ende die Schrift mit der kaltblütigſten Verachtung aus der Hand legt. Nach einigen familiären Redensarten, und nach den empfindſamen Verschen zu urtheilen, die hie und da vorkommen, mag der Vf. ein junger Candidat ſeyn, nach folgender Stelle S. 107. aber ſcheint er ein Candidat der Theologie zu ſeyn: „So ſehr ich überzeugt bin, daſs die „ſogenannte Prädeſtination, die in einer gewiſſen Kirche gelehrt wird, oder die von Ewigkeit her geſchehen ſeyn ſollende „Vorherbeſtimmung der Menſchen zur ewigen Seligkeit oder „ewigen Verdammniſs eine ungereimte, eine gottloſe Lehre iſt, „die zu allen Laſtern, und zur Verzweiflung führt: ſo bin „ich doch u. ſ. w."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. April 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Canterbury, b. Grove: *The Scripture-doctrine concerning the Coming of Chriſt*, unfolded upon principles, which are allowed, to be common to the Jews both in ancient and modern times. In *Anſwer to the Objections of Mr. Gibbon and Dr. Edwards upon this Subject*, to which is added an Appendix containing ſome *Remarks upon the miracles of the Gospel*, in Reply to an objection of the latter of theſe writers. by *N. Nisbett*, M. A. 1792. 140 S. 8. (20 gr.)

Bekanntlich haben ſich die nicht allzuthätigen theologiſchen Schriftſteller von der hohen Kirche in England aus *Gibbons Hiſtory of the Declin and Fall of the Roman Empire* der Reihe nach ihre Texte zu allerley Vindicationen und Apologieen des Chriſtenthums gegen die „Ungläubigen" ausgehoben. Nach unſerm Vf. „haben die zahlreichen und tüchtigen (Engliſchen) „Vertheidigungen unſerer heiligen Religion in keinem andern Lande ihres gleichen." S. 9. Man muſs ſich alſo wohl am meiſten darüber wundern, daſs man nicht wenigſtens jenſeits des Canals bey dem überall beliebten Argument: Dies alles iſt längſt widerlegt! einzig ſtehen bleibt, dem neuen *Infidel and Unbeliever* bloſs die Stellen, wo ſeine Abfertigung, noch ehe er gebohren war, bereit lag, nachweiſst und ſich dann geruhig in den Lehnſtuhl zurückſetzt. — Doch Gibbon iſt, wie Shaftsbury, ein gar zu ſchlimmer Feind der Religion und der Revelation. (Dieſe beiden Namen ſind einem N. völlig ſynonym!) Beide haben die Maske (denn Ehrlichkeit darf man einem Mann, welcher die Herrn auf dem Stuhle Moſis mit manchem nicht leicht genug beantwortlichen Zweifel beunruhigt, natürlich nicht zutrauen!) — die Maske von Ehrfurcht für Religion, und beide beweiſen doch ſo wenig Ehrfurcht für das, was die Kirchenpartheien mit der Religion zu einem unzertrennlichen Ganzen verbunden haben, für die (ſo oft ſchon variierte und immer noch variierende!) Anſichten und Einkleidungen der in der Religion unentbehrlichen Ideen und Erwartungen. Gibbon alſo dieſe Maske abzureiſsen, waren hundert Hände wenigſtens bereit genug. Auſser Gibbon aber — welchen gehäſſig zu machen, da er gegen alle Verfolgungen in ſeiner Lage allzu geſichert war, kaum der Mühe werth geweſen wäre, — hat N. einen *näheren* Antagoniſten gefunden. *Dr. Thomas Edwards* hatte ſich in einer Reihe von Predigten, welche er zu Cambridge vor der Univerſität hielt, nicht undeutlich merken laſſen, daſs die engliſchen Kämpfer gegen Gibbon nur „wenige Spuren „tiefer Gelehrſamkeit, gründlicher Kritik und Unterſuchungsgabe gezeigt haben, daſs ſie vielmehr durch „weitſchweifige und nichts beweiſende Argumentationen, durch ſinnloſe und unpaſſende Witzeleyen, „durch kenntniſsloſes Declamiren und ſchwärmeriſches Geſchwätz, durch leeren Spott und unanſtändiges Schimpfen Eckel erweckten." Für dieſe Charakteriſtik wird nun auch dem Dr. Edwards, welcher übrigens in jenen Predigten diejenigen Punkte herausgehoben hat, denen nach ſeiner Einſicht eine beſſere Beleuchtung gegen Deiſtiſche Zweifel noch zu wünſchen ſey, die Ehre, mit Gibbon in die Claſſe derer geſetzt zu werden, welche, während ſie ſich zum Chriſtenthum bekennen, alles dafür gethan haben ſollen, dieſe Religion der Falſchheit und des Betrugs zu beſchuldigen, — weil ſie nämlich zu *dem* Chriſtenthum, welches ſie mit Ehrfurcht behandeln, nicht alles das mit rechnen, was ein Hr. Nisbett und ſeines gleichen unter dieſem Namen begreifen wollen. Unter anderm hatte Gibbon bemerkt, daſs „der „mächtige Einfluſs der Wahrheit bey der Stiftung des „Chriſtenthums ſehr beſtärkt worden ſey, durch die „Meynung von einem baldigen Eintritt des himmliſchen Reichs und von dem nahen Weltende. Die „Nähe dieſer wundervollen Begebenheiten, ſagt G. „Vol. II. war von den Apoſteln vorhergeſagt, die „Ueberlieferung davon wurde von ihren früheſten „Schülern feſtgehalten, und wer die Reden Jeſu ſelbſt „im buchſtäblichen Sinn verſtund, war genöthigt, „die zweyte glorreiche Ankunft des Menſchenſohns „*in den Wolken* noch in den Lebzeiten derjenigen Generation zu erwarten, welche ſeine niedrige Gegenwart auf Erden erlebt hatte. Eine Zeitumwälzung „von 17 Jahrhunderten hat uns belehrt, daſs die geheimniſsvolle Sprache der Prophezeihung und Offenbarung nicht allzu buchſtäblich zu nehmen ſey!" So Gibbon. Hatte nun gleich Edwards dies bey weitem nicht alles gegen G. eingeräumt, ſondern bloſs einen Unterſuchungspunkt aus der exegetiſchen Bemerkung gemacht: daſs die neuteſtamentlichen Schriftſteller die Data von Zerſtörung Jeruſalems und dem Weltende *untereinander gemiſcht* angäben, ſo eilt ihm doch Hr. N. „weil er in die Fuſsſtapfen Gibbons trete" S. 11. mit *ſeinem* ſogenannten *Bibelbegriff* von der Zukunſt Chriſti nach. Weil er, Hr. N., nach S. 13. „keinen einzigen Schriftſteller kennt, welcher „dieſen Gegenſtand mit der verdienten Aufmerkſamkeit behandelt habe," ſo kommt er der chriſtlichen Religion mit der *Entdeckung* zu Hülfe, daſs man einen doppelten Adventus des Meſſias unterſcheiden

müſſe, den zum Weltgericht als den letzten und — den unſichtbaren zur Zerſtörung des Jüdiſchen Staats und ſeiner Reſidenz. Auf den letztern bezieht er, (wie gewöhnlich) alle Stellen, welche von der Nähe des kommenden Reichs Gottes und ſogar von Erwartung deſſelben während des Lebens mancher Zeitgenoſſen Jeſu ſprechen. Seine ganze Behandlung aber von dieſer Materie, welche er auch ſchon vorher in einer *Illuſtration of various paſſages of Scripture* vor die Hand genommen hatte, bereichert uns nicht mit einer einzigen eigenthümlichen Anſicht; es müſste denn vielleicht die Bemerkung S. 80. Hn. *N.* völlig eigen ſeyn. Sie lautet alſo: „der Leſer beliebe ſich an die „Frage im 24 Kap. des Matth. zu erinnern. Die Jün„ger fragen: Was ſoll das Zeichen ſeyn von deiner „Ankunft und dem Ende des Zeitalters, d. h. der Mo„ſaiſchen Periode. Die Antwort von unſerm Herrn „iſt: das Zeichen von dem Ende jenes Zeitalters ſey „die Zerſtörung Jeruſalems. *Das Zeichen aber von ſei„ner Ankunft und davon, daſs die Beſchaffen„heit von dieſer oft miſsverſtanden werde, „ſey dieſes: daſs dieſe Ankunft ſey — in den Wol„ken.“ etc.*

In Beziehung auf *Wunder* hatte Edwards geäuſsert: Möchte gleich die Menge von Vorurtheilen, (welche die Juden hatten) ſie mit Abneigung gegen Chriſtus erfüllt haben, wenn dieſer bloſs ein Lehrer der Rechtſchaffenheit *ohne höhern Beyſtand* geweſen wäre, ſo würde doch ſelbſt die vereinte Macht jener Vorurtheile unwiderſtehlich niedergeſchlagen geweſen ſeyn — durch den natürlichen Einfluſs eines einzigen *unbezweifelten Wunders.* *N.* ſetzt wortreich entgegen: Man leſe im N. T. nirgends, daſs irgend ein Jude die Wunder *als etwas geſchehenes* geläugnet habe. Jeder könnte dagegen fragen: muſs denn alles, was die Juden gegen Jeſu Wunderthaten, einwendeten, im N. T. ſtehen? Edwards aber, was die Hauptſache hier iſt, ſagt nicht, daſs die *Facta bezweifelt* worden ſeyen. Der Beweiſs für eine Lehre aus einem Wunder beruht *fürs erſte* freylich auf dem Beweiſs, daſs ein gewiſſer erſtaunlicher Erfolg wirklich geſchehen war; dann aber muſs, in Rückſicht auf die *Urſache* des Erfolgs, *bewieſen* (d. h. die Möglichkeit des Gegentheils entfernt) ſeyn, daſs das Geſchehene ohne eine, alle dabey wirkſame Natururſachen überſteigende, Wirkſamkeit der Gottheit nicht zum Factum hätte werden können. Endlich aber muſs *ebenfalls bewieſen* werden, daſs eine ſolche Wirkſamkeit der Gottheit, *im Reiche der Natur* etwas wundervolles hervorzubringen, nicht gedacht werden könne, ohne den Zweck, dadurch eine Erſcheinung *im Reiche der Geiſter*, die Entdeckung wahrer Behauptungen, zu beſtätigen. Wäre ein Wunder geſchehen, von welchem den Juden dieſe dreyerley Beweiſspunkte bis zur Evidenz überzeugend hätten dargethan werden können, ſo würden gewiſs nur die leidenſchaftlichſten und eigennützigſten dannoch vorſätzlich Jeſu ſich entgegengeſetzt haben. Wäre ſonſt irgend noch etwas für Wahrheit unter den Menſchen zu hoffen, wenn man annehmen müſste, daſs die meiſten unter unſerer Gattung völlig evidenten Beweiſsen durchgängig zu widerſtehen geneigt ſeyen?

VENEDIG, b. Domenico Fracaſſo: *Il Libro della Sapienza*, recato dal teſto originale nell' Italiana favella, ſecondo la lettera e lo ſpirito, *dall' Abate Franc. Boaretti*, con Analiſi, Annotazioni, Riſleſſioni e *Diſſertazione ſull' Origine della Sovranità, i Diritti dell Principato e i doveri de' Sudditi, relativa alla preſenti circoſtanze ed alle Maſſime in eſſo Libro compreſe.* 1792. VIII. und 222 S. 8. (21 gr.)

Titel und Vorrede deuten auf den politiſchen und temporären Zweck dieſer Ueberſetzung. „Unter der „höchſten Weisheit, Klugheit und Religioſität der „hohen Ariſtokratie zu Venedig leben (1792.) mit dem „Vf. alle Unterthanen im Schoos einer wahren und blei„benden Glückſeligkeit.“ Dieſem Glücksſtand iſt nach ſeinen Einſichten das Syſtem, daſs die Souverainetät auf der Nation ruhe, und niemals für immer veräuſserlich ſey oder das Syſtem des geſellſchaftlichen Vertrags entgegen. Er hat dieſes nach den populären Ausdrücken und alten Begriffen von der Königsgewalt, wie man ſie auch in dem, für ſeine Kirche kanoniſchen, Buche der Weisheit findet, in der beygefügten Diſſertation geprüſt. Um ſeiner Prüfung alle mögliche Deutlichkeit zu verſchaffen, ſchickt er ihr die Ueberſetzung des Buchs ſelbſt voraus.

Abgeſehen von dieſer Entſtehungsgeſchichte der Ueberſetzung verdient der Vf. das Lob, ſeinen Text verſtanden zu haben. Er macht ſich von der Vulgata, deren Text er neben ſeiner Ueberſetzung abdrucken lieſs, nur alsdann abhängig, wo das Griechiſche nicht einen richtigern Sinn giebt. In ſolchen Stellen wird das Griechiſche in den Noten angeführt. Auch mit den Eigenthümlichkeiten der höchſt unrömiſchen Sprache jener lateiniſchen Verſion iſt B. gut bekannt. Nur einige Beyſpiele. K. VII, 11. *innumerabilis honeſtas per manus illius.* Das Griechiſche hat πλουτος, in der Sprache des ſinkenden Roms waren *honeſtus* (*honoratus*) und *dives* Synonyma. V. 15. μονογενες wird richtig *unico* überſetzt, nicht *unigenito*. I, 6. iſt die Wendung des Lateiniſchen Textes ſehr undeutlich: *Benignus enim eſt Spiritus ſapientiae, et non liberabit maledicum a labiis ſuis.* B. verſteht dieſe hebraizirende Conſtruction gut: *Che lo ſpirito di Sapienza, quantunque amico degli uomini* (φιλανθρωπον hat das Griechiſche) *non aſſolverà lo ſchernitore.* I, 14. ſetzt der Lateiner *non eſt in illis medicamentum exterminii.* B. bemerkt, daſs φαρμακον hier zum Grund liege und *venenum* überſetzt ſeyn ſollte. X, 7. *incredibilis animae memoria ſtans figmentum ſalis.* „*Quella maſſa bituminoſa teſtimonio dell' anima incredula*“ (Loths Weib) — XII, 5. würde der lateiniſche Text: *et devoratores ſanguinis a medio ſacramento tuo*, leicht einem andern zu antihäretiſchen Gloſſen Gelegenheit gegeben haben. B. wählt unpartheyiſch die Variante: εκ μεσου μυστας θιασου und überſetzt: *e bevevano* (die Cananäer) *il ſangue umano nel furore del*

lor

Digitized by Google

lor tripudio. Θιασος ein Bacchantentanz. — Einmal wandelt den Vf. die theologiſche Deuteley an. Der *filius Dei* K. II, 13. 16. ſoll durchaus der Meſſias, Jeſus, ſeyn. Der Context aber zeigt, daſs der Singular hier als Aggregat ſteht. Vergl. V, 5. Glücklicher entgieng B. dem Einfluſs des kirchlichen Syſtems bey VIII, 19. *puer autem eram ingenioſus et ſortitus ſum animam bonam.* Die Gloſſe hiezu iſt dem Sinn des Alterthums gemäſs: *la qualità naturali, il buon temperamento ed il buon ingegno vengono di Dio; perche da Dio non ſolo viene la Sapienza, ma anche ogni qualunque diſpoſizione eſterna ed interna, naturale e ſupernaturale, che ſerve all' acquiſto della Sapienza.*

Der Uebergang auf die angehängte politiſche Abhandlung iſt nicht, weil ihn die Sache gab, ſondern weil der Vf. ihn zu erhalten für gut fand. Vom *göttlichen* Königsrecht iſt nur im Vorbeygehen die Rede VI, 4. nicht um den Regenten einige Willkührlichkeit zu zuſprechen, ſondern um ihre *Pflichten* ihnen deſto ſtarker ins Licht zu ſtellen. v. 4. *Quoniam data eſt a Domino poteſtas Vobis et virtus ab altiſſimo, qui interrogabit opera veſtra et cogitationes ſcrutabitur. Quoniam cum eſſetis miniſtri regni illius (Dei) nec recte judicaſtis — horrende et cito apparebit vobis, quoniam duriſſimum judicium his, qui praeſunt, ſiet.* B. überſieht, was er bey VIII, 19. wohl bemerkt hatte, daſs das Alterthum alles Gute von Gott ableite, nimmt das: *data eſt vobis poteſtas a Domino*, allein heraus und ſetzt dies einer, in Deutſchland zwar auch überſetzten, aber weniger bekannt gewordenen Schrift entgegen: *De' Diritti dell Uomo L. VI. ne' quali ſi dimoſtra, che la più ſicura cuſtode de' medeſimi nella Società civile è la religione chriſtiana, e che però l'unico Projetto utile alle preſenti circoſtanze è di far riſiorire eſſa religione. Opera di Nicola Spedalieri, Siciliano, Dottore e già Profeſſore di Theologia. In Aſſiſi.* 1791. *Sp.* zeigt, die Vernunft und Philoſophie führen auf das Syſtem des *Contract ſocial.* Wenn die Schrift ſage; durch mich herrſchen die Könige, ſo ſey dies ſo zu deuten, wie durch Gott bald Hunger bald Ueberfluſs ſey. Daſs der Menſch in Geſellſchaft und alſo überhaupt unter ordentlicher Regierung lebe, ſey zwar allerdings Gottes Wille. Dadurch aber ſeyen doch dem Menſchen ſeine weſentlichen Rechte nicht genommen und ſeine Unterwerfung unter eine *beſtimmte* Regierung gründe ſich immer auf ein *pactum implicitum.* Dies hält Sp. (welcher zu Rom lebt) auch für den Sinn des Evangeliums. *B.* dagegen (S. 215. ff.) hält dies geradezu für den Weg zum Atheismus. *Das Weſen der Ordnung ſtamme unmittelbar von Gott.* Sie ſey nur unter einer gegebenen Regierung zu realiſiren. Folglich habe jeder unter einer Regierung gebohrne kein Recht über dieſe, ſie aufzuheben oder zu ändern. Seine Pflicht ſey gehorchen, dulden und ſich in den Willen Gottes reſigniren; wie die erſten Chriſten unter den tyranniſchen Verfolgern. Gott ſey allein der Richter der Regenten. Die Geſchichte der Offenbarung zeige den Menſchen immer unter der Herrſchaft des Hausvaters, Patriarchen, Richters oder Königs. Das entgegengeſetzte Syſtem hebe, *als atheiſtiſch,* alle Pflichten auf. Dies Syſtem des Vfs. hingegen ſey (S. 218.) nicht nur ſo alt, als alle Geſellſchaft, ſondern *ewig, wie Gott und einzig wahr.* „*Il mio Syſtema ſcaturiſce immediatamente dall' eſiſtenza di Dio!*“ — — Ob wohl Hn. B. zu rathen ſeyn möchte, bloſs im exegetiſchen Felde zu bleiben?

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Ruff: *Sexti Empirici Opera* ex recenſione Fabricii curavit et commentario illuſtravit *J. G. Mund.* Voluminis I. Pars. prior. 1796. 186 S. 4. (11 gr.)

Die Werke des Sextus, welche unter die vorzüglichſten gehören, die ein günſtiges Geſchick uns von griechiſchen Philoſophen erhalten hat, haben mit mehreren das unverdiente Schickſal gehabt, daſs ſie von Philologen und Kritikern vernachläſſigt wurden. Wir haben im Ganzen nur zwey griechiſche und eine lateiniſche Ausgabe, die noch dazu etwas ſelten ſind. Seit Fabricius ſcheint kein Philolog an eine neue Bearbeitung des Textes gedacht zu haben, der, ungeachtet er ſich vielleicht beſſer als in vielen griechiſchen Schriftſtellern erhalten hat, doch ſelbſt nach der Fabriciſchen Recenſion manche Verbeſſerungen aus noch nicht gebrauchten Handſchriften erwartet. Indem das Bedürfniſs und der Wunſch theils nach einer neuen Recenſion, theils nach einer wohlfeilern Handausgabe in unſern Zeiten reger wurden, und das Publikum die Hoffnung hatte, mit dem Sextus von einem bekannten Gelehrten beſchenkt zu werden, erſcheint unerwartet dieſe Ausgabe von Hn. Mund, die zum wenigſten das eine Bedürfniſs nach einer Handausgabe für das erſte befriedigt.

Dieſe Ausgabe wird aus zwey Bänden beſtehen, den einen wird der Text, den andern der Commentar füllen. In dem letztern will der Vf. theils die abweichenden Lesarten beurtheilen, und eigene Conjecturen beybringen; theils über die Entſtehung, den Geiſt und die Schickſale der Skepſis bis auf den Sextus, über das Leben, über den Inhalt und Zweck der einzelnen Schriften deſſelben das Nothwendige ſagen, und einzelne Stellen, die es bedürfen, erklaren. Der vor uns liegende Theil enthalt den Text der Hypotypoſen. Eine neue Recenſion hat Hr M. nicht geliefert, ſondern den Fabriciſchen Text von neuem abdrucken laſſen. Es ſchien ihm zu kühn, eigenmächtig ohne Auctorität der Handſchriften, von denen ihm keine zu Gebote ſtand, etwas in dem Text zu ändern. Er ſtrebte daher nach keinem andern Verdienſt, als die Druckfehler in der Ausgabe des Fabricius zu verbeſſern, und der Interpunction, die oft fehlerhaft iſt, mehrere Richtigkeit und Zweckmäſsigkeit zur Erleichterung des Verſtehens zu geben, und auf den Abdruck die gröſste Sorgfalt zu wenden, damit er ohne alle Fehler erſcheine. Unſtreitig wäre es verdienſt-

Digitized by Google

voller geweſen, wenn Hr. M. nur einige Handſchriften (zumal den Zeitzer Codex, dem er ſo nahe war) hätte vergleichen wollen; unterdeſſen müſſen wir mit dem zufrieden ſeyn, was er wirklich hat geben wollen. Dieſe Zufriedenheit würde aber noch höher ſteigen, wenn ſich nicht gegen die Ausführung des Unternehmens manche bedeutende Erinnerung machen lieſse, und davon müſſen wir noch etwas ſagen.

Wenn auf der einen Seite Druckfehler der ältern Ausgabe verbeſſert ſind, ſo finden ſich dagegen hier auch wieder neue, doch im Ganzen nicht ſehr bedeutende z. B. I B. 1 K. §. 4. *διαβεβαιέμεθα* K. 14. §. 51. *ἐμψυχέντες* für *ἐμψυχέντες*; III B. 18 K. §. 163. *ἄτοπον ἄρα τὸ λέγειν ὅι* f. *ὅτι*. Sogar iſt I B. 22 K. §. 196. ein Druckfehler des Fabricius *ἤ τινι* für *ἤ τίνι* treulich beybehalten. Die Interpunction iſt im Ganzen dem Sinne angemeſſener, indem ſie genauer als beym Fabricius unterſcheidet, was zu verbinden und was zu trennen iſt. Aber auch hier vermiſst man Gleichförmigkeit und durchgängige Sorgfalt, und der Her. hat bald zu viel bald zu wenig darinn gethan; ſeine Interpunction iſt oft fehlerhafter und das Verſtändniſs erſchwerender als die des Fabricius; manches was verbeſſert werden konnte, iſt unverändert geblieben. Wir führen nur einige Belege an. I B. 21 K. §. 195. *ὁ γὰν λέγων τάχα ἔσιν δυνάμει τίθησι καὶ τὸ μάχεσθαι δοκεῖν αὐτῷ τὸ τάχα μὴ ἔιναι τῷ* (hier hätte auch zum wenigſten in Klammern *μη*, was der Sinn erfodert, hinzugeſetzt werden ſollen) *διαβεβαιῦσθαι περὶ τῦ ἔιναι αὐτό*. In dieſem Satze hätten doch wohl Unterſcheidungszeichen ſtatt finden müſſen, die auch ſchon Fabricius hat. III B. 23 K. §. 183. *ἔτι κἀκεῖνο λέγυσί τινες, ὅτι ἀγαθόν ἐσιν ἤτοι τὸ αἱρεῖσθαι αὐτὸ, ἢ ἐκεῖνο ὃ αἱρέμεθα*, ſo Fabricius; Hr. M. aber *ὅτι ἀγαθόν ἐσιν ἤτοι τὸ αἱρεῖσθαι αὐτὸ ἢ ἐκεῖνο. ὃ αἱρέμεθα*, welches wenn es kein Druckfehler iſt, dem Sinn ganz entgegen iſt. — Wirkliche Abweichungen von dem Fabriciuſchen Texte haben wir, wider Erwarten doch einige gefunden, wozu aber Fabr. ſelbſt zum Theil Anleitung gegeben. I B. 8 K. §. 16. *καὶ λέγει δόγμα (τὴν) τινι ἀδήλω συγκατάθεσιν*, das Unterſtrichene iſt nöthiger Zuſatz; hingegen I B. 14 K. §. 55. *ἴσ τε* nach *ἀνθρώπως*; und §. 52. *καὶ* nach *πάσχουσιν* als überflüſſig eingeklammert. Dagegen ſind aber oft Stellen nach Fabricius abgedruckt, die ſogleich ohne Einſicht der Handſchriften hätten verbeſſert werden können und ſollen, z. B. I B. 20 K. §. 192. *ὡς εἶναι ἀφασίαν πάθος ἡμέτερον, διὸ ὐδὲ τιθέναι τὶ ὔτε ἀναιρεῖν φαμεν.* I B. 25 K. §. 200. *ἀλλὰ τὸ ἑαυτῦ πάθος ἀπαγγέλλοντες καθὸ φησιν, ὑπολαμβάνω, ὅτι (ὅτι) ἄχρι νῦν* etc. Offenbar muſs es heiſsen *δι' ὃ* und *καθ' ὃ*, und zudem hatte das Colon vor dem letzten in ein Comma verwandelt werden müſſen. Es wundert uns, daſs der Anfang des 24 Kap. §. 198. wo eine Parallelſtelle auch bey Fabricius richtig abgedruckt iſt, Hn. M. nicht auf dieſe Fehler aufmerkſam gemacht hat. III B. 25 K. §. 243. *ὃ γὰρ ἐὰν ἔργον ἔιναι (ἔιναι) ταύτης λέγῃ τις, τῦτο κοινὸν εὑρίσκεται καὶ τῶν ἰδιωτῶν.* Warum iſt *ἐὰν* für *ἂν*, welches doch ein in die Augen ſpringender Fehler iſt, wieder abgedruckt?

Dieſe Proben ſind hinreichend, um über dieſe Ausgabe ein richtiges Urtheil zu fallen. Das eigne Verdienſt des Herausg. iſt dabey ſehr unbedeutend; und der ſaubere Druck und der wohlfeile Preis das Einzige, was ſie empfehlen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weiſsenfels und Leipzig*, b. Severin: *Ariſtokratismus in ſeiner unnatürlichen Ausartung*, eine franzöſiſche Novelle vor und nach der ſchauderhaften Revolution von *C. A. Seidel*, 1795. 134 S. 8. (8 gr.) Die zweyte, äuſserſt ſtolze und herrſchſüchtige, Gemahlin eines ſchwachen franzöſiſchen Edelmanns, ſucht die Kinder erſter Ehe ins Kloſter zu bringen, um ihrem eignen Sohne alles zuzuwenden. So leicht ihr dies mit den Töchtern wird, ſo ſtandhaften Widerſtand findet ſie von Seiten des Sohnes erſter Ehe, *Karl*. Um dieſen nun auf eine andre Art aus dem Wege zu räumen, wirkt die abſcheuliche Stiefmutter einen Verhaftbefehl gegen ihn aus, und dergleichen *Lettres de cachet* ſind es, die der Vf. S. 65. die gröſste ariſtokratiſche Ausartung nennt, da man den Deſpotismus des Monarchen zu den ſchändlichſten Abſichten miſsbrauchte. Nach zwey Jahren findet der unglückliche *Karl* Gelegenheit, aus dem Kerker zu entkommen, heyrathet eine Bürgerliche, die er ſchon längſt geliebt, und etablirt ſich zu Koblenz als Kaufmann. Dies ſind die Begebenheiten des Romans *vor* der Revolution. *Nach* der Revolution gerathen Vater und Stiefmutter als Emigranten nach Koblenz, und obgleich *Karl* ſeinem Vater das Leben rettet, und ihn aufs groſsmüthigſte behandelt, ſo übt doch nicht allein der Vater den übermüthigſten Stolz gegen ihn aus, ſondern Stiefmutter und Stiefbruder laſſen ihn auch durch das ſogenannte *Bureau de iuſtice* der Emigranten verhaften, und als die rechtmäſsige Obrigkeit ſeine Auslieferung verlangt, ſtöſst ihn die Wache nieder. Dieſer Ausgang iſt gar zu traurig, und, obgleich eine Zuſammenkunft *Karl's* mit ſeinen Verwandten vorherzuſehen war, ſo erwartet doch gewiſs der Leſer keine ſolche Kataſtrophe, ſondern jeder wird wünſchen, daſs Beſchämung und Reue die Strafe für die unnatürlichen Aeltern geweſen, und entfernte Hoffnung zu ihrer Beſſerung erweckt worden ſeyn möchte. Der Vortrag, der mit Erzählung, Geſprächen, und Briefen abwechſelt, hat eine angenehme Leichtigkeit; nur iſt er durch zu viele ausländiſche Redensarten, wie *obruiren*, *Arrangement*, *Carriere*, *Initiation* u. ſ. w. entſtellt. *Näſſeln* (von den Thränen) iſt ein neugemachtes Wort, und was *Gemein- und Gleichheitskauſer* ſeyn ſollen, nicht leicht zu errathen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curts Erben: *Jo. Chr. Reil*, Med. Doct. et Prof. publ. ord. etc. *Exercitationum anatomicarum faſciculus primus de ſtructura nervorum* III. tabb. aeneis illuſtratus. 32 S. Text und 2 S. Vorrede. Imperialfolio.

So viel auch von Aerzten und Philoſophen über das Nervenſyſtem und deſſen Eigenſchaften und Verrichtungen geſagt worden iſt; ſo iſt doch bisher die Structur der Nerven ſelbſt beynah ganz unbekannt geweſen. Was man davon wuſste, betraf faſt nur ſolche Dinge, welche ſich durch die gewöhnliche anatomiſche Zerlegung vermittelſt des Meſſers und der Maceration entdecken laſſen, und man glaubte alles gethan zu haben, wenn man höchſtens noch das Microſcop dabey zu Hülfe nahm. Daſs durch dieſe Art der Unterſuchung, aller darauf noch zu wendenden Mühe unerachtet, doch nicht viel gewonnen werden würde, lieſs ſich ſchon aus dem bisherigen Erfolge ſchlieſsen; es blieb daher nichts übrig, als neue Wege zu ſuchen, um auf denſelben näher zur Kenntniſs deſſen, was ſich überhaupt mit Hülfe der Sinne erforſchen laſſen dürfte, zu gelangen. Der um mehrere Theile der Arzneykunde ſehr verdiente Vf. der vorliegenden Schrift hat hierzu eine Ausſicht eröffnet, welche nicht nur jedem Phyſiologen und Anatomiker, ſondern auch den praktiſchen Aerzten und Philoſophen erfreulich ſeyn muſs.

Die Hülfsmittel, deren Hr. R. ſich bey ſeinen Unterſuchungen bedient hat, ſind *chemiſche*, aber nicht vermittelſt des Feuers, ſondern auf dem *naſſen Wege*. Er wendet, wenn er bloſs das Nervenmark darſtellen will, die Salpeterſäure in einer Wärme von 13 Grad Réaum. an, wovon das Nervenmark erhärtet und eine ſchwefelgelbe Farbe annimmt, das Zellgewebe aber aufgelöſet und in einen weichen Schleim verwandelt wird. Er ſchneidet die Nerven mit ihrer zellichten Hülle aus einem möglichſt friſchen Leichnam aus, und überſchüttet ſie in einer Schüſſel von Porzellan oder von Steingut mit Salpeterſäure, welche anfangs verdünnt, hernach aber rein ſeyn muſs. Die Nerven ziehen ſich ſogleich davon zuſammen und müſſen daher wieder ausgebreitet werden. Damit auch die dickern Nervenſtämme von der Flüſſigkeit berührt werden, ſo bedeckt er ſie mit einem befeuchteten Flieſspapier. Anfangs werden die Häute ſowohl, als das Mark, davon hart; nach drey bis ſechs Tagen aber wird das Zellgewebe nebſt den Häuten aufgelöſet, und dann nimmt das Mark die gelbe Farbe an, worauf es durch deſtillirtes Waſſer behutſam gereinigt wird. Die einzelnen Nervenfäden, woraus die Stämme beſtehen, werden dadurch nicht von einander getrennt, weil die Salpeterſäure ſie in einer Art von Zuſammenziehung erhält, welches die Salzſäure nicht thut, die daher zu dieſen Verſuchen weniger anwendbar iſt. — Zur Darſtellung der eigenthümlichen Nervenhaut bedient er ſich der mäſsig verdünnten Seifenſiederlauge, welche das Nervenmark auflöſet, die Haut aber nicht angreift. Das Mark wird ſodann mit den Fingern ausgepreſst und durch deſtillirtes Waſſer vollends ausgeſpühlt. Zuletzt läſst ſich die Hülle der leeren Nervenfaſern mit Queckſilber oder Luft füllen und trocknen, ſodann aber am beſten in Terpentingeiſt aufheben.

Dieſe Verſuche hat der Vf. bey mehreren Nerven friſcher und injicirter Leichname angewandt, und er lehrt die Art, wie ſie weiter fortgeſetzt werden können, auch macht er Hoffnung, dieſe und ähnliche Methoden auf das Gehirn ſelbſt und das Rückenmark anzuwenden. Die Reſultate ſeiner bisherigen wichtigen Verſuche hat er in acht Kapitel zuſammengefaſst, aus welchen Rec. der Ordnung nach das Weſentlichſte auszeichnen will.

Kap. I. *Von der Nervenhaut.* Die Nerven beſtehen an ihrem ſogenannten Urſprung aus Bündeln, dieſe aus Strängen und letztere aus Röhrchen, welche mit Mark gefüllt ſind; dies ſieht man deutlich am fünften, ſechsten und achten Paar; in ihrem weiteren Verlaufe werden ſie durch die feſte Hirnhaut und durch das ſie umgebende Zellgewebe in Einen Bündel vereinigt. Ihre eigenthümliche Hülle, welche vom Vf. *neurilema* oder *neurhymen*, *Nervenhaut* genannt wird, erhalten ſie weder von der dünnen Hirnhaut, noch von irgend einer andern Membran, ſondern ſie wird durch die unmittelbare Attraction der thieriſchen Materie erzeugt. Man kann ſie leicht mit dem Meſſer an einem ausgeſpannten Nerven präpariren, weil ſie ſich durch ihre gelblichbraune Farbe von dem weiſseren Zellgewebe leicht unterſcheidet. Nach der Gröſse des von ihr umgränzten Raums richtet ſich die Dicke des Nervenmarks. Die Meynung iſt falſch, daſs jeder Nervenfaden einzeln nach dem Gehirn hingeht und ſich in daſſelbe inſerirt. Einige, und zwar nur wenige, Enden oder Fortpflanzungen (*propagines*) der Nerven hängen mit dem Gehirn und Rückenmark unmittelbar zuſammen; die übrigen endigen ſich in andere Theile des Körpers, ohne mit dieſen anders, als vermittelſt eines bloſsen Zellgewebes, verbunden zu ſeyn. Durch die mit dem Gehirn und Rückenmark zuſammenhängenden Fortpflanzun-

gen erhalten alle diejenigen Nerven, welche weder unter ſich, noch durch den ſympathiſchen Nerven vereinigt ſind, eine wechſelsweiſe Verbindung. Die in das Gehirn und Rückenmark gehenden Nervenfortpflanzungen hängen mit dieſen Organen ſowohl durch ihr Mark, als durch die in die dünne Hirnhaut übergehende Hülle zuſammen; man muſs daher ihr Ende an derjenigen Stelle annehmen, wo dieſe Hülle anfängt oder aufhört, und die Verlängerungen der Nerven in die Gehirnſubſtanz kommen eigentlich dieſer, und nicht jenen zu. An den Nervenſträngen aber verbindet ſich bloſs die äuſsere Scheide mit der dünnen Hirnhaut; die in demſelben enthaltenen feineren Röhrchen hingegen ſcheinen ſchon vor der Vereinigung der Nerven mit dem Gehirn aufzuhören. Am deutlichſten zeigt ſich dieſes bey dem Sehenerven; bey den andern Nerven iſt es ſchwerer wahrzunehmen. Die eigenthümliche Nervenhaut beſteht aus einem Zellgewebe, welches mit vielen Blutgefäſsen und Saugadern, deren Zweige ſich zwiſchen die Röhrchen verbreiten, verſehen iſt. Sie iſt zwar ſehr dünn, aber doch feſt und elaſtiſch. Ihre äuſsere Fläche iſt glatt und hängt mit dem Zellgewebe durch feine zellichte Fädchen und durch Gefäſse zuſammen. Am Sehenerven iſt dieſes leicht wahrzunehmen; man kann aber auch an andern Nerven, wenn man ſie einige Stunden in Seifenſiederlauge geweicht hat, die einzelnen Stränge ſo herausziehen, daſs die leere Zellenhaut übrig bleibt. Dieſer lockere Zuſammenhang zwiſchen der Nervenhaut und der Zellenhaut verſtattet eine Art von Beweglichkeit zwiſchen dieſen Membranen, wodurch das Nervenmark gegen die üblen Folgen, welche die Anſtrengung des Körpers in demſelben hervorbringen könnte, geſichert wird. Die Nervenhaut aber bildet nicht allein gröſsere cylindriſche Scheiden für die Nervenſtränge, ſondern auch kleinere der Art für die Nervenröhrchen, welche durch Seitenzweige mit einander in Verbindung ſtehen und in Nervengeflechte und Anaſtomoſen zuſammenfließen. Daher kommt es, daſs das Queckſilber, welches man in ein Röhrchen eines Nerven füllt, bald auch in die andern übergeht. Daſs dieſe Röhrchen nicht vom Zellgewebe, ſondern von der eigenthümlichen Nervenhaut gebildet werden, kann man an getrockneten Nerven, deren Röhrchen mit Queckſilber oder Luft gefüllt worden, und vorzüglich an dem auf dieſe Weiſe präparirten Sehenerven deutlich wahrnehmen. Die verſchiedene Härte und Weichheit der Nerven, z. B. der Geruchs-, Gehör-, Geſichts- und Herznerven hängt zum Theil von dem Grade der Dichtheit dieſer Nervenhaut, auch von der Zahl und der Engheit der Röhrchen und von ihrer feſteren Zuſammenziehung um das Mark ab. Die Nerven überhaupt ſind als Kegel zu betrachten, deren Spitze gegen ihren ſogenannten Urſprung und deren Grundfläche gegen ihr Ende gerichtet iſt: dieſe Figur rührt von der Nervenhaut her, welche immer weiter wird und alſo immer mehr Mark in ſich aufnimmt, je mehr ſie ſich der Peripherie des Körpers nähert. Dieſe Nervenhaut kommt den Nerven eigenthümlich zu und gehört eben ſowohl, als das Mark ſelbſt, zu ihrer Natur. Daſs ſie nicht bloſs zufällig iſt und etwa nur ihnen zum Schutz dient, ſieht man daraus, weil auch die Nerven, welche innerhalb des Schädels und Rückgrats ſind und alſo keines weiteren Schutzes bedürfen, doch mit dieſer Haut verſehen ſind. Sie dient dem Mark zur Aufnahme, ordnet daſſelbe und giebt ihm die Form und Organiſation. Das in ihren zarten Gefäſsen enthaltene Blut trägt zur beſtändigen Veränderung in der Miſchung des Marks bey, wovon der in den Nerven vorgehende chemiſch-thieriſche Proceſs abhängt, auf welchen es bey ihren Wirkungen ankommt. Bey dieſem Proceſs ſcheint das Mark einige von ſeinen Beſtandtheilen zu verlieren, welche ihm aus dem Blute der Gefäſse der Nervenhaut wieder erſetzt werden; man kann daher die letzte in dem angezeigten Sinne als das Abſonderungsorgan des Marks anſehen. Der Verluſt und die Wiedererſetzung des Marks geht ſelbſt in einem ruhigen Nerven, mehr aber in einem in Thätigkeit gebrachten vor. Dieſe Abſonderung iſt örtlich, an jeder einzelnen Stelle des Nerven: das, was man alſo gewöhnlich Nervenkraft nennt, kommt nicht vom Gehirn, ſondern von der Nervenhaut her. Jeder einzelne Theil eines Nerven, jedes Nervenfädchen, hat ſein Leben, ſeine Ernährung und ſein Wachsthum für ſich, und iſt durch eigne Kraft reizbar und zu ſeinen Verrichtungen geſchickt. Die Nerven hängen daher nicht vom Gehirn ab, ſondern ſtehen nur mit demſelben in Verbindung, ſie können ohne Gehirn leben und ernährt werden, wie ſich ſchon aus den ohne Kopf und Rückenmark gebornen Miſsgeburten ſchlieſsen läſst. Sie haben alſo keinen beſtimmten Urſprung, von welchem ſie ihre Energie zu ſchöpfen brauchten, ſondern ſie entſpringen überall und erhalten überall ihre Energie. Es iſt kein Punkt des Marks, welcher nicht von den feinen Gefäſsen der Nervenhaut ernährt und wiedererzeugt werden ſollte. Die örtlichen Fehler dieſer Haut erzeugen örtliche Nervenkrankheiten, und durch Verbeſſerung der Chylification können ſolche Krankheiten geheilt werden. Die Spinnewebenhaut des Gehirns und Rückenmarks begleitet die Nervenfortpflanzungen nur innerhalb des Schädels und des Rückgrats; ja ſie geht ſchon dort gewiſſermaſsen in ein Zellgewebe über, und hernach iſt keine Spur von ihr an den Nerven wahrzunehmen.

Kap. II. *Von der Zellhaut.* An ihrer äuſsern Fläche iſt ſie locker, an der innern aber dicht und ſilberfarb. Wenn ſie von den Nerven losgetrennt wird, ſo ſieht man, daſs ſie gleichſam netzartig, die Nervenhaut aber faſerig erſcheint. Sie umgiebt nicht bloſs die Nervenbündel, ſondern ſie heftet auch die Stränge an einander. Sie iſt eine einfache Membran, welche aber bey den in die Muskeln gehenden Nerven dicker und ſtärker, bey den andern, welche weniger Schutz brauchen, dünner und feiner, und bey den im Schädel und Rückgrat vorkommenden Nerven beynah kaum zu bemerken iſt. Die feſte Hirnhaut begleitet die Nerven nicht auſserhalb dem Schädel, den

den einzigen Sehenerven ausgenommen: das äuſsere Blatt ſchlägt ſich gleich an den Schädel zurück; das innere geht zwar ein kleines Stück Weges mit den Nerven, verliert ſich aber ſogleich in die Zellhaut. Die Nerven des Rückenmarks werden nur bis zu ihren Knoten von der feſten Hirnhaut begleitet. Aus den feinen Arterien wird ein Duft in die kleinen Zellen der Zellhaut ausgehaucht, der ſich krankhafter Weiſe in ein Waſſer anhäufen kann; ohne Zweifel kann ſich eine ſolche Art von Waſſerſucht auch zwiſchen dieſer und der Nervenhaut erzeugen. Fett findet man allemal in der Zellhaut und zwiſchen den Nervenſträngen, auſser bey höchſt atrophiſchen Menſchen. Daſs die Nerven nicht bloſs aus Zellgewebe beſtehen, läſst ſich durch die Maceration leicht beweiſen. Die Zellhaut iſt nicht als eine eigenthümliche, ſondern nur als eine hinzukommende Membran der Nerven anzuſehen.

Kap. III. *Von den Nervenſträngen.* Man kann dieſe an den mehrſten Nerven, wenn ſie queer durchſchnitten werden, ſogleich ſehen. An jedem Nerven hat man den mittleren Theil oder den *Körper*, von den beiden *Enden* oder Fortpflanzungen zu unterſcheiden. Die Zahl der Stränge iſt in dem Körper gröſser und nimmt in den Enden ab; wenn man aber alle Enden zuſammenrechnet, ſo iſt ihr Volumen ſowohl, als die Zahl ihrer Stränge, beträchtlicher. Jeder Nerv kann an ſeinen beiden Enden beſonders gereizt werden, ſowohl am Hirn- oder *Central-Ende*, als an ſeinem *peripheriſchen* Ende: jenes Ende iſt alſo für die Hirnwirkungen reizbar, dieſes für äuſserliche Reize. Die Stränge ſind in den verſchiedenen, auch wohl in einzelnen Nerven, an Dicke einander ſehr ungleich; in dem Hüftnerven ſind ſie feiner, als in den mehrſten Armnerven. Die Stränge der Achſel- und Hüftnerven des Ochſen und Pferdes ſind feiner, als die des Menſchen. Im Körper der Nerven ſind die Stränge dicker, als an den Enden derſelben: dies iſt ſowohl bey den Gehirn- als bey den Rückenmarksnerven der Fall. Die Nervenhaut, welche ſich mehr oder weniger tief in das Mark einſenkt, bringt in den Strängen Einſchnitte und Rieſen hervor. Die Art, wie ſich die Stränge vertheilen und wieder unter ſich verbinden, giebt jedem Nerven eine eigene Bildung oder einen beſondern Typus, welchen man an corrodirten Präparaten ſogleich wahrnehmen kann, wie die beygefügten Abbildungen erweiſen. Der Sehenerv, welcher aus nebeneinander laufenden Fäden beſteht, verliert dieſe Structur, ſobald er ſich mit dem von der andern Seite verbindet. Die übrigen Nerven endigen ſich frey in die Muskeln und Organe, für die ſie beſtimmt ſind. Hr. *R.* ſagt, er habe nie eine Spur einer unmittelbaren Cohäſion der Nerven mit den Muskelfaſern wahrgenommen, doch glaubt er ſelbſt, hierüber noch weitere Unterſuchungen anſtellen zu müſſen.

Kap. IV. *Von den Nervenfaſern.* Hierunter ſind die kleinern von der Nervenhaut gebildeten und mit Mark ausgefüllten Röhrchen zu verſtehen, welche in den verſchiedenen Nerven von verſchiedener Dicke ſind, und zwar im Ganzen parallel neben einander laufen, unter ſich aber doch auch Geflechte und Netze bilden, und ſich daher wie die Nervenſtränge verhalten. Dieſes läſst ſich durch das Einweichen der Nerven in Kochſalzſäure deutlich darſtellen und gelingt am leichteſten beym Sehenerven.

Kap. V. *Von den Gefäſsen der Nerven.* Wenig Theile des Körpers ſind ſo gefäſsreich, als die Nerven. Die gröſsern Bündel haben immer gröſsere Gefäſse neben ſich liegen, welche ſich mit jenen auf einerley Art vertheilen; dieſes ſcheint aber nicht der Arterien, ſondern der Nerven wegen, ſo zu ſeyn. Die kleinen Arterienäſte dringen in die Nervenhaut und verſorgen dieſe nicht allein, ſondern ihre zärteſten Zweige durchboren dieſelbe auch an unzähligen Stellen und gelangen bis in das Mark, gerade ſo wie dieſes mit den Gefäſsen der dünnen Hirnhaut geſchieht. Die röthliche Farbe einiger Nerven ſcheint von den durch das dünne Zellgewebe durchſchimmernden Gefäſsen herzurühren. Die Nerven, welche in Muskeln übergehen, ſchneiden oder kreutzen ſich mit ihren Faſern, verbreiten ſich hernach gleichſam ſtrahligt und verſchwinden endlich nach ihren kleinſten Vertheilungen; allenthalben aber werden ſie von Arterien begleitet. Die Venen der Nerven laſſen ſich nicht ſo leicht, als die Arterien, dem Auge ſichtbar darſtellen; ihre Gegenwart läſst ſich indeſſen eben ſo wenig, als die der Saugadern, bezweifeln. — Die Nervenenden erleiden, wenn ſie wirken oder empfinden, eine Anſchwellung (*turgor*) und eine Art von Spannung, wodurch ihre Reizbarkeit erhöhet wird. Dieſes ſcheint hauptſächlich von einem gröſsern Zufluſs von Blut herzurühren, und daher kommt es auch, daſs entzündete Theile ein lebhafteres Gefühl haben. Die Menge des Bluts iſt zu dem chemiſch-thieriſchen Proceſs, vermittelſt deſſen die Nervenwirkungen hervorgebracht werden, nothwendig. Die in mehreren Nervenkrankheiten vorkommende Entzündung und Congeſtion nach den Nerven iſt nicht die Urſache, ſondern ein Symptom dieſer Krankheiten; doch kann die protopathiſche Entzündung auch Störungen in den Verrichtungen des Nervenſyſtems hervorbringen.

Kap. VI. *Von der Art der Nervenwirkungen.* Daſs die Nerven durch Erſchütterung oder auch durch einen ſogenannten Nervenſaft wirken, hält der Vf. aus mehreren von ihm angeführten Gründen nicht für wahrſcheinlich. Nach ſeiner Meynung (welche ſchon aus verſchiedenen ſeiner frühern Schriften bekannt iſt), geht, wenn die Nerven wirken, eine Veränderung in der Miſchung des Marks, oder ein chemiſch-thieriſcher Proceſs in dem Mark vor; dazu iſt der oben erwähnte Zufluſs von Blut nothwendig, um dasjenige ſogleich zu erſetzen, was bey jenem Proceſs decomponirt wird oder verloren geht. Es giebt auch örtliche Nervenwirkungen, welche ſich weder bis zu dem Gehirn noch zu den peripheriſchen Endungen erſtrecken, deren ſich die Seele daher auch nicht bewuſst wird. Bey den Wirkungen derjenigen Nerven, welche die Muskelbewegung hervorbringen, iſt es

es zweifelhaft, ob die Gefäſse und Nerven beſonders jenen chemiſch - thieriſchen Proceſs hervorbringen, oder ob eine Veränderung durch die Nerven im Blut und durch dieſes in den Nerven zugleich vorgeht. Daſs die Nervenhaut einer wirklichen Zuſammenziehung fähig ſey, iſt ſehr wahrſcheinlich. Der Schauder und die Empſindung von Zuſammenpreſſen, welche man beym Schrecken und bey der Traurigkeit bemerkt, läſst ſich daraus erklären.

Kap. VII. *Vom Zweck des Nervenſyſtems.* Der Zweck und Nutzen der Nerven iſt noch nicht hinlänglich bekannt. Auſserdem, daſs ſie zur Empſindung und Muskelbewegung nothwendig ſind, ſo dienen ſie auch zur Ernährung, zur Erzeugung der Wärme, zur Leitung der Lebenskraft und überhaupt zur Entſtehung der dem thieriſchen Leben nothwendigen chemiſch - thieriſchen Proceſſe.

Kap. VIII. *Vom reizbaren Wirkungskreiſe der Nerven.* Die Wirkung der Nerven erſtreckt ſich weiter, als ihre Enden reichen. Die Nerven vertheilen ſich, wegen ihrer complicirtern und Röhrenförmigen Structur, nicht in ſo feine Faſern, als die Muskeln, und doch zieht ſich der Muskel in ſeinen kleinſten Faſern zuſammen, wenn ſein Nerv gereizt wird. Jedes Pünktchen der Haut iſt empſindlich, ohne gerade deshalb Nervenſubſtanz zu erhalten. Der Wirkungskreis ſcheint ſich auch in manchen Krankheiten zu erweitern, ſo, daſs daher Theile empſindlich werden, die es vorher nicht waren. Die Gefäſse ſtehen mit den Muskelfaſern nicht in unmittelbarer Verbindung, ſondern gieſsen die auf die Muskelfaſern wirkende Materie in das Zellgewebe, welches gleichſam als ein Behältniſs dieſer Materie anzuſehen iſt.

Auf den drey beygefügten Kupfern werden vielerley Nerven - Präparate, welche theils durch Corroſion, Maceration und Aufblaſen ihrer Haut, theils durch Injection der feinern Blutgefäſse, bereitet werden und das oben angeführte erläutern, vorgeſtellt. Die Kupfer ſind mit äuſserſter Sauberkeit und mit einer Genauigkeit ausgeführt, welche der Wichtigkeit dieſes mit hoher typographiſcher Schönheit vollendeten Werks gemäſs iſt, bey welchem überhaupt kein Wunſch übrig bleibt, als der, daſs es dem vortrefflichen Vf. gefällig ſeyn möge, bald die Fortſetzung deſſelben auf eine gleiche Weiſe zu liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Wien, b. Doll: *Predigten über den Inhalt der ſonntäglichen Evangelien des ganzen Kirchenjahres.* Geſammelt von dem Herausgeber der Predigten auf die hohen Feſte des Herrn, Mariens und der Heiligen. Erſter Band. 322 S. Zweyter Band. 374 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieſe Predigten machen einen Theil der Religionsvorträge aus, die in des Herausgebers allgemeines Magazin für Prediger, Seelſorger und Katecheten aufgenommen zu werden beſtimmt waren. Im 7ten Bande dieſes Magazins war eine beſondre Herausgabe dieſer, bereits geſammelten, Predigten verſprochen, die in 4 Jahrgänge eingetheilt werden ſollen, und wovon hier der erſte in 2 Bänden erſcheint. Die gegenwärtigen Predigten ſind nicht alle Original, doch, nach der Verſicherung des Herausgebers mehr als die Hälfte. Die übrigen ſind aus andern Predigtſammlungen genommen.

Wer den Herausgeber aus ſeinen frühern Arbeiten als einen aufgeklärten und denkenden Mann kennt, der wird auch hier nichts anders als etwas Gutes, zumal in Rückſicht auf das Publicum deſſelben, erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Utopien (Baureuth): Carl Langlois. Sonderbare Begebenheiten dieſes Helden im Jeſuiten(-) und Exjeſuiten(-) oder Sprachmeiſtershabit.* Ein Beytrag zur Aufklärung und Charakteriſtik des achtzehnten Jahrhunderts. 5796. 126 S. u. X S. Vorerinnerung des Herausgebers. 8. (10 gr.) Wenn dieſes unbedeutenden Produktes hier gedacht wird, ſo geſchieht es bloſs in der Abſicht, um vor der Täuſchung, welche der vielverſprechende Titel leicht veranlaſſen könnte, zu warnen. Es iſt weiter nichts, als eine gröſstentheils langweilige Erzählung von Neckereyen, Zänkereyen, unanſtändigen Auftritten zwiſchen einem ungeſitteten Lehrer und ungeſitteten Schülern, den Gymnaſiaſten zu Bayreuth. Auf welcher von beiden Seiten alle oder mehr Schuld ſeyn möge, kann nur der beurtheilen, der mit allen dieſen Perſonalitäten und Localitäten genau bekannt iſt. Jeder andere Leſer — der ſich etwa zum Leſen dieſer Schrift verirren ſollte — wird und muſs um ſo miſstrauiſcher dabey werden, da der Ton durchgehends im höchſten Grade leidenſchaftlich, heftig und bitter iſt. Es läſst ſich überhaupt noch zweifeln, ob die ganze Sache wichtig genug war, um vor das Publicum gebracht zu werden. War es dabey auf die Beſſerung des Helden dieſes Poſſenſpiels, der darin nur als lächerlich oder verächtlich dargeſtellt und doch auf dem Titel mit Marat und Cuſtine verglichen wird, wirklich abgeſehen, ſo läſst ſich wohl an der Wirkſamkeit dieſes Mittels um ſo mehr zweifeln, da es dem für unheilbar erklärten Kranken durch die Hand eines ſchmähenden Feindes gereicht wird. Sollten die übrigen Lehrer erfahren, wie es in ihrer Schule zugehe, um Aenderungen treffen zu können (Vorerinn. S. IX.), ſo ſetzt dieſes auf Seite der Letztern eine Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit voraus, wovon ſich gerade das Gegentheil in dieſer Flugſchrift ſelbſt an mehr als einer Stelle findet. Keine von dieſen beiden angeblichen Abſichten konnte daher den Herausgeber berechtigen, dieſe vertrauten Briefe ſeines verſtorbenen Freundes, der ſie noch überdies in den letzten Monaten ſeines Lebens ſchrieb, wo ihn ſchon Krankheiten und Schmerzen des Körpers heftig peinigten (Vorerinn. S. X.) öffentlich bekannt zu machen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. April 1797.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Vom Entſtehen und dem Untergange der Polniſchen Conſtitution vom 3ten May.* 1791 — 1793. I Th. VI. und 294 S. II Th. 330 S. gr. 8.

2) Ohne Druckort; *Verſuch einer Geſchichte der letzten polniſchen Revolution vom Jahr 1794. Mit den dabey erſchienenen Regierungs-Schriften belegt. Ein Nebenſtück zu der Schrift: Ueber das Entſtehen und den Untergang der polniſchen Conſtitution vom 3ten May.* 1791 — 1796. 283 S. incl. XIV S. Vorr. 8.

3) Warschau: *Unterſuchung über die Rechtmäſsigkeit der Theilung Polens.* Zweyte, ganz umgearbeitete und verbeſſerte Auflage. 1795. 111 S. incl. der beiden Vorr.

Wenn ſchon der ungleich gröſsere, und uns näher liegende Wirkungskreis der franzöſiſchen Revolution, nebſt ihren ſo mannichfaltigen und unerwarteten Auftritten, die gleichzeitige polniſche in Schatten geſtellt, und die Augen von ganz Europa davon abgezogen zu haben ſcheint; wenn daher auch die Schriften, welche die Erſtere hervorgebracht oder veranlaſst hat, für uns bey weitem das gröſsere Intereſſe haben: ſo verdient doch die (No. 1.) vor uns liegende *Geſchichte der Letztern* (welche 1793. zu Metz in polniſcher Sprache herausgekommen, und ſo fort ins Deutſche überſetzt worden ſeyn ſoll,) unter den zahlloſen literariſchen Producten dieſer Art eine der erſten Stellen; und die reifſte Beherzigung. Sie iſt gleichſam das letzte Wehklagen des ſterbenden Polens, ein bedenkliches *Memento mori* für diejenigen Staaten, die ſich in ähnlicher Lage befinden. Die unterliegende Parthey des Verfaſſungs-Reichstags, wozu ſich auch der ungenannte Vf. bekennt, appellirt hier gleichſam an den Richterſtuhl des Europäiſchen Publicums, um wenigſtens deſſen Achtung und Mitleid mit ins Grab zu nehmen. Es iſt billig, auch dieſen, wenn gleich jetzt der Vernichtung überlieferten, Theil zu hören, und beſſer wird es nicht geſchehen können, als bey dieſer Schrift, da die warme, oft ſchmerzhafte Theilnahme des Vfs. ſowohl, als ſeine genaue und tiefdringende Kenntniſs der Begebenheiten einen Geſchichtſchreiber verräth, der an den Auftritten, welche er beſchreibt, ſelbſt einen nicht unbedeutenden perſönlichen Antheil genommen haben muſs. In dieſer Rückſicht wird man ihm denn auch manche gar zu leidenſchaftliche Aeuſserungen verzeihen, die er gewiſs bey kälterem Blute ſelbſt zurück nehmen würde, weil ſie in der That nicht fähig ſind, die Ueberzeugung, die er hervorbringen wollte, zu bewirken.

Der I Theil handelt: *Vom Entſtehen der polniſchen Conſtitution vom 3 May 1791.* und der Vf. beweiſet zu erſt (Cap. 1.) *das Recht und die Befugniſs der Nation, eine neue Conſtitution zu gründen.* Ruſsland brauchte die 1771. von ihm übernommne Garantie der alten Verfaſſung zum Vorwand ſeines Angriffs auf Polen; aber dieſe Garantie, ſo wie die Verfaſſung ſelbſt, war mit gewaffneter Hand den Polen aufgedrungen, von keinem Reichstage genehmigt, und von Ruſsland ſelbſt verletzt worden (S. 5. ff.). Auch der Berliner Hof hatte in der Note vom 19 Nov. 1788. erklärt, „daſs keine vorhergegangne Particular-Garantie die Verbeſſerung der Regierungsform hindern „könne, zumal, wenn ſich wirklich, wie hier offenbar der Fall war, Fehler darin fänden; ja, eine „ſolche Garantie ſey auch den frühern Verabredungen „der Mächte zuwider." — Der Vf. ſchildert nun mit lebhaften Zügen die damalige Lage Polens, und geht dann (Cap. 2.) zu einer Erzählung der erſten Schritte über, die man zur Verbeſſerung der (S. 23—28. mit Sachkunde und Nachdruck geſchilderten) Mängel der Conſtitution wagte. Die Umſtände ſchienen die günſtigſten zu ſeyn: Preuſsens und Englands Eiferſucht über die Vergröſserungs-Plane der beiden Kaiſerhöfe, und der zwiſchen den letztern und der Pforte ausgebrochne Krieg machten den Patrioten Muth, auf die Rettung des Vaterlandes zu denken; der Berliner Hof wirkte durch Ermunterungen und Freundſchafts-Verſicherungen thätig mit, und am 6ten October 1788. wurde der Conſtitutions-Reichstag eröffnet. Ruſsland gab ſich unterdeſſen groſse Mühe, die Polen mit in den Türkenkrieg zu verwickeln, und hoffte ſeinen Zweck unfehlbar durch eine Conföderation zu erreichen; dieſe kam auch zu Stande, aber ohne die Erwartungen der Kaiſerin zu erfüllen. Im Gegentheil widerſetzte ſich der Reichstags Marſchall Malachowski, von dem Preuſsiſchen Geſandten unterſtützt, muthig ihren Abſichten; und Friedrich Wilhelm erklärte ſich öffentlich dagegen.

Der Reichstag ſchloſs ſich nun immer näher an den Berliner Hof an, dem er, mit Zuziehung des Engliſchen Geſandten, alle ſeine Verhandlungen mittheilte. Letzterer beſtätigte die Nachricht von dem Entwurf eines groſsen Bündniſſes zwiſchen der Pforte, Preuſsen, England, Polen, Schweden, Holland, und einigen Deutſchen Fürſten gegen die Plane der beiden Kaiſerhöfe. In einem Briefe vom 6 December

Digitized by Google

1789. äuſserte der König von Preuſsen ſeine Neigung, mit Polen ein Vertheidigungs-Bündniſs zu ſchlieſsen, wobey er unter andern ſagte: „Sollte es „indeſſen zu der Allianz mit Polen nicht kommen, ſo „kann doch die Republik darauf rechnen, daſs ich ſie „nicht verlaſſen werde. Sie kann ſich auf meinen „Charakter, auf meine Denkensart, und endlich auch „darauf verlaſſen, daſs ich weiſs, worin mein eigent„liches und wahres Intereſſe beſtehe." Aus dem Vertheidigungs-Bündniſs, welches am 29 März 1790. geſchloſſen wurde, führt der Vf. (Cap. 3.) beſonders den 6ten Artikel an, wo von preuſsiſcher Seite der Fall, wenn irgend eine auswärtige Macht ſich in die innern Angelegenheiten Polens miſchen wollte, als in dem Bündniſs begriffen, erkannt und der Republik Unterſtützung verſprochen wird; er geſteht aber auch die Uebereilung des Reichstags ein, der, von der Ruſſiſchen Parthey verleitet, bey den Unterhandlungen zu Reichenbach den Plan des Preuſsiſchen Hofes, Danzig und Thorn für ſich zu nehmen, die Republik dafür durch die Rückgabe eines Theils von Gallizien zu entſchädigen und dem Kaiſer dagegen einen Theil ſeiner Eroberungen im Türkiſchen Gebiet zu verſichern, vereitelte. Dadurch wurde nun auch der auf dieſen Entwurf gegründete Handelstractat rückgängig, und der erſte Grund zur Kälte des Königs von Preuſsen gegen die Republik gelegt. Das Petersburger Cabinet benutzte dieſen politiſchen Fehltritt ſehr geſchickt, um durch Dännemarks Unterhandlung England und Preuſsen ſeinem Intereſſe wieder zu nahern (S. 65.)

Unter dieſen miſslichen Umſtänden ſuchte der Reichstag die neue Conſtitution, deren Entwurf ſchon durch den Druck bekannt gemacht, und von der Nation mit Beyfall aufgenommen worden war, möglichſt zu beſchleunigen, und die dazu niedergeſetzte Deputation übergab (3 May 1791.) den *Beſchluſs über die Regierungsform*, welcher ſogleich dem Berliner Hofe mitgetheilt wurde. Der König von Preuſsen erklärte ſich damals in einem am 17 May bekannt gemachten Briefe ſehr günſtig darüber, und billigte vorzüglich die getroffne Wahl (des Kurhauſes Sachſen). Die Franzöſiſchen Unruhen brachten aber gerade zu dieſer Zeit in der politiſchen Lage von ganz Europa jene ſeltſame Verwicklung hervor, aus welcher Ruſsland allein die wichtigſten Vortheile ſchöpfte. Es unterſtützte die für die Macht des Königs von Frankreich bewaffneten Prinzen mit Geſchenken, die polniſchen Magnaten aber wider den König mit Armeen, ſchloſs nach eignem Gefallen Frieden mit der Pforte; und Preuſsen, das in den Bund gegen Frankreich verwickelt war, überlieſs die Polen ihrem Schickſal. Als man dem Preuſsiſchen Geſandten Luccheſini, der ſchon ſeit langer Zeit allen ſchriftlichen Erklärungen ausgewichen war, den am 19 April 1792. auf Ruſslands Drohungen gefaſsten Entſchluſs zur Vertheidigung mittheilte, erfolgte darauf am 4 May die unerwartete Antwort, „daſs S. M. der K. v. Preuſsen von „den Anordnungen, womit ſich der Reichstag beſchäftige, keine Notiz nehmen könne."

Im 4ten Capitel geht der Vf. zurück, um die Hinderniſſe zu ſchildern, welche die Anhänger Ruſslands den Arbeiten des Reichstags in den Weg legten. Wir lernen hier die *Stakelbergiſche* und die *Potemkinſche* Parthey kennen, die lange Zeit einander entgegen arbeiteten, und deren Uneinigkeit, wenn man ſie geſchickt zu benutzen gewuſst hätte, vielleicht ſehr viel zur Befreyung Polens beygetragen haben würde. Zu der erſten gehörten auſser dem Könige und ſeinem Bruder, dem Primas, noch alle diejenigen, welche von Petersburg Penſionen zogen, vielleicht ſelbſt Felix Potocki, ſo ſehr er auch öffentlich Patriot ſchien; an der Spitze der andern ſtand der Feldherr Branicki, der Potemkins Nichte zur Gemahlin hatte. Dieſe Faction wollte ſich der Kaiſerin unentbehrlich machen, ſie vereitelte daher oft die Maaſsregeln des Geſandten, und wurde, weil ſie nur indirecte Mittel wählte, lange für republikaniſch gehalten.

Im 5ten Cap. wird die Conſtitution gegen einige ihr gemachte Vorwürfe vertheidigt, und eine ausführliche Geſchichte der darüber im Reichstage entſtandnen Debatten gegeben (S. 149. ff.). Den gröſsten Widerſtand fand der Artikel wegen des Thronfolgers; der Reichstag entſchloſs ſich endlich, dieſe Frage bey Lebzeiten des jetzigen Königs durch die Nation ſelbſt entſcheiden zu laſſen, und einmüthig erklärten ſich die Landtage für das Kurhaus Sachſen, und zeigten das gröſste Vertrauen zu dem Reichstage. Auch die Geſinnungen des Königs hatten ſich demſelben ſeit dem Schluſs des Bündniſſes mit Preuſsen genähert, der Wunſch der Nation war laut ausgeſprochen, und die Zeitumſtände, beſonders das Gerücht von einer neuen, unter den Nachbarn verabredeten, Theilung Polens geboten Eil. Durch den Kanzler Malachowski wurde der Entſchluſs der Patrioten, die neue Conſtitution am 5 May in voller Verſammlung des Reichstags zu übergeben, verrathen, und ſchon machte die Gegenparthey Anſtalten, ihre Anhänger zu verſammeln. Um den befürchteten gewaltſamen Auftritten zu entgehen, geſchah die Publication zwey Tage früher, am 3 May 1791. Alle dieſe Scenen ſind (Cap. 6.) ſehr lebhaft dargeſtellt, beſonders zeichnet ſich das ſchöne Gemählde (S. 193.) aus, wo der König die neue Conſtitution beſchwört, und darauf mit den zahlreichen Reichstags-Gliedern und dem anweſenden Volk in die Kirche eilt, um dort die Biſchöfe, den Senat und die Landboten ebenfalls ſchwören zu laſſen: „Hierauf, heiſst es, ertönte jener heilige „Lobgeſang, der ſelten einmal für die Wohlfart von „Millionen Menſchen angeſtimmt wird."

Das 7te Cap. giebt eine rührende Schilderung der kurzen, glücklichen Periode, welche dieſer feierliche Tag hervorbrachte. Gegenſeitiges Zutrauen der Nation und ihrer Häupter, groſsmüthige Aufopferungen für das Wohl des Ganzen, Eintracht und brüderliche Annäherung der verſchiednen Stände, eine verbeſſerte Gerechtigkeitspflege, immer weiter verbreitete religiöſe Duldung, ſelbſt wiederkehrende Induſtrie und zunehmende Bevölkerung durch fremde Anſiedler.

ſiedler, und allgemeine Achtung im Auslande waren die unmittelbaren Folgen der neuen Conſtitution. Die öffentlichen Lobſprüche, welche ihr die ſonſt ſo verſchieden denkenden Staatsmänner, Burke, Sieyes, Fox, Makintosh, Herzberg u. a. beylegten, ſind hier (S. 249. ff.) angeführt.

Im letzten Capitel, welches die Ueberſchrift führt: *Kann man die Beſchlüſſe des Conſtitutions-Reichstags der Einführung des Deſpotismus, oder der Demokratie beſchuldigen?* bemüht ſich der Vf. durch Beyſpiele aus der Geſchichte und durch gründliches Raiſonnement die Rechtmäſsigkeit und inhre Vortreflichkeit der neuen Conſtitution zu zeigen, und geht dann, indem er über die Art, wie ſie ohne Blutvergieſsen und ohne Raub des Eigenthums eingeführt wurde, ſich weitläuftig herausläſst, zum Lobe ſeiner Nation über, welche ſich „einer glücklichern Verfaſſung und einer „gröſsern Selbſtſtändigkeit vollkommen würdig be„wies, und hoffen lieſs, daſs ſie ſich unter dem Schu„tze derſelben bald auf eine höhere Stufe der Cultur „und bürgerlichen Glückſeligkeit, des letzten Ziels „aller Staaten, empor arbeiten würde." — Wie bald, und auf welche Weiſe dieſe ſchönen Hoffnungen vereitelt wurden, zeigt der

II Theil, *vom Untergange der Conſtitution vom 3 May 1791.* Mit dem Ausdruck der tiefſten Wehmuth beginnt der Vf. dieſe zweyte Hälfte ſeines Buchs, indem er die Intriguen entwickelt, durch welche das Unglück ſeines Vaterlandes vollendet wurde. Schon längſt hatten die Gegner der Conſtitution, mehr oder weniger öffentlich, im Auslande unterhandelt; Rzewuski, der ehmals lange in Ruſſiſcher Gefangenſchaft geweſen war, kam, nach vielen vergeblichen Bemühungen an den Höfen zu Dresden und Berlin, endlich zu Wien mit Felix Potocki, dem ſelbſt nach der Krone gelüſtete, zuſammen. Sie fiengen von hier aus einen Federkrieg gegen den Reichstag an, bey welcher Gelegenheit (S. 8.) der Vf. die Grundſätze des Reichstags über Preſsfreyheit mittheilt: „Er hielt es für eine hei„lige Pflicht, in Regierungs-Sachen jedem Bürger „die freye, öffentliche Aeuſserung ſeiner Meynungen „zu verſtatten; er täuſchte ſich nicht in ſeiner Ueber„zeugung: Vernunſt und Wahrheit ſeyen ſtärker als „die Aufwieglungen der Verleumdung, als die Drehe„reyen verſchrobner Köpfe; durch jedes Verbot von „der Art werde folglich nicht bloſs die Freyheit be„ſchränkt, ſondern auch die gute Sache beeinträch„tigt. — Eine Regierung, die dem boshaften Ge„ſchwätze ununterbrochen gute Thaten entgegen ſtellt, „fürchtet keine Nachrede; wird dieſe unterſagt, ſo „nimmt ſie oft die Geſtalt unterdrückter Wahrheit an, „und gewinnt im Dunkeln und Verborgnen an Wich„tigkeit." Als auch der Wiener Hof den beiden Misvergnügten kein Gehör gab, traten ſie mit zwey geheimen Ruſſiſchen Agenten zuſammen (S. 11.) bis ſie, kurz nach dem mit der Pforte geſchloſsnen Frieden, die Erlaubniſs erhielten, nach Ruſsland zu kommen. Hier brachten ſie nebſt Branicki ihre Klagen gegen den Reichstag vor, und am 14 May 1792. erſchien die berüchtigte, von Targowitſch datirte, aber wahrſcheinlich in Petersburg, (wenn anders die Unterzeichneten nicht einen Weg von 300 Meilen in vier Tagen zurückgelegt haben ſollten,) verfaſste, und von nicht mehr als zwölf Misvergnügten unterſchriebene Bundesacte.

Nun folgten die Begebenheiten Schlag auf Schlag. Schon drangen, am 19 May, Ruſſiſche Heere in Polen ein, als der Geſandte die Declaration des Petersburger Hofes, vom 18 May, (welche der Vf. Cap. 2. zergliedert und widerlegt) — nicht dem Reichstage mittheilte — ſondern in Warſchau ausſtreuen lieſs.

Die Vertheidigung des Landes war ſchon längſt das Augenmerk des Reichstags geweſen; man hatte ungeachtet mancher Hinderniſſe und Kabalen die vorgefundne Truppenmaſſe von 14000 Mann bis auf beynahe 65000 vermehrt, und zu Beſtreitung der Koſten war mit den Königsgütern oder Staroſteyen, (deren Beſchaffenheit Th. I. S. 235. ausführlich beſchrieben iſt) eine zweckmäſsigere Einrichtung getroffen, der Schatz von Polen und Litthauen vereinigt, die Verwaltung deſſelben nebſt der Staatsökonomie verbeſſert, und eine Deputation zu Berechnung des zehnten Groſchens niedergeſetzt worden, wodurch ſich eine Erhöhung der Einkünfte von 20 Millionen polniſcher Gulden (11 ½ Millionen Thaler) hoffen lieſs. Aber die Freunde der Misvergnügten, die unterdeſſen in Warſchau die Conſtitution zum Schein beſchworen, und ſich, durch allzu groſse Nachſicht des Königs, in den Staatsrath und die Kriegscommiſſion eingedrängt hatten, wuſsten durch zu ſpäte oder verkehrte Ausführung die beſten Verfügungen des Reichstags fruchtlos zu machen, die Kräfte der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt zu lähmen und die nützlichſten Anſtalten zur Vertheidigung zu hindern. Durch ihre Liſt hintergangen hatte man aus Gründen, welche durch das Vertrauen auf das Vertheidigungs-Bündniſs mit Preuſsen nicht hinlänglich entſchuldigt werden können, verſäumt, die Muſterungen zum allgemeinen Aufgebote und die Errichtung der Stadtmilizen zu beſchleunigen. (In der Note S. 86. iſt hier die Zahl der von Preuſsen verſprochnen Hülfstruppen nicht richtig angegeben; es muſs heiſsen: 14000 Mann Infanterie, und 4000 Mann Cavallerie.)

Jetzt erſt ergriff man thätige Maaſsregeln, und verſprach zugleich, allen durch den Feind verurſachten Schaden durch brüderliche Zuſammenſchüſſe von der Nation zu erſetzen. Der König verſicherte feyerlich, daſs er zum Schutz der Conſtitution und des Volks ſich an die Spitze des Heers ſtellen, und keine Gefahr ſcheuen wolle; rieth aber doch zugleich, friedliche Vermittlung zu ſuchen. Der Reichstag übertrug ihm den Oberbefehl, unterwarf ihm die Kriegscommiſſion und machte am 29 May 1792. durch eine öffentliche Erklärung bekannt, daſs die Republik ſich im Wehrſtande gegen die Ruſſiſche Herrſchaft und Armee befinde.

Der Vf. unterſucht nun (Cap. 4.) umſtändlich die Art, wie die Beſchlüſſe des Reichstags zur Vertheidigung des Vaterlandes vollſtreckt wurden, und beſonders das Verfahren des Königs. Gegen dieſen iſt

er

er ſehr aufgebracht, und wenn alles ſich ſo verhält, wie er es (S. 129 — 140.) darſtellt; ſo möchte Stanislaus wohl ſchwer zu entſchuldigen ſeyn. Während die Misvergnügten, welche ſich in die Kriegs- und Schatz - Commiſſionen eingeſchlichen hatten, alle Maaſsregeln des Reichstags zu vereiteln ſuchten, verzögerte der König, dem man hinlängliche Summen zur Vertheidigung des Staats ausgezahlt und verſichert hatte, unter leeren Verſprechungen ſeine Abreiſe zur Armee, lieſs ungeachtet des Treffens, welches Koſciuſzko am 17 Julius bey Dubienka lieferte, den Enthuſiasmus der Nation unbenutzt, und unterzeichnete am 23 Julius die Targowitzſcher Bundesacte.

Der Reichstags - Marſchall Malachowski muſste nun nebſt den übrigen Freunden der Conſtitution vor der Rache ſeiner Gegner fliehen, der Targowitzſcher Bund verbreitete ſich überall, maaſste ſich aller Gewalten an, beraubte die Nation aller Macht, und Ruſſiſche Heere zwangen die Bürger, welche noch vor kurzem ihren Abſcheu gegen die Targowitzſcher Acte ſo laut an den Tag gelegt hatten, durch die härteſten Bedrückungen zur Unterwerfung. (Cap. 5. S. 147. ff.)

Das veränderte Kriegsglück in Frankreich gab den noch nicht entwickelten Planen der Cabinetter immer mehr die Richtung, welche der Petersburger Hof wünſchen muſste; bald blieb es kein Geheimniſs mehr, daſs Preuſsen die Beſitznehmung von Groſs - Polen zur nothwendigen Bedingung der Fortſetzung des Kriegs machte, und der Verluſt der Niederlande nöthigte den Wiener Hof zur Beyſtimmung. Nun erfolgte die bekannte preuſsiſche Erklärung vom 16 Januar 1793., und die Gegenvorſtellungen des Targowitzſcher Bundes wurden von dem Ruſſiſchen Geſandten durch das Dilemma abgefertigt: „die „Kaiſerin iſt entweder für den König von Preuſsen, „oder nicht. Im erſten Fall iſt eure Widerſetzlich„keit vergebens, im andern unnöthig; denn Euch „muſs an dem mächtigen Schutze Catharinens genü„gen." Am 9 April wurden endlich auch die gleichlautenden Declarationen der gegen Polen vereinigten Höfe von Petersburg und Berlin bekannt gemacht.

Aus jener Antwort lieſs ſich vorher ſehen, wie wenig die Häupter des Targowitzſcher Bundes im Stande ſeyn würden, ihr Vaterland gegen die immer zunehmenden Gewaltthätigkeiten der Ruſſiſchen Kriegsheere zu ſchützen. Alle Vorſtellungen wurden mit verächtlichem Stillſchweigen beantwortet, ſo himmelſchreyend auch die Behandlungen waren, welche das Volk nicht nur von den gemeinen Soldaten, ſondern auch von den Officieren und höheren Befehlshabern erdulden muſste. Raub und Plünderung waren die allgemeine Looſung; mit beyſpielloſer Grauſamkeit wurden Einzelne gemiſshandelt, und man ſchien abſichtlich die ganze Nation durch die ſchimpflichſte Begegnung herabſetzen zu wollen. (S. Cap. 7. S. 230. 233. 251. 259. ff. desgl. Cap. 5. S. 147.)

Die Geſchichte des auf Verlangen des Ruſſiſchen Geſandten zu Grodno gehaltnen Reichstags iſt im 8ten Capitel erzählt. Dieſer war durchaus ein Geſchöpf der Willkür. Es muſste gleich Anfangs ein Ausſchuſs, zur Unterhandlung über die von Ruſsland und Preuſsen bereits weggenommnen Provinzen, ernannt werden, und nicht ſelten lieſs der Ruſſiſche Geſandte, Sievers, die Landboten durch Koſacken aus der Verſammlung ins Gefängniſs ſchleppen, und erklärte, (S. 300.) „daſs Widerſpenſtigkeit gegen das Verlangen „der Kaiſerin, Sequeſtration des Privat - und Staats„Eigenthums, perſönliche Mishandlungen, und Exe„cution gegen die ganze Nation nach ſich ziehen wer„de." Am 14 October 1793. kam endlich zwiſchen Ruſsland und dem kleinen Ueberreſt von Polen ein Allianz - oder vielmehr ein Unterwerfungs - Tractat zu Stande, wodurch Polen als ſelbſtſtändiger Staat aus der Europäiſchen Staatenliſte ausgelöſcht wurde.

Der Vf. giebt nun eine gedrungne Ueberſicht der durch dieſe Theilung von Polen abgeriſsnen Provinzen und äuſsert ſich ſehr freymüthig über die *ihm* wahrſcheinlichen Folgen derſelben. Am Schluſs läſst er noch einige Hoffnungen für Polen blicken, die aber durch die neueſten Vorfälle nun auch *ſchon* vernichtet ſind. — Ein chronologiſches Regiſter über die wichtigſten in dieſem Werke enthaltnen Begebenheiten iſt dem zweyten Bande beygefügt.

Bey dem Mangel an guten hiſtoriſchen Nachrichten aus Polen hat Rec. geglaubt, ein Buch, das in mehr als einer Rückſicht auch für die Nachwelt wichtig bleiben wird, und deſſen Vf. eine ſo tiefeindringende Kenntniſs in die geheimen Triebfedern jener merkwürdigen Begebenheiten verräth, dem Publicum ausführlich anzeigen zu müſſen; er hat, ſo viel als möglich war, die Wendungen und Ausdrücke des Vfs. beybehalten und nie durch eignes Urtheil der Entſcheidung des Leſers vorgegriffen. Sollte der Vf., wenn er ſeinem Schmerz über das Verfahren der Nachbarn ſeines Vaterlandes in zu harten Ausdrücken Luft macht, wenn er das Gemälde von den Bedrückungen Polens, und beſonders von dem Betragen der Ruſſiſchen Kriegsheere und Staatsbeamten entwirft, oder auch zuletzt, bey der Schilderung des Grodnoer Reichstags, die Farben gar zu ſtark aufgetragen haben; ſo wäre ſehr zu wünſchen, daſs ein eben ſo unterrichteter und ſachkundiger Mann es unternähme, ihn mit Gründen zu widerlegen; denn bey der Zuverſichtlichkeit, womit er von Begebenheiten, die vor den Augen ſo vieler noch lebenden Zeugen vorgefallen ſind, und bey ſeinem kühnen Berufen auf ſchriftliche Belege, die nicht ihm allein zu Geſicht gekommen ſeyn können, reiſst er nicht ſelten den Leſer hin, auch das Unglaublichſte für möglich zu halten.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. April 1797.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Vom Entſtehen und dem Untergange der Polniſchen Conſtitution vom 3ten May. 1791 — 1793.* etc.

2) Ohne Druckort: *Verſuch einer Geſchichte der letzten polniſchen Revolution vom Jahr 1794. Mit den dabey erſchienenen Regierungs-Schriften belegt.* etc.

3) Warschau: *Unterſuchung über die Rechtmäſsigkeit der Theilung Polens.* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Von dem *Verſuch einer Geſchichte etc.* (No. 2.) erfahren wir erſt am Schluſs der Vorrede, was billig ſchon auf dem Titelblatt angezeigt ſeyn ſollte, daſs der Vf. ſeine Arbeit noch nicht für geendigt anſieht, ſondern noch einen zweyten Theil nachliefern wird. Aus dieſer Urſache iſt es uns auch noch nicht möglich, über den Plan des Ganzen zu urtheilen; eben ſo wenig läſst ſich aus dieſem erſten Theile, der eine raſche, zuſammenhängende Erzählung enthält, ein Auszug machen, und wir begnügen uns daher bloſs, einiges, das uns vorzüglich intereſſant geſchienen hat, heraus zu heben, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſich von dem, was er hier zu erwarten hat, eine Idee zu machen.

Der Vf. beginnt mit dem Reichstage zu Grodno, deſſen Verfahren uns durch wenige Anekdoten ziemlich treffend geſchildert wird. Nach einer kurzen Unterſuchung der Frage, ob eine Inſurrection in Polen, und vorzüglich die letzte, den Namen der Rebellion verdiene, geht er zur Geſchichte der Revolution ſelbſt über, welche er von den erſten Unterhandlungen der, nach Dresden und Leipzig emigrirten, Anhänger der Conſtitution vom 3 May 1791. im Jahr 1793. an, bis zu der, im May 1794. erfolgten, Organiſation des höchſten National-Raths und Aufhebung der Proviſoriſchen Regierungen in den verſchiednen, nach dem Beyſpiel der Woywodſchaft Krakau nach und nach aufgeſtandnen, Diſtricte, erzählt.

Das Betragen des Ruſſiſchen Miniſters und Feldherrn, *Igelſtröhm*, wird (S. 23. ff.) ſehr ſcharf getadelt. Durch einen rohen ſoldatiſchen Deſpotismus, der durch den beleidigendſten Hohn noch drückender wurde, beförderte er eben ſo ſehr den Ausbruch der Revolution, als es nachher ihrem Fortgang günſtig war, daſs er alle nöthige Faſſung durchaus verlohr. Er hatte ſo gänzlich alle, ſelbſt die gewöhnlichſten, Vorſichts-Maaſsregeln verſäumt, daſs in der Nacht vom 17 April 1794. ſeinen zahlreichen Truppen nicht einmal Sammelplätze im Fall eines Allarms beſtimmt waren. So geſchah es denn, daſs, bey dem nicht ganz unerwarteten Aufruhr beynahe 8000 Mann Ruſſen durch 2000 Polen, mit einem Verluſt von 4300 Mann an Todten und Gefangnen, aus Warſchau vertrieben, und in der umliegenden Gegend zerſtreut wurden. Selbſt die faſt maſchinenmäſsige Diſciplin, wozu nicht nur die gemeinen Soldaten, ſondern auch die Officiere bey den Ruſſen gewöhnt werden, gereichte ihnen hier zum Nachtheil. Beträchtliche Detaſchements blieben in ihren Quartieren aufmarſchirt ſtehen, und lieſsen die Polen in weit geringerer Anzahl bey ſich vorbey marſchiren, weil ſie keine Befehle erhalten hatten; denn alle Adjutanten, die Igelſtröhm abſchickte, wurden in den verſchiednen Straſsen aufgefangen, und die Polen gewannen Zeit, erſt des Zeughauſes, dann der Pulvermagazine, und nach und nach aller haltbaren Poſten in der Stadt ſich zu bemächtigen, und die feindlichen Haufen einen nach dem andern zu ſchlagen. Dies alles war das Werk der ſchwachen polniſchen Beſatzung, zu der ſich der Pöbel erſt am andern Tage geſellte, um, wo nicht kämpfen, doch plündern zu helfen; denn die angeſehnern Bürger blieben, voll banger Erwartung des Ausgangs, in ihren Häuſern eingeſchloſſen. Noch wäre für Igelſtröhm nichts verloren geweſen, wenn er, nach dem Rath des Königs, ſich ſo fort mit allen ſeinen Truppen aus der Stadt gezogen hätte, wo es ihm leicht geworden ſeyn würde, die Fliehenden um ſich zu verſammlen und in Verbindung mit den nahe ſtehenden Preuſsen, einen überlegten Angriff auf das von allen Seiten offne Warſchau zu thun; aber ſtatt deſſen ſchränkte er ſich auf die Vertheidigung eines Quartiers in der Stadt ein, und muſste am folgenden Tage ſich glücklich ſchätzen, mit einer Bedeckung von 300 Mann der Wuth des raſenden Pöbels zu entkommen.

Die miniſteriellen Noten, der Briefwechſel zwiſchen Igelſtröhm und dem König am Tage vor dem Ausbruch der Revolution in Warſchau, und Stanislaus Betragen gleich nach demſelben, ſeine Proclamation, ſeine Rede in der Kirche, (S. 72. ff. 178. ff.) und der Hirtenbrief ſeines Bruders, des Primas, ſind merkwürdig. — Mit Erſtaunen ſieht man (S. 30. ff.) die geringen Mittel, mit welchen eine ſo groſse Unternehmung angefangen wurde. Es fanden ſich nicht mehr als 6000 polniſche Gulden (1000 Thaler) in den Caſſen zu Krakau, und in der Folge erhielt man aus Frankreich 3 Millionen Livres; aber auf keine ſonſtige auswärtige Unterſtützung, weder an Truppen noch an Gelde, war zu rechnen. Die Häupter der Revolution verlieſsen ſich bloſs auf den Enthuſiasmus der

Google

Nation, und bey dieſer falſchen Rechnung war, ungeachtet des Anfangs ſo ſchimmernden Erfolgs; doch bald das darauf folgende Unglück vorherzuſehn. Sehr freymüthig iſt bey dieſer Gelegenheit die Schilderung des polniſchen National-Charakters entworfen. Es iſt unmöglich, ſagt der Vf. S. 275. u. f. in wenigen Wochen oder Monaten ein Volk zu einer Gröſse wieder empor zu heben, von der es ſeit einem Jahrhundert herab geſunken iſt. Das Einmiſchen der fremden Mächte in die Angelegenheiten Polens hatte ſeit Karls XII. Zeit unaufhörlich den nachtheiligſten Einfluſs auf die Nation gehabt. Ruſsland handelte ſeit Peter dem Groſsen nach einem überlegten Plan, um Polen zu ſchwächen. Der National-Geiſt der Groſsen ging in ausſchweifendem Luxus verloren, ihre Güter waren verſchuldet, und Beſtechlichkeit das einzige Mittel, ihren Aufwand zu unterhalten. Diejenigen Magnaten, welche ſich nicht erkaufen laſſen wollten, waren durch Verwüſtung ihrer Güter zu Grunde gerichtet, oder gar bey früheren Theilungen Unterthanen der benachbarten Mächte geworden, das gemeine Volk aber des Druckes gewohnt und fühllos dagegen. Der Adel allein war im Beſitz der Freyheit; aber nach ſeinen Begriffen beſtand ſie bloſs in dem Vorrecht, Geſetze zu geben, Geſetze ungeſtraft übertreten und keine Abgaben bezahlen zu dürfen. Sollten ſie dieſe Vorzüge aufgeben, ſo glaubten die kleinern Gutsbeſitzer eher Ruhe und Schutz bey einer Theilung, als eine glücklichere Exiſtenz durch die Revolution gewinnen zu können. Bey der Conſtitution vom 3 May lieſsen ſie ſich die Erweiterung der Freyheiten der Nicht-Adelichen und die Aufhebung des Wahlrechts gefallen; aber der Gehorſam unter die Geſetze und die Abgaben, die ſie ihnen auflegte, waren ihnen unerträglich. Aus einem ſonderbaren Stolz ſetzte der polniſche Edelmann in Polen ſelbſt den höchſten Werth auf gewiſſe Vorzüge, denen er unter fremder Bothmäſsigkeit ohne groſse Widerſetzung entſagte; er fand ſich weniger gekränkt, dem Zwang eines Nachbarn, als den Vorſchriften ſeiner Landsleute zu gehorchen, und machte daher den auswärtigen Mächten die Theilung ſeines Vaterlandes leichter, als er ſonſt gethan haben würde. Hätte der zahlreiche und tapfre polniſche Adel ſich gleich Anfangs in Maſſe dagegen aufgelehnt, hätten die Einzelnen ihr Vermögen nicht geſchont und die Mittel, die ſie in Händen hatten, anwenden wollen, nie wäre es ſo weit mit Polen gekommen. Aber dann hätte auch das perſönliche Intereſſe dem Wohl des Ganzen, der Egoismus der Vaterlandsliebe aufgeopfert werden müſſen, und daran war nie in Polen zu denken. Von dem *Zweck* der Revolution, von Unabhängigkeit der Republik, von Integrität der Gränzen und einer feſten Verfaſſung hörte man überall mit Begeiſterung reden; aber von den *Mitteln*, um dazu zu gelangen, wollte Niemand etwas wiſſen. Viele Gutsbeſitzer verleugneten ihre öffentlichen Grundſätze ſo ſehr, daſs ſie die übernommnen Beyſteuern von ihren Unterthanen zu erpreſſen ſuchten; Andre wuſsten unter mancherley Vorwand mit der Entrichtung derſelben zu zaudern, oder ihr gar zu entgehen, und noch Andre ſchloſſen ſich an Ruſsland an, wo doch Penſionen und andere Vortheile zu erwarten waren. Alle jedoch, ſetzt der Vf. hinzu, wagten es, ſich Patrioten zu nennen! und dieſer Ausruf führt ihn auf eine Claſſification, mit welcher wir dieſe Anzeige beſchlieſsen wollen.

Der wahren Patrioten, die bereit waren, ihren Privat-Vortheil, ihr Vermögen, und ihr Leben für das Vaterland auf zu opfern, gab es nur wenige. Auſser Koſciuſzko, Ignaz Potocki, Zakrzewski, Moſtowski und Madalinski, weiſs der Vf. keinen zu nennen; durch ihr Beyſpiel wurden Viele, beſonders junge Leute, zu einem auflodernden Enthuſiasmus hingeriſſen, der eine zeitlang zu jeder Aufopferung fähig, aber leider nicht von Dauer war. Schon gröſser war die Anzahl derer, die ihr eignes Intereſſe bey der Regeneration der Republik vor Augen hatten; dahin gehörten Kollontay, und im Allgemeinen die reichen Städtebewohner, die dadurch gleiche Rechte mit dem Adel erlangt hätten. In die dritte Claſſe ſetzt der Vf. die Gleichgültigen, die, unbekümmert, welche Parthey ſiegte, nur ihren Nutzen zu befördern ſuchten und die Furchtſamen, die vor jeder kühnen Maaſsregel zurückbebten; und zur letzten Klaſſe, welche bey weitem die ſtärkſte war, werden diejenigen gerechnet, die gezwungen zur Befreyung des Vaterlandes mitwirken muſsten. Beynahe alle öffentliche Beamten und das gemeine Volk waren darunter begriffen, und was man von ſolchen Patrioten erwarten konnte, ſo bald die Furcht nicht mehr auf ſie wirkte, laſst ſich leicht denken.

Aus dieſen kurzen Auszügen wird man am beſten den Werth eines Buches beurtheilen können, das zwar, weder in Anſehung der Anlage noch der Ausführung, ein Nebenſtück zu No. 1. heiſsen kann, aber durch eine kältere Anſicht und ruhigere Darſtellung der Begebenheiten vielleicht hier und da vor jenem den Vorzug verdienen dürfte. Bey der Schwierigkeit, umſtändliche, und ſo wenig von der Politik der ſiegenden, als von dem Unwillen der unterliegenden Parthey entſtellte, Nachrichten von jenen Vorgängen zu bekommen, wird es immer eine intereſſante Lectüre, und für den künftigen Geſchichtſchreiber ein ſchätzbares Hülfsmittel bleiben, deſſen Werth durch die Actenſtücke, welche der Vf. aus den beſten Quellen geſchöpft, getreu überſetzt und gewiſſenhaft angeführt zu haben, verſichert, noch mehr erhöht wird. Wir glauben, daſs er (Vorr. S. XIII.) nicht irrt, wenn er ſich ſchmeichelt, dem Publikum mit dieſem Werke einen Gefallen gethan zu haben; da es aber noch nicht vollendet iſt, ſo dürfen wir ihn wohl erinnern, auf den richtigern Abdruck der oft gar zu ſehr verſtümmelten polniſchen Namen künftig ein wachſames Auge zu haben.

Im Eingang von No. 3. wird die Nothwendigkeit für Polen, ſich eine neue Verfaſſung zu geben, gezeigt, und über die Conſtitution vom 3 May 1791. das billige Urtheil gefällt, daſs ſie wenigſtens zu der Hoffnung berechtigte, der polniſche Bürger werde dabey an Geiſtes-Cultur und Sittlichkeit, wo nicht

gleich Anfangs, doch gewiſs in der Folge, gewinnen und den Grund zu einem glücklichen Staate für die Nachkommenſchaft legen. Der Vf. erörtert nun die eigentliche Beſchaffenheit der von Ruſsland über Polen übernommnen Garantie, und zeigt, daſs der Fall, ſie thätig auszuüben, im J. 1791. gar nicht eingetreten war, weil weder die Majorität der Nation, noch der Konig und die geſetzmäſsige Regierung ſie aufgefodert hatten. Nach dieſen Prämiſſen unterſucht er die *Rechtmäſsigkeit der Theilung Polens* nach folgenden Anſichten: 1) *aus moraliſchen Gründen*, 2) *aus rechtlichen Gründen*, 3) *nach Grundſätzen einer geſunden Politik*, und 4) *nach den Sophismen der Hofpolitik und den Manifeſten der theilenden Höfe*.

Da er bey der erſten Unterſuchung vorausſetzt, daſs jedes moraliſche Geſetz als allgemeiner Grundſatz für alle Menſchen gelten, unſre Handlungen aber, ohne alle Hinſicht auf die Folgen, bloſs nach unſrer Geſinnung gegen das Geſetz beurtheilt werden müſſen; bey der zweyten aber davon ausgeht, daſs nach bürgerlichen Geſetzen keine Beſitznehmung eines fremden Eigenthums ohne hinlänglichen Beweiſs gegründeter Anſprüche erlaubt ſeyn könne: ſo laſſen ſich die Reſultate leicht vorausſehen. Eigentlicher möchte daher wohl der hier geprüfte Fall vor das Forum der dritten Unterſuchung gehören. S. 40. ff. wird der Begriff von Politik weitläuftig beſtimmt, welchen der Vf. endlich darauf reducirt, daſs ihr Princip: „Angemeſſenheit der Handlungen zu dem durch praktiſche Vernunft gegebnen Zweck eines Staates,“ ſey, dieſer Zweck aber in Beförderung der Moralität, der Geiſtescultur und der phyſiſchen Wohlfahrt der Bürger, ſo weit es durch bürgerliche Anordnungen möglich ſey, beſtehen müſſe. — In wie fern dieſes auf den gegenwärtigen Fall anwendbar ſey, wird S. 49. ff. unterſucht. —

Bey der vierten Anſicht räumt der Vf. ein, daſs dieſe beſondere Politik, welche eigentlich dem wahren Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft gerade entgegen arbeite, doch zu den nothwendigen Uebeln in der Welt gehöre. „Bey der jetzigen Verfaſſung der Europäiſchen Reiche, ſagt er, (S. 57.) iſt ſie für jeden bedeutenden Fürſten das einzige zweckmäſsige Mittel, ſein Land und ſeine Herrſchaft vor der Raubſucht der Mächtigen zu ſchützen. Es iſt ein allgemeiner Haſs der Regenten gegen einander; die Groſsen wünſchen die Kleinen zu verſchlingen, und dieſe müſſen, was jene auch thun, alle nur mögliche Ränke, die ihnen die Klugheit an die Hand giebt, aufbieten, um durch Liſt der ſtärkeren Macht Widerſtand zu leiſten.“ Anſtatt aber hier den Weg der langſamen Prüfung fort zu ſetzen, ſcheint der Vf., (vielleicht durch die Abſicht, dem Einwurf, als ob die neue Inſurrection in Polen die beſte Rechtfertigung der Theilung ſey, zu begegnen, verleitet) den Faden der Unterſuchung verloren zu haben, indem er erſt ſich zu weit in eine Fehde gegen dieſe Politik ſelbſt, die er doch vorher ſchon als Maaſsſtab ſeiner Beurtheilung angenommen hatte, einläſst, und nachher, nicht nach ihren Maximen, (welche freylich in der Theorie wohl ſchwer zu beſtimmen ſeyn dürften) ſondern bloſs nach den in den Manifeſten der theilenden Mächte angeführten Vorwänden die Rechtmäſsigkeit der Theilung prüft. (Hier ſcheinen vorzüglich die Veränderungen, welche der Vf. bey der zweyten Ausgabe ſeines Werkes verſpricht, angebracht werden zu ſeyn.) Gegen den Vorwand der in Polen herrſchenden Jacobiniſchen Geſinnungen läſst ſich der Vf. (S. 67. ff.) ſehr weitläuftig heraus, und macht nachher den Manifeſten den Vorwurf, (der eigentlich zur zweyten Unterſuchung gehört hätte,) daſs ſie keine Deduction von gültigen Rechtsanſprüchen auf die polniſchen Provinzen liefern. Zuletzt ſucht er noch umſtändlich dar zu thun, daſs der in den Staatsſchriften angegebne Zweck durch die Theilung nicht habe erreicht werden können; eine, wie uns ſcheint, überflüſsige Mühe, da doch wohl die Theilung ſelbſt ihr eigner Zweck war.

Wenn dem Vf. hier und da eine etwas zu derbe Sprache zum Vorwurf gemacht werden kann, ſo verdienen wieder Stellen, wie folgende, die in der Vorrede zur zweyten Ausgabe vorkommen: „Iſt eine Nation in der ächten Cultur ſo weit vorgerückt, daſs ſie die Idee einer geſetzlichen Freyheit faſſen kann, und über den wahren Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens aufgeklärt genug iſt, um weder unbedingte Freyheit zu wollen, noch willkührliche Sklaverey zu dulden; ſo wird ſie, wenn die Verfaſſung und Verwaltung des Staats nicht gradehin auf Deſpotismus ruht, mit dem Syſtem der Regierung ſo lange zufrieden ſeyn, als es ſich jener Idee mit allmählichen Schritten zu nähern ſucht,“ (In der Note iſt Dännemark als ein Beyſpiel angeführt.) oder: „Laſst der ächten Aufklärung freyen Lauf, und hemmt nicht den Fortgang reiner Sittlichkeit durch Begünſtigung des Aberglaubens und durch böſes Beyſpiel; ſeyd weiſe und gerecht gegen ein veredeltes Menſchengeſchlecht, und — ein beſſerer Genius wird den wüthenden Dämon der Empörung ohne euer Zuthun verdrängen!“ als Beweiſe angezogen zu werden, daſs ſeine Grundſätze gemäſsigter ſind, als ſeine Ausdrücke; das Verdienſt einer gründlichen und deutlichen Art zu unterſuchen, kann man ihm ohnedies nicht abſprechen.

OEKONOMIE.

MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Abhandlung von dem Recht, der zweckdienlichen Anlage, dem Bau und der guten Wartung der Ziegelhütten.* Mit 7 Kupf. und 6 Tabellen. 1795. 108 S. 8. (1 Rthlr.)

Der durch mehrere Schriften dieſer Art ſchon rühmlich bekannte Hr. *von Cancrin* der ſich in der Vorrede als Vf. nennt, ſetzt hier alle vier auf dem Titel genannte Gegenſtände gut aus einander. Die Befugniſs, Ziegel-Erde auf eigenem Grund und Boden zu graben, wird nach römiſchen und deutſchem

Rech-

Digitized by Google

Rechte unterſucht, bey welcher Gelegenheit dann auch beſtimmt wird, in wie fern es Rechtens und nöthig ſey, ein *Privilegium excluſivum* über die Anlage einer Ziegelhütte zu ertheilen. Allein dieſe allgemeinen Regeln leiden durch eigene Landes Ordnungen und Obſervanz faſt in jeder deutſchen Provinz Abänderungen. In der Gegend z. B., wo Rec. wohnt, wird es keinem Guts-Beſitzer unterſagt werden können, eine Zügelhütte auf ſeinem Grund und Boden anzulegen, da ohnehin auch Torf beym Brennen genutzt wird; aber nie würde ein Nachbar *gezwungen* werden können, dem Eigenthümer einer Ziegelhütte einen Theil ſeines Grundes und Bodens zu überlaſſen, wenn er nicht will, welches doch der Vf. aus römiſchen und deutſchen Rechten hier zu bejahen vermeynt. Dagegen haben in einem gewiſſen kleinen Diſtrickt dieſer Gegend, die Töpfer das uneingeſchränkte Recht, ſich Töpferthon zu ſuchen, welches ihnen kein Eigenthümer verbieten kann. Das eigentlich technologiſche dieſer Abhandlung iſt dagegen deſto lehrreicher, und jedem Leſer zu empfehlen, der über dieſen Gegenſtand Belehrung ſucht.

KLEINE SCHRIFTEN

Schöne Künste. *Bayreuth*, b. Lübecks Erben: *Liebesproben*, Original-Luſtſpiel in drey Aufzügen von *C. A. Vulpius*, 1791. 119 S. 8.

Daſelbſt: *Eheſtandsproben*, Luſtſpiel in vier Aufzügen von *C. A. Vulpius*, Fortſetzung des Luſtſpiels: *Liebesproben*, 1791. 112 S. 8.

Daſelbſt: *Glücksproben*, Luſtſpiel in vier Aufzügen von *C. A. Vulpius*, Fortſetzung der beiden Luſtſpiele: Liebesproben und Eheſtandsproben, 1791. 144 S. 8.

Die erſte von dieſen drey Comödien, welche zuſammen ein Ganzes ausmachen, iſt eine Poſſe von der niedrigſten Art, worin eine Menge abgenutzter Intriguen und Verkleidungen, und eine groſse Anzahl von Perſonen zwar Gewirre genug, aber kein wahres Intereſſe bewirken. Scherze von Bedienten, Kammermädchen und Gaſtwirthen, Muſik und Bravurarien, franzöſiſche und italieniſche Brocken, vor allen aber ein Jude, (der unter allen deutſchen Theaterjuden vielleicht der pöbelhafteſte iſt) dies ſind freylich Ingredienzien genug, welche, vielleicht von den Schauſpielern noch mehr übertrieben, das Zwerchfell des groſsen Haufens erſchüttern müſſen, und ſo läſst ſich der Beyfall erklären, den das Stück, nach der Verſicherung des Vf., bey der Vorſtellung erhalten haben ſoll. Der Dialog iſt meiſtens kurz und raſch, aber nirgends ſinn- und gedankenreich, ſondern immer ſo beſchaffen, daſs der Schauſpieler gar bequem dazu extemporiren kann, ſo viel er will.

Weil die *Liebesproben* beklatſcht wurden, ſo meynte der Vf., er müſste durch eine Fortſetzung des Stücks unter einem ähnlichen Titel den Beyfall ſeines Publicums in Athem erhalten. Man weiſs, wie ſelbſt guten Köpfen es ſchon ſo oft miſslungen iſt, ſich ſelbſt fortzuſetzen; dieſer Vf. iſt ſich gleich geblieben, das heiſst, die Intrigue iſt in den *Eheſtandsproben* eben ſo unintereſſant, als in den *Liebesproben*, und nach Beyfall haſcht er hier durch ähnliche Dinge, wie dort, z. B. durch Trunkenbolde, Miſsverſtändniſſe, durch Belauſchen, durch einen, bis zum Ekel übertriebenen, Pedanten von einem dramaturgiſchen Bedienten u. ſ. w. Daſs wirklich die Geſchichte der Hauptperſonen des vorigen Stücks hier fortgeführt wird, bringt zweyerley Unbequemlichkeit mit ſich; wer jenes Stück nicht geleſen oder geſehen hat, dem iſt manches hier nicht deutlich genug, wer jenes ſchon kennt, ſieht den Ausgang von dieſem zu leicht vorher. Es iſt nämlich leicht vorher zu ſehn, daſs der eine Avanturier, dem am Ende des vorigen Stücks eine Probe von einem Jahre auferlegt ward, in der Probe nicht beſtehen, ſondern in ſeinen gewöhnlichen Leichtſinn zurückfallen, und am Ende ganz werde verlaſſen werden, und daſs der andre, der um Geldes willen eine alte Perſon nahm, ſie, wenn er ſie hat, ſchlecht behandeln und, wenn er mit ihr entzweyt iſt, ſich durch ein Stück Geld bewegen laſſen werde, wieder von ihr zu gehn.

Im dritten Stück, in den *Glücksproben* ſchickt der Vf. ſeine Hauptperſonen gar nach dem Kap, wo ſie zwar ihrerſeits wieder alles thun, das Glück, das ſich ihnen darbietet, zu verſcherzen, aber am Ende doch durch einen *plötzlichen* Glückswechſel (denn der Vf. weiſs ſich die Entwicklung gar bequem zu machen, indem er endlich zur Lotterie ſeine Zuflucht nimmt) ſo verſorgt werden, daſs man vor der Hand nicht ſo leicht ein viertes Stück über ihre Schickſale zu fürchten hat. Auch dies dritte Stück iſt ganz Farce, vornämlich durch drey, neu hinzugekommene, Charaktere, die der Vf. nach ſeiner Gewohnheit äuſserſt übertrieben hat, durch einen Phlegmatiker, dem Tabackspfeiſe und Thee das höchſte Gut ſind, durch ein Mädchen, das, um einen Mann zu bekommen, die Schranken der weiblichen Delicateſſe überſchreitet, und durch eine rohe Pferdeliebhaberin, die in allen Stücken die plumpeſte Amazone macht, und deren klatſchende Peitſche vermuthlich von der klatſchenden Gallerie begleitet worden iſt. Auſserdem iſt noch eine neue Rolle, die einer Javanerin, eingeſchaltet worden, über die ſich der Vf. in der Vorrede ſelbſt viele Complimente macht. Niemand wird läugnen, daſs zwey *Dichter* (wie Herr *Vulpius* von ſich, und vom Herrn *von Kotzebue* ſagt) zu gleicher Zeit auf ähnliche Charaktere verfallen können, und man wird es Herrn V. gern glauben, daſs ſein Stück, wie er ſagt, ſchon zweymal geſpielt war, ehe er die *Indianer in England* kennen lernte. Allein, erſtlich iſt zwiſchen ſeiner *Ima* und der *Gurli* des Herrn v. K. ein erſtaunlicher Unterſchied, indem in der Rolle der letztern ungleich mehr Phantaſie und Feinheit herrſche, indem *Gurli* eine Hauptperſon, und *Ima* nur dazu da iſt, Liebſchaft mit einem Bedienten zu treiben, indem endlich *Gurli* nicht bloſs durch naive Unſchuld, ſondern auch durch Zärtlichkeit für ihren Vater, und durch die Wärme ihrer Freundſchaft intereſſirt. Zweytens iſt Hr. v. K. ſo wenig, als Hr. V. der erſte, der den Gedanken hatte, der Unſchuld ein indianiſches Koſtume zu geben. Man erinnre ſich nur an die jeune Indienne von *Champfort*, und an *die Korally* in dem Luſtſpiele des Herrn *Weiſse: die Freundſchaft auf der Probe*, das er aus einer bekannten *Marmonteliſchen* Erzählung gezogen hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mitwochs, den 12. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Keyſer: *Kamillo Altiera, oder das Verhängniſs*, eine Geſchichte. 1795. 444 S. 8. (1 Rthlr.)

„Der Sieg eines ſelbſtſtändigen Charakters über die „ſchmerzlichſten Leiden, die das Schickſal über „die Menſchheit verhängen kann, die Erhöhung des „durch Prüfungen aller Art geläuterten Geiſtes zu mo„raliſcher Reinheit, die unzertrennbare Freyheit bey „der unbegrenzten Nachgiebigkeit gegen das Geſetz „der Nothwendigkeit, dieſe Züge des vollendeten „Menſchen, der, aufs höchſte veredelt, dennoch kei„nem der menſchlichen Verhältniſſe fremd wird, und „allen ſich mit Innigkeit und Wärme hingiebt, Gutes „ſtiftet, und Freude verbreitet, wo er es vermag, und „ohne Anſprüche, weil er ſo handeln muſs, ohne „Rückſicht auf ſich ſelbſt;" — dies ſind die Züge, woraus der Vf. den Charakter ſeines *Kamillo Altiera* zuſammengeſetzt hat. Es iſt daraus zwar kein gefühlloſer ſtoiſcher Weiſe entſtanden, (vielmehr läſst ihn der Vf. ausdrücklich mit der männlichen Feſtigkeit auch ein für Wohlthätigkeit weiches Herz verbinden,) aber doch ein ſo ſehr idealiſirter, über alle Zufälle ſo erhabener, ſo unerſchütterlicher Mann, dergleichen in der Wirklichkeit nur zu ſelten gefunden werden; vornehmlich ermannt ſich *Altiera* zu ſchnell, arbeitet ſich zu ſchnell wieder zu Raiſonnements empor, als daſs es wahrſcheinlich genug ſeyn ſollte. Eben ſo viel poetiſche Uebertreibung findet man in der Zuſammenhäufung der ſchrecklichſten Unfälle, die auf den einzigen Mann einſtürmen, und wovon man ſich einige Ideen aus folgender Summirung ſeiner vorzüglichſten Leiden S. 442. (von Zeit zu Zeit wird eine Recapitulation derſelben angeſtellt) machen kann: „Des Schickſals Zorn bezeichnete die „Stunde ſeiner Geburt, mit Leiden betrat er dieſe „Erde, um früh die Laſt des Kummers ertragen zu „lernen; er fand Freunde, die er auf das ganze Le„ben zu gewinnen ſchien, um ſie in der Morgenrö„the deſſelben zu verlieren; eine Geliebte, in deren „Armen er glücklich geworden wäre, um ſie durch „den Ruf der Pflicht, und durch den Tod zu verlie„ren; er hatte einen treflichen Vater, den ihm der „Dolch des Meuchelmords entriſs, eine ſanfte und tu„gendhafte Mutter, die, durch ſeine Schickſale gebeugt, „in der Zeit dem Gram erlag, da es ihm vergönnet „ward, dieſen Gram in Freude zu verwandeln; *Gi„rolamo* fällt aus Miſsverſtändniſs durch ſeine Hand; „*Pompejo* vor ſeinen Augen; *Giuſeppe's* Todesurtheil „muſs aus ſeinem Munde gehn, und *Gennaro*, der ihn „dem Schickſal entriſs, ſtürzt todt an ſeiner Seite nie„der; *Stella* verläſst ihn; ſein Sohn wird in ſeinen „Armen ermordet, und ſein treuer *Lorenzo* fällt in „dem Augenblick, da mit der Blindheit jeder Jammer „des Lebens über ihn hereinbricht; er rettet ſein „Vaterland, und wird ſeines Vermögens beraubt, ver„wieſen, er rettet *Emanuel's* Glück, und erhält einen „Giftbecher zum Lohne." Viele von dieſen Leiden ſind vorbereitet, viele aber entſtehen auch durch plötzliche Zufälle. Die Sprache hat alles das dichteriſche Feuer, das nöthig iſt, um den Leſer für Ideale zu begeiſtern, und, da dies Feuer ununterbrochen anhält, ſo entſteht daraus eine Folge von erhabenen Gemälden. Der Ausdruck wird freylich dadurch oft für die Proſe zu poetiſch, welches vornehmlich in den Beſchreibungen der Fall iſt, die übrigens viele ſchöne und überraſchende Züge haben. Hie und da iſt der Stil etwas gekünſtelt, z. B. S. 108. 109. 160.; meiſtens aber die Bilderſprache und die Energie deſſelben frey von Affectation.

VOLKSSCHRIFTEN.

Berlin, in d. Voſſiſchen Buchh.: *Allgemeines Lehrbuch für Bürgerſchulen.* Herausgegeben von *C. P. Funke*, Inſpector des Schulmeiſterſeminariums zu Deſſau. Th. I. 1795. 860 S. 8. mit zwey Kupfertafeln. (2 Rthlr.)

Allgemeines Lehrbuch Th. II. Auch unter dem beſondern Titel: *Unterricht von dem Menſchen und deſſen Verhältniſſen, zur Selbſtbelehrung für Bürger.* 1796. 863 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es iſt ein wunderliches Ding mit dem Gewimmer unſerer Aufklärungsfeinde, daſs in den niedern Ständen viel zu viel geleſen werde. Wer dieſe Stände genauer kennt, lacht darüber. Gerade das iſt das Klägliche, was dem wahren Menſchen- und Bürgerfreund ſo ſehr zu Herzen geht, daſs ſich von dem Lichte der wahren Aufklärung, die im gut ſeyn und im gut handeln beſteht, von den vortreflichen Beobachtungen und Erfindungen unſers Zeitalters in der Naturgeſchichte, Phyſik und den moraliſchen Wiſſenſchaften ſo wenig auf die thätige gewerbtreibende Klaſſe des niedern Bürgerſtandes verbreitet. Und auf welchem Wege ſollte es zu ihnen kommen? Wie viel Städte Deutſchlands haben vernünftig organiſirte Bürgerſchulen? und hätten ſie dergleichen, können die dabey angeſtellten Lehrer auch nur ein Hundert-

theilchen der Schriften benutzen, ankaufen oder auch nur zu leſen bekommen, wodurch ſie ſich und ihre Lehrlinge und durch dieſe die Aeltern ſelbſt aufklären möchten? Dieſe Betrachtungen vermochten einen unſerer würdigſten pädagogiſchen Schriftſteller, ein *allgemeines Lehrbuch für Bürgerſchulen* zu ſchreiben, welches, mehr als Skizze, und doch in gedrungener Kürze ungefähr alles zuſammenfaſste, was eine ganze ausgeſuchte Schulbibliothek von den neueſten und beſten Volksſchriften und Lehrbüchern mitzutheilen im Stande wäre, und ſo haben wir hier ein Werk erhalten, welches in Abſicht auf Inhalt und Darſtellung ohne Widerrede zu dem fruchtbarſten und anziehendſten gehört, was bis jetzt in dieſem Fache geſchrieben worden iſt. Daſs Hr. F. die Kenntniſſe und Eigenſchaften wirklich in ſich vereinige, die zur Abfaſſung gemeinnütziger Schul- und Volksſchriften erforderlich ſind, haben ſchon ſeine frühern Schriften, ſein Leſebuch, vorzüglich aber die zur Campiſchen Schulencyklopädie gehörige *Naturgeſchichte und Technologie* hinlänglich bewieſen. Er kennt und benutzt auch hier überall das Beſte und Neueſte, was über jede Materie geſchrieben iſt, *mit jedesmaliger dankbarer Anführung ſeiner Quellen*, (wodurch das Buch auch für diejenigen, die weiter gehn wollen, einen neuen literariſchen Werth erhält): aber weit entfernt, das jetzt auch in der pädagogiſchen Büchermacherey ſo gangbare Compilatorhandwerk zu treiben, beſitzt er eine ganz eigene Kunſt, ſich fremde Ideen durch eingewebte Reſultate ſeines fortgeſetzten Nachdenkens anzueignen, und ihnen, was bey ſo einem Buche allerdings Hauptſache iſt, durch den herzlichen Ton und die unerkünſtelte Wärme, womit ihm alles vom Herzen zu Herzen geht, vollen Eingang und Beyfall zu verſchaffen.

Zwar ſollten wir billig vorausſetzen dürfen, daſs dies Buch auch ohne weitere Empfehlung und Auseinanderſetzung ſeines Werthes niemand unbekannt bleiben werde, dem an der Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe unter dem Bürgerſtande durch Schrift und Wort gelegen ſeyn kann: allein die Erfahrung lehrt, daſs oft die beſten Werke aus Mangel an Bekanntmachung von weit ſchlechtern verdrängt und gänzlich vergeſſen werden. Darum ſtehe auch hier noch eine kurze Anzeige der einzelnen Theile dieſes Werks, welches wir ſo gern allen Schullehrern und auch gebildeten Leſern aller Stände empfehlen möchten, wenn nur der Preis des Ganzen, der in der That nach dem Umfange und der Bogenzahl beider Bände billig genug iſt, nicht ſo viele lehrbegierige Käufer zurückſchreckte.

Im *erſten Theile* folgen nach einem wohlgefaſsten Rechenbuche, wobey beherzigungswerthe Winke über das Kopfrechnen vorkommen, von S. 80—91. allerley Verſtandes- und Gedächtniſsübungen, wo uns die Materialien zum Vergleichen und Unterſcheiden ſo ſehr gefallen haben, daſs wir den Vf. bitten möchten, dieſe bey einer andern Gelegenheit, die ſich ihm leicht zeigen wird, noch weiter auszuführen. Rec. weiſs aus eigenen Erfahrungen, wie ſehr die Köpfe der Kinder dadurch aufgeſchloſſen und früh fürs praktiſche Leben geweckt werden. Dieſe ganze Combinationskunſt iſt noch viel zu wenig in unſere Schulen übergegangen. Nun folgt eine deutſche Sprachlehre in zweckmäſsigen Auszügen aus *Adelung*, *Moritz* und *Stutz*. Angefügt ſind von S. 176—202. Erklärungen uneigentlicher Ausdrücke, wobey beſonders auf den Sprachgebrauch und die Orientalismen der Bibel Rückſicht genommen, und dadurch beyläufig auch für richtigere Religionserkenntniſs geſorgt wird. Für den Bürger bleibt die Bibel noch immer Fundament der Erkenntniſs. Auf die dort vorkommenden Metaphern muſs alſo vorzüglich in einem ſolchen Lehrbuche geſehn werden. Um das Verfahren des Vf. hierbey kennen zu lernen, mag folgendes Beyſpiel dienen, das wir ohne Wahl abſchreiben. „*Blut*; — Schon in „der älteſten Zeit war das Blut geopferter Thiere ein „Bild der Verſöhnung, der Befreyung von Strafen für „begangene Sünden, weil groſse Verbrechen eigent„lich nur mit dem Blute des Verbrechers gebüſst wer„den konnten. Da aber dieſe Vorſtellung, daſs der „Tod eines Thieres den Sünder in den Augen Gottes „unſchuldig mache, der Sittlichkeit ſehr nachtheilig „war: ſo hob Chriſtus den Gebrauch der Opfer auf, „und um jenes tief eingewurzelte Vorurtheil deſto „leichter auszurotten, ſtellte er ſich ſelbſt als das letzte „Opfer dar, deſſen Blut alle andere Opfer unnütz „machte. Hieraus ergeben ſich die uneigentlichen „Bedeutungen des Ausdrucks: Blut Chriſti u. ſ. w." Der eigentliche Theolog würde freylich hierbey noch die Frage aufwerfen dürfen, ob dieſe ganze Vorſtellung nicht vielmehr nur von den Apoſteln herrühre? Allein ſo genau darf es hier nicht genommen werden. Es iſt genug, daſs der Vf. auch dieſe Gelegenheit benutzt, richtigere Begriffe in Umlauf zu ſetzen. Eben ſo nützlich ſind die hierauf folgenden, meiſt aus *Stoſch* ausgezogenen Synonymen. Man kann hieraus, wie Rec. aus eigener Probe weiſs, ſehr gute Aufgaben für Schulſeminariſten und auch für erwachſenere Knaben in Bürgerſchulen machen, wenn nur die Lehrer die Kunſt verſtehn, Beyſpiele dazu erfinden zu laſſen. Der Vf., der nirgends bloſs ausſchreibt, iſt auch hier oft ſeinen eigenen Gang gegangen, und hätte es noch öfterer thun ſollen, wozu ihm neuerlich durch *Eberhards* treffliches Werk, und *Delbrücks* Beyträge viel Stoff geliefert worden iſt.

In der Geographie, die nun folgt, iſt jedem Lande ſogleich das nothwendigſte aus der Staatengeſchichte beygefügt. Nichts iſt auch nach Rec. eigener Erfahrung zweckwidriger und unnützer, als eine gelehrtere, zuſammenhangendere Anweiſung zur neuern Staatengeſchichte in einem eigenen Abſchnitte für bloſse Bürgerſchulen. Nur die Geſchichte des eigentlichen Vaterlands, dem jeder Zögling angehört, muſs weitläuftiger vorgetragen werden. Hierzu war aber in dieſem allgemeinen Lehrbuche durchaus kein Platz. Doch erlauben wir uns hierbey einen doppelten Wunſch an den Vf. Einmal dürfte wohl eine einzige groſse chronologiſche Tabelle der Allg. Weltgeſchichte

kläschte ſelbſt für dieſe Klaſſe von Lehrlingen ſehr nützlich ſeyn, die der Lehrer von den beſten ſeiner Zöglinge, gleichſam als zur Belohnung, abſchreiben, auch wohl nach den verſchiedenen Columnen illuminiren laſſen konnte; eine Uebung, die den Kindern groſse Freude macht, und alle Hauptzahlen und Epochen dem Gedächtniſſe tief eingräbt. Zweytens könnte doch wohl hie und da noch etwas mehr von den Producten angeführt, und dadurch eine noch nähere Beziehung mit der Naturgeſchichte im folgenden Abſchnitte erreicht worden ſeyn. Auch könnte eine *wohleingerichtete* Productenkarte grade in Bürgerſchulen auſserordentlichen Nutzen ſtiften, und vielleicht, ſo wie die illuminirte chronologiſche Tabelle noch eine Zugabe zu dem verſprochenen kleinen Atlas für Bürgerſchulen werden. — Auch das iſt übrigens zu billigen, daſs die Lehre vom Planiglobium hier am Ende ſteht, wohin ſie mit mehrern Kenntniſſen, die ſonſt immer in der Einleitung zur Geographie gleich voran ihre Stelle erhalten, nach einer richtigern Methode in den Bürgerſchulen allerdings verſetzt werden muſs.

Hierauf kommt Naturgeſchichte und Naturlehre. Sie ſind mit unverwandtem Blicke auf das, was dem Bürger praktiſch und technologiſch nützlich werden kann, nicht etwa bloſs aus des Vf. frühern Werken abgeſchrieben, ſondern, wie Rec., der mehreres mit des Vf. *Naturgeſchichte und Technologie* ſorgfältig verglichen hat, aus eigner Prüfung verſichern kann, zum Theil neu ausgearbeitet. Beſonders hat uns der mit ſteter Hinſicht auf die neueſten Entdeckungen abgefaſste, ungemein faſslich vorgetragene Abſchnitt von der Naturlehre befriedigt. Am Ende dieſes Theils giebt er auch noch einen Abriſs des Gemeinnützigſten aus der Scheidekunſt, Geometrie und Mechanik, wobey wir darinn mit ihm einverſtanden ſind, daſs dieſe Abſchnitte nicht in beſondern Lehrvorträgen, ſondern nur gelegentlich bey andern Vorträgen eingeſchaltet werden müſſen. Denn ſehr wahr nach dem Gefühle und der Erfahrung des Rec. ſagt der Vf.: Ein ſolcher gleichſam nur im Vorbeygehn ertheilter Unterricht macht tiefern Eindruck, und erhält die Aufmerkſamkeit länger in Spannung. In der Anmerkung S. 793. hätte vielleicht bey Gelegenheit der Gegenſätze der Phlogiſtiker und Antiphlogiſtiker doch noch etwas mehr Terminologie beygebracht werden können, da ja auch Künſtler und Handwerker aus dem Bürgerſtande die neueſte Chemie aus Schriften zu lernen, und ſich um ihre Kunſtausdrücke zu bekümmern anfangen mögen.

Der *zweyte Theil* iſt ſchon mehr für die erwachſenere Jugend, ja für den Mann ſelbſt als *Leſebuch* berechnet, und wird daher auch, was ſehr zu loben iſt, unter dem oben angeführten beſondern Titel einzeln verkauft. Er füllt ſehr zweckmäſsig eine längſt gefühlte Lücke aus, zu deren Ausfüllung aber gerade das Maaſs von Menſchenkenntniſs und Lebensweisheit, verbunden mit der Popularität des Vortrags, erfoderlich war, die ſich in unſerm Vf. wirklich vereinigen. Da er einmal ein Ganzes, eine Art von *Encyklopädie für Ungelehrte* zu liefern ſich vorgenommen hatte, ſo konnte eine populäre Medicin, Pſychologie nebſt darauf gegründeter Moral, Politik, und eine Ueberſicht der Jurisprudenz, ſo weit ſie auch jeder Unſtudirte wiſſen ſollte, nicht übergangen werden. Dabey ſind aber allerdings mehrere Kapitel, z. B. über die Ehe und Fortpflanzung, eingeſchaltet, die mehr zum Leſebuch für Erwachſene, als zu Lehrvorträgen für die Jugend geeignet zu ſeyn ſcheinen. Wie vielen Erwachſenen, wie viel Hausvätern unter den gebildetern aber unſtudirten Ständen muſs eine ſolche Lectüre ſehr willkommen ſeyn. Auf Kanzeln und Lehrſtühlen darf unſerer *engen* Liturgie nach ſo etwas nicht geſagt werden. Woher ſollen ſie es denn ſonſt erfahren? — Eine anatomiſch-phyſiologiſche Einleitung über den Körper macht den Anfang. Dann kommt die Diätetik auf den Bürgerſtand individualiſirt. Dann eine kurze Gymnaſtik, wobey auch auf *die Uebungen der Sinne*, einen bis jetzt ganz vernachläſſigten, von dem wackern *Gutsmuths* aber in ſeiner Gymnaſtik, die doch wohl in keiner Schule fehlen ſollte, angeregten Gegenſtand, und auf das Schwimmen S. 82—86., worüber wir von eben dieſem Gutsmuths ein eigenes Lehrbuch zu erwarten haben, beſondere Rückſicht genommen wird. Nun folgt in einem ausführlichen Abſchnitte die Aetiologie, oder die Lehre von den Kennzeichen und Urſachen der Krankheiten nach den populären Schriften der beſten Aerzte, als *Paulitzkys* Anleitung, *Junkers* Diätetik, Handbuch der militäriſchen Arzneykunde nach *Hamilton*, und *Girtanners* Kinderkrankheiten verſtändig ausgearbeitet. Der Vf. hütet ſich hierbey ſorgfältig vor aller Begünſtigung der popularen Quackſalberey, empfiehlt überall den Gebrauch des Arztes, und der von ihm verordneten Heilmittel, glaubt aber mit Recht, daſs die Kennzeichen der Krankheiten zu wiſſen jedem Laien frommе, theils um ſchwere Krankheiten an ihren Vorboten zu erkennen, theils um dem Arzte richtige Auskunft geben zu können. Eine genauere Kenntniſs dieſes Theils der Medicin wird auch gewiſs den Bürger am beſten gegen Aberglauben, Selbſtkuren und Afterärzte ſichern. Dem noch immer weit mehr, als man in unſern Tagen denken ſollte, im Finſtern ſchleichenden Aberglauben iſt in einem beſondern Abſchnitte S. 95—100. entgegen gearbeitet. Am Ende von S. 173—186. wird auch von den Giften und der Rettung der Verunglückten das nöthigſte beygebracht. Schade, daſs der Vf. die Struviſchen Hülfstafeln noch nicht kannte, und bey einigen Abſchnitten, auch in der natürlichen Moral, *Hufelands Anweiſung zum langen Leben* noch nicht benutzen konnte! Der *natürlichen Moral*, die nun folgt, geht, wie billig, eine kurze Seelenlehre voraus. In der Moral ſelbſt wird insbeſondere der Unterricht über Zeugung und die dahin einſchlagenden Dinge S. 248 ff. mit Nutzen auch für Schüler gebraucht werden können, und die dabey ertheilten Winke aus der Methodik zeugen von einem Vf., der ſelbſt mit jungen Leuten zu thun hat. Ganz vorzüglich aber verdient der Ab-

Abſchnitt über die *natürliche Religion* genannt zu werden. Ideen über Unſterblichkeit, Strafen und Belohnungen aus Kant, Garve u. ſ. w. ſind mit vieler Kunſt eingewebt. Nur auf dieſem Wege dringt das Licht der höhern Regionen auch in die niedern!

Der zweyte Hauptabſchnitt umfaſst die Verhältniſſe der Menſchen gegen einander. In der allgemeinen Einleitung hat uns das Kapitel *über die Vervollkommnung der Gewerbe durch die Theilung der Arbeiten* S. 394 ff. beſonders gefallen. England bewirkt nur dadurch ſeine Wunder. Aber dort gilt auch der alles lähmende Innungsgeiſt nicht mehr!! Bey der hierauf folgenden Technologie konnte der Vf. ſeine frühern Schriften benutzen; zweckmäſsig iſt der S. 715—726. folgende Abſchnitt über die Wahl der Lebensart, und herzerwärmend und überzeugend die darauf folgende Schilderung des häuslichen Lebens, das Bild einer würdigen Gattin, die Winke zur gedeihlichen Kindererziehung, wobey nichts, ſelbſt des C. R. *Horſtigs* Kinderkörbchen nicht übergangen iſt, *Franklins* Muſter eines guten Hauswirths, und die aus *Schmidts* Preisſchrift ausgezogenen Regeln, gutes Geſinde zu erhalten. Den Beſchluſs macht ein wohlgerathener Abriſs über die Rechte eines Staatsbürgers, über Contracte u. ſ. w., wobey die vorausgeſchickten Betrachtungen *über Urſprung und Formen der Staaten*, und über den *nothwendigen Unterſchied der Stände* ſehr gut auf das gegenwärtige Zeitbedürfniſs berechnet, und mit einer ſchönen Anweiſung über die wahrhaft unveräuſserlichen Menſchenrechte verbunden ſind. Gewiſs das beſte, aber auch einzige, Gegengift gegen die jetzt ſo ſehr und bey der Tendenz unſerer Verfaſſungen mit Recht gefürchteten Revolutionsanſteckung iſt verbeſſerter Bürger- und Landſchulenunterricht. Der Staat, wo die in dieſem Funkiſchen Lehrbuche populariſirten Wahrheiten *allgemein* im Umlauf ſind, iſt blühend, und bis *auf ſeine niedrigſten Bürger* wohlhabend. Und *da* iſt keine Revolution möglich!

Wir können nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit auch noch der Muſterzeichnungen Erwähnung zu thun, die als eine Zugabe zu dieſem Funkiſchen Werke angeſehn werden müſſen:

Berlin, in d. Voſſ. Buchh.: *Muſterzeichnungen zur Uebung für die Jugend in Bürgerſchulen*, gezeichnet von *G. J. Vieth*, geſtochen unter Hn. D. *Bergers* Aufſicht, und in *Beziehung auf das allgemeine Lehrbuch für Bürgerſchulen*, herausgegeben von *C. P. Funke*. 1796. II Hefte in klein Queerfolio. Jeder Heft zu 6 Blättern, mit Umſchlag und erklärendem Text. (Das Heft koſtet 14 gr.)

Hr. F. geht dabey von der Erfahrung aus, daſs Zeichenübungen nicht in Handzeichnungen, die zu viel Zeit und Auslage fodern, ſondern in Riſſen und Maſchinen in Bürgerſchulen mit dem gröſsten Nutzen getrieben werden können. Der Lehrer wird durch eine im erſten Theile des Lehrbuchs S. 12—33. von Hn. *Vieth* ausgearbeitete, ſehr zweckmäſsige, Anweiſung, wie Riſſe zu verfertigen ſind, in den Stand geſetzt, den Schülern die erfoderlichen Handgriffe zeigen, und ihre Arbeiten beurtheilen zu können. Die Muſterzeichnungen gehen in elementariſcher Ordnung und Form, von leichten geometriſchen Figuren zu vollſtändigen Riſſen fort, die im erſten Hefte von der 3ten Tafel an die nützlichſten Maſchinen, z. B. die Sheldonſche Maſchine, geſunkene Balken zu heben, eine Saugpumpe, ein Paternoſterwerk, ein Feldgeſtänge, allerley Rammen, und auf der letzten Tafel Uhrwerke, Dampfmaſchinen und Feuerſpritzen vorſtellen. Von da geht er im zweyten Hefte zu allerley Möbeln, Gebäuden u. ſ. w. fort, alles in Beziehung auf die im Lehrbuch hie und da zerſtreueten Anweiſungen, aber durch den beygefügten Text auch ohne das Lehrbuch brauchbar. Schüler, welche ſchon eine für ihren künftigen Stand hinlängliche Geſchicklichkeit in Schreiben erlangt haben, werden aufgemuntert, das Schreiben mit dem Zeichnen zu verwechſeln, und ſich zu dem Ende einige Muſterzeichnungen anzuſchaffen. Da dieſes alle gern thun, ſo kann man die Erlaubniſs dazu als eine Belohnung des Schönſchreibens ertheilen. Die ältern und geübtern Schüler zeichnen alſo, wo die Ungeübtern ſchreiben, und ſtatt daſs dieſe ſich der Vorſchriften bedienen, haben jene die Muſterzeichnungen vor ſich. Dem Lehrer, der nur die Aufſicht haben, und die Zeichnungen mit den Muſtertafeln vergleichen darf, wächſt dadurch keine neue Arbeit dazu. Gewiſs ein ſehr empfehlungswürdiges Verſinnlichungs- und Beförderungsmittel des Unterrichts in Bürgerſchulen!

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Schöne: *Kleines Liederbuch zum Gebrauch in Schulen.* Von *J. G. Lorenz*, (Prediger zu Bielsdorf). 1796. 168 S. 8. (6 gr.) Weil das Porſtenſche Geſangbuch noch zur Zeit ſo viele Anhänger hat: ſo hat es der Herausg. für der Mühe werth gehalten, zum Gebrauch für die Schuljugend die vorzüglichſten Lieder deſſelben auszuheben, und mit erklärenden Noten zu verſehen. Es ſind alſo nur ſolche Lieder gewählt, die für Kinder verſtändlich und nützlich ſeyn können, aus mehreren Liedern eben deswegen auch nur einzelne Verſe genommen. Anſtöſsige und ſprachwidrige Ausdrücke ſind ſchon im Texte verändert, und mit beſſern vertauſcht, und in den Noten iſt nicht allein das Nöthige erklärt, ſondern auch hin und wieder für weitere Belehrung geſorgt. Unſtreitig enthält alſo dieſes Büchelchen einen Kern guter alter Lieder.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 13. April 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Wien: *Bibliothecae Samuelis S. R. J. Com. Teleki de Szék. Pars Prima.* Auctores Claſſicos graecos et latinos ex optimis editionibus ordine chronologico diſpoſitos eorumque opera et fragmenta conjunctim edita; Patres denique et ſcriptores eccleſiaſticos veteres complexa. Cum brevi vitarum deſcriptione et notatione temporis, quo quisque circiter vixerit, adjectis paſſim eruditorum judiciis. Excudit Fr. Markid. Pulio. 1796. XXXVII. u. 313 S. gr. 8. nebſt einem Bildniſs des Verfaſſers, von *Sam. Tzetter.*

Mit wahrem Vergnügen ergreifen wir die Gelegenheit, welche uns durch die Anzeige des voranſtehenden Werks verſchafft wird, dem Publicum von einem Manne Nachricht zu geben, den ein jeder Freund der Literatur hochſchätzen und verehren muſs. Der Hr. *Reichsgraf von Teleki*, dermaliger königlich ſiebenbürgiſcher Hofkanzler und Obergeſpann in dem Bihaver Comitat, beſchäftiget ſich bereits ſeit mehreren Jahrzehenden mit der Sammlung einer Bibliothek, die ſich durch die vortrefflichſten und gemeinnützigſten Werke aus allen Theilen der Wiſſenſchaften auszeichnet. In dem J. 1759, um welche Zeit der Graf, ein geborner Siebenbürger, ſich auf Reiſen begab, und die berühmteſten Univerſitäten des Auslandes zu beſuchen anfing, faſste er den erſten Entſchluſs zu dieſem ſchönen Unternehmen. Er fand bey der Ausführung viele Schwierigkeiten; beſonders verurſachte die groſse Entfernung ſeines Vaterlandes von den literariſchen Marktplätzen Europens einen ungeheuren Koſtenaufwand. Gleichwohl war ſein Eifer immer unermüdet, und die Liebe zu den Wiſſenſchaften vermehrte ſich mit jedem Jahre. Dieſe edle Neigung, wodurch ſich der Graf vor ſo vielen Perſonen ſeines Standes vortheilhaft auszeichnet, wäre vielleicht allein ſchon hinreichend, demſelben einen bleibenden Nachruhm zu verſchaffen; allein die gegründetſten Anſprüche auf einen unſterblichen Namen und die immerwährende Dankbarkeit ſeines Vaterlands erwirbt er ſich durch die wohlthätige Verfügung, daſs der koſtbare Bücherſchatz ſeinen Erben als Fideicommiſs hinterlaſſen, und dereinſt in Siebenbürgen zum öffentlichen Gebrauch aufgeſtellt werden ſolle. Jenes Land hat bekanntlich noch wenig öffentliche Bücherſammlungen. Der herrliche Vorrath des Fürſten Gabriel Bethlen zu Weiſsenburg, den vornämlich auch eine Menge alter, in dem Orient erkaufter Handſchriften ſchätzbar machte, wurde im J. 1661 von den Türken verbrannt; und ſeit dieſer Zeit erhielt Siebenbürgen, einige wenige Bibliotheken abgerechnet, keine Sammlung von beſonders groſsem Umfange. Die Bibliothek des Grafen Teleki iſt daher ein Schatz für jene Gegend, und die Verfertigung eines zweckmäſsigen Catalogs zum Gebrauch der künftigen Leſer ein neues Verdienſt des wahrhaft groſsen Beſitzers.

In der gut geſchriebenen Vorrede des erſten Theiles dieſes Verzeichniſſes, welche zugleich von den literariſchen Kenntniſſen des Vf. einen ſchönen Beweis enthält, wird zuerſt die Behauptung einiger Schriftſteller widerlegt, daſs durch Bücher und Bibliotheken zu dem Glück der Menſchheit wenig beygetragen werde. Der Vf. zeigt ſodann aus der Geſchichte, daſs zu allen Zeiten die gröſsten Männer der gebildetſten Nationen, und zwar ſolche, die von Gelehrſamkeit keineswegs Profeſſion machten, bemüht waren, Bücherſammlungen anzulegen, und ſpricht zuletzt von dem Plane, den er bey der Verfertigung ſeines Catalogs vor Augen hatte. Dieſer wird in *acht* Theilen beſtehen. Der *erſte* Theil umfaſst die griechiſchen und römiſchen Claſſiker und Kirchenväter, der *zweyte* wird die Theologen und die Schriftſteller der neuern Kirchengeſchichte, der *dritte* die Quellen und Ausleger des kanoniſchen, bürgerlichen Rechts u. ſ. w. nebſt politiſchen, ſtatiſtiſchen und ökonomiſchen Schriften, der *vierte* die Alterthumsforſcher, Kritiker, Grammatiker, neueren Dichter, Redner und Polygraphen, der *fünfte* die Philoſophen, Mathematiker, Aſtronomen, Aerzte und Naturforſcher, der *ſechste* die Biographen und einen Apparat der Literargeſchichte, der *ſiebente* die Geographen, Hiſtoriker und Reiſebeſchreiber, und der *achte* eine Sammlung ungariſcher und ſiebenbürgiſcher Geſchichtſchreiber enthalten; von welchem letzten Bande man in jeder Rückſicht etwas vorzügliches zu erwarten berechtiget iſt.

Bey den griechiſchen und römiſchen Claſſikern befolgt der Graf, wie bereits der Titel lehrt, die chronologiſche Ordnung, und überall wird von dem Leben des Schriftſtellers, bisweilen auch von dem Werthe ſeiner Schriften eine kurze Nachricht hinzugefügt. Aus dem ganzen Werke erhellet eine mit vieler Einſicht veranſtaltete Auswahl, die beſonders das Gemeinnützige beabſichtigt. Faſt von jedem Claſſiker iſt die neueſte und anerkannt beſte Ausgabe vorhanden, dagegen kein ſich auszeichnender Vorrath an alten Auflagen, erſten Drucken und Seltenheiten, die zwar jeder Bibliothek zur Zierde gereichen, allein den Bedürfniſſen der ſiebenbürgiſchen Leſer, auf welche der Graf ſein Hauptaugenmerk gerichtet zu

haben ſcheint, weniger angemeſſen ſind. An *ſchön*gedruckten Editionen und Ueberſetzungen, vorzüglich in franzöſiſcher Sprache, iſt auch kein Mangel, und ſchwerlich möchte aus der Reihe der Bodoniſchen Abdrücke griechiſcher Schriftſteller auch nur ein einziger vermiſst werden. Die beygefugten hiſtoriſch-kritiſchen Notizen wurden, nach der eigenen Verſicherung des Grafen aus *Fabricii biblioth. Gr. et Lat.*, *Cavei hiſt. lit. ſcriptor. eccleſ.*, *Saxii Onomaſt. lit.* und am häufigſten aus den bekannten Schriften des Hn. Hofr. Harles gezogen. Rec. findet dieſelben ſehr zweckmäſsig, und glaubt, daſs ſie jungen Leſern, für welche ſie allein beſtimmt ſind, bey dem Gebrauch der Bibliothek manche Erleichterung verſchaffen werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Nürnberg, in der Felſseckerſchen Buchh.: *Erbauungsbuch in Betrachtungen und Gebeten* für Chriſten in mancherley Umſtänden und Anliegen, von D. *Johann Georg Roſenmüller.* Zwote vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1793. 654 S. gr. 8.

2) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Erbauungsbuch für Katholiken*, die eine reine und vernünftige Andacht lieben, von *J. B.* 1793. 228 S. 8. (16 gr.)

3) Tübingen, b. Schramm: *Die groſse Lehre von Gott.* In einer Reihe von Betrachtungen abgehandelt vom *Verfaſſer der Lebensgeſchichte Jeſu.* 1793. 391 S. gr. 8.

4) Koburg, in Comm. der Ahliſchen Buchh.: *Andachtsbuch auf jeden Tag in der Woche* nach des ſel. Dr. Erneſti Grundſätzen in drey Abſchnitten, von *Johann Michael Bernhardt*, Paſtor zu Jutroſchin in Groſspolen. 1796. 256 S. 8. (12 gr.)

Nr. 1 u. 2. verdienen in mehrerm Betrachte, ſowohl in Abſicht auf den mannichfaltigen Inhalt der Gebete und Betrachtungen, als auch in Abſicht auf ihren innern Gehalt einander an die Seite geſetzt zu werden, obgleich ihre Vff. zwey verſchiedenen chriſtlichen Religionspartheyen zugethan ſind. Beide haben verſchiedene Situationen des menſchlichen Lebens und beſondere Pflichten zum Gegenſtand ihrer Betrachtung gemacht. In Nr. 1. findet man Betrachtungen und Gebete auf alle Tage der Wochen, Morgen- und Abendgebete, wie auch Betrachtungen in Feſtzeiten, dann auch Betrachtungen und Gebete für Perſonen in beſondern Ständen, für Eheleute, Schwangere, Aeltern, Herrſchaften und das Geſinde; in Nr. 2. Morgengebete verſchiedenen Inhalts, Morgengebete für Menſchen von verſchiedenem Alter und Stande, den Jüngling, den Geſchäftsmann, den Gewerbsmann, den Soldat, die Mutter, den Vater, das Mädchen; Meſsgebete, Gebete am Sonntage zur Veſper, Gebete auf beſondere Jahresfeſte, Abendgebete für verſchiedene Menſchenclaſſen, Gebete in beſondern Auftritten und Angelegenheiten des Lebens.

Die Abſicht des Hn. R. in Nr. 1. war nach der erſten Vorrede, ein Andachtsbuch für den gemeinen Mann zu ſchreiben, weil man bisher mehr für denkende als für gemeine Chriſten geſorgt hat, und für dieſe wird man das Buch ſehr brauchbar finden. Mit Recht erinnert er, daſs dieſer Gattung von Chriſten Gebete weniger nützen als Betrachtungen, weil es ihnen noch zu ſehr an richtigen Kenntniſſen fehle, und daſs er daher auch mehr Betrachtungen als Gebete geliefert und auch dieſe mit Betrachtungen vermiſcht habe. Daher wechſeln Selbſtbetrachtungen, (von welchen einige mehr belehrend, andere mehr erweckend ſind,) Gebete und Geſänge mit einander ab. Von S. 120. an liefert er Betrachtungen über ganze Abſchnitte der Bibel mit kurzen Erklärungen und weiterer Ausführung der darin enthaltenen Wahrheiten, S. 144 ff. einige Denkſprüche und kürzere Betrachtungen darüber des Morgens und Abends zu ſprechen, und S. 219 ff. kurze Umſchreibungen bibliſcher Stellen, alles nach einer geſchickten Auswahl, nur die Stelle aus der Offenbarung Johannis S. 242. ausgenommen, die füglich hätte wegbleiben können. Für Mannichfaltigkeit iſt alſo hinreichend geſorgt und eben ſo auch für eine zweckmäſsige Belehrung, welche durch die dem Vf. eigene Gabe, alles überaus plan und faſslich und doch mit Würde vorzutragen, ſehr befördert wird. Bey einigen Materien hätte Rec. mehr Ausführlichkeit gewünſcht, als S. 159 ff. wo von der Verwerflichkeit des Faſtens und der Gelübde billig mehr geſagt ſeyn ſollte, und bey dem *chriſtlichen* Rathe für Perſonen, die ſich wegen der verſchiedenen Religionsmeynungen in unſern Tagen beunruhigen, S. 459. wo der Vf. bloſs auf die Leſung der heil. Schrift verweiſt, ohne der Leſung anderer guten Schriften, der Unterredung mit andern einſichtsvollen Perſonen, welches doch vorzüglichere Mittel zu *dieſem* Zweck ſind, mit einem Worte zu gedenken. Daſs Hr. *R.* bey dieſen Betrachtungen von den Kantiſchen Moralprincipien Gebrauch gemacht habe, erwartete Rec. nicht, ſo ſehr er es auch gewünſcht hätte. Dagegen fand er ſich ſehr getäuſcht, da er in der zweyten Vorrede fand, daſs Hr. *R.* ſich deswegen entſchuldige und auf S. 122. verweiſe, wo er ſich deutlich über dieſen Punkt erklärt habe. Denn hier fand er nichts weiter, als daſs der Unterſchied zwiſchen *Glück* und *Glückſeligkeit* gezeigt wird, wodurch er in der Frage, welche Grundſätze vorzuziehen ſind, doch gar nichts entſcheidet.

Nr. 2. iſt mehr für gebildete Chriſten und hat noch manches Vorzügliche vor Nr. 1. Die Gebete, die mehr Selbſtbetrachtungen ſind, drucken reine und edle Empfindungen und viel Wärme für Religion und Tugend aus, bey der Mannichfaltigkeit des Inhalts hat doch alles auf reine Sittlichkeit Beziehung und iſt den Grundſätzen der reinen praktiſchen Vernunft ſehr angemeſſen. Auſserdem zeichnen ſie ſich durch ein gefälliges Gewand, gemäſsigte Schönheit, durch Simplicität und Popularität und durch einen edlen correcten Ausdruck auf eine vorzügliche Weiſe aus. Nur

ſelten

ſelten ſtieſs Rec. auf einige unverſtändliche und ſprachwidrige Ausdrücke, z. E. S. 56. des *ſtraubiſchen* Eigennutzes, S. 40. Gebet *an* die göttliche *Fürſicht*, ſtatt in Abſicht auf die göttliche Vorſehung. Daſs der Vf. ein Katholik ſey, würde man nicht muthmaſsen, wenn es nicht auf dem Titel ausdrücklich geſagt, und aus der Ueberſchrift mancher Gebete ſichtbar wäre. Denn in allen den Gebeten, die auf das Eigenthümliche der römiſch-katholiſchen Religion Bezug haben, wird der Proteſtant ſich erbaut fühlen, wenn der Katholik nichts Anſtöſsiges und ſeinem Glauben entgegengeſetztes in ihnen findet, weil alles bloſs von der moraliſchen Seite betrachtet iſt. So ſind die *Gebete bey der Meſſe* beſchaffen, wo unter andern *das Gebet zur Wandlung*, (deren im Gebete ſelbſt nicht weiter gedacht wird,) beſonders ſehr rührend und lehrreich iſt; ſo die *Gebete am Gedächtniſstage eines Heiligen*, S. 131. und *der Verehrung der Maria an ihren Feſttagen*, wo man von einer abergläubiſchen Verehrung derſelben und den gewöhnlichen Bitten um deren Fürbitte bey Gott keine Spur findet. Nur die beiden *Litaneyen* ſind davon auszunehmen, die *Litaney Jeſu*, S. 219. und die *Litaney zur heil. Jungfrau Maria*, S. 225. Die erſte enthält zwar nichts Anſtöſsiges, iſt aber doch auch nicht ſehr herzerhebend. In der zweyten kommen doch einigemal die Formeln: *Bitte für uns*, *wir verehren dich*, vor, obgleich das Gebet hernach eine moraliſche Wendung nimmt.

Der Vf. von Nr. 3. iſt nicht Hr. *Heſs*, wie man vielleicht aus dem Titel ſchlieſsen wird, ſondern, wie man aus dem Vorberichte ſieht, Hr. *Joh. Jacob Gradmann* zu Ravensburg, der dem Rec. als Vf. einer Lebensgeſchichte Jeſu nicht bekannt iſt. Er hat ſich einen engern Geſichtspunkt als die vorigen geſetzt und ſchränkt ſeine Betrachtungen bloſs auf *die Lehren von Gott* ein, nicht, wie er ſagt, um ſich an die Spinozas, Herders und Mendelsſohne anzureihen, nicht um den Philoſophen neue Aufſchlüſſe in dieſer wichtigen Lehre zu geben, ſondern um Erbauung zu verbreiten, nicht, um für Philoſophen, ſondern für Chriſten zu ſchreiben, weil für tiefſinnige Denker ſchon vieles über Gott geſchrieben ſey, aber wenig Vollſtändiges für erbauungſuchende Chriſten. Dieſer Zweck iſt allerdings ſehr zu billigen, und Rec. zweifelt auch nicht, daſs dieſe Schrift zur Beförderung deſſelben mitwirken könne, ob er gleich manche Unvollkommenheiten dabey bemerkt hat. Jede Materie wird zuerſt theoretiſch abgehandelt und alsdann werden praktiſche Folgerungen daraus hergeleitet. Dabey fehlt es auch nicht an concreter Darſtellung, ſo daſs die abſtracten Begriffe und Sätze in einzelne Fälle und Beyſpiele aufgelöſt werden. Dagegen iſt der Vortrag des Vf. in einem groſsen Theile ſeiner Betrachtungen ſehr declamatoriſch und weitſchweifig, welches zu manchen ſonderbaren Ausdrücken, z. B. *Chriſtus der Meiſter mit der gelehrten Zunge*, Gelegenheit gegeben hat, (doch haben einige mehr den Ton der ruhigen Unterſuchung, z. E. die von der Weisheit und Güte Gottes,) auch ſind eine gar zu groſse Menge von Schriftſtellen aus dem A. und N. Teſt. angehäuft und die dunkeln ohne alle Erklärung gelaſſen worden. Die Materien ſind zuweilen gar zu kurz und oberflächlich behandelt, z. E. der Beweis vom Daſeyn Gottes, und andere aus einem falſchen Geſichtspunkte betrachtet, wenn z. E. der Nutzen des Erdbebens S. 135. unter andern darin geſetzt wird, daſs die ſchädlichen Inſekten und andere Thiere verſchüttet werden, welches doch nur an den Orten geſchehen kann, wo das Erdbeben ſich mit Heftigkeit äuſsert. Auch fehlt es dem Vf. noch zu ſehr an hellen Begriffen, wovon Rec. nur noch einige Proben liefern will. S. 5. ſagt der Vf. „die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft hat nur ſehr unvollkommene und „ſchwankende Begriffe von Gott, es muſs eine durch „Offenbarung erleuchtete Vernunft ſeyn. Die Verſtändigſten und Einſichtsvolleſten unter den Heiden, „(alſo auch Sokrates, Ariſtoteles, Plato, Zeno u. a.) „wuſsten nicht einmal ſo viel von Gott als *unſere Kinder* wiſſen?" Und doch wird alles im folgenden zuerſt aus der Vernunft bewieſen und dann hinzugeſetzt: das ſagt die Schrift auch. Wie alſo die durch Offenbarung erleuchtete Vernunft von der ſich ſelbſt überlaſſenen unterſchieden ſey, lernt man hier nicht einſehen. S. 34. meynt derſelbe: die (angeführten) Beſchreibungen von Gott im A. T. hätten ſo viel Rührendes und Erhabenes, daſs ſie die berühmteſten Dichter und Redner des Alterthums und der neuen Zeit, und alles, was man Schönes in den weltlichen Schriftſtellern finde, vielleicht auch das Erhabenſte in unſern kanoniſchen Büchern, weit überträfen; und nach S. 60. ſagt Paulus: es iſt ſchrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, d. h. (nach ſeiner Erklärung) zu fallen in den *unendlichen* Zorn desjenigen, der ewig lebt und ſo lange ſtrafen kann, als er es für nöthig findet. Von einigen Sprachunrichtigkeiten, als S. 22. nur der Geiſt Gottes *weiſst*, was in Gott iſt — Engel, Cherubine und Seraphine, will Rec. nichts weiter ſagen.

Der Vf. von Nr. 4. hat viel guten Willen gezeigt, aber der Umſtand, daſs das erſte Manuſcript von ſeinem Andachtsbuche verloren gegangen iſt, hätte er als einen Wink der Vorſehung betrachten ſollen, kein Andachtsbuch zu ſchreiben. Das that er aber nicht, ſondern arbeitete von Neuem das Gegenwärtige aus. *Patrik*, *Doddridge*, *Seiler*, *Tobler*, *Sturm*, *Zollikofer* und *Erneſti* ſind hier nach der Vorrede ſeine Führer und Lehrer geweſen, doch hat er beſonders den 1ten Theil von *Erneſti Predigten* bey der Ausarbeitung dieſer Betrachtungen vor ſich liegen gehabt und iſt ihm Schritt vor Schritt gefolgt, ſo wie er dieſes an mehrern Orten verſichert, und meynt, es ſey Pflicht, eine gute Predigt recht gemeinnützig zu machen, und einem ſolchen Manne, wie *Erneſti* war, nachzudenken, ſey für jeden Prediger wahre Ehre. (Dieſe Ehre, *in verba jurare magiſtri*, will Rec. Hn. B. nicht misgönnen, will aber für ſeine Perſon darauf Verzicht thun.) Und ſo findet man denn auch den guten *Erneſti* in dieſen Betrachtungen und Gebeten, wie er leibt und

lebt, in ſeinem Lehrbegriff, von welchem Hr. B. nicht ein Haar breit abgewichen iſt, und in ſeinem abgeriſſenen, aus lauter kurzen Sätzen ohne periodiſchen Zuſammenhang beſtehenden Predigerſtil, der das Leſen ziemlich beſchwerlich und ermüdend macht, wozu noch die Länge der Abhandlungen kommt, die Hr. B. für ein Verdienſt hält, weil kürzere Andachten wenig nutzen würden. *Der zweyte Abſchnitt* enthält gute Gedanken den Tag über, die ſich beſſer leſen laſſen, die aber auch nicht ſein Eigenthum ſind, ſondern einem berühmten geiſtreichen Schriftſteller, den er aber nicht nennt, angehören; und *der dritte* iſt eine Anweiſung, ſchlafloſe Nächte heilſam anzuwenden, eigentlich Betrachtungen, die man zu dem Zweck gebrauchen kann, denn von einer Anweiſung kommt nichts vor. Den *Schluſs* macht das Vater Unſer paraphraſirt mit kurzen Betrachtungen. In der Gegend, wo der Vf. lebt, und wo Andachtsbücher der Art etwas ſeltenes ſind, wird das Buch nicht ohne Nutzen ſeyn, und die groſse Menge der würdigen Schüler des ſel. Erneſti, werden es auch vielleicht, wie er denkt, *mit lachelndem Wohlgefallen* anſehen.

Hamburg, b. Freyſtatzky u. Rabe: *Die Gleichniſsrede Jeſu vom verlornen Sohne, in vier Buſstagspredigten und einem Verſuche katechetiſcher Bibellehren;* zur Erbauung angewandt von *Andreas Levin Eckard*, Paſtor zu Bevenſen im Lüneburgiſchen. 1794. 132 S. u. 127 S. 8. (12 gr.)

Die Themata der vier Predigten, welche der Vf. über die auf dem Titel angegebene Gleichniſsrede gehalten hat, ſind folgende: 1) *Der traurige und bedauernswerthe Zuſtand eines Menſchen, der ſich von Gott und von der Tugend entfernt, und einen Theil ſeines Lebens in dem Dienſte der Sünde hinbringt.* 2) *Die Gemüthsbeſchaffenheit und das Verhalten eines wahrhaft Buſsfertigen.* 3) *Die Geſinnung und das Verhalten Gottes gegen wahrhaftig buſsfertige Sünder.* 4) *Von der Verbindlichkeit des Chriſten zur Freude über die Rückkehr eines verirrten Sünders.* Die Haupteintheilung und alle Unterabtheilungen ſind vollkommen richtig und ganz nach Anleitung der Gleichniſsrede gemacht. Die Ausführung zeigt von gereinigten Begriffen in der Lehre von der Vergebung der Sünden, und die Sprache iſt durchaus faſslich. Nur daſs die Perioden bisweilen zu lang ſind. Aber bey dem allen ermüdet das Leſen dieſer Predigten auſserordentlich. Der Vortrag iſt höchſt eintönig, wird kaum in einer Stelle etwas andringender und herzlicher und nur ein einzigesmal werden die allgemeinen Sätze durch Beyſpiele anſchaulicher gemacht. Hierzu kommt, daſs die Gleichniſsrede auf das allerweitläuftigſte ausgeſponnen, und das Verhalten des unbeſonnenen, reuigen, umkehrenden Sohnes bis in die kleinſten Stücke mit dem Verhalten des ſündhaften, zur Erkenntniſs gebrachten und ſich bekehrenden Sünders und immer mit denſelben Wendungen und Worten verglichen wird. Auch hat ſich der Vf. ein paarmal nicht in Acht genommen in der weitläuftigen Umſchreibung und Anwendung des Textes etwas Spielendes einflieſsen zu laſſen. Z. B. wenn er mit Rückſicht auf den Umſtand in der Gleichniſsrede, daſs der erfreute Vater dem zurückgekommenen Sohn ein anſtändiges Kleid reichen heiſst, dem bekehrten und begnadigten Sünder (S. 96.) die Worte in den Mund leget: „Ich bin fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit den Kleidern des Heils u. ſ. w."

Die katechetiſchen Bibellehren, oder wie es heiſsen ſollte: *die katechetiſchen Unterredungen über bibliſche Erzählungen*, werden auch beſonders verkauft. Der Titel iſt in der Provinzialſprache ausgedrückt. Es iſt im Kurfürſtenthum Hannover die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daſs auf dem Lande auſser den gewöhnlichen Katechiſationen, den erſten Theil der Winterszeit hindurch, mit der Jugend Unterredungen über bibliſche Erzählungen in der Kirche müſſen gehalten werden. Dieſe mag man dort gewöhnlich: *die Bibellehre* nennen, wie man an einigen Orten das Examen über den Katechismus: *die Katechismuslehre*, nennet; daher vermuthlich der Vf. ſeinen Unterredungen den unrichtig ausgedrückten Titel gegeben hat. Es ſind der Unterredungen ebenfalls viere, nach derſelben Abtheilung der Gleichniſsrede, welche in den Predigten befolgt iſt. Sie gefallen uns noch beſſer als dieſe, und können den Schullehrern auf dem Lande zum Muſter empfohlen werden. Doch will Rec. bey dieſer Empfehlung nicht behaupten, daſs nicht manche Frage anders hätte gewendet und manche zu lange Ermahnung hätte abgekürzt werden ſollen. Auch iſt es falſch, wenn der Vf. (S. 17.) ſagt: „Träbern, war eine gewiſſe Frucht im jüdiſchen Lande, die ſo wie unſre Eicheln zum Schweinfutter gebraucht wurde." Nicht Träbern, ſondern das im griechiſchen Text ſtehende κερατια (Johannisbrodt) zeigt eine ſolche Frucht an. Bedenklicher als dieſer Fehler iſt die Art, wie er die Theurung, wobey der unglückliche junge Menſch ſeine Thorheit fühlt, darſtellt. Er wirft die Frage auf: „war das nicht eine auſserordentliche Fügung der göttlichen Vorſehung?" und vorher läſst er die Behauptung gehen; „Gott läſst bisweilen für ruchloſe Sünder auch in dieſem Leben *beſondere* Züchtigungen erfolgen." Erfolgt wohl in einem Lande Theurung zur *beſondern* Züchtigung der Ruchloſen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp: *Die Zöglinge der Natur.* Ein Roman, worin Menſchen handeln. *Erſter Theil.* 1793. 416 S. *Zweyter Theil.* 1794. 468 S. 8. jeder mit zwey Kupfern. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ſetzt darauf, daſs er *Menſchen*, d. i. wie es die Vorrede erklärt, keine ideale und tranſcendentale Weſen handeln läſst, ein vorzügliches Verdienſt ſeiner Arbeit. Allein bey näherer Bekanntſchaft mit ihr nimmt man wahr, daſs in der That nur Ideale gegen Karrikaturen vertauſcht ſind; in der wirklichen Welt finden ſich die grellen Farben und die ſtarken Schraffirungen, mit welchen der Vf. ſeine Geſchöpfe zeichnet, ſo wenig als die Ideale der Vollkommenheit. Zu dieſer Unnatur kömmt noch eine auffallende Inconſequenz in Charakteren, Grundſätzen und Handlungen: die erſtern werden nur gemalt, aber nicht entwickelt: das Raiſonnement nicht aus den Handlungen gezogen, ſondern nur erzählend ihnen angeknüpft: in der Anlage der Geſchichte und in ihrer Entwickelung macht eine Unwahrſcheinlichkeit der andern Platz; der Vortrag iſt weitſchweifig: der Dialog, wo er eingewebt iſt, ſteif und unnatürlich: die komiſchen Scenen überladen von gewaltſamen Reizungen zum Lachen, und dennoch arm an ächter Laune. Einzelne feine Bemerkungen, die eben ſo richtig gefaſst als gut geſagt ſind, und einzelne treffende Schilderungen wägen auf dieſe Art freylich jene Mängel des Ganzen nicht auf, ſo wie für den erzählenden Vortrag des ungleich gröſsern Theils, die Briefe, deren Ton der Vf. weit glücklicher trifft, keine Entſchädigung geben. — Warum übrigens der Titel, Zöglinge der Natur, ankündigt, klärt ſich nirgends auf: kaum erwarten wir das von den folgenden Theilen, da die noch ungeendigte Geſchichte ſchon ſo weit vorgerückt iſt.

Leipzig, b. Kummer: *Die Landfamilie zu Thalheim.* Freunden ländlicher Freuden gewidmet. 1793. *Erſtes Bändchen.* 192 S. — *Zweytes Bändchen.* 181 S. 8.

Die Addreſſe an die Freunde ländlicher Freuden läſst ſich nur dann rechtfertigen, wenn man ſich überreden will, daſs jene Freuden in dem Anſchaun der ſeltſamſten Verkettungen von allem grauſenvollen, was die menſchliche Bosheit zur Quaal ihrer Nebengeſchöpfe erſinnen kann, beſtehen. Denn dies macht den Inhalt dieſer Geſchichte, wo Verrätherey, Eydbrüchigkeit, vielfacher Mord, durch eine äuſserſt abentheuerliche Entwickelung in Verbindung zweyer Liebenden und im Wiederfinden eines verlornen Sohnes, ſich auflöſen. Wir geſtehen, daſs wir weder der grotesken Erfindung, noch dem in kraftloſer Empfindeley ſich auszeichnenden tändelnden Vortrag einen Geſchmack haben abgewinnen können.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Leidenſchaft und Delikateſſe oder Geſchichte einer jungen Engländerin.* 1794. 383 S. 8. (1 Rthlr.)

Dies iſt ein ſchon im Muſeum für Frauenzimmer abgedruckter Auszug eines engliſchen vier Bände ſtarken Romans, Cornelie Sedley von Montague. Die Schonung des Ueberſ., der uns nur ein mäſsiges Bändchen gab, verdient allerdings unſern Dank, da das, was wir erhalten, ungefähr errathen läſst, daſs wir an dem, was zurückbleibt, nicht viel verlieren. Wirklich unterhält die hier in Briefen ziemlich gut vorgetragene Geſchichte, und vorzüglich thut es wohl, nach der Ermüdung von Ritter- und Heldenunweſen, einmal bey wahren und der Menſchheit angemeſſenen Empfindungen wieder zu ſich ſelbſt zu kommen: allein es fehlt ihr doch ganz an hervorſtechenden Seiten: Charaktere, Empfindungen und ihre Schilderung, Situationen, Gang der Liebe und ihre Bedenklichkeiten — alles iſt das gewöhnliche Echo der beſſern Romane. Ueberdies mangelt es dem vor uns liegenden auch an Einheit, und er zerfällt wirklich in zwey nur ſchwach verbundene Theile, wovon der eine ſich um die ſonderbare Bedenklichkeit dreht, „ob ein rechtſchaffner Mann, ohne Religion, ein guter Ehemann und Hausvater werden könne?" Leider! ſtreiten ſich hier die Handelnden mehr um Schatten, als um Wahrheit, und, wie das freylich oft zu geſchehen pflegt, ſcheinen ſie ſelbſt nicht zu wiſſen, was ſie unter Religion verſtehen. Daher endigt ſich auch dieſer Haupttheil des Ganzen in eine kahle Bekehrung auf dem Todbette, die ſehr unerwartet käme, wenn nicht bey einem Sterbenden jede Inconſequenz verzeihlich wäre.

Wien u. Leipzig, in d. Dolliſchen Buchh.: *Albert der Abenteurer.* Ein ſatyriſcher Roman. 1794. 240 S. 8. (16 gr.)

Auch dieſe Lectüre läſst von Seiten der Neuheit gänzlich unbefriedigt. Nicht bloſs die Erfindung einer Reiſe nach dem Mond gehört zu den ſehr verbrauchten Formen, ſondern auch die Wahrheiten, die durch dieſe Veranlaſſung mitgetheilt werden, ſind nur das gewöhnlichſte, was man über Gebrechen der

Digitized by Google

Menſchheit zu hören pflegt. Allein dieſer Tadel trifft keinesweges den Vf., ſondern nur den Ueberſetzer, der dieſe Arbeit, (die man, nach einer Note, dem Grafen Kraſicki, Biſchof von Ermeland, zuſchreibt,) aus dem polniſchen Original in ein ſteifes Deutſch übergetragen hat, ohne zu überlegen, daſs das, was einer Nation, bey welcher eine Gattung von Geiſteswerken erſt eingeführt wird, neu und ſchmackhaft iſt, es nicht in gleichem Grad für eine Nation ſeyn könne, welche eben mit dieſer Form ſchon ſo auſserordentlich oft unterhalten, und zuletzt ermüdet wurde.

Wien, b. v. Möſle: *Der deutſche Diogenes oder der Philoſoph nach der Mode.* Ein Roman m. (2) K. 1792. 328 S. 8. (16 gr.)

Iſt in Stil und Aberwitz den elendeſten Producten der Jahrmarktsbuden gleich; ja es ſteht noch unter den Eulenſpiegeln und ähnlichen Werken, die wenigſtens in dem Zeitalter ihrer Schöpfung ihre Entſchuldigung finden.

1) Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Saint-Flour und Juſtine,* oder Geſchichte zweyer Liebenden, wie es deren wenige giebt. Nach dem Franzöſiſchen von *Anton Adolph Hayder.* 1795. 314 S. 8. (21 gr.)

2) Weiſsenfels u. Leipzig, b. Severin: *Louiſe Düval.* Geſchichte einer franzöſiſchen Emigrantin. 1795. 286 S. 8. (18 gr.)

Nr. 1. iſt in Briefen von S. Flour an Joſeph abgefaſst. Eine Declaration, wie dieſe, giebts freylich wenige. „Ich kniete mit einem Knie nieder: theuer„ſte Juſtine, von dieſem Tage an wähle ich dich zur „Mutter meiner Kinder. Angebetetes Weib, du biſt „in meinen Augen kein weibliches Geſchöpf mehr, „ſondern eine gütige Gottheit, die meine Exiſtenz „verewigen ſoll. Aus deinem Schooſse will ich wie„dergeboren hervorgehn, damit ich Fleiſch von dei„nem Fleiſche, Bein von deinem Beine, Blut von deinem „Blute, und dein andres Du werde, und wir ſo durch „unſre Kinder vermiſcht nur Ein Weſen ausmachen.“ Dabey muſs allerdings dem Mädchen die Nadel aus der Hand fallen: nur begreifen wir nicht, wie ſie den Liebhaber ſo liebevoll ſchmachtend anſehen kann. An einem andern Orte heiſst es: „Ich genoſs alle Selig„keit, die ein Sterblicher, ohne vor Wonne zu ver„gehen, nur genieſsen kann.“ „Ich kann nie von „Hochzeit ſprechen hören, ohne daſs ich Herzklopfen „bekomme.“ Wenn Flavicourt nicht Abwechslung ins Spiel brächte, ſo müſsten die Liebenden vor Einförmigkeit ſterben. Juſtine erzählt ihre Entehrung. Die Nebenbuhler ſchlagen ſich. S. Flour bohrt den Flavicourt durch und durch, und wirft ihn ins Waſſer. Hierauf begiebt er ſich auf Reiſen, ſucht Ruhe und findet ſie nicht, will dann wieder Juſtinen ehligen, erfährt aber, daſs ſie ſchon verheirathet ſey. Indeſſen wird Juſtine über ihn zur Ehebrecherin, und ſtirbt im letzten Acte als eine Selbſtmörderin in dem Arme ihres Geliebten, den ſie vorſetzlich verführt hat. Und die Moral — ſoll ſeyn, daſs es unmöglich ſey, ſich von dem Laſter loszuwinden, wenn man ſich ihm einmal ergeben hat; — eine Moral, die der Fr. v. Schöps, der das Buch zu beſondrer Protection empfohlen iſt, fürwahr eine Schamröthe koſten dürfte.

Nr. 2. Die Geſchichte der franz. Revolution hat im einzelnen eben ſo intereſſante Situationen hervorgebracht, wie ſie im Ganzen merkwürdige Scenen erzeugt hat: und ſollten wir die verborgne Geſchichte mancher Emigranten kennen, wir würden ſehen, daſs der Zufall oft ſchöner dichten kann, wie die lebhafteſte Einbildungskraft eines Romanſchreibers. Der Vf. der Louiſe Düval hat ſich eine dieſer Situationen ausgemalt, und ob er wohl die Begebenheiten etwas wunderbar in einander geflochten hat, ſo kann man ihm doch den Ruhm eines Schriftſtellers nicht ſtreitig machen, der ſich über das Mittelmäſsige zu erheben ſucht. L. Düval, die Geliebte eines franz. Republikaners und die Tochter eines Ariſtokraten, ſoll mit ihrem Vater auswandern. Ihr Geliebter entführt ſie. Auf der Flucht wird ſie von deſſen Nebenbuhler erkannt, dem Geliebten entriſſen, und in ein Kloſter gebracht. Der geiſtliche Aufſeher des Kloſters, der ſich in den neuen Ankömmling verliebt, ſchafft ſie aus dieſem Kloſter in das ſeinige, und hier wird ihre Tugend auf alle nur mögliche Proben geſtellt. Zuletzt dringt ihr Geliebter ins Kloſter und errettet ſie. Bey der Belagerung von Maynz fällt ſie mit ihm in preuſsiſche Gefangenſchaft, und wird ſehr anſtändig behandelt. Unglücklicher Weiſe aber wird ſie von dem Nebenbuhler wiedergefunden, und aufs neue entführt. Sie entläuft und fällt einem Schwarme von Republikanern in die Hände, die ſie für eine Emigrantin anſehn, und ihr den Proceſs machen. In dem Augenblicke aber, wo ihr Kopf unter der Guillotine fallen ſoll, zeigt ſich ihr Geliebter, verbürgt ſich für ihre Unſchuld, und laſst ſich mit ihr nach Frankreich transportiren, wo nach einer kurzen Unterſuchung beide freygeſprochen werden.

Man muſs bedauern, daſs der Vf. ſich in der Vorrede über ſeine gemäſsigten Grundſätze entſchuldigt, die ihm gewiſs bey allen Vernünftigen zur Ehre gereichen werden.

Leipzig, b. Gräff: *Aurora,* ein romantiſches Gemälde der Vorzeit. Erſter Theil. 1794. 256 S. Zweyter Theil. 1795. 258 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die *Vorzeit,* in welche die Epoche der hier erzählten Begebenheiten gehört, iſt das ſechszehnte Jahrhundert der italieniſchen Geſchichte; *romantiſch* verdient das Werk nur zu ſehr zu heiſsen, indem es aus einem Labyrinthe von Intrigue, und einem Gewebe von Abentheuern beſteht. *Aurora* ſpielt, aus ehrgeizigen Staatsabſichten, im erſten Theil, um als eine uneheliche Tochter des Herzogs von Ferrara dieſes Herzogthum zu erlangen, im zweyten, um eine Revolution in Portugall zu bewirken, Kabale auf Kabale; Meuchelmord, Banditenſtreiche, kurz, alles, was ſie für Mittel hält, ihre Abſichten zu befördern, gilt

ihr

ihr gleich, ſie ſetzt ſich unaufhörlich den gröſsten Gefahren aus, und verwickelt ſich endlich ſelbſt ſo, daſs ſie nur durch Selbſtmord den Ausgang finden kann. Ihr unbeſchränkter Ehrgeiz, der ſie verleitet, ſo viele andere Menſchen zu miſsbrauchen und unglücklich zu machen, und ihre Unmenſchlichkeit rauben ihr die Theilnehmung des Leſers, ſo ſehr auch ihre Schlauheit Bewunderung erregt. Ihre Liebe, ſo ſchwärmeriſch ſie auch ſcheint, wirkt wenig, weil man immer argwohnen muſs, daſs ſie nur affectirt, um ihre Plane deſto eher auszuführen. Ihr Liebhaber *Rinaldo* iſt ein ſchwacher gutherziger Menſch, der Muth zu haben ſcheint, und in der Gefahr doch zittert, der nicht die Maſchine eines andern ſeyn will, und ſich doch von den Feſſeln nicht losreiſsen kann, in die er gerathen iſt, der den treuen Liebhaber machen will, und dennoch Untreue begeht, der unbedingte Folgſamkeit gelobt und ausübt, ohne die Abſichten zu kennen, zu denen er gebraucht werden ſoll. Wer kann einen ſolchen Menſchen bey den vielen Verlegenheiten und Lebensgefahren, worein er ſich ſtürzt, wer kann ſein tragiſches Ende bedauren? Auſser jenen beiden Hauptperſonen findet man noch eine Menge Helfershelfer und Spieſsgeſellen der *Aurora*, lauter Böſewichter und Waghälſe, immer einen ſchwärzer, als den andern. Denn *Aurora* iſt das Oberhaupt eines geheimen Bundes, der ſich weit ausgebreitet hat, und deſſen einzelne Mitglieder, ſelbſt mit dem Zweck der Geſellſchaft unbekannt, von ihr geleitet werden, ohne daſs ſie es wiſſen. Die Beſchreibungen der Aufnahme in dieſe geheime Geſellſchaft, und ihrer Verfaſſung, der myſtiſche Schleyer, der bis ans Ende über der ganzen Geſchichte liegt, indem *Aurora* bis zuletzt eine unbekannte und unerklärbare Perſon bleibt, und die mannichfaltigſten Rollen ſpielt, deren Endzweck verborgen iſt, die Geiſtererſcheinungen und Zauberſcenen, die unerwarteten und gräſslichen Auftritte (Duells, Verwundungen, Mordthaten, Blutverſchwörungen), die das Ganze ſo ſchauderhaft machen, die erneuerten Schickſale der *Aurora* im zweyten Theile, nachdem man ſie am Ende des erſten getödtet glaubte, und ſo viele andre wunderbare Dinge ſind zu ſehr nach dem jetzigen Modegeſchmack, als daſs das Buch nicht viele Leſer finden ſollte, zumal da der Ton der Erzählung in demſelben raſch, kurz, leicht, und doch kraftvoll iſt.

Leipzig, b. Sommer: *Der Garten der Natur in vier poetiſchen Epiſteln*, von D. *J. G. Tralles.* 1795. 304 S. 12.

Ein *Garten der Natur* heiſst hier ſo viel, als ein Garten, bey deſſen Anlage man mehr den Winken der Natur, als den Regeln der Kunſt gefolgt iſt; und über die Einrichtung deſſelben hat Hr. *T.* hier die nöthigſten Vorſchriften in einem Lehrgedicht vortragen wollen. In der erſten Epiſtel zeigt er, daſs die Gartenkunſt in der Verſchönerung der Natur durch die Kunſt beſtehe, daſs die Kunſt ſuchen müſſe, Empfindungen zu erregen, daſs der Contraſt ein vortreffliches Mittel dazu ſey, und daſs man bey der Anlage eines Parks auf ſchickliche Anpflanzung des Baumwerks, und auf Benutzung der Felſen ſehen müſſe. Die zweyte Epiſtel handelt von der Benutzung der verſchiednen Arten des Gewäſſers bey Anlage eines Parks. In der dritten Epiſtel beſchreibt der Vf. die Verſchiedenheit der Gärten nach Beſchaffenheit des Klimas und der Gärten, nach dem Eindruck, den ſie hervorbringen ſollen, nach den Jahrs- und Tagszeiten, und nach dem Stand des Beſitzers. In der letzten Epiſtel redet er von den Gebäuden und andern Verzierungen des Parks, von der Bildung des Parks zu einem Ganzen, und von der Geſchichte der Gartenkunſt. Was der Vf. aus der Theorie des Gartenbaues ausgehoben, erſchöpft zwar dieſen Gegenſtand nicht, man findet zwar bey ihm keine neuen Ideen, (er geſteht ſelbſt, daſs er wenig würde haben leiſten können, wenn ihm nicht ein Freund *Hirſchfeld's* Werk geliehen hätte,) aber ſeine Grundſätze ſind richtig und wahr, und in dem ganzen Gedichte ſind viel Spuren von Beleſenheit. Sonſt aber fehlt noch viel daran, daſs wir, ſo ergiebig und bequem auch dieſer Stoff für einen didactiſchen Dichter iſt, in dem Vf. einen deutſchen *de Lille* oder *Maſon* erhalten hätten. Die Regeln ſind bald trocken, bald geſchwätzig vorgetragen, die Epiſoden und Digreſſionen, unter denen ſich bey dem Vf. die Hauptſache nur zu ſehr verliert, beſtehen meiſtens in matter Moral, oder in niedriger Satire. Man ſieht einige poetiſche Anlagen bey dem Vf. in ſolchen Epiſoden, wie in der von *Hirſchberg's* Helikon in der erſten Epiſtel, in der von einer verſtorbenen Geliebten S. 169. in der Erinnerung an ein durch den Krieg verlornes Gut S. 264., und in einigen Naturſchilderungen, vornehmlich von Gegenden ſeines Vaterlandes, der Schweiz, aber, wenn er ſich auch ein wenig erhebt, ſo ſinkt er bald, oft mitten in der beſten Fiction oder Beſchreibung, deſto tiefer. Die Sprache wird nicht allein oft ganz Proſa, ſondern gar geſchmackloſe Proſa. *Zum Wirrwar ſich verlieren; ausgeſchwitzte Feuchtigkeit; knolligt Gemüſs; Granit-Wacken; Spatzier-Durchaue*, und ähnliche Ausdrücke prangen hier in Verſen. Der Vf. bedient ſich ſo unedler Ausdrücke, wie folgende: *Ein vermaledeiter Weg; wohin rennt mein Geſang; Thalie, die abgefeimte Spötterin; ein jeder Naſeweis; ein erzdummer Koboltsſtreich; ein Lumpengulden; ſie hört den ſchwächſten Huſten des Flohs; am Schreibtiſch kalmäuſern; dem Buben mit der Birke derb übers Fell gerben.* Sogar ins Ekelhafte gehen zuweilen ſeine Ausdrücke über, er ſpricht von ſinnigten Kupfernaſen, von ſchimmlichten Schlammlagen, die grün verſauren, vom blähenden Windgeſtöber des Grimmdarms, das den Kopf verdüſtert, von einem, der durch die Speichelkur abgemergelt, unſittlich geifert. Zuweilen hat er ſo ſonderbare Redensarten, wie *Ruhm mähen, die Nerven beben zornig, bangſam, Dunkeley, Schlingäſte, entglinſten, ans Buch verſteift, die Harfe verlahmt.* Manche unpaſſende Ausdrücke hat offenbar der Reim herbeygeführt, oft iſt der Quantität der Sylben Gewalt gethan, und von Wohllaut muſs der Vf.

gar kein Gefühl haben, ſonſt hätte er nicht Verſe, wie folgende, machen können:

Daſs Kunſtfleiſs noch zwar,, doch vereint mit müden
Neigungen geiſtigrer Empfindung blüht —
Der Franken mördriſches Banditenheer —
Blitzſchnell ſtürzt die ſchwerdtſcharfe Guillotine —
Die durch Selbſtfleiſs erlernte, nicht gemeine
Schmelzkünſtler-Kenntniſs fruchtreich offenbart.

Auf ſolche Stellen paſst, was der Vf. S. 212. (In ſeiner ſeltſamen Sprache) von dem *eingekeilten Reime des Verſes*, und vom *zahen Marterreim* geſagt hat.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Leben und Wanderungen eines Phyſiognomiſten*, ein Pendant zu *Muſaus phyſiognomiſchen Reiſen.* 1795. 460 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Daſs ein *Gegenbild* gleich in der folgenden Meſſe nach dem *Urbilde* erſcheint, iſt in der Regel; denn es iſt nun einmal deutſcher Brauch, daſs, wenn jemand mit Beyfall des Publicums Karouſſel fährt, ſich gleich zehn andre blind mit auſſetzen wollen. Aber nach Verlauf von *ſiebzehn* Jahren, da *Muſaus* ſelbſt in den Glasſchränken, niedlich eingebunden — ſtehen bleibt, möchte es für den Pendant ſchwer halten, geleſen, geſchweige denn neben ihm aufgeſtellt zu werden. So wie jetzt die Aerzte nicht mehr über die Kriebelkrankheit und die Influenza, ſondern über Lazarethfieber und Nervenzufälle ſchreiben: ſo ſollte der Romanen- und Satirenſchreiber unſrer Tage ſich eher jeden andern Gegenſtand wählen, als die Phyſiognomik, über die ſo viel im Ernſt und im Scherz geſchrieben worden iſt, daſs dem Publicum vor allen Kritiken und Spöttereyen darüber, wie vor der Wiſſenſchaft ſelbſt, ekelt. Von S. 131. an, wo der Held zuerſt das phyſiognomiſche Steckenpferd beſteigt, bis S. 412., wo ſeine Bekehrung anfängt, nehmen ſeine Grillen und Räſonnemens über dieſe Wiſſenſchaft, und ernſtliche Beurtheilungen und Satiren über ſie und ihren Urheber den ganzen Raum ein. Hat nun gleich der Vf. manche gute und richtige Gedanken, und in den ſatyriſchen Stellen manchen launigen Einfall darüber: ſo iſt dies alles doch demjenigen nicht neu, der die Schriften von *Lichtenberg* und *Muſaus* geleſen hat; der Mangel an Handlung wird dadurch nicht erſetzt, und da vieles davon noch obendrein oft wiederholt und gedehnt wird, ſo kann die Langeweile nicht ausbleiben. Die Satiren auf *Lavater* ſelbſt miſsfallen nicht allein, weil er um der Phyſiognomik willen ſo viel Streiche hat leiden müſſen, ſondern auch weil ſie von einem unbekannten höchſtmittelmäſsigen Schriftſteller herkommen. Auch *Muſaus* Schreibart iſt nachgeahmt; wenn aber gleich dem Nachahmer zuweilen einige Bilder glücken, ſo ſieht man doch meiſtens, daſs er ängſtlich darnach gehaſcht hat, auch werden ſie zu ſehr gehäuft. Am beſten ſind Sprache und Geſinnungen in der Rolle des Landpredigers, der, frey von aller Schwärmerey, alles in einem wahren Lichte betrachtet. Der Vf. hat ſeinen Stil durch gar zu viel ausländiſche Worte entſtellt, z. B. *Tumeſcenz*, *Sufficienz*, *Titillation*, *calmirt*, *erudit*, *imbibiren.* Da der Held ſeine Schickſale ſelbſt erzählt, und doch nur ein Halbgelehrter ſeyn ſoll, ſo klingen ſolche Ausdrücke in ſeinem Munde deſto ſonderbarer.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen *erſchienen*:

Berlin, b. Wever: *Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen.* 12tes Stück, enthält: von der Federviehzucht und insbeſondre von der Gänſe-, Enten-, Truthühner-, Schwanen- und Faſanenzucht, von *J. G. S.* 1796. 161 S. 8. (9 gr.)

Leipzig, b. Böhme: *Juſtus Graf von Ortenburg.* Ein Gemälde menſchlicher Glückſeligkeit. 5ter Th. 1796. 260 S. 8. (21 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Liegnitz* u. *Leipzig*, b. Siegert: *Belehrungen für diejenigen, welche Taſchenuhren tragen, in Abſicht ihrer Beſchaffenheit, Beurtheilung, Kaufens, Ausbeſſerung und Verhaltung.* Nebſt einem Anhang *uber Wand- und Tiſchuhren.* Nicht für Künſtler und Uhrmacher, ſondern fürs Publicum. Von *F. A. S.* 1795. 88 S. 8. Mit einem Kupfer. (6 gr.) Der Inhalt dieſer Belehrungen entſpricht vollkommen ihrem Titel, und der Vf., ein Uhrmacher von Metier, verbindet mit den gehörigen Einſichten auch den Charakter des ehrlichen Mannes; indem er hier mit aller Aufrichtigkeit ſich uber den Bau der Sackuhren nach ihren vorzuglichſten Arten erklärt, und zugleich die Regeln für ihre Erhaltung giebt, die mancher andere gerne zu ſeinem Nutzen für ſich behält. Es verdienen daher dieſe aus Erfahrungen geſchöpfte Belehrungen geleſen und befolgt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Felisch: *Verſuch einer medicinischen Topographie von Berlin*, von *L. Formey*, K. Leibarzte und Oberſtaabsmedicus, des Obercollegii medici und des Obercollegii ſanitatis Rathe, der K. Hofapothekencommiſſion Mitgliede. 1796. XII u. 382 S. gr. 8. nebſt mehrern Liſten.

Obgleich wir uns durch dieſes Werk von neuem überzeugt haben, daſs medicinische Topographieen von Ländern und Städten, welche keine beſondre endemiſche Krankheiten haben, nicht geeignet ſind, ein neues oder groſses Licht auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände der Arzneykunde zu werfen; ſo erkennen wir doch das Verdienſtliche dieſer mühſamen Unternehmung lebhaft an. Den Einwohnern Berlins iſt viel Lehrreiches geſagt. Es wäre zu bedauern, wenn dieſe Schrift nicht die Aufmerkſamkeit der ganzen dortigen Leſewelt auf ſich zöge. Berlins Aerzte werden gern hier ſo vieles geſammelt und aufs Reine oder zur Sprache gebracht ſehen, da die vielen mitgetheilten Nachrichten ſelbſt auswärtige Aerzte nicht wenig intereſſiren. Vorzüglich aber iſt die Freymüthigkeit eines Arztes, der ſo anſehnliche Stellen bekleidet, in Aufdeckung der groſsen Mängel der Medicinalanſtalten und der medicinischen Polizey nicht genug zu rühmen, zumal da der Vf. mit vieler Feinheit zu tadeln verſteht, ohne perſönliche Vorwürfe zu machen und mit der wohlwollendſten Anerkennung jeder kleinen Bemühung, irgend eine Verbeſſerung zu bewerkſtelligen. Es gereicht den preuſsiſchen Staaten und beſonders der Hauptſtadt zur groſsen Ehre, daſs ein ſich nennender Schriftſteller ohne Furcht, ſeine Verhältniſſe zu ſtören und ſich allgemeinen Verunglimpfungen auszuſetzen, der Wahrheit und Vernunft ſo unbefangen huldigen darf; und noch immer ſind unter den deutſchen Staaten nur wenige in einer eben ſo glücklichen Lage.

Es ſey ein in jeder Rückſicht unverantwortlicher und höchſt ſchädlicher Misbrauch, daſs die Nachteimer in die Spree ausgegoſſen werden, wodurch der Fluſs ſelbſt verdorben, ſein Waſſer, das zur Bierbrauerey gebraucht wird, ekelhaft und ungeſund und zu ökonomiſchen und mechaniſchen Abſichten, die ein reines Fluſswaſſer erfodern, untauglich werde. Der Unrath könnte zur Verbeſſerung der umliegenden Sandäcker ſo nützlich verwandt werden. Selbſt die Misbräuche beym Ausſchütten der Eimer werden nicht gehoben. Der S. 13. angeführte Groſsinger iſt wahrſcheinlich der Vorgänger des Vf., der verſtorbne Möhſen, der unter dieſem Namen in der Berliner Monatsſchrift ſchrieb. Die vom Hn. Apotheker Roſe, auf des Vf. Veranlaſſung angeſtellte Unterſuchung des Waſſers von ſechs Brunnen in Berlin wird mitgetheilt. Das Reſultat fiel befriedigend aus. In einzelnen Fällen beſchwert das Brunnenwaſſer jedoch den Magen, erhitzt und verſtopft. Den eine halbe Stunde von Berlin gelegnen Friedrichsgeſundbrunnen unterwarf derſelbe Chemiker mit dem Vf. einer neuen Prüfung, die hier abgedruckt iſt und mit der Erfahrung übereinſtimmend ausſagt, daſs nicht ſehr groſse Heilkräfte zu erwarten ſind. Es herrſche viel weniger Luxus in Berlin als in andern groſsen Städten; die Einwohner theilen lieber den Armen von ihrem Ueberfluſs mit. Mancher findet ſich doch, der an einem Abend ein halb Dutzend Quartbouteillen der ſehr ſtarken Biere zu ſich nimmt. Man müſste das Branntweintrinken in öffentlichen Häuſern nicht erlauben, wo die Unterhaltung zum häufigern Trinken reizt. Das viele Bauen iſt ein Unglück für die geringern Klaſſen. Die kleinern Häuſer, die man ihnen überlaſſen muſste, werden in groſse Gebäude umgeſchaffen. Daher ſind groſse Wohnungen im Ueberfluſs und verhältniſsmäſsig wohlfeil zu haben, kleine dagegen werden immer ſeltner und theurer und der Arme findet kaum ein Obdach. Er muſs ſich immer mehr einſchränken. Bey den häufigen königlichen Bauten ſollte man auf die Bedürfniſſe der untern Stände Rückſicht nehmen. Unter dem Adel, den begüterten und den höhern Klaſſen findet man mehr Vorurtheile als beym gemeinen Mann. Jeder noch ſo grobe Charlatan kann die Vornehmern für ſich einnehmen. Gerade die abgeſchmackteſten und widerſinnigſten Behauptungen eines Glücksritters verſchaffen ihm Achtung und Zutrauen. Sehr bald wird er in allen Geſellſchaften als ein auſserordentlicher Menſch auspoſaunt und bald darauf eingeführt, und jeder vertrauet ſich demſelben unbedingt an. Geheime und Univerſalarzneyen haben beſonders von jeher viel Glück gemacht, und noch ganz kürzlich wurde einer der elendeſten und gröſsten Charlatans von der vornehmſten Klaſſe der Einwohner als ein zweyter Aeſculap verehrt. Huſten, Blutſpeyen, Lungenentzündungen ſind dort häufige Folgen des Tanzes, welche in Auszehrungen und Schwindſuchten übergehen. Die Luſtſeuche ſey nicht ſo allgemein, als viele glauben. Die Zahl von gewiſſen öffentlichen Häuſern beläuft ſich auf einige achtzig, und die Zahl der von Wundärzten zu unterſuchenden Mädchen auf 358 (im Jahr 1795), worunter 23 als veneriſche befunden wurden. 7 waren ſchwanger oder in Wochen. Die Polizey fehlt, daſs ſie den

Digitized by Google

Genuſs berauſchender Getränke, der Muſik und des Tanzes an dieſen Orten geſtattet. Mit der gröſsten Aufmerkſamkeit und Strenge müſste ſie aber gegen die Dirnen verfahren, welche auf öffentlichen Straſsen und in abgelegnen Gegenden ſich aufhalten. Sie ſind gewöhnlich angeſteckt und zu jeder Art der ſchändlichſten und widernatürlichſten Exceſſe bereit. Die unehelichen Schwangerſchaften ſind dennoch häufig. Unter hundert Geburten koſtet eine der Mutter das Leben; in den letzten zehen Jahren hat die Anzahl der Todgebornen beträchtlich abgenommen. Unter 469 Perſonen, welche in 3 Jahren über achtzig Jahr alt wurden, waren 163 Frauen mehr als Männer. Das Verhältniſs der Gebornen zu den Geſtorbnen iſt ſehr vortheilhaft für Berlin, indem es das natürliche Verhältniſs nicht einmal erreicht. Aber mehr als die Hälfte aller gebornen Kinder ſtirbt in den erſten Jahren wieder. An Rettungsanſtalten für Ertrunkene u. ſ. w. fehlt es noch in Berlin. Alle Jahre verunglücken auch dort einige Menſchen beym Baden. Das geſetzmäſsig befohlne Wurmſchneiden nennt Hr. F. mit Recht unnütz, unzweckmäſsig und ſelbſt lächerlich. Der Caſtration der Hunde trauet er doch wohl zu viel. Es vergeht ſelten ein Jahr, wo nicht mehrere Menſchen an Vergiftung ſtarben, und der Mangel an Fürſorge und die Nachläſsigkeit, mit welcher man oft mit Giften umgeht, muſs mit Recht gerügt werden. Eigentliche endemiſche Krankheiten gebe es in Berlin nicht. An *Rötheln* ſind in 11 Jahren 1080 geſtorben; am Scharlachfieber in demſelben Zeitraum nur 209. [Es iſt auffallend, unter dem Namen Rötheln, Ritteln, *rubeolae*, bey den preuſsiſchen Aerzten einer Krankheit erwähnt zu finden, welche tödlicher iſt, als ſelbſt das Scharlachfieber, und ſie mit Zufällen geſchildert zu ſehen, welche eine ganz andre Krankheit darſtellen, als den nie gefährlichen Ausſchlag, den man im übrigen Deutſchland ſo nennt. Hr. F's. Ausſage kommt mit *Selle's medicina clinica* überein. Sie ſollen, wie es daſelbſt in der 6ten Auflage heiſst, *mit einem ſchlimmen Hals* eintreten, der die Krankheit bey einem faulichten Fieber ſo miſslich macht; der Ausſchlag ſoll erhabner und mit einer eiterartigen Feuchtigkeit angefüllt ſeyn; er vergeht mit Abläſung der Epidermis. Nun führt aber Hr. Geheimerath *Selle* in der 2ten Auflage der Pyretologie andere weſentliche Umſtände an, der Ausſchlag wird genannt *puſtulae miliaribus ſimiles* und *ſubſequitur nonnunquam tumor cutis leucophlegmaticus*. Des verſtorbnen Ziegler in Quedlinburg mit Sorgfalt ausgeführte Angaben in ſeinen *Beobachtungen* (Leipzig 1787) ſtimmen mit dieſen Beſchreibungen nicht überein. Vielleicht findet ſich in *Orlovii progr. de rubeolarum et morbillorum diſcrimine. Regiomon.* 1785 wiederum eine andre Darſtellung. Wenigſtens ſehen wir in einem kleinen, uns gütigſt mitgetheilten ſchriftlichen Aufſatz eines berliner Arztes, der, als eine vornehme Standesperſon aus Hannover in Berlin die Rötheln haben ſollte, Hn. Leibmedicus Wichmann zugeſchickt wurde, ganz andre Erſcheinungen unter dieſen Namen zuſammengeſtellt. Dieſer groſse Diagnoſtiker fällte das Urtheil, *dieſe* Schilderung käme mit dem überein, was er als *Eſſera* oft geſehen habe. Die gedruckten Nachrichten über die Rötheln führen aber zur Muthmaſsung, daſs das Eigenthümliche der Rötheln entweder im Preuſsiſchen mit Unrecht vom Scharlachfieber geſchieden oder in der übrigen Welt mit Unrecht damit verwechſelt werde. Man vergleiche nur die beſten Beobachter des Scharlachfiebers als *Withering's account of the Scarlet fever and Sorethroat. London* 1779, *Frank* u. ſ. w. So wenig ſolche Verwirrungen auch oft Einfluſs auf die Heilmethoden haben, ſo entehren ſie doch die Kunſt und führen den Beobachtungsgeiſt von der richtigen Bahn ab. Wir fodern daher den Vf. dieſer Topographie und den groſsen Beobachter Selle angelegentlichſt auf, durch eine genügende diagnoſtiſche Unterſuchung in der Manier von Wichmann hier volle Aufklärung zu geben. Unſer Miſstrauen wird man entſchuldigen, da ein alter berliner Praktiker, Hr. Rath *Richter* noch 1795 in ſeinen Beyträgen zur Fieberlehre ſagt, er habe, was man Ritteln nenne, zu Zeiten, *aber nicht häufig* zu bemerken Gelegenheit gehabt. (Wie iſt das mit den berliner Sterbeliſten zu vereinigen?) Er betrachtet ſie als eine Gattung des Scharlachfiebers.] Am Stickhuſten ſind in 11 Jahren 532 geſtorben. (Wahrſcheinlich an den Folgen des Stickhuſtens oder an Complicationen. Ob in den Anfällen ſelbſt Kinder ſtarben, bezweifeln wir.) Das im Herbſt und Frühling gewöhnliche Inoculiren der Blattern wäre an ihrem beſtändigen Daſeyn ſchuld und es ſey ſehr unrecht, daſs das Inoculiren zu allen Zeiten geſtattet werde. Die mediciniſche Polizey ſollte hierüber Geſetze geben (ob aber die Angabe aus Beobachtung und nicht aus einer Muthmaſsung flieſst, daſs das Einimpfen ſtets Blatterepidemieen verbreitet?). Chroniſche Ausſchläge, der Milchſchorf, die Schwämmchen ſind weder häufig, noch tödtlich. Der Verſuch in Fällen, wo ſaugende Kinder veneriſch ſind, den Ammen Queckſilber zu geben, iſt nicht geglückt. Ueber 1000 Menſchen ſterben jährlich an der Schwindſucht oder Auszehrung, und das Verhältniſs zu der Summe aller Geſtorbnen iſt wie 1 zu 5$\frac{3}{1000}$. Zuweilen findet ſich doch Gelegenheit zur Operation des Blaſenſteins. Als ein empiriſches Mittel gegen Nervenkrankheiten führt Hr. F. folgendes an: Es wird Leinwand mit dem Blute einer trächtigen friſch geſchlachteten Eſelin durch und durch getränkt und nachher getrocknet. Zerſchnittne Stücke dieſer Leinwand werden in weiſsem Franzwein infundirt. Von dieſem Wein bekommen die an Convulſionen leidenden Kranken täglich ein Spitzglas voll. Der Vf. iſt zu hellſehend, um den Werth dieſes Mittels nicht würdigen zu können. Er hat doch in einem Falle, den er umſtändlich erzählt, Gebrauch davon gemacht und zwar mit Erfolg. Einige andre Aerzte haben es mit einem Anſchein von Nutzen verſchiedentlich angewendet. (Eſelsblut in Verbindung mit der *anagallis*, in Leinen getaucht, wurde ſchon oft zu Hülfe genommen S. *Murray apparatus medicaminum* Vol. II. p. 3.) Es giebt unter allen Ständen nur wenige Frauen, die vom weiſsen Fluſs gänzlich frey bleiben.

Die Kämpfiſchen Klyſtiere entſprachen nur ſelten der Erwartung, ſo häufig man auch in vielen Krankheiten ſeine Zuflucht zu ihnen nahm. *Bey vielen* verſchlimmerten ſich alle Zufälle, und ſo kam man allmählich von dieſer Methode zurück. Selten oder nie haben wir ein Fieber ohne gaſtriſche Complication. Die gewöhnlichſte *febris ſtationaria* iſt gallichter Art. Die Aerzte in Berlin ſind mehrentheils darüber einverſtanden, daſs die glückliche Behandlung der mehrſten und allgemeinſten Krankheiten auf Reinigung der erſten Wege beruhe. Ein häufiges Uriniren zeigte faſt beſtändig die Beſſerung beym Keichhuſten an. Das Obercollegium medicum iſt erſt unter der jetzigen Regierung dem Generaldirectorio ſubordinirt worden. Es reſcribirt im Namen des Königs. Die Räthe haben kein feſt ſtehendes Gehalt und der Chef dient ganz unentgeldlich. Unter dieſem Collegio ſtehen in Medicinalſachen alle Untergerichte und alle Unterthanen des Königs (Schleſien ausgenommen) nicht bloſs, wie in den mehrſten Ländern, Medicinalperſonen. Ohne gewiſſe Prüfungen, die Curſiren heiſsen, darf in Berlin kein Wundarzt und Apotheker ſich niederlaſſen. Wollen ſie aber in kleinen Städten, wenige Meilen von Berlin, wohnen, ſo ſind dieſe Prüfungen nicht erfoderlich. Allein grade an kleinen, von guter Hülfe mehr entblöſsten Orten, wäre die Anſetzung geſchickter Leute um ſo nothwendiger. Die Apotheker machen jedes Recept, ohne darauf zu ſehen, ob es von einem Arzt oder Wundarzt geſchrieben iſt. Das brandenburgiſche Diſpenſatorium wird mit Recht getadelt. Die Medicinaltaxe iſt ganz unbrauchbar geworden. Was von einer dritten Inſtanz in Medicinalſachen, von einem Oberreviſionscollegium, geſagt wird, ſollte ausführlicher ſeyn. Es iſt nicht deutlich, ob etwa der Staatsrath, das Generaldirectorium oder etwa das Obercollegium medicum ſelbſt gemeynt ſey. Alles, was zur mediciniſchen Polizey gehört, kömmt vor das *Obercollegium Sanitatis.* Unter der jetzigen Regierung haben die Räthe einen feſtſtehenden Gehalt erhalten. Ein groſser Fehler war es bisher, daſs die erfoderliche Anzahl der Lazarethofficianten für die Armee erſt zur Zeit ihres Aufbruches angenommen und daſs ſie nachher gleich mit dem erſten Monat nach Aufhebung des Feldlazareths völlig und ohne Gehalt entlaſſen wurden. Durch die Errichtung einer chirurgiſchen Pflanzſchule iſt dieſem Uebel nur zum Theil abgeholfen. Es müſste eine ſolche Anſtalt auch für Feldärzte und Feldapotheker errichtet werden. Aufs anatomiſche Theater kommen auch die Verſtorbnen aus allen Armenanſtalten, ſo wie die Leichname aller, welche vom Armendirectorio Allmoſen genieſsen. Das anatomiſche Theater hat über 200 Leichname jährlich. Alle im Lande vorfallende Misgeburten müſſen auch dahin gebracht werden. Das kliniſche Inſtitut unter Fritze hat des Vf. Beyfall; aber er beklagt, daſs das dazu eingerichtete Haus durch ſeine Lage, durch Mangel an Hofraum und an Luft überhaupt nicht ganz zweckmäſsig iſt. Die Verpflegung der Kranken in öffentlichen zu dieſem Zweck beſtimmten Anſtalten iſt nichts weniger, ſagt der Vf., als der Theil unſrer Medicinalverfaſſung, auf den wir ſtolz zu ſeyn Urſache hätten. Die mehrſten Nationen ſeyen hierin uns weit zuvor. Zum Fond der *Charite* gehört mit der ausſchlieſsende Verlag aller Kundſchaften, Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerker in allen königlichen Staaten. Die Anzahl der in ihr aufgenommenen Kranken beträgt jährlich über 5000. Sie liegen ziemlich eng beyſammen. Wenn keine beſondre Vorfälle es erfodern, kommen der dirigirende Arzt und Wundarzt *nur zweymal jede Woche* dahin. (In der übrigen Zeit iſt alles noch ſtudierenden Wundärzten überlaſſen!) Die Speiſung jedes Kranken koſtet täglich ungefähr 2 Groſchen. *Beynahe der ſechste Kranke ſtirbt* (!) Wenn man dazu die groſse Anzahl der Veneriſchen, (die ſich zu der Summe aller aufgenommenen Kranken verhalten wie 1 zu 6¾;!) Krätzigen und äuſserlichen Kranken, welche alle doch ſelten an der Krankheit ſterben, mit in Anſchlag bringt, ſo iſt das Reſultat noch ungünſtiger. Es iſt nicht zu leugnen, daſs es bisher daſelbſt an dem nöthigen Raum und zum Theil auch wohl an Wartung und Reinlichkeit gefehlt hat. Daher die Luft in den Zimmern immer verdorben geweſen iſt *und faſt jedes Jahr epidemiſche Lazarethfieber daſelbſt geherrſcht haben,* die eine beträchtliche Anzahl wegen andrer Zufälle daſelbſt befindlicher Kranken und mehrere Officianten weggerafft haben. Das Haus iſt mit Wieſen und Feldern umgeben, welche im Frühjahr unter Waſſer ſtehen; auch können die Winde die Luft nicht gehörig reinigen. In den letzten Jahren iſt indeſs die Verpflegung der Kranken und die ganze ökonomiſche Verfaſſung beträchtlich verbeſſert worden. (Wir bedauern den groſsen Arzt und humanen, edlen Mann, *Selle*, daſs er einer ſolchen Anſtalt vorſtehen muſs.) Im Irrenhauſe haben die Kranken ſo kleine Zimmer und liegen ſo eng zuſammen, daſs die Athmoſphäre verdorben und der Geruch unerträglich iſt. Dieſes iſt zumal im Winter der Fall, wo *zur Erſparung des Holzes* (!) dieſe Unglücklichen noch mehr zuſammengepreſst werden. In fünf Jahren ſind aufgenommen worden 542, davon nur 31 geheilt entlaſſen wurden. (Ein verhältniſsmäſsig noch mehr Schauder erregendes Reſultat, als die groſse Sterblichkeit in der Charité!) Zwey dabey angeſtellte Prediger haben kurz hintereinander eine Schwäche des Verſtandes ſich zugezogen. Seitdem hat die Anſtalt keine eigne Geiſtliche mehr. Mit Freude lieſet man die gegen dieſe, die Menſchheit entehrende, Schilderung abſtechende Beſchreibung des Krankenhauſes der jüdiſchen Gemeinde zu Berlin. Es hat jährlich 350 bis 400 Kranke, von welchen ſelten mehr als 10 bis 12 ſterben. Von 1792 bis 1795 wurden 1116 Kranke aufgenommen, von denen 27 geſtorben ſind. Die Ausgaben in dieſer Anſtalt betragen jährlich an 4000 Rthlr.; es iſt aber kein feſtgeſetzter beſtimmter Fond dazu vorhanden, ſondern die Koſten werden jedesmal, ſo viel ſie betragen, durch Beyträge herbeygeſchafft. Der Arzt kann ſtets die theuerſten Arzneyen, Wein, Hühner, Choco-

lade u. ſ. w. zu Hülfe nehmen. Die Anſtalt hat ihren ordentlichen Wundarzt, aber zu wichtigen Operationen wird der beſte Wundarzt der Stadt genommen und beſonders bezahlt. Die Reinlichkeit wird ſehr gelobt. (Der wichtigere, praktiſche Theil der Briefe an Aerzte von Herz gründet ſich faſt einzig auf die in einem ſo wohleingerichteten Krankenhauſe gemachten Erfahrungen. Möchte ihre Fortſetzung bald erſcheinen!) Im Krankenhauſe der franzöſiſchen Proteſtanten *ſtirbt der vierte Theil!* (Die Urſachen dieſer ſo ſehr groſsen Sterblichkeit hätten doch auch eine freymüthige Unterſuchung verdient.) Ob die Einrichtung zu loben iſt, daſs die Regimentswundärzte für jeden Soldaten etwas feſtgeſetztes erhalten und nun die Koſten der Arzeneyen ſelbſt tragen müſſen? Die Medicinalgeſetze werden nicht nur von Pfuſchern u. ſ. w. übertreten, ſondern es handeln auch die mehrſten Medicinalperſonen dagegen. Berlin hat gewöhnlich zwiſchen 40 und 50 praktiſirende Aerzte (eine im Vergleich zu andern deutſchen Städten ſehr kleine Anzahl). Neid und Scheelſucht iſt unter ihnen gemein. Die bürgerliche Verfaſſung der Aerzte iſt bey uns wie in allen Orten äuſserſt fehlerhaft. Der Abſchnitt Naturgeſchichte geht von 285 bis 382. Obgleich der Vf. einige Vorgänger hat, ſo können wir doch nicht abſehen, was eine Naturgeſchichte in einer medicinifchen Topographie ſoll. Muſs das Hr. F. nicht ſelbſt eingeſtehen, da er nur die officinellen Pflanzen anführte? Die nicht officinellen Pflanzen hätten dieſelben Anſprüche gehabt, als die Amphibien, Inſekten, Petrefacten, u. ſ. w. Hr. F. giebt überdies nur trockne Namenverzeichniſſe nach den Sammlungen andrer.

Wir ſchlieſsen mit dem Wunſch, daſs Hn. F. freye mit ſo viel Einſicht verfaſste Bemerkungen viel Senſation machen und zu wohlthätigen Veränderungen Veranlaſſung geben mögen. Die Mäſsigung und Schonung, mit denen er ſeine Erinnerungen vorträgt, konnte nicht in unſern Auszug übergehen. Daſs er ſie dennoch mit edler Dreiſtigkeit ſo gut zu vereinigen wuſste, wird ſeinen Worten Eingang verſchaffen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Halberstadt, b. den Groſs'ſchen Erben: *Literariſch pädagogiſches Handbuch zur Kenntniſs der neueſten Erziehungsſchriften*, mit zweckmäſsigen Beurtheilungen, Inhaltsanzeigen und beygeſetzten Preiſen. Dritter Theil. 88 S. 8. Vierter Theil, nebſt dem Regiſter über alle 4 Theile 96 S. 1796. (12 gr.)

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Magazin der neueſten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten*, mit Beyſpielen aus der ältern Geſchichte. 7ter B. 1796 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Frankfurt u. Leipzig: Bekenntniſſe eines glücklichen Vaters.* Ein Weihnachtsgeſchenk für gute Söhne. 1796. 127 S. 8. (8 gr.) — Wenn dieſe Bekenntniſſe, wie es ſcheint, wirklich aus dem Herzen und der Feder eines erfahrnen und thätigen Welt- und Geſchäftmannes floſſen, ſo muſs der Leſer Hochachtung gegen den Vf. empfinden, geſetzt auch daſs er weder in den in dieſen 17 Briefen vorgetragenen Sachen, noch in der Art der Darſtellung etwas Vorzügliches, ſondern ganz gemein gute Grundſätze, ohne rechten Plan, ohne die gehörige Beſtimmtheit und in einer oft fehlerhaften Sprache vorgetragen finden ſollte. Der Vf. geht von dem Grundſatze aus: daſs Glückſeligkeit der Zweck des menſchlichen Daſeyns ſey, und daſs es einzig an dem Menſchen ſelbſt liege, ob er dieſen Zweck erreiche oder nicht. Die Vorſchriften der Sittenlehre ſind ihm Anweiſungen zur Glückſeligkeit und die Tugend ein weſentlicher Beſtandtheil der letztern. Insbeſondre wird Mäſsigung und Selbſtbeherrſchung empfohlen. Der Vf. rühmt von ſich, daſs er, durch die Befolgung der hier vorgetragenen Grundſätze, zu einer unerſchütterlichen Gemüthsruhe und Zufriedenheit gelangt ſey.

Wie wenig übrigens Beſtimmtheit und Richtigkeit der Begriffe und Genauigkeit des Ausdrucks des Vf. Sache ſey, mögen folgende wenige Proben, die leicht vermehrt werden könnten, zeigen: 1ter Br. S. 6. „das erſte Grundgeſetz der Natur iſt Freude, iſt Glückſeligkeit." Die Gottheit legte kein Gefühl in ein *unverdorbenes* Herz, deſſen Befriedigung nicht auch als Befehl der Gottheit ſelbſt und als ein nöthiger und wichtiger Beytrag zu dem Fragment: (?) Leben anzuſehen wäre." Br. 3. S. 14. „*Jede* Wirkung und *jedes* Ereigniſs in der Körperwelt müſſen wir als eine Folge gewiſſer vorhergegangenen Handlungen betrachten." Br. 4. S. 16. wird die Glückſeligkeit erklärt durch: „derjenige wünſchenswerthe Zuſtand und diejenige ruhige Stimmung der Seele, wo uns nichts mangelt, deſſen Beſitz wir nicht ſchon hätten!!" Dazu ſey erfoderlich „daſs man ſein Blut und das Feuer ſeiner Wünſche in ein ſo ruhiges Gemiſch zu bringen ſuche, wo man keinen Wunſch hege, deſſen Befriedigung unſre gegenwärtige Lage und unſre jedesmaligen Verhältniſſe uns verſagen könnten." Dabey komme es denn wieder auf den Geſichtspunkt an, woraus man das menſchliche Leben und ſeine eigne Beſtimmung betrachte. Der einzig richtige Geſichtspunkt ſey: das Leben des Menſchen iſt an und für ſich, und als Zweck betrachtet, nichts und von gar keinem Werth für uns, ſein Werth hängt von der Anwendung ab und als Mittel zu einen Zweck betrachtet." Dieſer Zweck wird aber nicht deutlich angegeben. Nach dem obigen kann es nichts anders als die Glückſeligkeit ſeyn. Woraus denn folgen würde, daſs das Leben eines Unglücklichen gar keinen Werth habe u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. April 1797.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand.* Aus dem engliſchen überſetzt mit einigen Anmerkungen und einer Abhandlung *über den Empirismus in der Philoſophie* von *D. Wilhelm Gottlieb Tennemann.* 1795. *Erſter Theil.* 350 S. Vorrede des Ueberſ. XVI. des Vf. XVII — XLVI S. *Zweyter Theil.* 531 S. *Dritter Theil.* 488 S. 1797. 8. m. lat. Lettern.

In der Vorrede giebt Hr. *T.* die Gründe an, warum er eine neue Ueberſetzung von dem Werke des engliſchen Philoſophen übernommen habe. „*Locke*, ſagt er, hatte denſelben Zweck als *Kant.* Er wollte den Inhalt und Umfang des menſchlichen Verſtandes beſtimmen, und durch Feſtſetzung ſeines Gebiets der Philoſophie nicht nur eine ſichere Grundlage vorbereiten, ſondern auch aus ihr die Streitſucht und den Geiſt des Zweifels verbannen. Wenn nun gleich die Ausführung dem Zweck nicht entſprach, ſo iſt dieſer ſchon an ſich wichtig genug, daſs er auch jetzt noch die Aufmerkſamkeit auf die Philoſophie lenken kann, und erhält dadurch noch mehr Intereſſe, daſs in der neueſten Epoche der Philoſophie die Kritik des Verſtandesvermögens das Hauptthema worden (geworden) iſt.“ „In vielen Stellen nähern ſich die Ideen des engliſchen Philoſophen den Ideen des Königsberger Philoſophen z. B. bey der Unendlichkeit der Vorſtellung von Zeit und Raum wegen der unendlich möglichen Syntheſis; in andern wirft er Winke auf fruchtbare Unterſuchungen hin, die dem künftigen Nachdenken aufbewahrt blieben, und nun durch die kritiſche Philoſophie wirklich ausgeführt worden ſind, z. B. der Wink von der Unzertrennlichkeit der Zeit und des Raums (2 Buch 15 Kap. §. 12. am Ende.) Ueberhaupt ſey es intereſſant die Lockiſche Philoſophie mit der Kritiſchen zu vergleichen, und zu bemerken, wie die erſtere von der letztern abwiche. Das ganze dritte Buch ſey reich an ſcharfſinnigen Bemerkungen über die Sprache in philoſophiſcher Hinſicht. Die Lockiſche Philoſophie habe auf den Gang der Philoſophie in neuern Zeiten groſsen Einfluſs gehabt, und ſelbſt *Hume* ſey bey ſeinem Skepticismus von *Lockes* Grundſatz von dem empiriſchen Urſprunge aller Vorſtellungen ausgegangen. Selbſt jetzt machen die Anhänger des empiriſchen Dogmatiſmus und der *Lockiſchen* Philoſophie bey dem Streite, in welchem die kritiſche Philoſophie mit der dogmatiſchen verwickelt iſt, keine unbeträchtliche Parthie aus.“

So gegründet dieſe Bemerkungen ſind, ſo ſehr haben Rec. die Einwürfe miſsfallen, die ſich Hr. *T.* gegen ſein Unternehmen ſelbſt macht, und die Aengſtlichkeit, womit er daſſelbe gegen einige Schüler der kantiſchen Philoſophie zu vertheidigen ſucht, die ſelbſt mit Verkennung ihres groſsen Lehrers alles aus ſich ſchöpfen wollen, die unſterblichen Werke wahrer Philoſophen herabwürdigen, durch affectirte Dunkelheit der Sprache tief zu denken glauben, und nur um ſo gewiſſer ihrer Vergeſſenheit entgegen arbeiten. Nur dieſe ſcheinen Hn. *T.* zu dem ungünſtigen Urtheile verleitet zu haben, das er als Einwurf vorträgt: „*Wozu, könnte man fragen, ein ſo weitläufiges Werk überſetzen, in dem nichts geſagt iſt, das nicht ſeitdem weit beſſer und gründlicher abgehandelt worden; das neben manchem Guten doch auch viel Unrichtiges erhält? Und wenn es auch lauter Wahrheiten in ſich faſste, doch nun längſt bekannte Sachen, welche durch den Styl und den Vortrag des engliſchen Philoſopen keinen neuen Reiz, keine neue Empfehlung erhalten.* (Hugo *Blair* in ſeinen Vorleſungen über Rhetorik und ſchöne Wiſſenſchaften führt *Locke's* Vortrag als Muſter eines guten ungeſchmückten philoſophiſchen Vortrags an, edle Simplicität, äuſserſter Grad der Klarheit und Deutlichkeit, die den Selbſtdenker verrathen, zeichnen ſeinen Styl aus. Nur denen, die durch Wortkünſtlerey und Antitheſen verwöhnt ſind, kann ein ſolcher Styl miſsfallen.) *Seine Philoſophie und Sprache erhebt ſich nicht über das Mittelmäſsige; er geht in keine Unterſuchung auf die letzten Gründe zurück, er erſchöpft keinen Gegenſtand, und man ſucht daher vergebens Aufſchlüſſe über irgend eine intereſſante Speculation oder Idee. Er trägt nur das vor, was dem gemeinen Menſchenverſtand ohne tiefe Forſchungen, Erörterungen und Demonſtrationen einleuchtet, und ſchreibt daher auch für keine Philoſophen im ſtrengen Sinne dieſes Worts* (d. i. wohl für keine ſogenannten Kantianer), *ſondern vielmehr für die zahlreiche Klaſſe von Menſchen vom geſunden Verſtande. Und auch für dieſe iſt ſein Buch nicht zweckmäſsig, weil es zu trocken, und ohne gefällige Darſtellung geſchrieben iſt.*“ Dahin gehört auch der Vorwurf an Mangel von Gründlichkeit, die Tadel wegen ſeiner Popularität, daſs *Locke's* Verſuch mehr eine Speiſe für Schwache, als für Starke ſey, weil er eine Philoſophie, welche für jedermann faſslich und verſtändlich iſt, für die wahre hielt, ſich Gemeinnützigkeit und allgemeine Verſtändlichkeit zum Ziel ſetzte, und dadurch die Wiſſenſchaft von den unnützen Speculationen zu reinigen ſuchte. Ein Verfahren, wofür *Locke* den lauteſten Dank und wahrlich keinen Tadel verdient, und das denjenigen gerade zu entgegen geſetzt iſt, wodurch bey dem Miſsbrauche der kantiſchen Philoſophie, zu der ſich

Rec. ſelbſt bekennt, manche Philoſophen die Philoſophie in die finſtern Zeiten der Scholaſtik zurücke zu ſtürzen unwiſſend bemüht ſind. Faſslich ſchreiben, iſt nicht immer die Gabe des tiefdenkenden Philoſophen, aber auch umgewandt macht noch nicht die Unverſtändlichkeit das Tiefdenken aus. *Locke's* Werk wird noch immer neben *Kants* Kritik einen unſterblichen Ruhm behaupten, und beſonders in der Analytik ſelbſt dem wahren kantiſchen Philoſophen äuſserſt ſchätzbar ſeyn. Hr. *T.* verdient alſo gar keinen Vorwurf, ſondern vielmehr den lauteſten Beyfall, daſs er zuletzt durch die richtig von ihm angegebenen Gründe bewogen, ſich der Ueberſetzung dieſes vortrefflichen Werkes unterzog. Findet ſie eine gute Aufnahme, ſo will er auch *Leibnitzens* Verſuch auf ähnliche Art bearbeiten, und zu dieſem Vorhaben müſſen wir ihm ebenfalls Glück wünſchen, indem das wahre philoſophiſche Studium durch Vergleichung mehrerer berühmten Syſteme am beſten befördert wird. Nur wünſchten wir, daſs Leibnitzens Werke ſeine dialogiſche Geſtalt gelaſſen, und nicht in eine discurſive Form umgegoſſen würde.

Auſser einigen Anmerkungen hat Hr. *T.* am Ende des dritten Bandes eine kleine Abhandlung über den Empirismus in der Philoſophie angehangt, die recht feine Bemerkungen enthält, und den Geiſt des Lockiſchen Werks genauer zu würdigen das ihrige beyträgt.

Was die Ueberſetzung ſelbſt betrifft, ſo läſst ſich dieſelbe gut leſen, und hat vor der Poleyiſchen, die zu Altenburg im J. 1757. erſchien, entſchiedene Vorzüge. Was Hr. *T.* von derſelben ſagt, ſie ſey nicht nur ſehr weitſchweifig, ſchleppend und daher äuſserſt unangenehm zu leſen, ſondern habe nicht einmal durchgängig das Verdienſt der Treue, hat Rec. bey einer ſorgfältigen Vergleichung mit dem Originale an vielen Stellen beſtätiget gefunden. Nur darüber kann ſich Rec. mit Hn. *T.* nicht einverſtehen, daſs er es als Pflicht des Ueberſetzers anſieht, den Vortrag ſo viel möglich zuſammen zu drängen, und das ihm Ueberflüſſig ſcheinende zu beſchneiden. Hiedurch verliert das Original ſehr viel; der Ueberſetzer muſs daſſelbe, ſo wie es da liegt, in ſeinem urſprünglichen Geiſte darſtellen, ſich zwar nicht ſklaviſch, aber doch ſoviel möglich, an die Worte und ſelbſt an den Periodenbau binden, und nicht das geringſte ohne die äuſserſte Noth hinwegſchneiden. Rec. will hier gar nichts davon ſagen, daſs ein ſehr feines Gefühl dazu gehöre, zu unterſcheiden, was eigentlich überflüſſig ſey, und daſs es ſehr ſchwer werde, bey einem ſo denkenden Kopfe wie *Locke*, der der Faſslichkeit wegen manches unter verſchiedenen Geſtalten wiederholt, nur das geringſte wegzuſchneiden ohne der Eigenthümlichkeit ſeines Styles und Gedankenganges etwas zu benehmen, was man wohl bey geringern Schriftſtellern hin und wieder thun mag. *Lockes* Styl hat noch das beſondere, daſs er lange Perioden liebt; hiedurch bekommt er einen eigenthümlichen Nachdruck und Würde, wird aber dadurch einer der ſchwerſten engliſchen Schriftſteller für den deutſchen Ueberſetzer. *Poley* folgt in ſeiner Ueberſetzung dem engliſchen Periodenbau, weiſs aber denſelben keine Rundung zu geben; hiedurch wird ſeine Ueberſetzung gezwungen, hart, ſteif und ſchwerfällig. Hr. *T.* zerſchneidet dieſelben faſt überall, und hiedurch geht viel an philoſophiſchem Nachdruck, an der Würde des Styls und des Numerus verloren. Bey einer neuen Auflage wird es dem Ueberſetzer hoffentlich nicht zu beſchwerlich dünken, auf dieſe Bemerkung Rückſicht zu nehmen, und dadurch ſein Verdienſt um das Lockiſche Werk zu vermehren.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Nordſtröm: *Föreläsningar uti Hiſtorien*, för Kongl. Krigs-Academien upſatt af *Nils Hallſtröm, Lector* och Kyrkoherde. I. II. och III. Delen 1795. (Vorleſungen über die Geſchichte vor der Kriegsakademie gehalten von Nic. Hallſtröm Lector und Paſtor.) I Th. 507 S. II Th. 404 S. III Th. 233 S. 8.

Der erſte Theil dieſer hiſtoriſchen Vorleſungen führt auch den Titel *Vorleſungen über die alte Hiſtorie*. Der Vf. hat aber zur alten Hiſtorie blofs die Aegyptiſche, Griechiſche und Römiſche Geſchichte gerechnet, und hat den Aſſyriern, Phöniciern, Kleinaſiaten, Perſern, Karthagern, Indiern u. a. m. den Platz, den ſie in der alten Hiſtorie verdienen, ganz verſaget. In der Aegyptiſchen Geſchichte hat er unter andern noch die Fabel von den Zügen des Seſoſtris für hiſtoriſch angenommen, und in der älteſten Griechiſchen Geſchichte, offenbar Mythologie und Hiſtorie unter einander gemiſcht. Auch haben wir in Deutſchland ſchon weit beſſere Bücher über die hier abgehandelten alten Völker.

Der zweyte Theil, der auch den Titel führt: *Vorleſungen über die Schwediſche Geſchichte*, iſt beſſer geſchrieben, ja der beſte unter allen drey Theilen. Der Vf. leitet die älteſten Einwohner Schwedens vor Oden die Finnen, von den alten Hunnen her, die aus dem Innern Ruſsland dahingekommen ſeyn, und mit den Ungarn einerley Abkunft haben. Er redet noch in der ältern Schwediſchen Geſchichte von einen Forniother 400 Jahr vor (hier durch einen Druckfehler nach) Chriſti Geburt, der doch ſchon lange für ein hiſtoriſches Unding erklärt iſt. Odens Ankunft ſetzt er zwiſchen 200 und 100 J. v. C. G. Die Schreibkunſt ſoll nach dem Vf. vor uralten Zeiten in Schweden bekannt geweſen ſeyn. Rec. zweifelt auch, ob Oden die Runen-Buchſtaben dort eingeführt habe. Birgern ſpricht der Vf. von der bekannten Beſchuldigung der Wortbrüchigkeit gegen die Folkungar frey. Die Kanoniſation der H. Brigitta, 1391., koſtete 5000 Ducaten. K. Guſtav I. wollte freylich die Geiſtlichen gehörig einſchränken, aber keinesweges ihnen ihre rechtmäſsigen Einkünfte nehmen, wobey er ſie vielmehr zu ſchützen ſuchte. Die Prieſterſchaft

machte bey K. Guſtav I. dritten Vermählung mit Catharina Stenbock, einer Schweſtertochter ſeiner zweyten verſtorbenen Gemahlin, viele Bedenklichkeiten; allein da ſie darüber doch nicht alle einig waren; ſo vollzog ſie der König ohne Bedenken. K. Erich würde ein nützlicher Regent geworden ſeyn, wenn Herzog Johann, und die es mit ſolchem hielten, ihm nicht Urſache zum Miſstrauen gegeben; dies Miſstrauen verurſachte Wankelmüthigkeit und Furcht, die Furcht Grauſamkeit, die Grauſamkeit Vorwürfe ſeines Gewiſſens, die ſeinen Verſtand angriffen. Svante Stüre und ſeine Söhne bedienten ſich, wegen der Reduction einiger adelichen Güter, harter Ausdrücke gegen K. Erich. Eigentlich war es wohl Herzog Johann, dem es leid war, daſs er ſich während ſeiner Minderjährigkeit, des Rechts auf die Schwediſche Krone, zu Herzog Karls Vortheil begeben hatte, und nicht die Stände, wie es S. 191. heiſst; Herzog Johann ward doch bald wieder auf andere Gedanken gebracht. Die Schlacht bey Leipzig iſt ſehr gut beſchrieben. Der Kurfürſt von Sachſen ward darüber ſo froh, daſs er ſagte, er wollte alles thun, daſs Guſtav Adolph einmal deutſcher Kaiſer werden ſollte. Dem Könige gefiel dies, und einige glauben, daſs das der Grund war, warum er nicht in die kaiſerlichen Erbländer ging, den Kaiſer zum Frieden zu zwingen, ſondern tiefer in Deutſchland eindrang, ſeine Eroberungen vermehrte, und die Alliirten des Kaiſers zu zerſtreuen ſuchte. Ueber den Tod König Guſtav Adolphs ſcheint der Vf. nicht recht entſcheiden zu wollen; alle nur mögliche hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit ſpricht nach Rec. Meynung den Herzog Franz Albrecht doch von dieſem Morde frey. Die neueſte und ſicherſte Nachricht von der Schlacht bey Lützen, in dem 2 St. der Geſchichte des Südermannländiſchen Regiments ſcheint der Vf. nicht genutzt zu haben. Ausführlicher ſind die Nachrichten des Vf. von der Nördlinger Schlacht, S. 242. Auch er behauptet mit Wilde und Lagerbring, daſs durch die Revolution von 1680. keine Souverainität in Schweden eingeführt ſey. Der König fuhr fort die Stände, zuſammen zu berufen, die auch vor wie nach die Steuern bewilligten. Lagercronas miſsgeglückter Marſch nach Severien hält der Vf. für die Urſach des Unglücks der Schweden unter Carl XII. in Polen, das man gemeiniglich allein auf des Königs Rechnung ſchreibt. Lagercrona kam, durch verrätheriſche Wegweiſer verleitet dort zu ſpät an, um wie er ſollte, im voraus Brücken zu ſchlagen, und ſich der Päſſe zu verſichern. Auf K. Carl XII. Rückreiſe aus der Türkey konnte ſein Gefährte, Oberſtl. Düring, es nicht länger aushalten, ſondern fiel, als er des Abends bey einem Wirthshauſe vom Pferde ſtieg, in Ohnmacht. Carl XII. lieſs ſich gleich von den 500 Rthlr. die Düring bey ſich führte, die Hälfte geben, und ritt ungeachtet alles Bittens allein in der Nacht fort. Düring hatte aber den Wirth durch Geld vermocht, dem Könige ein ſtöckiſches Pferd zu geben, womit er in der dunkeln ſtürmiſchen Nacht nicht aus der [illegible] Düring legte ſich hin und ſchlief aus, fuhr darauf dem Könige mit einen Wagen nach, und fand ihn bald, wie er ſein Pferd leitete. Nun warf ſich der König in den Wagen aufs Stroh. Der Vf. ſchlieſst die Schwediſche Geſchichte mit dem Tode K. Adolph Friedrichs. Er hat allenthalben nicht bloſs die Thaten der Könige beſchrieben, ſondern auch den Zuſtand der Nation ſelbſt, und dies macht dieſe Vorleſungen, für die, denn ſie eigentlich beſtimmt waren, deſto nützlicher.

Der dritte Theil führt auch den Titel der *Neuen allgemeinen Hiſtorie.* Die erſte Abtheilung darin geht von der ſogenannten Völkerwanderung bis in das Jahr 1500. Daſs dieſe Völker aus Scandinavien nach Germanien gekommen, iſt eine alte Meynung, die aber ſtarke Gründe gegen ſich hat. Die zweyte Abtheilung geht von 1500 bis 1648. und die dritte von 1648. bis auf jetzige Zeiten. In jedem Zeitraum geht der Vf. die Europäiſchen Reiche nach der Reihe durch, und zeigt die darin vorgefallene Staatsbegebenheiten kurz an. Ueber die allerneueſten eilt er faſt zu flüchtig weg. Uebrigens hat er in allen drey Theilen die Methode beobachtet, daſs er kurz die Begebenheiten in einem mit gröſserer Schrift gedruckten §phen zuſammen faſst, und dann dieſen §phen durch ausführliche Auseinanderſetzung derſelben näher erläutert und entwickelt.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Verſuch einer Geſchichte von Krain, und der übrigen ſüdlichen Slaven Oeſterreichs,* von *Anton Linhart,* K. K. Sekretär der Landeshauptmannſchaft in Krain. — Erſter Band. Von den erſten Spuren der Bevölkerung, bis zur erſten Anpflanzung der Krainiſchen Slaven. — Zweyter Band, bis zur Unterjochung der Krainiſchen Slaven durch die Franken. Mit zwey Charten, Kupfern, und einer räſonnirenden Tabelle über das ſlaviſche Alphabet. 1796. 444 und 367 S. 8.

Erſt der zweyte Theil ſöhnt uns mit dem erſten dieſes Werks aus. Von einem Gelehrten, der in der Vorrede das weite Ausholen nebſt der Leichtglaubigkeit ſeiner Vorgänger tadelt und ſehr gute Grundſätze aufſtellt, erwarteten wir mit Recht die Vermeidung der nämlichen Fehler. Er der als Einheimiſcher die Straſsen und die Lage ſeines Berglandes aus vieljähriger Erfahrung kennt, konnte ungleich beſſer, als jeder Ausländer Aufklärungen über die Lage vieler Orte, nähere Beſtimmungen und mannichfaltige Belehrung bey den ſchon bekannten geben; aber ſeine Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand nehmen nur wenige Bogen ein, liefern wenig Neues, und unter dieſem noch weniger Zuverläſsiges; können es ſchon deswegen nicht liefern, weil das *Milliarium* der Römer unrichtig (4 = einer geogr. Meile) angenommen wird. Die Geſchichte hingegen eines nicht beträchtlichen ziemlich unbekannten Volks füllt den Raum des ſtarken Octavbandes. Alle Vorfälle, die nur einigermaſsen auf das ganze Illyrikum Bezug haben, ſie

mögen bloſs die öſtlichſten an Macedonien gränzenden Theile, oder die näher an Krain liegenden Gegenden angehen, werden mit Sorgfalt aufgezählt; alles, was man von den Kelten längſt der Donaugegenden und in Italien weiſs, kommt zum Vorſchein, ſogar die Eroberung Roms durch die Gallier, und Alexanders Zug nach dem Iſter. Hr. *L.* zweifelt keinen Augenblick, daſs dieſer Macedonier, ſo wie ſein Vater Philipp ihre Eroberungen bis an die Gränzen Krains ausgedehnt haben. Kurz die ganze Kaiſergeſchichte wird durchgegangen, ſollte es auch nur ſeyn, um ſagen zu können, eine Armee habe Krain durchwandert. Die Stiftung der alten Stadt Emona durch die Argonauten hält Hr. *L.* für ſo unumſtöſslich gewiſs, daſs er ſehr ernſtlich behauptet, wer die Erzählung von dieſen Wanderern im buchſtäblichen Sinne bezweifeln wolle, könne eben ſo leicht die ganze alte Geſchichte umſtoſsen. Sollte er denn möglich finden, daſs ein Schiff die Donau und die Waſſerfälle der Save gegen den Fluſs habe beſchiffen können? Oder wenn er glaubt, die Helden hätten ihr Fahrzeug an gefährlichen Stellen getragen, wie ſie es denn nach ſeiner Meynung über die Alpen getragen haben, ſo konnte doch der verfolgende König *nicht* die ganze Flotte von Schiffen nachſchleppen laſſen, welche groſs genug waren, um das offene Meer auszuhalten. — Ungleich vorzüglicher iſt der zweyte Theil, welcher die Geſchichte der eingewanderten Slaven bis zur Zeit Karls des Gr. ſehr genau, wenn auch mit zu vieler Vorliebe für das Vaterland behandelt. Hr. *L.* nimmt z. B. ſchlechterdings nicht an, daſs das *Carniola* des Paul. Diac. das heutige Krain, oder die *Regio Zellia* die Gegend um Cilley bezeichnete; da beide zum Reiche der Longobarden gehörten. Bey ihm ſind es die Ländchen zunächſt am Friaul im Geisthale; und Krain war frey unter eignen Woywoden, welche das Joch der Avaren abzuwalzen wuſsten. Rechnet man den gleichen kleine Flecken der Partheylichkeit ab, ſo iſt die ganze Geſchichte richtig erzählt, gut vorgetragen, gewährt Belehrung und Vergnügen, unter andern auch durch das Gemählde von den Sitten und Gewohnheiten der ſüdlichen Slaven. Schätzbar finden wir die reichhaltigen Bemerkungen über die Slaviſchen Sprachen, und die aus denſelben gezogene Folgerung, daſs einſt Slaven und Deutſche, Römer und Griechen zu einem gemeinſchaftlichen Stamme gehörten, der die Menge von Wörtern lieferte, welche man noch in allen gleichlautend und gleichbedeutend erblickt; nur wenige der angeführten Ableitungen ſcheinen uns erkünſtelt zu ſeyn. In der Schreibart wünſchten wir dem Vf. freylich etwas mehrere Gleichheit. Wenn er gerade zu erzählt, hat man immer Urſache mit dem Vortrage zufrieden zu ſeyn, ihn ſogar hie und da ſchön zu finden; nimmt er ſichs aber vor ſchön zu ſchreiben, ſo kommen die wunderlichſten Erſcheinungen zur Geburt. Z. B. S. 174. „Der Widerſtand von Völkern *aller Sonnen* waren nicht fähig ſie aus Aſien *zu verdringen.*" IIte Th. 35. Aemona *goſs ſich* aus ſeinen *Thoren* hervor. „Es verſteht ſich aus dem angeführten, daſs Sprachfehler nicht immer vermieden werden, als „das Heiligthum der *Tempeln*;" „Adria war eine *ihrige* Pflanzſtadt;" Das Wort *errinnern*, welches nie anders vorkommt. Wir wünſchen dem Hn. Vf. eine zweyte Auflage ſeines Buchs, welche gewiſs die Vorzüge deſſelben erheben und die Fehler vertilgen wird. Es ſcheint aber *weniger* bekannt worden zu ſeyn, als es im Ganzen verdient, denn nur der oben angezeigte Titel iſt neu, das Buch ſelbſt ſchon um einige Jahre älter.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Schöne: *Das Urtheil*, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von *K. G. M.* 1795. 120 S. 8. (8 gr.) Ein Graf, der durch einen ungerechten Richterſpruch ſein ganzes Vermögen verloren, verläſst Frau und Tochter, und thut unter einem angenommenen Namen Kriegsdienſte; als abgedankter Offizier geräth er in die Stadt, wo ſeine Frau, auch unter anderm Namen, Gouvernante in dem Hauſe deſſelben Miniſters iſt, der ehedem das ungerechte Urtheil geſprochen hat, und wo ſeine Tochter, *Wilhelmine*, ehedem ſo jung ins Kloſter gethan, daſs ſie ſich ihrer Aeltern nicht mehr erinnern kann, und ſie beide todt glaubt, in eben dem Hauſe einen Zufluchtsort gefunden hat. Der Sohn des Miniſters iſt der Anbeter von *Wilhelminen*, ohne zu wiſſen, weſſen Tochter ſie ſey. Daraus entſtehen nun theils mehrere Wiedererkennungen, theils Hinderniſſe für die Liebenden, bis endlich der Miniſter, der ſchon lang von der Ungerechtigkeit des Urtheils überzeugt, Erſatz dafür thun zu können wünſchte, mit dem Grafen zuſammen kömmt, und alle Hinderniſſe hebt; — lauter Dinge, die ſchon ſo oft in Schauſpielen da waren, und die hier Langeweile erregen, weil der Dialog des Vf's. gar nicht die Würde und den Nachdruck hat, den das ernſthafte Drama erfodert, ſondern äuſserſt matt und ſchleppend iſt. Beſonders iſt die Sprache des Miniſters und ſeines Sohnes, der den Philoſophen machen will, ſehr kraftlos. Die Neckereyen der Liebenden in den erſten beiden Akten ſind unausſtehlich, und die Probe, die S. 87. mit dem Liebhaber angeſtellt wird, zu plump. Oft, wo man meynt, nun werde es erſt am beſten kommen, bricht der Vf. urplötzlich ab, z. B. S. 84.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. April 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, in d. Rengerſch. Buchh.: *Auswahl der beſten ausländiſchen geographiſchen und ſtatiſtiſchen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde*, von *M. C. Sprengel.* Siebenter Band. 1797. 325 S. 8.

Bisher hatte uns Hr. *S.* nur Ueberſetzungen ausländiſcher Werke geliefert. In dieſem Bande finden wir einen Originalaufſatz eines Mitgliedes der Brüdergemeine und Miſſionärs unter den Indianern, *Johann Heckewälder*, der auf Befehl des Congreſſes mit dem General Putnam 1792 aus Bethlehem in Penſylvanien nach dem Poſten S. Vincent am Wabaſhfluſs reiſte, um ihm bey Schlieſsung eines Friedens mit den Indianern durch ſeine Kenntniſs ihrer Sprache und Geſchicklichkeit, mit ihnen umzugehen, nützlich zu ſeyn. Die Reiſe ging über Pittsburg gröſstentheils zu Waſſer den Ohiofluſs herunter bis an den Eintritt des Wabaſh in den Ohio, und von da den Wabaſh hinauf nach Poſt Vincent, wo die Zuſammenkunft mit den Wilden gehalten und der Friede geſchloſſen wurde. Von dem Zuſtande der auf dieſem Wege angelegten Colonieen und Städte werden ganz gute Nachrichten gegeben. *Gallipolis*, an der Nordſeite des Ohio, nicht weit von Canhava, wird von franzöſiſchen Goldſchmieden, Uhrmachern, Bildhauern u. ſ. f. bewohnt, bey denen Arbeit aus Neu-Orleans, der Hauptſtadt in Louiſiana, beſtellt wird. In *Cincinati*, wo Fort Washington ſtehet, vermehret ſich die Zahl der Häuſer ſehr geſchwinde, und der Preis der Ländereyen ſteigt. Ueberhaupt wird die Landſchaft Kentucky ſehr ſchnell angebaut. Was von dem Betragen, den Sitten und Bemerkungen der Indianer (der Vf. ſchreibt zwar *Indier*; wir möchten aber lieber mit *G. Forſter* dieſen Namen den Einwohnern von Oſtindien und jenen den Amerikanern geben) gemeldet wird, iſt ein ſchätzbarer Beytrag zur genauern Kenntniſs und Würdigung derſelben. Ein von uns gewöhnlich ſo genannter Wilder bemerkte z. E., daſs der Adler, der das Wappen des neuen amerikaniſchen Freyſtaats iſt, kein ſchickliches Bild ſeiner friedlichen Geſinnungen abgebe, und daſs, wenn dieſe in ihm herrſchend wären, kein Raubvogel, am allerwenigſten in der Attitude, wie er auf dem Wapen vorgeſtellt wird, ſondern ein unſchuldiges Thier hätte gewählt werden ſollen. Von dem Frieden wird nur geſagt, daſs die Indianer gebeten hätten, die Weiſsen möchten nicht zu nahe bey ihnen wohnen, und den Ohio zur Gränze machen. Das Friedensfeſt koſtete zwey von ihnen das Leben, die in der Beſoffenheit erſchlagen wurden. Obgleich Hr. *S.* ſchon viele engliſirende Ausdrücke gegen deutſche umgetauſcht hat, ſo ſind doch noch verſchiedene ſtehen geblieben, die den unter Engländern ſich aufhaltenden Deutſchen verrathen, z. E. General Wilkinſons Lady, Lots, Stockade, Mechaniker für Handwerker, Locuſtholz, Hickorynüſſe u. ſ. f. Möchte doch zu dieſer Reiſe eine Karte geſtochen ſeyn, dergleichen der Verleger der Beytrage zur Völker- und Länderkunde bisweilen lieferte.

Das zweyte Stück des Bandes enthält *Samuel Hearne's Reiſe vom Fort Prinz Wallis in der Hudſonsbay nach dem nördlichen Weltmeere.* Da das Original in der A. L. Z. (1796. B. IV. S. 601.) ſchon angezeigt iſt, ſo geben wir hier keine weitere Nachricht davon. Die Wiederholungen und ermüdenden Erzählungen hat der Ueberſetzer theils weggelaſſen, theils abgekürzt, wofür die Leſer ihm danken müſſen. Anmerkungen von dem Herausgeber haben wir nicht angetroffen. Jede dieſer Reiſen wird mit beſondern Titel und Seitenzahlen verkauft.

BERLIN, b. Vieweg d. ä.: *Neue Reiſe durch Italien, von Friedrich Schulz. Erſter Band, erſtes Heft.* 1797. 256 S. 8.

Eine Fortſetzung der bekannten Reiſe eines Liefländers, von demſelben Vf. Sie athmet mit dieſer gleichen Geiſt und gleichen Geſchmack. Das Prädicat einer *neuen* Reiſe durch Italien wird weniger durch die Zeit, in welcher ſie gemacht ward (denn, wie viel reiſten und wie viele beſchrieben nicht, Minerven zum Trotz, ſeit 1793 ihre Reiſen durch dieſes Land!) als vielmehr durch das glückliche Talent des Vf. gerechtfertiget, eine andre, oft eine gänzl neue, Seite eines bekannten Gemäldes, durch Veränderung des Standpunkts der Anſchauer, Herableitung eines frappanten Lichts, Abänderung der Staffage und Beyfügung bedeutender und bis jetzt überſehener Beywerke darzuſtellen, welche unter dieſer Meiſterhand zu Hauptgegenſtänden ſich erheben. — Des Uebermaſses von Nachrichten über Italien in allen Sprachen ungeachtet, ſind noch mehrere Gegenſtände in dieſem Lande übrig, von welchen es an gründlichen und befriedigenden Beobachtungen fehlt. Die Staatskunde mehrerer Theile von Italien und die neueſte Verfaſſung dieſer Länder (vor der franzöſiſchen Eroberung), die Bevölkerung, der Handel, beſonders das Induſtrieweſen, die Naturgeſchichte einzelner Gegenden, die Totalkenntniſs der Italiener nach der Ver-

Verſchiedenheit ihres Charakters und ihrer Sitten — über dieſes alles ſind in der Länder- und Völkerkunde noch viele Lücken, bey den zum Theil oberflächlichen, einſeitigen und partheyiſchen, zum Theil partiellen Nachrichten, die wir von dieſen Gegenſtänden beſitzen. Daher ſind die Beyträge eines Mannes von Sachkenntniſſen und eines ſcharfſichtigen Reiſenden, von welchem dieſer Mangel empfunden und in mehrern Theilen ergänzt ward, ſchätzbar. Man kennt die hohe Kunſt des Vfs. in Charakter- und Sittenſchilderungen von Individuen und Volksmaſſen; auch in dieſem Werk hat er ſie glücklich ausgeübt. — Mit Uebergehung des ſchon allgemein Bekannten, Zufälligen und Einzelnen, iſt folgendes die concentrirte Darſtellung des Hauptinhalts dieſer Reiſe. — — 1ſter Abſchn. Weg von Botzen nach Verona. Mit der Sprache wandelt ſich ſchon in dem geiſtlich - adlichen Trient deutſche Art in italieniſche Sitte um. Die Volksmenge dieſer finſtern Stadt beträgt kaum eilftauſend; die Erzeugniſſe ihrer Gegend ſind vornehmlich Wein und Oel. — Mehr Leben und Gewerbſamkeit herrſcht in Roveredo, welches in dieſem Jahrhundert, beſonders durch den Zufluſs von fremden Handelsleuten und Manufacturiſten, über das doppelte (von 8 bis 18000) an Bevölkerung gewonnen hat. Die Seidenfabriken ſind vorzüglich und die Vorarbeiten dazu beſchäftigen alle Hände der Einwohner. Künſte und Wiſſenſchaften werden cultivirt; davon zeugt auch die von dem Ritter *Vannetti* und ſeiner Gemahlin geſtiftete, und von der K. K. Maria Thereſia im J. 1750 beſtätigte Akademie der *Agiati*. Man ſpricht hier mehr deutſch als wie in Trient; aber Charakter und Sitten ſind ganz italieniſch. — Schauerlich groſs iſt die Anſicht der Gegend jenſeits Roveredo, — eine regelloſe weit ausgebreitete Maſſe von zertrümmerten Felſen, zerriſsnen aufgethürmten Alpen, zerſpaltnen gegen einander anſtrebenden Steinblöcken, groſsentheils ohne Vegetation. — Zu dem Uebergang von dem in aller Rückſicht von Italien ſo verſchiedenen Deutſchland in das erſtere wird man durch allmähliche Abſtufungen der Sprache, der Menſchen, der Sitten und der Bauart, ſchon von Wien an vorbereitet: auffallender aber würde dem Vf. der ſchnelle Wechſel und der merkwürdige Abſtand der Gegenden, des Klima's und der Vegetation von Deutſchland und Italien bey dem Uebergang über die Alpen geweſen ſeyn, wenn er ihn nicht im Herbſt, ſondern wie Rec. im Frühling, gemacht hätte. — Wenig empfehlend iſt der Eintritt in das Venetianiſche, wegen des Anblicks des armſeligen Fleckens *Peri*, deſſen zerlumpte Einwohner zu ihren elenden Hütten paſſen, und wegen der Hudeleyen der Poſtmeiſter, wenn der Reiſende ſich nicht von dem Oberpoſtamt zu Venedig mit einem *Bollettone* oder Poſtſchein verſehen hat. — Treffliche Ueberſichten der Gegend und Stadt *Verona* von dem Schloſſe *S. Felice*, von dem neuen Thor daſelbſt, und aus dem Garten des Grafen *Giuſti*. Die Ruinen der alten, von *Maffei* ſchon gerühmten Befeſtigungswerke von *Verona* zeugen von den Einſichten des Baumeiſter *S. Michele*, auch in der Kriegsbaukunſt und ſeiner glücklichen Benutzung des Locale. Wohl der Stadt in dem jetzigen Kriege — (in welchem es bey den retirirenden Armeen zur barbariſchen Sitte geworden iſt, ohne eignen Vortheil friedliche unhaltbare Städte dem Elende eines Bombardements auszuſetzen), daſs dieſe Werke ganz zerfallen ſind! — Das ganze Aeuſsre von *Verona* hat den Anſtrich der Veraltung, Vernachläſsigung und Verödung und ſelbſt die gröſste Merkwürdigkeit der Stadt, das römiſche Amphitheater, — (welches von dem Vf. ſo geſchildert wird, wie es einem an moderne, niedliche und glatte Bauwerke gewöhnten Auge erſcheint —) muſs man mit einem guten Vorurtheil der Alterthumskunde anſehen, um es nicht als eine häſsliche Verunſtaltung des ſchönen und heitern Platzes, *il Bra*, zu verwerfen. Neben dieſen Ruinen ward ein neues Hoſpital aufgeführt, welches eins der ſchönſten in Italien zu werden ſchien, wenn es anders ausgeführt iſt, als es angefangen ward: denn man iſt es in dem Lande, beſonders im venetianiſchen Staat, ſchon gewohnt, unvollendete Meiſterwerke der Baukunſt zu ſehen. — Die Philarmoniſche Akademie hat, neben ihrer bekannten literariſchen Beſtimmung, ein *Caſino della Nobilita*, wo auch der gut empfohlne Fremde mannichfaltige geſellſchaftliche Unterhaltung findet.

2ter Abſchn. Die Bevölkerung von Verona kann man, bey dem jetzigen Verfall ſeiner Gewerbe, nur zu 36 bis 40000 annehmen. Veraltet und verblaſst, wie das Aeuſsre der Stadt, iſt, bey allen Vorzügen der Körperbildung, auch das Anſehn, ſelbſt *ihrer* angeſehnſten Bewohner, die ſich aber durch einen männlichen Charakter, durch Liebe zu den Wiſſenſchaften, Patriotismus und Urbanität gegen Fremde auszeichnen. Der Mittelſtand, oder eigentlich der Gelehrte- und Kaufmannsſtand, iſt, vermöge ſeines Einfluſſes auf Stadt- und Handelsgeſchäfte und ſeiner Wohlhabenheit, von den höhern Ständen geachtet. Die, aus den blühenden Zeiten des veroneſiſchen Handels herſtammenden, Vorrechte des Kaufmannsſtandes ſind beträchtlich und ihm geſichert, obgleich die Umſtände, unter welchen ſie ihm gegeben wurden, ſich ſehr geändert haben: denn Handel und Gewerbe ſind ſehr geſunken. Ein Theil der Geiſtlichkeit hat viel wiſſenſchaftliche Cultur. Die geringe Klaſſe der Veroneſer verbindet mit einem ſchmuzigen Aeuſsern ein ungebundnes ungezognes öffentliches Betragen, welchem die venetianiſche Regierung nicht allein nicht entgegenwirkt, ſondern es vielmehr, nach ihrer bekannten Politik, zur Demüthigung der gedrückten höhern Stände benutzt. Durch Arbeitsfleiſs und Betriebſamkeit zeichnet ſich übrigens dieſe Klaſſe von den übrigen Italienern gleichen Standes vortheilhaft aus. — Hölzern und langweilig fand der Vf., bey aller wiſſenſchaftlichen Bildung der höhern Stände, die in Pedanterey ausartet, den Ton der Geſellſchaften. — Das öde *Mantua* und ſeine Sehenswürdigkeiten beſchrieben. Die Bevölkerung wird auf 14000 und die von *Cremona* auf etwa 1[illegible]000 geſchätzt. Das Aeuſsre der Bewohner dieſer beiden Städte und ihre Poli-

Polizeyanſtalten ſtechen vortheilhaft gegen die der venetianiſchen Städte ab. Adel und Patricier ſind in Cremona überwiegend zahlreich, und die Bürger ſind auch hier, wie in dem gröſsten Theil Italiens, nichts weiter als Miethsleute des Adels, der Patricier und Geiſtlichen in den Städten, wie die Bauern, Knechte, oder höchſtens kleine Pächter derſelben Stände auf dem Lande ſind. Die geſellſchaftlichen Zirkel ſind eben ſo zahlreich, aber belebter als in Verona.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, im Verl. d. Georgenhauſes: *Sammlung chriſtlicher Geſänge zum Gebrauche bey der öffentlichen Andacht in den Stadtkirchen zu Leipzig.* 1796. 700 S. gr. 8.

2) Dresden, auf Koſten des Vf. und in Comm. bey Mauke in Jena: *Kritik der neuen Liederſammlung für die Stadtkirchen in Leipzig, nebſt allgemeinen Winken für künftige Sammler kirchlicher Geſänge.* 1797. 206 S.

Beide Schriften ſtehen in einer ſo nahen Verbindung; letztere iſt gewiſſermaſsen die vollſtändigſte Beurtheilung, welche man über die *erſtere* leſen kann, daſs ſie auch hier zuſammen genannt zu werden verdienen.

Daſs man in einer ſo volkreichen, und von ſo vielen Seiten bedeutenden Stadt, wo namentlich, auſser den Einheimiſchen, jährlich ſo viele Fremde an dem öffentlichen Gottesdienſt Theil nehmen, endlich dahin gekommen iſt, ein verbeſſertes, dem Geſchmack der Zeit angemeſsnes, Geſangbuch einzuführen, muſs um ſo mehr erfreuen, je länger man ſchon gerade hier berechtigt war, dies zu erwarten; hier, wo *Gellert* durch ſeine geiſtlichen Lieder zuerſt bey denkenden Chriſten das Bedürfniſs würdiger Religionsgeſänge anregte, und wo *Zollikofer* der erſte war, der einer Kirche, welche ſich bis dahin bloſs an die Pſalmen hielt, ein Liederbuch gab, wie es für Chriſten gehört. Man kann auch in dieſem Schritt zur Verbeſſerung unmöglich den patriotiſchen Eifer und die hellen Einſichten einiger würdigen Männer jener Stadt verkennen, durch deren Thätigkeit ſchon ſo manches Feld im phyſiſchen und moraliſchen Sinn angebaut, und ſo manchem Uebelſtande abgeholfen iſt. Es iſt verdienſtlich dafür zu ſorgen, daſs bey der öffentlichen Gottesverehrung das *Auge* durch nichts geſtört werde, was unwürdige Ideen erweckt; daſs es Gegenſtände finde, auf welchen es gern ruht; daſs auch die Kunſt aufgeboten wird, ächt religiöſe Gefühle zu erwecken. Ausſchmückungen der Kirchen zeigen wenigſtens, daſs man die Orte der gemeinſchaftlichen Anbetung achtet. Aber es iſt noch unendlich verdienſtlicher, dahin zu arbeiten, daſs die Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, durch Reinigung der Vorträge, der Liturgie, der Geſänge, der Kirchenmuſiken, von allem, was den groſsen Haufen in ſchädlichen Irthümern erhält, und den gebildeten Chriſten aus den Kirchen verſcheucht, befördert werde. Dazu wird die vor uns liegende *Sammlung chriſtlicher Geſänge* unfehlbar mitwirken. Es hat zwar den Herausgebern nicht gefallen, auch nur in einer noch ſo kurzen Vorrede die Grundſätze anzugeben, nach welchen ſie dieſe wichtige Arbeit unternommen und ausgeführt haben. Aber ſelbſt die flüchtigſte Anſicht des Inhalts wird den Unbefangnen überzeugen, daſs in Abſicht der Materien die gröſste Vollſtändigkeit, in Abſicht der Anordnung ſchöne Planmaſsigkeit, in Abſicht der einzelnen Lieder ſelbſt, der Geiſt einer aufgeklärten Religion entſchiedne Vorzüge dieſes Geſangbuchs ſind, welche es vor den *ältern* Geſangbüchern voraus, wenn gleich mit ſehr vielen in neueren Zeiten erſchienenen nur gemein, hat. Es iſt allerdings jetzt halbe Arbeit, *dieſe* Vollkommenheiten einer Liederſammlung zu geben; aber auch die leichtere Thätigkeit bleibt ſchätzenswürdig, wenn nur das Beſſere an die Stelle des ſchlechteren tritt.

Dabey bleibt es indeſs wahr, was der Vf. der *Kritik* behauptet, daſs, wenn man das, was wirklich geleiſtet worden, mit dem, was — nach ſolchen treflichen Vorarbeiten — nach ſo lange geſpannter Erwartung, an einem Ort wie Leipzig — geleiſtet werden konnte — vergleicht, ſich der Gedanke nicht unterdrücken läſst, das Ganze ſey hinter einer ſo wohl gegründeten Erwartung zurück geblieben. Er iſt hiebey nicht undankbar gegen das Gute der Sammlung. „Ich erblicke darin, heiſst es S. 13., einen Reichthum an Materien, der es dem Religionslehrer leicht macht, zu jedem ſeiner Vorträge ein paſſendes Lied zu finden; ich treffe darinn auf einzelne vortreffliche Geſänge; ich leſe darin im Ganzen eine deutliche und verſtändliche Sprache; ich ſehe die alten Lieder von anſtöſsigen und vernunftwidrigen Vorſtellungen gereinigt; ich bemerke hin und wieder glückliche Veränderungen; ich finde endlich darin ein beſtändiges Hinarbeiten auf wahres praktiſches Chriſtenthum." Daneben aber bleiben nach ſeiner Meynung viele Wünſche unbefriedigt, die doch gerecht waren. Eh er dies an einzelnen Beyſpielen zeigt, ſtellt er eine kurze Theorie auf, was an jeder Sammlung religiöſer Geſänge zu öffentlichen Gebrauch fehlerhaft zu nennen ſeyn würde. Ueber die meiſten Bemerkungen kann nur eine Stimme ſeyn. Doch ſind einige zu unbeſtimmt ausgedrückt; über andere läſst ſich ſtreiten. Es ſoll z. B. nach S. 15. fehlerhaft ſeyn, *wenn hie und da in einem öffentlichen Geſangbuch Vorſtellungen, welche von dem ſchriftmäſsigen Glauben abweichen und nur Meynungen Einzelner darſtellen*, vorkommen. Aber iſt man denn über dieſen *ſchriftmaſsigen Glauben* überall einig? Und ſind denn die Vorſtellungen der Schrift ſelbſt überall harmoniſch? Sollte der Vf. den Stufengang der Erkenntniſs vom Unvollkommenen zum Vollkommenern überſehen können? Und dürfte man nicht gerade in einem Geſangbuch für *alle* Klaſſen, auch auf die *verſchiednen moraliſchen Alter*, worinn unſre Chriſten ſtehen, Rückſicht nehmen? *Einzelne Meynungen?* — Aber wenn nun dieſe

dieſe vielleicht *beſſer* als die herrſchenden ſind? Glaubt denn der Vf. an die Infallibilität der Kirche, oder eines menſchlichen ſymboliſchen Buchs? Schwerlich! Wie konnte er ſonſt *Zollikofers* Liederſammlung ſo unbegränzt bewundern? — Auch das, was er über die Beybehaltung der *Schriftſprache* ſagt, bedarf Einſchränkung. Rec. ſtimmt auch dafür, wo ſie deutlich iſt. Aber wo ſie dies nicht iſt — und wie oft iſt das der Fall! — da wünſcht er, daſs man ſie in die unſre überſetze, die vielleicht weniger Nachdruck zu haben ſcheint, was aber meiſt auf einer Täuſchung beruht. — Von S. 20. folgt die eigentliche *Kritik*. Dieſe würde noch lehrreicher und planmäſsiger ausgefallen ſeyn, wenn der Vf., wie wir erwarteten, nach der Ordnung der vorher allgemein aufgeſtellten Sätze gegangen wäre, und unter jeden die einzelnen Beyſpiele geſammelt hätte. Jetzt da er der Reihe der Lieder folgt, muſste er in manche Wiederholungen fallen. In vielen Urtheilen müſſen wir ihm beyſtimmen — zwar *nicht* in ſeiner gränzenloſen Verehrung aller *Gellertſchen* Lieder, unter welchen viele von ihm empfohlne neben der Popularität eine Mattigkeit und Kälte haben, die ſie mehr zu Lehrgedichten als Religionsgeſängen qualificirt; auch *nicht* in dem Tadel, welcher manche Veränderungen und Abkürzungen trifft, auch *nicht* in einigen unfreundlichen Inſinuationen welche die Orthodoxie der Vf. verdächtig machen ſollen; — aber wohl *darin*, daſs eine Menge der herrlichſten kraftvollſten Lieder, von welchen mehrere genannt werden, ganz weggelaſſen und manche neuere Liederſammlungen, wie es ſcheint, gar nicht genutzt ſind; wohl *darin*, daſs man auf eine Menge Lieder ſtöſst, welche die matteſte gereimte Proſe, und durchaus unfahig ſind, ein wärmeres Gefühl für Religion und Pflicht zu erwecken; — *darin* daſs oft die Veränderungen, ſogar mit neueren Liedern, recht abſichtlich gemacht zu ſeyn ſcheinen, um alle Kraft und alles Leben aus ihnen herauszubringen, wie dies auch ſchon der Fall in dem Geſangbuch für die Leipziger Freyſchule war; daſs hie und da noch Stellen vorkommen, bey denen ſich durchaus kein deutlicher Begriff faſſen läſst; daſs man viele unglaubliche Sprachunrichtigkeiten hat zu Schulden kommen laſſen, wovon S. 19. ein langes Verzeichniſs angeführt iſt; daſs Versbau, poetiſche Diction oft ganz verſäumt, auch auf Singbarkeit, Mannichfaltigkeit und Angemeſſenheit der Melodieen oft gar keine Rückſicht genommen, und überhaupt, wie es ſcheint, zu ſelten ein Dichter und ein Componiſt zu Rath gezogen iſt. Wir haben Geſangbücher, welche von allen dieſen Seiten bey weitem mehr leiſten, und wir hätten allerdings gewünſcht, daſs die Herausgeber ihnen beſonders die Kunſt, *Licht* mit *Wärme* zu verbinden, mehr abgelernt hätten. Daſs eine Menge Lieder bloſs bey dem Privatgebrauch anwendbar ſind, und in ſofern nicht unter den Titel bey der öffentlichen Andacht gehören, iſt zwar gegründet. Indeſs ſind darüber die Herausgeber dem Beyſpiel andrer Sammler gefolgt. Bey allen Mängeln des Buchs zweifeln wir doch nicht, daſs es recht gebraucht ungemein viel Gutes ſtiften werde. Die Kritik darf ſich hier indeſs nicht abhalten laſſen, künftige Sammler auf die Schwierigkeit der Sache aufmerkſam zu machen, worinn der ungenannte Beurtheiler ſehr viel Einſicht gezeigt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Feliſch: *Die Ahnen*, ein *dramatiſirtes Sittengemälde in drey Akten*. 1795. 120 S. 8. — Nur in einem einzigen Auftritte ſind Lage, Geſinnungen und Sprache des liebenden Paars ſo beſchaffen, daſs ſie einige Theilnahme erwecken, und dann ſpielen ſie noch in einer Scene die Hauptrolle; da aber hier die Liebende aus übertriebner Eiferſucht ſchmollt, und ſich bald eines beſſern beſinnt, ſo hat dieſe Scene wenig Intereſſe. Der affectirte Stolz einer erſt durch ihren (entlaufnen) Mann nobilitirten Dame, und die Lumperey eines verſchuldeten Junkers, der ſein Glück durch eine Heirath mit einer reichen Bürgerlichen wiederherſtellen will, ſollen auſserdem das vornehmſte Sujet ſeyn; aber die Komödienſchreiber haben dergleichen Rollen ſchon ſo oft bearbeitet, daſs es ſchwer hält, hierinn etwas neues zu leiſten. Natürlich iſt dieſen Charakteren eine Art von Philoſoph entgegengeſtellt, der, anſtatt ſich in Convenienz und Launen andrer zu fügen, den Leuten vielmehr Sottiſen und Impertinenzen ſagt; auſserdem, daſs er dies zu grob macht, hat ſeine Rolle auch eine gewiſſe Kälte, die zurückſchreckt. Nun wimmelt es noch in dieſem Stück von unintereſſanten Perſonen, die durch das Burleske dem Stück aufhelfen ſollen; da iſt ein Advokat mit lateiniſchen Brocken, ein tauber Kriegsrath, der die Kolik bekömmt, eine buhleriſche Kriegsräthin, eine verliebte Wittwe, eine bejahrte Kokette von einer Zofe, ein Paar ſpaſsende Bediente, einige Bauern, ein Jude u. ſ. w. Auch werden Misverſtändniſſe, die durch Billets und Rendezvous entſtehen, zu Hülfe genommen. Betrachtet man das Stück als eine Folge von Dialogen, ſo laſſen ſich einige davon ganz gut leſen, und zeugen von der Weltkenntniſs des Vf.; nur zuweilen ſind einige Ausdrücke zu geſucht, z. B. *verzweifachen — der Händedruck bebt im Blut — den Schmerz an der Wand ausüben — der Hofgeier*. Das engliſche *Bier Ale* S. 8. iſt, vermuthlich, um dem Schauſpieler die Ausſprache anzudeuten, zum *Oele* gemacht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. April 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Verſuch eines Handbuches der Pontonnier-Wiſſenſchaften* in Abſicht ihrer Anwendung zum Feldgebrauch von *J. G. Hoyer* Prem. Lieut. d. Churf. Sächſ. Pontonnier-Korps, und Mitgl. d. korreſp. lit. Geſ. zu Maynz. Iter Band. 1793. XXVI S. Vorr. und Inhalt. 374 S. 11 Kupfert. IIter Band 1794. XXIV S. Vorr. und Inhalt. 6 Kupfert. 388 S. IIIter Band. 1794. XII S. Vorr. und Inhalt. 2 Kupfert. 184 S. und Regiſter v. 185 bis 220 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem durch mehrere Stimmen von erwieſener Gültigkeit anerkanntem vorzüglichen Werthe des vorliegenden Werkes, bedarf es keiner neuen Anpreiſungen und Empfehlungen deſſelben. Rec. bezeugt ſeine Beyſtimmung zu allem verdienten Lobe und Beyfalle, den dieſe vortreffliche, mit ausgezeichneter theoretiſcher und praktiſcher Einſicht gemachte Bearbeitung eines wichtigen Zweiges der Kriegskunſt, der bisher nur fragmentariſch und ſo beyläufig mit abgehandelt war, mit vollem Rechte erhalten hat, und dankt dem Vf., mit Einſtimmung Mehrerer, für die aus ſeinen Arbeiten geſchöpfte Belehrung.

Die Einleitung enthält eine kurze Ueberſicht der Geſchichte der Pontonnier-Wiſſenſchaft, in welcher der Vf. von den Kähnen, welche die Heere der *Semiramis*, nach *Diodors aus Sicilien* Zeugniſs, in *Indien* mit ſich führten, anfängt, und mit der Einführung hölzerner Pontons bey dem Churſächſiſchen Heere aufhört: dann iſt noch eine kurze Beſchreibung der ſtehenden Schiffbrücken bey *Rouen* und bey *Maynz* hinzugefügt; auch ſind alle zwiſchen dieſen beiden Epochen berühmten ältern und neuern, beſonders die zu kriegeriſchen Zwecken erbaueten und geſchlagenen, Brücken erwähnt. Aus dieſem allen iſt dann gleich erſichtlich, daſs der Vf. jeden Brückenbau, der beſonders zum Behuf einer kriegeriſchen Unternehmung bewerkſtelligt wird, zum Gebiet ſeines Faches rechnet.

Iter Theil. Theoretiſche Vorkenntniſſe des Pontonniers. Berechnung und Bau der zu Schiff und Pontonbrücken anwendbaren Fahrzeuge, der ſchwimmenden Batterieen etc. und Bau der Pontonwagen. Kap. I. *Recognosciren der Flüſſe.* Methoden zu Meſſung der Breite eines Fluſſes, und wie ſich daraus Formeln zu Berechnung der Hauptbedürfniſſe zu Ponton-, Schiff-, Floſs-, Faſs-, Bock-, Schanzkorb-, und Pfahlbrücken ergeben. Es geſchieht dieſes vermittelſt einer ſehr leichten Formel, welche dieſe Bedürfniſſe nach der Zahl der *Brückenglieder* beſtimmt, (dies Wort im Allgemeinen, für jeden Theil Brücke von einer Unterſtützungs-Linie zur andern genommen, dieſe mag nun auf einem Ponton, einem Fahrzeuge — — — oder einer Reihe Pfähle liegen;) und allemal die Brückenbedürfniſſe für Ein Brückenglied mehr giebt als genau genommen erfoderlich ſind; weil es beſſer iſt zu viel als zu wenig zu haben. Die Landbrücken, d. h. die Brückenglieder vom Ufer bis zur erſten Unterſtützungslinie, werden beſonders berechnet. (Für Leſer, die noch gar keine Begriffe von dergleichen Brücken haben, ſcheint dies Rec. etwas zu früh, und unvorbereitet zu ſeyn; ſie werden ſich indeſſen mit Hülfe des ſehr guten Regiſters ſehr leicht vorläufige Erklärungen der Dinge verſchaffen können, die ihnen fremd ſind.) Bey allen dieſen und beynahe allen folgenden ähnlichen Berechnungen iſt auch Anleitung zu Berechnung der Zahl der Arbeiter, ihrer Werkzeuge, und der Zeit gegeben, welche zu Bereitung der einzelnen Brückenbedürfniſſe (in der Folge auch, zum wirklichen Bau der Brücken, in ſo fern es möglich iſt) erfodert werden. Zuletzt nach Anweiſungen *Profile* von Flüſſen aufzunehmen, ihre Geſchwindigkeit zu beſtimmen, und Etwas von Navigationskarten. K. II. *Anwendung ſtatiſcher Kräfte zum Brückenbau.* Beſchreibungen liegender und ſtehender Winden, auch leichter Ramm-Maſchinen. K. III. *Kurze Theorie der Flüſſe. Strombau, und Aufſtauung der Flüſſe.* Zu Bewerkſtelligung des letztern giebt der Vf. fünf verſchiedene, nach Beſchaffenheit der örtlichen Umſtände anwendbare, Arten an. K. IV. *Welche Flüſſe man nicht ohne Brücken paſſiren kann. Nöthige Eigenſchaften der Furthen.* K. V. *Beſchreibung des zum Brückenbau anwendbaren Holzes in Abſicht ſeiner Beſchaffenheit, Dauer und Zubereitung.* Eine Sammlung vieler nützlicher praktiſchen Kenntniſſe. K. VI. *Berechnung des Vermögens der Schiffe und Pontons, um ihre Ladung und Gröſse zu beſtimmen.* Der Vf. berechnet hier (zum Theil nach der Anleitung des Hr. Oberſt. *von Claſen*, in *Böhms* Mag. für Ing. und Artill.) Formeln für den körperlichen Inhalt ſieben verſchiedener Geſtalten von Pontons und Fluſsfahrzeugen; dabey kömmt er auf Ausdrücke, die kubiſche Gröſsen enthalten; aus dieſen lehrt er bey jeder dieſer ſieben verſchiedenen Geſtalten die Tiefe finden, bis zu welcher ſie von einer gegebenen Laſt eingetaucht werden, und wendet dies auf die bey einzelnen Armeen wirklich eingeführten Pontons an. (§. 13. iſt der Inhalt der Franzöſiſchen Pontons zu 194 [illegible] Würfelfuſs angegeben. Nach des Vf. eigenen Angabe iſt er aber: 213 [illegible] W. F. Dieſer Irrthum entſteht

aus der Berechnung des zweyten Gliedes $\frac{bcg}{2}$ der Formel, deſſen Werth zu 33716 angegeben wird, da er 67716 ſeyn ſollte. Dieſes Verſehen hat Einfluſs auf die in den beiden folgenden §§ enthaltenen Berechnungen.) K. VII. *Erbauung der gewöhnlichſten Fluſs- und Canalfahrzeuge.* Sehr unterrichtend, mit vollſtändigen Auſchlägen, ſo wohl in Rückſicht der Materialien als auch der Arbeit, für einige der gewöhnlichſten auf der *Oberelbe.* K. VIII. *Erbauung platter* (Fluſs-) *Fahrzeuge, die Kanonen führen. Anwendung groſser zum Ueberſetzen von Fuhrwerken gebräuchlicher Fahrkähne zu dieſem Behuf; auch vom Bau der Tſchaiken zu Kanonen und Mörſern.* Eben ſo ausführlich. Bey den letztern ſind jedoch der Aufmerkſamkeit des Vf. die Unterlagen unter den Bettungen nach der Länge des Fahrzeuges entgangen, um die Wirkung des Stoſses des Geſchützes, beſonders der Mörſer, mehr nach der ganzen Länge des Fahrzeuges auszudehnen. Die vom Vf. erwähnten Bettungen und Unterlagen dürften bey ſchweren Wurfgeſchütz ſchwerlich hinreichen. Beyläufig und ganz kurz ſind hier auch die eigentlichen Kanonenboote erwähnt. Die S. 179. erwähnten Geſchütztaljen haben gewöhnlich zwey Blöcke. Endlich von Schiffslaffeten oder Rollpferden, nach *J. Miller's Treatiſe of Artillery;* — dieſe haben eigentlich gar keine beſtimmten Maaſsen, die Entfernung der Wände, die Stärke dieſer, und der Axen etwa ausgenommen; alles Uebrige richtet ſich nach den Umſtänden. K. IX. *Von ſchwimmenden Batterien.* Vorzüglich von Batterieen auf Flöſſen, und davon ſehr umſtändlich und unterrichtend, für hölzerne Blendungen, und eigentliche Bruſtwehren, ſo wohl von Erde als Balken. Am Ende von einer neuen Art von Magazinen für dergl. Batterieen, mit einem flachen *Pultdach.* Dieſen ſo wohl als den Batterieen ſelbſt, würde ein, wenn auch nur niedrigen, Bord gegen das Aufſchlagen der Wellen ſehr zuträglich ſeyn. Rec. erwartete vergeblich in dieſem Kap. auch etwas über die vor *Gibraltar* bey deſſen letzter Belagerung gebrauchten ſchwimmenden Batterieen nach der Angabe des *Chev. d'Arçon* zu finden. Die folgenden Kap. handeln vom Bau der eigentlichen Pontons, und zwar X. von den *hölzernen,* XI. von den *kupfernen, von verzinntem Eiſenblech,* auch *von Segeltuch.* Alles mit der unterrichtendſten, bis ans umſtändliche gränzenden, Ausführlichkeit. Am Ende des Xten K. thut der Vf. den Vorſchlag: den *Kork,* wo er zu haben iſt, zum Verplanken der hölzernen Pontons zu gebrauchen. Allein bey der vom Vf. ſelbſt eingeſehenen Schwierigkeit, die *Korkſtücke* von der gehörigen Länge und Beſchaffenheit dazu zu erhalten, glaubt Rec., daſs man ſchwerlich eine Ausführung dieſes Vorſchlages hoffen könne, wenn ihm gleich die Benutzung dieſer ſo leichten Rinde zu dieſem Gebrauch noch bey Weitem nicht nach Verdienſt verſucht und erwägt zu ſeyn ſcheint. K. XII. *Abwägung der Vorzüge und Mängel aller beſchriebenen Arten von Pontons.* Den hölzernen, den gedeckten kupfernen und blechernen giebt der Vf. mit Anzeige ſeiner Gründe den Vorzug. K. XIII. *Bau der Pontonwagens und Karren.* Am Ende auch etwas von den Requiſitenwagen, und einigen im Pontontrain mitzunehmenden allgemeinen Brückenbedürfniſſen. Rec. hätte hier von mehreren der letztern eine Anführung erwartet, unter andern auch von den, in der Folge unter den allgemeinen Brückenbedürfniſſen nebſt mehreren oft, hier aber gar nicht, erwähnten, Handpumpen (bey deren Gebrauch, wenn ſie mit einem Schlauch verſehen ſind, oder wenn man auch nur auf ein an das untere Ende der Pontons ſchräg ausgelegtes Brett auspumpt, den vom Vf. S. 275. zuletzt angegebenen Unbequemlichkeiten bey dem Leckwerden der Pontons, während des Ueberganges von Pferden etc. beynahe gänzlich vorgebeugt wird,) und den, Rec. nirgends im Werke vorgekommenen, *Staken,* oder *Setzbaumen* mit hölzernen *Klauen,* die im weichen Schlickgrunde unſtreitig die beſsten ſind. K. XIV. *Ueber die Verfertigung der Anker und anderer eiſernen Brückengeräthe.* Den fünfarmigen *Draggen* wird mit Recht, vor allen andern Behuf der Pontons, der Vorzug gegeben. Die auch ſonſt bekannte, und bey leichten Wurf-Ankern oft vorkommende, Einrichtung mit einem eiſernen durch den Schaft nahe bey dem Ringe fahrenden Stocke ſchreibt der Vf. ſeinem Vater zu. Bey der S. 331. nur mit Einſchränkungen als wahr angegebenen Regel: daſs die Dimenſionen der Anker von verſchiedenen Gröſsen ſich wie die *Wurzeln* ihrer Gewichte verhalten, iſt die, jedoch auch für Anfänger kaum ſchwierige, und aus den gleich folgenden Formeln erſichtliche, Beſtimmung des Grades der Wurzel überſehen. K. XV. *Von der Verfertigung des bey Schiffen und Pontons nöthigen Tauwerks.* Gröſstentheils nach *du Hamel,* doch mit mannichfaltigen dem Vf. eigenthümlichen Bemerkungen. Für *Technologen* auch wegen der Verſchiedenheit der Namen der Dinge von denjenigen, mit denen man ſie in den nördlichen Seeſtädten Deutſchlands benennt, merkwürdig. Der Vf. nennt: *Faden, Litzen, Abſtickelitzen, abgeſtickte Taue, Schnüre, Bindfaden, Zuſammenſeilen, und Schlagen etc.,* was man in, eben dieſer Ordnung in den bezeichneten Gegenden: *Garne, Stränge, Kardeele, Kabeltaue, Schiemannsgarn, Hüſing, Schlagen,* und *Auffchieſsen* etc. nennen würde, und ſcheint für *über Herz geſchlagenes Tauwerk,* gar keinen deutſchen Namen zu haben. Zuletzt noch etwas über die Steiſe des Tauwerks.

Im *zweyten Theile* des Werkes, mit welchem ſich der zweyte Band anfängt, wird der *wirkliche Bau der Brücken abgehandelt,* und K. I. mit *leichten Laufbrücken über Graben,* und den Gebrauch von Böcken, Wagen, und Seilen oder Tauen der Anfang gemacht, auch eine von *St. Remi* vorgeſchlagene leichte Faſsbrücke beſchrieben, wegen anderer Faſsbrücken aber auf die Folge verwieſen. Weil die *Seilbrücke* nothwendig erfodert, daſs vor dem Schlagen derſelben jemand an das andere Ufer geſandt werde, ſo thut der Vf. einige ſehr ausführbare Vorſchlä-

ge, bey Mangel dazu tauglicher Schwimmer, einzelne Leute überzuſetzen, und hält das Mitführen einzelner Schwimmkleider *darum* nicht für rathſam, weil ſie leicht beſchädigt und unbrauchbar werden könnten, welches doch bey den ſehr gewöhnlichen *Korkwamſern* der Fall nicht iſt. K. II. *Bau der eigentlichen Schiffbrücken und der dazu erfoderlichen Bedürfniſſe, bey gegebener Breite des Fluſſes.* Wie man ſich hilft, wenn die Fahrzeuge nicht gleiche Höhe des Bords haben, oder zu ſchwach im Borde ſind, um die Brückenbalken unmittelbar zu tragen; Richtung der Brücke; Vorſicht wegen Ueberſchwemmungen und veränderten Höhe des Fluſſes; die Landbrücken. (Bey dem Detail, in welches der Vf. ſich einläſst, hätte Rec. wenigſtens eine Erwähnung der Umſtände erwartet, die, bey Anwendung von Fahrzeugen von verſchiedener Gröſse und Bauart, Einfluſs auf die vortheilhaftere Stellung derſelben in der Brücke haben können.) Anſchlag zu einer ſolchen 108 Ruthen langen Brücke, mit allen Bedürfniſſen. Am Ende des §. 13. ſcheinen dem Rec. bey der daſelbſt angezeigten Veränderung des Anſchlages, noch die kurzen *Tau-Enden* zu Feſtlegung der Spillen, oder *Wellen*, wie der Vf. ſie nennt, zu fehlen. K. III. *Bau der Brücken von hölzernen*, K. IV. *von offenen kupfernen oder blechernen*, und K. V. *von gedeckten blechernen Pontons.* Bey allem dieſem befriedigende Erklärung des Baues und der Verbindung der einzelnen Theile zur Brücke, vollſtändige Verzeichniſſe aller Bedürfniſſe für eine gegebene Waſſerbreite, mit Rückſicht auf Durchlaſsmaſchinen, um die Schiffahrt durch die Brücke nicht gänzlich zu ſperren; mit Auseinanderſetzung der kleinſten praktiſchen Vortheile bey dem Brückenſchlagen, und Erwägung der Umſtände, unter denen man die Pontons näher zuſammen bringen muſs, oder weiter auseinander ſtellen darf etc. K. VI. *Wo Fahrzeuge und Pontons mangeln, auf der Stelle leichte Prahmen zu einer Brücke zu verfertigen.* Allgemeine Vorſchriften zur Beſtimmung der Gröſse ſolcher Prahmen, detaillirter Anſchlag der Baubedürfniſſe zu den Prahmen, und der übrigen Brückenbedürfniſſe für eine gegebene Fluſsbreite; auch werden ſehr anwendbare Mittel angezeigt, bey Mangel an Tauwerk und Ankern, die Spanntaue zwiſchen den Prahmen, die Ankertaue, und ſelbſt die Anker ohne Nachtheil der Feſtigkeit der Brücke, durch andere Vorrichtungen zu erſetzen. K. VII. *Bau der Floſsbrücken, in holzreichen* Gegenden. Alles wie bey den vorigen, nebſt Erwägung der beſondern Vortheile, welche dieſe Brücken gewähren. K. VIII. *Faſsbrücken.* Auch hier vermiſſet Rec. eine Anweiſung, wie man ſich hilft, wenn man nicht Fäſſer von gleicher Gröſse für die ganze Brücke hat. Aus der Anzahl der Fäſſer, die man nach Verhältniſs ihrer Gröſse zu einzelnen Brückengliedern nöthig hat, wozu der Vf. hinreichende Anweiſung giebt, wird es freylich nicht ſchwer ſeyn, die beſondern Regeln für einzelne Fälle zu finden; allein es giebt Leute, denen Anwendungen ſolcher Vorſchriften vorkommen, die in dergleichen Mängeln groſsen Anſtoſs finden können. — Ob dergleichen Leute zur Ausübung gebraucht werden ſollten? — iſt eine Frage, deren Beantwortung nicht hieher gehört. Bey einer ſo ins Einzelne gehenden Abhandlung, bey welcher der Vf. auch auf die eingeſchränkteſten Fähigkeiten Rückſicht zu nehmen ſcheint, ſcheint es dem Rec. wenigſtens zuträglich, auch für ſolche Leute zu ſorgen. Auch lieſsen ſich wohl durch eine andere, als die vom Vf. angegebene, Anordnung der Streckbalken, die immer beträchtlich bleibenden Schwankungen ſolcher leichten Brücken um Etwas vermindern. K. IX. *Sturmbrücken von verpichten Kaſten, von Seegeltuch, und die ſpaniſchen Barcaquentes.* K. X. *Communicationsbrücken von einiger Dauer, ohne Rückſicht auf die gröſste Eilfertigkeit bey ihrer Errichtung. Pfal-* oder *Jochbrücken*, bey weichem Grunde, mit eingerammten; auf Kreuzen in Kaſten, bey hartem Grunde; und in Moräſten, auf einem bebohlten Schlingwerke, verbundenen *Jochpfählen.* Rec. glaubt, das vom Vf. ſelbſt eingeſtandene Schwanken ſolcher Brücken nach des Vf. Angaben, würde ſich, theils durch Vorſchieſsung der Straſsen- oder Streckbalken, ſo daſs ſie nicht alle auf einerley *Joch* anfangen und enden, theils auch durch *Kopfbänder*, welche die *Jochpfähle* mit den gerade über ihnen, oder den ihnen zunächſt liegenden, *Streckbalken* verbänden, beträchtlich vermindern, und der ganzen Brücke auch ein mehr gleichförmiger Verband geben laſſen. *Schanzkorbbrücken.* K. XI. *Von fliegenden Brücken, und ſchwimmenden Batterieen auf groſsen* (Fluſs-) *Schiffen.* Der Bau und die Zuſammenſetzung der erſtern iſt mit der dem Vf. gewöhnlichen Ausführlichkeit und Genauigkeit beſchrieben, auch ein Anſchlag der Bedürfniſſe zu einer ſolchen Brücke von beträchtlicher Gröſse beygefügt. Weniger ausführlich und befriedigend die eigentliche Behandlung der fliegenden Brücken bey dem Ueberſetzen, zu Darſtellung des Nutzens der einzelnen Theile und beſondern Vorrichtungen zu ihrer bequemern Regierung, von denen auch im Iten K. des IVten Theils nur wenig geſagt iſt. Den auf Fahrzeugen, welche nach Art der fliegenden Brücken vereinigt ſind, errichteten Batterieen iſt der Vf. nicht günſtig, weil ſie dem feindlichen Feuer, wegen der *Bordhöhe* der Schiffe, zu ſehr ausgeſetzt ſind. Dieſem lieſse ſich jedoch durch die gewöhnlichen Mittel, durch die man Fahrzeuge *ſinkfrey* macht, vorbeugen, wenn andere Umſtände der Anwendung ſolcher Batterieen vor den Floſsbatterieen den Vorzug gäben. K. XII. *Anwendung der Pontons zu fliegenden Brücken.* Völlig befriedigend. Nur würde Rec. nach Beſchaffenheit der Umſtände, lieber kleine Tonnen, oder Klötze von leichtem Holze, unter das Giertau anrathen, als bloſse Bretter.

Ferner enthält der zweyte Band auch noch den *Dritten Theil* des ganzen Werks, von dem *Feldverhalten der Pontonniers.* K. I. *Was der Pontonnier-Officier bey dem Uebergange der Truppen über Brücken überhaupt zu beobachten hat.* Eine Menge gröſstentheils vortrefflicher praktiſcher Vorſchriften, zum Theil durch Beyſpiele der ältern und neuern

Kriegsgeſchichte belegt; zu welchen der jetzige Krieg, bey einer künftigen Auflage, noch manche lehrreiche Beyſpiele, theils als Beſtätigungen der gegebenen Vorſchriften, theils als Ausnahmen von denſelben geben wird. Eben dies gilt auch von den im IIten K. abgehandelten *Vorſichtsregeln bey Paſſirung eines Furthes*. Die Gegenſtände der folgenden Kapitel III. *Eintheilung der Arbeiter zum Brückenſchlagen*; K. IV. *Wie man oberhalb der zur Schiffbrücke beſtimmten Stelle, einzelne Abtheilungen von vier bis acht Pontons zu Maſchinen verbindet, um die Brücke allenfalls in der Nähe des Feindes deſto geſchwinder zu Stande zu bringen*; K. V. *Auf unvorhergeſehene Vorfälle bey dem Uebergange von Truppen und Kriegsbedürfniſſen über Schiffbrücken iſt Rückſicht zu nehmen*, die desfalls nöthigen Vorſichten; K. VI. *Ausſtellung und Inſtruction der Brückenwachten*; K. VII. *Was bey lange ſtehenden Brücken auf ſchiffreichen Strömen bey dem Durchlaſſen der Schiffe und Flöſſe zu beobachten iſt*; K. VIII. *Wie die Communications-Brücken gegen feindliche Feuerſchiffe und Sprengmaſchinen zu ſichern*; K. X. *Wie Schiffe und Ponton-Brücken abgebrochen, und die letztern wieder aufgeladen werden*, Anſtellung der Arbeiter dabey; K. XI. *Das Schwanken der Schiffbrücken*; K. XII. *Das Verbrennen derſelben*; K. XIII. *Das Sperren der Flüſſe und die Aufräumung ſolcher Sperrungen*; und endlich K. XIV. *Vorſichtsregeln bey Paſſirung eines gefrornen Fluſſes*, ſind eben ſo zweckmäſsig als praktiſch behandelt, aber ſo wenig eines Auszugs fähig, als es Rec. möglich iſt, einzelne im ganzen unbeträchtliche, und dem entſchiedenen Werthe des ganzen Werkes nichts entziehende kleine Erinnerungen und Anfragen in dem der Recenſion beſtimmten Raume zuſammen zu drängen. Die in dem noch nicht mit angeführten IXten K. beſchriebene *Einrichtung der Fahrzeuge und Maſchinen, Brücken zu ſprengen*, erklärt der Vf. zwar ſelbſt, für ein nicht eigentlich dem Pontonnier-Officier zukommendes Geſchäft; weil er jedoch die Mitwirkung eines Sachkundigen Pont. Off. dabey für ſo unentbehrlich hält, als dieſem, nach ſeiner Meynung, die auch hier mit beſchriebene Einrichtung der Brandſchiffe, oder Brander, allein zukömmt; ſo hat er ſie mit erklärt.

(Der Beſchluſs folgt.)

MATHEMATIK.

Weimar, in Commiſſion d. Hoffmanniſchen Buchhandl.: *Lehre über geometriſche und ökonomiſche Zertheilung der Felder* von *Johann Andreas Kirchner*, nebſt 8 Kupfertafeln. 1796. 167 S. 16 Vorr. gr. 8. (16 gr.)

Ganz als Meiſter ſeiner Kunſt hat Hr. K. hier ſowohl die bloſs geometriſche, als geometriſch-ökonomiſche Zertheilung der Felder, Hölzer und andrer Grundſtücke abgehandelt, daſs angehende Feldmeſſer und bereits geübte Praktiker die mehreſten möglichen Fälle und Aufgaben, zu Erleichterung ihres Geſchäftes richtig demonſtrirt in 60 Figuren vorgezeichnet finden. Was Meyer in ſeiner praktiſchen Geometrie, ſo wie Chriſtiani in der Lehre von Vertheilung der Felder ganz übergangen haben: die Zertheilung der Felder ihrer Breite nach, und die Verfahrungsart, nach welchem aus dem Flächeninhalte eines ganzen Lage Felder der Flächeninhalt einer jeder Abtheilung gefunden wird, iſt bey aller Kürze hier gründlich gelehrt und durch Exempel erläutert worden. Auch Bohm in ſeiner Feldmeſskunſt und Zollmann in der Geodäſie hatte für dieſe Verfahrungsart bloſs Regeln, ohne alle Beweiſe, gegeben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Böttger: *Nützliches Handwörterbuch für angehende Forſt- und Waidmänner*. von *Georg Herwig*. 1796. 141 S. 8. (10 gr.) Der Vf. beſtimmet ſeinen Vortrag eigentlich bloſs ſolchen Perſonen, die Waidmänner ſind, und Förſter werden, — ohne die dazu nöthige Kenntniſſe vom Forſthaushalte zu haben. Er beſchreibet demnach folgende Wörter ganz kurz, und ſetzet voraus: daſs der Leſer die Materie vernünftig beurtheilen und nicht mit Vorurtheil deuten werde, dadurch aber Befriedigung erlangen, und ſeinem Forſtlocal nützlicher werden könne, als er es ſonſt geworden ſeyn, würde. Die erklärten Wörter ſind: Abſchätzung, Abtrieb, Auslichten, Ahorn, Aufſchlag und Anflug, Beſtand, Borke, Buſchholz, Buche, Birke, Beſchlagen, Blöſſen, Dickigte, Durchhieb, Eintheilung, Eiche, Erdarten, Erle, Eſche, Fichte, Flöſserey, Forſtvermeſſung, Forſtkarten, Gehaue, Harz, Holzgerecht, Holzſortimente, Holzhieb, Hochholz, Holzanweiſung, Holzfällung, Holzabzählung, Hainbuche, Inhaltsberechnung, Kampe, Kieſer, Kopfholz, Köhlerey, Klafter, Lerche, Maſt, Pflanzung, Pappel, Saat, Schläge, Steckreiſer, Schlagholz, Stöcke, Schonungen, Standbäume, Tanne, Tabellen, Ulme, Vogelbeerbaum, Waldboden, Weide.

Da dieſe Wörter insgeſammt in 141 S. ohne die mindeſte Nachweiſung anderer Werke abgehandelt ſind, welche dieſe Materien ausführlich enthalten: ſo wird von der vernünftigen Prüfung, Beurtheilung und Deutung ohne Vorurtheil — von rohen Waidmännern, die noch nichts von der Forſt-Oekonomie verſtehen, ohnſtreitig wohl wenig Belehrung derſelben zu erwarten ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. April 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Verſuch eines Handbuches der Pontonnier-Wiſſenſchaften* in Abſicht ihrer Anwendung zum Feldgebrauch von *J. G. Hoyer etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der dritte Band enthält die noch übrigen drey Theile der Pontonnier-Wiſſenſchaft. *Vierter Theil. Ueberſetzen der Truppen in Fahrzeugen; Transporte von Kriegs-Bedürfniſſen zu Waſſer und noch etwas von Vorſichten bey dem Gebrauch ſchwimmender Batterieen.* K. I. *Vom Ueberſetzen der Truppen und des Geſchützes, in einzelnen Fahrzeugen, auf fliegenden Brücken, und Flöſſen.* Das vom Vf. vorgeſchlagene Mittel zu Ueberbringen des Geſchützes auf ſo kleinen Fahrzeugen, deren Weite kleiner iſt als das Geleiſe der Laffeten, wird nur als äuſserſter Nothbehelf, und bey ſehr groſser Eilfertigkeit, unter den von dem Vf. angegebenen Umſtänden auf kleinen Flüſſen räthlich ſeyn, aber ſehr leicht miſslich werden können. K. II. *Ein- und Ausſchiffung auch Transport der Kriegsbedürfniſſe auf groſsen* (Fluſs-) *Fahrzeugen.* Vorſichtsregeln zum Verhalten dabey. K. IV. *Ueber die Bewegung und den Gebrauch der ſchwimmenden Batterieen.* In dieſem Kap. erwähnt der Vf. S. 42. beyläufig die berühmten vor Gibraltar vernichteten ſchwimmenden Batterieen; aber nur deswegen, weil man bey denſelben die Rettungs-Mittel der Beſatzung vergeſſen hatte. — Das hätte ihr Erfinder ſicher nicht; aber man vertrauete ſpaniſcher Seits ihrer Unüberwindlichkeit zu viel, ſo daſs man ſie ohne völlig genaue Befolgung der gewiſs künſtlichen und ſinnreichen Einrichtungen zur Vertheidigung gegen den ihnen ganz verderblichen Angriff von glühenden Kugeln, gebrauchte. — Was der Vf. S. 51. oben von dem Gebrauch der Galioten ſagt, iſt beynahe das einzige, was dem Rec. als einer beträchtlichen Berichtigung bedürfend aufgefallen iſt.

Fünfter Theil. Marſch der Pontons zu Lande. Einrichtung des Trains. Erfoderniſſe für denſelben. Eintheilung der Pontonniers auf dem Marſch. Auffahren des Parks. In den erſten vier Kap. werden die Einrichtungen der Trains für hölzerne, offene kupferne, dergleichen blecherne, und gedeckte blecherne Pontons, bis auf die Verpflegung des Trains mit grüner und trockener Fourage, ausführlich beſchrieben. K. V. *Einrichtungen der Märſche, und von den Vorfällen die auf den Märſchen vorkommen können,* [illegible] mit Benutzung von *Saueracker's* Abhandlung von der Eintheilung, Beſpannung und dem Transport des Geſchützes und anderer Fahrzeuge. K. VI. *Das Auffahren der Pontontrains,* im Lager, Wachen, Verpflegung der Mannſchaften und Pferde im Lager und *in Cantonnirungen,* bis zum Abmarſch.

Sechſter Theil. K. I. und II. *Aufbewahrung der hölzernen Pontons ohne, und jeder andern Art Pontons mit den Wagen.* K. III. *Von der zweckmäſsigen Stärke und Uebung der Pontonnier-Compagnieen.* Hier findet man auch Nachrichten von dem Etat der Pontonniers im Kayſerl. Konigl. im Preuſsiſchen, im vormaligen Königl. Franzöſiſchen, und Holländiſchen, auch Kur-Sächſiſchen Kriegsdienſt. — Unſtreitig wäre es beſſer, wenn von beſondern Abtheilungen unſerer ſtehenden Kriegsheere, die zu Ausübung ihrer weſentlichen Dienſte, mehr Kenntniſſe und praktiſche Uebungen bedürfen, als zum Marſchiren und zur Handhabung des kleinen Gewehres erfodert werden, die ein Menſch von gewöhnlichen Fähigkeiten in kurzer Zeit erlernt, auch in Friedenszeiten mehr als ein bloſser Stamm zur Ausfüllung der Liſten, übrig bliebe, und die zu dieſen Abtheilungen gehörige Mannſchaft, in dem Fache in dem ſie Dienſte leiſten ſoll, fleiſsig geübt würde; auſser dieſer Uebungszeit, könnte ſie ſo gut Garniſondienſte thun als jeder andere Soldat; man würde dann bey dem Ausbruche eines Krieges nicht nöthig haben, jeden Mann mit geſunden Gliedern aufzugreifen, und ihn, wenn er in die Mondirung des Corps, zu dem er geſetzt worden, gekleidet iſt, gleich für ein würdiges Glied ſeines Corps — z. B. für gute Pontonniers auszugeben. Sollte es aber wohl je anders werden *können,* ſo lange das Gros der Generalität in andern ohne alles Verhältniſs zahlreichern Abtheilungen unſerer ſtehenden Heere heran wächſt; nicht ganz ſelten, die zu dem Dienſt, in welchem ſie gebildet wurden, nöthigen Kenntniſſe, für die einzigen nöthigen hält, und bey der ſehr natürlichen Vorliebe für dieſen Dienſt, bloſs für das Corps, in welchem ſie dienten, zu ſorgen ſich vorzüglich verpflichtet glaubt. — Ein Anhang von *Brückenſchanzen,* der nach des Vf. erklärter Abſicht, wenn man übrigens hinreichende Kenntniſſe der Verſchanzungskunſt beſitzt, bloſs zum Nachſchlagen dienen ſoll, um ſich in der Geſchwindigkeit, wegen der Maaſse und dem Verhältniſs der einzelnen Theile etc. zu helfen, und ein ſehr gutes vollſtändiges Regiſter, in welchem Rec. wenigſtens über alles, worüber er Nachweiſungen ſuchte, ſie fand, beſchlieſsen das Werk, durch welches der Vf. ſich unſtreitig um dieſen Zweig der Kriegswiſſenſchaft

allgemein verdient gemacht, und ſeiner glücklichen Verwendung auf ſein Fach, ein bleibendes Denkmal geſetzt hat.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Svea Rikes Hiſtoria under Konung Guſtaf Adolf den Stores Regering. V Bandet* (Schwediſche Reichsgeſchichte während der Regierung König Guſtav Adolphs des Groſsen.) V Band. 1796. 463 S. 8.

Hr. Reichshiſtoriograph Hallenberg rückt in dieſem neuen Bande um vier bis fünf Jahre in der Regierungsgeſchichte Guſtav Adolphs weiter, nämlich von 1622 bis 1626., und entwickelt ausführlich die in dieſen Zeitpunkt fallenden auswärtigen ſowohl als einheimiſchen Reichsangelegenheiten. Zu erſten gehören vorzüglich der fortgeſetzte, und nur bisweilen unterbrochene Krieg mit Polen, die Streitigkeiten und Unterhandlungen mit Rufsland und Dänemark, ſo wie die Negotiationen mit Holland, England und den proteſtantiſchen Fürſten wegen einer Theilnehmung Schwedens an dem deutſchen Kriege. König Chriſtian IV. von Dännemark war immer miſstrauiſch und voll Eiferſucht gegen Guſtav Adolph, woraus ſich des erſtern ganzes Betragen, das oft ſo widerſinnig ſcheint, ſehr wohl erklären läſst. Er gönnte weder Schweden noch Polen groſse Vortheile gegen einander, und ſeine vorgeſpiegelte Neutralität in dem Kriege zwiſchen beiden, vermöge welcher er den Kriegführenden Mächten nicht erlauben wollte, in England und Holland angeworbene Soldaten, und aufgekauften Kriegsvorrath durch den Sund zu führen, iſt ein Beweis davon. Dänemark verlangte auch die Abſchaffung der von Guſtav Adolph in Schweden angelegten Zölle, aus dem ſonderbaren Grunde, weil dadurch die Schwediſchen Waaren in Dänemark theurer würden, und dieſe Sache koſtete viele Beſchikkungen und langſame Unterhandlungen von beiden Seiten. Der K. von Schweden machte inzwiſchen in der Mitte des J. 1622. ſeinen zweyten Kriegszug gegen Polen in Liefland und Kurland, der doch bald durch einen Waffenſtillſtand geendiget ward. Man arbeitete zwar an einem Frieden ſelbſt, aber vergeblich. Die Polniſchen Bevollmächtigten, die nicht einmal eine Vollmacht von ihrem Könige, ſondern nur von den Senatoren hatten, begehrten alle Schwediſche Eroberungen zurück u. ſ. w., und die Schwediſchen verlangten, Polen ſollte ſich alles Rechts auf Eſtland, ſo wie der König ſich ſeiner Rechte auf Schweden begeben; doch ſollte letzterer, ſo lange er lebte, Wapen und Titel von Schweden behalten, auch ſollten ſeine Söhne, Prinzen von Schweden, aber nicht Erbfürſten heiſsen, u. d. m. Schweden muſste alſo immer gerüſtet bleiben. Als K. Sigismund darauf nach Danzig kam, und daſelbſt allerhand Kriegsrüſtungen vornahm, ging Guſtav Adolph mit der Flotte vor Danzig, und zwang die Danziger, durch Anhaltung ihrer Schiffe, ſich zu erklären, daſs von Danzig aus, nichts feindliches gegen Schweden vorgenommen werden ſollte. In Polen beſorgte man, Rufsland möchte ſich mit Schweden verbinden. Der Zar hielt damals um die Prinzeſſin Chriſtina, eine Schweſter der Königin von Schweden, an; allein die Sache zerſchlug ſich bald, da man im voraus darauf beſtand, die Prinzeſſin ſollte ihre Religion nicht verändern, und ihre eigene Räthe und Hofbedienung mitbringen u. ſ. w. In der Folge war Rufsland mehr widrig als freundſchaftlich gegen Schweden geſinnt. Man ſchützte die Ueberläufer von beiden Seiten, ob man ſie gleich auszuliefern verſprochen hatte, und wenn die Ruſſen einige Schwediſche Ueberläufer auslieferten, welche die Ruſſiſche Religion angenommen hatten; ſo hing man ſolche an der Grenze auf, weil ſie Schelme waren, und den chriſtlichen Glauben verläugnet hätten. Betlem Gabor, der Herzog Friedrich von Holſtein, und die zu Heilbronn verſammelten proteſtantiſchen Fürſten, baten K. Guſtav Adolph im J. 1623. um Hülfe und Beyſtand. Der König ſchickte auch einen Geſandten auf den zu Segeberg gehaltenen Fürſtentag; und nahm die bey ihm Schutz ſuchenden Proteſtanten auf. Doch die mächtigſten Proteſtantiſchen Häuſer, Sachſen und Brandenburg, nahmen ſich ihrer Glaubensgenoſſen nicht recht an. Erſteres unterſtützte der Kaiſer aus Eigennutz, und von Brandenburgiſcher Seite verweigerte man dem Könige von Schweden ſo gar den Titel von Majeſtät, und der Königin ihren Brautſchatz. Inzwiſchen ſuchte England und Holland Dannemark und Schweden gegen die Catholiken in die Waffen zu bringen. Auch kam ein Brandenburgiſcher Geſandte, Bellin, desfalls nach Stockholm, und man trug dem Könige Guſtav Adolph die Oberdirection des Krieges gegen den Kaiſer an: dies muſste einem jungen kriegeriſchen König von 30 Jahren ſehr ſchmeicheln, der ſchon ſo oft ſeine Beſorgniſs über die Unterdrückung der Proteſtanten geäuſsert hatte, und durch ſeinen Krieg mit Polen offenbar Feind der Katholiken war. Dem ungeachtet nahm er ſolche nicht ſo unbedachtſam an, als man wohl erwartete, welches doch vielleicht zu entſchuldigen geweſen wäre; da ſein Nachbar in Dänemark, ein Herr von reifern Jahren, der es mit ſeinem Reiche wohl meynte, nicht mit gleicher Vorſicht zu Werke ging. Die zunehmende Gefahr für Deutſchlands Freyheit, und die Furcht vor Oeſterreichs weit ausſehenden Abſichten, vereinigte mehrere Mächte, und hinderte nicht nur den Ausbruch der Uneinigkeit zwiſchen Schweden und Dänemark, die hauptſächlich durch gegenſeitiges Miſstrauen genährt war, ſondern brachte beide einander naher. Wenn es aber auf einem gemeinſchaftlichen Krieg in Deutſchland ankam, ſo wollte Dänemark dabey die erſte, und G. A. nicht die zweyte Rolle ſpielen. Letzterer verſicherte, daſs er zwar gerne zum Schutz der Proteſtanten ſeine Perſon und ſeine Krone bloſs ſtellen wolle; aber er hielt es für beſſer, daſs ſich Dänemark der Sache annähme, das läge bequemer dazu, und hätte ſo lange Frieden gehabt; er würde indeſſen die Polen hindern den Katholiken beyzuſtehen, und Danzig abhalten, gegen Dänemark Feindſeligkeiten zu

begehen. Da ſich Dänemark darauf freundſchaftlicher als vorher erklärte, und wünſchte, daſs Schweden mit Theil an dem Kriege nehmen mögte; ſo machte G. A. gewiſſe Vorſchläge und Bedingungen. Man müſste, behauptete er, die Katholiken in ihren eignen Staaten angreifen. Dazu wären vier Wege; der erſte längſt der Weſer durch Weſtphalen nach Heſſen, der andere längſt der Elbe durch Sachſen nach Böhmen, der dritte längſt der Oder durch Schwerin und Brandenburg, und der vierte durch Caſſube und Polen nach Schleſien. Für ſich hielt er freylich die letztern am bequemſten; doch ſey er auch, wenn der König von Dänemark den Weg an der Weſer nehmen wollte, bereit, den längſt der Elbe zu nehmen, wenn man ihm Wismar, Bremen u. ſ. w. einräumen wollte. Da ſich Dänemark immer noch bedachte, ſo trugen die gegen das Haus Oeſterreich vereinigten Mächte dem K. Guſtav Adolph an, Hauptaufführer zu werden. Und das war eben das Mittel, deſſen man ſich bediente, um Dänemark, das ſeinem Nachbarn dieſe gefährliche Ehre beneidete, dahin zu bringen, den Krieg in Niederſachſen, deſſen Anfang hier erzählt wird, wirklich anzufangen. Während deſſen ſetzte G. A. die Unterhandlungen durch Gabr. Oxenſtierna an verſchiedenen Höfen fort; er ſelbſt aber trat ſeinen dritten Feldzug gegen Polen an, und erweiterte ſeine Eroberungen in Liefland und Curland. Zwiſchen her wurden immer wieder Unterhandlungen mit den Polen angeſtellt. Als K. Guſtav Adolphs Bevollmächtigte von einem Congreſsorte zurückkamen, wurden ſie von den Coſacken angefallen, und unter ihnen auch des Königs Secretair Doctor *Joh. Salvius* gefangen genommen; worüber einer das Epigramm machte:

Doctorem Juris rapiunt cum fraude Coſaci,
Has avidos Juris quis negat eſſe viros?

Bey allen dieſen auswärtigen Negotiationen und Kriegsunruhen lieſs K. Guſtav Adolph doch die inneren Reichsangelegenheiten keinesweges aus der Acht. Man muſs ſich vielmehr oft wundern, mit welcher weitgeſtreckten Aufmerkſamkeit, und unaufhaltbaren Betriebſamkeit er ſelbſt für alles ſorgte, was zum Wohlſtand des Reichs dienen konnte, ungeachtet der entblöſste Zuſtand deſſelben, Miſswachs, und die viele Menſchen wegraffende Peſt, ihm dabey groſse Hinderniſſe in den Weg legten. Er hielt alle Jahr einen Reichstag; freylich hauptſächlich um zur Ausführung ſeiner Kriegsrüſtungen Hülfe und Geld von der Nation zu erlangen. Dazu muſste er neue Auflagen machen. Und es iſt merkwürdig, daſs damals der Adel faſt immer der erſte war, darein zu willigen, daher der König denſelben auch vorzüglich hervorzog, und ſolcher ihm unter andern das Ritterhaus, und die Ritterhausordnung zu danken hat. Unter den neuen Auflagen war beſonders der jetzt in Schweden zuerſt eingeführte kleine Zoll, oder der Landzoll, die Acciſe. Wegen des Miſswachſes ward 1622. die Ausfuhr des Getraides verboten, der Weitzen ausgenommen, weil der gemeine Mann ſolchen zu ſeiner Nahrung nicht gebrauchte. Ganze Lehen wurden gegen gewiſſe Summen auf gewiſſe Zeit verpfändet, auch der groſse Seezoll in den meiſten Städten auf 5 J. für 110,000 Thaler. Hin und wieder, beſonders an der Däniſchen Gränze, entſtanden wegen der Ausſchreibungen ſogar Unruhen, wobey beſonders ein gewiſſer *Joh. Stimm* eine aufrühriſche Rolle ſpielte, und dafür hingerichtet ward. Auch die Verbeſſerung der Juſtitz im Lande lieſs ſich der König äuſſerſt angelegen ſeyn. In Finland, wo es am ungeſetzlichſten herging, verordnete er ein eigenes Hofgericht. Allein der Senat zog noch zu oft die Rechtsſachen vor ſeinen Richterſtuhl. Der König gab ſich alle Mühe, die vielen Miſsbräuche und Unordnungen bey Verwaltung der Kroneinnahmen abzuſchaffen. Weit entfernt, ſagt der Vf. S. 161. von jener Schwäche verrathenden Furcht, daſs allgemeine Aufklärung der Regierung ſchädlich ſey, ſah er vielmehr ein, daſs eine Regierung, die es gut und aufrichtig meynt, eine deſto ausgedehntere Sicherheit und Beruhigung hätte, je allgemeiner und genauer ihre redliche und ſaure Bemühung für die Wohlfahrt des Staats erkannt, geprüft und eingeſehen werden könnte. Allein Kenntniſſe ſind Früchte des Friedens, und G. A. war von Kindheit an in Kriege verwickelt; jene reifen nur bey allgemeinem Wohlſtande, und G. A. nahm die Regierung eines von allen entblöſsten Landes entgegen. Sie werden nur durch beſtändige Aufmunterung unterhalten, und von einem armen Volk kann man keine groſse Aufmunterung erwarten; nur von Seiten des Regenten kann es einigermaſsen geſchehen, aber G. A. muſste in der beſtändigen Gefahr, worin er ſchwebte, ſeine Aufmerkſamkeit auf ganz andere Dinge wenden. Und doch war ihm das ehrenvolle Loos beſtimmt, einen ſichern Grund zum Fortkommen der Wiſſenſchaften in Schweden zu legen, und ihnen auf ewige Zeiten Unterhalt und Unterſtützung zu verſchaffen. Er wandte die Zeit des polniſchen Stillſtandes dazu an, ſeiner ſo oft geäuſserten Begierde zur nöthigen Verbeſſerung der Reichsuniverſität ein Genüge zu leiſten. Mit einer heutiges Tages wenigſtens ganz unglaublichen Freygebigkeit ſchenkte er, die ihm zugefallenen ſämtlichen Erbgüter der Waſafamilie, die aus ungefähr 313 ganzen Höfen beſtunden, der Akademie zu Upſala, ſetzte die Anzahl der Profeſſoren auf 17 feſt, ſtiftete Stipendien, Gymnaſien u. ſ. w. Mehrere Groſse folgten dem Beyſpiel des Königs. Die Lutheriſche Lehre ſuchte G. A. mit einer Strenge zu befördern, die doch oft die Grenzen überſchritt. So wurde ein Paar Schweden, die ſich auf ihren Reiſen in Deutſchland von den Jeſuiten hatten bereden laſſen, katholiſch zu werden, und hernach heimlich für die katholiſche Religion arbeiteten, der Kopf vor die Füſſe gelegt. Für die Aufnahme der Bergwerke und des Handels ſorgte der K. nicht weniger. Zur Veredlung des Eiſens richtete er eine Drathzieherey ein. Er lieſs zuerſt, um dem Geldmangel abzuhelfen, Kupfermünzen von reinem Kupfer ſchlagen. Mit der Kupfercompagnie wurden verſchiedene Verabredungen getroffen; allein der Eigennutz dieſer Compagnie that oft dem Könige und Reiche

Digitized by Google

Schaden. Die gewöhnlichen Zinſen in Schweden waren damals noch 10 Procent. Viele Handelseinrichtungen wurden gemacht, und dazu Leute aus der Fremde verſchrieben, die ſich doch oft auf Unkoſten der Einwohner bereicherten. Am Ende dieſer Periode ſtarb des Königs Mutter Chriſtina, eine herrſchſüchtige und durchgreifende Prinzeſſin, der er oft nachgeben muſste.

PHILOLOGIE.

Wien, b. Wappler: *Arabiſche Sprachlehre etwas vollſtändiger ausgearbeitet von Johann Jahn*, Dr. der Philoſophie und Theolog. K. K. Prof. d. oriental. Sprachen, der Einleit. in das A. T. der bibliſchen Archäolog. und d. Dogmatik auf der Univerſität zu Wien.

Schon der Titel zeigt, worin ſich dieſe Grammatik von andern, woran es auch in den neueſten Zeiten nicht gefehlet hat, unterſcheidet; und der Zweck, den ſich der gelehrte Vf. vorgeſetzt hatte, eine Grammatik zu ſchreiben, worin der Anfänger in jedem zweifelhaften Falle Unterricht ſchöpfen könnte, iſt erreicht worden. Die Vorrede macht ihn auch mit den gedruckten Schätzen der arabiſchen Literatur, aber nicht vollſtändig bekannt, und benimmt den Wahn, den Nicht- und Halbkenner der arabiſchen Sprache verbreiten, daſs das Neuarabiſche von dem Altarabiſchen weſentlich verſchieden ſey. Denn hier verſichert ein Kenner, der ſich auf das Zeugniſs eines gelehrten Türken vom J. 1792. beruft, daſs die beiden Sprachen nicht weiter von einander abweichen, als höchſtens die Neugriechiſche von der Altgriechiſchen. Der Vf. handelt in 5 Kapiteln vom Leſen, den Fürwörtern, Nennwörtern, Zeitwörtern, und Partikeln. Die beſtändige Rückſicht, die auf das hebräiſche und ſyriſche genommen wird, dienet zur Einſicht der Harmonie der ſemitiſchen Sprachen. Was nicht in den erſten Unterricht gehört, iſt in Noten mit kleinerer Schrift gebracht worden. Aus dem Syntax iſt kein beſonderes Kapitel gemacht, ſondern, was dazu gezogen zu werden pflegt, in die ſchicklichen Kapitel eingeſchaltet. Das Buch iſt in Leipzig unter Aufſicht des Hn. Prof. Dindorf gedruckt, und ſein äuſseres in Anſehung des Papiers und der Typen entſpricht dem inneren Werthe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Caſſel*, in der Griesbach. Hofbuchh.: *Phyſikaliſch-chemiſche Abhandlung über die Wirkung der verſchiedenen Luftarten, des luftleeren und flüchtigen Laugenſalzes, als Beyträge zur mediciniſchen Polizey und näheren Kenntniſs der Hundswuth.* Von *C. W. Fiedler*, verſch. gel. Geſ. ord. Mitgl. 1795. 115 S. 8. mit 1 K. Der Vf. mag es mit ſeinen Beobachtungen, Verſuchen und Vorſchlägen recht gut gemeynt haben, aber die Ausführung iſt ſchlecht gerathen. Seine Vorſchläge und vermeintlichen Entdeckungen ſind eigentlich nicht neu, obgleich einige als Beſtätigung früherer Erfahrung Dank verdienen; die Verſuche ſind nicht mit der gehörigen Sachkenntniſs angeſtellt; folglich auch die daraus gezogenen Reſultate unſicher. Auch iſt der Vortrag an manchen Stellen ſo verworren, daſs man Mühe hat, den Sinn zu errathen. — Nach einer Einleitung über die Luftarten überhaupt, folgt eine Abhandlung über die brennbare, ſalpeterſaure, feſte (?) phlogiſticirte, dephlogiſticirte und atmosphäriſche Luft. So häufige Citate der Vf. auch anbringt, ſo ſind doch ſeine Kenntniſſe von dieſen Gegenſtänden noch ſehr mangelhaft. So ſcheint er z. B. (S. 19.) den Unterſchied des reinen brennbaren Gas, von dem ſchweren, nicht recht zu kennen. — *Lavoiſier* bringt er (S. 28.) in den Verdacht, behauptet zu haben; daſs $\frac{1}{15}$ Gran brennbare, und $\frac{1}{85}$ Gran Lebensluft, 100 Gran Waſſer liefern!! — (S. 30.) giebt er als einen Charakter der nitröſen Luft an, daſs ſie ſich mit dem Waſſer vermiſche; da er ſie doch (S. 16.) ſelbſt mit zu den nicht mit Waſſer miſchbaren Luftgattungen zählt. So iſt er auch mit ſeinen Begriffen von der phlogiſticirten Luft, als welche er (S. 42.) für eine, durch Phlogiſton verminderte, oder verdorbene gemeine Luft hält, noch ſehr zurück. — Von S. 68. an, erzählt Hr. F. Beobachtungen und Verſuche, wodurch er beweiſen will, daſs ein in fixer Luft getödtetes (?) Thier durch ätzendes, flüchtiges Alkali ſchnell wieder hergeſtellt werde; daſs aber dephlogiſticirte Luft in dieſem Falle ganz unwirkſam ſey. Da das kohlenſaure Gas vorzüglich deshalb ſo ſchnell tödtet, weil es die Irritabilität zerſtört, ſo iſt es begreiflich, daſs ſeine ſchädliche Wirkung durch ein ſo kräftiges Reitz erweckendes Mittel gehoben werden könne; und es verdienen daher dieſe Verſuche immer Aufmerkſamkeit und Wiederholung. Allein, wenn ein Thier einmal ganz todt iſt, wie die vom Vf. zu ſeinen Verſuchen genommenen geweſen ſeyn ſollen, ſo iſt es Unſinn, zu behaupten, daſs man ſie dadurch wieder auferwecken könne; wie er unter andern (S. 85.) eine durch Erhenken *völlig getödtete* Katze durch flüchtiges Alkali wieder lebendig gemacht haben will. — Den Nachtheil, welchen er ſeiner Lunge durch eingeſchluckten Dunſt der überſauren Salzſäure verurſacht hatte, wollte er durch eingeathmete reine Lebensluft wieder gut machen! und das Uebel wurde ärger. Er beſchuldigt ſich ſelbſt der Unbeſonnenheit; und darin muſs Rec. ihm vollkommen Recht geben. — Die Luft eines Gefängniſſes fand der Vf. (S. 73.) am untern Theile nur aus $\frac{1}{8}$ Lebensluft, und die übrige faſt ganz aus fixer Luft beſtehend. Die des obern Raums aber zeigte $\frac{1}{4}$ Lebensluft, das übrige war phlogiſticirte Luft. Nun warlich, daſs der Kranke, — der (beyläufig ſey es geſagt,) in einem kleinen Landſtädtchen in Heſſen, wegen wörtlichen Grobheiten, die er *gegen „eine der Kirche geheiligte Perſon* (!)" ausgelaſſen hatte, in den Diebesthurm geſetzt war, — in dieſer Atmosphäre nicht längſt geſtorben war, und bald wieder hergeſtellt wurde, da er in ein anderes Behältniſs gebracht ward, iſt entweder ein Wunder, oder ein Beweiſs von der groſsen Unrichtigkeit der Verſuche. — Die Vorſchrift (S. 100.) durch einen künſtlichen Regen von Kalkwaſſer, die Luft in Krankenzimmern zu verbeſſern, wozu auf der Kupfertafel eine eigene Maſchine abgebildet iſt, iſt auch nicht neu, und übrigens zwar gut, um das kohlenſaure Gas zu abſorbiren, aber nicht hinlänglich, um reine Luft anzuſchaffen. — Das mehreſte Intereſſe aber hat der *Beytrag zur nähern Erkenntniſs der Hundswuth*, womit dieſe Schrift ſchlieſst. Die Erfahrung, daſs der Geifer eines tollen Hundes freye Phosphorſäure enthalte (S. 111.) verdient alle Aufmerkſamkeit; und obgleich die Anwendung des flüchtigen cauſtiſchen Alkali bey leichten Verwundungen, die von dem Biſs eines tollen Hundes entſtanden waren, auch ſchon von Andern mit Nutzen gemacht worden iſt, ſo dienen doch die zwey hier angeführten Fälle zu mehrerer Beſtätigung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mitwochs, den 19. April 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, b. Stahl: *Ueber (die) chriſtliche Religion, deren Beſchaffenheit und zweckmaſsige Behandlung als Volkslehre und Wiſſenſchaft für das gegenwärtige Zeitalter*, von D. *J. W. Schmid*, Prof. der Theol. in Jena. 1797. 512 S. 8.

Dieſe mit vieler Einſicht, Freymüthigkeit, und in einer leichten, flieſsenden Sprache verfaſste Schrift des würdigen Vf. iſt eigentlich eine Erweiterung ſeiner Abhandlung (im Henke'ſchen Magazin für Religionsphiloſophie 4 B. 18te Abh.) *über die Rangordnung der chriſtlichen Religionslehren nach der Eintheilung in articulos fidei fundamentales et non fundamentales, primarios et ſecundarios* — welche er voran gehen lieſs, um zuvor das Urtheil der Sachkenner zu erfahren, welches ſich aber bis hieher verſpätet hat, ſo daſs er jetzt nach eigner Einſicht fortfahren muſs. (Allerdings würden die Wiſſenſchaften dadurch gewinnen, wenn man *Zeitſchriften* einer baldigen öffentlichen Prüfung unterwürfe, weil darinn oft Gedanken niedergelegt werden, die man erſt näher beleuchtet zu ſehen wünſcht, ehe man darauf weiter fortbauet, wie es z. B. hier der Fall iſt.) Weil aber Hr. S. zur Abſicht hat, die alte Eintheilung dieſer Artikel umzuformen, und ſie auf eine andere Weiſe nach einer neuen Form zu begründen; ſo muſste dabey manches zur Sprache kommen, was die ganze chriſtliche Religion und Sittenlehre betrifft, ſowohl nach ihrer urſprünglichen als jetzigen und künftigen noch zu wünſchenden Beſchaffenheit. Daher findet man hier gewiſſermaſsen eine Reviſion, Beſtätigung und Erweiterung der neueſten Unterſuchungen über die chriſtliche Religion und Theologie, ſo wie zu gleicher Zeit ein Repertorium der neueſten Meynungen über die wichtigſten theologiſchen Punkte, welche in Frage und Streit begriffen ſind. Daraus muſs ſich alſo ſchon die Wichtigkeit dieſer gelehrten Schrift ergeben, die nicht wohl ein Theologe unſerer Zeit entbehren kann, wenn es gleich dem Rec. nicht vergönnt iſt, alle dieſe Punkte einzeln anzugeben, und ſich darüber zu verbreiten. Vielmehr muſs es hier hinreichen, nur die Hauptſache heraus zu heben und zu beurtheilen. Nachdem der Vf. *im erſten Abſchnitt* gezeigt hat, daſs die Abſicht des Stifters der chriſtlichen Religion keine andre war, als eine *allgemeine moraliſche Religion* zu begründen und einzuführen, und daſs die chriſtliche Religion eine natürliche und poſitive zugleich ſey, bemerkt er die Nothwendigkeit, bey einer ſolchen Religion das Weſentliche von dem Auſserweſentlichen zu ſcheiden, und kommt auf dieſe Weiſe zu der Rangordnung der chriſtlichen Religionslehren nach der gewöhnlichen Eintheilung. Weil die wichtigſte Frage immer hierbey die ſeyn muſs: wie man das Weſentliche und Auſserweſentliche bey dieſer Religion zu beſtimmen habe, damit ſie nach dem Plane und der Abſicht des Stifters allgemein und für alle Zeiten zweckmäſsig bleibe? ſo macht Hr. D. *S.* die Beſtimmung ſo, daſs er das Hiſtoriſche von dem Rationalen oder dem eigentlichen Religionsſtoff abſondert, und jenes zum Auſserweſentlichen, dieſes aber zum Weſentlichen rechnet. Das Hiſtoriſche einer natürlich-poſitiven Religion dient eigentlich nur zur Begründung und Einführung derſelben, und hat damit ſeinen Zweck ſchon erreicht. Daher kann es aber auch nicht auf immer weſentlich bleiben, wenn die Religion allgemein werden und für alle Zeiten dienen ſoll, weil es ſeiner Natur nach gröſstentheils local und zeitig iſt, und an und für ſich keinen religiöſen *Inhalt* hat. Es kann alſo hier bey der Beſtimmung des Weſentlichen der chriſtlichen Religion kein anderer Fall eintreten, als der bey jeder wahren Religion eintreten muſs. Das Weſentliche muſs in ihrem *Religionsſtoff* liegen, und nicht in ihrer religiöſen Geſchichte. Daher beſtimmt nun der Vf. die Rangordnung der chriſtlichen Glaubenslehren auf *folgende* Weiſe. 1) Weſentlich und vom erſten Range (*articuli fundamentales primarii*) ſind die Lehren von *Gott, Tugend* und *Unſterblichkeit*. Dies ergiebt ſich nicht nur aus der Natur des Religionsſtoffs, ſondern auch aus der Abſicht Jeſu und der Apoſtel, wenn man einen höhern Geſichtspunkt zu faſſen vermag, als den die Engbrüſtigkeit der gewöhnlichen Dogmatik erlaubt. Ihr ganzer Unterricht bezweckte im Weſentlichen eine gereinigte Religions- und Sittenlehre. Daher müſſen weſentliche Lehren ihrer Religion ſolche ſeyn, worauf ſich Religion und Sittlichkeit überhaupt gründen, und die zur Hervorbringung derſelben abſolut nothwendig und unentbehrlich ſind. 2) Auſserweſentliche Lehren oder vom zweyten Range (*articuli fundamentales ſecundarii*) ſind daher alle die, welche zur Hervorbringung der Religion und Sittlichkeit nicht abſolut nothwendig und unentbehrlich ſind, und auf die Lehren vom erſten Range keine unmittelbare, ſondern nur eine mittelbare und locale Beziehung haben; die alſo hier das *Poſitive* der gegebenen Religion ausmachen. Dahin gehören a) alle Thatſachen, welche der Religion Jeſu ein göttliches Anſehen verſchafft haben, und die *Lehrſätze*, welche dieſes göttliche Anſehen ſelbſt ausdrücken; b) alle locale und zeitige Vorſtellungsarten, welche die we-

ſentlichen Lehren verſinnlichen; c) alle verjährten Meynungen, die nicht als eigentliche Lehren vorgetragen, ſondern nur gelegentlich berührt ſind, und theils in einzelnen Vorſtellungsarten, theils nur in einzelnen Redensarten liegen, mithin zur Einkleidung gehören. (Dies alles wird alsdann einzeln durchgeführt und näher erläutert, ſo daſs die meiſten Lehren unſerer Dogmatik mit berührt werden.) 3) Nicht fundamentale Lehren des Chriſtenthums (*articuli non fundamentales*) ſind ſolche, die eigentlich nicht als *Lehren* Jeſu und der Apoſtel gelten können, d. i., welche ſie nicht eigentlich *gelehrt* haben, z. B. von den böſen und guten Engeln, deren Wirkungen u. ſ. w. (Dieſe Eintheilung ſcheint zu collidiren mit 2/c). — Bey dieſer ganzen Eintheilung wird alles darauf ankommen: ob man dem Vf. den Satz einräumen will, daſs bey einer natürlich-poſitiven Religion, deren Poſitives ſich vorzüglich auf Geſchichte und geſchichtliche Lehrſätze bezieht, das Geſchichtliche ſammt ſeinen Lehrſätzen dennoch *auſserweſentlich* ſey? Sobald man dieſes einräumt, kann man die Eintheilung nicht anders als vortrefflich finden; ſobald man aber das Poſitive ſo eng mit dieſer Religion verbunden glaubt, daſs das Charakteriſtiſche grade in dieſem hiſtoriſch Poſitiven liege, ſo kann man nicht wohl umhin, wenigſtens die Hauptſache davon in die Glaubensartikel des erſten Ranges mit aufzunehmen. Die chriſtliche Religion kann nämlich niemals aufhören, *einen* Haupttheil ihrer Charakteriſtik in der Geſchichte zu ſuchen, ſo lange ſie den Namen einer *chriſtlichen* Religion behält. Dieſen hat ſie von χριϛος erhalten, welches den Meſſias bedeutet. Nun iſt zwar die ganze Lehre vom Meſſias ſammt allem, was damit in Verbindung ſteht, jüdiſch, alſo auch für Nichtjuden local und zeitig; allein man kann doch dieſes Locale und Zeitige abſondern, um zu ſehen, was dieſer Meſſias Jeſus für alle Menſchen bleibt. Da iſt nun das reine Reſultat, daſs Jeſus ſtets und für alle Menſchen vermittelſt ſeiner Religion ein göttlicher Geſandter, Erlöſer, Heiland und Seligmacher bleibt. Dieſer Lehrſatz iſt geſchichtlich weſentlich für die chriſtliche Religion, und verdient zum wenigſten einen Platz unter den Lehrſätzen vom erſten Range, denn ſo wie der Vf. jetzt die Lehrſätze vom erſten Range geſtellt hat, ergiebt ſich zwar daraus, daſs die chriſtliche Religion eine *Religion* ſey, aber noch nicht, daſs es grade die *chriſtliche* ſey, und dennoch iſt dieſer Zuſatz grade chrakteriſtiſch, mithin bey dieſer Religion weſentlich. Dazu kommt nun noch, daſs dieſe eben angegebene Darſtellungsart ganz bibliſch iſt. Jeſus ſowohl, (Joh. 17, 3.) als die Apoſtel ſehen den Satz, *daſs Jeſus der Chriſt oder Meſſias ſey*, als das eigentliche Fundament der neuen Religion an, welches ſowohl aus den Evangelien, als aus der Apoſtelgeſchichte und den Briefen klar iſt. Der Vf. erkennt dieſes ſelbſt an, erklart aber doch die Hauptſtelle *Pauli* 1 Cor. 3, 11. S. 143. anders, als der Rec. Er nimmt an, daſs Ιησες χριϛος hier ſtehe für *die Lehre Jeſu Chriſti*, für das, was Jeſus ſelbſt geſagt habe. Allein das geht hier der Conſtruction nach nicht wohl ohne Zwang an, ſondern die logiſche Propoſition iſt: Ιησεν ειναι τον χριϛον — daſs Jeſus der Meſſias ſey. Dieſen Satz ſieht Paulus für einen Hauptlehrſatz an, der ſchon bey der Annahme des Chriſtenthums zum Grunde gelegt ſey, und den niemand aufheben dürfe, wenn die chriſtliche Lehre noch eine ſolche bleiben ſolle. Daher kann Rec. das auch nicht unterſchreiben, was Hr. D. *S.* S. 158. aus ſeiner Erklärung folgert. Es ſcheint alſo, daſs, ſo lange die chriſtliche Religion eine rationale hiſtoriſche (natürlich-poſitive) Religion bleibt, die hiſtoriſchen Dogmen nicht wohl *ganz* von den Dogmen des erſten Ranges ausgeſchloſſen werden können, in ſo fern ſie für dieſe Religion charakteriſtiſch und weſentlich bleiben. Ob man nun aber noch über den angegebenen hiſtoriſchen Lehrſatz hinaus zu gehen brauche? iſt eine andre Frage. Durchaus nothwendig iſt es wenigſtens nicht. — Im *zweyten Abſchnitt* verbreitet ſich der Vf. nun über die zweckmäſsige Behandlung der chriſtlichen Religions- und Sittenlehre als Volkslehre und Wiſſenſchaft für das gegenwärtige Zeitalter, und zwar auf eine Art, die jeden uneingenommenen Denker befriedigen wird. Daſs die chriſtliche Moral als Wiſſenſchaft behandelt werden kann, hat gar keinen Zweifel; allein bey der chriſtlichen Dogmatik iſt die Frage ſchon ſchwieriger. Unſer poſitiver Kirchenglaube kann z. B. nicht ſtreng wiſſenſchaftlich (ſyſtematiſch nach Vernunftprincipien) behandelt werden, weil darinn Dogmen zum Grunde liegen, die aus einer überſinnlichen Geſchichte und unmittelbarer Offenbarung abgeleitet ſind, welche kein Gegenſtand der Vernunftbehandlung ſeyn können; dagegen kann wohl eine wiſſenſchaftliche Religionslehre aus dem N. T. abgeleitet werden, welche für die Chriſten unſerer Zeit heilſam und zweckmäſsig iſt, ſobald man im N. T. nur eine mittelbare Offenbarung ſucht. Dies letzte ſcheint auch nur die Meynung des Hn. D. *S.* zu ſeyn, und darinn ſtimmt Rec. ihm völlig bey. In Hinſicht der moraliſchen Auslegungsmethode iſt der Vf. der Meynung, daſs ſie nur im Fall der Noth bey einem gegebenen Text in der Praxis anwendbar ſey, wo der hermeneutiſche Sinn entweder nicht rein moraliſch ſeyn würde, oder auch nicht ohne Gelehrſamkeit dem Layen deutlich gemacht werden könnte. Den erſten Fall giebt Rec. ebenfalls zu, wenn er gleich nur höchſt ſelten von der Art ſeyn wird, daſs die moraliſche Deutung ohne Zwang von einem Homileten angewandt werden kann. Wenn z. B. David ſeine Feinde verflucht, ſo wird es nicht wohl möglich ſeyn, von einem *wörtlichen* Fluch eine moraliſche Deutung zu machen, ohne daſs der Laye darüber lacht, indem er offenbar ſieht, daſs den Worten Gewalt angethan wird. Es wird alſo im Ganzen immer am beſten ſeyn, daſs man der Wahrheit gemäſs grade heraus ſagt: man habe nach der damaligen Denkart nichts Arges dabey gedacht, allein nach reinern Begriffen ſey dies unmoraliſch — welches man ſehr leicht durch eine andre bibliſche Stelle wird beſtätigen können. — Noch ein paar Bemerkungen, die Rec. gelegentlich gemacht hat. Nach S. 31. wird das Gebot Jeſu: „liebe deinen Nächſten u. ſ. w.," für ein Gebot *Moſis* ge-

halten. Dies iſt es freylich; allein Jeſus hat es doch unendlich erweitert. Nach dem Hebräer war der [illegible] bloſs der Nationale; nach Jeſu Erklärung aber ein *jeder Menſch, er ſey Freund oder Feind.* — Daſs in der ſchwierigen Stelle Matth. 5.: „Ich bin nicht gekommen, das Geſetz aufzulöſen u. ſ. w.," bloſs vom Moralgeſetz des A. T. die Rede ſey — iſt noch eine groſse Frage. Rec. hat ſich noch nicht ganz davon überzeugen können. Wenigſtens bleibt dieſe Stelle immer die ſcheinbar ſtärkſte für die Behauptung *Mendelsſohn's* und *Riem's*, daſs Jeſus das Judenthum bloſs habe reformiren und erweitern wollen. Den Jüngern muſs dieſe Idee zum Theil ſehr geläufig geweſen ſeyn, denn wie hätten ſie ſonſt für die Beybehaltung des moſaiſchen Geſetzes eifern können? — Nach S. 114. wuſste man in der frühern Kirche wenig oder gar nichts von der Accommodation: allein Rec. kann das Gegentheil verſichern, und verweiſt in Hinſicht der *früheſten* Kirche auf die Diſſertation von *Carus*. Eine exegetiſche Accommodation iſt dem Rec. eben ſo unwahrſcheinlich, als dem Vf., ſowohl in Hinſicht Jeſu als der Apoſtel; allein eine dogmatiſche Accommodation ſtatuirt er *bey Jeſus*. Wenn Jeſus Matth. 23, 36. ſagt: die *Strafen aller* Sünden der Väter würden über dieſes Geſchlecht kommen — und dann wieder an einer andern Stelle auf *ausdrückliches Befragen:* der Unglückliche hat ſo wenig ſelbſt geſündigt, noch ſeine Aeltern — ſo iſt das Erſte doch offenbar Accommodation.

WEIMAR, im Verl. des Induſtrie-Comptoirs: *Das Evangelium Johannis überſetzt und erklärt* von *S. G. Lange*, Prof. zu Jena. 1797. 492 S. 8.

Dies iſt der 2te Band der ſämmtlichen Schriften des Johannes, die der Vf. aufs neue überſetzt und erläutert, und wovon die Apocalypſe den erſten Band ausmachte, der zu ſeiner Zeit von uns angezeigt iſt. Auch hier zeigt ſich Hr. *L.* als einen geſchickten Interpreten, der mit genauer Acht auf den *ſprachmäſsigen* Wortſinn die zeitigen und localen Ideen nicht vernachläſſigt, ſondern mit Hülfe derſelben, wie billig, die Gedanken und Vorſtellungsarten des bibliſchen Schriftſtellers zu entwickeln ſucht. Auf dieſe Weiſe erhält man hier einen kurzen gedrungenen Commentar, worinn nur ſolche Erklärungen aufgenommen ſind, welche dem Vf. die annehmlichſten ſchienen, und worinn er nicht ſelten eine neue Anſicht faſst, um in den Geiſt des Johannes hinein zu dringen. Man wird hier alſo eben ſo wenig *alle* Verſuche der Erklärungen finden, die über dieſe oder jene Stelle des Evangeliſten gemacht ſind, als man *überall* mit dem Vf. übereinſtimmen wird, da die Erklärungsart des Johannes ſo mannichfaltig iſt. Indeſſen dürfte der Wunſch vielleicht allgemein ſeyn, daſs ſich Hr. L. nicht gar zu kurz gefaſst haben möchte; denn er iſt offenbar dadurch verhindert worden, manche ſchwierige Stelle von mehreren Seiten zu wenden, und Wahrſcheinlichkeiten dabey aufzunehmen, die eben ſo groſs ſind, als die gegebenen Erklärungen. Allein dadurch wäre allerdings das Volumen vergröſsert worden, und weil jeder Arbeit dieſer Art in unſern Zeiten aus verſchiedener Rückſicht ein nur enges Maaſs und Ziel geſetzt iſt, ſo kann man auch damit zufrieden ſeyn, daſs man hier wenigſtens einen kurzen Commentar findet, den man mit Nutzen gebrauchen kann. — Der Zweck des Johannes in dieſem Evangelium wird ſehr richtig dahin angegeben, daſs er die höhere Natur Jeſu in ihrem vollen Glanze darzuſtellen ſtrebt, ohne daſs er irgend eine beſtimmte polemiſche Abſicht dabey hat, wie z. B. bey ſeinem erſten Briefe. Es iſt hiebey alſo eben ſo wenig an Widerlegung der Gnoſtiker (des Cerinth u. ſ. w.) als an Bekämpfung der Johannisjünger zu denken, ſondern dies alles iſt ganz ohne Noth in den Zweck des Evangelium hinein getragen worden, da ſich in demſelben gar keine Spur von Polemik findet, vielmehr Anfang und Ende ſich in der Darſtellung auflöſen, daſs Jeſus der Meſſias ſey. Auch Rec. hat hier keine Polemik gegen Gnoſtiker und Johannisjünger finden können, wenn er gleich nicht geneigt iſt, *durchaus alle* polemiſche Abſicht von dieſem Evangelium mit Hn. L. auszuſchlieſsen.

Bey der natürlichen Frage: warum denn der Evangeliſt ſo ausdrücklich allenthalben darauf ausgehe, die höhere Natur Jeſu darzuſtellen? kann die natürlichſte Antwort wohl keine andere ſeyn, als dieſe: weil es ſchon Leute gab, welche die Meſſiaswürde und höhere Natur Jeſu bezweifelten und beſtritten. Dieſe waren höchſtwahrſcheinlich Juden (oder halbe Judenchriſten), und dieſen ſetzt Johannes ſein Evangelium ſtillſchweigend entgegen, in der Hoffnung, ſie dadurch auf einen andern Weg zu leiten, weshalb er ſie auch gar nicht näher kenntlich macht. Kam nun dieſes Evangelium in die Hände eben der Leute, an die der erſte Brief gerichtet iſt; ſo ſieht man, warum er dieſe Zweifler und Beſtreiter in dem erſten Briefe ſchon kenntlicher macht, weil ſie ſich durch ſein Evangelium nicht hatten überzeugen laſſen wollen. Was der ſanfte Mann im Evangelio mit Schonung und Verſchweigung ſeiner Gegner geſagt hatte, das drückt er in dem erſten Briefe ſchon mit einigem Unwillen aus. — Um eine Probe von der Erklärungsart des Vf., und zugleich von der Art, wie man anderer Meynung ſeyn könnte, zu geben, wählen wir den Anfang des erſten Kapitels, der immer mit zu den ſchwerſten Stellen im ganzen Evangelium gehört. Wenn überſetzt iſt: *als die Welt ihren Anfang nahm, war Chriſtus ſchon da!* ſo bemerkt Rec., daſs εν αρχη beſtimmter *von Schöpfung der Welt* heiſst, denn es ſteht dem απ' αρχης entgegen — ſeit Schöpfung der Welt. Ferner kann λογος nicht wohl durch *Chriſtus* überſetzt werden, weil der λογος erſt in Verbindung mit dem Menſchen *Jeſus*, Chriſtus heiſst, denn erſt nachdem geſagt iſt ὁ λογος σαρξ εγενετο wird er μονογενης (Synony. von υιος θεου Meſſias, Chriſtus) genannt 14 V. — Hr. L. nimmt ferner Anſtand, den λογος für Weisheit, Vernunft und für eine bloſs perſonificirte Eigenſchaft Gottes zu nehmen, ſondern er ſucht vielmehr aus jüdiſchen Vorſtellungsarten zu zeigen, daſs der

der λογος ſelbſt von Juden als ein von der höchſten Gottheit *ganz verſchiedenes Subject* gedacht wurde. Allein hiemit kann Rec. unmöglich übereinſtimmen, denn 1) beſtrebt ſich Johannes ganz ſichtbar im 1 und 2 V., ſo gut als er es vermochte, auszudrücken, daſs der λογος nicht ein von Gott verſchiedenes Subject war. Man muſs hier nur keine philoſophiſche Beſtimmtheit erwarten, ſondern immer bedenken, daſs er ſeinen Satz nach populärer Denkart und im populären Sprachgebrauche vorträgt. 2) Läſst es ſich nicht wohl denken, daſs die Juden damals einer Mehrgötterey ſollten geduldigt haben, der ſie vielmehr ſo ſehr abgeneigt waren. Fand ja ſelbſt die Vergötterung des Meſſias einen ſo harten Widerſtand! Allein ſie perſonificirten allerdings Eigenſchaften Gottes, und glaubten dadurch der Einheit Gottes nicht zu nahe zu treten. Daſs dabey aber nur dunkle und verworrene, und keine beſtimmten philoſophiſchen Vorſtellungsarten herrſchten, wird ein jeder Sachkenner leicht zugeben. — Die Ausdrücke φως und ζωη ſcheinen ferner dem Rec. etwas zu proſaiſch überſetzt zu ſeyn. Wenn man Φως bloſs durch *Lehrer* geben will, ſo iſt das viel zu wenig gegen ζωη. Beide Worte ſcheint ſich Johannes auch perſonificirt gedacht zu haben, und man muſs es wenigſtens überſetzen: *in ihm war Leben, und er war auch die belebende Sonne für die Menſchen!* d. i. er war die Quelle des Lebens für die Menſchen; aber er erwärmte auch ihre Herzen, und erleuchtete ihre Vernunft für die Tugend! Nun kann man freylich noch 3 bis 4 Erklärungen von dieſer Stelle geben, die ſich alle recht gut hören laſſen; allein diejenige verdient doch wohl den Vorzug, die der Erhabenheit des Gegenſtandes und dem Zuſammenhange am angemeſſenſten iſt. — Die Ueberſetzung hat im Ganzen noch nicht die Gefälligkeit, die Rec. ihr gewünſcht hätte. Für Sabaeer muſs wohl richtiger Sabier (צביאים) geſchrieben werden; denn Sabaeer ſind im Alterthum entweder Sterndiener oder ein Volk in Arabien.

OEKONOMIE.

Frankfurt, b. Hermann: *Vom Mäſten des Rind-, Schweine-, Schaf- und Federviehes, nebſt beygefügten Erziehungsregeln des Viehes, Behandlung des Fleiſches und Fettes vom geſchlachteten Maſtvieh und andern dahin einſchlagenden ökonomiſchen Lehren für Landwirthe, Hausvater und Hausmütter.* Von *J. L. Chriſt*, erſtem Pfarrer zu Kronenberg an der Höh, der königl. kurfürſtl. Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Zelle Mitglied. 1790. 292 S. 8. (16 gr.)

Hr. *C.* liefert ſeinen Leſern gar wenig Eigenes, ſondern faſt alles aus den bekannten Germershauſenſchen Schriften, die er jedoch nicht nennt; daſs alſo ſein Verdienſt darinn beſteht, einen kurzen Auszug aus jenen gröſsern Werken für ſolche Landwirthe, Hausväter und Hausmütter veranſtaltet zu haben, welche nicht viel Zeit und Koſten aufs Leſen verwenden können und wollen.

Der völlige Inhalt des Buchs erhellet ſchon aus dem Titel. Der Vf. geht in ſeiner Theorie über unſre eſsbaren Hausthiere ſeinen eignen Weg, da er bey jeder Art derſelben das erſte zuletzt, und das letzte zuerſt, darſtellt, indem er das Mäſten und den Verbrauch des geſchlachteten Viehes vorangehen, und die Regeln für die Erziehung deſſelben ſodann folgen laſst. Hier und da hätten ſeine Vorſchriften mehr beſtimmt angegeben werden ſollen, wovon wir nur ein Paar Beyſpiele anführen wollen.

S. 50., wo die Rede vom Verſchneiden der Bullen oder Reitochſen iſt, wird geſagt: So ſahe ich einmal auf einem Pachterhofe bey Hanau ein Paar Bullen, welche ungeheure Laſten zogen, und im Wagen gingen. Hiedurch könnten unerfahrne Leſer ſich verleiten laſſen, ein Paar eigentliche Bullen zuſammen anſpannen zu wollen, welches doch ohne groſse Gefahr nicht geſchehen kann, weil ſich dieſe Thiere eher unter einander ermorden, als friedlich neben einander im Zuge gehen würden. In England iſt das Pflügen mit Bullen nichts ſeltenes; es wird aber nur ein einzelner Bulle vor den Pflug geſpannt. Hätte der Vf. aber verſchnittene und ſodann zum Ziehen gebrauchte Bullen gemeynt; ſo müſste er ſie nicht mehr Bullen ſchlechthin nennen.

S. 255. wird ganz richtig geſagt, daſs eine Ente 28 Tage zum Ausbrüten ihrer Eyer bedürfe. Nun heiſst es weiter: „Sonderheitlich aber dienen dazu „die geduldigen Truthühner, die zweymal 28 Tage „ſitzen bleiben.“ Konnte eine unerfahrne Hausmutter nicht denken, daſs eine Truthenne zum Ausbrüten der Enteneyer 8 Wochen haben müſſe? Beſtimmter ſollte es ſo heiſsen: Die geduldigen Truthühner können allenfalls zweymal hinter einander zum Ausbrüten gebraucht werden. Hiebey muſs man aber auch wiſſen, daſs die Truthühner auf ſolche Weiſe ſehr entkräftet werden, und öfters ihre Geduld über dem wiederholten Auſetzen zum Brüten mit dem Leben bezahlen müſſen. Als das Vaterland der Truthühner wird S. 261. die *Inſel Kalekut* angegeben. Auf welcher Karte der Vf. wohl die *Inſel* Kalekut gefunden haben mag? Auch iſt es noch gar nicht ausgemacht, daſs die Truthühner in Kalekut zu Hauſe gehören. Alle Nachrichten und Unterſuchungen weiſen vielmehr aus, daſs ſie urſprünglich aus Amerika und den weſtindiſchen Inſeln herſtammen, und von hier nach Oſtindien, Afrika und Europa verſetzt worden. Im innern Aſien findet man gar keine. Die Sprache des Hn. C. iſt rein und gut.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. April 1797.

GESCHICHTE.

Carlsruhe, b. Schmieder: *Ueber Mirabeau's Hiſtoire ſecrete de la Cour de Berlin*, aus authentiſchen Quellen, von D. *Ernſt Ludw. Poſſelt*. 1789. 188 S. Zueign. 10 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Geſchichte Karls XII*, Königs von Schweden. Nach *Voltaire*, von *Poſſelt*. 1791. 502 S. ohne die Vorr. 8.

3) Ebend.: *Geſchichte Guſtaf's III*, Königs der Schweden und Gothen, von *Poſſelt*, mit dem Bildniſs des Königs. 1792. 516 S. 8.

Die chronologiſche Folge dieſer Werke ſtellt uns eine Reihe von Fortſchritten zu dem Ziel der Vollkommenheit in der hiſtoriſchen Kunſt dar, welchem Hr. P. mit dem glücklichſten Erfolg ſich immer mehr zu nähern ſtrebt. Jede ſpätere Schrift zeichnet ſich durch auffallende Vorzüge vor ihren ältern Schweſtern aus, und nur, indem wir ſie aus dieſem Geſichtspunkte betrachten, hoffen wir, daſs die zufällig verſpätete Beurtheilung derſelben dem Publicum, deſſen Beyfall längſt über die Verdienſte dieſes Schriftſtellers entſchieden hat, auch jetzt noch willkommen ſeyn wird. Wir haben dabey den Vortheil, ihm Schritt vor Schritt auf der Bahn folgen zu können, welche er in dem Lauf weniger Jahre zurückgelegt hat, und wenn wir, beſonders bey den frühern Werken, manche auffallende Mängel zu rügen finden, ſo werden wir auch zugleich mit Vergnügen bemerken, wie der Blick des Vf. ſich immer mehr durch Uebung ſchärfte, wie ſein Urtheil immer ſicherer ward, ſein Geſchmack ſich verfeinerte, und nur der Enthuſiasmus, der ihn begeiſtert, ſtets derſelbe blieb.

Ein flüchtiger Blick auf Nr. 1. wird hinreichen, um den Werth dieſer kleinen Schrift zu beſtimmen. Geblendet von dem Glanz eines Namens, welchen Deutſchland mit gerechter Bewunderung nennt, vergaſs der Vf., daſs auch ein im Ganzen vortreffliches Staatsgebäude noch Mängel haben kann; und ſein Eifer entbrannte gegen den Frevler, der es gewagt hatte, den Plan des königlichen Baumeiſters zu prüfen. Ohne uns auf eine nähere Unterſuchung der Sache ſelbſt einzulaſſen, welche ganz auſserhalb der Gränzen dieſer Recenſion liegt, würde es leicht ſeyn zu zeigen, daſs Mirabeau ſelbſt da, wo er zu widerlegen war, durch dieſe Schrift nicht widerlegt worden iſt. Anſtatt ſeinen Gegner bey der ſchwächſten Seite anzugreifen, die Schluſsfolgen deſſelben zu zergliedern, die Seichtigkeit ſeiner Gründe aufzudecken, und das Unſichere ſeiner Behauptungen anſchaulich zu machen, läſst Hr. P. ſich mit ihm auf eine Art des Kampfes ein, in welcher *M.* ihm ſichtbar überlegen iſt; — er ſetzt Declamation gegen Declamation. Schon die Titelvignette, (wo ein muthwilliger Knabe die Bildſäule Jupiters mit Steinen wirft,) und die panegyriſche Zueignung an den Geiſt Friedrichs des Groſsen laſſen keine kalte Beurtheilung erwarten; und das unaufhörliche Ueberſpringen von dem Vorgänger auf den Nachfolger wirft Dunkelheit auf ein Werk, deſſen höchſter Vorzug Klarheit ſeyn ſollte. Oft ſcheint der Vf. mit ſich ſelbſt nicht ganz einig zu ſeyn, wenn er bald das alte Gebäude als ein vollendetes Meiſterwerk preiſet, und bald wieder die neuern Verbeſſerungen deſſelben in Schutz nimmt; oft hilft er ſich auch ganz kurz, indem er entweder die Veränderungen läugnet, oder für unmöglich ausgiebt (S. 15. 17 u. f.). Er glaubt die Vollkommenheit des Werks hinlänglich durch die perſönliche Vortrefflichkeit des Werkmeiſters beweiſen zu können; aber ſelbſt da, wo er gerechter Lobredner iſt, ſchadet er dem Eindruck ſeiner Worte durch den Pomp des Vortrags. Die Parallelen zwiſchen Friedrich II und Alexander, Karl XII und J. Cäſar leiden manche Berichtigung; bey der letztern (S. 11. Anm.) ſind offenbar die Begriffe von Held und Feldherr verwechſelt, und die S. 3[illegible]. angeführte patriotiſche Behauptung des Grafen von Herzberg, daſs die Schwärme von Barbaren, welche das abendländiſche Kaiſerthum umſtürzten, aus den Provinzen der heutigen preuſsiſchen Monarchie ausgewandert wären, würde für die Nachkommen des damals *zurückgebliebnen* Theils dieſer Nation nur ſehr wenig beweiſen. Manche Sätze, auf die der Vf. grade recht viel zu bauen ſcheint, ſind bereits durch die Erfahrung widerlegt worden, z. B. was er (S. 27.) über die phyſiſche Unfähigkeit des franzöſiſchen Volks, unter einem fremden Himmelsſtrich die Beſchwerden des Kriegs auszuhalten, oder (S. 29.) von der Unmöglichkeit ſagt, daſs Frankreich als Republik je ein erobernder Staat werden könne. Durchgehends hat er es nur mit dem Manne, nicht mit der Schrift, die er widerlegen will, zu thun, und der Leſer, der Beweiſe ſucht, wird verführt werden, an der guten Sache eines Schriftſtellers zu zweifeln, der durch unanſtändige Witzeleyen (wie S. 54. 55.) oder dadurch, daſs er ſeinen Gegner *einen verlumpten Schächer*, einen *Hanswurſt* u. dgl. nennt, ſeinen Gründen ein Gewicht zu geben glaubt. S. 73. hört der Vf. auf, ſelbſt zu reden, und den Reſt des Buchs füllen zwey von dem Grafen von Herzberg in der berliner Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſne Abhandlungen, über

das erſte und zweite Regierungsjahr König Friedrich Wilhelms II, aus, welche in der That die beſte Beantwortung des Mirabeauiſchen Tadels enthalten, und, da ſie gut überſetzt ſind, den Leſer einigermaſsen für das Uebrige entſchädigen können.

Der Titel von Nr. 2. ſollte nach des Rec. Meynung nicht eine Nachahmung, ſondern vielmehr eine freye Ueberſetzung Voltaires ankündigen, da Hr. P. ſein Original gröſstentheils wörtlich ins Deutſche übertragen und nur ſelten ſich Abweichungen erlaubt oder einzelne Perioden ausgelaſſen hat. Auch wäre zu wünſchen, daſs es ihm gefallen haben möchte, anſtatt der dichteriſchen Vorrede eine kurze Abhandlung über die Urſchrift voraus zu ſchicken und ſeine hiſtoriſchen Berichtigungen entweder allemal in den Text zu verweben, oder ſie ſchlechterdings in die Noten zu verweiſen; denn da hier bald das Eine, bald das Andere geſchehen iſt, ſo wird der Leſer, deſſen Vertrauen auf Voltaires Glaubwürdigkeit durch verſchiedne Anmerkungen geſchwächt werden muſste, nun auch da zweifelhaft, wo der Ueberſetzer die Irthümer ſeines Autors verbeſſert hat, weil es unmöglich iſt, dieſe Stellen ohne eine Vergleichung mit dem Original zu unterſcheiden.

Die Anmerkungen ſowohl als die Veränderungen des Textes beweiſen, daſs der Ueberſetzer bey ſeiner Arbeit auch andre gute Quellen benutzte; durchgehends kann jedoch Rec. ihm nicht beypflichten, und hier und da erwartete er vergebens Erklärungen, die ihm nothwendig ſchienen. Sehr richtig iſt (S. 14.) Nordenhielm für Nordcopenſer geſchrieben; aber anſtatt Golowin (S. 64.) und Radzieowski (S. 95.) ſollte doch wohl Golowkin und Radziewski ſtehen, und ganz gegen den polniſchen Sprachgebrauch, der die weiblichen Geſchlechtsnamen mit einem a endigt, iſt (S. 154.) Charlotte Opalinska in Ch. Opalinski verwandelt worden; auch ſchreibt der Ueberſ. Otzakof für Oczakow. — Die Jahrzahl 1597 (S. 31.) iſt wahrſcheinlich ein Druckfehler; aber auch die Angabe des Originals, wo 1697 ſteht, hätte verbeſſert werden ſollen, denn ſchon im Sommer 1696 bemächtigten ſich die Ruſſen der Stadt Aſow. — S. 37. iſt die Jahrzahl 1678 für die Abreiſe Peters aus Moskau beybehalten worden, die doch V. ſelbſt in ſpätern Ausgaben berichtigt hat; es muſs heiſsen 1697. — S. 112. ſteht Warſchau für Krakau, und S. 277 u. a. wird der Herr von Fabrice fälſchlich Fabrizius genannt; ſeine Familie exiſtirt noch unter dem erſtern Namen, und ſein Vater war nicht holſteiniſcher Miniſter, ſondern Regierungspräſident in Zelle. — Die tragiſche Geſchichte von dem Tode Friedrichs, des Kammerdieners des Königs, erzählt la Mottraye, den Karl ausgeſchickt hatte, Erkundigung von ſeinem Günſtling einzuziehen, ganz anders, und verſichert auch, daſs Friedrich nicht bey Pultawa zugegen war, wie S. 249 und 281. geſagt wird. — S. 328. heiſst es, der Wiener Hof habe Karln XII „ſichres Geleite *aus der Türkey nach Polen* verſprochen," welches der König eben ſo wenig bedurfte, als der Kaiſer es geben konnte; wahrſcheinlich iſt dieſes ein Schreibfehler, da im Original *nach Pommern* ſteht. — S. 474. iſt der Graf Welderen ſchlechthin der Graf genannt, ohne daſs man ſeinen Namen erfährt; und in der Note S. 493. wird gar zu poſitiv behauptet, daſs Karl durch Meuchelmord gefallen ſey; wenigſtens beweiſen es die hier angeführten Gründe noch nicht unumſtöſslich. Eben ſo abſprechend iſt in der Anm. S. 195. das Original widerlegt worden. — S. 196. hätte die Geſchichte des Grafen Zabor berichtigt werden ſollen; auch ſind hier mehrere Paragraphen ganz ausgelaſſen, die von einer angeblichen Beſtechung des Grafen Piper handeln. Bey einer Vergleichung mit der Urſchrift kann man dieſes jedoch nicht tadeln, da V. bey einem ſo wichtigen Umſtand ſich gröſstentheils nur auf mündliche Ueberlieferungen beruft, ohne ſeine Gewährsmänner zu nennen; aber da Hr. P. ſich einmal erlaubte, ſo viel weg zu ſtreichen, ſo würden ſeine Leſer ihm auch gern (S. 267 u. f.) die Correſpondenz mit dem Groſsſultan erlaſſen haben, von welcher V. gegen la Mottraye ſelbſt geſteht, daſs er den Stil darin geändert habe. Er rückte ſie wohl eigentlich wegen des orientaliſchen Coſtums als eine Seltenheit für ſein Publicum ein; unmöglich aber kann ſie auf Deutſche, die mit den Sitten fremder Völker beſſer bekannt ſind, gleiche Wirkung thun. Auch die Intriguen des Serails, die hier in ein ziemlich romanhaftes Gewand gekleidet ſind, hätten um ſo mehr einer Berichtigung bedurft, da ſie eher nach den Sitten des verſailler, als des konſtantinopolitaniſchen Hofes ſchmecken, und la Mottraye ſie ganz leugnet. Ueber dieſes hätten Worte aus fremden Sprachen und die Benennungen türkiſcher Staatsämter etc. erklärt werden ſollen, wie im Original geſchehen iſt; denn nicht jedem Leſer wird es beyfallen, daſs der Selictar, (Silahtar ſchreibt Hr. P. S. 285.) der Schwerdtträger des Reichs iſt, daſs das türkiſche Wort: Amman (S. 393.) Barmherzigkeit heiſst, oder daſs ein Ort zwiſchen den beiden Thoren, welche aus dem erſten Hofe des Serails in den zweyten führen, das Gemach der Henker (Dpellat Odaſſi) genannt wird, wo gewöhnlich die Staatsverbrecher bey der Rückkehr aus dem Divan ihr Leben verlieren; nach S. 411. ſollte man glauben, Ibrahim ſey zwiſchen zwey Thüren (vermittelſt zweyer Thüren) erdroſſelt worden. — Die Geſchichte le Forts, des Günſtlings Peters des Groſsen, hat der Ueberſ. zuſammengezogen, ohne die Unrichtigkeiten der Erzählung im Original zu verbeſſern; ähnliche Spuren von Flüchtigkeit findet man an mehr als einer Stelle, die hier nicht angeführt worden iſt; aber manche treffende Züge, welche z. B. in den Anmerkungen S. 15. 62. 63. u. a. O. enthalten ſind, müſſen den Leſer dafür ſchadlos halten.

Gallicismen kommen ſelten vor, doch iſt das Werk auch nicht ganz frey davon; manche ſcheinen ſogar abſichtlich da zu ſtehn, wie z. B. die Redensart: den Krieg in eine Gegend *tragen*, welche man mehr als Einmal findet; andre hingegen (wie S. 26. ſeine *auſserſte* Jugend lockte ſie, — ſehet hier, für: *Voilà*, welches beſonders S. 290. auffällt

„Sehet hier einen ſehr übel angebrachten Muth" etc.; im Original: „Ach, ſagte der Türke, das war ein ſehr übel angebrachter Muth etc." — S. 276. er *macht* mich leſen, — S. 444. ein Soldat, der ſich ins Meer *fallen lieſs*, u. a. m.) ſcheinen dem Ueberſ. aus Unachtſamkeit entſchlüpft zu ſeyn.

Weit öfter findet man den Sinn des Originals verfehlt, und nicht ſelten liegt die Schuld an dem zu merklichen Streben nach Originalität und an einer auffallenden Vorliebe zu gewiſſen hochtönenden Worten, als z. B. *wogen*, *wälzen* u. dgl. S. 5. iſt *agiles*, welches hier im Gegenſatz von *robuſtes* ſteht, durch: lebhaft, und S. 12. *regrêts*, durch: Sehnſucht überſetzt. — S. 24. heiſst es: die Menge, die durch alles . . . . ſich *täuſchen* läſst, für: *impoſer*, welches hier: Ehrfurcht einprägen, bedeuten ſoll. — Man hat freylich in unſrer Sprache kein Wort, welches das Franzöſiſche: *Galanterie*, genau ausdrückte; aber bey dem König Auguſt I von Polen war grade Galanterie ein Hauptzug, der im Deutſchen durch: Feinheit, gar nicht angedeutet wird; von ihm heiſst es kurz nachher (S. 29.): *„jamais Prince ne fut plus genereux, ne donna plus et n'accompagna ſes dons de tant de grace."* Auch hier hat die Ueberſetzung alles Charakteriſtiſche verwiſcht, wenn es heiſst: „nie war ein Fürſt *reichlicher* und *huldvoller* im Geben." — S. 36.: „Ueber dieſen Erzählungen *fuhr* der junge Kaiſer wie aus einem tiefen *Schlaf auf"* (ein harter *Spondeus!*); im Franzöſiſchen erwecken ſie ihn nur gleichſam aus einem tiefen Schlummer. — Ein *wohlgezognes* Heer (S. 39.) giebt eine Nebenidee, die *V.* durch: *des troupes diſciplinées*, nicht ausdrücken wollte. — S. 60. heiſst es: „Mitten durch dieſe *Volker* muſste man ziehen, ehe man vor das Lager ſelbſt kam;" man denkt ſich dabey einen friedlichen Zug ganz gegen den Sinn des Originals: *Il falloit paſſer ſur le ventre à toutes ces troupes* etc. — S. 63. iſt: *le revers des foſſés*, durch: Laufgräben überſetzt, es war aber der Rand des Grabens vor dem verſchanzten Lager. — S. 76. hätte der junge ſchottiſche Edelmann, der ſich zum Spion gebrauchen lieſs, nicht zum *edeln* Schotten gemacht werden ſollen, und der Begriff von Geſchmeidigkeit (*Soupleſſe*) wird keinesweges durch: Feinheit, ausgedrückt — S. 100. heiſst es: „weil überall (bey groſsen Verſammlungen) die Tollköpfe, als die lauteſten, Leute von Geiſt und Rechtſchaffenheit übertäuben," im Original: „weil kühne Menſchen dort gewöhnlich zu Unruhen geneigt, die Redlichen aber furchtſam ſind." — S. 109. wo vom König Auguſt ſelbſt die Rede iſt, wird geſagt: „ſo viele Sachſen nach Polen zu ziehen, oder zum Aufruhr gegen *Auguſt* blaſen, war eins," im Original: „ſo viele Sachſen nach Polen ziehen, hieſs, alle Gemüther gegen ſich empören." — S. 113. iſt: *ſon cheval lui fracaſſa la cuiſſe*, falſch durch: er brach das Bein, und S. 114. *fauſſe nouvelle*, unedel durch: dieſe *Mahre*, überſetzt. — S. 141. „Nach . . . . einem der künſtlichſten Züge . . . . wogte Auguſt mit [illegible] Mann gegen Warſchau an." Der ſchwankende Nebenbegriff des *Wogens* [illegible] übel zu der Ueberlegung, welche bey den künſtlichen Zügen vorausgeſetzt wird; im Original kömmt er „ſich auf W. zu ſtürzen." — *„Seine Züge verlarven"* (S 145.) würde man durch: *Masquer ſes traits*, ins Franzöſiſche zurück überſetzen; es heiſst aber hier: *Derober ſes marches.* — *Kniffe* iſt ein unedles Wort für *Ruſes*, im Kriege, und: *Des routes à peine praticables pour des gens de pied*, ſind (S. 148.) zu romantiſch durch Wege, worauf kaum einzelne *Pilger* gehen konnten, verdeutſcht. — S. 193. erfährt man nicht, welchem Souverain der *Staatsſecretair* (*Secretaire des Etats Generaux*) Fagel diente; zuverläſsig aber gebrauchte er nicht den niedrigen Ausdruck, daſs Marlborough das Franzöſiſche kaum habe *hacken* können; bey *V.* ſagt er: *langue, dans laquelle il s'exprimoit très mal.* Marlborough ſoll *nur langſam geſprochen* haben (S. 195.), nach *V.* eilte er nie, ſeine Vorſchläge zu thun. — S. 228. begeht der Ueberſ. eine groſse Uebereilung, wenn er ſagt: „Löwenhaupt . . . . brachte dem König 8000 *Wagen mit Geld*, *das* er in Lithauen und auf ſeinem Zuge geſammelt hatte." Welche ungeheure Summe, wenn jeder Wagen auch nur 10000 Thaler geladen hatte! Im Original ſteht deutlich: „Er brachte dem König einen Convoy von 8000 Wagen, *nebſt dem Gelde*, welches er etc." — S. 238. iſt: *l'os du talon*, durch: Schenkelbein, und S. 243. *brancard*, durch: Sänfte, überſetzt. Wo hätte Karl XII eine Sänfte in ſeinem Lager gefunden! Wahrſcheinlich lieſs er ſich auf einer Tragbahre von geflochtnen Zweigen, auf einer Hürde tragen. — S. 298. heiſst es: K. Carl XI hatte unter mehreren harten Geſetzen auch einige wohlthätige eingeführt; unter dieſen (den Geſetzen?) war auch eine Miliz etc. Im Original: „Er errichtete unter andern auch eine Miliz etc." Die ganze folgende Stelle iſt ungeändert, und dadurch dunkel geworden; bey einer wörtlichen Ueberſetzung würde ſie es weniger ſeyn, hätte aber doch einer erläuternden Anmerkung bedurft. — S. 3.3. iſt der Name des Obriſten *Ribbing*, den *V. Ribbino* nennt, ganz ausgelaſſen, und S. 404. giebt der Ausdruck: die *zärtlichſten* Weiber, für: die *zarteſten* (*les plus delicates*) einen falſchen Sinn. — Unverzeihlich niedrig wird der Vortrag (S. 421.) wenn es heiſst: „der König bekam die *hartmauligſte dreybeinige Mähre"* (*un cheval retif et boiteux*) oder (S. 422.) „der König, der zu Fuſs der nächſten Poſt *zuſtolperte"* (*s'en alloit à pied gagner la poſte prochaine*). — S. 445. beginnt das preuſsiſche Geſchütz *los zu krachen* (*l'artillerie tiroit*) und S. 492. *fliegen gar die Kanonen* auf die Gegend zu, wo der König ſtand; das Original ſagt: „die Kanonen feuerten mit Kartätſchen auf ſie."

Auch die deutſchen Ausdrücke, welche Kunſtwörter bezeichnen ſollen, ſind dem Ueberſ. nur ſelten gelungen; oft wird der Sinn dadurch verfehlt oder die ganze Periode undeutlich. Dahin gehören z. B. die *Stoſseiſen*, für Bayonette, mit welchen S. 63. die Ruſſen niedergehauen werden; die *Gewaltzüge*; die *Schaaren und Haufen*, wo im Original von beſtimmten Abtheilungen der Kriegsvölker die Rede iſt, (welches beſonders S. 218. zu einer falſchen Vorſtellung

Anlaſs giebt, wenn es heiſst: „Auf dieſen *Haufen* von 16000 Mann traf der König mit nicht mehr, als 6 *Haufen* Reuterey und 4000 Mann Fuſsvolk.“ Offenbar ſteht hier das Wort Haufen nur das erſtemal an der rechten Stelle; durch die Wiederholung deſſelben wird man verführt zu glauben, der König habe ſechsmal ſo viel Truppen gehabt als ſein Gegner, da doch nur 6 Reuter-Regimenter gemeynt ſind, die Zeichner für Ingenieure; die Befehlshaber für Officiere; die *eiſerne Gewalthabung* (die Carl XII nach S. 12. gar als Kind ſoll *eingeſogen* haben) für Deſpotismus u. a. m. Dieſe Ausdrücke ſind um ſo weniger gut zu heiſsen, da Hr. P. ſich auch zuweilen ohne Noth ausländiſche Worte erlaubt, wie z. B. S. 95. *Conjuncturen.*

Als einen Fehler gegen die Rechtſchreibung bemerken wir die beynahe durchgängig vorkommende Verwechslung des ſ mit dem ſs. Wir leſen z. B. *Gröſe, unmaſig, Kunſtfleiſe,* und doch auch: *er reiſst,* anſtatt: *er reiſet.* Gegen die Grammatik iſt S. 21. *wegen,* und S. 58. *lehren* mit dem Dativ conſtruirt; und manche Aphaereſen, die Hr. P. beſonders zu lieben ſcheint, geben dem Vortrag eine unnöthige Härte, als S. 4. längern für verlängern; S. 52. zahlten für bezahlten; S. 106. einigen für vereinigen, und, daſs er ſich gnügte für begnügte; S. 310. wandelte für verwandelte u. a. m.

Schade iſt es, daſs dieſe Flecken einer ſonſt in jedem Betracht meiſterhaften Ueberſetzung den Anſpruch auf Vollkommenheit rauben. Um alle ihre Schönheiten anſchaulich zu machen, müſsten wir das Buch ſelbſt abſchreiben; es ſey daher genug von ihr zu ſagen, daſs ſie im Ganzen den flieſsendſten Vortrag mit einer beynahe immer gewiſſenhaften Treue verbindet, die feinen Nüancen der Urſchrift ohne Aengſtlichkeit ins Deutſche überträgt, und ſich durchgehends wie ein Original lieſet. Die Hinderniſſe, welche aus den eigenthümlichen Wendungen und dem verſchiednen Bau der beiden Sprachen entſtehen muſsten, ſind mit einer Leichtigkeit überwunden, die man erſt bey einer genauen Vergleichung mit dem franzöſiſchen Text ſchätzen und bewundern lernt; aber eben dieſe glänzenden Verdienſte des Ueberſetzers machen auch hier der Kritik die äuſserſte Strenge zur Pflicht, um das Geſchlecht der Nachahmer abzuſchrecken, welches, gleich den Höflingen eines gewiſſen Königs, der den Kopf ein wenig ſchief trug, nur gar zu geneigt iſt, ſich die Mängel eines groſsen Muſters eigen zu machen, ohne ſie durch gleiche Vorzüge zu erſetzen. — Ein ſchönes Bruſtbild Carls XII ziert dieſes Buch als Titelvignette.

(Der Beſchluſs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Mahleriſche Wanderungen durch Sachſen,* von *Engelhardt* und *Veith.* 1795. 2. Heft. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſes Heft enthält an Kupfern: 1) Reichardsdorf. 2) Königſtein und Lilienſtein. 3) Pirna und zur Titelvignette einen Waſſerfall beym Amſelſteine. Den Darſtellungen wünſcht der Kunſtrichter mehr Haltung; vorzüglich aber mehr maleriſche Wahl, da es doch maleriſche Darſtellungen ſeyn ſollen. Die Titelvignette macht die beſte maleriſche Gruppe, nur iſt der Waſſerfall zu ſteif behandelt. Die übrigen gröſsern Blätter enthalten zu viele kleine Gegenſtände, es fehlt bey Allen an Einem Hauptobjecte, welches den Raum füllen und das Auge befriedigen ſollte. Der Kupferſtich iſt zwar von Hn. Veith ſchön glatt gearbeitet, und die Taillen ſind mit vieler Sorgfalt geordnet; aber eben dadurch wird Kunſt leicht zu bloſser Manier, und da noch überdies die Wahl der Gegenſtände ſich bloſs auf weite Ausſichten beſchränkt, welche eine Menge Kleinigkeiten in ſich faſſen, ſo erſcheinen dieſe und ähnliche Kupfer nur als niedliche Bilderchen, welche dem Kenner nicht behagen werden. Die Radirnadel Waterloos, welche bey aller richtigen Behandlung der Baumconture und der Ausführung aller Parthieen doch nur zu ſpielen ſcheint, verräth weit mehr Geiſt als alle glatte und glänzende Manieren. Der ernſte einfache und groſse Vortrag Everdingens gewährt in ſeinen mit wenig Strichen radirten Blättchen weit mehr Unterhaltung, als alle neuern engliſchen Landſchäftchen und ihre Nachahmungen, und führt uns zu ſtillen Betrachtungen über das Schöne, Groſse und Erhabne ſelbſt der rohen Natur. Wo die Ausarbeitung für das Weſentlichſte gehalten wird, da ſind die Künſte ihrem Untergange nahe, ſagt Sulzer.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Carlsruhe,* b. Macklot: *Diſſert. inaug. med. de vera aquae marinae efficacia,* quam pro gradu doctoris ſcripſit *Guſtav Reinh. Schmidt,* Badenſis. 1796. 24 S. 4. — Nach einer ironiſchen Einleitung geht der Vf. die Gründe durch, aus denen Hr. Hofr. *Vogel* die roborirenden Heilkräfte des Seewaſſers herzuleiten geſucht hat. Ganz unerheblich ſind die Zweifel wohl nicht, welche er wider die, aus der *Kälte,* den *Beſtandtheilen,* dem *gröſsern eigenthümlichen Gewichte* des Seewaſſers, erklärten Stärkkraft der Seebäder aufſtellt. So wie auch die Wirkung der *reinern Seeluft* nicht mit in Anſchlag gebracht werden kann, wenn das Baden, anſtatt in der See ſelbſt, in Häuſern oder andern eingeſchloſſenen Plätzen geſchieht. Nur allein aus dem *Reize,* mit welchem das ſalzige Seewaſſer auf den Körper wirkt, laſſe ſich die wohlthätige Heilkraft des Seebads erklären.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. April 1797.

GESCHICHTE.

Carlsruhe, b. Schmieder: *Ueber Mirabeau's Hiſtoire ſecrete de la Cour de Berlin* etc.

2) Ebendaſelbſt: *Geſchichte Karls XII* etc.

3) Ebend.: *Geſchichte Guſtaſs III* etc. von *Poſſelt* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Den Geſichtspunkt, aus welchem die Schrift Nr. 3. in Anſehung ihres hiſtoriſchen Werths beurtheilt werden muſs, giebt uns Hr. P. ſelbſt an, wenn er bemerkt, daſs „der Lorbeer gänzlicher Glaubwürdigkeit nur dem ſpätern Geſchichtſchreiber aufbewahrt ſey." In der That ſind auch die Schwierigkeiten, die ſich dem Hiſtoriographen ſeines Jahrhunderts entgegen ſetzen, ſehr verſchieden von denen, welche der Erzähler längſt verfloſsner Begebenheiten zu überwinden hat. Findet dieſer nur ergiebige Quellen; ſo giebt ihm die Entfernung ſelbſt einen erhöhten Standpunkt, wo das Feld, welches er aufnehmen will, ſich mit einemmal ſeinem Blick darſtellt; der Zeitgenoſs hingegen ſteht gleichſam in einer Tiefe, wo er zwar einzelne Parthieen treffender zeichnen kann, aber nur ſelten im Stande iſt, die Gegenſtände alle, und von allen Seiten zu überſchauen. Es wird daher eine vorzügliche Kraft des Genies, ein äuſserſt geübter Blick und der durchdringendſte Scharfſinn erfodert, um ihn auch hier auf die hiſtoriſche Höhe zu heben, wo nun in dem erweiterten Geſichtskreiſe die täuſchende Gröſse einzelner Maſſen, die ihm von unten hinauf betrachtet koloſſaliſch erſchienen, in ihr richtiges Verhältniſs zu dem groſsen Ganzen zurück ſinkt. Das redliche Beſtreben, dieſe Höhe zu erreichen, leuchtet unverkennbar aus der vorliegenden Schrift hervor. Mit Liebe hat der Vf. ſeinen Gegenſtand bearbeitet, aber das Feuer des Vortrags reiſst nicht leicht ſein Urtheil hin; wenn er die Tugenden Guſtavs mit verſchwenderiſcher Beredtſamkeit erhebt und ſeine ſchönen Eigenſchaften in das hellſte Licht ſetzt, ſo geſteht er auch die Fehler deſſelben ein. Nur Einen Zug in dem Charakter ſeines Helden, der aber grade über viele der bedeutendſten Handlungen Guſtavs Aufſchluſs giebt, läſst er uns bloſs errathen, — die Eitelkeit. Wo er ihn bey andern Gelegenheiten zu entſchuldigen ſucht, da geſchieht es doch nur nach einer unpartheyiſchen Erzählung der Umſtände, welche den Leſer in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, (wie S. 82. 145. im Anfang des dritten und gegen das Ende des ſechſten Buchs) und durchgehends widerfährt auch den Gegnern des Königs ſtrenge Gerechtigkeit.

Mit meiſterhafter Kunſt entwirft der Vf. in der Einleitung ein Gemälde von dem Zuſtande Europas im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Charaktere Peters des Groſsen, Karls XII und Ludwigs XIV ſind mit wenigen ſtarken Zügen treffend gezeichnet, um ſie den Hauptfiguren entgegen zu ſtellen, die jetzt aus der Nacht des religiöſen und politiſchen Aberglaubens hervortreten. Drey Weiſe arbeiten unter den verſchiedenſten Verhältniſſen des Lebens auf Ein groſses Ziel hin; in lachenden Formen verbreitet der Eine Licht und liberale Geſinnungen durch Europa, und indem der Andre die Bürger ihre Pflichten lehrt, predigt ſie der gekrönte Denker durch That und Beyſpiel den Monarchen. Die Schilderungen Friedrichs, Voltaires und Rouſſeaus gehören zu den Meiſterſtücken hiſtoriſcher Darſtellung; am längſten, und mit ſichtbarer Vorliebe verweilt der Vf. bey dem Erſtern. Jede andre Rückſicht verſchwindet, ſobald dieſer Gegenſtand ihn begeiſtert; ſeine Sprache wird Poeſie, ſo oft er ihn nennt. Lobenswürdig iſt ſein Beſtreben, die Deutſchen bey jeder Gelegenheit zur Bewunderung dieſes groſsen Königs aufzufodern, wenn gleich hier und da der Enthuſiasmus des Vfs. zu weit gehen ſollte. Die Behauptung, oder vielmehr die Verſicherung, daſs auſser Jul. Cäſar kein Sterblicher jemals ein ähnliches Maaſs von Geiſteskräften beſeſſen habe, kömmt auch hier wieder vor. So ſehr auch Friedrichs Genius in den erhabnen Rollen des Staatsmanns, des Feldherrn und des Geſetzgebers glänzte, ſo müſste man doch den groſsen Mann, von dem man dieſes Urtheil unbedingt fällen wollte, noch in manchen Verhältniſſen zu ſehen Gelegenheit gehabt haben, in die Friedrich nie kommen konnte; man müſste ihn nicht bloſs als gebornen Beherrſcher eines gehorſamen Volkes kennen, der nur mit auswärtigen Feinden zu kämpfen hatte, und deſſen perſönliche Sicherheit nie anders bedroht wurde, als in der Feldſchlacht, wo er dies Loos mit Hunderttauſenden theilte. Hr. P. ſelbſt ſcheint dieſe Meynung zu hegen, ſo bald nur nicht von Friedrich II die Rede iſt (z. B. S. 42.). — S. 324. wird ſogar geſagt, „durch den Tod dieſes Königs wäre *eine unermeſsliche Maſſe von Geiſt auſser* „*Umlauf gekommen.*" Abgerechnet, daſs die Begriffe von *Maſſe* und *Geiſt* hier ſeltſam genug gepaart ſind; ſo ſieht man auch nicht recht ein, was der Vf. eigentlich gemeynt hat. Sprach er (wie aus der Vergleichung mit S. 16., wo daſſelbe Bild vorkömmt, zu erhellen ſcheint) im Allgemeinen von dem Lichte, das Frie-

Friedrich verbreitet hatte, von den wohlthätigen Wirkungen ſeines Geiſtes; ſo müſsten entweder dieſe ſehr ſchwach geweſen ſeyn, wenn ſie mit ſeinem Tode plötzlich aufgehört hätten, oder die geprieſne Unſterblichkeit der Weiſen bliebe ewig nur ein ſchöner Traum; war aber bloſs (wie das Folgende anzudeuten ſcheint) von Friedrichs mächtigem Einfluſs auf das politiſche Syſtem von Europa die Rede, ſollen die *„Ausflüſſe ſeines Geiſtes* bloſs auf die Kabinetter „der Monarchen unſers Welttheils *gleich Elekterſchla-* „*gen* gewirkt haben;" dann iſt doch die Folgerung, *„daſs bis dahin das Jahrhundert nur das Modell getragen hätte, welches Friedrichs Genius ihm eindrücken wollte,"* wohl ein wenig gar zu gewagt. — Von Friedrich II geht der Vf. auf den Kaiſer Joſeph, und dann durch eine leichte Wendung auf ſeinen Helden über, von dem er, ohne der Geſchichte vorzugreifen, mit wenigen Worten genug ſagt, um den Leſer in die Stimmung zu verſetzen, in welcher das Buch ſelbſt geleſen werden muſs.

Dieſes beginnt mit einer allgemeinen Beſchreibung Schwedens und ſeiner Einwohner, welche füglich die Vergleichung mit Voltaires Einleitung zur Geſchichte Karls XII aushält, ſo groſs auch die Schwierigkeit ſeyn muſste, hier manches ſagen zu müſſen, das der Vorgänger auch geſagt hatte, ohne ihn deswegen zu wiederholen. Die Mängel der ſchwediſchen Verfaſſung unter Adolph Friedrichs Regierung ſind mit ſehr ſtarken Farben geſchildert; um deſto auffallender iſt ihr Contraſt gegen die Folgen der Revolution, welche Guſtav bewirkte. Ueberhaupt zeigt ſich das hiſtoriſche Talent des Vfs. bey der Anordnung des ganzen Werks in ſeiner gröſsten Stärke. Stets weiſs er die Begebenheiten ſo zu ſtellen, daſs immer Eine von der Andern Deutlichkeit und Licht erhält, die erläuternden Umſtände auf die natürlichſte Art herbey zu führen, und die groſsen Maſſen trefflich zu gruppiren. Die Hauptfiguren allein ſind mit äuſserſter Genauigkeit gezeichnet, die weniger Intereſſanten nur durch ſchwächere Umriſſe angedeutet, und überall bleibt der Held der Geſchichte auch einziger und höchſter Zweck des Gemäldes. Kein Umſtand, der auf Guſtavs Bildung oder auf ſeine nachherige Art zu handeln den entfernteſten Einfluſs hatte, oder ihn uns von irgend einer noch nicht beobachteten Seite zeigen konnte, war dem Vf. zu geringe. Hier allein geht er in das kleinſte Datail; wir lernen die Erzieher Guſtavs, die Grundſätze, welche ſie befolgten, die Fortſchritte des Knaben und des Jünglings genau kennen, und nachdem er gleichſam unter unſern Augen aufgewachſen iſt, ſehen wir mit der geſpannteſten Erwartung ihn den Thron beſteigen. Bey der Geſchichte ſeines erſten Reichstags ſind die vorbereitenden Urſachen der Revolution näher entwickelt. Man lernt die Schwierigkeiten dieſer kühnen Unternehmung bey den geringen Mitteln des Königs genau kennen, aber man ſieht auch die Möglichkeit des Gelingens; trefflich iſt hier alles angelegt; ſchade, daſs bey der Schnelligkeit, womit die Begebenheiten am 19ten Auguſt 1772 auf einander folgten, die Erzählung nothwendig zurückbleiben muſste, und daſs der Vf. ſelbſt, nicht zufrieden mit der dramatiſchen Darſtellungskraft, mit welcher er uns bis auf den letzten Punkt geführt hatte, durch die zurückgehende Abſchweifung S. 151. den Effect ſtört, und uns nun die Entwicklung des Knotens bloſs erzählt.

Das dritte Buch macht uns mit den Vortheilen bekannt, welche Schweden durch ſeine veränderte Conſtitution gewann; hier und in dem folgenden Buche, wo man das Feuer der Unzufriedenheit allmählich wieder aufglimmen ſieht, erkennt man ganz die Meiſterhand, welche die trockenſten Gegenſtände mit Intereſſe zu behandeln verſteht. Man wird nach und nach auf die groſsen Begebenheiten vorbereitet, welche ſich im fünften Buche in dem kurzen Zeitraum zweyer Jahre zuſammen drängen. Der Ausbruch der Empörung der Truppen von Friedrichshamm iſt ein Effectſtück; fürchterlich fühlt man die hoffnungsloſe Lage des Königs, ohne Rettung verloren ſcheint er nach dem Siege der Ruſſen am 3ten Julius 1790: aber indem man ihn jetzt mit übermenſchlicher Anſtrengung gegen ſein Schickſal kämpfen ſieht, geht über der zu umſtändlichen Schilderung der Schlacht von Suenskeſund die groſse Wirkung dieſes Tages verloren. Doch vielleicht handelte der Vf. hier mit Beſonnenheit, um alles Intereſſe auf die letzte Begebenheit, auf die Ermordung des Königs aufzuſparen, die er ganz mit der anſpruchloſen Simplicität erzählt, welche allein dem ernſten Gegenſtande angemeſſen iſt. Mit Bewunderung des groſsen Mannes und tief gerührt verläſst man das Buch, und dies waren auch die Gefühle, mit welchen man nach des Vfs. Abſicht es verlaſſen ſollte. Dieſe Umriſſe mögen hinreichen, um den Leſer auf die groſse Kunſt der Zuſammenſetzung in dem ganzen Gemälde aufmerkſam zu machen; auch die Ausführung trägt unverkennbar den Stempel des Genies. Eine lebendige Darſtellung, glühende Schilderungen und eine hinreiſsende Suada iſt man an dieſem Schriftſteller ſchon gewohnt; hätte er es über ſich erhalten können, manchen üppigen Zierrath aufzuopfern, wäre es ihm möglich geweſen, die Kraft und Leichtigkeit ſeiner Sprache mit etwas mehr Ruhe zu verbinden, und leuchtete nicht das Beſtreben, die Leſer zu *ſeinem* hiſtoriſchen Glauben zu bereden, oft zu deutlich hervor; ſo würde der Vortrag dadurch unendlich an Würde gewonnen haben. Manche Declamationen wären weggeblieben, Ausrufungen, wie (S. 57.): O der Schande in den Jahrbüchern eines *freyen* Volks! würden dem Leſer überlaſſen, und weder gezwungne Perioden noch unrichtige Bilder gebraucht worden ſeyn, um den Nachdruck zu verſtärken. Als Beyſpiele von beiden führen wir an: S. 40. „Damit dieſer Diener des Reichstags — genannt König — etwas ähnliches . . . . haben möchte." Man wird hier verführt das Wort: *König* für einen Namen zu halten. — S. 390. „Euch war es vorbehalten, die Erſten das Beyſpiel von Muth zu geben;" ein ungewöhnlicher Gallicismus. — S. 403. „Der König, *unbefragt Andrer*, ſoll das Recht haben." — S.

205. „Aufgelöſt alle Bande der Ordnung; zerſtört al„les Gleichgewicht unter den verſchiednen Beſtand„theilen des Staats; . . . . was konnte Schweden „noch retten, als — eine Revolution?“ — S. 242. „Wie nach den Gräueln eines vieljährigen Kriegs, ſo „erſchöpft, ſo verwüſtet . . . . übernahm er Schwe„den“ — oder S. 53. „der Reichstag hatte ſich *zer„ſprengt*,“ da er doch nur auseinander gegangen war. — S. 63. „ein Mann voll *Thatenunruhe*,“ dieſe ſollte doch wohl erſt in dem Moment der Handlung ſelbſt eintreten, hier aber geht ſie lange vorher. — S. 28. „eine Revolution durch *Ueberflüglung*.“ Dieſer Ausdruck, den Rec. nicht verſteht, kömmt noch öfter vor. — S. 147. „die Unterthanen zur Entzückung „*hinraffen*“ u. a. —

Wenn S. 179. die Verfaſſung, welche Guſtav 1772 umſtürzte, eine „ſchon über ein Jahrhundert feſtge„wurzelte Staatsform“ genannt wird, da wir doch S. 216. erfahren, daſs ſie erſt ſeit 1720 beſtand, ſo iſt dieſes vielleicht durch einen Schreibfehler zu entſchuldigen, und ſollte heiſsen: halbes Jahrhundert; aber undeutſch ſind folgende Stellen: S. 38. „dieſen „*Reichsſtänden* . . . ſollte die etwa *gutfindende* Ein„*ſchränk*ung . . . zukommen.“ — S. 63. „Ein König, „der Verehrungen *zahlt*,“ für: bezahlt. — S. 69. „Voll tiefem Verſtand*e*.“ — S. 73. 125. u. a. „Er ge„brauchte *ſich*“ für: er bediente ſich; oder gar S. 116. „ſie misbrauchten *ſich* ihres Gewichts.“ — S. 122. „*Quälungen*;“ die Ueberſetzung von: *Vexations*. — S. 216. „Da *hatten* Proteſtationen von allen Winden „hergeweht;“ denn nicht die Proteſtationen wehen, ſondern die Winde.

Wenn etwas dem Vf. mislingt, ſo iſt es die Ironie, bey der ſein Stil nur gar zu leicht zum Niedrigen herabſinkt, wie S. 63 u. 64. wo „wir ſogleich hören „ſollen, in wiefern zuletzt noch an der Stelle des Kö„nigs irgend ein *Popanz* — etwa der Stiefel Karls XII „— auf den Thron geſetzt“ wurde. (Dieſes Bild kann durch die bekannte Grobheit jenes Königs nicht entſchuldigt werden, und es wird doch auch hier gar zu poſitiv geſagt, daſs es geſchehen ſey.) — Oder S. 208. bey dem Gleichniſs von dem handelnden Juden. — S. 209. iſt gar von *cujoniren* die Rede, und warum glaubt Hr. P. deutſcher zu reden, wenn er ein unedleres Wort an die Stelle eines edleren ſetzt. Wenn Franzoſen in *bon françois*, oder Engländer in *plain engliſh* reden, ſo wählen ſie vielleicht den wahreren oder den derberen, aber doch nicht den platteren Ausdruck, wie hier mit *Narrenſeil* für *Gängelband* geſchehen iſt (S. 208.), welches überdem den Nachdruck eben nicht verſtärkt.

Auf den Gebrauch des hiſtoriſchen Infinitivs legt der Vf. einen ſo groſsen Werth, daſs er ihn (S. 215.) in einer Note ausdrücklich empfielt. Er ſelbſt gebraucht ihn jedoch nur ein einzigsmal, und der Leſer mag urtheilen, ob die Stelle, wo dieſes geſchieht, „die Prinzen nun ſogleich die Officiere vor ſich ſodern „und ihnen des Königs Schreiben vorleſen; die Offi„ciere ohne Widerrede dem Könige den Eid der Treue „ſchwören; die Soldaten dem Beyſpiele ihrer Befehls„haber auf der Stelle folgen; ein allgemeines Freu„denſchrey: „es lebe Guſtav!“ zu den Wolken ſchal„len — war das Werk weniger Augenblicke“ viele Nachahmer finden wird. Rec. hält ſie beynahe für die einzige Schleppende im ganzen Buche, die, weit entfernt, die beabſichtigte Schnelligkeit auszudrücken, ſich vielmehr durch Schwerfälligkeit auszeichnet. — Von der Orthographie ſagen wir nichts, ſie ſcheint bey dem Vf. Grundſatz geworden zu ſeyn; doch geben wir zu bedenken, ob nicht S. 164. das *weiſe Tuch*, oder gar S. 244. das *weiſe Pferd* einen üblen Misverſtand veranlaſſen kann?

Was übrigens Hn. P. noch ſehr zur Ehre gereicht, und bey noch ſo neuen Begebenheiten vorzüglich ſchwer ſeyn muſste, iſt die gute Wahl und die richtige Beurtheilung ſeiner Quellen, die er überall, wo es nöthig war, in den Noten angezeigt hat.

Das wohlgerathne Titelkupfer von *Karcher* ſtellt das Bruſtbild Guſtavs III, und die Vignette auf dem Titelblatt die Denkmünze vor, welche die Stände nach dem Reichstage von 1772 ſchlagen lieſsen. Nr. 2 u. 3. ſind noch durch Anfangsvignetten geziert, und Druck und Papier in allen drey Werken ohne Tadel.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Heldengeiſt und Deſpotismus der ältern und neuern Zeit*, unpartheyiſch gewürdigt von einem deutſchen Manne. 1795. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein philoſophiſch - politiſch - hiſtoriſches Gemälde, dem hier und da gute Farben aufgetragen ſind, welches aber im Ganzen keine Haltung hat. — Der Vf., der ſich für einen Geiſtlichen angiebt, und das Verdienſtliche ſeiner Schriftſtellerey in der Zuſammenſtellung nützlicher Wahrheiten und ihrer Verpflanzung auf einen gedeihlichen Boden ſucht, handelt hier zwey Gegenſtände ab, die mit einander in keiner andern Verbindung ſtehn, als daſs der eine zuweilen den andern verdrängt. Die Unterſuchung geht von dem Satze aus, daſs ohne Leidenſchaft kein *guter, brauchbarer* und *groſser* Menſch exiſtiren könne. (Zwiſchen dieſen dreyen hätte der Vf. doch noch unterſcheiden ſollen.) Daſs Leidenſchaften die Triebfedern ſind, welche den Menſchen in Bewegung ſetzen, zeigt der Vf. in einer Menge von gut oder ſchlecht gewählten, wohl oder übelzuſammenhängenden, viel oder wenig beweiſenden Beyſpielen, die aus der Geſchichte entlehnt ſind, und womit der Vf. in ſeinem ganzen Buche ſo verſchwenderiſch umgeht, daſs man beym erſten Anblicke glauben ſollte, er habe einen Auszug aus der Weltgeſchichte liefern wollen. In einer Manier, die dem vielſeitigen und vielwiſſenden Denker Montaigne nachhinkt, miſcht der Vf. philoſophiſches Räſonnement in ſeine Anekdotenkrämerey; — begnügt ſich aber faſt überall mit allgemeinen Behauptungen, als wenn er dem Leſer die Freude nicht verderben wollte, die ſcharfſinnigen Beweiſe zu ſeinen Sätzen nach eignem Belieben aufzuſpüren. Man wird *dumm* und *thieriſch*, ſagt der Vf., wenn man aufhört leidenſchaftlich zu ſeyn. (Hätte mancher durch

doch wohl eher das Gegentheil geglaubt!) Ein *äuſserſt* leidenſchaftlicher Menſch iſt *nur* im Stande, ſich bis zum höchſten Grade der Tugend zu erheben. (Zugegeben, daſs dies ſo wäre, wie kann der Vf. hinzuſetzen:) die Tugend des Leidenſchaftlichen iſt allein die *aufgeklärte* wirkſame Tugend. (Was hat die Leidenſchaft mit der Aufklärung zu thun?) Tugend ohne Leidenſchaft nennt der Vf. eine paſſive Tugend, die Tugend bloſs ehrlicher Leute, die man mehr ſchätzt wegen den Uebeln, (ſollte wohl heiſsen, der Uebel wegen) die ſie nicht verurſachen, als wegen dem Guten, (des Guten wegen), das ſie hervorbringen. In der franzöſiſchen Politik, auf die das ganze Werk hauptſächlich gemünzt ſcheint, kommt der Vf. etwas zu ſpät, wenn er ſagt: „jetzt erkennt man „keine Geſandten von Frankreich mehr an, und ver„achtet die Nation ſo ſehr, daſs man mit ihren Reprä„ſentanten nicht einmal unterhandeln will;" doch erlaubt er in der Folge wieder, die neuen Franzoſen nicht gerade zu für lauter wilde, barbariſche Horden zu halten, ob gleich er für die Zerſtörung der Stadt Paris aus Gründen des reinen Moralprincips zu ſtimmen ſich gedrungen fühlt, damit das Sittenverderbniſs die ſpäteſten Nachkommen nicht vergifte. In der Abhandlung vom Deſpotismus ſcheint der Vf. noch die meiſte Ordnung beobachten zu wollen. Er ſtellt uns den Deſpotismus in ſeinen abſcheulichſten Folgen dar; dieſe ſind: 1) Verluſt der Gerechtigkeit, 2) Erniedrigung des Volks, 3) Verachtung der Tugend, 4) Umſturz der Reiche. Von dem ſubtilen Deſpotismus giebt der Vf. folgende Merkmale an: 1) aſiatiſchen Luxus, 2) unnöthige Kriege, 3) Ausſchluſs der Bürgerlichen von Rang und Würden, 4) fruchtloſe Klagen der Unterthanen, 5) Beſchränkung der Jagdfreyheit und Vermehrung der Frohnden, 6) Unterdrückung der Denk- und Preſsfreyheit, 7) Deſpotismus der Staatsdiener, 8) Strenge gegen Verbrecher. Lauter fruchtbare Sätze, über welche der Vf. ſehr viel Gutes ſagen konnte. Nach ſeiner Meynung ſteht keinem Landesherrn das Recht zu, einem Verbrecher das Leben zu nehmen, und zwar aus dem Grunde, weil er es ihm nicht gegeben habe. Schrecklich, aber wahr ſind die Gemälde von den unmenſchlichen Leibesſtrafen, beſonders vom Schiffsziehen. Nach einer kurzen Unterſuchung, wie ſich das Chriſtenthum mit dem Deſpotismus habe vertragen können, folgen vermiſchte Betrachtungen, welche über Heldengeiſt und Deſpotismus zugleich neues Licht verbreiten ſollen. Darunter gehören unter andern folgende Ideen: Tugend iſt vorzüglich eine Wirkung der mehr oder minder weiſen Staatsverwaltung; — arme Nationen ſind immer ruhmbegieriger und fruchtbarer an groſsen Männern geweſen, als diejenigen Nationen, die im Ueberfluſſe und in Gemächlichkeit lebten; — die Stärke der Leidenſchaften iſt immer der Stärke der Mittel angemeſſen, die man anwendet, um ſie aufzuregen. Die wahre Urſache der ungleichen Fähigkeiten und verſchiednen Aeuſserungen des menſchlichen Geiſtes ſoll in der Moral zu ſuchen ſeyn, doch giebt der Vf. zu, daſs die Ungleichheit der Geiſtescultur von Umſtänden abhän-

laufen: Eroberungen der nördlichen Völker — Sklaverey und allegoriſches Genie der Morgenländer — Ueberlegenheit mancher Völker (namentlich der Griechen) in verſchiedenen Gattungen der Wiſſenſchaften. Zuletzt ſagt der Vf.: „Deutſchland ſuchte den geiſtli„chen Deſpotismus abzuwerfen und ſollte ſich gedul„dig unter einen politiſchen ſchmiegen?" Wer ſollte nach dieſem Ausrufe den Schluſs erwarten: „Faſſet „Zutrauen zu euren guten Fürſten: Wer iſt Schuld „daran, wenn ſie nun mit Gewalt auf ihren Rechten be„ſtehen und euch wie halsſtarrige Kinder behandeln, „denen die Ruthe Gehorſam einflöſſen muſs?"

Ohne Druckort: *Der heilige Balthaſar, ein Bruder Roſenkreuzer*, oder *geheime Geſchichte der Bemühungen der Brüder Roſenkreuzer der proteſtantiſchen Religion den tollſten Myſticismus aufzupfropfen.* 1795. 240 S. 8. (18 gr.)

Der Titel dieſes nur mittelmäſsigen Products verſpricht zu viel. Man findet darin nichts als einige, gröſstentheils auch ſchon bekannte, Erzählungen und Anekdoten, eine zur Aufrechthaltung der ſo genannten reinen Lehre und zur Hemmung des Vernunftgebrauchs in religiöſen Dingen in einem gewiſſen proteſtantiſchen deutſchen Lande eingeführte Commiſſion betreffend. Das Perſonal dieſer Commiſſion ſind die Helden des Buchs, die die Ritter des Glaubens genannt werden; die Scene ihres Wirkungskreiſes verlegt der Vf. in ein fingirtes amerikaniſches Land, das er *Pridonien* nennt, und den auftretenden Perſonen giebt er erdichtete Namen, er charakteriſirt jene aber ſo, daſs ſie ſich leicht erkennen laſſen. An *ihrer* Spitze ſteht ein Mann, den, wie der Vf. ſagt, *Hermes-Trismegiſts* Geiſt belebt, den er aber lieber den *heiligen Balthaſar* hat nennen wollen, weil derſelbe, nach den Verſicherungen ſeiner Anhänger einſt ſicher noch Wunder thun werde, und weil es ihm auſserordentlich wohl behage, einen geiſtlichen König zu ſpielen und über Prieſter zu herrſchen, nach Weiſe weltlicher Regenten. Voraus geht eine *Erklärung der Fragen und Antworten, welche im Orden der Ritter des Glaubens an die Brüder Catechumenen gethan, und von ihnen beantwortet werden, aus der Feder des heil. Balthaſars*, die den Leſer mit den Grundſätzen und dem Zwecke der Glaubensritter bekannt machen ſoll; von der es aber zweifelhaft bleibt, ob ſie ächt oder auch nur erdichtet iſt. Bey dieſer Erklärung iſt der Katechismus des erſten Grades der Fr. M. zum Grunde gelegt, deſſen Fragen nach den Grundſätzen des blinden Gehorſams und Glaubens beantwortet und erklärt werden. Von dem Zuſammenhange der Glaubensritter und ihres Ordens mit den Roſenkreuzern vernimmt man hier nichts. Ueberhaupt fehlt es dem Buche an Darſtellung und Witz, um zu ergötzen; und belehrend iſt es auch nicht, da es weder von Seiten der erzählten Begebenheiten, noch der beyläufig eingeſtreuten Reflexionen etwas enthält, das für die, welche die Sache intereſſirt, neu wäre, und für die, welche von dieſen Vorfällen in der neuern Kirchengeſchichte noch keine Notiz haben, in vielen Stellen ſo räthſelhaft wird, daſs ſie oft nicht wiſſen werden

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. April 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Memmingen, b. Seyler: *Archiv für ältere und neuere*, vorzüglich Deutſche, *Geſchichte, Staatsklugheit und Erdkunde.* Erſtes Bändchen. 1790. XV und 206 S. 8.

Ebendaſelbſt: *Archiv* etc. herausgegeben von D. *E. L. Poſſelt.* Zweytes Bändchen. 1792. 172 S. ohne die Vorr.

„Kenntniſs des Vaterlandes und ſeiner phyſiſchen „und politiſchen Vorzüge und Gebrechen, „*Kenntniſs* der Verfaſſungen, die um uns her ſind „oder worinn wir ſelbſt leben, und auſserordentlicher „Männer, deren Daſeyn auf Jahrhunderte hinaus ge„wirkt hat, zu befördern; und dadurch zu dem gro„ſsen Werke einer künftigen National-Geſchichte (,) „und allgemeiner National-Aufklärung und wahrer, „dauernder Vaterlandsliebe beyzutragen, — das ſind „unſre Zwecke" ſagt der Herausgeber in der „an die Nation" gerichteten Vorrede zum erſten Stück. Es enthält: I. *Erſte Geſchichte des deutſchen Bundes aus den eigenhändigen Aufſätzen Friedrichs des Groſsen.* Mit einer Einleitung. Aus dem zweyten Theile des *Recueil des deductions, manifestes etc., qui ont été rediges et publiés pour la Cour de Pruſſe par le Miniſtre d'Etat Comte de Herzberg, depuis l'année* 1778. *jusqu'à l'année* 1789., gezogen. Die Einleitung, in welcher man leicht die Manier des Herausg. erkennt, glüht von heiſsem Patriotismus, der aber bey uns Deutſchen oft das Sonderbare hat, daſs wir uns groſse Mühe geben, uns ſelbſt zu loben und von Hermann herab alle berühmten Männer Nation unſrer her zu nennen, gleichſam, als ob wir vorausſetzten, daſs kein fremdes Volk uns Gerechtigkeit wiederfahren laſſen würde. II. *Relation des Kaiſers Joſephs II. über ſeine Reiſe in ſeine Erblande.* III. *Aufklärungen zur neueſten Staatsgeſchichte des Veltlin.* Ein leſenswerther Aufſatz, wahrſcheinlich von dem Herausg. ſelbſt. Das Schickſal dieſes Ländchens war damals noch nicht entſchieden. IV. *Letzte Scenen aus dem Leben Kaiſer Heinrichs IV.* Von Konz. Wenn einmal ſolche dialogiſirte Halbromane geſchrieben werden ſollen, ſo gehört dieſes Bruchſtück zu den beſſern in ſeiner Gattung. Die Perſonen reden ohne Schwulſt oder affectirte Rufticität noch eine ziemlich einfache und natürliche Sprache und gutes Deutſch. Auch bey dem Gelage, wo Biſchöfe und Ritter mit einander zechen, (welches in Schriften dieſer Art nie fehlen darf) geht es noch ganz ehrbar zu. Uebrigens wird man eben durch keine beſondere Kunſt der Zuſammenſetzung oder durch irgend eine poetiſche Schönheit für die Aufopferung der ſtrengen hiſtoriſchen Wahrheit entſchädigt. V. *Revolution in Genf, vom J.* 1782. Von *Joh. Leonh. Meiſter*, Prof. der Geſch. in Zürch. Eine einfache Erzählung, beynahe im Ton einer Relation. VI. *Etwas über den Geiſt und die Begebenheiten des jetzigen Zeitalters.* (1790.) Vom Markgräflich Badiſchen Hofrath, Freyherrn von *Zinck.* Die Revolution in Frankreich veranlaſst den Vf. den Urſachen nachzuſpüren, welche ähnliche Unruhen in Deutſchland hervorbringen könnten, und er findet ſie vorzüglich: in dem Luxus der Höfe und ihrer Anhänger, in den deshalb vermehrten Abgaben des Volks, in der harten Behandlung des Landmanns durch die ſubalternen Obrigkeiten, und in der Ausartung des Adels, der ſeine wahre Würde, als mittleres Glied zwiſchen den Fürſten und dem Volke, vergeſſen hat. Obgleich dieſer vortreffliche Aufſatz ſeinen Gegenſtand nicht ganz erſchöpft, welches auch nicht die Abſicht des Vf. geweſen zu ſeyn ſcheint; ſo enthält er doch merkwürdige Winke, und zeichnet ſich dabey durch einen ruhigen und gemäſsigten Ton, zugleich aber auch durch edle Freymüthigkeit und, wo erwieſne Mängel zu rügen waren, durch eine dem Gegenſtand angemeſsne Wärme des Vortrags aus. Das Reſultat bleibt dem Leſer überlaſſen. VII. *Madrid.* Ueber öffentliche Anſtalten, Brüderſchaften, Gebäude, Manufacturen, Literatur, Kleidertracht, Luſtbarkeiten, geſellſchaftlichen Ton etc. in dieſer Hauptſtadt, nebſt einer Beſchreibung der umliegenden königlichen Luſtſchlöſser. Aus Baretti und andern bekannten Schriftſtellern zuſammengetragen und in einem gefälligen Ton erzählt. Oft kommen doch gar zu lange wörtliche Auszüge vor. VIII. *Panegyricus, Kaiſer Joſeph II., Namens der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau* feyerlich gehalten durch *F. X. Jellenz*, b. R. D. Prof. des römiſchbürgerlichen Rechtes und Rector der Univerſität. Wo der Vf. das viele Gute, welches ſich mit Wahrheit von Joſephs merkwürdiger Regierung ſagen läſst, treu und ſchmucklos erzählt; erreicht er ſeinen Zweck am beſten. Er hat das Verdienſt einer klaren und lebendigen Darſtellung; und ſo oft ſein Gegenſtand ihn wirklich begeiſtert, hebt er ſich über das Gewöhnliche, z. B. S. 180—186., wo er mit glühendem Enthuſiasmus über Preſsfreyheit und Religiousverbeſſerung ſpricht, und bey dem pathetiſchen Schluſs, wo er Joſephs Tod berührt. An andern Stellen leuchtet bald der Zwang der methodiſchen Form (z. B. S. 164., wo von einer Figur der Redekunſt geſprochen wird, an die das

Herz in der Trauer gewiſs nicht denkt), bald die Bemühung, ſich aus eigner Kraft empor zu ſchwingen, zu deutlich hervor. (z. B. S. 175. „Aber immer herr„licher hebt ſich mein Adler, in höhere Regionen geht „ſein Flug, wer vermag ihm zu folgen und den Raum „zu meſſen, den er *ging?* Nur die Augenblicke kön„nen wir *belauern,* wenn er durch die Wolken bricht, „um ſich der Erde in ſeiner Herrlichkeit zu zeigen.") Dichter iſt er wohl nur da, wo er Joſephs Kriegsruhm preiſet. Die Titelvignette iſt ein Medaillon mit dem Bruſtbilde Friedrichs des Groſsen.

Aus der Vorrede zum zweyten Stück ſieht man, daſs der Herausg. von politiſchen Ketzermachern nicht unangefochten geblieben war; er antwortet ihnen am beſten, indem er ſich nennt, und geht zu einer kurzen Anzeige der in dieſem Stück enthaltenen Aufſätze über, unter denen keiner von ihm ſelbſt iſt. I. *Geſchichte der Nunciaturen in Deutſchland, von der Kirchenverſammlung von (zu) Trient an bis auf unſre Zeit.* Wahrſcheinlich von *Jellenz*, und gewiſſermaaſsen Fortſetzung eines ältern, in *Poſſelts* wiſſenſchaftlichem Magazin für Aufklärung eingerückten Aufſatzes deſſelben Vf., über die ältere Geſchichte der Nunciaturen. In einer derben Sprache geſchrieben, durchgehends mit Actenſtücken belegt, dem Bewohner des katholiſchen Deutſchlands wichtig, dem Proteſtanten nur intereſſant. II. *Konnatonto und Taeſa, eine Amerikaniſche Geſchichte.* (Nach der Erzählung in einem Stücke für *Literatur und Völkerkunde* dichteriſch bearbeitet.) Von *Konz.* Der Vf. hat geſucht, ſich Oſſians Ton eigen zu machen, ſo wie wir ihn aus Ueberſetzungen kennen, und es iſt ihm im Allgemeinen gut gelungen; nur verurſacht hier und da die Beobachtung des Nordamerikaniſchen Coſtums ſeltſame Diſſonanzen, z. B. wenn Konnatouto's Vater durchgehends unter dem Namen: die alte Klapperſchlange vorkömmt, wenn er jederzeit, ſogar auch in der beziehenden Zuſammenſetzung, im weiblichen Geſchlechte genannt wird. Auch entſchuldigt die dichteriſche Bearbeitung keine Härten, wie S. 31. „den reiſsenden Waldſtrom *des Kriegers Ungeſtümms*" (Ungeſtüms), wo zwey einander regierende Genetive ohne Artikel auf einander folgen. III. *Ueber die Bildſaule des regierenden Churfürſten von Sachſen auf der Eſplanade vor dem Petersthore zu Leipzig.* Etwas zum Nachdenken für deutſche Künſtler und Kunſtkenner. — Der Vf. glaubt, der deutſche Nationalgeiſt müſſe unendlich gewinnen, wenn die Bildſäulen deutſcher Männer durchgehends auch in deutſcher Tracht aufgeſtellt würden. Nachdem er viel darüber geſprochen hat, räumt er endlich ein, daſs wir Deutſchen keine Nationaltracht haben, und daſs unſre ſo ſehr veränderliche franzöſiſche Kleidung eben nicht verdiene in Marmor verewigt zu werden; er ſchlägt daher die Ceremonien Kleidung unſrer Fürſten vor, und empfielt beſonders, *den Kurhut nicht zu vergeſſen.* — Doch er ſagt ja ſelbſt: ich bin kein Kunſtkenner. IV. *Liſſabon.* Wie No. VII. im erſten Stück recht gut zu leſen, aber auch gar nichts neues. Auſser *Baretti* ſind auch *Schlözer* und das *hiſtoriſche Portefeuille* hier in Auszügen angeführt. V. (Durch einen Druckfehler: N. IV., wodurch alle folgende Nummern falſch werden.) *Uhrgüchtliche Vſſnag und Beckhanttnüſs, was Hanns Hainrich Mühlenfelſs Donnerſtag d. 26 Jun. 1606. Innhallt der vnnderſchidlichen gehaltener prothocollorum, Als er zur Peinlichen Fraag khommen, —— bekhenndt.* Peinliches Verhör eines angeblichen Goldmachers. VI. *Die Bader zu Baden in der Schweitz.* Einige Inſchriften, die Geſchichte der Stadt vom Kaiſer Vitellius bis 1712., und eine Beſchreibung der Bäder; alles ſehr kurz. VII. *Ueber die Schädlichkeit des vielen Fahrens in groſsen Städten, beſonders in Wien. Eine Polizeyſorge.* Aus dem in groſsen Städten herrſchenden Geſchmack an Equipagen weiſs der Vf. alle Mangel und alle Leiden des geſellſchaftlichen Lebens her zu leiten, von denen er jedoch zum Glück den gröſsten Theil *in petto* behält, und hier nur von den fürchterlichen Folgen jener unſeeligen Luſt, in offnen oder bedeckten Wagen zu fahren, auf Geſundheit, Landesökonomie und Moralität handelt. Freylich iſt manches Wahre in dem, was er ſagt; aber es paſst mehr auf den Luxus im allgemeinen als auf dieſen einzelnen Zweig deſſelben. Das Seltſamſte ſind die Gegenmittel, welche er den Regierungen empfielt, beſonders ſeine Claſſification, nach welcher unter andern den *Bürgern, die nicht geadelt ſind,* das Fahren ſchlechterdings unterſagt wird. VIII. *Bitte um Beherzigung des Bürgerwerths in Deutſchland.* Der Vf. erzählt zuerſt die Geſchichte eines durch die üble Wirthſchaft ſeiner ſchlechten Frau zu Grunde gegangnen Handwerkers; dann eine alte Anekdote von Jagddeſpotismus, die mit dem Folgenden gar nicht verbunden werden. Der bekannte und nie in der Theorie beſtrittne Satz vom Werth der hervorbringenden Bürgerclaſſe wird mit lebhaftem Intereſſe, oft auch in einem empfindſamen Tone, von Neuem eingeſchärft, ohne daſs man übrigens etwas Neues dabey erführe. Wahrſcheinlich mag der Vf. viel Nützliches für ſeine Vaterſtadt zu ſagen gehabt haben, welches aber dadurch, daſs es etwas Allgemeinnützliches werden ſollte, verſtümmelt worden iſt, und, weil er immer wieder auf die kleinere Localbeziehung zurückkommt, auch den nothwendigen Zuſammenhang verloren hat. IX. *Wie weit kann und ſoll Aufklarung, beſonders religiöſe, unter der Mittelklaſſe gehen?* Ein gutgemeynter Aufſatz, der manche, der Beherzigung werthe, aber übrigens nicht neue, Wahrheit enthält, und deſſen Vf. weder ſeinen Gegenſtand reif genug durchdacht, noch überhaupt ſeine Begriffe gehörig geläutert zu haben ſcheint. Er eifert gegen die zu raſchen Aufklarer; aber er verwechſelt freye Belehrung mit erzwungner und Unglauben mit Immoralität, und möchte am liebſten eine ſymboliſche, bloſs den Geweihten verſtändliche, Weisheit einführen. S. 150. wird die Frage: „Soll „Aberglaube ſeiner unſchädlichen, oder gar nützlichen „Folgen wegen, geduldet werden?" erſt verneint und dann gleich wieder bejahet, und S. 156. die Publicität zwar angeprieſen, aber dabey die Befugniſs, Bücher zu ſchreiben, nur auf eine gewiſſe privilegir-

te Claſſe im Staat eingeſchränkt! — X. *De bello turcico. Divi Joſephi Magni, Caeſaris Auguſti, P. P. M. S.* vom Hn. Hofdiakonus *Preuſchen* in Carlsruh. Ein wohlgerathner metriſcher Aufſatz; denn, Gedicht, kann man doch wohl ein Werk nicht nennen, deſſen höchſter Vorzug in einer beynahe ängſtlichen Nachahmung klaſſiſcher Muſter beſteht. XI. *Kritiſche Skala der vorzüglichſten deutſchen Dichter.* Vom verewigten *Schubart.* (Ein Einfall der ſchon mehrmals verſucht worden, und zu keinen gründlichen Reſultaten führt). „Die *Ingredienzen* eines Dichters, „ſagt der Vf., ſind Genie, Urtheilsſchärfe, Literatur, „Tonfülle oder Verſification, Sprache, Popularität, „Laune, Witz, Gedächtniſs." Nach dieſen Eigenſchaften ſind 1[illegible] (zu des Vfs. Zeit) lebende und vier verſtorbene Dichter geſchätzt, indem in einer Tabelle das Maaſs, welches jeder derſelben von jenen Eigenſchaften beſeſſen haben ſoll, durch Ziffern angegeben worden iſt. Z. B. (NB. die Ziffern ſtehn in derſelben Reihe, in welcher oben die Eigenſchaften genannt worden ſind.)

Klopſtock. 19. 18. 17. 18. 19. 15. 16. 15. 17.

„Man ſieht aus dieſem Verſuche, ſetzt der Vf. hinzu, wie ſchwer es ſey, Geiſter zu meſſen wie man Körper miſst."

LEIPZIG, b. Leo: *Anleitungen für das praktiſche Menſchenleben* erwachſenen Söhnen und Töchtern geweihet, welche glücklich und froh zu ſeyn wünſchen. 1795. 467 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Mancherley iſt in dieſer Sammlung enthalten; zum Theil auch von *der* Art, daſs man es gerade *hier* und eben in *dieſer* Verbindung ſchwerlich vermuthet haben würde. Dieſer mannichfaltige Inhalt iſt unter *eilf* Rubriken gebracht, von welchen einige wieder in verſchiedene Unterabtheilungen zerfallen. Es wird nöthig ſeyn, wenigſtens jene Hauptrubriken aus dem vorgeſetzten Inhaltsverzeichniſſe auszuheben, weil daraus erhellet, was man ohngefähr den Plan des Werkes nennen könnte.

1) *Phyſiſche Menſchenerziehung und Lebensgenuſs;* in 20 Abſchnitten, von welchen Nr. 20. *Menſchenkenntniſs und Lebensweisheit* in ſich faſſen ſoll. — 2) *Garnberechnungstabelle.* — 3) *Sicherungsmittel bey Gewittern.* — 4) *Kurze Erklärung miſsgedeuteter Naturerſcheinungen.* — 5) *Lehren der Weisheit und Klugheit, beſonders für junge Mädchen.* — 6) *Nachweiſungen mit Nutzen und Klugheit zu reiſen;* in 6 Abſchnitten. — 7) *Phyſiſche Menſchenerziehung und Lebensgenuſs. Zweyte Abtheilung;* in 11 Abſchnitten. — 8) *Nachweiſungen mit Nutzen zu reiſen. Zweyte Abth.,* in 8 Kapiteln. — 9) *Nachrichten über Rechtsvorfälle im gemeinen Leben, und wie man ſich dabey zu verhalten habe;* in 4 Abſchnitten: *vom Rechte der Perſonen; von der Ehe; von der Vormundſchaft; vom Eigenthum.* — 10) *Kenntniſs der phyſikaliſchen Beſchaffenheit der Welt, nach Anleitung des Kalenders.* — 11) *Praktiſche Anleitung zum Umgange mit Menſchen.*

Alles dieſes iſt zum Theil der ungenannten Redacteurs eigene Arbeit, zum Theil aber aus verſchiedenen Schriften, die zwar nirgends genannt, aber leicht zu errathen ſind, meiſtens wörtlich ausgehoben. Im Eingang eines *Vorberichtes* bezeichnet er es ſelbſt als „ein Buch, worin erwachſene Söhne und Töch„ter viel Wiſſenswerthes über das finden, was ihnen „in dem wirklichen Menſchenleben nützlich und un„entbehrlich iſt." — Als ein ſolches Buch wird es immer mit Nutzen gebraucht werden können, wenn auch die Grenzen des Unentbehrlichen, wie man aus dem Verzeichniſſe der Rubriken und ihrer Unter-Abtheilungen ſieht, in einer Rückſicht überſchritten, in einer andern aber nicht erreicht ſeyn ſollten, und dabey der ſolchen Sammlungen eigene Mängel an Uebereinſtimmung der verſchiedenen Materialien zu einem feſt beſtimmten Zwecke, beſonders in Abſicht auf ſittliche Ausbildung, auch hier nur zu ſehr hervorſticht.

Für die Bruchſtücke mediciniſchen, phyſikaliſchen, phyſiologiſchen und aſtronomiſchen Inhalts glaubt der Vf. gegenwärtiger Anzeige kein ungünſtiges Urtheil der Kenner vermuthen zu dürfen. Die Anweiſungen zum nützlichen Reiſen enthalten zwar Manches, was zu allgemein iſt, und zur Lebens-Klugheit überhaupt gehört: aber ſie können doch wohl gute Dienſte leiſten, wenn manche ſpeciellere Belehrung z. B. von jungen Leuten, die ſich der Handlung widmen, gehörig befolgt wird. N. 2. Iſt offenbar viel zu ſpeciell und nichts weniger als zweckmäſsig; denn warum nur dieſe Tabelle, und nicht ſo manche andere von eben der Art? — Unter allen Rubriken möchte wohl N. 9) am wenigſten befriedigen, indem ſie das in dieſem Fache allenfalls Wiſſenswerthe bloſs berührt, und dabey in der Ausführung mehr als eine Veranlaſſung zu Erinnerungen giebt. — In den zerſtreuten Abtheilungen und Unterabtheilungen von Lebensweisheit und Lebensgenuſs hätte wohl eine ſtrengere Auswahl des Eigenen ſowohl, als des Entlehnten, getroffen werden ſollen; und dadurch würde nicht nur Raum für noch mehr Wiſſenswürdiges gewonnen, ſondern auch die Anweiſung zu eigener Bildung durch eigene Kraft, die der Herausgeber zur Hauptabſicht hatte, (am Schluſs des *Vorb.*) ungleich beſtimmter geworden ſeyn.

LEIPZIG, b. Hilſcher: *Euphemia* (,) ein moraliſch-charakteriſtiſches Gemählde für gute Menſchen (,) von Chriſt. *Schulz.* 1796. 216 S. 8. (16 gr.)

„Konnte es daher unter ſo bewandten Umſtänden „(unter der Leitung guter Aeltern, bey unbeſchränk„ter Folgſamkeit der Tochter,) wohl anders zu ver„muthen ſeyn, als daſs Euphemia, mit den trefflich„ſten Anlagen des Geiſtes und Körpers *begabt,* zu „demjenigen Grade der Bildung empor ſteigen muſs„te, *deſſen nur immer ein weibliches Geſchöpf* iſt?" — ſo kündigt der Vf. (S. 7.) ſeine Heldin und ſich ſelbſt an. Dieſes aus ihrer Jugendgeſchichte zu entwickeln, was allerdings der Wunſch der Leſer ſeyn möchte, und ihn, ſeiner Verſicherung nach, wenig Mühe würde

de gekoſtet haben, lag ganz von ſeinem Geſichtspunkt entfernt. Er will weniger durch Lehren, als durch Beyſpiel unterrichten, „und den Charakter ſei„nes Sujets mehr aus der Folge dieſer Geſchichte ſich „enthüllen laſſen, als ihn ohne begleitende Thatſa„chen gleichſam als ein *lebloſes Skelet* darſtellen; ein „Umſtand, wodurch die Farben eines moraliſchen „Gemäldes deſto kraftvoller erhalten werden, weil „ſie dann in *ihrer ganzen Energie* wirken können, da „ſie im Gegentheil durch leere und unzeitige Demon„ſtration nur ermatten würden. Es iſt alſo *unſere* „Pflicht, nicht erſt weitläuftig zu zeigen, wie ſie „das gute und vortreffliche Mädchen wurde, ſon„dern vielmehr *darzuthun und zu beweiſen*, daſs ſie „es wirklich und wie ſie es war, und nur dieſs ge„hört, nach unſerm Plane, zum Intereſſe dieſes „Buchs."

Bedarf es mehr, als ſolcher eigenen Fingerzeige des Vf., um anzudeuten, was man von ſeinem Kunſtwerke zu erwarten berechtigt ſey? Oder will man in dem Buche ſelbſt ſuchen, ob und in wie weit Hr. *S.*, dargethan und bewieſen habe, was er *darzuthun und zu beweiſen* ſich zu Recht anheiſchig gemacht hat?

Wie es ſcheint, brauchte der Vf. dieſe, zum Glück, nicht lange Geſchichte, die ſich weder durch Erfindung, noch durch Zeichnung von Charakteren, noch durch Anlage und Entwickelung von Situationen, noch durch Ausdruck von Gedanken und Gefühlen, oder durch ſonſt etwas empfielt, bloſs zum Vehikel für etwas Anders, was man *hier* gewiſs nicht vermuthet haben würde. Nur in ſehr loſer Verknüpfung ſchweben in der geiſt- und anmuthloſen Geſchichte zwey *Geſpräche* oder ſogenannte *Unterhaltungen*: die eine, *über den Werth religiöſer Gefühle in Rückſicht auf praktiſche Chriſtusreligion;* die andere, *über die Verbindung der Vernunft mit der Religion und Religionsverein.* Sonderbar nimmt es ſich aus, wie die Heldin der Geſchichte über dieſe wichtigen Gegenſtände, in ſeitenlangen Perioden, wie vom Katheder, ſpricht.

Leipzig, b. Leo: *Dämmerungen.* Für Deutſchlands gute Töchter: von *J. G. D. Schmiedtgen*, Verfaſſer der Euphonie. 1796. 372 S. und XVIII S. *Vorausſetzung* (ſonſt *Vorrede* genannt). 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wie vormals der Vf. von M.** R.** auf den Inhalt ſeines Buchs rathen lieſs und doch ſelbſt das Räthſel auflöſen muſste, ſo hätte auch Hr. *S.* ſeinen Leſern eine Wette bieten können, daſs ſie ſchwerlich errathen würden, was dieſe Schrift enthält. *Dämmerungen!* — Vielleicht entfernte Anſpielung auf die jetzigen Welthandel und unſere trüben oder heiteren Erwartungen? — Nicht doch! Der Vf. hat die Auflöſung des Räthſels, in *dem*, was er *Vorausſetzung* nennt, ſelbſt gegeben. Was er hier *Deutſchlands guten Töchtern* vorlegt, ſind — *drey Erzählungen.* „Weil „ſagt er es der Zeitſitte gemäſs iſt, ſeinem Kinde „beſondere Namen zu geben; weil im Annähern der „*dämmernden* Stunde, nach vollbrachter häuslichen „Arbeit die Tochter des Hauſes mein Buch in die „Hand nehmen konnte; weil der Geſchmack der Zeit „von der Art iſt, daſs meine Erzählungen wahr„ſcheinlich zur Abenddämmerung gehören, oder mit „andern Worten, zu den letzten ihrer Art — um „deswillen nennt' ich mein Buch *Dämmerungen.*"

Nach dieſer Enthüllung ſeiner Hieroglyphe giebt er auch ſelbſt eine Ueberſicht von der Abſicht ſeiner Erzählungen. Die *erſte: Benjamine, oder* die Aſtern (auf eine wahre Geſchichte gegründet) ſoll die traurigen Folgen einer übertriebenen zärtlichen Erziehung, die Nachtheile der Eitelkeit, vorzüglich in Rückſicht auf die Sucht ſich zu höhern Ständen zu erheben, und endlich die Folgen ſcheinbarer Maasregeln zur Rettung der weiblichen Ehre, darſtellen. — Die *zweyte: der Widerſpruch oder die Bettlerfreude*, (wobey ebenfalls Wirklichkeit zum Grunde liegt,) ſoll die Freuden der Natur und der Kunſt ſchildern, und „nebenher das Verhältniſs des Menſchen zum Menſchen" und wie man wohlthätig ſeyn könne, ohne reich zu ſeyn oder zu prahlen, überblicken laſſen. — Die *dritte* endlich: *das Gericht der Gründlinge*, iſt beſtimmt, die Vortheile zu zeigen, wenn man einen von den Ständen wählt, die, wie man zu ſagen pflegt, ihren Mann nähren. — Dabey ſoll auch ſein Buch, im Ganzen betrachtet, ein „ächt deutſches" ſeyn, deutſch in Rückſicht auf Sprache ſowohl, als auf vaterländiſchen Sinn.

In der *erſten* Erzählung iſt ein Charakter entwickelt, durch den die Heldin ſich in eine Situation verwickelt, die ſich ſehr vom Gewöhnlichen unterſcheidet und innige Theilnahme erweckt. — Die *zweyte* Erzählung kann, mit einer etwas genauern Beſtimmung der Begriffe, ſehr lehrreich an Genügſamkeit erinnern, indem ſie zeigt, wie weit die Kunſt, oder vielmehr die Künſteley, von der Natur abgewichen iſt. — Zu der *dritten* Erzählung: *das Gericht der Gründlinge* (einer Art Schwämme), *ein ländliches Gemählde* — ladet das Titelkupfer freundlich ein. Was man unter der ehrwürdigen Schanereiche dort erfährt, das — mag Rec. eben ſo wenig ankündigen, als der Vf. es geſagt, warum er ſein Buch Dämmerungen genannt hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. April 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Ohne Druckort: *Gewagte pſychologiſche Bemerkungen über militariſche Gegenſtande.* 1795. 80 S. in 8.

2) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Kriegskunſt, über ihre Fortſchritte, ihre Widerſprüche und ihre Zuverläſſigkeit.* Auch für Layen verſtändlich, wenn ſie nur Geſchichte wiſſen. Erſte Abtheilung. 1797. 286 und VI S. 8. (1 Rthlr.)

1) In dieſen gut geſchriebenen, und wahrſcheinlich auch recht gut gemeynten Bemerkungen wird *weder* der Soldat, noch der Pſychologe etwas neues *finden*. Der Vf. rügt in fünf Abſchnitten, die *von der Subordination*, *dem Zweykampf*, *dem Einfluſſe des Militärs auf Staatsumwälzungen*, *der Zweckwidrigkeit des Arreſts, als Strafe betrachtet*, *und der Diſciplin*, handeln, viele, längſt vor ihm ſchon anerkannte, Mängel in den Verfaſſungen unſrer ſtehenden Heere; aber ſeine Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung dürften wohl eben ſo wenig wirkſam in der Ausübung, als überhaupt anwendbar ſeyn. Die Abhandlungen ſind daher auch von ſehr ungleichem Werth. Am beſten haben uns die erſte, wo er ſich zu zeigen bemüht, daſs die zu pedantiſche Strenge der Befehlshaber, welche bloſs maſchinenmäſsigen Gehorſam fodert, für unſer Zeitalter nicht mehr paſſe, und die dritte gefallen, wo er die, übrigens längſt bekannten, Gründe unterſucht, welche das franzöſiſche Kriegsheer auf die Seite der Revolution lenkten. In der zweyten kömmt der alte Satz, den niemand beſtreiten wird, wieder vor, daſs nicht immer diejenigen, die ſich am erſten zum Zweykampf bereit zeigen, auch die Tapferſten im Kriege ſind. Freylich iſt ſehr oft ihr Muth nur eine Wirkung des Zorns, oder des Zutrauens auf überlegne Geſchicklichkeit; aber man ſollte daraus nicht gleich das Gegentheil beweiſen wollen; denn wer im Zweykampf feig iſt, wird es auch im Treffen ſeyn. Auch das ſo oft angeführte Beyſpiel des Themiſtokles ſteht hier nicht an der rechten Stelle, weil es eben ſo wenig zu unſern Verfaſſungen paſst, als die Uebungen des römiſchen Marsfeldes zu unſern Exercierplätzen. Hatte der Vf. die Einrichtungen und den Zweck der ſtehenden Heere genau erwogen; ſo würde er nicht nöthig haben, über die Nachſicht der Fürſten gegen Zweykampfe ſo ſehr zu erſtaunen. Das Vorurtheil der Ehre, welches die Religion der beſoldeten Armeen iſt, erſpart den Staaten unermeſsliche Summen, und bleibt doch immer, auch von Seiten der Moralität betrachtet, dem bloſsen Sporn der Bezahlung vorzuziehn. Vaterlandsliebe und Religion können unſre Krieger nicht in Schlachten führen, an denen das Vaterland oft nur einen ſehr entfernten, und die Religion gar keinen Antheil hat. So lange der *Point d'honneur* dieſe Wirkung thut, und auf eine für das Oberhaupt noch weit bequemere Art, weil er den Krieg nie als Mittel, ſondern als Zweck betrachtet; wird kein Fürſt, wenn es irgend die Umſtände erlauben, gegen die Uebertreter der Duellmandate unerbittlich ſeyn. Eine mächtige Armee, die noch jetzt die Spuren des Haſſes trägt, den ein trefflicher, aber oft raſcher, Monarch dem Zweykampf geſchworen hatte, iſt ein lebendiger Beweis, daſs, ſo wenig ſich auch in der Theorie für die Moralität eines ſo barbariſchen Gebrauchs ſagen läſst, er doch gewiſs in der Erfahrung das feſteſte Band des *Point d'honneurs*, das einzige Gleichgewicht gegen die Willkühr der Vorgeſetzten, und ſelbſt ein Zaum für rohe unſittliche Gemüther, in unſern ſtehenden Heeren bleibt. — Der Arreſt der Officiere muſs in dem Dienſt, den der Vf. kennen lernte, fürchterlich hart geweſen ſeyn, denn er ſpricht dabey von finſtern ungeſunden Kerkern. Dem Rec. ſcheint die Beraubung des militäriſchen Ehrenzeichens, des Degens, auf Stunden oder Tage, bey den Fehltritten der Officiere eine ziemlich conſequente Beſtrafung; *Gefängniſs* wird ja in den vornehmſten Heeren nur bey groben Vergehungen zuerkannt, und iſt vom *Arreſt* verſchieden. — Der Vorſchlag des Vf., die Diſciplin durch gereinigte Religionsbegriffe zu erhalten, iſt lobenswürdig; aber dieſe Begriffe ſelbſt ſcheinen bey ihm noch gar nicht recht gereinigt zu ſeyn. *Furcht vor der Strafe* und *Hoffnung der Belohnung* ſind nach ſeiner Meynung (S. 75.) die einzigen Mittel, den Menſchen *moraliſch* zu beſſern, und dieſe finden wir am beſten in der Lehre der Kirche von Seligkeit und Verdammniſs. Daher ſoll denn (S. 77.) jeder, der nicht die Pflichten und *Ceremonieen* der Religion genau erfüllt, bey Beförderungen übergangen werden. „Freylich," heiſst es ferner (S. 78.), „wird „man dadurch nur Heuchler erziehen; aber dieſe „*Heuchler* müſſen doch endlich *aus Gewohnheit gute* „*Chriſten* und *moraliſche Menſchen* werden!!"

Ein ganz andrer Geiſt athmet in Nr. 2. Die vollſtändigſte Sachkenntniſs und das reifſte Urtheil zeichnen dieſe Schrift aus, deren Vf. tiefer in das Innere der Kriegskunſt hineinblickt, als faſt Einer ſeiner Vorgänger. Man könnte ihn einen militäriſchen Skeptiker nennen: aber wenn es irgend möglich iſt, die Wiſſenſchaft des Kriegs von dem Deſpotismus des Vorurtheils und der Autoritäten, der ſie mehr als irgend

eine andre beherrſcht, zu befreyen, und das Wahre darinn, von dem Falſchen geſondert, auch auf die Gefahr, daſs deſſen nur ſehr wenig übrig bleiben möchte, auf einfache und zuverläſſige Grundſätze zurück zu führen; ſo muſs dieſes auf dem Wege geſchehn, der hier eingeſchlagen worden iſt. Freylich wird der Vf. an manchen Orten anſtoſsen, wenn er Lehrgebäude in einem Fach des Wiſſens angreift, wo der Beweis faſt immer nur praktiſch geführt werden konnte, und wo es daher ſo ſchwer wird, die Perſon von dem Syſtem abzuſondern; aber er ſcheint darauf gefaſst zu ſeyn, und hat gewiſs auch darinn Recht, daſs er glaubt, jetzt ſey der wahre und ſchickliche Zeitpunkt, mit ſeinen Bemerkungen hervor zu treten. In dem noch jetzt fortdauernden Kriege fand ſchon manches militäriſche Vorurtheil ſein Grab, und die beſten ſeit dem ſiebenjährigen Kriege gebildeten Officiere muſsten in ihrem erſten Feldzuge gegen die Neufranken erſt lernen, wie wenig von dem, was Bücher und Manoeuvrir-Lager ſie gelehrt hatten, gegen einen Feind, der alle alten Syſteme umſtürzte, anwendbar ſey.

Der Plan des Vf. iſt ſyſtematiſch; aber das Werk leidet dennoch keinen Auszug. Die Gedanken drängen einander ſo ſehr, und oft wird auch der Vortrag ſo rhapſodiſch, daſs eine vollſtändige Anzeige des Inhalts in einen Commentar ausarten würde. Wir wollen indeſſen verſuchen, unſern Leſern von dem Gange der Schlüſſe des Vf. eine Idee zu geben, ohne uns, ſo verführeriſch auch die Lockung bey manchen Veranlaſſungen ſeyn dürfte, auf die eingeſchobnen trefflichen Räſonnements einzulaſſen.

Der 1 Abſchnitt handelt von der Taktik der Griechen und Römer, von dem Phalanx und der Legion; und der weſentliche Unterſchied der alten Kriegskunſt von der neuern wird in der geringern Entfernung der Heere von einander, in ihrer kürzern Ausdehnung und der daher leichteren Ueberſicht des Ganzen für den Feldherrn, ſo wie in der Art des Kampfs von Mann gegen Mann und des Anrennens ganzer Maſſen für die Truppen ſelbſt, feſtgeſetzt. Unüberwindlicher aber, als durch ihre Waffen und die Fertigkeit ſie zu gebrauchen, wurden die Heere, die für ihre eigne Sache kämpften, durch den Geiſt, der ſie beſeelte; ein Umſtand, der ſo laut auch die Geſchichte darüber ſpricht, in den Syſtemen der neueren Taktiker beynahe durchgehends überſehen worden iſt. „Das „Ideal von dem traurenden Subject, aus welchem man „heut zu Tage den Soldaten heraus zwängt, war „noch in keines Menſchen Sinn gekommen," ſagt der Vf. (S. 1 .) in ſeiner kraftvollen, nur leider auch oft ins Gezierte und Koſtbare ausartenden, Sprache.

Er erwähnt der Taktik der mittleren Zeiten nur im Vorbeygehen, und ſpringt (Abſchn. 2) von der Kriegskunſt unter den Kaiſern der erſten Jahrhunderte, zu dem Zuſtande derſelben nach der Erfindung des Schieſspulvers über. Sehr gut iſt die Verwirrung geſchildert, die nach der Einführung des Feuergewehrs bey den Kriegsheeren herrſchte, wo alle Vertheidigungsmittel noch bloſs auf die alten Angriffs-Waffen berechnet waren. Rec. hat jedoch hier die Erwähnung der Osmannen vermiſst, die, da ſie in jener Periode bloſs angreifend Krieg führten, auch den erſten weſentlichen Vortheil aus der neuen Taktik des Schieſsgewehrs zogen. Der Zufall, den jeder Kriegserfahrne ſo gern von dem Schlachtfelde verbannen möchte, herrſchte nun ausſchlieſsend und unumſchränkt in den Feldzügen, bis (Abſchn. 3) Guſtav Adolph zuerſt ſeiner Willkühr Feſſeln anzulegen verſuchte. Turenne, der Dritte der Oranier und Alexander von Parma erhalten hier als kluge Verbeſſerer des Kriegsweſens, ſo wie ſie es fanden, ein gebührendes Lob; umſchaffen konnten ſie es nicht, weil ſie nur Heerführer, nicht zugleich Monarchen, waren. Durch die Groſse ſeiner ſtehenden Heere und die ungeheure Ausdehnung ſeiner Unternehmungen trug Ludwig XIV (Abſchn. 4) viel zur Veränderung der Kriege bey. Die Befeſtigungskunſt erſtieg ihren Gipfel, die Feldherrenkunſt (Strategie) wurde förmlich ſtudirt, und an die Stelle mechaniſcher Fertigkeit traten die Reſultate weitumfaſſender Combinationen des Verſtandes. Das vermehrte Geſchütz, die geringere Tiefe der Stellung, das verbeſſerte Feuergewehr u. ſ. f. waren Folgen der auf dieſem Wege vervollkommneten Kunſt, aber den Glanz ſeiner Waffen in der mittleren Epoche ſeiner Regierung verdankte Ludwig doch hauptſächlich dem hohen Ehrgefühl, welches die franzöſiſchen Heere vom Feldherrn an bis auf den letzten Soldaten durchdrang.

Der Vf. macht nun (Abſchn. 5) einen *Stillſtand*, um noch einmal die neuere Taktik mit der alten zu vergleichen. Die Folardſchen Schriften, die hier ſehr richtig beurtheilt werden, geben dazu die Veranlaſſung; und die ſtillſchweigende Vorausſetzung, worauf faſt alle ſpäteren Syſteme ſich gründen, daſs der gemeine Soldat im Moment der Gefahr eben ſo ſehr Maſchine bleiben könne, als auf dem Exercierplatz, wird hier mit Wahrheit und Nachdruck gerügt.

Faſt ſollte man in dem folgenden (ten) Abſchnitt eine Widerlegung dieſes Satzes zu finden glauben, wenn man die Beſchreibung des Kriegsheeres lieſet, welches Friedrich Wilhelm I ſeinem Nachfolger hinterlieſs. Man ſieht hier einen Haufen, groſsentheils gezwungen angeworbener, ſparſam ernährter, bunt, aber unbequem gekleideter und in der härteſten Sklaverey gehaltener, Menſchen, ſtolz in ihrem Elende, auf ihre weniger geehrten, aber auch weniger gedrückten, Mitbürger herabblicken. Mit wenigen Ausnahmen von unwiſſenden Befehlshabern zu maſchinenmäſsigen Uebungen abgerichtet, aber gleichſam von dem Geiſte eines geheimen Ordens beſeelt, und durch das Wort: Dienſt, wie durch eine magiſche Formel gebunden, ſteht dieſer ſonderbare Haufen, der keine willkührliche Bewegung kennt, eiſenfeſt im Angeſichte des Todes, und ſtürzt, ſo ſchlecht er auch damals noch gelenkt wurde, in den erſten ſchleſiſchen Feldzügen die Veteranen des Türkenkrieges vor ſich nieder. Was hätte ein Friedrich II nicht aus ſolchen Menſchen, die nur Willen zum Gehorſam hatten, ma-

chen können, wenn er ſich hätte herablaſſen wollen, Herz und Geiſt bey ſeinem Heere zu bilden, ſo wie er die Stellungen deſſelben verbeſſerte! (Abſchn. 7.) Uneingeſchränkt war ſeine Herrſchaft über die Meynung; aber er wollte nie in den einzelnen Gliedern der Maſchine ſelbſtſtändige Weſen ſehen, und wo nicht von Manoeuvres und Evolutionen die Rede war, achtete er es wenig, ihnen verſtändlich zu werden. Fremden Sitten und fremdem Geiſt huldigend, trennte er ſich von ſeiner Nation, und die Bildung des Heeres ging, ungelenkt von ihm, ihren eignen Weg zur Humanität, den aber Friedrich, zum gröſsten Nachtheil des Ganzen, nie anerkennen wollte, ſondern den Officier und Gemeinen ſich nach 20 und 40 Jahren noch eben ſo dachte, wie er ihn beym Antritt ſeiner Regierung gefunden hatte. In der Kunſt, Menſchenkunde mit Waffenkunde zu verbinden, war ihm der Marſchall von Sachſen überlegen, „und Friedrich würde nicht „ohne Gefährten beym Ziel ſtehen, wenn er nicht „Monarch, ſein Nebenbuhler aber nur Unterthan ge„weſen wäre." (S. 13.) Meiſterhaft iſt (Abſchn. 8) die Parallele zwiſchen dieſen beiden ausgeführt, und (Abſchn. 9 u. 10) durch eine Reihe treſſlicher Gemälde aus dem ſiebenjährigen Kriege unterſtützt. Ueberall ſieht der Vf. die Dinge aus einem neuen Geſichtspunkt; er iſt hier ganz zu Hauſe, und ſeine Beurtheilung des Helden- und Feldherrncharakters Friedrichs iſt das durchdachteſte, ſcharfſinnigſte und kühnſte, das vielleicht jemals über dieſen Gegenſtand erſchien. Kurz und treffend ſind die Urſachen, welche den Erfolg des ſiebenjährigen Krieges beſtimmten, angedeutet, und die Schilderung des moraliſchen Zuſtandes der Armee gegen das Ende des Kriegs zeigt den tiefen Menſchenkenner.

Der Vf. kehrt nun (Abſchn. 11) wieder zu dem Einfluſs dieſes Kriegs auf die Wiſſenſchaft zurück, welche damals einen langen Stillſtand machte, in welchem man ſie beynahe für vollendet hielt. Die neun und zwanzigjährige Periode des Friedens, — denn die Kämpfe gegen die Türken und in Amerika würdigte der Stolz der Kriegsgelehrten kaum einiger Aufmerkſamkeit, — und die Manoeuvres des baierſchen Erbfolgekriegs waren dem Syſtemgeiſt beſonders günſtig, der, nicht zufrieden, den bedeutenden Winken eines Puyſegur und Moritz von Sachſen ſeine eignen Meynungen unterzuſchieben, auch die Begebenheiten ſelbſt ſeinen Hypotheſen anzupaſſen verſtand. Mit kurzen Worten würdigt der Vf. jene zahlreichen Producte der taktiſchen Schreibſeligkeit, indem er den Zufall, der, weil er ſogar nicht äſthetiſch iſt, aus den militäriſchen Romanen verbannt worden war, in ſeine verjährten Rechte wieder einſetzt; die Conſequenz, die man ſo gern in die, oft nur durch das Bedürfniſs des Augenblicks gelenkten, Handlungen groſser Feldherren legen möchte, hie und da zweifelhaft macht; und den auf eine eingebildete Erfahrung geſtützten Grund mancher glänzenden Theorieen mit zerſtörender Hand niederreiſst. Ueberall ſieht man hier den Mann, der mit offnen Sinnen ſelbſt beobachtete, der über ſeine Beobachtungen dachte, und ſie reif werden lieſs, ehe er ſie der Welt vorlegte. Er beſchlieſst dieſen 1. Th. mit einer Charakteriſtik der vornehmſten Helden des ſiebenjährigen Krieges, eines Prinz Heinrich, Moritz von Deſſau, Bevern, Ziethen, Seidlitz, Ferdinand und Erbprinz von Braunſchweig, Daun, Laudon u. a. m., unter denen es vielleicht nicht ſchwer ſeyn dürfte, den Feldherrn zu errathen, in deſſen Schule der Vf. ſich gebildet hat. Wir enthalten uns jedoch jeder Aeuſserung darüber, und vereinigen unſern Wunſch mit dem gewiſs allgemeinen Verlangen des Publicums nach der Fortſetzung dieſes für den Soldaten, den Geſchichtsforſcher und den Philoſophen gleich intereſſanten Werkes.

NATURGESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Abbildungen der Schwämme. Erſtes Heft* 1790. *Zweytes* 1791. *Drittes* 1793. 4. (4 Rthlr.)

Um die Wünſche verſchiedner Naturliebhaber zu befriedigen, heiſst es hier auf dem Umſchlag des erſten Heftes, wolle man ihnen von ausländiſchen, oder noch ſchlecht abgebildeten einheimiſchen Schwämmen eine vollſtändige Sammlung um einen ſehr mäſsigen Preis in die Hände liefern. Dieſe Sache wäre an ſich ſehr gut, und Rec. hat ſie ſelbſt innigſt gewünſcht; es iſt ein wahres Bedürfniſs, jetzt, da man von Schwämmen mehr weiſs, als ehedem, und deutlich ſieht, wie viel noch zu wiſſen und zu erforſchen übrig iſt, eine vollſtändigere, getreue und wohlfeile Folge von Abbildungen zu haben, die den Freunden der Wiſſenſchaft, denen es wahrlich nicht an Luſt fehlt, überall dieſes Studium erleichtern könnte. Denn bey bloſsen Beſchreibungen müſſen ſie, da die zahlreichſten Gattungen oft ſo einförmig, und andre verwickelte Formen noch gar nicht leicht faſslich beſtimmt ſind, nothwendig müde werden. Rec. würde dazu eine Sammlung vorſchlagen, die auf die vortreffliche Art der Panzer- und Sturmiſchen Inſektenfaune ins Publicum gebracht würde. Das wäre wohlfeil, befriedigend, und man ſähe das Ende. Die nöthige Verjüngung der Figuren kann keinen gegründeten Einwurf machen, durch beygeſetzte Maaſse iſt dem gleich abgeholfen. In der gegenwärtigen Lieferung ſcheint auf alles Vorige wenig Bedacht genommen zu ſeyn. Jeder Heft enthält 10 Tafeln, auf jeder iſt nur eine einzige Art abgebildet; in vier Jahren ſind mehr nicht als 30 Arten aus der Gattung Agaricus geliefert, welche Gattung nur nach dem Hoffmanniſchen Nomenclator Fungorum gegen 400 Arten, und in der Natur wahrſcheinlich eine doppelte Anzahl enthält; im erſten und zweyten Heft ſtehen bloſse Copieen aus Bolton, im dritten hingegen meiſt ſolche Arten, die der ſchätzbare Botaniker, Hr. *Perſoon*, als neu beſtimmt hat, wobey ſich aber der Künſtler, wie bey A. equinus, die Mühe ſo leicht gemacht hat, daſs man faſt gar nicht weiſs, was man ſieht. Andre, wie A.

macrourus, guttatus, aſper und ſerotinus, wo aber doch der ſenkrechte Durchſchnitt nicht genau zu ſeyn ſcheint, ſind beſſer gearbeitet. Agaricus rubens Bolt. iſt ſchwerlich eine neue Art, A. faſcicularis überall in Deutſchland zu finden, und hier Bolton ſo grell und bunt nachgebildet, wie möglich. Rec. wiederholt es nochmals, da wir noch ſo viel durch vereinte Mühe für das Studium der Schwämme zu thun haben, um Kenntniſs zu befeſtigen, und alsdenn die ſichere und vielfache Anwendung dieſer Geſchöpfe, die man millionenweis ungenutzt verderben läſst, folgen kann, ſo iſt eine zweckmäſsige, mittheilbare Sammlung von Schwammbildern, aber auch nur eine ſolche, einigſt zu wünſchen.

Als neue Auflage iſt erſchienen:

Salzburg, b. Duyle: *Der kleine Abc-Schüler.* Ein Geſchenk für Kinder, welche bald zu leſen und das Geleſene zu verſtehn wünſchen. Neue Aufl. 1795. 64 S. 8. (2 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Wien*, b. Trattner: *Egid Joſeph Karl v. Fahnenberg auf Burgheim*, K. K. Erzherzogl. Oeſterreich. Directorialgeſandten bey der allgemeinen Reichsverſammlung, *über die völlige Exemtion des Erzherzogl. Hauſes Oeſterreich von der Gerichtsbarkeit des K. Reichskammergerichts.* 1796. 75. S. gr. 4. — Auf die rühmlichſte Weiſe arbeitet dieſer berühmte Staatsmann auch für die Wiſſenſchaft, und liefert hier in gedrängter Kürze und in einem weit gefälligern Stil, als man ſonſt von dem jetzigen Orte ſeines Aufenthalts her zu erwarten gewohnt iſt, eine gründliche Darſtellung des auf dem Titel angezeigten Gegenſtandes. Die Privilegien des Hauſes Oeſterreich, welche zuerſt von *Friedrich I* im J. 1156 ertheilt, und von mehrern Kaiſern beſtätigt ſind, enthalten nicht nur das *privilegium de non appell. illimitatum*, und das *jus de non evocando*, ſondern auch die völlige Exemtion von der Jurisdiction der Reichsgerichte. Sie wurden dem Reichskammergericht 1541 inſinuirt. Die ältern Aſſeſſoren wollten ſie bloſs auf die öſterreich. Erblande einſchränken, und nicht auf die öſterreich. Reichspfandſchaften, nämlich auf die *Landvogtey Schwaben*, *Hagenau* und *Ortenau*, die 4 *Waldſtädte* und auf die *Stadt Breuſack*, noch weniger aber auf das kaiſerl. Landgericht in Schwaben, erſtrecken; dies wurde aber von den Kaiſern mehrmals geahndet. Doch erklärte *K. Leopold* 1670, daſs die Partheyen künftig von dem ſchwäbiſchen Landgerichte entweder an die Reichsgerichte oder an die öſterreichiſchen Gerichtsſtellen ſollten appelliren können. Auch die *burgundiſchen* Lande ſind in dem bekannten Vertrage von 1548 von der Jurisdiction des Kammergerichts völlig eximirt; nur in zwey Fällen, nämlich wegen eines Landfriedensbruchs, und wegen unterlaſſener Zahlung der Reichsſteuern und Kammerzieler, iſt die Gerichtsbarkeit des R. G. wider den Herzog von Burgund begründet. (Wir hätten gewünſcht, daſs auf die wider den erſten in dem vom Vf. angeführten *Neuen Journal für Staatskunde und Politik*, von *Jaup* und *Crome* I. St. S. 163 ff. vom Hn. Prof. *Jaup* aufgeſtellten Zweifel Rückſicht genommen wäre.) Daher wurde in der Lütticher Empörungsſache im J. 1790 kein Executionsmandat, ſondern ein Requiſitorialſchreiben an den burgundiſchen Kreis vom K. G. erlaſſen. Auch *Böhmen* iſt längſt von der kammergerichtlichen Jurisdiction befreyt, und der Herzog von Orleans wurde 1781 mit einer Klage wider Böhmen von dem R. K. Gericht ab und an die Behörde verwieſen. Eben dies behauptet der Vf. von dem ganzen öſterreichiſchen Kreiſe. Die Exemtion gilt auch durchgehends in Anſehung der Legalaufträge. Umſtändlich ſind die Verhandlungen angeführt, welche auf den Reichstagen von 1548 und 1653, beym weſtphäliſchen Frieden, auf dem Wahltage 1658, und beym Reichstage 1663 wegen der öſterreichiſchen Privilegien vorkamen, welches alles zum Vortheil der behaupteten Exemtionen genutzt wird. Mehrere kammergerichtlichſliche Schriftſteller nehmen dieſe Exemtion für bekannt an, als *Mynſinger*, *Gail*, *Blum*, *Ludolf*, *Harpprecht*, *Cramer*, *Tafinger*. Andere, welche ſie anzufechten ſuchten, als *Thomas*, *Michaelis*, *Reinking*, *Limnäus*, *Vitriarius* und *Pfeffinger*, *Klock*, *Heniges*, werden angeführt und widerlegt. Am Ende zieht der Vf. folgende Reſultate aus dem vorhergehenden: an der Gültigkeit der dem Erzhauſe Oeſterreich ertheilten Privilegien, iſt nach den Grundſätzen des deutſchen Staatsrechts nicht zu zweifeln. Sie ſind von dem Reiche vielfältig in ältern und neuern Zeiten anerkannt worden, ſo wie auch vom Kammergerichte, welches auch in neuern Zeiten eingeſehen hat, daſs die Art, wie die alten Aſſeſſoren die öſterreichiſchen Privilegien auslegten, ungegründet ſey. Die Herzoge von Burgund ſind für ſich, ohne daſs ſie ſich auf die öſterreichiſchen Privilegien grade berufen durften, von der Jurisdiction des Kammergerichts eximirt. Auf den öſterreichiſchen Kreis können vom K. G. keine Executionsmandate erkannt werden; wobey das bekannte Beyſpiel in der Schwarzacher Sache von 1732 angeführt iſt. Das Haus Oeſterreich befindet ſich im ruhigen und anerkannten Beſitz der völligen Exemtion. Alle neuere kammergerichtliche Schriftſteller erkennen die Gültigkeit und lebhafte Obſervanz der öſterreichiſchen Privilegien an, und die Einwendungen anderer beruhen auf irrigen Vorausſetzungen.

Angenehm iſt es, zu ſehen, wie der Vf. als ein ehemaliges, würdiges Mitglied des Reichskammergerichts in der Vorrede die genaue Beobachtung der reichsſtändiſchen Privilegien vertheidigt. Manche gründliche Bemerkungen können auch wider die neuere, hie und da behauptete Meynung, daſs Appellationsprivilegien in Sachen, die den Landesherrn ſelbſt betreffen, nicht anzuwenden ſeyen, genutzt werden, und S. 58. wird ſelbſt die neueſte Wahlcapitulation Art. 19. §. 6. allegirt. — Dabey iſt es indeſſen auffallend, daſs auf dem Titel, und auch gröſstentheils in der Ausführung, *nur des Kammergerichts* und nicht auch des *Reichshofraths*, gedacht wird, (von welchem doch die Exemtion nach denſelben Gründen in gleichem Maaſse Statt finden muſs.) Daher kommt es auch wohl, daſs von den Streitigkeiten zwiſchen *Preuſsen und Böhmen* über die *böhmiſche Exemtion* beym Anfange des ſiebenjährigen Krieges (*Moſer* v. Deutſchland überhaupt, S. 27 ff.), und von dem, was darüber bey Gelegenheit *der Zedtwitziſchen Sache* in *Pütters* Rechtsfällen 2 Band 4 Th. S. 949 vorkommt, keine Erwähnung geſchehen iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, b. Korn: *Der Torso.* Eine Zeitſchrift, der alten und neuen Kunſt gewidmet von *C. Bach* und *C. F. Benkowitz. Erſter Band (von ſechs Heften).* Mit Kupfern. 1796. 1797. 202 S. gr. 4.

Der Plan dieſer Zeitſchrift iſt ſo wohl angelegt, und die Ausführung bisher ſo befriedigend, daſs man ihr von allen Kunſtfreunden die lebhafteſte Unterſtützung wünſchen muſs, damit der edle Fleiſs und der gereinigte Geſchmack der wackern Herausgeber zu einer langen Fortſetzung ermuntert werde.

Den Anfang jedes Heftes macht eine in Grundſätzen ſowohl als der Methode ſehr beyfallswürdige Anweiſung zum Zeichnen, wo zuförderſt das Alphabet der Kunſt erklärt, dann eine Folge von Köpfen mit ihrer Beurtheilung und Anweiſung zum Nachzeichnen geliefert wird. Der Vortrag iſt klar und *beſtimmt,* und die ganze Ausführung verräth einen *Meiſter* im Unterricht, und giebt zugleich von der *Methode,* nach welcher die Zöglinge der Breslauiſchen Zeichenſchule, unter Direction des Hn. Prof. Bach ausgeführt werden, den vortheilhafteſten Begriff, welchen die im ſechſten Hefte beygefügte Nachricht von dem öffentlichen Examen, und der Ausſtellung derſelben noch mehr beſtätigt; die Befördrung deſſelben gehört mit zu den groſsen Verdienſten des dirigirenden Miniſters in Schleſien Hn. Grafen von Hoym.

Ein andrer intereſſanter Gegenſtand iſt die Darſtellung und Beſchreibung entweder wirklich ſchon errichteter, oder in der Idee entworfener Monumente. Im erſten Hefte findet ſich die Abbildung des dem Generallieutenant von Tauentzien bey Breslau errichteten Monuments. Der Kunſtrichter läſst ihm in Anſehung einzelner Theile volle Gerechtigkeit wiederfahren; bemerkt aber ſehr richtig, daſs der Sarcophag für das Piedeſtal zu groſs ſey, daſs er nicht über daſſelbe hinwegragen ſollte, und daſs es vorzüglich in der Mitte zu reich an Gegenſtänden, zu bunt an Farben ſey. Im 2ten Heft ſind die *Propylaen* des Perikles in Athen, und darunter das *Brandenburger Thor in Berlin* abgebildet. „Hin alſo iſt, ſagt der Beurtheiler, die Herrlichkeit der Propyläen des Perikles, aber ſeit wenigen Jahren ſind neue Propyläen Friedrich Wilhelms vor der ſchönſten Stadt Deutſchland's emporgeſtiegen. Einzig iſt der ſchöne Wald ſo dicht an Berlins Mauern, einzig die prächtige Straſse der Linden; einzig muſste auch der Uebergang zwiſchen beiden ſeyn." Und er iſt es, iſt eins der ſchönſten Thore Europa's, vielleicht das ſchönſte. Auf ſechs der ſtärkſten und gröſsten doriſchen Säulen ruht ein Giebelfeld, in deſſen Mitte ein ſchönes Basrelief von dem königl. Hofbildhauer Hn. Schadow angebracht iſt. Die Zigeuner zwiſchen den Triglyphon ſind ebenfalls von Hn. Schadow. Oben ſteht eine Quadriga mit einer Siegesgöttin. Zwiſchen den Säulen unter dem Thore ſind Basreliefs von Hn. Prof. Betkober. An der einen Seite des Hauptgebäudes ſteht Mars, an der andern Minerva. Neben denſelben ſpringen die Flügel vor, wovon der rechte zur Wache, der linke für die Thorbeamten beſtimmt iſt. Fünf Durchgänge zwiſchen den Säulen gewähren den Ein- und Auswandernden eine ungehinderte Bahn. Das Ganze iſt vom Hn. Geheimenrath Langhans, deſſen ſchöne Gebäude ſchon mehrere Gegenden zieren, aufgeführt, und macht durch Stil und Zuſammenſetzung eine ſehr angenehme Wirkung. Groſs und erhaben würde dieſe Wirkung ſeyn, wären die Seitenflügel etwas höher, und träte das Hauptgebäude nicht zu coloſſaliſch aus demſelben hervor. Zu wünſchen bleibt ferner, das Giebelfeld wäre etwas gröſser und der Oberſatz an beiden Seiten fehlte, weil dadurch das Ganze ein leichteres, minder drohendes, Anſehn erhielte, und der Giebel mit der Quadriga culminirte. Zu wünſchen endlich: die Basreliefs zwiſchen den Säulen möchten niedriger angebracht oder die Durchgänge breiter ſeyn. Jetzt kann man nicht weit genug zurücktreten, und erblickt die Figuren bloſs von unten; alſo in einer ſtarken nachtheiligen Verkürzung." In einer ſo edeln und ſimpeln Schreibart, in einem ähnlichen, mehr beſcheiden zweifelnden, als dreiſt entſcheidenden Tone, ſind die Beurtheilungen mehrerer, im Ganzen ſchöner Kunſtwerke, als (im 3ten H.) der Bildſäule der heil. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, im Dome zu Breslau, vom italieniſchen Bildhauer *Herkules Flerretti,* nebſt einer ſchönen Abbildung vom Hn. Prof. Bach; und (5. H.) der Bildſäule *Friedrichs* des Groſsen in Stettin, von der hier ebenfalls eine Abbildung beygefügt iſt. Die Bildſäule iſt bekanntlich von dem Hn. Hofbildhauer Schadow verfertigt, und alles was bey ihren Schönheiten widrig auffällt, rührt von unſerm Coſtume der Bekleidung her, die, wenn ſie einmal Aufgabe für die Künſtler wird, auch den gröſsten zur Verzweiflung bringen muſs, etwas ganz gefälliges hervorzubringen. Am leichteſten wäre freylich, wie der Kunſtrichter ſehr wohl bemerkt, der dreyeckichte Hut, die groſsen Klappen oder Stülpen der Stiefeln zu vermeiden geweſen. Von Entwürfen zu Kunſtwerken findet ſich hier im 5ten H. eine allegoriſche Gruppe auf das Jahr 1796

und im 1ten eine Pyramide mit einer vor derſelben errichteten Statüe Friedrichs II zu Pferde, als ein dieſem groſsen Könige anſtändiges Denkmal.

Eine dritte Art von Aufſätzen, iſt zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung beſtimmt, und macht das Journal auch für ſolche Leſer anziehend, denen eine Reihe von bloſs theoretiſchen oder kritiſchen Abhandlungen in die Länge ermüdend werden würde. Es ſind theils romantiſche Erzählungen, deren Inhalt doch immer Beziehung auf Kunſt hat, wie der Zauberer *Angelion in Elis*, oder die *ſeltſamen Begebenheiten eines Reiſenden in Italien, ein wunderbarer Weg zur Kunſt*; die durch Erfindung und Vortrag gefallen; theils hiſtoriſche Aufſätze, wie die Geſchichte der *Errichtung des Obelisks vor der Peterskirche* in Rom, die wir, ſo bekannt uns die Sache war, hier mit gröſstem Intereſſe wieder geleſen haben, theils angenehme und witzige Anekdoten, von Künſtlern und Kunſtſachen.

Die Kupfer machen dem Zeichner und Stecher Ehre. Die Köpfe in der Anweiſung zum Zeichnen ſind überaus wohl gewählt, und ſehr correct gezeichnet. Gleicher Fleiſs, Geſchmack und Leichtigkeit herrſcht auch in den übrigen. Bloſs in der allegoriſchen Gruppe wollte uns die Stellung des aufgehobnen Fuſses der Fortuna nicht gefallen; und bey der Bildſäule Friedrichs des Groſsen in Stettin, iſt die Schattirung zum Theil ſo gemacht, daſs man es eher für den Stich eines Porträts in Lebensgröſse, als für die Abbildung einer Statüe halten ſollte; die Stiefeln z. B. ſcheinen hier wirklich ſchwarz ſeyn zu ſollen.

Die typographiſche Einrichtung entſpricht der Würde des Ganzen, und ſeiner Beſtimmung ſehr gut. Ein edles Format, eleganter Druck, ein ſchicklich erfundner und zierlich im Stich ausgeführter Umſchlag tragen das ihrige zur ſchönen Harmonie des Ganzen bey.

Dresden, b. Meinhold: *Briefe über die Kunſt an eine Freundin*, von *Joſeph Friedrich Freyherrn zu Racknitz*, Churf. Sächſiſchen Hausmarſchall etc. 1796. *1ſte u. 2te Abtheilung*, zuſammen 132 S. 4. (Mit 13 Kupfertafeln.)

Von einem Manne, wie der Vf., welcher ſich unter andern durch ſein bekanntes Werk: Geſchichte und Darſtellung des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker etc. (ſ. N. 49. d. A. L. Z. d. J.) als ein geſchmackvoller Kunſtfreund die Achtung des Publicums erworben hat, können Bemerkungen über Gegenſtände der Kunſt, ſelbſt dann nicht anders als willkommen ſeyn, wenn dieſe auch keine hervorſpringende neue Ideen und Entdeckungen enthielten. Das vor uns liegende Werk, worinn der Vf. Reflexionen dieſer Art mit anſpruchloſer Beſcheidenheit vorträgt, erhält dadurch einen vorzüglichen Werth, daſs er es der Beförderung allgemeiner Kunſtkenntniſſe bey dem weiblichen Geſchlecht beſonders gewidmet hat. Um die Leichtigkeit des Vortrags und den Nutzen dieſes Unterrichts, durch gewiſſe Ruhepunkte der Leſerinnen zu befördern, wählte der Vf. ſehr zweckmäſsig die Briefform; nur dürfte das Quartformat des Werks für eine Frauenzimmer-Lectüre etwas unbequem ſeyn, und es hätten die Curialien und andre Nebendinge in den Eingängen und am Schluſs der Briefe, dem Ganzen unbeſchadet, wegbleiben können. — In der Behandlung ſeines Gegenſtandes hat der Vf. ſich nicht an eine ſyſtematiſche Ordnung des Vortrags gebunden, wie es auch ſein Zweck nicht foderte, ſondern, ohne die Materien zu verwickeln, beſonders im 1ſten Abſchnitt die einzelnen Bemerkungen zwanglos ſo geſtellt und ausgeführt, wie ſie bey der Führung einer freundſchaftlichen Correſpondenz über gemeinnützige Gegenſtände in die Feder flieſsen. — Der einfache Ideengang iſt folgender.

1. Abth. 1ſter u. 2. Br. Erwägung, in wiefern die bildenden Künſte zur Glückſeligkeit des Menſchen beytragen. Die Beſtimmung des Menſchen iſt Glück, das iſt, froher Genuſs ſeiner Kräfte, Ausbildung ſeiner Anlagen, Gefühl fortſchreitender Vollkommenheit. Eins derjenigen Mittel, um zu dieſem Zweck zu gelangen, iſt die Ausübung der bildenden Künſte. Ihr Studium iſt Studium der Natur und der Geſchichte, Uebung der Geiſteskräfte und der körperlichen Geſchicklichkeiten, iſt zugleich gegenſeitige Annäherung und Stimmung zur Geſelligkeit, Bereicherung unſerer Vergnügungen mit höhern und edlern Freuden, Erweiterung unſerer Kenntniſſe, Gewinn für ſittliche Bildung und Güte. — Vermehren die bildenden Künſte gleich unſre Bedürfniſſe, begünſtigen ſie gleich den Luxus; ſo befördern ſie von der andern Seite Induſtrie und Wohlſtand im Staat, tragen zur Milderung rauher Sitten, zur Verfeinerung der Empfindungen ſeiner Bürger und zur Vermehrung der Summe edlerer Freuden Aller bey. — 3. Br. Das Gefühl des Schönen iſt nach individuellen Verhältniſſen, nach dem Grad der geiſtigen Anlagen und ihrer Ausbildung verſchieden; daher die Schwierigkeiten bey der Beſtimmung eines allgemeinen Begriffs von Schönheit und gutem Geſchmack — 4. Br. Guter Geſchmack iſt ein richtiges Gefühl des wahren Schönen. Dieſes iſt entweder natürlich, und entſteht dann aus der urſprünglichen Fähigkeit unſerer Seele, das Schöne zu empfinden; oder es iſt ausgebildet, zur Entwickelung der Urſachen warum ein Gegenſtand ſchön iſt und zur gründlichen Beurtheilung der Werke der Kunſt; oder es iſt endlich mechaniſch, durch bloſse Gewöhnung der Sinne an ſchöne Gegenſtände. — 5. Br. Entwicklung des Begriffs der Schönheit. Sie ſetzt Erkenntniſs der Wahrheit voraus. Der Urquell alles Schönen iſt das höchſte Weſen und ſeine Schöpfung, der Inbegriff aller Wahrheit, Weisheit und Schönheit. Durch das Studium der Natur gelangt folglich der Künſtler zur vollkommenſten Ausbildung ſeines Geſchmacks und zur richtigſten Beſtimmung ſeines Urtheils über Schönheit. — 6. Br. Malerey. Nachahmung der Natur in der Anmuth ihrer Farben und Formen. Mannichfaltiger Genuſs und Vortheile der Ausbildung dieſer Kunſt für Geiſt und Herz. — 7. Br. Hier theilt der Vf. die

Nach-

Nachahmung der Natur in drey Arten: in zweckloſe ſpielende Nachäffung; — unüberlegte, bloſs knechtiſche und ängſtliche Nachahmung gewählter Originale; — freye, verſtändige Nachahmung guter Muſter, zu beſtimmten Zwecken. Regel für den Künſtler bey der Nachahmung von Kunſtwerken: eine durch geſchärften Beobachtungsgeiſt und durch philoſophiſchen Scharfſinn geſtimmte Wahl guter Muſter; der Wahrheit und Natur getreue, durch eignes gebildetes Gefühl geleitete, Nachbildung dieſer Muſter; Nacheiferung groſser Männer in des Künſtlers Fach; Beobachtung der vortheilhafteſten Eindrücke der Werke groſser Männer auf das Publicum (dieſer letzte Satz ſcheint zu allgemein und nicht beſtimmt genug angegeben zu ſeyn: nur das Urtheil der durch natürliche Anlagen vorzüglichen, oder durch entwickelten Geſchmack gebildeten Anſchauer von Kunſtwerken iſt hier zu verſtehen). — 8. Br. Vorſicht bey der Nachahmung der Werke groſser Meiſter in Abſicht der Wahl der beſten Epoche ihrer Kunſt und ihrer Arbeiten. — Nachahmung der belebten und der unbelebten Natur. Dieſe beiden in ein Syſtem gebrachten Arten der Nachahmung ſind hier in verſchiedne Ordnungen, Abtheilungen und Unterabtheilungen geſondert, und es iſt, zur beſſern Ueberſicht des Ganzen, eine eigne Tabelle beygefügt. — 9ter u. 10. Br. Allgemeine praktiſche Bemerkungen über die verſchiedenen Arten der Malerey, in Oel, Fresco, Miniatur, Paſtell, Email und Enkauſtik — Moſaik und Glasmalerey.

In der II. Abtheilung wird die theoretiſche Anweiſung für den Maler bey der Erlernung ſeiner Kunſt gegeben, und es werden die Hauptpunkte abgehandelt, auf welche er ſowohl, als auch der Liebhaber, bey der Beurtheilung von Kunſtwerken zu ſehen hat. Hülfswiſſenſchaften und nothwendige, beſonders mathematiſche, Vorkenntniſſe des Malers und des gründlichen Beurtheilers. Entwicklung der dahin gehörigen Grundſätze der Mathematik und Geometrie. Bemerkungen über Licht und Schatten — über die Schönheitslinie u. ſ. f. Eingemiſcht ſind mehrere verwandte Gegenſtände, z. B. im 7ten Br. über Gartenkunſt und Gartenanlagen. — Der obenerwähnte gemeinnützige Zweck dieſes Werks läſst Rec. die künftige Fortſetzung der unvollendet abgebrochnen Materien wünſchen.

Zu der zweyten Abtheilung gehören dreyzehn von Hn. *Romberg* gezeichnete Tafeln mit Conturen, um die in dieſem Abſchnitt behandelten Gegenſtände gehörig zu erläutern.

Duisburg am Rhein, in der Helwingiſchen Buchh.: *Schauſpiele und Gemählde*, von *Carl Reiner*. 1794. 366 S. 8. (20 gr.)

Von den ſieben Nummern, womit die Aufſätze dieſer Sammlung bezeichnet ſind, gehören drey zur dramatiſchen Gattung, nämlich: 1) *Graf Walter*, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, aus der engliſchen Geſchichte, und zwar aus der normänniſchen Epoche derſelben im eilften Jahrhundert unter der Regierung Wilhelms des Eroberers gezogen. Der Graf, den ſich der Vf. zum Helden gewählt, heiſst in der wahren Geſchichte *Walthrof*, um des Wohlklangs willen iſt hier ſein Name verändert worden. Der Graf läſst ſich, ob ihm gleich der König mit Gnade und Wohlthaten überhäuft, in eine Verſchwörung der normänniſchen Baronen gegen den König verwickeln; obgleich daran der Trunk einigen Antheil hat, ſo iſt er doch nicht ſo betrunken, das ihn das entſchuldigen könnte, und man kann es nicht anders als Gerechtigkeit nennen, wenn dieſer Mann ohne Charakter, der ſich nur durch andre beſtimmen läſst, keinen Pardon erhält. Das Mitleid für ihn wird auch dadurch geſchwächt, daſs der König hier nicht als ein blutdürſtiger Tyrann, ſondern als ein Regent geſchildert wird, der wider Willen Strenge anzuwenden genöthigt iſt, um ſein Leben und ſeine Krone zu ſichern. Gut iſt es, daſs die letzten Scenen des, bald das Leben wünſchenden, bald an der Unſterblichkeit zweifelnden, Grafen abgekürzt ſind, und daſs ſeine Hinrichtung nicht auf der Bühne geſchieht. Nur zu abſcheulich iſt der Charakter ſeiner buhleriſchen Gattin, die, nach dem ſie Untreue auf Untreue gehäuft im Stande iſt, ihren eignen Mann anzugeben. Bey einer ſolchen Schwärze ihrer Seele wird es kein Leſer wahrſcheinlich finden, wenn ſie, nachdem der Graf ins Gefängniſs gerathen, ihre That bereut, und ſich endlich aus Verzweiflung erſäuft. Der wahren Geſchichte zufolge überlebte ſie ihren Mann in Verachtung und Elend, und nun kam ſie erſt zur Erkenntniſs. Auf die übrigen Charaktere iſt nicht viel Fleiſs verwandt; allenfalls ſticht noch *Roger* hervor, der aber, bey ſeinem übermüthigen Trotz, nicht mit der bloſſen Furcht hätte davon kommen ſollen. Zur Aufführung ſcheint das ganze Stück nicht beſtimmt zu ſeyn; auſser andern, nicht wohl aufführbaren Scenen beweiſt dies vornehmlich die Hochzeitnachtsſcene am Schluſs des zweyten Acts, die der Vf. mit einer Umarmung endigt, worauf er dann ſelbſt hinzuſetzt: *Caetera quis neſcit?* Das Ganze ſieht einem erſten flüchtigen Entwurfe ähnlich, indem es dem Dialog ganz an Feuer und an Bearbeitung mangelt. Aeuſserſt matt iſt die Sprache ſelbſt in Monologen, z. B. S. 34.: „Ich „freue mich recht darauf, wie wollen wir ſo vergnügt „ſeyn, ich will ihm auch alles thun, was ich ihm an „den Augen erſehen kann, ich hab' ihn ſo lieb, und „er hat mich auch ſo lieb, wenn er nur niemals Unglück kriegt, das könnte ich nicht aushalten, nein, „das wird nicht geſchehn!" Wie plump iſt es, wenn S. 10. eine *Kammerfrau* von einem Mann ſagt: „Er „iſt ſchön, hat ſtarke Waden, volle Lenden, und iſt „ſo munter und ſo *angreifend!*" Der König ſelbſt ſagt: *Na*, und ein Graf nennt in ſeiner Gegenwart einen andern einen *liederlichen Hund*. Wenn der König S. 67. ſagt: „Ihr wiſst, daſs er *nichts weniger* als „den Tod verdient," ſo heiſst das der Sprache nach, er verdiene keinesweges den Tod; der Vf. hätte dafür *nichts geringeres, als den Tod* ſetzen ſollen. 2) *Die Heirath durch eine Komödie*, ein Luſtſpiel in einem Aufzug, eine freye Bearbeitung einer Poſſe, die

man dem *Gay* beylegt. 3) *Die Inſel*, ein Singſpiel in zwey Aufzügen, nach einer Erzählung von *Arnauld*. Der erſte Act iſt nur eine ſehr gedehnte Scene; überhaupt war es dem Vf. nicht um Plan und Handlung zu thun, ſondern er wollte nur dem Tonkünſtler Gelegenheit geben, Sturm, Schiffbruch, Klagen und Freude auszudrücken. Die Geſänge haben wenig poetiſches Verdienſt. — Was man *Gemälde* in dieſer Sammlung nennen kann, iſt nur die ſehr ausführliche Beſchreibung der *Schlacht bey Crecy*, die 1346 unter den Prätendenten um die Krone von Frankreich vorfiel, in Hexametern. Das Gemalde des Wahlplatzes nach geendigter Schlacht iſt intereſſanter, als das Treffen ſelbſt. Uebrigens aber hat die Sprache dieſes Gedichts viel Ungleichheit; bald findet man ſo affectirte Ausdrücke, wie: *Die Rüſtungen wiedervergeuden augenverblendenden Schimmer*, bald wird in Verſen von *Kern der Truppen*, von *Flanken*, von *Aufbinden*, das iſt, *Prahlen*, von Feigen geſprochen, welche wünſchen, die ſtille Erde mit dem Eiſen aufzureiſsen, *ſtatt der Leiber der Feinde, weil die ſo ſtille nicht halten*. S. 150. lieſt man das ganz neue Wort: *Höherſtufig*. Das Uebrige der Sammlung beſteht theils in zwey *gereimten* Ueberſetzungen aus *Oſſian*, die vor den bisherigen keine Vorzüge haben, und von S. 267. an aus mittelmäſsigen Liedern und Elegieen, und aus Balladen voll kraftloſer proſaiſcher Stellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, b. Gehr u. Comp.: *Kartenblätter*, ein Neujahrsgeſchenk für denkende Spieler (;) herausgegeben von *G. K. A. P. F.* 1797. 68 S. 12. — Unter dieſem etwas geſuchten Titel überraſcht eine ſchätzbare Sammlung von Bruchſtücken über Gegenſtände, welche dem Menſchen vorzüglich wichtig ſind, oder wenigſtens ſeyn ſollten: über Werth und Genuſs des Lebens; über Thätigkeit und Ruhe; über Schriftſtellerey und ihre Wirkſamkeit; über Genieweſen und geraden Sinn; über Wahrheit und Weisheit; über Tugend und Religion; über Nachdenken und deſſen Werth; über Leiden und Troſt. „Gefühl ohne Vernunft — ſagt der „Vf. S. 31 — 33. iſt ein Unding; muſs dieſer in allen Abſichten „untergeordnet ſeyn, muſs von ihr Leben, Nahrung, Ausdeh„nung, Stärke, Wirkſamkeit, Lenkung und ſichern Gang er„halten." — „Das Gefühl iſt Reſultat der Vernunft, die ſam„melt, geprüft verglichen, gerichtet und eingefügt hat die Em„pfindungen alle, die Gegenſtände unter verſchiedenen Geſichts„punkten deutlich oder dunkel percipirt, in Geiſt und Herz „erweckt und eingeflammt (!) haben." — — „Und ſo findet „Zuſammenhang und Harmonie des Gefühls mehrerer Men„ſchen und Völker nur da ſtatt, wo die Vernunft, durch glei„che Umſtände, auch gleichen Schwung bekommt und den „gleichen Aufklärungsgang wandelt." — (S. 36.) „O wie Man„chem geht's beym Wahrheitsforſchen, wie dem franzöſiſchen „Bauer beym Nachſehen der Lotterieliſten. Er ſuchte ſeinen „Gewinn, und ſuchte ſo lange, daſs der Collecteur müde ward „und ihn fragte: *Mon ami! quel eſt votre numero? — Je ne „ſabions pas. — Vous n'y avez donc pas mis? — Parguié! „je ne ſommes pas ſi fou. — En ce cas il eſt inutile de cher„cher; vous ne trouverez rien. — Vous vous goſſez de moi; le „bonheur fait tout, et j'avons du bonheur itou.*" — — Sehr lehrreich iſt des Vfs. unbefangenes Selbſtgeſtändniſs (S. 39 — 41.), wie er mit ſchwärmeriſchen Idealen in die Welt eingetreten, und nun Alles in ihm und auſser ihm ganz anders erſchienen ſey. — Ganz vorzüglich iſt die Aufmunterung und Anweiſung zum *Nachdenken über ſich ſelbſt* S. 46 — 48. mit Klarheit, Stärke und Würde, aus dem Herzen, ans Herz gelegt. — — Ueber den Werth des *Betens* wird man hier (S. 49 — 52.), in gedankenreicher Kürze, ſehr gut belehrt und hoffentlich auch befriedigt. — — In einigen Fragmenten findet man einen ganz eigenen Gang, eine raſche Progreſſion der Gedanken zu einem ganz unerwarteten Punkte. So z. B. S. 5. „Keine Freundſchaft „ohne Opfer; kein Opfer ohne Stärke; keine Stärke ohne Ge„fühl der Menſchenwürde; dieſs Gefühl nicht ohne Ewigkeits„harren; kein Ewigkeitsharren ohne Religion: — Religion und „reine Freundſchaft ſind *Eins*." — Hier und da ſcheint irgend eine Unbeſtimmtheit geblieben zu ſeyn, die leicht zu Miſsdeutungen und Miſsbrauch veranlaſſen könnte. — „Im unermeſs„lichen All — heiſst es S. 24. giebt es auſser dem Schöpfer „keine *poſitive* Schönheit und keinen poſitiven Werth. Alles „ohne Unterſchied *relativ*, und die Wirkung jeder Sache iſt „*gut* und *gleichgültig* und *böſe*, je nach Abänderung des Stand„punktes und des Kreiſes." — Dieſe Behauptungen werden zwar unmittelbar auf Schriftſtellerey und deren Wirkſamkeit angewendet und dadurch näher beſtimmt: da ſie aber doch, ſo allgemein ausgedrückt, ſehr leicht zum Vortheil eines verderblichen Syſtems gedeutet werden können; ſo wäre immer zu wünſchen, es wäre gleich dieſem Miſsverſtändniſſe und dieſer Miſsdeutung durch mehr Beſtimmtheit im Ausdruck derſelben vorgebeugt.

Eben ſo iſt im letzten Abſchnitte vom Nutzen der Leiden und dem Werthe der Tröſtungen, einem Abſchnitte, wo ſo Vieles ſo wahr und eindringend geſagt iſt, dennoch eine Behauptung nicht bloſs berührt, ſondern mit beſondern Nachdruck wiederholt: die in der Allgemeinheit, wie ſie da ſteht, wohl eine Ungerechtigkeit gegen Viele ſeyn möchte. „Alle „Leiden der Seele — ſagt der Vf. S. 62. — auch die meiſten „des Körpers und der äuſsern Umſtände, ſind Folgen unſers Charakters, unſerer Denkensart, unſrer Handlungen" — und bald darauf S. 68.: „Wer ſieht's, wer fühlt's nicht, daſs *er* „jedesmal Urheber ſeiner Leiden iſt?" — — *Jedesmal?* von *allen* Leiden? Auch von *ſolchen* Situationen, in welche der Krieg die zahlreichen Opfer der Staatsverhältniſſe und der Leidenſchaften verwickelt und drängt? Auch *dieſe* Leiden wären Folgen des Charakters, der Denkensart, der Handlungen jener Unglücklichen? Auch die Einwohner von *Neuſtadt* trügen die Schuld dafür; daſs ein *Rougemaitre* zu ihnen kam? Auf welcher ſeligen Inſel lebte der Vf., daſs ihm dies Alles nicht vorſchwebte? —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 25. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göſchen: *Kleine Romane von Friedrich Schulz.* 8. *Erſter Band.* 1788. 293 S. *Zweyter Band.* 1789. 344 S. *Dritter Band.* 1789. 366 S. *Vierter Band.* 1790. 298 S. *Fünfter Band.* 1790. 347 S. (Jeder Band mit einem Titelkupfer.) (5 Rthlr.)

Ebend. b. demſelben: *Leopoldine.* Ein Seitenſtück zum Moritz. Von *Friedrich Schulz.* 1791. 8. *Erſter Theil.* 317 S. *Zweyter Theil.* 312 S. (Mit Kupfern.) (2 Rthlr. 8 gr.)

Weimar, in der Hoffmanniſchen Buchh.: *Kleine proſaiſche Schriften* vom Verfaſſer des Moritz. 8. *Erſtes Bändchen.* 1788. 176 S. *Zweytes Bändchen.* 1788. 224 S. *Drittes Bändchen.* 1791. 198 S. *Viertes Bändchen.* 1790. 164 S. *Fünftes Bändchen.* 1795. 308 S.

Berlin, b. Fr. Vieweg dem älteren: *Geſammlete Romane* von *Friedrich Schulz.* Dritter Theil. *Henriette von England.* 1794. 8. XXIV u. 256 S. (1 Rthlr.)

Dieſelbe auch unter dem beſondern Titel: *Henriette von England.* Deutſch herausgegeben von *Friedrich Schulz.*

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Meſſe unſre Bücherverzeichniſſe anſchwellen, vollenden die meiſten, ja faſt alle, den Kreislauf ihres unbedeutenden Daſeyns ſo ſchnell, um ſich dann in die Vergeſſenheit und den Schmutz alter Bücher in den Leſebibliotheken zurück zuziehen, daſs der Kunſtrichter ihnen ungeſäumt auf der Ferſe ſeyn muſs, wenn er nicht den Verdruſs haben will, ſein Urtheil auf eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nicht mehr exiſtirt. Auf der andern Seite wirkt auch der frühzeitigſte und noch ſo gegründete Tadel nur wenig gegen die Verbreitung dieſer loſen Waare unter denjenigen Leſern, auf die dabey eigentlich gerechnet iſt. Der bloſs ſinnliche Romanenhunger muſs geſtillt werden, ſey es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abſcheu gegen die zweyte Leſung auch des geiſtreichſten Buches verbindet ſich eine Genügſamkeit, die ſich ſelbſt das Platte, Abgeſchmackte und Abentheuerliche gefallen läſst, wenn es nur neu ſcheint; und bey der es bloſs armſeliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchteſten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit ſechs oder ſieben Jahren ſtemmen ſich alle Recenſenten des heiligen römiſchen Reichs, die in dieſem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltſamer auf ſie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündniſſen und den Geiſtern iſt vollends gar keine Rettung mehr. Der Ehrgeitz des Schriftſtellers ſowohl als des Beurtheilers, der ſich ſelbſt achtet, muſs alſo darauf eingeſchränkt ſeyn, auf den gebildeteren Theil des Publicums zu wirken. Dieſen hatte Hr. Schulz für ſich, ſeit er durch den kleinen Roman *Moriz* ſeine Laufbahn glänzend eröffnete; dieſem ſind die Verdienſte, die er ſich um unſre Literatur durch Uebertragungen, Bearbeitungen fremder Werke und eigne Dichtungen erworben, noch in zu friſchem Andenken, als daſs ſie nicht gern bey einer Ueberſicht derſelben verweilen ſollten. Wir befürchten daher im geringſten nicht, etwas unnützes zu unternehmen, wenn wir durch die Beurtheilung obiger Schriften, die keine Neuigkeit mehr ſind, aber jetzt nicht weniger verdienen geleſen zu werden, als da ſie es waren, die *A. L. Z.* einer alten Schuld entledigen.

Es iſt auffallend und ſchon oft bemerkt worden, daſs unſre Sprache ſich bis jetzt für den dichteriſchen Gebrauch weit mehr vervollkommt hat, als für den Vortrag in Proſa. Wiederum iſt es den Deutſchen Schriftſtellern im Ganzen immer noch beſſer mit den ernſtern Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fodern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin ſich die Geiſteskräfte ohne Spannung und mühſame Arbeit nur ſpielend entfalten, und wo beſonders ein aufgeweckter Witz freyen Raum hat, ſich im günſtigſten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen ſeyn, daſs ſich im Franzöſiſchen und ſelbſt im Engliſchen das Geſpräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterſcheidungen führen läſst, die man im Deutſchen nicht auf denſelben Grad zu treiben ſuchen dürfte, ohne in Ziererey und Steifheit zu verfallen. Dieſe letzte Erſcheinung verſteht ſich nach jener ſchon von ſelbſt. Die Kunſt der gewandten und unterhaltenden Schreibart ſteht mit der Gabe der geſelligen Mittheilung in ſehr nahem Bezuge, ja in beſtändiger Wechſelwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, deſto reicher wird dieſe ſich entwickeln, und durch den erhöhten und verfeinerten geſellſchaftlichen Genuſs die Geſelligkeit ſelbſt verſtärken. Aber der Schriftſteller, der für die Geſellſchaft bilden will, muſs ſelbſt durch ſie gebildet ſeyn: und wie viele, unter dem groſsen Haufen derer, die

in Deutſchland für das Vergnügen der Leſewelt arbeiten, ſind wohl in der Lage geweſen, in den feineren Verhältniſſen des Lebens durch mannichfaltigen und auserleſenen Umgang nur die unbehülfliche Einſeitigkeit ihres Geiſtes abzuſchleifen, geſchweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons ſich ganz zu eigen zu machen? Wie viele ſind nicht im Gefühle ihrer Kraft und Deutſchheit weit entfernt, ſich dieſes Bedürfniſſes nur einmal bewuſst zu werden? Hr. *S.* kennt die Welt und die Geſellſchaft; er hat ſich, vorzüglich durch die lebendigen Gemählde, die er von ein paar Hauptſtädten Europa's entworfen, als einen hellen, geiſtvollen und vorurtheilsfreyen Beobachter gezeigt; und um dieſs ſeyn zu können muſs man unter dem Gewühle verſchiedenartiger Denkarten und Beſtrebungen, die ſich in den Mittelpunkten der Verfeinerungen gegen einander reiben und tauſendfältig durchkreuzen, ſich ſelbſt mit Freyheit und Sicherheit bewegen. Dieſe rege Benutzung des wirklichen Lebens bey der ſchon natürlichen Richtung ſeiner Anlagen, als Schriftſteller ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn, verband Hr. *S.* mit einem andern Studium, das den Verfaſſern unſrer gewöhnlichen Romane meiſtens eben ſo fremd iſt: nämlich mit einer ausgebreiteten Beleſenheit in der Franzöſiſchen Literatur. Das Talent, gefällig und lebhaft zu erzählen, iſt gewiſs nirgends ſo einheimiſch als in ihr. Daſs Hr. *S.* in Anſehung deſſelben, wie er ſelbſt nicht verſchweigt, ſeinen Vorbildern viel zu danken hat, darf ſeinen Ruhm nicht ſchmälern: denn wer kann zu ſeiner Bildung die Muſter entbehren? Auch iſt es keineswegs eine ängſtliche, dem Genius der Sache nicht angepaſste, Nachahmung, wodurch ſein Vortrag ſich der Franzöſiſchen Manier nähert. Was er ſich davon auf eine freye Art angeeignet, hat unter ſeinen Händen das fremde Anſehen abgelegt. Man kann ohne im geringſten undeutſch zu werden, das Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unſre Sprache durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortſtellungen nur allzuſehr ausgeſetzt iſt, mit dem raſchen, flüchtigen Tritte der Franzöſiſchen Proſa vertauſchen. Nichts würde uns im Grunde mehr von der Eigenthümlichkeit derſelben entfernen als Gallicismen; denn keine Nation wacht ſorſältiger über die charakteriſtiſche Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was ſich nicht mit ihrer allgemeinen Beſchaffenheit in Harmonie ſetzen läſst, mit gröſserer Strenge daraus, als die franzöſiſche. Dieſe Klippe, auf die man bey dem Beſtreben nach Annäherung ſo leicht geräth, hat Hr. *S.* mehrentheils glücklich vermieden. Selbſt wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert ſeltner an ein Original: als die deutſche Treue, die ſich ſonſt auch im Ueberſetzen bewährt, es mit ſich bringt. Vielleicht iſt es ihm eben dadurch beſſer gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieſer Gattung die Ungezwungenheit ſehr weſentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde ſich im Einzelnen an dem Style dieſes geſchmackvollen Schriftſtellers noch manches tadeln laſſen. Beſonders haben wir bey den Werken der Mad. *de la Fayette* (der Verfaſſerin der *Henriette von England*, der *Zaide* und der *Prinzeſſin von Cleves*; die beiden letztgenannten machen die erſten zwey Bände der *geſammleten Romane* aus, und ſind ſchon in dieſen Blättern angezeigt worden) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in ſeiner Uebertragung vermiſst. Blühende Fülle der Rede ſteht ihm weder bey Nachbildungen noch urſprünglichen Darſtellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, ſo wäre es vortheilhafter geweſen, die Anſprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereyen des Gefühls den innigſten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die ſtärkſte Verſinnlichung zu finden bemüht iſt; ergreift er mehrmals ſtatt deſſen dort das Koſtbare, hier das Ueberladne, überſchreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Proſa, ohne den Leſer durch einen ächt dichteriſchen Schwung fortzureiſsen, der, gegen die gewöhnliche Meynung, neben der gröſsten Einfachheit Statt finden kann. Auch ſind wir auf allerley kleine Verſehen gegen die Richtigkeit der Sprache geſtoſsen; und doch wäre durchgängige grammatiſche Genauigkeit hier deswegen eine ſehr ſchätzbare Tugend geweſen, weil ſie, überall wo wir unſre Sprache auf eine lebendige Weiſe, nicht mit der gemeſſenſten Vorbereitung, behandeln: im Geſpräche, in freyen mündlichen Vorträgen, ſo gar auf der Bühne, noch ſehr ſelten unter uns iſt.

Da Hr. *S.* ſich bey dem, was unter den vorliegenden Schriften überſetzt oder bearbeitet iſt, gar nicht an die neueſten Erſcheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloſs mechaniſchen, oft in der Literatur der Sprache ganz unbewanderten Ueberſetzer hinzuziehen pflegt; da er vielmehr Franzöſiſche Originale, die zum Theil ſchon vor geraumer Zeit geſchrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutſchland verbreitet hat: ſo muſs billiger Weiſe die hiebey getroffene Wahl auch mit in Anſchlag gebracht werden, wenn ſie glücklich iſt. Freylich ſcheint uns dieſs nicht immer in gleichem Maaſse der Fall zu ſeyn, und wenn wir bey einigen Erzählungen gern anerkennen, daſs ſie die Verpflanzung durch ſo geſchickte Hände vollkommen verdienten; ſo müſſen wir hingegen bey andern lebhaft bedauern, daſs es Hn. *S.* nicht öfter gefallen hat, ſeine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geſchäftigkeit zu verſetzen. Eine kurze Angabe der einzelnen Stücke wird dieſes Urtheil rechtfertigen können. Wir übergehen dabey fürs erſte die unter den *kleinen Romanen* ſtückweiſe mit abgedruckte *Leopoldine*, da ſie auch beſonders erſchienen iſt, um mit ihr als dem beträchtlichſten Originalwerke des *Vfs.* den Beſchluſs zu machen.

Kleine Romane, 1 B. S. 1—148. *Liebe nach der Kunſt*, nach dem Franzöſiſchen: *le beau de la galanterie.* Wir kennen das letzte nicht; aber es muſs von keinem vorzüglichen Werthe in dieſer den franzöſiſchen

ſchen Sitten ſonſt ſo geläufigen Gattung ſeyn, weil der deutſche Bearbeiter den Verfaſſer der urſprünglichen Erzählung nur als den Farbenreiber angiebt, und er als der eigentliche Meiſter des Gemähldes nicht alle Ungeſchicklichkeit deſſelben hat wieder gut machen können. Die Kunſt der Gräfin würde wenigſtens dann bey weitem nicht fein genug erſcheinen, wenn der Verführte der aufgewandten Mühe würdiger wäre, und es ihr nicht bloſs durch Charakterloſigkeit und ſchwerfällige Blödigkeit, ſondern durch irgend eine liebenswürdige Eigenſchaft ſo ſchwer machte, ſich ſeiner zu bemächtigen. Daſs man den unangenehmen Eindruck der Leere davon hinwegnimmt, welche dieſer Art, die Liebe zu treiben, die Entſtehung giebt, iſt vielleicht der Abſicht gemäſs.

2. B. S. 203—290. *Das Ideal*, eine mehr ernſthafte als leichte, obgleich an Gehalt ziemlich leere, Erzählung. Verſchiedne Stellen derſelben könnten die vorhin gemachte Bemerkung beſtätigen, daſs der Vf. den wärmſten Ausdruck des Gefühls auf einem ganz falſchen Wege ſucht, der ihn zuweilen bis in das entgegengeſetzte Gebiet des Froſtigen führt. S. 241. heiſst es: „Für Situationen dieſer Art hat die „Sprache keine Worte, der Geſchichtſchreiber keine „Faſſung und der Leſer kein Mitgefühl. Der Geſchichtſchreiber hat alles gethan, was er thun konnte, wenn er mit zitterndem Finger, ſtumm auf die „Thräne zeigt, die einem Dulder ſolcher Qualen „über die bleiche Wange herabrollt." Der Leſer, dem über das Leiden, wovon hier die Rede iſt, nur halb ſo ſchlimm zu Muthe würde, als dem Erzähler nach dieſer Schilderung, müſste übermäſsig weichherzig ſeyn. Der Liebende, dem es ſo übel geht, hatte wenigſtens den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft geſehen; aber der Heldin geſchieht ſchon recht: warum verliebt ſie ſich nach einer bloſsen Beſchreibung, weil ſolche mit ihrem Ideale übereinſtimmt? Ein provenzaliſcher Edelmann und Dichter ſoll ſich einmal in eine ihm völlig unbekannte Gräfin von Tunis ſo ſterblich verliebt haben, daſs er in eben dem Augenblicke ſtarb, als er ſie zum erſten Male erblickte: allein dergleichen trägt ſich ſeit langen Zeiten ſchon nicht mehr zu. Für die Unwahrſcheinlichkeiten im Gange der Geſchichte hält uns keine Erwartung noch Ueberraſchung ſchadlos. Man weiſs ſogleich, daſs zwey Perſonen ſterben müſſen, um zwey Ideale zuſammen zu bringen, und eilt alſo nur ihren Tod zu erfahren, womit denn alles gethan iſt.

Prinz Dadedido, S. 291—344., ein kleines Mährchen, worin eine lachende Phantaſie zierlich ſinnbildert, ohne daſs es ſich doch ganz in Allegorie auflöſen lieſse, aus dem Franzöſiſchen angenehm erzählt, und mit einigen modernen Anſpielungen verziert.

3. B. *Liebesglück durch Unbeſtändigkeit.* S. 191 bis 272. Eine vorgeſetzte Einleitung ſoll den Geſichtspunkt für dieſe Novelle franzöſiſchen Urſprungs (*Roſalie ou le triomphe de l'inconſtance*) beſtimmen, das heiſst, entſchuldigen, daſs ſie in dieſe feine Sammlung aufgenommen wurde. Sie wird ſelbſt einer an ſolchen Stoff gewöhnten Einbildungskraft, wenn ſie ſich noch nicht gegen die Häſslichkeit der unverſchleyerten Verderbniſs abgehärtet hat, mehr unſittlich als leichtfertig, mehr widrig als reizend erſcheinen. Crebillon, Hamilton und Andre wiſſen bey ihren ſchonungsloſeſten Geſchichten durch die hervorgebrachte Stimmung jede Regung des Unwillens entfernt zu halten: die Darſtellung ſey noch ſo frey, es liegt im Tone derſelben, daſs ſie mit ihrem Gegenſtande auf eine geringſchätzige Art ſpielt. Hier iſt hingegen eine ernſtliche Bemühung ſichtbar, die ſchlaffe Gemeinſchaft aller Männer und Weiber mit einem ſophiſtiſchen Firniſs zu bedecken. Die Erfinder ſolcher Geſellſchaftsſtücke liefern nicht ſowohl einen Beytrag zur Sittengeſchichte, als ſie ſelbſt für einen gelten können.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann. S. 273—366. Nach unſerm Bedünken die ſinnreichſte unter den kleinen Erzählungen, die unſer Vf. vorträgt. Er iſt aber auch hier wenig mehr als Ueberſetzer, ob es gleich nicht beſonders angemerkt wird, und die eingeſtreute Satyre ein ganz einheimiſches und neues Anſehen hat. Das Original iſt franzöſiſch und ſchon vor vielen Jahren unter dem Namen *Prinz Typhon und Prinzeſſin Zartkinda* (ſ. *Joh. El. Schlegels* Werke 3. Th.) verdeutſcht worden. Hr. *S.* hat nur eine glückliche Einkleidung mit glücklicher Hand auf eine noch nicht ganz verflogne Sucht unſers Zeitalters angewandt, und aus zwey erziehenden Feen einen deutſchen Kraftpädagogen und eine franzöſiſche Gouvernante gemacht. Ohne ſein Zuthun waren hier ſchon die im Einzelnen mit kecken Zügen ausgemalten, aber dem allgemeinen Sinn und der Wirkung nach gar nicht übertriebenen Contraſte luſtig gruppirt; er iſt aber auf eine leichte und gefällige Art mit dem Vorhandnen ſowohl als dem Hinzugekommenen umgegangen. Des letzten iſt nicht viel, doch bedurfte es hier keiner ausgeführteren Zuſätze, und das wenige iſt witzig. Man wundert ſich, Züge, die nur aus dem Vorſatze, eine deutſche Seltſamkeit lächerlich zu machen, entſpringen zu können ſcheinen, ſchon im Originale anzutreffen. Ein allegoriſcher Tempel der Eigenliebe iſt mit Recht weggeblieben.

4 B. *König Stark-an-Kopf und ſeine Familie.* S. 1—170. Die gute Frau. S. 171—216. Muku und Bſtbſt. S. 217—298. Drey Mährchen aus dem Franzöſiſchen, von denen das erſte unſtreitig den Vorzug behauptet. Die artigſte Munterkeit beſeelt insbeſondre den Anfang, und erhält ſich, obgleich nicht immer eben ſo glänzend, bis an das Ende der ziemlich langen Reihe von Wunderbegebenheiten. Es hat Sinn und Geiſt im Einzelnen ohne eine durchgeführte Beziehung, ſo daſs die geiſtvolle Erfinderin, die Gräfin von Nemond, es mit Recht *Conte en l'air* nennen konnte. Das letzte läſst ſich ſchon näher auf allegoriſche Einkleidungen ein, und die Phantaſie (es ſey uns erlaubt, dieſen Ausdruck einem Kenner und Meiſter abzuborgen) wird weniger auf ihren eignen Flügeln getragen, welches doch für das Weſen des Mähr-

Mährchens das angemeſſenſte ſcheint. *Die gute Frau* verfällt eben nicht in den Fehler des allzu Bedeutſamen, denn ſie iſt unbedeutend genug. Die etwas breite Naivetät der Amme, von der die Erzählung entlehnt ſeyn ſoll, weil doch eine gute Frau gern über die andre ſchwatzt, kann den ſüſslichen Inhalt nicht ſonderlich würzen, und wir wurden an die wohlgemeynten, tugendſamen Bezauberungen erinnert, womit Mad. *le Prince de Beaumont* in ihren Mährchen die Kindheit rührt und ergötzt. Uebrigens haben die drey obigen, bey aller ſonſtigen Verſchiedenheit, doch die Aehnlichkeit in der Anlage, daſs immer allerliebſte Prinzen und Prinzeſſinnen zuſammen gebracht werden müſſen, daſs die guten Feen ihren Einfluſs dafür, die böſen dagegen verwenden, und jene, wie billig zuletzt den Sieg davon tragen. Können wir auch unſre Mährchen ſo wenig als unſre Romanen und Dramen ohne Vermählungen zu Ende bringen? — Der deutſche Ausdruck iſt hier ſo frey und geſchmeidig, daſs ſich nirgends der Wunſch regt, lieber das Original ſtatt der Uebertragung zu leſen. Rec. müſste ſich ſehr irren, wenn ihm nicht von *Muku und Bſtbſt* (im Franzöſiſchen heiſst es *Acajou et Zirphile*) eine andre frühere Verdeutſchung vorgekommen wäre.

5 B. *Sophie*, S. 151 — 268. Dieſe Erzählung beſtätigt wiederum die vorhin gemachte Bemerkung, daſs die gefühlvolle Gattung dem Vf. weit weniger gelingt, als die eben erwähnte. Die erſte Erſcheinung Sophiens iſt zwar ſehr einfach und anziehend; ſie erweckt wahre Theilnahme. Doch fällt die hart ausgeſprochene Lehre, die noch dazu einen ſo einſeitigen Geſichtspunkt auffaſst, ſchon aus dieſem Tone, und im Verfolg der Geſchichte giebt es trockene, faſt langweilige Stellen. Sophie wäre des Mitleids würdiger, wenn ſie ſich nicht durch eine ſo grobe Täuſchung hätte hintergehen laſſen. Die Lehre, daſs eine verheirathete Frau keinem erſten Liebhaber den Zutritt verſtatten ſoll, könnte, da dieſes von Seiten Sophiens wirklich nicht einmal eine freywillige Handlung war, beſſer in die verwandelt werden, daſs ein Mädchen ſich durchaus nicht die Leitung einer Freundin überlaſſen ſoll, die ihr den geringſten Anlaſs zum Miſstrauen gab.

Rapunzel, S. 269 — 289. Dieſs iſt vermuthlich ein eignes Product des *Vf's*, und verdiente wohl eher als *die gute Frau* das Motto: *Il n'eſt rien d'inutile aux perſonnes de ſens.* Auch eine Viertelſtunde des bloſsen Zeitvertreibs iſt allerdings an ſolche Perſonen nicht verloren. — Als ein Beyſpiel von ungrammatiſcher Nachläſſigkeit führen wir folgende Stelle an: S. 274. „Als ſie (die Frau) in die Wochen kam, erſchien die „Fee vor dem Kindbette. Es ward ein Mädchen, und „*ſie* hieſs *ſie* Rapunzel. *Sie* wickelte *ſie* in Silber- und „Goldſtoff, *ſie* ſprengte *ſie* mit einem koſtbaren Waſſer „ein, das *ſie* in ihrem Büchschen hatte, und nun wur„de *ſie* das ſchönſte Kind unter der Sonne. *Sie* nahm „*ſie* mit nach Hauſe u. ſ. w." Dieſe Wiederholung deſſelben Fürworts in verſchiednen Fällen und auf verſchiedne Perſonen bezogen, iſt nicht nur verwirrend, ſondern auch übellautend. Wo der Zweydeutigkeit ſonſt gar nicht auszuweichen iſt, welches hier nicht der Fall war, thut man immer noch beſſer, die Namen einige Male wiederzubringen.

Antönchen und Trudchen, S. 290 — 347. Aus dem Franzöſiſchen der Gräfin Nemond. Aber man muſs geſtehn, die halb rohe, halb romanhafte Liebe der beiden Leutchen könnte gar wohl auf deutſchem Boden gewachſen ſeyn, und die Scene iſt ohne Gewaltſamkeit nach Pommern verſetzt. Dieſe Verdeutſchung ſcheint uns übrigens anſpruchsloſer gerathen zu ſeyn, als eine andre der nämlichen Erzählung; welche ſich in einer gewiſſen Sammlung von *Arabesken, Grotesken und Calots* befindet.

(Der Beſchluſs folgt.)

Halberstadt, b. d. Groſsiſchen Erben: *Eduard und Blanka*, eine intereſſante Geſchichte aus dem Bergheimiſchen Familienjournale gezogen vom Verfaſſer der Familiengeſchichte des Baron von S. 1795. erſter Theil. 292 S. zweyter Theil. 284 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In dieſen beiden Theilen, womit der Roman noch nicht geendigt iſt, verlieren ſich *Eduard und Blanka*, die doch der Titel als die Hauptperſonen angiebt, noch ſehr unter den übrigen, und thun noch wenig, das ihnen die Achtung des Leſers gewinnen könnte. Im erſten Theil kömmt *Eduard* nicht eher vor, als von S. 168. an, man hört ſodann viele Lobſprüche von ihm, ohne daſs ſie noch durch Handlungen beſtätigt würden, und am Ende des erſten Theils geht er auf die Univerſität. Kaum iſt er dadurch von ſeiner Geliebten getrennt worden, ſo wird er ſo liebeſiech, und vernachläſſigt darüber ſo ſehr ſeine eigentliche Beſtimmung, daſs ihm ſeine Geliebte ſelbſt darüber Vorwürfe macht. Er verfällt endlich gar in Melancholie, die ihn verleitet Soldat und Deſerteur zu werden, und ſein Karakter entwickelt ſich nun in ſofern, daſs man ſieht, wie, ſo bald es nicht nach ſeinem Sinne geht, Wildheit, Hartnäckigkeit, und Trotz ihn zu Unbeſonnenheiten dahin reiſsen. Seine Geliebte, *Blanka* ſchwärmt und vernünftelt zugleich, gehorcht jeden Befehlen ihres Stiefvaters, und vereitelt ſie doch heimlich im Verſtändniſs mit ihrer Mutter. So unüberlegt es war, daſs man *Eduard's* und *Blanka's* Liebe ſo früh begünſtigte, ſo unbillig iſt es, daſs man ſie bloſs, weil *Eduard's* Pflegevater einmal über ihr vieles Briefſchreiben lärmt, (er bereut es nachdem ſelbſt, daſs er dies gethan) nun auf einmal hemmen will. Kurz, *Eduard's* und *Blanka's* Geſchichte hat, wenigſtens zur Zeit noch, was auch der Titel verſichern mag, wenig *Intereſſe*. Eher könnten der Karakter von *Blanka's* Stiefvater, (der aber zu ſehr als ein vollkommnes Ideal dargeſtellt wird) die Schickſale ihrer Mutter vor der zweyten Heirath, die Leiden ihrer Freundin *Karoline*, und eine *Iſſlandiſche* Art von Oberförſter intereſſiren, wenn der Vf. ſeinen Erzählungen und Briefen (von B. I. S. 166. an, häufen ſich die Briefe) mehr Leben und Kraft gegeben hätte. Seitenlange moraliſche Deklamationen, deren wir in beiden Bänden zehn gezählt haben, und langweilige Epiſoden (z. B. *Luiſens* Tagebuch im erſten Bande) dehnen das Buch unnöthiger Weiſe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göſchen: *Kleine Romane von Friedrich Schulz* etc.

Ebend., b. Ebendemſ.: *Leopoldine.* Ein Seitenſtück zum Moritz. Von *Friedrich Schulz* etc.

Weimar, in der Hoffmanniſchen Buchh.: *Kleine proſaiſche Schriften* vom Verfaſſer des Moritz etc.

Berlin, b. Vieweg dem ältern: *Geſammelte Romane von Friedrich Schulz* etc.

Daſſelbe auch unter dem beſondern Titel: *Henriette von England.* Deutſch herausgegeben von *Friedrich Schulz* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Kleine *proſaiſche Schriften.* 1 Bändchen. I. *Kinderſtreiche meiner Phantaſie.* II. *Eine höchſtſeltſame Naturerſcheinung:* III. *Eine Reike von Familiengemälden.* IV. *Anekdote von Baiſſy.* V. *Geſchichte meiner Hypochondrie. Ein Beytrag zur Seelen-Naturkunde.* Dieſe Aufſätze, die vorher im deutſchen Merkur und im Muſeum zerſtreut erſchienen waren, haben alle, auſser der Unterhaltung, die ſie gewähren können, mehr oder weniger Werth für den Pſychologen und Menſchenbeobachter. Die *Familiengemälde* ſind gut ſkizzirte Schilderungen ſchlechter Sitten in kleinen Dialogen. Manchmal möchten die Sitten allzuſchlecht ſcheinen, um der Schilderung gewürdigt zu werden, obgleich leider nicht zu ſchlecht, um von der Wirklichkeit entlehnt zu ſeyn. Die Charakteriſtik derſelben enthält wenigſtens kein überflüſſiges Wort, und der Ekel, den ſie erregen, iſt ſo ſehr als möglich verkürzt.

2 u. 3 *Bändchen. Joſephe, nach Marivaux.* — Marivaux iſt der einzige, der Hn. *S.* den Vorwurf machen dürfte, augenſcheinlich unter ſeinen Händen eingebüſst zu haben. Der deutſche Bearbeiter hat ihm ſeine Eigenthümlichkeit genommen, ohne ihm eine andre dafür wiederzugeben. Joſephe iſt nur ein trockner Auszug der Marianne. Die Feinheit und Gefälligkeit des Originals iſt faſt nicht mehr zu erkennen, und die Lebendigkeit iſt ganz verſchwunden. Sie lag nicht in Marivaux's Wort- und Reflexionenfülle, auf die er durch ſeine beſtändigen Entſchuldigungen nur noch aufmerkſamer macht. Der Ueberſetzer, der ſich in der Vorrede darüber in zierlichen Gegenſätzen erklärt, hätte ſie füglich einſchränken mögen. Aber warum durfte Joſephe nicht, wie Marianne, in eigner Perſon erzählen, und ſich ſelbſt ganz dramatiſch darſtellen? Sie entwickelt die kleinen Schliche ihres Herzens, und die Streiche, die ihre Phantaſie ihr ſpielt, doch grade nicht mehr und nicht weniger, als ſie ſich derſelben bewuſst geworden ſeyn kann. Wir werden ihr durch ihre Geſtändniſſe täuſchend nahe gerückt, ohne daſs ſie uns durch eine allzuängſtliche Zergliederung zuwider würde. Was ſie an Groſsmuth und Uneigennützigkeit zu verlieren ſcheint, gewinnt ſie an Liebenswürdigkeit; ſie iſt ein ganz und gar einnehmendes Weſen, deſſen Grundlage ſo glücklich und gut iſt, daſs die Zuthaten der Eigenliebe ſich alle darinn zum Beſten kehren, und ihre Mittel edelmüthig ausfallen. Wir würden uns von ihr hinreiſsen laſſen, wenn wir auch in jeder Situation ihr Herz ganz wie es iſt auf ihren Lippen hörten; ja, ſie reiſst uns wirklich hin. Joſephe hingegen bleibt uns immer die dritte Perſon, in welcher von ihr erzählt wird. Nicht bloſs die Geſchwätzigkeit, ſondern auch charakteriſtiſche Züge ſind weggeſtrichen, und der Schluſs iſt zum groſsen Nachtheile des Intereſſe abgekürzt. Die Untreue des Liebhabers bricht ſo plötzlich ab, daſs man nicht einſieht, warum ſie nicht lieber ganz weggelaſſen ward; denn was im Original ſehr pikant iſt, wird hier doch nur unbedeutend. Die Entdeckung der Aeltern iſt auch noch plötzlicher herbeygeführt, als nöthig war; und überhaupt hat das Ende ein etwas gemeines Anſehen bekommen. Hr. *S.* muſs dieſes Werk ſehr eilfertig bearbeitet haben; ſonſt hätte man glauben ſollen, er wäre ganz vorzüglich dazu geſchickt geweſen, da er in ſeiner Leopoldine etwas ähnliches unternommen hat. In dieſer wie in der Marianne werden weibliche Anlagen und Gaben: Liſt, Gegenwart des Geiſtes, Eitelkeit, in entwickelnde Lagen geſetzt. Aber freylich iſt Mariannens Bild von weit zarterer Miſchung: Die Verſchlagenheit iſt in ihr mit Unſchuld und Edelmuth, die Eitelkeit mit Gefühl von Würde gepaart, was ſich, wie wir bald ſehen werden, nicht von Leopoldinen rühmen läſst.

4 u. 5 *Bändchen.* Sie enthalten zwey anziehende hiſtoriſche Aufſätze: *Martinuzzi* oder *Leben eines geiſtlichen Parvenü's, in Bezug auf neuere Erſcheinungen erzählt;* und: *Geſchichte der Camiſarden. Bey Gelegenheit der jetzigen Revolution in Frankreich von neuem erzählt.* Die Art von Belehrung, welche der Vf. bezweckte, iſt ſchon in den Ueberſchriften angegeben. Der Vortrag iſt leicht, im Stil der Memoiren, und ſoll ſich wohl mit Fleiſs nicht zu der Würde einer eigentlich hiſtoriſchen Darſtellung erheben. In der Geſchichte der Camiſarden ſind die oft mit ſehr ähnlichen Umſtanden

ſtänden wiederholten Erzählungen von kleinen Gefechten etwas ermüdend. Das Luſtſpiel nach dem Italiäniſchen des Grafen Straſoldo: *Der Schein betrügt*, welches die letzte Hälfte des 5 B. einnimmt, kann man nicht als einen ſonderlichen Gewinn für unſre Bühne betrachten.

Geſammelte Romane 3 *Th.* Allerdings verdiente die Geſchichte der Prinzeſſin *Henriette von England* durch eine Ueberſetzung unter uns bekannter zu werden. Mad. de la Fayette war eine genaue Freundin derſelben und Augenzeugin ihres traurigen Todes, deſſen Umſtände ſie mit groſser Genauigkeit erzählt. In dieſer letzten Rückſicht iſt ihr Buch ſogar Quelle für den Geſchichtſchreiber. In dem, was die Verhältniſſe der Prinzeſſin am franzöſiſchen Hofe und die Angelegenheiten ihres Herzens betrifft, hat die Biographin freylich, wie ſie ſelbſt in der Vorrede geſteht, die Wahrheit manchmal ſehr ſparen müſſen, obgleich, mit der gehörigen Vorſicht ſich wohl ein guter hiſtoriſcher Gebrauch davon machen läſst. Gegen Hn. Schulzens Behauptung, daſs dieſes Werk ein täuſchend getreues Gemälde von dem Geiſte der damaligen Galanterie liefre, möchten wir einwenden, daſs Mad. de la Fayette eine Frau von zu ſtrengen Sitten war, als daſs ſich ihre Feder nicht vielen Umſtänden hätte entziehen ſollen, die ſehr charakteriſtiſch geweſen wären. Es ſteht ihr wirklich ein wenig ſonderbar, die Annaliſtin ſo unendlich vieler ſich durchkreuzenden Liebeshändel zu machen: und da ſie aus Anſtändigkeit für die ſinnliche Seite derſelben gar kein Auge haben wollte, ſo warf ſie ſich ganz auf die Seite der höfiſchen Intriguen, die dabey geſpielt wurden, aus denen denn auch die Geſchichte dieſer engliſchen Prinzeſſin faſt einzig zuſammengewebt iſt. Sie ſehen einander ſo ähnlich, daſs die Namen der Perſonen zu Hülfe kommen müſſen, um ſie zu unterſcheiden. In der *Prinzeſſin von Cleves* beſteht doch nur die hiſtoriſche Einfaſſung in dergleichen geſchnörkelten Zierrathen, aus denen die Hauptperſonen *en medaillon* hervortreten; ihre Leidenſchaft und ihre Tugend müſſen jedes empfängliche Herz theilnehmend beſchäftigen. Als Roman betrachtet, iſt daher *Henriette von England* gar nicht mit jener zu vergleichen. Hr. *S.* räumt überhaupt der Verfaſſerin zu viel ein, wenn er in der Vorerinnerung S. XVI erklärt, er habe die *Prinzeſſin von Cleves* und die *Zaide* hauptſächlich deswegen überſetzt, um den deutſchen Schriftſtellern im Fache der hiſtoriſchen Romane Muſter aufzuſtellen. Von der erſten möchte es gelten; allein *Zaide* iſt ziemlich leer, und ſelbſt nach den vorgenommenen Abkürzungen zuweilen langweilig. Auch herrſcht gar kein franzöſiſcher Geiſt, ſondern vielmehr die Manier gewiſſer ſpaniſcher Novellen darinn. Redensarten, wie folgende, die uns in der Henriette aufſielen: S. 34: „da ſie beide zu feurigen Leidenſchaften *neigten;*" S. [illegible]: „nichts vor ihm geheim *haben;*" S. 141: „damals, wo er vom Hofe entfernt würde;" S. 159.: „ihre kleine *Gabe* von Geiſt," u. ſ. w. beweiſen, welche Aufmerkſamkeit auch ein geübter Ueberſetzer anzuwenden hat, um alles fremde zu vermeiden.

Wir kommen auf die *Leopoldine*. Sie iſt vor einiger Zeit ins Franzöſiſche übertragen worden, und wird, wie man verſichert, in Frankreich mit vielem Beyfall geleſen. Dies iſt nicht mehr, als zu erwarten ſtand. Eine gewiſſe Feinheit des Verſtandes, die unter den Eigenſchaften, welche zur Hervorbringung dieſes Romans in Thätigkeit geſetzt werden muſsten, ſichtbar den Vorſitz führt, iſt ungemein geſchickt, das Wohlgefallen unſrer gewandten Nachbarn zu feſſeln. Auch iſt die Anlage des Ganzen mit Einſicht gedacht und mit Geſchicklichkeit ausgeführt; was Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zuſammenhang der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Spiel geſetzten Mittel, leiſes Vorbereiten und ſtätiges durch alle Stufen hindurchgeführtes Fortſchreiten zur endlichen Entwickelung betrifft, bleibt wenig zu wünſchen übrig: und auf dieſe bloſs kunſtgerechten Vollkommenheiten, die von dem eigentlich dichteriſchen Gehalte einer Schöpfung der Einbildungskraft noch weſentlich verſchieden ſind, haben franzöſiſche Kenner und Kunſtrichter von jeher einen nur allzuhohen Werth gelegt, ſo daſs ſie in einer vorzüglich für dieſelben empfänglichen Gattung (der Tragödie) ſich lieber mit leeren Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwas loſer geordnet, gefallen laſſen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Foderungen, welche der Vf. in dieſem Stücke an ſich ſelbſt gemacht hat; allein wir könnten wünſchen, er hätte ſich der epiſchen Freyheiten des Romans (ſo wenig bis jetzt noch die Theorie deſſelben ergründet iſt, darf man doch wohl im voraus die Behauptung feſtſtellen: der Roman unterſcheide ſich dem innern Weſen nach, nicht bloſs durch Geſtalt und Einkleidung vom Drama) in ſtärkerem Maaſse bedient, und dadurch ſeiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderiſch er auch geweſen iſt, in die engen Grenzen ſeines Gegenſtandes allen Wechſel zu legen, der ſich irgend anbringen lieſs, ſo hat er doch einer gewiſſen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er ſcheint ſich in der That die Sache ſchwerer gemacht zu haben, als nöthig geweſen wäre. Die Bedeutung ſeines fortgehenden Gemäldes hätte ſich wohl in weniger Umriſſe zuſammendrängen laſſen, und die Darſtellung würde freyer und ſchöner ſeyn, wenn ſie nicht alles ſo gründlich erſchöpfte. Freylich iſt es keine geringe Kunſt, durch das zu wirken, was man verſchweigt; denn es ſetzt voraus, daſs man die Selbſtthätigkeit des Leſers ſtark genug getroffen habe, um auf ihre Selbſtthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt ſich auch; denn was man ſelbſt gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebne. Dieſe Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem entbehrlichen Ueberfluſſe entſpringt. Wir erwarten von dem Dichter, daſs er uns ſchneller und vollkommner mit ſeinen Perſonen bekannt mache, als es durch ihre Erſcheinung in der Wirklichkeit geſchehen würde, aber mehr durch die Art, wie er ſie in Handlung ſetzt, als durch ſeine Betrachtungen über ſie. Mit jenem Mittel begnügt ſich der Vf. auch in

Anſe-

Anſehung der übrigen Figuren ſeiner Zuſammenſetzung; nur die Heldin, die durch das Ganze erzählend eingeführt wird, iſt bemüht, nicht allein den Zuſtand ihres Innern in allen Lagen, worein ſie geräth, genau zu ſchildern, ſondern auch ihre Handlungen aus dem Gewebe der geheimſten Anregungen vollſtändig zu erklären. Der Scharfſinn des Leſers wird dadurch vieler Mühe überhoben, auſser daſs die Erklärungen ſelbſt einigemale ins Spitzfindige oder ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkt, was der Dichter nicht aus der unſichtbaren Welt des innern Menſchen in die ſinnliche hinüberſpielen kann, wollen wir lieber errathen, als es uns ſagen laſſen. Bey einem entgegengeſetzten Verfahren wird nicht bloſs der Reiz eingebüſst, der in der lebhafteren Beſchäftigung für den Geiſt liegt; die Darſtellung verliert an und für ſich. Die Umſtändlichkeit des Begriffs verdunkelt die Anſchaulichkeit des Bildes. Die dichteriſche Ausführung eines Charakters ſoll der forſchenden Zergliederung eines Pſychologen Stand halten können; ſie ſoll nicht ſelbſt eine ſolche Zergliederung ſeyn. Dies hieſse den Commentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte über die Lage, den Zuſammenhang und die Wirkſamkeit der Muskeln iſt eine anatomiſche Figur ohne Hautbekleidung vortrefflich; aber welcher Zeichner wird ſie als Gegenſtand des Wohlgefallens aufſtellen?

Erfoderte es indeſſen der Zweck des Vf. durchaus, an ſeinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Umriſſe zu zerſtören, um ſeinen innern Bau und jeden Beſtandtheil der Zuſammenſetzung einzeln darlegen zu können; ſo hätte er immer noch beſſer gethan, dies Geſchäft in eigner Perſon zu übernehmen, als Leopoldinen Selbſtgeſtändniſſe ſchreiben zu laſſen. Eine Art von Allwiſſenheit gehört zu den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten der Muſen. Niemand fragt alſo den Dichter, woher er ſeine Kenntniſs habe, wenn er auch in das Innerſte der Gemüther dringt. Hingegen iſt es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrſcheinlichkeit, daſs Leopoldine die Geſchichte ihrer Kindheit ſo erzählen kann, daſs ſie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verſchlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenſchaft zu geben weiſs, die dem geübteſten Selbſtbeobachter im Alter der Beſonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart: ſie kann das nicht zurückrufen, was, in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewuſstſeyn zu kommen. Und welche Beweggründe konnte ſie haben, ihre Geſchichte aufzuzeichnen? Schrieb ſie etwa für den Geliebten, dem wir ſie am Schluſſe in die Arme geführt ſehen? So hätte ſie wenigſtens, der Schönheit zu lieb, die feindſelige Wahrheit hie und da verſchleyern ſollen. Muſste ſie ſich nicht ſcheuen, wenn ſie ſo ſchonungslos mit ſich ſelbſt umging, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu laſſen? Oder fühlte ſie gar nicht, in welchem ungünſtigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachſamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verſtellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meynung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erſcheinen müſsten? Dieſes würde an der erwachſenen Leopoldine eben die Herzloſigkeit, vollendet und als feſtgeſetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage ſchon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt. Doch hievon abgeſehen, ſo fragt es ſich, ob hier die Eigenſchaften des einzelnen Weſens in einer allgemeineren Beziehung aufgeſtellt ſind, ob Leopoldine überhaupt für ein Bild der erſten Entwicklung der Weiblichkeit gelten ſoll, oder nicht? In jenem Falle, fürchten wir, iſt der Vf. der Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts ſehr zu nahe getreten, und hat wohl gar die Miſsgriffe einer verkehrten Erziehung der armen Natur aufgebürdet. Es läſst ſich auſserdem mit Grunde bezweifeln, ob dieſe einen verſchiednen Charakter der Geſchlechter im Geiſtigen vor dem Zeitpunkte anerkennt, wann ſie den Keim der abweichenden Beſtimmung körperlich entfaltet? und ob es nicht die ſchädlichen Folgen aller voreiligen Reife nach ſich ziehen muſs, wenn männliche oder weibliche Eigenthümlichkeit durch künſtliche Behandlung hervorgelockt wird, wo noch bloſs das unbeſtimmte Streben der Kindheit herrſchend ſeyn ſollte? Unſer Vf. ſcheint ſo weit von dieſer Anſicht entfernt zu ſeyn, daſs im *Moritz* wie in der *Leopoldine* der ſchneidende Gegenſatz der Geſchlechtscharaktere noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der ganzen Darſtellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall würde es unbillig ſeyn, der Weiblichkeit die frühe Ausartung des kleinen ſelbſtſüchtigen Geſchöpfs zurechnen zu wollen, da es in der That unter den unnatürlichſten Verhältniſſen aufwächſt. Der Anblick dieſes ſo ungleichen und doch nie geendigten Kampfes zwiſchen der abgelebten und der heranwachſenden Verderbtheit hat etwas peinliches. Der Graf iſt nicht viel werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine köſtliche Eroberung machen. Er ſpielt im Verlauf der ganzen Geſchichte die Rolle eines Siſyphus, der ſich ſelbſt dazu verdammt hat, den Stein bergan zu rollen; und die unſägliche Geduld, die ſein Egoismus aufwendet, um den Egoismus eines Kindes an ſich zu feſſeln (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er ſich doch wohl nicht ſchmeicheln?) läſst einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in ſeiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Parthey gegen den Erfolg ſeiner durchaus unrechtmäſsigen und den Zwecken der Natur zuwider laufenden Bemühungen: allein wie kann man ſich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz intereſſiren, den ſie gar nicht verdient, da ſie ihn jedesmal verläugnet hat, ſo oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichſten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe iſt wirklich (ohne den wohlgerathnen Carricaturzeichnungen *der gnädigen Mama* und *des kleinen Chriſtel*, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall originellen Laune iſt, ihr Verdienſt abzuſprechen) die ein-

einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluſs des frühen Aufenthaltes in der Räuberhöle auf ſeine heroiſchen Geſinnungen iſt meiſterhaft dargeſtellt; indeſſen verliert ſich dieſe Schattirung natürlicher Weiſe immer mehr, je länger er auſserhalb derſelben gelebt hat, und gegen das Ende iſt er nicht mehr ein Seitenſtück zum Moriz; er iſt der leibhafte Moriz ſelbſt. Gut, daſs der Vf. beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten läſst, wo die ungeſtümen Aufwallungen der friſchen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde ſonſt genöthigt geweſen ſeyn, denſelben eine bedeutendere und näher beſtimmte Individualität unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu demjenigen zieht, was ihm vorzüglich gelingt, läſst Hr. *S.* in dieſen beiden Romanen ſeine Darſtellungen groſsentheils im Gebiete der früheſten Jugend, ja des kindiſchen Alters verweilen. Die Geſchichte der Kindheit faſst nicht ſelten groſse Aufſchlüſſe über das nachherige Leben eines Menſchen in ſich. Sie kann daher auch als Einleitung oder Epiſode in einem Roman unſtreitig ſehr paſſend angebracht werden. Ob es aber die Erwartungen des Leſers vollkommen befriedigt, wenn die Geſchichte da abbricht, wo der Menſch erſt anfangen ſoll, mit ſelbſtſtändiger Kraft ſeinen Weg durch die verwickelteren Verhältniſſe des Lebens zu ſuchen; ob es nicht mehr Anlagen und Andeutungen ſind, als ein vollſtändiger ſittlicher Charakter, was ſich an einem Menſchen offenbart, bevor auch der Charakter ſeines Geiſtes ſich durch natürliche Reife und Bildung feſtgeſetzt hat, wollen wir hier nicht entſcheiden. Iſt es mit dem innern Menſchen nicht wie mit dem äuſsern, deſſen Schönheit und Vollendung ſich nur an Bildungen erkennen läſst, die ihr volles Wachsthum erreicht haben, weswegen dieſe auch für die bildende Kunſt ein weit höherer Gegenſtand ſind, als die ſchwankenden, von der Natur nur flüchtig entworfnen, Züge des Kindes? Die Kindheit hat zwey ganz verſchiedne Seiten, wovon die eine den Verſtand unterhält, die andre das ſittliche Gefühl intereſſirt: das Kindiſche und das Kindliche. Mit jenem Namen bezeichnen wir die Contraſte, woraus die ganze Exiſtenz der Kinder zuſammengeſetzt iſt, z. B. die Gewalt ihrer Begehrungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die Geringfügigkeit ihrer Zwecke und der Ernſt, womit ſie dieſelben betreiben; ihre Nachahmung der Erwachſenen, die ſich hier im verjüngten Maaſsſtabe abgebildet ſehen. Hauptſächlich aber liegt das Komiſche in dem gänzlichen Unbewuſstſeyn ihrer eignen Drolligkeit, ſo wie immer ein luſtiger Einfall am ſtärkſten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernſthaft bleibt. Das Kindliche hingegen (gleichſam die reine Menſchheit in der Knoſpe), iſt etwas ſo zartes und einfaches, daſs es ſich der dichteriſchen Darſtellung zu entziehen ſcheint, und vielleicht nur mittelbar durch die Rührung, die es in ſittlich geſtimmten Naturen erregt, anſchaulich gemacht werden kann. Da Hn. Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf, als das Herz, in Anſpruch nehmen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daſs der Geiſt und Ton ſeiner Dichtungen es garnicht mit ſich brachte, dieſe Saite auch nur zu berühren. Das beluſtigende im Weſen der Kindheit hat er aber meiſterhaft aufzufaſſen gewuſst: ſeine Kinderſcenen ſind eben ſo pikant als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichſten Farben ausgemalt.

Bey allem, was man an der *Leopoldine* vermiſſen kann, behauptet ſie immer einen ausgezeichneten Platz unter unſern Romanen. So beträchtlich auch ſeit ihrer Erſcheinung die deutſche Literatur in dieſem Fache bereichert worden iſt, wünſchen wir doch nicht weniger lebhaft, der Vf. möchte eine mit ſo vielem Glücke betretne Laufbahn nicht für immer verlaſſen haben.

MATHEMATIK.

Bremen, b. Köhler: *Verſuch eines mathematiſchen Unterrichts für Seefahrer*, von *Daniel Braubach*. 1 Bog. Dedic. u. Vorr. 408 S. 1 Bogen Tafeln. Mit eingedruckten Figuren in Holz geſchnitten. 4to. (wahrſcheinlich ſchon 1792 herausgekommen.)

Wenn auch nur zehn Exemplare dieſes Buchs auf ſo gutem Papier abgedruckt wären, auf welchem das Exemplar, welches Rec. vor ſich hat, abgedruckt iſt; ſo beklagt er die Verſchwendung. Das ſchlechteſte Maculatur wäre dadurch verdorben. Höchſtens kann der Abdruck deſſelben jungen Leuten dienen, die von Lehrern unterrichtet werden, welche ähnliche Lehrbücher zum Leitfaden ihres Unterrichts gebrauchen, damit ſie Zeit und Mühe ſparen, ſogenannte Hefte abzuſchreiben. Rec. hat ſich mit Leidweſen dabey an Hefte erinnert, die er in ſeiner früheſten Jugend abſchreiben muſste, um rechnen zu lernen; ganz im Tone ſolcher, wahrſcheinlich noch aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Hefte iſt dies Buch geſchrieben, wenn es nicht zum Theil aus dem Holländiſchen überſetzt iſt, welches dadurch wahrſcheinlich wird, daſs der Vf. oft ſehr holländiſch conſtruirt, *Duiking der Kim, gedividirt* etc. ſchreibt, den Aequator, *Evener*, die Kompasſtriche etc. holländiſch benennt. Höchſtens kann es zu einem ſogenannten Exempelbuch dienen, weil, ſoviel Rec. mit groſser Ueberwindung hat leſen können, dieſe ſehr umſtändlich, mit viel Verſchwendung von Raum auseinander geſetzt, doch aber richtig gerechnet ſind. Rec. enthält ſich aller Anführung von Belegen ſeines Urtheils, weil jeder, der ſich die Mühe geben will, das Buch anzuſehen, ſie auf allen Seiten finden kann. Der Vf. ſollte wenigſtens erſt Deutſch verſtehen, und ſchreiben lernen, ehe er Verſuche macht, Bücher zu ſchreiben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. April 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Lindh.: *Kongl. Vetenſkaps Academiens Nya Handlingar Tom. XVI. för månaderne Julius, Auguſtus, September, Oct. Nov. Dec. År.* 1795. (Neue Abhandl. der Akad. der Wiſſenſchaften für die Monate Jul. — Dec. des Jahrs 1795. mit 3 Kupfern.)

Das 3te Quartal des Jahrg. 1795. hat folgende Abhandlungen 1) Hn. *Acharius* Fortſetzung ſeiner Beſchreibung neuer, und noch wenig bekannter ſchwediſcher Flechtenarten, und zwar hier von *Lichen ſcalaris, cruſtaceus, imbricatus, foliolis reniformibus, erectiuſculis, pallidis, ſubtus margineque pulverulentis, ſcutellis nigris*, wächſt auf alten dicken Fichtenrinden; *Lich. luridus, cruſtaceus imbricatus, foliolis orbiculatis, crenatis, viridi-fuſcis, ſubtus pallidioribus, ſcutellis demum convexis nigris*, auf Kalkbergen; *Lich. microphyllus, cruſtaceus, imbricatus, foliolis minutiſſimis, crenulatis, confertiſſimis, cinereo-fuſcis, ſcutellis demum convexis, ferrugineo nigris, foliis mixtis cinctisque*, wächſt am Fuſs hoher Berge, und iſt von *Schraders Lich. microphyllus* verſchieden; *Lich. cartilagineus, imbricatus, foliolis laciniato-inciſis, adſcendentibus, pallidis, ſcutellis planis fulvis, margine albo, crenulato* wächſt auf kaum mit Erde bedeckten Bergen; *Lich. citrinellus, cruſtaceus, granuloſo pulverulentus, flavo virescens; tuberculis minutiſſimis atris*, auf Erde und verfaulten Stämmen hoher nördlicher Gebirge; *Lich. corticola, cruſtaceus, ruguloſo-rimoſus, candidus, tuberculis confertis, minutis, marginatis, nigris*, auf alten Eichenrinden, und an alten Holzwänden und Balken. Alle ſechs ſind mit ihren Theden in Kupfer abgebildet. 2) Hr. *A. Modeer* über die Gattung der *Furien*, deren rechte Beſchaffenheit bisher noch eben ſo wenig bekannt iſt, als die des Bandwurms; daher auch *Solander, Linne*, der ſie unter die *zoophyta* aufführt, *Scopoli*, der ſie unter die *Infuſoria* rechnet, und *Leske*, der ſie ſonſt richtig unter die *Helminthica* aufſtellt, in Angabe ihrer Kennzeichen, Fehler begangen haben. Der Vf. hat zwar auch, ſo wie die mehreſten andern, ſie nicht ſelbſt geſehen, glaubt aber doch, daſs nach den von ihm zu Rath gezogenen Nachrichten, die man von den Arten dieſer Gattung hat, der Charakter der Gattung ſeyn müſſe: *Corpus teres, lineare, aequale; utrinque ciliatum aculeis reflexis, corpori adpreſſis.* Dieſe Gattung hat von dem ſchnellen Tode, den ſie, wenn keine Hülfsmittel angewandt werden, verurſachen, den lat. Namen, *Furia* bekommen, Hr. Prof. *Retzius* nennt ſie daher auf ſchwediſch *Dödſkott*. Hr. *M.* rechnet die *Vena medinenſis* mit zu dieſer Gattung, und nimmt alſo 2 Arten an, die er beſchreibt. 1) *Furia infernalis*, (Skottpil) *ſubrigida, ſemipollicaris.* Sie iſt fein wie ein Haar, und findet ſich in dem nördlichſten Theil von Schweden und Norwegen, beſonders an ſumpfigten Stellen, wo ſie oft Thieren und Menſchen tödlich wird. Da wo ſie auf einen Theil des Körpers fällt, verurſacht ſie anfänglich durch ihre feine Zacken ein Jucken und Schmerzen; ſo bald ſich aber das Gift weiter im Körper in kurzer Zeit verbreitet, bekommt man Schmerzen im ganzen Körper, ungewöhnlichen Durſt, ſchweren Schlaf. Die getroffene Stelle fängt an aufzuſchwellen, und einem Geſchwür gleich zu ſehen mit einem weiſsen Rand, und einem rothen Flecken in der Mitte, der immer ſchwärzer wird, und ſich weiter ausbreitet; der Schmerz nimmt zu, der Appetit verliert ſich, der Kranke fängt an zu phantaſiren, Schlaf und Leibeskräfte nehmen ab, und der Tod erfolgt innerhalb 2 bis 6 Tagen. Ueberlebt er den 8 Tag; ſo iſt Hoffnung zu einer doch langſamen Beſſerung. Das gebräuchlichſte Mittel dort dagegen iſt, den Wurm gleich auszuſchneiden, und die Stelle mit Birkenöl zu beſchmieren; einige legen auch friſche oder friſch gelabte Milch auf die verwundete Stelle. 2) *Furia vena medinenſis*, (Drakskott) *pallida flexilis, pedalis et ultra.* Dieſer Wurm oder vielmehr dieſe Krankheit ſelbſt iſt von den älteſten Zeiten her bekannt geweſen, auf griechiſch *Dracontium* genannt auch *Dracunculus*, und *medena* oder *vena medena, medina*, weil ſie in Arabien und um Medina am gemeinſten war. Die oft ſo fabelhaften Berichte älterer und neuerer Schriftſteller davon werden angeführt. Man findet ſie beſonders in den ſüdlichen Welttheilen. Sie greift vorzüglich die fleiſchigten Theile der Füſse an, und wird, ohne daſs man recht weiſs wie, zwiſchen Haut und Fleiſch gezeugt. Einige glauben, daſs man mit dem Waſſer den Saamen dazu verſchlucke. Wenn der Wurm ſich durch die Haut durchgefreſſen, und zum Vorſchein kommt; muſs er vorſichtig immer mehr und mehr um einen hölzernen Stecken gewunden, und ſo allmählich herausgezogen werden; man muſs, ſich aber ja hüten, keinen Nerven für den Wurm zu nehmen. Gemeiniglich gehen 20., ja wohl 40, Tage damit hin, ehe man ihn ganz heraus bekommt, vermuthlich muſs auch er einige Zacken haben, womit er ſich feſthält. Iſt er erſt ganz heraus; ſo heilt die Wunde von ſelbſt. Bricht er beym Ausziehen ab, ſo verurſacht das einen ſchwer zu heilenden Fiſtelſchaden, und wenn etwas davon zurück bleibt;

bleibt; ſo entſtehen gewöhnlich Entzündung, Irrereden, Zuckungen, der kalte Brand und der Tod ſelbſt. Bisweilen kommt das zurückgebliebene Stück an einem andern Ort wieder hervor. Einer, der davon befallen wird, muſs ſich vor Kälte und ſtarker Bewegung hüten, und ſich warm halten, ſchmerzſtillende und erweichende Mittel, nur keine fette Sachen auflegen. Merkurialpillen thun keine Wirkung, wohl aber v. *Swietens* Mercurialauflöſung. Hr. *Leske* ſagt von der Furie, daſs die Geſchichte dieſes Wurms noch ſehr zweifelhaft und dunkel ſey, und dieſe Zweifel und Dunkelheit ſind auch durch dieſen Beytrag zu deſſen Naturgeſchichte noch nicht ganz gehoben. 3) Hn. *J. Julin's* Beſchreibung und chemiſche Unterſuchung der Mineralquelle zu Uleäborg. Nach einem Medium von 15 Kannen, enthält eine Kanne dieſes Waſſers 1,0 Digeſtivſalz, 5,7 Kochſalz, ,8 Gips, 1,9 Kalk mit Luftſäure verbunden, 1,2 Eiſen und 1,7 Kieſelerde, wozu noch 12 Cubikzoll Luftſäure und etwa 10 Cubikzoll hepatiſche Luft kommt. 4) Hn. *Sparrmann's* Beſchreibung einer ganz neuen Natterart, *Coluber ferruginoſus*, *cinereus; occipitali macula magna cordata, dorſi ſerie duplici macular. minorum, lineaque ſuboculari longa extenſa, bruneo notatus: ſquamulis ovatis, planis.* 5) Ebendeſs. Beſchreibung eines zu Carlscrona gefundenen grüngefleckten Froſches (vermuthlich *Pallas Sotibunda*, und *la Cepede, crapaud verd.*) beide mit Zeichnung. 6) Auszug aus einigen neuen aſtronomiſchen Obſervationen des Hn. Oberamtman *Schröter*. 7) Hn. *Lidbeck's* Bericht von einer neuen auf dem Falſterbör Ref ſeit 25 Jahre entſtandenen neuen Inſel, über 666 Klaftern im Umkreis, die noch jährlich zuwächſt, und dem darauf wachſenden *Triticum junceum;* es unterſcheidet ſich durch ſeine *glumas calycinas* und *corallinas*, wie auch die *folia invalula* und mehrere Gröſse von *Linnés triticum repens*. Die Farbe iſt gelbgrün. 8) Hn. *Swederus* Beſchreibung einer neuen Gattung der Inſecten, *Pteromalus*, die zur Abtheilung der *Hymenoptera* im Linneiſchen Syſtem gehört, deren *character genericus* iſt: *Antennae fractae; intimo articulo longiori filiformi, exterioribus ſubmoniliformibus; alae planiſſimae, vena unica marginis exterioris, abſque ſtigmate, poſtice orbiculatae.* Es ſind 3 Arten davon beſchrieben: 1) *Pteromalus puparum late viridis ore, antennis pedibusque flavis.* Dieſes kleine Thierchen legt ſeine Eyer auf dem Rücken der Kohlraupe; wenn die Jungen ausgekrochen ſind, freſsen ſie ſich durch deſſen Haut, und leben von ihren Eingeweiden, wobey ſie aber doch deren *partes vitae eſſentiales* ſorgfältig verſchonen bis die Raupe verpuppt iſt, da ſie dann alles verzehren, auſser der Schaale, die ihnen zur Winterwohnung dient. Im Frühjahr bohren ſie kleine Löcher in die leere Schaale, und fliegen davon. 2) *Pter. bicolor, niger, ore antennis, macula abdominis media, pedibusque flavis alis margine craſſiori ciliatis.* 3) *Pter. Bipunctatus niger, ore, thoracis dorſo pedibusque flaveſcentibus: alis macula parva, rotunda, nigra.* Mit dem 4ten Quartal ſchlieſst ſich der XVI Band, welche, zuſammen 286 S. 8. und 8 Kupfert. enthält. Man findet hier 1) die fünfte Fortſetzung von Hn. *Acharius* Beſchreibung neuer und wenig bekannter ſchwediſcher Flechtenarten, und zwar hier *Lichen comoſus filamentoſus corticatus erectus teres, loris ramoſiſſimis patentibus fibrilloſis, apice nutantibus; Scutellis convexiuſculis demum fuſcis, toruloſis*, und *Lich. ſarmentoſus, filamentoſus nudus diffuſus dichotomus, fiſtuloſus, lacunoſus; loris ſarmentoſis, apice ramoſiſſimis, capillaceis implexis.* Erſtere wächſt auf hohen Stämmen und Birkenzweigen, und gehört zur Abtheilung, die der Vf. *Uſnea* nennt; die andere, die zur Abtheilung *Filaria* gerechnet werden kann, auf der dünnen Fichtenrinde, beide ſind abgezeichnet. 2) Hr. *Swederus* ſetzt ſeine Beſchreibung der neuen Inſektengattung *Pteromalus* fort. Hier ſind noch folgende 12 Arten beſchrieben, nämlich. 4) *Pterom. Subulatus capite thoraceque caeruleſcentibus: abdomine ſeſſili ſubulato nigro; aculeo exſerto breviſſimo, rigido.* 5) *Pter. Biguttatus niger, abdomine glabro petiolato: alis albis lunula marginali fuſca.* 6) *Pter. Appendigaſter niger: antennis ferrato articulatis, albo villoſis: abdomine breviſſimo petiolato.* 7) *Pter. Scutellatus niger: ſcutello atrociliato macula flaviſſima: antennarum baſi pedibusque ferrugineis.* 8) *Pter. Clavicornis niger: antennis elevatis: abdomine oblongo glaberrimo, primo ſecundoque ſegmento ſtriato: pedibus pallide fuſcis.* 9) *Pter. Ciliatus niger: antennarum globulis valde diſtantibus: alis poſtice ciliatis: pedibus ferrugineis.* 10) *Pter. Bedaguaris aureo-viridiſſimus: antennis nigris baſi flavis: aculeo longiori nigro: pedibus variegatis.* 11) *Pter. auratus pallide viridis, nitidus antennis ſubmoniliformibus, pedibusque pallide ferrugineis unguiculis nigris.* 12) *Pter. Amerinae antennis moniliformibus, niger tibiis tarſisque pallidis.* 13) *Pter. Capreae ſaturate viridis nitidus: antennis nigris (triramoſis maris, ſubmoniliformibus feminae) pedibus pallidis.* 14) *Pter. Aculeatus niger, fronte pedibusque flaveſcentibus; aculeo longitudine corporis.* 15) *Pter. Bimaculatus viridi-aeneus: alis macula media ſubquadrata fuſca.* — 3) Hn. Ol. Svartz ſyſtematiſche Aufſtellung der Schwediſchen Blattmooſe (*muſci*) Nicht leicht hat ein Reich mehrere von dieſen kleinen Gewächſen aufzuweiſen, als Schweden. Der Vf. verkennt Hn. Hedwigs unſtreitige Verdienſte um die richtige Kenntniſs derſelben nicht, er folgt vielmehr ſeiner Ordnung, nur geht er mit Hn. v. Schreber in deſſen Gen. Plant. da etwas von Hedwigs Methode ab, wo ſolches zur Erleichterung der Kenntniſs dieſer Mooſe dient, und neuere Unterſuchungen und Entdeckungen dazu Anlaſs geben. Durch letztere iſt die Anzahl der von Linné in ſeiner Flora Sueciae aufgenommenen Arten ſo gewachſen, daſs unter den hier aufgeſtellten 184 Arten, 87. ſind, die Linné theils vorbey gegangen iſt, theils nicht gekannt hat; von andern Schriftſtellern, beſonders aber von Hedwig, ſind doch mehrere davon beſchrieben, einige aber noch ganz unbekannt geweſen, und durch ſolche iſt hier die Schwediſche Flora vermehrt wor-

den. Die Charaktere dieſer Arten ſind etwas weitläuftig, dies konnte aber nicht gut vermieden werden, wenn man ſo viele nahe verwandte, und nur unmerklich von einander verſchiedene Arten beſtimmt von einander unterſcheiden wollte; 4) Hr. Gadd Erfahrungen und Verſuche, über die ungleiche Wirkung, welche die Herbſtkälte auf das Getraide im Felde, und auf die Gewächſe in Gärten und Plantagen hat. Starker und geringerer Froſt, wie auch das Eintreten deſſelben, ehe Schnee gefallen iſt, oder nach gefallenem Schnee, hat auf verſchiedene Gewächſe auch einen verſchiedenen Einfluſs. Friert es in nördlichen Gegenden, ehe Schnee fällt; ſo iſt der Landmann zufrieden, fällt aber, ehe es friert, viel Schnee, ſo verfault das Getraide unter ſolchem. Ganz anders verhält es ſich mit verſchiedenen Gewächſen in Gärten und Plantagen. Die Kälte dringt ohne Schnee tiefer in die Erde, und ſchadet daher neu angelegten Baumſchulen. Doch leiden einige Bäume mehr, andere weniger Kälte, und eben ſo iſt es mit Färbe- und Arzneykräutern, Küchengewächſen und Blumen. Der Vf. führt die bey ſolchen gemachten Erfahrungen nach der Reihe an. Der Saame aller annuellen Gewächſe, die zeitig aufkommen, leidet doch von dem Froſt nicht, wenn er nur in zubereiteten Gartenbeeten wohl untergeharkt, und mit Erde bedeckt worden iſt; kurz vorher ehe die ſcharfe Kälte im Herbſt einfällt, ja er kommt dann um ſo eher im Frühjahr hervor. Am Schluſſe iſt ein Auszug aus dem Tagebuch der Akademie, über die derſelben gemachten Geſchenke an Büchern, Naturalien u. ſ. w. beygefügt. Das damals von Hn. Prof. und Ritt. Melanderhjelm der Akademie geſchenkte MS. ſeiner Aſtronomie, iſt jetzt ſchon von derſelben in 2 Bänden in 8. von 300 und 474 S. zu Stockholm 1795. im Druck erſchienen, und verdient eine beſondere Anzeige; Hr. Oberdirect. der Chirurgie, Prof. der chirurgiſchen Societät, D. *Theels* hat der Akademie ein Capital von 1000 Rthlr. unter der von der Akademie angenommenen Bedingung geſchenkt, daſs nach dem (im vorigen Jahr nun auch ſchon erfolgten) Tode, des Prof. und Ritt. Hn. Wilcke, deſſen Witwe, ſo lange ſie ſich nicht wieder verheirathet, von der Akademie eine jährliche Penſion von 200 Rthlr. genieſsen ſoll.

RIGA, b. Hartknoch: *Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer, die Künſte, Wiſſenſchaften und Literatur Aſiens* von Sir *William Jones* und andern Mitgliedern der im Jahr, 1784. zu Calcutta in Indien errichteten gelehrten Geſellſchaft. *Dritter Band.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen ausführlichen Erläuterungen und Zuſätzen bereichert von D. *Johann Friedrich Kleuker*. 1797. 450 S. 8.

Nicht die Abhandlung des 3ten Bandes der in Calcutta herausgekommenen *Aſiatic Reſearches* muſs der Leſer in dieſem Bande ſuchen; denn davon ſind noch keine überſetzt. Sie ſind ſämtlich aus dem [illegible] und [illegible]ten Bande des gedachten Werkes und dem früher herausgekommenen *Aſiatic Miſcellanies*. Weil Hr. K. nicht beſtimmt anzeigt, aus welchem Band der *Reſearches* jede Abhandlung genommen iſt, welches zur Vergleichung ſeiner Ueberſetzung mit dem Originale hätte geſchehen ſollen, überdem die Abhandlungen nicht in der Ordnung des zu Calcutta gedruckten Originals auf einander folgen: ſo iſt zu vermuthen, daſs er nicht jene Ausgabe zu Calcutta, ſondern einen Nachdruck der unter dem Titel *Diſſertations and miſcellaneous pieces relating to the hiſtory etc. of Aſia. 2 Voll. London* 1792. herausgekommen iſt, vor Augen gehabt habe. Unſerm Gefühle nach kann dem Ueberſetzer die Pflicht, ſein Original genau anzuzeigen, nicht erlaſſen werden. Die Abhandlungen haben eine mit den vorigen Bänden fortlaufende Zahl XX. Ueber die Ruinen zu Mavelipuram XXI. XXII. über Tibet, XXIII. über die Sihks. XXVIII. über die Lage von Tagara. XXIX. Urkunde einer Landverſchenkung oder wie es im Buche ſelbſt richtiger überſetzt iſt, Landertheilung von J. C. 1018. XXX. eine ähnliche vom J. 23. v. C. XXXII. XXXIII. Inſchriften XXXIV. XXXV. über die Höle bey Gaja und Inſchrift daſelbſt. XXXIX. über das Thier Pangolin XLI. über das Roſenöl XLII. über die in Chatra übliche Deſtillirung, ſtehen ſämtlich in dem erſten Theil der *Reſearches*, der ſeit ſeiner Herausgabe 1788. durch Recenſionen, Auszüge, und Ueberſetzungen einiger Abhandlungen auch in Deutſchland bekannt genug iſt. Die Abhandlungen, Tibet, und die Siehks betreffend ſind von Sprengel in den neuen Beyträgen zur Völker und Länderkunde, dritter Theil und letztere auch im Hannoverſchen Magaz. 1795. überſetzt, und wir würden, wenn ſogar dieſe Ueberſetzung vortrefflich, und jene nur mittelmäſsig wäre, eine abermalige Dollmetſchung für unnöthig halten. Wir ſind aber berechtiget, Hn. K's. Arbeit ſchon aus dem Grunde zu tadeln, weil ſie ſehr ſchlecht gerathen iſt. Von den vielen unrichtig überſetzten Stellen heben wir nur ſo viele aus, als zur Beſtätigung unſers Urtheils nothwendig ſind, und übergehen viele andere um den Raum zu ſchonen. S. 7. „Thurmähnliche Gebäude" *lofty edifice* — — *Works of imagery and ſculptures* „Gruppen von Bildnerey und Sculpturen." Sind denn Sculpturen keine Bildnerey? S. 44. „Da aber der Kaiſer nach dem allgemeinen Befehl von Sina aus." Man muſs hier an einen andern Kaiſer als den Sineſiſchen denken. Dieſer iſt aber ausdrücklich genannt. *But the emperor of China's general orders reſtraining* S. 4 . *votaries* „Religiöſen" ſtatt „Anhänger." Ein Haufe Kalmucken wird dadurch in Mönche verwandelt. S. 5. *The Engliſh.* zweymal „der Engländer" im ſingul. S. 54. „Satin" für „Atlaſs." S. [illegible]. *Sumptuary horſes* „Prunkpferde" werden zu „Packpferden" erniedriget. S. 66. *Diſplay of colours*, „wehende Fahnen und Wimpel" nach Hn. K. aber „erſtaunenden Anblick von Farben." Wie muſs man über eine ſolche Ueberſetzung erſtaunen! S. [illegible]o. Die Engliſchen Kaufleute in Hamburg, die auch *adventurers* in dem Sinne, wie das Wort hier im Original vorkommt, heiſsen, müſſen, wenn Hr. K. Engliſch

liſch verſtehet, *Abentheurer* geſcholten werden. Aber er verſtehet es nicht; man leſe nur den Galimathias S. 70. Der Statthalter in Tibet hat vorzüglich aus perſönlicher Achtung gegen die Agenten des Hn. Haſtings mit den Engländern ein Verkehr angefangen; aber wenn nun dieſes gleich der Fall iſt: *ſo iſt es ihm, frey von allem unwürdigem Eigenſinn doch nicht eingefallen, von der durch ſeines Freundes Abreiſe ihm dargebotenen Gelegenheit zur Schlieſsung der neuen Verbindung Vortheil zu ziehen.* Kann man aus dieſen Worten einen Sinn erzwingen? Im Original wird dem Hn. Haſtings und dem Tibetaner ein feines Compliment gemacht, das hoffentlich durch einen Bengaliſchen Punditen in Tibet beſſer verdollmetſchet werden wird, als in Deutſchland durch Hn. K. *yet from an unworthy capricioufsneſs of temper he deſcended not to take adventage of the opening offered by his friends departure to cloſe the new connection.* Zur Belehrung des Hn. K. ſetzen wir die Meynung der Stelle hieher: „die Abreiſe ſeines Freundes Haſtings hatte ihm zum Vorwand dienen können, die Verbindung abzubrechen; er dachte aber zu edel dazu. S. 142. könnte ſo verſtanden werden, daſs zu Zeiten Arrians in der Nähe von Pultanah Onyxe gefunden worden. Im Engliſchen ſtehet klar, daſs ſie noch heut zu Tage daſelbſt gefunden werden. — S. 143. „Hr. Büſſys Gränzen" *marches.* Wie leicht gab ſchon der Context die wahre Bedeutung *Marſchrouten* an die Hand, S. 163. „Tiſch," *diſh.* An ſolchen Ueberſetzungen, da man ein ähnlich lautendes Wort für das im Originale erhaſchet, erkennt man den Anfänger. S. 198. „Der Höchſte des Daſeyns" *Supreme being.* Doch zur Ehre des Hn. K., wenn das Ehre bringen kann, die allerleichteſten Wörter richtig überſetzt zu haben, ſetzen wir hinzu, daſs er es bald nachher *höchſtes Weſen* giebt.

Die übrigen Abhandlungen XXIV. über Aſam XXV. über die Cucis XXVI. Indiſche Feſte XXVII. Inſel Careicobar XXXVI. XXXVII. Inſchriften XXXVIII. über den Dickſchnabel einen Vogel XL. Lack, ein Inſect XLIII. Heilung der Elephantiaſis XLIV. Heilung des Schlangenbiſſes ſind aus dem 2ten Bande der *Aſiatic reſearches* genommen. Auch hier finden ſich Spuren der geringen Sprachkenntniſs, als S. 111. *woman with child* „eine Frau mit ihrem Kinde" S. 129. *yards* „Ruthen" S. 130. *fancifully* „auf alle Weiſe" u. d. m.

Der Anhang enthält vier Abhandlungen aus dem *Aſiatic Miſcellany*, einer 1785. zu Calcutta herausgekommenen, und 1787. zu London nachgedruckten Sammlung, gröſstentheils Ueberſetzungen und Nachahmungen aſiatiſcher Geiſtesprodukte. Hätte es doch Hn. K. beliebt, dafür einige Aufſätze aus dem 3ten Bande der *Aſiat. reſearch.* zu geben! Allein davon ſcheint der bey ſeiner Arbeit zum Grunde gelegte Nachdruck noch keine aufgenommen zu haben. Die erſte Abhandl. oder Nachricht von Geſandſchaften zwiſchen dem Kaiſer von Sina, und dem Sultan Shahrok im 15ten Jahrh. iſt wenigſtens zweymal, nämlich im Hiſtor. Portefeuille 1788. I. 577. und in *Eggers* deutſchem Magazin 1794. VII. 339. überſetzt. Eine Anmerkung über die Sungkurs, deren in dem Chineſiſchen Schreiben gedacht wird, giebt zwar der Kleukeriſchen Ueberſetzung den Vorzug; würde aber Hr. K. nicht mehr Dank verdienen, wenn er bey der Vorausſetzung, daſs er ſie nicht übergehen müſste, den Inhalt der Schreiben kurz zuſammen gefaſst, und die nöthigen Erläuterungen hinzugefügt hätte. Zu verwundern wäre es, wenn der urſprünglich perſiſche Aufſatz über den Maratten-Staat der deutſchen Ueberſetzungsſucht entgangen wäre, und Hr. K. auch hier nicht eine Mühe übernommen hätte, die er ſich hätte ſparen können. Ein paar Hymnen auf Gegenſtände der Indiſchen Mythologie von W. Jones haben das Original zur Seite. Sie ſind im kühnen lyriſchen Schwunge geſchrieben, und Hr. K. ſcheint, ſie mit mehrerem Fleiſs überſetzt zu haben, als die proſaiſchen Abhandlungen. Auſser den unter den Text geſetzten Anmerkungen, worin oft *F. Paulini Syſtema Brahmanicum* angeführt wird, hat Hr. K. noch 17 Zuſätze am Ende gegeben, die ſich über die Sprachen, Schriftzüge, Religionen, Producte u. ſſ. Indiens auf Anlaſs der vorher abgehandelten Materien verbreiten, und dieſe theils berichtigen, theils erläutern. Der über die Lamaiſche Religion iſt der weitläuftigſte, und verdient mit Hn. *Hüllmanns* Abhandl., die aber Hr. K. nicht zu kennen ſcheint, verglichen zu werden. Die Engliſchen Namen hat Hr. K. nach der deutſchen Ausſprache, aber doch nicht immer, geſchrieben. Bisweilen entſtehen daraus Miſsverſtändniſſe. Man wird z. E. bey *Pondsjab* nicht ſogleich an die bekannte Landſchaft *Punjaub* denken. Bisweilen iſt die Engliſche Orthographie mit angeführt. Wir wünſchten, ſie wäre allenthalben unverändert beybehalten. Aus was für einem Grunde das s der Plural-Endung apoſtrophirt, und z. E. Hindu's, Lama's Lak's u. ſſ. geſchrieben wird, wiſſen wir nicht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen, oder Predigtentwürfe der beſten Kanzelredner nach dem Bedürfniſs unſerer Zeit für deutſche Volkslehrer geſammelt und bearbeitet. Des vierten Bandes erſte Abtheilung.* 1796. 176 S. 8. (9 gr.)

Es ſind in dieſer Abtheilung ausführliche Grundriſſe Zollikoferiſcher Advents- Weyhnachts- und Neujahrspredigten enthalten, welche denen, die ſich die Predigten ſelbſt nicht anſchaffen können, angenehm ſeyn werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Recept-Taſchenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte und für ſolche, die ſich mit Heilung der Krankheiten beſchäftigen.* Ein Buch worinnen die Beſchreibungen und Kennzeichen der Krankheiten nebſt den einfachen und zuſammengeſetzten Mitteln dawider, mit denen man ſich in dem dringendſten Nothfall helfen kann, beſtimmt angegeben ſind. 1795. 400 S. 8.

Durch dieſes Buch ſoll denen, die keinen Unterricht auf Univerſitäten genieſsen konnten; denen, die ſich aus Mangel an chemiſchen und pharmaceutiſchen Kenntniſſen am Krankenbett nicht zu helfen wiſſen; ſolchen, die aus andern Urſachen über die Zuſammenſetzung der Arzneyen nachzudenken nicht Muſse haben; ſolchen, die auf Reiſen und im Felde gerade kein anderes groſses Receptenbuch bey ſich tragen wollen, und endlich allen Afterärzten und Charlatans aus der Noth geholfen werden. Dieſen Endzweck ſucht der uns unbekannte Vf. auf folgende Art zu erreichen: Er liefert erſt eine Geſchichte der Krankheit: dann ſpricht er zuweilen von den Heilungsanzeigen, und darauf kommen Recepte in groſser Menge (die Zahl aller Formeln beträgt über 540) mit Anweiſung wie viele Tropfen, Pillen u. ſ. f. auf einmal zu nehmen ſind. Der Vf. giebt den Rath, dieſes Buch als Brieftaſche binden zu laſſen, und bey der Verlegenheit wegen eines zu verſchreibenden Receptes dem Scheine nach in dieſer Brieftaſche herumzublättern, als ſuchte man etwa ein Papier zum Recept, und ſo das Recept heimlich zu überſehen und auszuſchreiben. Wenn ein Buch dieſer Art, und von der Beſtimmung, die ihm ſein Vf. giebt, auch vollkommen gut ausgearbeitet wäre, welches bey vorliegendem Machwerk der Fall bey weitem nicht iſt; ſo würde es doch von keinem gewiſſenhaften Rec. gebilligt und noch weniger empfohlen werden können, indem es gerade dazu angelegt iſt, um unter denen, die ſich Aerzte nennen, Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit in Ausübung ihrer Pflicht zu begünſtigen, und die Quackſalberey, zwar nicht der niedrigſten Klaſſe der Afterärzte, die der Vf. zwar auch in ſeinen Plan aufnahm, die aber ſein Buch nicht werden nutzen können, aber doch der Unterwundärzte, und anderer Perſonen, die ohne Beruf Kranke heilen wollen, zu befördern. Rec. hat ſich gewundert, daſs in unſern Tagen, wo man die Gränzen der Volksarzneykunde ſo ziemlich berichtigt hat, ſich ein Arzt erdreiſten konnte, ein ſolches Werk in die Welt zu ſchicken, welches, wenn es auch in ſeiner Art vortreflich wäre, doch Schaden genug ſtiften müſste. Aber das Werk iſt ſo, daſs es dieſen Schaden doppelt ſtiften muſs, und daſs Rec. jeden Leſer davor warnen zu müſſen für ſeine Pflicht hält. Die Einrichtung deſſelben iſt folgende: Die Krankheiten ſind ziemlich in der Ordnung, wie in Selle's *medicina clinica* aufgeſtellt. Unter jedem Krankheitsnamen ſteht erſt eine dürftige Erzählung der Zufälle, die nicht immer inſtructiv iſt, weil ſie weder die weſentlichen Zufälle ausgezeichnet, noch die ganze Geſchichte der Krankheit enthält. Dann folgen die Heilungsanzeigen, und Recepte in groſser Menge, zuweilen mit Beſtimmung des widernatürlichen Zuſtandes, den ſie verbeſſern ſollen, zuweilen nicht. So iſt z. B. unter der Rubrik: Faulfieber von dem wichtigen Unterſchied der Fäulniſs in dem belebten Körper, und von den Zufällen und Umſtänden, die das Daſeyn der einen oder der andern Art der Fäulniſs beym Faulfieber anzeigen, auch kein Wort beygebracht: und doch iſt dieſer Unterſchied ſehr wichtig, und muſs den Arzt beſtimmen, ob er toniſche, oder reizende, oder kühlende, oder abführende Mittel anzuwenden hat. Der Recepte wider die Faulfieber hat der Vf. eine Menge hingeſchrieben: da aber viele davon Mittel von der heterogenſten Art unter einander gemiſcht enthalten, und da auch die noch etwa brauchbaren ohne Beſtimmung ihrer Anwendbarkeit dort ſtehen; ſo werden ſie nicht einmal für den Quackſalber brauchbar ſeyn. Wie der Vf. die Heilungsanzeigen beſtimmt, davon mag folgendes eine Probe ſeyn: „Die Behandlung der Nervenfieber iſt äuſserſt ſchwer. Man ſuche die Verſtopfungen zu heben, die zähen Säfte aufzulöſen, die „aufgelöſten auszuleeren, die erſchlafften Theile zu „ſtärken. Man mache daher (in jedem Fall!) den „Anfang mit ausleerenden Mitteln." Doch am beſten werden die Leſer den Geiſt, der in dieſem Buche herrſcht, beurtheilen können, wenn ihnen Rec. die Theorie und Heilung der Krätze aus demſelben kurz vorlegt. Die Krätze kann nach der Meynung des Vf. von ſaurem Stoff entſtehen, und dieſe muſs auf den Gebrauch der Laugenſalze weichen. Sie entſteht ferner von Kochſalzſchärfe: wider dieſe Krätze ſollen Mehlſpeiſen und Selzerwaſſer dienlich ſeyn. Sie kann auch von ranziger und fauler Schärfe, und von zäher Lymphe entſtehen. Die Krätze durch die Anſteckung, die er für eine eigene Art hält, da nach Rec. Dafürhalten die Anſteckungsfähigkeit der weſentliche Charakter einer jeden Krätze iſt, heilt er durch Blutreinigungen, und durch eine Menge von äuſserlichen Mitteln, unter denen viele, beſonders nach-

mehrere Queckſilberbereitungen, Sublimat, die Auflöſung des Queckſilbers in Salpetergeiſt, u. a. nur in ſehr eingeſchränkten Fallen anwendbar ſind, und, von dem Quackſalber, für den doch der Vf. menſchenfreundlich ſorgen wollte, angewendet, gefährliche und tödtliche Wirkungen nach ſich ziehen können. Von den Recepten ſelbſt iſt die gröſsere Menge ſchlecht. Selbſt die Rechtſchreibekunſt muſs der Vf. noch lernen: er ſchreibt gewöhnlich Pillulae u. ſ. f. Auch in Beſtimmung der Gaben iſt er ſehr unbeſtimmt. Mit Proben von den ſchlechten, und in dem Fall, wider den ſie angerathen werden, unanwendbaren Recepten mag Rec. den Raum dieſer Blätter nicht verderben.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: Dr. *William Nisbet's mediciniſch-praktiſches Handbuch, oder Anweiſung zur Kur innerlicher und äuſserlicher Krankheiten.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *Chriſtian Friedrich Michaelis*, Arzte am Johannishoſpital zu Leipzig. 1795. 232 S. 8.

Der Vf. hat dieſes Buch zunächſt für diejenigen geſchrieben, die in Edinburg die Heilkunde ſtudieren, und da es alſo im eigentlichen Sinn des Wortes für angehende Aerzte beſtimmt iſt; ſo ſollte man erwarten, daſs es richtige Beſchreibungen der Krankheiten, und genaue Beſtimmung ihrer Urſachen und Heilung enthalten ſollte. Rec. aber hat von allem dieſem nichts gefunden: vielmehr kann er ſich kaum erinnern, je ein mediciniſch-praktiſches Werk geleſen zu haben, in dem die Gegenſtande der ausübenden Heilkunde ſo oberflächlich abgehandelt geweſen wären, als in dieſem. In der erſten Klaſſe, in welcher die Entzündungskrankheiten behandelt werden, ſind die Beſchreibungen der Krankheiten und die Kurmethoden, ſo wie auch die Auswahl der empfohlnen Mittel, noch erträglich, ob ſchon ſich auch da vieles mit Grund erinnern lieſse. Aber die Abhandlungen von den Krankheiten, die unter den andern Klaſſen ſtehen, und die meiſtens von der Art der langwierigen ſind, ſind äuſserſt unvollſtändig und unbeſtimmt, ohne alle Angabe der Urſachen, und ohne Beſtimmung der nach dieſen Urſachen einzurichtenden Behandlung. So iſt an die vielen Urſachen der Hämorrhoiden in den Eingeweiden des Unterleibes gar nicht gedacht: alle Hämorrhoiden ſollen mit Schwefelblumen, Weinſteinrahm und Ricinusöl geheilet werden. Höchſtens der Vollblütigkeit und des Vorfalls des Afters iſt mit etlichen Worten erwähnt. Bey der Ruhr purgirt er ſeine Kranken allemal: dann giebt er Mohnſaft, die *confectio Japonica*, und Campecheholz. Beym Nervenfieber purgiert er die Kranken immer mit Brechmitteln und Rhabarbar. Beym Schlagfluſs läſst er allemal zur Ader, und wenn endlich genugſame Ausleerungen gemacht worden ſind, ſo wird auch ein auf den Kopf gelegtes Blaſenpflaſter gute Wirkungen thun. Dieſes, nebſt kühlenden Laxiermitteln, ſind alle Heilmittel, die er wider den Schlag verordnet. Eine ſympathiſche Epilepſie kennt er nicht, als die, welche ſich durch die *aura epileptica* äuſsert. Da ſoll man den Theil zerſtören, oder ein Fontanell anlegen. Unter den ſpecifiſchen Mitteln empfiehlt er das allemal ſchadliche Rattenpulver, und das nur in ſehr beſchränkten Fällen wirkſame Zinn, dagegen vergiſst er das wichtigſte unter allen, den Baldrian. Mehrere Beyſpiele bedarf es nicht, um zu beweiſen, daſs dieſes Buch ſeinen Zweck nicht erfüllt, und daſs es durch die deutſche Ueberſetzung in die Hände unſerer Aerzte gebracht zu werden nicht verdiente.

Leipzig, b. Schwickert: *Franc. Boiſſier de Sauvages Noſologia methodica* ſiſtens aegritudines morbos paſſiones ordine artificiali ac naturali, caſtigavit emendavit auxit icones adjecit *C. F. Daniel.* Tomus IV. 1796. 686 S. gr. 8.

In dieſem Bande ſind die Dolores, Veſaniae und Fluxus nach des *Sauvages* ſeiner Eintheilung enthalten, und wir könnten bloſs trocken anzeigen, daſs dieſer Band erſchienen iſt, da wir dem Urtheile, welches wir bey den vorigen 3 Bänden über des Vf. und Herausgebers Verdienſte gefällt, durchaus nichts beyzufügen haben, indem dieſer Theil den vorigen völlig gleich iſt. Immer haben wir jedoch noch zu bedauern, daſs Hr. *D.* bey ſo vielen Gelegenheiten den *S.* nicht mehr zurecht gewieſen, das was er z. E. vom Tarantismus noch ſehr ſchwankend vorbringt, berichtigt, und ſo gar die deutſchen Aerzte nicht einmal rettet, wenn ihnen Sauvages S. 402. *vorwirft*, daſs ſie noch an Hexen glauben. Eben ſo hätte Haematemeſis atra S. 482. und Melaena S. 537. eine kleine Note verdient. Jedoch wäre es hier zu ſpät von der Arbeit des Sauvages und ſeinen oft irrigen Meynungen zu reden. Der Herausgeber hätte, da er doch einmal die Arten der verſchiednen Krankheiten vermehren wollte, in dem groſsen Werke, dem Repertorio von *Plouequet* noch mehr Stoff dazu finden, und ſich ſeine Arbeit ſehr erleichtern können. Wenn es nur nicht ſo leicht geſchähe, daſs man in Noſologien nach Symptomen, nicht nach Urſachen, die Krankheiten aufſtellte! Der Rec. der erſten 3 Theile hatte dem Herausgeber vorgeworfen, daſs er der Krätze gar zu oft einen Antheil an Krankheiten zuſchriebe, und wenn er hier nun wieder eine *Mania ſcabioſa* S. 412. aufführt, ſo freuet er ſich, daſs er doch nun mit groſsem Rechte dieſes ſeinem Recenſenten entgegenſtellen könne. Es ſcheint ihm alſo unbekannt zu ſeyn, was gerade über den Muzellſchen hier angeführten Kranken diejenigen erinnert haben, welche über die Krätze eigends geſchrieben, und daſs beſonders G. von *Lobes* dieſen Fall ausführlich beſtritten. Wenn ſogar eine *Haemorrhagia a hirudine* von *Sauv.* und eine *Agrypnia ab inſectis* von dem Herausgeber als beſondre Arten von Krankheiten aufgeſtellt werden, ſo ſieht man wohl, wie leicht es werden müſste, alles dieſes noch mehr zu vervielfältigen, und auch vielleicht eine *Haemorrhagia a cultro* etc. oder Agrypnias unzähliger Art nach verſchiedenen Inſecten beyzubringen, die ſie verurſacht haben.

Flens-

Flensburg u. Leipzig, in d. Kortenſchen Buchh.: *Ueber die Erhaltung des Lebens und das zu frühe Begraben*, von *P. Burdorf*, Prediger an der Domkirche in Schleswig. 1794. 1. Th. 262 S. 2. Th. 160 S. 8.

Der erſte Theil ſtellt moraliſche und diätetiſche Lehren neben einander und berührt mit Vorſicht auch in etwas die Behandlung der Krankheiten. Der zweyte Theil verweilt nur beym Scheintod. An ſolchen Schriften iſt ſelten, in Betreff des Inhalts, welcher aus andern zuſammengetragen iſt, viel zu tadeln; noch ſeltner wird man aber veranlaſst, ſie zu loben. Der Vortrag des Vf. iſt ſehr einförmig und ununterbrochen im feyerlichen Ton der Ermahnung, der die Auseinanderſetzung der Gründe ſelten zuläſst. So heiſst es z. B.: Sitze nicht viele Stunden nach einander bey der Tafel und erſchüttre nicht gleich nach der Mahlzeit deinen Körper u. ſ. w. Verabſcheue allen Schmutz. Errege vor Mittage den Appetit durch eine geordnete Leibesbewegung. Den Geiſt, in dem dieſes Buch geſchrieben iſt, werden unſre Leſer am beſten faſſen, wenn wir ihnen einiges aus der Inhaltsangabe mittheilen. Erſter Abſchnitt. Erhalte dein Leben. Gott iſt Schöpfer. Leben iſt ein Geſchenk. Leben iſt ein anvertrautes Gut. Leben iſt Auferzieherin für die Ewigkeit. Schätze dein Leben. Liebe dein Leben. Zeige Liebe zum Leben. Sorge für die Fortdauer deines Lebens. — — Fliehe die warmen Getränke — — Arbeite und *erſchricke* nicht vor einer der heilſamen Leibesbewegung u. ſ. w.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Raſpe: *Sammlung naturhiſtoriſcher und phyſikaliſcher Aufſätze*, herausgegeben von *Franz von Paula Schrank*, der Theol. u. Phil. Dr. 1796. 456 S. und ſieben Kupfertafeln.

Nicht alle in dieſem Bande enthaltene Aufſätze haben Hn. *Schrank* zum Vf., ſondern einige ſind das Werk ſeiner Freunde, welches er auf dieſem Wege der Vergeſſenheit entreiſsen will. Die erſte dieſer Abhandlungen iſt vom Herausgeber, und enthält *Bemerkungen über die Linneiſchen Farbennamen.* Da Hr. *S.* die Bemerkung gemacht hatte, daſs mehrere Naturhiſtoriker mit den Farbennamen von *Linne* ganz andre Vorſtellungen verbinden, als *Linné* damit verband, ſo geht er die verſchiedenen Farben durch, und zeigt aus Beyſpielen, welche Nüancirung durch dieſe oder jene Benennung beſtimmt werde. So viel ſieht man aus angeſtellter Vergleichung, daſs ſelbſt L. ſeinen Beſtimmungen nicht immer ganz getreu geblieben iſt, welches zum Theil daher kommt, weil die Körper durch Alter, Ort und andre zufällige Umſtände Aenderung ihrer Farbe erleiden. II. *Naturhiſtoriſche Bemerkungen über Pöttmes Neuburg und Weihering.* Die Bemerkungen in dieſem Aufſatze ſind theils botaniſchen, theils entomologiſchen Inhalts, und wurden von dem Herausgeber bey Gelegenheit ſeiner Streifereyen, welche er nach dem jetzt angebaueten Donaumoor machte, geſammelt. Da bey dieſer Gelegenheit der Boden, die Pflanzen, Inſecten u. ſ. w. dieſer Gegend beſchrieben werden, ſo dient der Aufſatz zugleich dazu, um ſich von der vormaligen Beſchaffenheit dieſer Gegenden einen Begriff zu machen. Hr. *S.* bemerkte unter andern, daſs an der untern Lippe des *Lamii amplexicaulis L.* ſtets zwey Zähne befindlich wären. Den Grund warum mehrere berühmte Pflanzenkenner dieſen Umſtand nicht bemerkt haben, findet er theils darin, daſs die zarten Zähne ſich an der Blume umſchlagen und dadurch unkenntlich werden, theils auch darin, weil einer dem andern nachzuſchreiben pflege. Die Behauptung *du Fay's, daſs der Thau aufſteige*, ſucht der Vf. dadurch zu entkräften, daſs er (S. 133.) eine Beobachtung anführt, der zufolge er *mit bloſsen Augen den Thau konnte niederfallen ſehen.* Bey dieſer Gelegenheit lobt Hr. *S.* die Feinheit ſeiner Sinne, die Rec. nicht umhin kann mit ihm zu bewundern. Daſs der Thau wirklich niederfalle, davon überzeugte ſich Hr. *S.* durch Ausſtrecken ſeiner Hand, welche auf der obern Fläche feucht wurde, auf der untern hingegen trocken blieb. — Sollte Hr. *S.* nicht etwa einen feinen Staubregen für Thau gehalten haben? S. 141. iſt eine genaue Beſchreibung des Blütenbaues und der Blätter der *Orchis uſtulata* befindlich. Nach dem Vf. ſind unter der Oberhaut der untern Blattſeite elliptiſche Gefäſse befindlich, die bey dieſer Pflanze ſo wie bey allen Pflanzen mit glatten Blättern die Stelle der Härchen vertreten. *Hedwigs* Behauptung ſoll unrichtig ſeyn, daſs dieſe Gefäſse *Luftgefäſse (ſpiracula)* wären; ſie gehörten vielmehr zu den einſaugenden Gefäſsen. Die S. 148. mitgetheilte Beſchreibung der *Heritaria anthericoides* des Vf. iſt nach einem lebendigen Exemplare entworfen, da die in der Bayerſchen Flora, nur nach einem aufgetrockneten Exemplare gefertigt iſt. Der *Mehlthau* rührt nach Hn. *S.* Bemerkung, nicht wie *Linné* behauptet, vom Blaſenfuſs her, überhaupt nicht von Inſecten, ſondern von der Lage der Aecker zwiſchen Waſſer und Wieſen, und den daher entſtehenden nächtlichen Nebeln; der *Brand* des Getreides ſoll eine Art Pilz ſeyn, der ſich gleichfalls an feuchten Orten erzeuge. III. *Linguatula, der Zungenwurm, eine neue Gattung Eingeweidewürmer.* Dieſes Thier iſt ein höchſt einfacher fadenförmiger gliederloſer runzelloſer Wurm am Vorderende abgeſtutzt, mit einer verborgenen ausſtreckbaren Zunge; der Vf. weiſt ihm ſeine Stelle zwiſchen dem Palliſadenwurme und Bundwurme an. Bis jetzt ſind drey Arten dieſes Inſects bekannt. IV. *Vier merkwürdige Briefe*, von *Kepler.* Die Veranlaſſung zu dieſen Briefen gab *Heerwart*, der zum Behuf ſeiner chronologiſchen Arbeiten von *Kepler* die Erklärung der Stelle *Lucans* lib. I. 642—672 verlangte. Mit dieſer Unterſuchung beſchäftigen ſich die beiden erſten Briefe. Die mehreſten Umſtände ſprechen für das funfzigſte Jahr vor Chriſti Geburt. *Kepler* bemerkt bey dieſer Stelle — *non exiſtimo fruſtra deſudandum Lucani gratia, qui ſi vivus audiat nos riſurus ſit.* — Auch aus dieſen Briefen erſieht man, daſs die

Digitized by Google

die Vermögensumſtände dieſes groſsen Mannes nichts weniger als vortheilhaft waren, welches man aus der Art, wie er ſeine Dankbarkeit über das ihm von *Heerwart* gemachte Geſchenk äuſsert, erſehen kann. — Aus den beiden andern Briefen hebt Rec. nur einige Stellen aus.— *Comperi, inſtituiſſe Apianum novam longitudinum diſcendarum doctrinam ex declinatione magnetis. Id ſi ita eſt, Apiano utique exploratum ſeu conſtitutum fuiſſe punctum oportet, ad quod magnes tenderet. — Quod ſi polus magnetis certo deprehenſus eſſet, facile eſſet negotium ex doctrina Triangulorum colligendi vel declinationem magnetis ex data longitudine et latitudine, vel loci longitudinem ex data latitudine et declinatione magnetis.* Ueber die Ebbe und Fluth äuſsert er ſich folgendermaſsen: *Sed tamen ubi rem diligentius perpendo, non videmur a luna diſcedere debere, quoad rationes fluxuum ex eo deducere quimus, quod quidem fieri poſſe exiſtimo. — Qui lunae maria dicit adhaereſcere, ex parte naturalem facit.* — Dieſer Brief iſt 1598 geſchrieben, alſo beynahe 12 Jahre früher, als die Comment: *de motu ſtellae martis* erſchienen. Dieſe Briefe ſind zu *Ingolſtadt* zugleich mit dem Manuſcript von *Heerwarts* Chronologie aufgefunden worden. V. *Vom Regen*, vom Prof. *Joſeph Weber*. Der Hauptſatz der von Hn. *W*. gelieferten Theorie iſt: Das Waſſer befindet ſich in der Atmoſphäre in Luftgeſtalt; die *Baſis* dieſer Luft iſt die Electricität; ihre Zerſetzung wird die Quelle des Regens. Hieraus leitet der Vf. nun folgende ſaubere Erklärung der Sündfluth ab: „Bände der Schöpfer „die elektriſche Materie innerhalb der Erde unauflösbar feſt, und riſſe er alle mit einemmale aus der Atmoſphäre los, es müſste ohne weiteres Wunderwerk „ein groſser Theil des unermeſslichen Luftkreiſes zu „Waſſer werden, es müſste eine zweyte Sündfluth „erfolgen!!" — VI. *Helminthologiſche Betrachtungen.* VII. *Mineralogiſche Beſchreibung der Gegend von Kehlheim.* Dr. *Brunnenwieſer*, von dem dieſe Beſchreibung herrührt, beſtimmte dieſelbe nicht zum Druck, ſondern zur Nachweiſung für den Herausgeber. Nach Rec. Urtheil hätte dieſer auch beſſer gethan, wenn er ſie ungedruckt gelaſſen hätte, indem die mehreſten hier angegebenen Data viel zu unbeſtimmt ſind. VIII. *Betrachtungen über Syngeneſia polygamia fruſtanea und ähnliche Erſcheinungen.* In dieſem Aufſatze ſucht der Herausg. mit einem groſsen Aufwande von Gelehrſamkeit (ſelbſt mit Hülfe der Mathematik) zu beweiſen, daſs die Urſache der Unfruchtbarkeit und des ſtärkeren Wuchſes der am Rande ſitzenden Blumen dieſer Abtheilung (der XIX Cl. des L.) daher rühre, daſs ſie nicht ſo, wie die in der Mitte ſitzenden, von allen Seiten gedrückt würden. Durch dieſen geringern Druck entſteht ein gröſserer Zufluſs von Nahrungsſäften; überflüſsige Nahrungsſäfte hindern aber die Entwickelung weſentlicher Fructificationstheile, ſo wie ein ſparſamerer Zufluſs ſie befördert; hieraus ergäbe ſich dann die Vergröſserung der Randblümchen und ihre Unfruchtbarkeit. Da übrigens *nicht alle* Syngeneſiſten am Rande unfruchtbare Blumen haben, welches doch der Fall ſeyn müſste, wenn die vom Vf. angegebene Urſache die richtige wäre, ja der gröſsere Theil ſich im entgegengeſetzten Falle befindet, ſo ſcheint Rec. die hier gegebene Erklärung keineswegs zureichend. IX. *Von der Anzahl der Schaufeln bey unterſchlächtigen Waſſerrädern*, von *Franz Zallinger*, Prof. der Mathematik zu Insbruk. Hr. *Z.* macht auf den Widerſpruch aufmerkſam, der zwiſchen Theorie und Praxis in dieſem Punkte ſtatt findet, indem faſt immer dreymal ſo viel Schaufeln den Rädern gegeben werden, als ſie der Theorie nach haben ſollten. Das Reſultat der vom Vf. angeſtellten Unterſuchungen iſt dieſes, daſs die völlige Entſcheidung dieſer Frage von der Erfahrung zu erwarten ſey, daſs man bey dem nämlichen Rade und Waſſer bald mehr bald weniger Schaufeln anbringen müſſe, und dann beobachten, ob das Rad bey gleichem Widerſtande eine gröſsere Geſchwindigkeit erhalte, oder bey gleicher Geſchwindigkeit einen gröſsern Widerſtand zu überwinden vermögend ſey. X. *Beurtheilung eines neuen Schöpfrades*, von Ebend. Dieſes Rad war ohne die gewöhnlichen Waſſerkübel, und ſtellte einen holen cylindriſchen Kaſten vor. Da durch daſſelbe das Waſſer nur auf eine ſehr geringe Höhe, nämlich nicht höher als um den Radius des Rades, gehoben werden kann, ſo verſpricht es keine ſonderlichen Vortheile.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Wien, b. Doll: *Neuer und richtiger Taſchenrechner, oder ſogenannter Faullenzer:* welcher mittels einer Tabelle zeigt, wie theuer jede zu erkaufende oder verkaufende Waare, es ſey in Maaſs oder Gewicht, zu ſtehen komme. Dieſem iſt beygefügt eine vollſtändige Münztabelle über die gangbarſten inn- und ausländiſchen Gold- und Silbermünzen; Wurftabellen über die Siebzehner, Siebner und Groſchenſtücke, ferner: die Intereſſen-, Beſoldungs-, Dienſtbothenliedlohns-, Beſtand- und Wirthſchaftstabellen etc. Neue verb. Aufl. 1796. 88 S. 8. (8 gr.)

Ebend., b. Cameſina u. C.: *Anmerkungen über die Viehſeuchen in Oeſterreich.* Nebſt einer Abhandlung gegen das Umbringen der Thiere in Seuchen, von *J. G. Wolſtein.* Neue Aufl. 1796. 147 S. 8. (16 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Unterricht für Fahnenſchmiede, über die Verletzungen, die den Pferden durch Waffen zugefüget werden.* Von *J. G. Wolſtein.* Neue Aufl. 1796. 145 S. 8. (12 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. April 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: *Vollſtändige Erläuterung ſämtlicher ſummariſcher Proceſs-Arten.* II Th. 1795. III Th. 1796. 325. und 860 S. 8. (auſser den Vorreden und Inhalts-Anzeigen.) Nebſt einem Regiſter über dieſe III Theile. (3 Rthlr. 12 gr.)

Hiermit ſchlieſst ſich dieſer, nun bis auf VII Bände in 13 Alphabeten, angewachſene *Proceſs-Erläuterung*, über deren Gehalt und praktiſchen Nutzen wir ſchon bey der Anzeige der vorhergehenden Theile uns geäuſsert haben. Die Abſicht des Vf., die *Theorie* des Proceſſes durch Zuſammenſtellung aller dahin gehörigen Materialien, welche ſonſt zum Theil in den Pandekten zerſtreut vorkommen, recht vollſtändig zu bearbeiten, damit bey jedem einzelnen Gegenſtand die *Praxis* zu verbinden, und ſolche durch Einſchaltung ſchicklicher Formulare recht anſchaulich zu machen, iſt allerdings ſehr löblich, da es bisher an einem ſolchen recht bequemen Handbuch für angehende Richter und Sachwalter gefehlt hat. Es iſt auch dem Vf. (der ein Sachſe iſt und hauptſächlich für Sachſen ſchreibt) nicht eben zur Laſt zu legen, daſs er ſich bey ſeiner Ausarbeitung gröſstentheils mit dem Kurſächſiſchen Proceſs beſchäftiget, den gemeinen deutſchen Proceſs hingegen nur beyläufig behandelt, zumal da dieſer gemeine Proceſs an ſich kein zuſammenhängendes Ganze ausmacht, und durch ſtatutariſche Geſetze vielfältig modificirt iſt. Allein es fanden ſich in der *Behandlungsart* der vorhergehenden Theile einige erhebliche Mängel, die bey der wiederholten Recenſion gerügt werden muſsten, hauptſächlich dieſe: daſs 1) der *praktiſche* Theil und die dazu gehörigen Formulare faſt allemal vor dem *theoretiſchen* vorausging, anſtatt daſs dieſer den erſten Platz hätte einnehmen ſollen; 2) daſs die Formulare ganz ohne Noth gehäuft, und dabey noch dazu nicht die beſten Muſter gewählt waren, wodurch das Werk eine unverhältniſsmäſsige Corpulenz erhielt. Dieſen beiden Ausſtellungen hat derſelbe in den letzten Theilen abgeholfen, ohne jedoch in der Vorrede davon etwas merken zu laſſen. Der theoretiſche Vortrag geht hier bey jeder Materie voraus, und die Formeln ſind viel ſparſamer angebracht. Demohngeachtet ſind noch zwey ziemliche Bände entſtanden, und der Vf. iſt dabey das Regiſter zu den IV erſten Theilen, welche den gemeinen Civil-Proceſs enthalten, ſchuldig geblieben, welches er in der Vorrede zum IV Theil verſprochen hatte, und in der Vorrede zum letzten Theil als wirklich vollendet erwähnt. Indeſs muſs die ſehr ausführliche Inhalts-Anzeige die Stelle des Regiſters vertreten, und bey der beobachteten gewöhnlichen Ordnung läſst ſich jede Materie leicht finden. Die beiden *letzten Theile* des ſummariſchen Proceſſes ſind ſehr ungleich, und der *dritte* faſt dreymal ſo dick als der *zweyte* ausgefallen. Der Vf. entſchuldiget ſolches mit einer ihm zugeſtoſsenen Krankheit, welche ihn genöthiget habe, den II Theil mitten im Concursproceſs abzubrechen, und ihn in dieſer unvollſtändigen Form in der Oſtermeſſe 1795., für welche er einmal beſtimmt war, erſcheinen zu laſſen. Dieſer IIte Theil enthält demnach, 1) den *Provocations-Proceſs*, 2) den *Rechnungs-Proceſs*, 3) den *Conſiſtorial-Proceſs*, 4) den *Kriegs-Proceſs*, und 5) ohngefähr die Hälfte des *Concurs-Proceſſes*. Der IIIte Theil liefert den Beſchluſs des Concurs-Proceſſes; 6) den *Criminal-Proceſs* und 7) die Lehre von *Commiſſionen*. Unter allen iſt aber dieſer letzte Artikel ſehr dürftig ausgefallen, enthält auch kein einziges Formular. Dieſe compendiariſche Kürze rührt wahrſcheinlich daher, daſs der IIIte Theil durch den ſehr ausführlich behandelten Criminal-Proceſs ſchon eine ſolche Dicke erreicht hatte, daſs für die Lehre von Commiſſarien und Commiſſionen höchſtens einige Blätter übrig waren, wenn nicht noch ein IVter Band gedruckt werden ſollte. Die ſummariſchen Proceſs-Arten in den letzten beiden Bänden ſind übrigens mit mehrerer Ordnung und Auswahl bearbeitet, als die Proceſs-Erläuterung in den vorhergehenden fünf Theilen. Beſonders zeichnet ſich dabey der *Concurs*- und *Criminal-Proceſs* aus: bey jenem benutzt der Vf. die neuen Abhandlungen von *Gmelin*, *Schmidt*, und *Dabelow*; bey dieſem die Werke von *Meiſter*, *Koch*, *Böhmer*, *Quiſtorp etc.* Nur Schade, daſs er, anſtatt ſich mit den Hauptquellen und beſten Schriften zu begnügen, gar oft Allegate aus kleinen, zum Theil veralteten Compendien häuft, und daſs die Anführungen ſelbſt nicht durchgehends befriedigend ſind. Bey dem *Conſiſtorial-Proceſs* Th. II. S. 54. wird geſagt: „wegen der „groſsen Anzahl geiſtlicher Gerichte bey den Katholi-„ken und der Verſchiedenheit ihrer Verfaſſung und „Verhältniſſe gegen einander, weiche die daſelbſt ein-„geführte Verfahrungsart ſo ſehr von einander ab, „daſs es nicht möglich ſey, allgemein geltende Grund-„ſätze davon aufzuſtellen." Allein offenbar beruhet die geiſtliche Gerichtsverfaſſung bey den Katholiken auf feſteren Grundſätzen als bey den Proteſtanten, wie denn der Vf. S. 56. ſelbſt bemerkt: daſs nicht jeder Proteſtantiſche Regent ſchuldig ſey, Conſiſtorien zu halten, ſondern ſolche auch von weltlichen Gerichten vertreten werden könnten, und daſs ſelbſt

Privatperſonen die geiſtliche Gerichtsbarkeit in einigen Gegenden von Deutſchland als ein eigenes Recht erworben haben, durch welche Verſchiedenheiten auch nothwendig eine groſse Abweichung in der Verfahrungsart entſteht. Im übrigen verargen wir es ihm nicht, daſs er von den katholiſchen geiſtlichen Gerichten nichts erwähnt, da ſein Buch doch hauptſächlich nur für die Sächſiſchen Gerichtshöfe beſtimmt iſt. Er überſchaut in der Vorrede zum letzten Theil ſein vollendetes Werk mit innigſter Selbſtzufriedenheit. Der Nutzen iſt ihm ſchon dadurch genug bewieſen, daſs viele verehrungswürdige Rechtsgelehrte ſich ſolches angeſchaft haben, und daſs der Buchhändler den Verlag fortſetzt. Er glaubt daher über die widrigen Urtheile einiger Recenſenten nichts ſagen zu dürfen, klagt jedoch beyläufig darüber, und findet es beſonders unrecht, daſs einige Recenſenten die ungenannten Verfaſſer bekannt zu machen ſuchen. Wir wollen dieſen letzten Vorwurf nicht auf uns laden, und dem Vf. den Schleyer laſſen, hinter welchen er nun ſchon 15 Bände über die praktiſche Rechtsgelahrtheit in die Welt geſchickt hat. Wir müſſen aber doch mit voller Ueberzeugung das Urtheil wiederholen, daſs dieſe ſyſtematiſche Compilation, zwar bey den mehreſten Artikeln einen ziemlichen Grad von Vollſtändigkeit erreicht hat, daſs aber doch noch manche Lücken und erhebliche Mängel übrig bleiben, welche dem Werk, als Handbuch für Richter und Sachwalter nur eine *mittelmaſsige Brauchbarkeit* laſſen, und daſs die übertriebene Häufung von Formeln und ganzen Relationen, — deren der Vf. ſelbſt über 600. zählt, — die Dicke und den Preis des Buchs unnöthigerweiſe vermehrt.

GÖRLITZ, b. Hermsdorf und Anton: *Doctrina proceſſus cum germanici, tum praeſertim Saxonici electoralis*, in uſum praelectionum ordine ſyſtematico expoſita ab *E. F. Pfotenhauero*, jurium Doctore in academia Vitebergenſi. 1796. *Partis prioris* volumen. I et II. 220. und 221 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. beſtimmt dieſes Buch zu ſeinen akademiſchen Vorleſungen, wozu es ihm bisher an einem ſchicklichen Leitfaden fehlte. Es iſt auch in der That zu verwundern, daſs die, im J. 1769. zum ſechſten mal aufgelegten *principia proceſſus ſaxonici* von *Griebner*, bisher immer dieſe Stelle vertreten muſsten. Denn ſo vorzüglich auch dies Compendium bey ſeiner erſten Entſtehung war; ſo machten doch die ſpäteren Geſetze eine zu groſse Anzahl unbehülflicher Noten bey den folgenden Auflagen nothwendig, und ſeit 1 6 . hat bekanntlich der Kurſächſiſche Proceſs beträchtliche Zuſätze erhalten, welche bisher von dem Docenten, der jenes veraltete Compendium zum Leitfaden behielt, den Zuhörern in die Feder dictirt werden muſsten. Der Vf. hat alſo für Kurſachſen ein ſehr verdienſtliches Werk unternommen; und ſeine Arbeit hat nicht nur den Vorzug der Vollſtändigkeit, durch Benutzung der neuen Geſetze und Schriftſteller, ſondern zeichnet ſich auch durch groſse Deutlichkeit des Vortrags und Beſtimmtheit der Begriffe, ingleichen durch einen angenehmen und — ſoweit dieſs praktiſche Fach es zuläſst — auch reinen lateiniſchen Styl, vor andern aus. *Die Behandlungsart* iſt ſehr ſyſtematiſch; jedoch könnte die Ordnung leichter und ungekünſtelter ſeyn: der Inhalt des *erſten Buchs, de proceſſu generatim*, welcher bloſs *notionem et diviſionem proceſſus* (Cap. I.) *fontes ejus et ſubſidia* (Cap. II. et III.) in 55 Paragraphen darſtellt, hätte ſchicklicher mit den, die übrigen allgemeinen Vorerkenntniſſe enthaltenden, *prolegomenis* vereiniget werden können. Mit dieſem erſten Buch ſteht auch das zweyte *de proceſſu civili ordinario*, in keinem rechtem Verhältniſs, welches nicht nur dieſe zwey Bände umfaſst, ſondern auch einen beträchtlichen Theil des folgenden Bandes in ſich begreifen wird. Die dabey angebrachten mannichfaltigen Unterabtheilungen in *capita, ſectiones, titulos, et membra*, ſcheinen zum Theil überflüſſig zu ſeyn, und gereichen mehr zur Beſchwerde als zur Erleichterung des Gedächtniſſes. Dieſer *erſte Theil* des Lehrbuchs iſt, (wie ſchon gedacht) nur dem *ordentlichen Civil-Proceſs* gewidmet, und geht darin nur bis zur Lehre von der *Hülfs-Vollſtreckung*: die Suſpenſiv- und Devolutiv-Mittel, und die ſummariſchen Proceſsarten bleiben alſo der noch zu erwartenden zweyten Abtheilung vorbehalten, welche, nach dieſem Zuſchnitt, einen wenigſtens eben ſo beträchtlichen Band erfodern wird. Es dürfte daher dem Vf. ſchwer werden, die gewöhnlichen halbjährigen Vorleſungen nach einem ſo ausführlichen Leitfaden zu beendigen, er müſste denn nur wenige mündliche Erläuterungen beyfügen. Dies wird auch bey manchen Materien der Fall ſeyn, z. B. *de citatione, de legitimatione ad proceſſum, de probatione et reprobatione*, welche ausführlicher behandelt ſind, als der gewöhnliche Maaſsſtab eines Lehrbuchs es erfodert. Bey dem Druck würde auch wenigſtens ein Sechstheil des Raums erſpart und das Buch um ſo viel wohlfeiler geworden ſeyn, wenn der Vf. die ziemlich langen Summarien nicht über die Paragraphen, ſondern darneben geſetzt hätte. Das ganze Lehrgebäude iſt nach der Kurſächſiſchen Proceſs-Ordnung eingerichtet, welches beſonders beym IV Cap. *de ipſis actibus in tractatione cauſae civilis obvenientibus*, ſichtbar iſt, wo vorausgeſetzt wird, daſs der Beweiſs erſt nach einem, über die Litisconteſtation, erfolgenden Zwiſchenurtheil geführt werde. Von dem *gemeinen deutſchen Proceſs* findet man ſehr wenig, und gewöhnlich bey jedem Titel eine ſehr kurze Anzeige des Hauptunterſchiedes, meiſt ohne Anführung der dabey einſchlagenden Geſetze und Schriftſteller. Dieſe Kürze kann man aber dem Vf. nicht als einen Fehler anrechnen, da die Abhandlung des gemeinen deutſchen Proceſſes, (der ſo viele ſtatutariſche Verſchiedenheiten hat, und eben ſo wenig, als das deutſche Privat-Recht, ein zuſammenhängendes Ganze ausmacht) ihn zu weit über die Grenzen ſeines Plans geführt haben würde, welcher nur dahin gieng, ſeinen Sächſiſchen Zuhörern ein brauchbares Lehrbuch

zu verſchaffen. Es iſt ihm auch nicht zu verdenken, daſs er die Erſcheinung der neuen Kurſächſiſchen Proceſs-Ordnung, woran ſchon ſeit langer Zeit gearbeitet wird, nicht abwartete: denn dieſe neue Ordnung kann ſich, allem Anſehen nach, noch einige Jahre verziehen; bis dahin, iſt dies Compendium vielleicht ſchon vergriffen, und hat ſeinen temporären akademiſchen Nutzen geleiſtet. Die Entfernung des Druckorts von dem Wohnſitz des Vfs. hat manche erhebliche Druckfehler veranlaſst. Einige weſentliche Zuſätze und Verbeſſerungen hat derſelbe, nach bereits vollendetem Druck, in einem Anhang zu einzelnen Paragraphen beygefügt.

OEKONOMIE.

N. 1. Grätz, b. Miller: *Ganz vollſtändiges, gemeinnütziges und lehrreiches für alle Stände anpaſſendes, Natur- und Kunſt-Gartenbuch*, insbeſondre für Gärtner und Gartenliebhaber, oder richtige auf Erfahrung gegründete Beobachtungen, wie alle zwölf Monate das ganze Jahr hindurch, ſowohl im Garten, als auch im Winterquartiere, mit der Pflegung, Wartung und Verpflanzung der Blumen, Küchengewächſe und Bäume verfahren werden müſſe; nebſt einigen wichtigen Bemerkungen über den Nutzen des Obſtes, und deſſen Einfluſs auf die menſchliche Geſundheit; dann einer kurzen, aber deutlichen und gründlichen Ueberſicht von den Gerechtſamen der Gartenbeſitzer. 1793. 355 S. XVI Vorr. 8. (18 gr.)

N. 2. Stralsund, b. Strucks Wittwe: *Anweiſung über den Blumen-Garten nach den bisher bekannt gewordenen beſten Behandlungs-Arten.* 1793. 774 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

N. 3. Hannover, in der Helwingſchen Hofbuchh.: *Fortſetzung der in den Briefen über die Beſtellung eines Küchengartens gegebenen Anleitung zum Küchengartenbau.* Der Küchengartenbriefe zweyter Theil. Von *Franz Hermann Heinrich Lueder*, Superintendenten zu Dannenberg im Fürſtenthum Lüneburg, der Zelliſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft Mitgliede, und der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern Ehrenmitgliede. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1793. 670 S. LVI S. Vorr. 8. (20 gr.)

Wenn, wie es in der Vorrede von N. 1. heiſst „ein ſolches gemeinnütziges Gartenbuch in der Gegend des Vf. bisher noch fehlte" ſo wird dieſem Mangel durch gegenwärtigen flüchtig hingeworfenen Verſuch nur ſchlecht abgeholfen ſeyn. Gleich S. 6. wird z. E. Schweinemiſt ganz recht als der kälteſte Dünger angegeben, S. 8. aber dennoch die ſandigte Erde mit Schaafmiſt, die *kalte* hingegen mit Schweinmiſt zu düngen angerathen. S. 9. ſtehen unter den Düngungsmitteln, welche *langſamer verfaulen*, aber eine längere Düngung verſchaffen ſollen, *Kieſelſteine*, mit dem wohl nie erhaltenen Lobe: „*Sie halten die Erde feucht*" wie billig oben an. S. 96. lieſst man in einer nicht zu verwerfenden Anweiſung zum Pflanzen der Obſtbäume. „Um es aber zu verhüten, daſs der Baum „nicht eingepflaſtert werde, muſs man die Erde deſto „mehr antreten, *je feuchter ſie iſt!!*" Mehrere Belege anzuführen, geſtattet der Raum nicht. Wir ſprechen übrigens dem Buche die Brauchbarkeit in Gegenden, wo es Local-Bedürfniſs geweſen ſeyn ſoll, nicht gänzlich ab: rathen aber dem Vf. ſehr ernſtlich, bey einer etwanigen 2ten Auflage, mehr Vollſtändigkeit und Ordnung zu beobachten, und ſeine Schrift von ſo groben Fehlern ſorgfältig zu reinigen. Auch der ziemlich marktſchreyeriſche Titel ſollte billig geändert werden.

N. 2. Iſt die verſprochne Fortſetzung der in eben dieſer Verlagshandlung 1791. erſchienenen Anleitung zum Küchengartenbau, welche wir in N. 223. der A. L. Z. vom Jahr 1793. angehenden Gartenfreunden gebührend empfohlen haben. Für dieſe allein, nicht aber für erfahrne Kunſt- und Blumengärtner, iſt die vorliegende Anweiſung beſtimmt, und jene Anleitung zum Küchengartenbau damit nicht entbehrlich gemacht, daſs hier v. S. 377—512. Bemerkungen und Regeln für diejenigen Blumenfreunde beygefüget worden ſind, welche ihren Gartenraum nicht bloſs zu Blumen verwenden, ſondern mit dem Blumengarten zugleich den Anbau von Küchengewächſen und Obſt verbinden. Der beygefügte Gartenkalender iſt nicht für die letztern Gewächsarten ſondern nur für den Blumengarten eingerichtet.

Rec. unterſchreibt, einige unhaltbare Vorſchläge S. 394. 96. 98. 99. 404. und 405. abgerechnet, das günſtige Urtheil, das ſchon von der Anleitung zum Küchengartenbau in unſern Blättern gefällt worden, mit Vergnügen. Druck und Papier, worüber bey jener Anleitung geklagt worden, ſind hier viel beſſer. Auch iſt das beygefügte Regiſter genau und vollſtändig.

Der Werth von N. 3. iſt längſt von allen Gartenfreunden, die dieſe Briefe ſich zum Führer wählten, anerkannt: ob ſie gleich dem Küchengärtner keinen ganz vollſtändigen, mehr fragmentariſchen Unterricht ertheilen; ſo werden ſie doch, in der von ihrem Vf. reichlich erhaltenen Verbeſſerung und Vermehrung, da er ſo manche unbeſtätigte Erfahrung zurückgenommen, berichtigte dagegen eingeſchaltet hat, angehenden Freunden des Gartenbaues noch wichtiger, und zugleich dem gelehrten Gärtner, auch bey ihrer hie und da zu weit getriebenen Ausführlichkeit eine unterhaltende Lectüre ſeyn. In dieſem II Th. ſind diejenigen Küchengewächſe nachgeholt, welche der erſte Theil nicht faſſen konnte, worunter die Lehre vom Bau des Spargels ſo wie der Artiſchocken und des Blumenkohls vorzüglich in der Verbeſſerung gewonnen hat. Einen neuen Werth erhält das Buch auch durch die ausführliche Anweiſung, wie die nöthigen Gartenſämereyen von jedem Hausvater leicht, ſicher und ohne Gefahr der Ausartung erzogen werden können. Die angehängte Tabelle, mit beygefügten bo-

taniſchen und franzöſiſchen Benennungen, über die Dauer der Pflanzen, und des Saamens, die Zeit des Ausſäens, die Beſchaffenheit des Erdreichs, die Tieſe der Ausſaat, Zeit des Aufgehens und der Verpflanzung, vertritt zugleich die Stelle eines Küchengartenkalenders, und übertrifft an Umfang und Genauigkeit bey weitem dasjenige, was vorher in dieſer Art verſucht worden.

Coburg, b. Ahl: *Magazin der Haushaltungskunſt für Hausväter, Hausmütter, Liebhaber der Oekonomie und Freunde der Geſundheit. — Eine Sammlung gemeinnütziger Erfahrungen für alle Stände, aus den beſten Werken gezogen.* 1796. 383 S. 8.

Mit allerley unter einander liegenden Materialien angefüllte Magazine gefallen weniger, als ſolche, worinn jeder, für den es angelegt iſt, das Seinige gleich beyſammen findet. Da zu Fortſetzungen des gegenwärtigen Werkes Hoffnung gemacht wird, ſo würde Rec. anrathen, die hier zerſtreut aufgeführten Artikel unter ihre Rubriken etwa ſo zu ordnen: Acker- und Wieſenbau, Obſt- Gemüſs- Blumen- und Kräutergärten, Forſtweſen, Fiſcherey, Baukunſt, Pferde- Horn- Schaf- Schweine- und Federviehzucht, Menſchen- und Thierarzneyen, Küchen- und Kellerwirthſchaft, Kleidungs- und Leinengeräthe, Meubles und Pretioſa, Färbereykünſte u. ſ. w. Auſser manchen hiebey noch wohl anzubringenden Unterordnungen würden ſich freylich noch wohl, z. B. die in dieſem Magazine vorkommenden Mäuſe, Ratten, Wandläuſe u. ſ. f. unter die ſchädlichen Thiere, andre aber nicht wohl unterzubringende Artikel, z. B. S. 18. Schminke zu Erlangung einer feinen Haut, S. 26. Wettergläſer zu machen, S. 20. wie mit einem Brennglaſe ein entlegener Ort des Nachts hell zu machen und dergl. unter der Rubrik: Miſcellaneen, hinſtellen laſſen.

Hiernächſt ſollen laut des Titels die gemeinnützigen Erfahrungen aus den beſten Werken gezogen ſeyn. Sollten dieſe aber nicht zu mehrerer Beglaubigung ſo wohl, als Würdigung derſelben, am Ende eines jeden Aufſatzes oder Artikels genannt worden ſeyn? Neuere Artikel würden ſich, wie z. B. der Germershauſenſche, vom Anbau und Benutzung des Acacienbaums, welcher ſich in den Berliniſchen Calendern v. J. 1796. befindet, gar leicht bezeichnen laſſen; wo es aber auf ältere Data ankömmt, da würde eine nur mäſsige Bekanntſchaft mit der ökonomiſchen Literatur freylich nicht hinreichen. Z. B. im Frühlinge zeitige Weintrauben zu haben, iſt eine Vorſchrift, die ſchon zu Anfange dieſes Jahrhunderts in einem Gartenbuche gefunden wird. Wer hat nun ein ſolches in folgenden Gartenbüchern nachgeſchriebenes angebliches Kunſtſtück zuerſt vorgebracht; oder findet ſich ſolches wohl bey claſſiſchen Schriftſtellern, dergleichen Reichardt, Rammelt, Münchhauſen, Bechſtedt, Walter, Buek u. ſ. w. ſind?

Endlich wäre es noch wohl zu wünſchen, daſs manche Artikel durch kurze Anmerkungen berichtiget oder erklärt ſeyn möchten. So können z. B. über 100 Leſer oder Leſerinnen wohl nicht wiſſen, was die in Frankreich ſo beliebten Gruyeres-Käſe ihrer Bereitungsart und übrigen Beſchaffenheit nach ſind oder ſeyn könnten, welches dann in einer Note kürzlich hätte angezeigt werden ſollen. Ein gleiches muſste mit den ſogenannten Brocotten-Käſen, die von geringerer Beſchaffenheit ſind, geſchehen. Die S. 355. gemachte Anmerkung, daſs das Ausſäen der Gerſte aufs ſpäteſte in Deutſchland gegen die Mitte des Aprils geſchehe, iſt eine hiſtoriſche Unrichtigkeit. Von der Oſtſee an bis in den Sächſiſchen Kurkreis hinein, wird die meiſte Gerſte erſt in den erſten Tagen des Brachmonats ausgeſäet. Der ſehr lehrreiche Aufſatz S. 351. betreffend die Guthsverbeſſerung eines Lothringers im J. 1791. ff. hätte an einen beſſern Ueberſetzer kommen ſollen. Wer ſagt in unſrer Sprache, S. 354., *er fuhr dieſe Grundſtücke nur ein einzigesmal mit dem Pfluge?* (beſlügte); S. 857., *neues Gelände?* (neues Land oder neuer Acker) S. 358., *die dritte Kleeſchur fuhr er unter?* (pflügte er unter) S. 368., *die jungen Kühe, nachdem ſie ihr erſtes Kalb gemacht?* (ihr erſtes Kalb gebracht, oder zum erſtenmal gekalbet) S. 369. *die Käſe laſſen denen aus dem Canton Glaris nichts nach?* (geben nichts nach). Da man aber überhaupt in dem ganzen Buche auf ſo viele Sprach- und Druckfehler ſtöſst, ſo erfodert es wohl die Achtung für unſer deutſches Publicum, daſs die folgenden Bände dieſes in ſo mancherley Abſicht nützlichen Magazins ſich ſelbigen in einer beſſern äuſserlichen Form darſtellen mögen.

Wien, b. Gerold: *Der ſichere Nothhelfer für Städtebewohner und Landleute, in welchem verſchiedene hauswirthſchaftliche Dinge und Vortheile für beiderley Geſchlecht zu finden.* Von *Franz Mayer.* 1794. 1 Alph. 3 Bog. 8. (20 gr.)

Unter dieſer ſonderbaren Firma erhält der geneigte Leſer folgende Seltenheiten: Kunſtſtücke, Flecken allerley Art aus allerhand Zeugen zu bringen; Färbe-Kunſtſtücke; Haushaltungs-Kunſtſtücke; z. B. Lichter zu ziehen; Kütte, um allerley zerbrochene Gefäſse zu leimen, zu verfertigen, etc. ferner Kochkünſte; item Anleitung zu Abfaſſung ſchriftlicher Kontrackte, Teſtamente, Bittſchriften, etc. Preiſe verſchiedener Sachen und mancherley Arbeitslohns, die aber wohl nicht weiter als in Wien anwendbar ſind; Tarif der K. K. Fahrafelder Spiegelfabrik, und ein Preis-Courant der K. K. Wiener Porzellain-Fabrik.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. April 1797.

MATHEMATIK.

Paris, b. Didot: *Elémens de Géométrie*, avec des Notes. Par *Adrien Marie Le Gendre*. L'An II. de la République (1794). XII u. 334 S. gr. 8. 12 Kupfertafeln, jede zu ½ Bogen. (2½ Rthlr.)

Daſs der Weg, den die Alten in der Geometrie betraten, der Hauptſache nach der einzige iſt, der zu wiſſenſchaftlicher Vollkommenheit führt, und daſs in ſo fern *Euklid*, *Archimed* und *Apollonius* noch immer die Vorbilder jedes Geometers ſeyn müſſen, darüber iſt nur Eine Stimme. Eben ſo gewiſs iſt es indeſs, daſs dieſer Weg, (beſonders für uns, die wir an Vergleichung der Gröſsen durch Gleichungen, nicht durch Proportionen gewöhnt ſind,) häufig mühſamer als nöthig iſt, daſs er bey manchen Gegenſtänden durch Umwege führt, die ſich vermeiden laſſen, und daſs er ſich endlich gar in Gegenden verliert, welche der Speculation der Griechen reiche Ausbeute verſprechen mochten, für uns aber unfruchtbaren Wüſten gleichen, die nur dann und wann ein Naturforſcher zu durchſtreifen, durch welche man aber nicht die groſse Heerſtraſse zu führen pflegt. — Der Zuſtand der Mathematik hat ſich ſeit der Zeit der Griechen zu ſehr verändert, als daſs nicht eine Umſchmelzung der Elemente, (die ein ausgewähltes Syſtem fruchtbarer und unentbehrlicher Sätze bilden ſollen) für die Neuern ein dringendes Bedürfniſs geworden wäre. Bey aller Hochachtung für die Griechen, und ſo wahr es übrigens iſt, daſs Euklids Elemente in manchem Betracht unübertrefflich ſind, ſo hätten doch die neuern Mathematiker nicht ohne Nachtheil der Wiſſenſchaft ſich mit ihnen begnügen können. Nur ſind die neuern Verfaſſer von Elementen darinn tadelnswürdig, daſs ſie ſich (mit wenigen Ausnahmen) insgeſammt durch den Trieb nach Erleichterung und Abkürzung zu weit haben leiten und verführen laſſen, die geometriſche Strenge zum Nachtheil der Wiſſenſchaft aufzugeben. Beſonders trifft dieſer Vorwurf die franzöſiſchen Schriftſteller über Elementargeometrie, (unſre deutſchen Compendienſchreiber zu geſchweigen, die nur Sinn für kindiſche Faſslichkeit, nicht für wiſſenſchaftliche Vollkommenheit zu haben ſcheinen). Elemente der Geometrie in *möglichſter wiſſenſchaftlicher Strenge, dem jetzigen Zuſtand der Mathematik angepaſst*, waren daher ein wahres Bedürfniſs für Frankreich; und dieſem Bedürfniſs abzuhelfen, hielt ein Mann, wie Hr. *Le Gendre*, deſſen tiefſinnige analytiſche Unterſuchungen ihm einen Rang unter den vorzüglichſten Mathematikern Frankreichs erworben haben, nicht unter ſeiner Würde.

Der Vf. verſichert, ſein vorzüglichſtes Beſtreben ſey dahin gegangen, *Euklid* und *Archimed* an wiſſenſchaftlicher Strenge zu gleichen, und beide in Kürze und Leichtigkeit der Darſtellung und Beweiſe zu übertreffen. Dieſem Ziel iſt er in der That im Ganzen genommen näher als irgend ein andrer geometriſcher Schriftſteller unter den Franzoſen oder uns Deutſchen gekommen. Auch iſt ſein Syſtem der Geometrie das ausgewählteſte und vollſtändigſte, was Rec. neben *van Swindens* und *Thomas Simpſons* Elementen vorgekommen iſt, ganz dem jetzigen Bedürfniſs entſprechend. Es beſchäftigt ſich lediglich mit der Elementargeometrie, ohne Arithmetik, Trigonometrie, praktiſche oder höhere Geometrie einzumiſchen, und ſetzt die Lehre von den Proportionen, auch etwas Buchſtabenrechnung, als bekannt voraus. Jene Lehre iſt ganz arithmetiſch, und wird nur aus dieſem Standpunkt betrachtet völlig hell; eine Anſicht, die *Le Gendre* ſehr gut aufgefaſst hat, wie aus dem erhellt, was er am Anfange des dritten Buchs über den Sinn geometriſcher Verhältniſſe und Proportionen ſagt. Bezeichnung und Verfahrungsart der Buchſtabenrechnung auf geometriſche Gegenſtände anzuwenden, gewährt oft groſse Erleichterung in Fällen, wo die Alten aus Mangel dieſes Hülfsmittels durch Verkettung von Proportionen ſchloſſen. Aus Nachahmungsſucht dieſen Vorſprung ungenutzt zu laſſen, bemerkt Hr. *Le G.* mit Recht, würde kindiſch, und um ſo thörichter ſeyn, da wohl keiner unter den neuern Mathematikern (einen *Robert Simſon* etwa ausgenommen), die Proportionen mit ſo viel Geſchicklichkeit als die Alten zu behandeln weiſs.

Von den acht Büchern, worinn das Ganze getheilt iſt, beſchäftigen ſich: das *erſte* mit den Principien, mit grader Linie, Dreyeck und Parallelogramm, das *zweyte* mit dem Kreiſe, beide mit Ausſchluſs aller Sätze über Flächenräume. Dieſe, ſammt den Proportionen und Aehnlichkeiten ebner Figuren, ſind Gegenſtand des *dritten*, ſo wie ordentliche Vielecke und Kreismeſſung die Gegenſtände des *vierten* Buchs. Das *fünfte* behandelt die Lage der Ebnen und die körperlichen Winkel; das *ſechſte* die eckigen Körper, das *ſiebente* die Kugelſchnitte und Kugeldreyecke, das *achte* endlich die runden Körper. Eine Sammlung intereſſanter, theils rechtfertigender, theils erläuternder und erweiternder Bemerkungen über einzelne Materien, beſonders über manche neue Anſicht und Beweisart, machen den Beſchluſs. Unſer Vf. ſchrieb ſie zur Er-

holung bey Ausarbeitung der Elemente auf. Die mehrſten ſetzen Leſer voraus, die im analytiſchen Calcul geübt ſind.

Dieſes betrifft die Einrichtung des Werks. Ueber die Ausführung und den Geiſt deſſelben, ſey es Rec. erlaubt, hier noch einiges, ſo weit es der Raum dieſer Blätter verſtattet, zuzufügen.

Die *Definitionen* ſtehn, ſo wie bey Euklid, an der Spitze der Bücher, ſo wie ſie nach einander gebraucht werden. Den *Winkel* definirt unſer Vf. folgendermaſſen: *lorsque deux lignes droites ſe rencontrent, la quantité plus ou moins grande dont elles ſont écartées l'une de l'autre ſ'apelle angle;* eine Definition, von der wir ſagen möchten, was er Euklids Definition der graden Linie (wohl mit Unrecht) vorwirft, *elle nous parait inſignifiante.* Höchſtens ſagt ſie, der Winkel ſey eine Gröſse. Die *grade Linie* iſt unſerm Vf. mit Archimed die kürzeſte zwiſchen zwey Punkten, und aus dieſem Begriff derſelben beweiſt er mehrere Sätze, unter andern, daſs zwey Seiten des Dreyecks gröſser als die dritte ſind, und den Archimediſchen Grundſatz bey der Kreismeſſung recht artig. Nach *Poſtulaten*, welche doch die wahre Grundlage der Geometrie ausmachen, haben wir uns umſonſt umgeſehn. Der *Axiome*, die ſämmtlich an der Spitze des erſten Buchs ſtehn, ſind neun. Darunter nur zwey eigentlich geometriſche: Ausdehnungen, die ſich decken, ſind gleich, und zwiſchen zwey Punkten iſt nur eine grade Linie möglich *(c'eſt principalement celuici, qui ſert de baſe à tout l'ouvrage).* Daſs ſich auf dieſe beiden Axiome keine Geometrie aufbauen läſst, verſteht ſich; auch nimmt unſer Vf. alle übrigen ſtillſchweigend an, z. B. daſs gleiche Winkel ſich decken, ein Satz, den er ſo ausdrückt, ihre Schenkel *prendront la même direction.* Schon hieraus ſieht man, daſs eine geſchickte und neue Behandlung der Principien der Geometrie, welche allerdings zu wünſchen wäre, nicht die Stärke dieſes Werks iſt. Auch muſs Rec. die Sonderbarkeit rügen, daſs Hr. *Le G.* ſämmtliche Aufgaben aus dem Faden des Syſtems herausgeriſſen, und am Ende der verſchiednen Bücher auſser ihrem Zuſammenhang aufgeſtellt hat, ohne auch nur einmal da, wo ſie eigentlich hingehörten, auf ſie zu verweiſen. Dieſe Anordnung mag nun zwar in manchem Betracht für den Lehrling recht gut ſeyn, der daran ſeine Kräfte prüfen, und, indem er aus den gehabten Sätzen die zur Auflöſung dienlichen herausließt, ſein Wiſſen befeſtigen kann. Allein dazu müſste man doch billiger Weiſe andre Aufgaben als ſolche wählen, die im Syſtem ſelbſt unentbehrlich ſind. Bey unſerm Vf. entſtehn daraus wahre Sünden gegen die Methode, daſs er z. B. gleich im zweyten Satze fodert, man ſoll über einen gegebnen Punkt einer Linie ein Perpendikel errichten, indeſs wie dieſes zu bewerkſtelligen ſey, erſt am Ende des zweyten Buchs unter den dort aufgeführten 18 Problemen gelehrt wird, auf eine Art, die den zweyten Satz ſchon als bewieſen vorausſetzt. Das iſt doch wahrlich nicht Euklidiſche Strenge, vielmehr ein logiſcher Zirkel, der jeden Lehrling befremden muſs.

Von dem Gange, den *Euklid* in ſeinen Elementen genommen hat, entfernt ſich unſer Vf. ſo ſehr, wie irgend ein andrer franzöſiſcher Geometer, doch mit mehrerem Glück. Indeſs ſtehn die beiden erſten Bücher, (auch abgeſehn von den gerügten Mängeln.) Euklids Werke an Strenge nach. Die folgenden Bücher ſind gröſstentheils ohne Tadel gegen die Methode. Der erſte Satz des Syſtems iſt, daſs alle rechte Winkel gleich ſind, hier durch Deckung bewieſen; der zweyte, daſs alle Nebenwinkel zwey rechten Winkeln gleich ſind; der dritte, daſs zwey grade Linien, die zwey Punkte gemein haben, zuſammen fallen. Die folgenden betreffen Scheitelpunkte, Deckung der Dreyecke und ſenkrechte Linien. Satz 22 iſt der berüchtigte *Grundſatz Euklids von den Parallellinien.* Den Beweis deſſelben ſtützt Hr. *Le G.* auf ſeinen zwanzigſten Satz, mit dem es folgende Bewandniſs hat. Aus den Sätzen über die Perpendikel, worunter mehrere ihm eigenthümlich ſind, zeigt er genügend, daſs wenn wir uns einen ſpitzen Winkel A denken, und aus den Punkten des einen Schenkels AB Perpendikel auf den andern Schenkel AC fallen, dieſe Perpendikel einer willkührlich auf den letztern Schenkel errichteten ſenkrechten Linie DE ſich immer mehr nähern, je weiter die Punkte auf den erſten Schenkel hinausrücken. „Alſo, ſchlieſst er, giebt es in jeder beliebigen Entfernung vom Scheitel des Winkels auf dem Schenkel AC Punkte, wo Perpendikel aus Punkten des erſtern Schenkels gefällt aufſtehn, *alſo auch* in der Entfernung AD, wo denn dieſes Perpendikel mit der ſenkrechten Linie DE zuſammenfällt. Alſo durchſchneidet dieſes Perpendikel nothwendig den erſtern Schenkel AB.“ Aber dieſer Schluſs iſt etwas übereilt. Die gefällten Perpendikel nähern ſich verhältniſsmäſsig immer langſamer der ſenkrechten Linie DE, und daher bleibt immer der Zweifel, ob denn bey dieſer Art von Näherung jene Perpendikel wirklich die ſenkrechte Linie DE je erreichen werden; ein Fehler, an dem viele ähnliche Beweiſe leiden, und der Hn. *Le G's.* Beweis unzulänglich macht.

Daſs zwey Parallelogramme, die gleiche Grundlinie und Höhe haben, gleich ſind, iſt der erſte Satz im dritten Buche (für ſolche Figuren führt Hr. *Le G.* ein neues Kunſtwort ein, *figures equivalentes.* ſo wie für Körper, in denen Gleichheit aller componirenden Theile, nur in verſchiedner Ordnung, ſtatt findet, und die deshalb zwar gleich ſind, aber nicht congruiren, das paſſende Kunſtwort *corps ſymmetriques* oder *corps egaux par ſymmetrie*). Der dritte Satz dieſes Buchs iſt, daſs zwey Rechtecke von gleicher Höhe ſich wie ihre Grundlinien, und der vierte, daſs überhaupt zwey Rechtecke ſich wie Grundlinie und Höhe verhalten. Darauf folgen die Meſſung der Drey- und Vierecke, ferner die Hauptſätze aus Euklids zweytem Buche, die aber in dieſer Folge anders als bey Euklid bewieſen werden, dann erſt der Pythagoreiſche Lehrſatz mit Euklids Beweis, und die ähnlichen Sätze über ſchiefwinklichte Dreyecke, und unmittelbar darauf die Sätze über Proportionalität und Aehnlichkeit in den Figuren und über das Verhalten ähnlicher Flächenräume, nach der gewöhnlichen

lichen Folge, doch mit vielen nicht gemeinen Sätzen bereichert. Recenſenten ſcheint dieſer Stellung der Materien bey gleicher Schärfe in der Methode vor der in Euklids Elementen der Vorzug zu gebühren, obgleich ſo freylich die ſcharfſinnige Art, wie Euklid mittelſt der im zweyten Buche vorgetragnen Sätze auf Gleichheit zweyer ſich nicht deckender Flächenräume, abgeſehn vom Verhältniſs ihrer Seiten, ſchlieſst, aus dem Syſteme ganz hinausfällt. Euklids artige Methode, über eine gegebne Linie ein Parallelogramm, einem gegebnen Parallelogramm gleich, zu bilden, und die davon abhängenden Sätze im ſechſten Buch der Elemente, die für die geometriſche Analyſis das ſind, was für uns die Auflöſung quadratiſcher Gleichungen iſt, vermiſste Rec. bey Hn. *Le G.* ungern. Sind ſie zu unſerm Gebrauch gleich überflüſſig, ſo kann man ſie doch beym Studio der Schriften der alten Geometer nicht entbehren. — Unter den 19 Aufgaben am Schluſs des dritten Buchs thut die letzte: das gemeinſchaftliche Maaſs der Seite und der Diagonale eines Quadrats zu finden, die Incommenſurabilität dieſer beiden Linien auf eine recht belehrende Weiſe, mittelſt Stufenbrüchen dar. Alle Empfehlung verdient auch die Art, wie unſer Vf. die Schwierigkeit wegen der Incommenſurabilität linearer Gröſsen, in der Lehre von den Verhältniſſen der Ausdehnungen, ohne alle Weitläuftigkeit hebt, indem er die Wahrheit der angegebnen Verhältniſſe dadurch mit vollkommner Strenge darthut, daſs er die Widerſprüche zeigt, in die man ſich verwickelt, wenn man ſie gröſser oder kleiner annehmen wollte. Beweiſe durch Deckung ſind hier zahlreicher, als in ähnlichen Werken, und es kommen davon bis in die letzten geometriſchen Bücher neue und recht elegante Beyſpiele vor. Die Theorie der Kreismeſſung im *vierten* Buche iſt mit vorzüglicher Sorgfalt nach Art Archimeds vorgetragen. Dabey zwey Näherungen, die eine zum Umfang, die andre zum Inhalt des Kreiſes in Zahlen, letztere nach Art *Jakob Gregorys*, und ein Anhang über iſoperimetriſche Figuren, welcher geometriſch darthut, daſs der Kreis die gröſste ebne Figur unter allen von gleichem Umfang iſt.

In der Lehre von der Lage der Ebnen und der körperlichen Winkel ſind wir durch mehrere neue Beweisarten und durch Lehrſätze, die gewöhnlich als Definitionen aufgeſtellt werden, angenehm überraſcht worden. Das mehrſte Neue findet ſich in der Theorie der eckigen Körper, worinn Hr. *Le G.* ganz den bisherigen Weg verläſst, und einen ihm eignen einſchlägt. Rec. ſtieſs indeſs gleich beym erſten Satz etwas an, der ſo lautet: „Zwey eckige Körper können nicht gleichviel gleiche Winkel haben, ohne ſich zu decken. Unter gleiche Winkel verſteht man aber hier ihre Eckpunkte.“ Das iſt ſonderbar genug. Iſt es denn etwa erlaubt, unter Winkel zu verſtehn was man will, bald Punkt, bald Neigung von Linien und Flächen u. d. m.? Warum ſagt unſer Vf. nicht gleich im Satze *Eckpunkte*, von denen der Satz allein gilt. Er zieht ſich dadurch offenbar den Verdacht zu, als wolle er jenen an ſich falſchen Satz erſchleichen, macht den Leſer miſstrauiſch, und verfällt ſelbſt in die Nachläſſigkeit, die er S. 281. rügt. Die ſymmetriſchen Körper werden hier umſtändlich und genügend behandelt.

Das ſiebente Buch über die Kugelſchnitte enthält eine vollſtändige Theorie der ſphäriſchen Dreyecke als Einleitung in die ſphäriſche Trigonometrie, auch als Anhang ein paar Hauptſätze über die fünf regulären Körper. Der dritte Satz beweiſt unter andern auf eine ſehr kurze Art, daſs der kürzeſte Weg zwiſchen zwey auf der Kugel befindlichen Punkten, der Bogen des durch ſie gelegten gröſsten Kreiſes iſt. Bey der *Kugelmeſſung* im achten Buche betritt Hr. *Le G.* wieder den Weg Archimeds, den er, (ſo wie bey der Kreismeſſung) der Methode der Grenzen vorzog, weil man Kreis und Kugel nicht als Grenze eingeſchriebner Polygone oder Polyedren betrachten kann, ohne ſich in algebraiſche Erörterungen über Grenzen und über das Unendliche einzulaſſen.

Unter den angehangten Noten intereſſirten Rec. vorzüglich drey. *Erſtens* die in der That überraſchende Methode, wie Hr. *Le G.* aus der Natur der Functionen die Hauptſätze der Geometrie auf eine directe Art ableitet, ſo wie dieſes in den *Turiner Memoiren* für die Hauptſatze der Mechanik geſchehn war. Aus dem Satze, daſs eine Seite mit ihren beiden anliegenden Winkeln das Dreyeck vollkommen beſtimmen, alſo auch den dritten Winkel, ſo wie jede der beiden andern Seiten und den Inhalt, folgt, daſs jedes dieſer Stücke eine Function der drey erſtgenannten iſt, und daraus unmittelbar, daſs die drey Winkel in jedem Dreyeck zwey rechten Winkeln gleich, daſs in ähnlichen Dreyecken und Figuren die homologen Seiten unter einander, und die Flächenräume den Quadraten ähnlich liegender Seiten proportional ſeyn müſſen u. ſ. w.; Sätze, die, ſobald ſie feſt ſtehn, die ganze Geometrie als eine leichte Folge begründen. *Zweytens*, der Beweis der Incommenſurabilität zwiſchen Durchmeſſer und Umfang des Kreiſes, der nach Lamberts Art aus den Eigenſchaften der Stufenbrüche geführt wird, dabey aber Lamberts Beweis an Kürze und Licht übertrifft. Mit allen vorausgeſchickten Lehnſätzen füllt er 9 Seiten. *Drittens* die Theorie über Aehnlichkeit und Gleichheit vieleckiger Körper, eine bekannte ſtreitige Materie, in der wir jedoch unſerm Vf. nicht in allem beyſtimmen können. Eben ſo wenig in ſeinem Tadel der gewöhnlichen Definition der Aehnlichkeit geradelinigter Figuren in der erſten Note.

Daſs es uns Deutſche, ungeachtet der vielen mathematiſchen Compendien, doch an einem ſolchen Syſtem der Geometrie noch fehlt, wie die Franzoſen hier von Hn. *Le G.* erhalten, und die Engländer ſchon länger an *Thomas Simpſon's*, ſo wie die Holländer an *van Swinden's* Elementen beſitzen, wird jeder Sachkundiger geſtehn. Rec. glaubt daher, daſs eine deutſche Bearbeitung dieſer Elemente, mit Hinſicht auf Simpſons und van Swindens Geometrie, ein verdienſtliches Unternehmen ſey, woraus eine Art neuer Euklid, beſonders dem Studirenden, der ſich über die

die erſten Anfangsgründe erheben und ſeinen Geiſt mit ächter Geometrie ſtärken will, empfehlenswerth, entſtehn müſste.

PHILOLOGIE.

Basel, b. Turneiſen: *Nouvelle Grammaire Allemande*, par M. *Kern*, Profeſſeur de la langue allemande, à l'Ecole royale militaire de Soreze. 1789. 12 B. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., der, wie er ſagt, *Junkern* in ſeiner Sprachlehre gefolgt iſt, glaubt ſeine Vorgänger an Einfachheit, Klarheit und Kürze zu übertreffen. (Nun iſts freylich leicht, einfach und kurz zu ſeyn, wenn man die gröſsten Schwierigkeiten überſpringt, und das Fehlende theils dem mündlichen Unterricht des Lehrers, theils der Uebung des Schülers zu ergänzen überläſst: z. B. hier die Ausſprache, von der gar keine Regeln gegeben werden.) Er ſchlägt ſich zu denen, die mit den deutſchen Declinationen *knicken*, und nimmt *viere* für die männlichen und ſächlichen Subſtantive, und *eine* für die weiblichen an. (Als wenn ein Miethling ſich mit *einem* Zimmer zu behelfen getraut, und hernach noch ein paar Verſchläge hinein machen muſs.) Indeſs ſehe Hr. K. zu, wie er mit ſeiner Einfachheit und Kürze auskomme, nur müſſen wir ſeine Zöglinge vor nachfolgenden Sprachfehlern und Unrichtigkeiten warnen. S. 4. Die Vocalen ä, ö und ü ſind keine zuſammengeſetzten, ſondern einfache. S. 21. *Faſan*, *Kapaun*, *Pfau* und *Unterthan* gehören im Hochdeutſchen nicht unter dieſe ſogenannte zweyte Declination, denn ſie haben im Genitiv nicht *en*, ſondern *s*. — S. 23. der *Gurt* geht ganz nach des Vf. 4ter Declination. — S. 30. Das alte und wieder verjüngte: *Burg*, hat einen Plural: die *Burgen*.

Von den Wörtern S. 30., die keinen Singular haben ſollen, müſſen weggerechnet werden: die *Blattern*, nicht nur im allgemeinen Verſtand, ſondern man ſagt auch bey einem Pockenkranken: es zeigte ſich nur *eine Blatter*. — So kann man auch ſagen: mein *Vorfahr*, die *Einkunft*, *le revenu*, eine *Graupe*, eine *Schloſse*, und in der niedrigen Sprechart: eine *Hoſe*. Die *Hefen* iſt gar kein Plural, ſondern ein Singular; beſſer: die *Hefe*. — Bey den ſogenannten *verbes irreguliers*, die auch nicht gut claſſificirt ſind, iſt das meiſte zu muſtern. Das *kneifen* S. 76. iſt Rec. fremd, und *kneipen*, *pincer*, geht regulär (denn ich *knipp* iſt ein ſchlechter Provincialismus), und S. 80. taugen folgende Imperfecta ſchlechterdings nichts: ich *bund*, ich *drung*, ich *fund*, es *gelung*, ich *rung*, ich *ſchlung*, ich *ſchwung*, ich *ſung*, ich *ſunk*, ich *trunk*, ich *wund*, ich *zwung*.

Bey den Namen der guten deutſchen, zum Leſen empfohlnen, Schriftſteller ſollten auch, zu mehrerer Beſtimmtheit, die Vornamen ſtehen. *Möſer*, (der Vf. der patriotiſchen Phantaſieen u. a.) iſt kein *von*, und im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften fehlt *Schiller*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Altona*, b. Hammerich: *Das Rechnen für Anfänger*, von *J. Kroymann*, Lehrer des Schreibens und Rechnens am königl. Gymnaſ. zu Altona. 136 S. 8. (5 gr.) Die Vorrede, worinn der Vf. darauf dringt, ſich nicht mit einer bloſs mechaniſchen Fertigkeit im Rechnen zu begnügen, ſondern den Grund aller Rechnungsarten mit dem Verſtande wohl zu durchſchauen, und nebenher ſeine Jugend auf eine ziemlich pathetiſche Art zum Fleiſse ermahnt, hatte in dem Rec. einige Erwartung erregt. Allein er fand nichts als ein Rechenbuch nach gewöhnlichem Schlage, welches wohl ganz geſchickt ſeyn mag, die holſteiniſche Jugend zu fertigen Rechnern zu machen, ſie aber in den Geiſt der Methoden nicht einzuweihen vermag, indem davon hier keine Spur vorkömmt. Zum Beweis mag die Erklärung der Regel de tri S. 45. dienen: „Frägt man in Abſicht auf die kleinſte Zahl des Verhältniſſes der beiden erſten Regel-Detri-Zahlen, nach einer mit dem dritten Gliede in Verhältniſs ſtehenden kleinern Zahl, oder in Anſehung der gröſsern Zahl des erſten, nach der gröſsten Zahl des zweyten Verhältniſſes, ſo rechnet man durch die *rechte* Regel de tri; und fragt man in Abſicht auf die kleinſte Zahl des erſten nach der proportionsmäſsigen gröſsten Zahl des zweyten Verhältniſſes, oder in Anſehung der gröſsten Zahl des erſten, nach der proportionsmäſsigen kleinſten Zahl des zweyten Verhältniſſes, ſo muſs die Berechnung durch die *umgekehrte* Regel de tri geſchehn." Wir möchten Hn. K. aufs Gewiſſen fragen, ob er ſich wohl ſelbſt in dieſer Erklärung ganz verſtanden habe. Noch weniger verſtehn wir ihn in dem, was er S. 47 von der Kettenregel ſagt. Warum entlehnen doch nicht die Vf. ſolcher Rechenbücher die arithmetiſchen Erklärungen und Vorſtellungsarten, (deren Geiſt nur ein Mathematiker aufzufaſſen und darzuſtellen vermag,) aus den beſſern mathematiſchen Rechenbüchern, z. B. dem *Buſſiſchen*. Dabey können ſie ſich für ihre Gegend doch verdient machen, wenn ſie, wie es hier für das Holſteiniſche geſchehn iſt, eine groſse Menge Uebungsexempel, ſo wie ſie dort im gemeinen Leben vorzukommen pflegen, in dort gangbaren Münzen, Maaſsen und Gewichten zuſammenſtellen. Wie bey der Angabe der holſteinſchen Münzen, Maaſse und Gewichte die Zählungsart nach Schocken, Stiegen und Stücke zur Ueberſchrift: *von Kohlköpfen* kömmt, begreift Rec. nicht. Grade für Kohlköpfe eine eigne Zählungsart zu erfinden, wäre doch in der That originell. Die Muſter von Handwerksrechnungen, die hier eingeſchaltet ſind, findet Rec. in ſolchen Provincialrechenbüchern ſehr zweckmäſsig. Folgende Aufgabe, welche das Buch beſchlieſst, merke ſich die flatterhafte Jugend: „Wie viel *pr. Cten* ſchadet ſich ein Jüngling, welcher das (dem) Ziel menſchlicher Vollkommenheiten, nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten $5\frac{3}{4}$mal näher kommen könnte, als es bey ſeinem Unfleiſs in ſeinen Jünglingsjahren geſchieht? Antw. $81\frac{1}{2}$ p. C."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. April 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Anſichten des Herzoglich Wärtembergiſchen Landſitzes Hohenheim*, nach der Natur gezeichnet von *W. Heideloff* und durch kurze Beſchreibungen erläutert. II. Lieferung. 1796. gr. Fol.

Rec. freut ſich über die beförderte Fortſetzung dieſes, die deutſche Kunſt und den deutſchen Geſchmack ehrenden Werks, deſſen Anlage und Plan bey der Anzeige der iſten Lieferung in Nr. 343. d. A. L. Z. von 1796 angegeben iſt; ſie iſt ihm zugleich eine gute Vorbedeutung von mehrerer Unterſtützung ſolcher rühmlichen Unternehmungen unſerer Verleger von Seiten des Publicums, über deſſen Gleichgültigkeit ſo oft und mit Recht Klage erhoben iſt, wenn von Beförderung eigentlicher Kunſtwerke die Rede war, deren Vorzüge vor den alltäglichen Machwerken einen höhern Preis erheiſchten. — Das vorliegende treffliche Werk empfiehlt ſich immer mehr durch typographiſche Schönheit (Schade, daſs die Correctur nicht durchaus genau beſorgt iſt) und äſthetiſche Ausführung als eins der beſten deutſchen Producte dieſer Art, welches vielen hochberühmten ausländiſchen ähnlichen Werken ohne Scheu an die Seite treten darf, — und bey der Vergleichung ſogar noch gewinnt. Vielleicht aber könnten die Staffagen einzelner Blätter noch beſſer beſorgt ſeyn, worauf Rec. den braven von ihm perſönlich geachteten Künſtler hierdurch aufmerkſam machen will, um dem Ausländer auch in dieſen Nebendingen keinen Vorzug zu geſtatten. — — Die in dieſer Lieferung enthaltenen ſechs Landſchaftgemälde, ſind von einem vortheilhaften Standpunkt eben ſo geſchickt aufgenommen, als glücklich ausgeführt. Es ſind folgende Partieen des Gartens zu Hohenheim mit beygefügten Beſchreibungen: 1) Ruinen eines römiſchen Bades. 2) Das Knabenhaus (es war vom Herzog Karl, dem Stifter dieſer Anlagen, zur Wohnung von zwölf Knaben beſtimmt, welche für die Gartenkunſt erzogen wurden; eine Anſtalt, die, mit dem Geiſt des Stifters in Abſicht mehrerer dieſer Gartenanlagen, jetzt erloſchen iſt) mit dem alten Thor und dem Wachthauſe. 3) Das groſse Schweizerhaus. 4) Das römiſche Gefängniſs. 5) Die Meyerey. 6) Grabmal des Nero. Richtig bemerkt der Beſchreiber bey dieſem Blatt, daſs man dieſen zufällig erborgten Namen, welcher *hier* nicht an ſeinem Platz iſt, mit dem einfachern eines römiſchen Grabmals vertauſchen ſollte. In gleichem Fall dürften vielleicht mehrere ähnliche Benennungen in dieſem Garten ſeyn, in welchem wohl manche Anlagen mit ihren Namen eben ſo wenig an ihrem Platze ſind, wie die jetzigen pomphaften, in der That aber armſeligen, Nachäffungen der griechiſchen Götter- und Volksfeſte, auf dem *Champ de Mars zu Paris*.

Zürich, b. Orell, Geſsner, Füſsli u. C.: *Erinnerungen aus meinen Reiſen nach England*. Aus dem Franzöſiſchen. 238 S. 8.

Ein Theil dieſer im J. 1791 zu Paris in einem kleinen Bändchen in 18. herausgekommenen Briefe wurde durch die Minerva und Olla Potrida auch in Deutſchland bekannt; aber ſie verdienen alle geleſen zu werden. Die Mannichfaltigkeit der auf wenig Bogen behandelten Gegenſtände, der anſpruchsloſe Geiſt in der treffenden Beurtheilung, die Zartheit der Empfindungen, das Lebens in der Darſtellung, die Leichtigkeit im Vortrage, erſetzen bey der Lectüre dieſer Briefe die Neuheit der Gegenſtände, worüber ſie ſich verbreiten. Sie wurden 1789 und 1792 auf zwey verſchiedenen Reiſen geſchrieben. Da die Briefe keines vereinzelten Auszugs fähig ſind, ſo muſs ſich Rec. mit einer allgemeinen Anzeige ihres Inhalts begnügen. Die theils in mehrern Briefen zerſtreuten, theils in einzelnen derſelben concentrirten Hauptgegenſtände ſind folgende. — Totalgemälde der Stadt London und ſeiner äuſsern und innern Anſichten. — Die Schauſpiele; intereſſant überhaupt, beſonders wegen der trefflichen Schilderung der *Mſtrs. Siddons*. — Parlamentsſitzungen; mit des *tugendhaften* Pitts Lob. — Bemerkungen über die engliſche Conſtitution; keine unbeſchränkte Lobrede, ſondern auch beſcheidner Tadel ihrer Fehler und Misbräuche. — Landleben. — Geiſt und Charakter des weiblichen Geſchlechts. — Volkscharakter. — Gefängniſſe und Hoſpitäler. — Shakespeare; zugleich Parallele zwiſchen ihm und den berühmteſten franzöſiſchen Dramatikern. — Ueber *Rouſſeau's Contrat ſocial*, mit ſcharfſinnigen philoſophiſchen Bemerkungen über den Stand der Geſellſchaft, Staatsgewalt, Geſetze, monarchiſche und repräſentative Verfaſſung u. ſ. w. — Klima und Nahrungsmittel in England; in Hinſicht ihres Einfluſſes auf körperliche und geiſtige Bildung und Charakter der Nation. — Ueber Englands Lage und Stimmung des Publicums bey der franzöſiſchen Revolution, — welche keine ähnliche Revolution in England fürchten läſst, (nur hat ſich freylich ſeit 1792 im Innern des Landes durch die Proceduren des Miniſteriums manches geändert, wovon eine Umſtimmung beſonders der mittlern und niedern Volksclaſſen zu befürchten iſt). — Die Deduction der moraliſchen Einflüſſe des

Steinkohlendampfes auf die Nation, iſt wenigſtens mit vielem Witz durchgeführt, aber, in *dem* hier angegebnen Grade dieſes Einfluſſes, gröſstentheils bloſs — ein Spiel des Witzes zu nennen. — Die Bemerkungen über die engliſche Sprache zeugen von nicht gemeiner, bey einem Franzoſen ſeltner, Kenntniſs derſelben. Die Briefe ſchlieſsen mit intereſſanten Bemerkungen von einer kleinen Reiſe in das Innere des Landes, — mit einem reizenden Gemälde von einem Landſitz in Wiltſhire u. dgl. Die Ueberſetzung iſt leicht und frey und der Geiſt des franzöſiſchen Originals darin glücklich übertragen.

Cassel, in d. Hampeſchen Buchdruckerey: *Caſſel und die umliegende Gegend.* Eine Skizze für Reiſende. Mit neun Kupfern. 2te Aufl. 1796. 148 S. 8.

Dieſer gewiſſenhafte Nomenclator der Merkwürdigkeiten zu Caſſel, betäubt diejenigen, die er begleitet, nicht, wie die meiſten Wegweiſer vom erſten Cicerone zu Rom an, bis zu dem letzten Lohnbedienten in kleinen deutſchen Reichsſtädten, mit ſchallenden Lobpreiſungen der Gegenſtände, zu welchen er ſie führt, er ſchärft bloſs ihre Aufmerkſamkeit für die wichtigſten derſelben und überläſst deren Würdigung ihrem eignen Urtheil. Das iſt auch alles, was von einem Wegweiſer verlangt wird; und in ſeinem Munde ſind ſelbſt die Wörtchen: ſchön, herrlich, vortrefflich u. dgl., die dieſem noch zuweilen entfahren, überflüſsig, da er ſich auf nähere Beurtheilung der Gegenſtände nicht einläſst. — Etwas mehr Geſchmack im Vortrage wäre aber doch mit dieſer trocknen, ſonſt aber vollſtändigen, Nomenclatur vereinbar geweſen. Rec. dachte oft dabey an den hundertmal wiederholten Ausruf des Cicerone vom Kaiſer *Joſeph II* in Rom: *Ecco, ecco il famoſo Tritone del Cavalliere Bernini!* — Nach einer allgemeinen kurzen Einleitung folgen fünf Abſchnitte: 1) Die Altſtadt von Caſſel. 2) Die Unter-Neuſtadt. 3) Die Ober-Neuſtadt. 4) Die Orangerie und der Auegarten. 5) Die Luſtſchlöſſer und Gärten um Caſſel. — In einem Anhange werden Notizen über den fürſtlichen Hof, das Militair, die öffentlichen Luſtbarkeiten, die Gelehrten und Künſtler, die Buch- und Kunſthandlungen, Fabriken, Gaſthöfe, Maaſse und Gewichte, und Thorſperre, gegeben. — Die beygefügten Kupfer, beſonders die gröſsern, hätten etwas reinlicher ausgeführt werden können; ſonſt mögen ſie als Zugabe ſo hingehen.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Geographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der ſämmtlichen holländiſchen Beſitzungen in Oſt- und Weſtindien.* Nach den beſten Quellen entworfen. 1796. 167 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Zuſatz: *nach den beſten Quellen entworfen*, pflegt ſonſt anzuzeigen, daſs die in einem Werke zuſammengeſtellten Thatſachen vom Vf. aus authentiſchen Staatsſchriften, Sammlungen öffentlicher Verhandlungen, Liſten u. dgl. m., und aus den Schriften von Augenzeugen über den Zuſtand eines Landes ausgezogen ſind. Solche Sammlungen und Schriften ſind mehrentheils nicht leicht zu haben, erſchweren, theils durch ihre Corpulenz, theils weil ſie nur einzelne Thatſachen liefern, die Arbeit, und geben ihr doch den höchſten Werth, den Schriften dieſer Art haben können: Authenticität; daher einem Schriftſteller, der nach den Quellen arbeitet, in der That Dank und Aufmunterung gebührt. Wenn ſich dagegen aber findet, daſs mit dem Ausdruck *nach den beſten Quellen entworfen*, ein bloſses Wortſpiel getrieben wird; daſs nicht der Vf. es iſt, der aus den Quellen geſchöpft hat, ſondern ein andrer verdienter Gelehrter, deſſen mühſames Werk er mit leichten Veränderungen abſchreibt, und ſich dabey doch das Verdienſt aus den Quellen gearbeitet zu haben anmaſst: verdient da nicht der Vf. einer ſolchen Schrift eine deſto ſtärkere Rüge, je mehr Lob dem gebührt, der wirklich aus den Quellen ſchöpft? — Dieſes iſt der Fall mit dem *Anhange* zu der zu Roſtock erſchienenen Ueberſetzung von *Stavorinus* Reiſen (Beyträge zur nähern Kenntniſs einiger Beſitzungen der Holländer in Oſt- und Weſtindien nach Stavorinus), die wir in der A. L. Z. vom v. J. Nr. 320. angezeigt haben. Bey dieſem Anhange, der auch als ein eignes Büchelchen verkauft wird, iſt die beſte, wirklich aus den Quellen gezogne, ſtatiſtiſche Ueberſicht der holländiſchen Beſitzungen in Oſtindien: *Sprengel* über die neueſten Veraͤndrungen der oſtindiſchen Geſellſchaft in den vereinigten Niederlanden. Halle 1794 (auch im zweyten Bande von *Spr.* Auswahl etc. abgedruckt) auf eine Art benutzt worden, daſs man dieſen Anhang als eine etwas veränderte Copie jener Schrift anſehn muſs. Nun iſt zwar bloſse Abſchreiberey heut zu Tage im ſtatiſtiſchen und geographiſchen Fache zu allgemein, als daſs der Vf. des Anhangs für dieſe kleine Sünde nicht Entſchuldigung finden ſollte (wiewohl es uns immer wehe thun würde zu ſehn, daſs ein mit Recht geſchätzter Mann, deſſen Schriften ſonſt ſo viel Werth haben, ſich zu einer ſo unverdienſtlichen Arbeit herablieſse). Allein was ſollen wir ſagen, wenn dieſe Benutzung eines andern Werks gar verdeckt wird, und der Vf. ſich dem Argwohne Preis giebt, als habe er ſich fremdes Verdienſt zueignen wollen. „Es fehlte bisher, heiſst es in der Vorrede, gänzlich an einer ſtatiſtiſch genauen, kurzen aber doch ſachreichen Beſchreibung der auswärtigen Beſitzungen der vereinigten Niederlande. (Liefert nicht eine ſolche, mit Ausnahme der wenig bedeutenden, nicht unbekannten Kolonien in Amerika und Guinea, deren Beſchreibung in dieſem Anhange nicht mehr als 20 S. einnimmt, *Sprengels* hier ſtets benutztes Werk?) Und weiterhin: „Die Quellen, aus welchen der Vf. ſchöpfte, bey jeder einzelnen Thatſache umſtändlich anzuführen, würde eine zu groſse Weitläufigkeit verurſacht haben. — Der Vf. hat indeſs, auſser mehrern ältern, beſonders die neueſten gröſsern Werke und verſchiedne authentiſche kleine Schriften, nebſt vielen ſeit etwa zwanzig Jahren geſammelten zuverläſsigen Nachrichten, und manche

von mehrern erfahrnen Männern erhaltene mündliche Erläuterungen über den Handel und innern Zuſtand dieſer Beſitzungen ſorgfältig benutzt u. ſ. w. (Dieſe zuverläſsigen Nachrichten geſtehn wir, wenigſtens was Oſtindien betrift, umſonſt geſucht zu haben, da alle neuen Angaben ohne Ausnahme, Sprengeln gehören, der ſie aus bändereichen Sammlungen holländiſcher Staatsſchriften, beſonders den *Zaaken van Staat en Oorlog*, die jetzt bis über den dreyſsigſten Band angeſchwollen ſind, geſchöpft hat.) — Wie ſehr ſticht gegen dieſe Verſicherung die Reclamation im Intelligenzbl. der A. L. Z. Nr. 152. vom v. J. ab, wo dem Vf. ſchon vorgeworfen wurde, Spreng. mit einigen Abänderungen durch und durch abgeſchrieben zu haben; eine Beſchuldigung, die wir nur zu gegründet befunden haben, und deren umſtändlichern Beweis uns der Vf. (dem wir übrigens bezeugen müſſen, daſs er mit Ueberlegung aus dem Sprengelſchen Werke entlehnt, einige kleine Irrungen verbeſſert und manches bequemer geſtellt habe) gern erlaſſen wird. Zu Ende der Vorrede ſteht ein groſses Verzeichniſs „der vornehmſten bey dieſer Ueberſicht durchgängig benutzten neuern Quellen," unter denen mehrere ſo aufgeführt ſind, daſs man ſchwerlich glauben kann, der Vf. habe von ihnen mehr als den Titel gekannt. So z. B. kommen darunter als zwey verſchiedne Quellen vor: *Neederlandſh India. Batavia* 1780 und Beſchreibung von Batavia und der Inſel Java 4 Theile. Leipz. 1785, da doch letzteres eine bloſse *Ueberſetzung* des erſtern iſt. Doch hat der Vf. mit jener Redensart vielleicht nur anzeigen wollen, daſs die angeführten Werke bey ſeinen Nachrichten ſämmtlich genutzt worden ſind (nämlich *unmittelbar* von Spr., folglich *mittelbar* von ihm). Dann hätte der Vf. ſich aber billig etwas deutlicher ausdrücken ſollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Danzig, b. Troſchel: *Der Märtyrer der Wahrheit.* Eine charakteriſtiſch-romantiſche Geſchichte, ſatiriſch, politiſch und hiſtoriſch gezeichnet in zwey Theilen. 1795. 368 S. 8.

Das iſt der Mann, der, wie er ſagt, den Roman zu ſeiner *urſprünglichen Reinheit* zurückführen wird, ſo dachte Rec., als er in der vorangeſchickten Erklärung las: „Mag es immer *Aberglauben* (?) ſeyn, ich „bleibe dabey, die Pflicht des Romanſchreibers iſt, — „die Menſchen zu ſchildern, wie ſie ſind." — Und die Pflicht des Schriftſtellers, könnte man hinzuſetzen, die Sprache zu verſtehen, in der man ſich ausdrücken will. Ob dieſes der Fall bey dem Vf. ſey, das mag der Leſer aus nachſtehender Periode beurtheilen. „Ich weiſs hierauf nicht zu antworten, je „*beſtimmter* ich das Sonderbare des Zeitalters nicht „vermehren mag, in dem *faſt* Ja oder Nein *manchmal* „vom Uebel zu ſeyn ſcheint." Wenn der Vf. in ſeinem vorgeblichen Meiſterwerke den Satz ausführen wollte: daſs Wahrheit gut Ding ſey, ſo hätte er zu keiner unglücklichern Stunde an die Ausführung gehen können. Sein Wahrheitsmärtyrer Stoffel, der ſeinen moraliſchen Curſus damit anfängt, daſs er ſeinem Lehrmeiſter eine Ohrfeige giebt, der alsdann auf die lateiniſche Schule kommt, und in der Folge Doctor beider Rechten, d. h. wie der Vf. hinzuſetzt, Doctor der Rechten und Linken wird, der weiterhin vermöge ſeiner angebornen Geſchicklichkeit Wein verfälſchen und Billetsdoux beſtellen lernt; dieſer Stoffel, deſſen kräftiger Körperbau einen Schildknappen im Gebiete der Liebe phyſiſcher Gattung verräth, der ſich ſehen laſſen durfte; — ein Mann von unleugbaren Verdienſten und überaus liebenswürdigen Eigenſchaften, muſs, von lauter Wahrheitsliebe getrieben, aus einer Grube in die andre fallen; jedesmal aber auch dafür wieder eine angemeſsne Entſchädigung erhalten, damit ihm der Muth zu neuen Unternehmungen nicht ganz gebrochen werde. Fixfingrige Buben und Windmichels, Flausröcke und Marquers, desgleichen Superintendenten, denen die Sterne am Latze zu kleben ſcheinen, wird der geneigte Leſer im Werke ſelbſt näher kennen lernen, worinn zugleich der Charakter des Hauptthelden in wenig, aber treffenden, Worten ausgedrückt wird:

„Ich Eſel, ſagte Stoffel. Iſt er quatſch?"

Riga, b. Hartknoch: *Prinz Condé*, ein hiſtoriſcher Roman. 1795. 256 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſes hiſtoriſchen Romans beſitzt mehr Kenntniſſe der Geſchichte, von denen er ſehr ſorgfältig Gebrauch macht, als dichteriſche Imagination und Feuer. Der Charakter jenes *Ludwigs von Condé*, der in den bürgerlichen Kriegen 1560—1569 eine ſo merkwürdige Rolle ſpielte, dieſes ehrgeizigen, intriguanten, ungeſtümen, tapfern, rachgierigen Fürſten, wäre ein reichhaltiger Stoff für einen guten Dichter geweſen; allein dieſer Vf. hat nicht ſowohl ſeinen Charakter bearbeiten, als einige Begebenheiten aus ſeinem Leben erzählen wollen. Die Begebenheiten ſind nicht kriegeriſcher und politiſcher Art (dieſe werden nur im Vorbeygehn berührt), ſondern *Liebesſcenen.* Denn Liebeshändel machten einen groſsen Theil ſeines Privatlebens aus, wie der Vf. der *Tablettes hiſtoriques et anecdotes des Rois de France* ſagt. Seine Verſchwiegenheit in Anſehung der Angelegenheiten, die er mit Frauenzimmern hatte, dauerte nicht länger, als bis er erhielt, was er ſuchte, und man beſchwerte ſich nicht ſo ſehr über ſeine Unbeſtändigkeit, als über ſeine Undankbarkeit. So ernſtlich aber und rittermäſsig auch eine Zeitlang ſeine Liebe zu der Frau von *St. André* ſcheint; ſo kann ſie doch nicht intereſſiren, da der Leſer ſeinen Leichtſinn und Veränderlichkeit ſchon aus vorhergehenden Liebeshändeln kennt, und, wenn er zuletzt gegen dieſe Frau die ſchwärzeſte Untreue begeht, ſo glaubt es der Leſer dem Vf. nicht, ſo ſehr auch dieſer verſichert, daſs dieſer Schritt den Prinzen einen groſsen Kampf gekoſtet habe. Der Vf. benutzt die, auch bey den Geſchichtſchreibern vorkommende, Sage, daſs der Prinz auf Anſtiften der Frau

Frau von *St. André* getödtet worden ſey. Sein Tod ſcheint gewiſs jedem Leſer verdiente Strafe; um aber die Frau von St. André nicht zu ſchwarz zu machen, laſst der Vf. ſie zwar in der erſten Hitze den Meuchelmord verabreden, hernach aber, wiewohl vergeblich, ſich bemühen, ihn zu verhüten. Von S. 183. an findet man einen *Anhang biographiſcher Nachrichten und andrer Urkunden*, wovon aber manche, z. B. *das Teſtament des Admiral Coligny*, und die *Erläuterungen über deſſen* (erſt drey Jahre nach dem Zeitraume, in den der Roman fallt, erfolgten) *Tod* zur Erläuterung des Romans ſelbſt ganz überflüſsig ſind.

Leipzig, b. Leo: *Magazin für Freunde des guten Geſchmacks der bildenden und mechaniſchen Künſte, Manufacturen und Gewerbe.* 1796. 2ter Band. 1tes u. 2. Heft. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das Titelkupfer von Stölzel nach Schenau ſtellt die Bildhauerey, Mahlerey und Baukunſt in einer Gruppe vor, welche durch die Strahlen eines Spiegels, welchen die der Hauptgruppe gegenüber in den Wolken ſitzende Minerva vorhält, beleuchtet wird. Noch höher der Minerva gegenüber wirft Apollo von ſeinen pferdebeſpannten Wagen ſeine Strahlen in den Spiegel der Göttin der Künſte und Wiſſenſchaften. Unten den Künſten gegenüber auf dem linken Vorgrunde unterrichtet die Zeichenkunſt den Genius der Tiſchlerkunſt. Midas flieht vor dem Lichte der Künſte. Dieſe ganze Gruppe liegt im Schatten um die Hauptgruppe zu heben. Im Hintergrunde ſind Genien der Uhrmacherey, der Blech-, Porzellan- und Töpferarbeiten. Das Kupfer iſt in punktirter Manier gut gearbeitet. Die 3 ſenkrecht übereinander treffenden Köpfe der Künſte ſind ein Fehler in der Hauptgruppe. Der linke Arm der Bildhauerey iſt ſehr verzeichnet. Die 3 untern Gruppen erſcheinen zu vollgeſtopft und es fehlt den einzelnen Theilen zu ſehr an Kontraſten. Minerva ſitzt zu feſt auf den Wolken, ſie würde in diagonaler Richtung ſchöner ſchweben. Der rechte Arm des Apollo macht, mit dem ſenkrechten Körper im rechten Winkel ausgeſtreckt, eine widrige Wirkung. Die Gewänder ſind zu ſehr maniert. Das erſte Kupfer des Werks ſelbſt ſtellt ein Vogelhaus in einem Garten in chineſiſchem Geſchmacke vor, dahinter iſt eine Baumgruppe. Das Ganze macht keine gute Wirkung. Die folgende Kupfertafel iſt eine kolorirte gelb gegründete Tapete, der Fries iſt mit geſchlungnem Laubwerke verziert. 2 Felder hellgrün mit violetter Einfaſſung ſchlieſsen ein mittleres Feld mit ſchwarzen oder einfarbigen Zeichnungen ein. Der Lambris iſt grau mit länglichten viereckten vertieften Feldern. Aehnliche Tapetenmuſter ſind ſehr leicht zu erfinden. Ueber die Denkmale in Gärten folgt im Texte der Beſchluſs, worinn das Überladne der Verzierungen und Denkmäler mit Recht gerügt wird.

Das 2te Heft enthält den Anfang einer Abhandlung über Tempel, Grotten, Einſiedeleyen und Ruinen in den Gärten, worinn über den Urſprung, Beſtimmung, Einrichtung etc. dieſer Gegenſtände Winke gegeben werden ſollen. Das 1ſte Kupfer enthält 2 Muſter zu Wagenbordüren, welche eben ſowohl für andre Dinge als Einfaſſungen genommen werden können. Die eine Bordure beſteht aus zuſammengeſetzten Quadraten mit Roſetten und menſchlichen Figuren verziert. Die 2te aus geſchlungnem Bandwerke. *Die 2te Kupfertafel* enthält 2 Blechöfen in runder Säulengeſtalt, verziert mit Arabesquen, Feſtons und Blätterwerke. Die 3te Tafel enthält eiſerne Gitterverzierungen. Die 4te Tafel enthält eine Garteneremitage. Die 5te Tafel engliſche Gartenzäune und Thüren. Die 6te Tafel ähnliche Dinge aus andern Werken entlehnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt u. Leipzig*, b. Macklot: *Karl und Henriette.* Eine wahre Geſchichte aus dem jetzigen Revolutionskriege von *Johann Chriſtian Heinemann.* 1796 122 S. (12 gr.) — Es giebt keine Seite, von der ſich dieſe Schrift dem Leſer beſonders empfehlen könnte. Die Geſchichte iſt dramatiſch bearbeitet. Sprache und Stil iſt völlig ſo, wie man es von einer ſolchen Arbeit erwarten kann. Das Wort adel kommt auf allen Seiten vor. Wenn der Held des Stücks geprieſen werden ſoll, ſo heiſst es von ihm: er hat nicht getanzt, nicht getrunken, kein Mädchen angeſehen und ſich überhaupt als ein rechtlicher Mann betragen. Die gemeinſten Sprachfehler hat der Vf. nicht zu vermeiden gewuſst, er ſagt: jetzt muſs ich bey meine Schweſter gehen. Zu Zeiten will er witzig ſeyn, dann muſs Wilhelm den aufgebrachten Karl mit den Worten zurückhalten: verdirb deine Degenſpitze nicht; das giebt Futter für die Raben. Am allermerkwürdigſten aber ſind die Anmerkungen, wo der Vf. ſich ſelbſt interpretirt. So hat er z. B. die Stelle: „wo der Weſt uns Kühlung und *den* Wipfeln „der Bäume goldne Pracht *wehte*,“ durch folgende Worte erklärt: bey untergehender Sonne, wenn die Spitzen der Bäume niedergebeugt ſind (man höre!) durch ihre Schnellkraft aber wieder höher und *in die Sonne fahren.* Rec. gäbe etwas darum, wenn er bey ſeinen fleiſsigen Naturbeobachtungen ſo etwas zu ſehen bekommen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Bragur, ein litterariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit. Vierter Band, zweyte Abtheilung.* Fünfter Band erſte Abtheilung.

auch unter dem Titel:

Braga und Hermode, oder *neues Magazin für die vaterländiſchen Alterthümer der Sprache, Kunſt und Sitten. Erſter Band, zweyte Abtheilung.* Mit einem Kupfer. 1796. VIII und 200 S. Zweyter Band, erſte Abtheilung 1797. X. und 188 S. 8.

Dieſe Abtheilung des 4ten Bandes enthält: I. *Ueber den Umfang der vaterländiſchen Alterthümer (der Zeit und den Gegenſtanden nach) unſre Ausſichten und Hoffnungen.* Dieſe Abhandlung würde hier und da gewiſs deutlicher ſeyn, wenn ſie kürzer gefaſst wäre. *Alterthümer der Zeit* nach ſind (wo wir den Autor recht faſſen) Denkmähler der Sprache, Kunſt und Sitten unſrer Vorzeit, (der Generationen vor der unſrigen) die, um Denkmähler zu heiſsen, bey uns auſser Gebrauch gekommen ſeyn müſſen. (Dieſs ſollte beſtimmter ausgedrückt ſeyn.) Alterthümer *dem Gegenſtande nach* ſind entweder Sprach- oder Sach-Alterthümer. — (In ihrer verſuchten Claſſification können wir dem Vf. nicht ins weitſchichtige folgen, ohne daſs uns *Chaſſanaei gloria mundi* dabey einfalle.) *In den Ausſichten und Hoffnungen*, die zu entdeckenden Alterthümer betreffend, werden manche fromme Wünſche geäuſsert und erſtlich in Anſehung des Auslands, nicht nur der Wohnſitz der alten Oſtgothen, ſondern auch die Gegend um Tunis, als Aufenthalt der Vandalen, und Paläſtina — Spanien — als Niederlaſſungen verſchiedener deutſcher Völker, den Rüſtkammern beygezählt, aus denen der deutſche Alterthums-Forſcher noch Schätze erwarten könne; da er doch (wie der Vf. ſelbſt geſteht) dergleichen aus England zu erhalten, ſchon Mühe hat. Inländiſche deutſche Alterthümer glaubt Hr. G. durch einen Aufruf an unſre lieben Landsleute zu erforſchen; wobey aber zu bedenken iſt, daſs der aufgerufene entweder übrige Zeit von ſeinem Hauptgeſchäfte hat, oder nicht. Im erſtern Falle wird oder muſs er ſeine müſſigen Stunden vorerſt entweder körperlichen Erhohlungen oder der Geſelligkeit widmen. Kann er aber die Alterthumskunde ſelbſt als Erholung anſehen; ſo fragt ſichs, ob der Liebhaber auch Kenner ſey; ſonſt füllt er ſeine Magazine mit Quisquilien an. —

II. *Nachricht von den deutſchen Gothen (Deutſchen oder Gothen) in der Krim, Fortſetzung.* Die erſte Nachricht von einem deutſchen Volke in der Krim gab ein Minorite *Wilhelm v. Ruysbrock* aus Brabant ums J. 1251. die zweyte *Joſeph Barbaro* in ſeinem *Viaggio alla Tanna* ums J. 1436. die dritte *Busbeck* (gegen 1562. und die vierte *von Rudbeck* aus dem vorigen Jahrhundert haben wir in der Recenſion des erſtes Hefts von Braga und Hermode beygebracht). Ob noch heut zu Tage die Sprache (und vielleicht gar eine Abſchrift der ulphilan. Ueberſetzung bibliſcher Bücher) in Taurien, der Walachey, Moldau u. a. w. exiſtire, iſt eine andere Frage. (Sollten die Vf. des allgemeinen Wörterbuchs der Sprachen des ruſſiſchen Reichs ſie nicht beantworten können? Im nördlichen Deutſchland muſs es Gelehrte genug geben, die von Petersburg Briefe und Antworten auf ihre Fragen erhalten, ohne ihr Geld umſonſt auszugeben. Hr. Rüdiger ſetzt unter ſeine Sprachproben neben den ulphilaniſchen Dialekt auch den von gewiſſen *Ulanen* in der Krim. Sollte dieſs etwa *Alanen* heiſsen müſſen? Die Nachrichten von den Ulanen haben uns nirgend befriedigt; dagegen waren nach Jornandes die Alanen Deutſche, und noch jetzt werden unter den Völkerſchaften des Kaukaſus Alanen gezählt. Ueberhaupt, ſollte nicht die Menge dieſer Völkerſchaften eine germaniſche mit einſchlieſsen? *Ihre* in ſeinem *Gloſſar. Suio G.* t. I. p. 115. gedenkt, mit Anführung des 9 Bandes von *Bajer. Act. Acad. Scient. Petropol.* einer dergleichen Nation *Tauli* genannt. — Rec findet die Tauli zwar auf Charten, aber nicht in Erdbeſchreibungen. Doch muſs man auch das, was *Reineggs* darüber ſagt, vergleichen. Was der Herausgeber aus Hn. Prof. Forſters *Entdeckungen im Norden* mit ſo groſsem Jubel aufnimmt, nämlich die ſogenannte gothiſche Neujahrsgratulation mit ſolennem Aufzuge vor den griechiſchen Kaiſern (eine wahre Farce, wie der Commentator jenes 83 Kapitels im *Conſtantin. Porphyrogennetes de caerim. aul. Byzant.* es nennt), nebſt der verſuchten Dolmetſchung, konnte Rec. nicht wohl ohne Lächeln da ſtehen ſehen. Das Lied hat ſo wenig ulphilaniſches, daſs wir mit noch wenigerm Aufwande von ſchlauer Interpretations Gabe Fragmente aus dem hebräiſchen Pentateuchus für ächt Deutſch erklären wollten: wo es nicht recht fort wollte, ſchöben wir die Schuld auf den corrupten Text. Ohngeachtet S. 41. dem Texte die möglichſte Gewalt geſchieht, ſo läſst er ſich doch nicht zum Ulphilanismus zwingen. Das z. B. herausgebrachte *Fan, dominus,* iſt kein Wort, ſondern bloſs die Abkürzung von *Frauja.* S. *Ihre Anal. Ulphil.* p. 51. *Append.* Nach dieſem Ver-

Verhältniſs wären die Vallanceyiſchen Vergleichungen des puniſchen mit dem iriſchen mehr als Wahrſcheinlichkeit; ſie wären Gewiſsheit. Kannte man auch am Hofe der griechiſchen Kaiſer zu Conſt. Porphyr. Zeit das Gothiſche ſo genau, um unterſcheiden zu können, ob es die ächt-gothiſche Sprache, oder die von einem Volke war, das den Wohnſitz der Gothen bezogen hatte? Semler behauptete mit mehr Wahrſcheinlichkeit, daſs jenes Lied ein barbariſches Latein ſey. Rec. ſchlägt eine mittlere Meynung vor. Es war Moldauiſch oder Wallachiſch. Die Wallachen zogen in die Sitze der Möſo-Gothen. Ihre Sprache iſt ein verderbtes Latein mit Bulgariſch und ſlaviſch vermengt. Proben davon ſ. in *Cantemirs Beſchreibung der Moldau*.

III. *Die Verſuchungen des Gottes Thor.* Ein artiges und gut erzähltes Märchen aus der jüngern Edda.

In IV. ſteht *unſih* nicht bloſs des Reims wegen; es iſt ſo ächt als das *uns*. S. *Hickes. Gramm. Theotisca* (in deſſen *Theſaur LL. Sept.*) p. 51. So findet man auch im Angelſ. beides *us* und *unc*, und in einem altſächſiſchen Fragment *os* und *osc*.

VI. *Altdeutſche Guillotine ſonſt die Diele genannt.* Hierzu die Nachricht unten S. 185., daſs auf einem Lucas-Cranachiſchen Holzſchnitte in *Georg Rau's Luſtgarten der Seelen*. Wittenb. 1548. der Apoſtel Matthias guillotinirt wird. Bey der Note S. 60. bemerken wir, daſs *zwagen*, *zwahen* nicht: gewaltſam waſchen, ſondern ſchlechtweg: waſchen, heiſse; daher auch *Zwahila*, *Twahila*, Zwähle, Quäle, Handquahle, Handtuch.

IX. *Fabeln aus den Minneſingern und Fortſetzung des Auszugs aus dem Heldenbuche.* Manches unter dieſer Numer konnte genauer überſetzt ſeyn, z. B. S. 140. *ſtören* heiſst deſtruere und *ſmuken* ſubmittere. S. *Scherz-Oberlin. Gloſſar.* (Bey der Fabel vom Rieſen, [Menſchenfreſſer] und den zwölf Schächern, deren eilfe er fraſs, der zwölfte aber ſich durchaus nicht freſſen laſſen wollte; fiel uns — da doch nichts unterm Himmel neu iſt — der letzte polniſche Krieg ein.)

XI. *Neue Schriften*, z. B. das Mereauiſche Taſchenbuch der deutſchen Vorzeit, deſſen bekannter Inhalt hier wiederholt wird.

XII. (Meiſt leſenswürdige) *Auszüge aus Briefen* — unter andern von Schottiſchen Liedern, wo wir zu S. 173. u. ff. die Anmerkung machen, daſs das Engl. *glee*, Subſt. und Adj. Schwed. *gladje* und *glad*, zu *glad*, gehört und nicht nur in den ſkandinaviſchen, ſondern auch ſüd-germaniſchen Dialekten gefunden wird. Isl. *gladur*; fröhlich, *eg gled*, ich erfreue, erheitre. Gloſſ. Keron. *glata-muatan*, hilarem. Folglich kömmt es wohl nicht von dem ſpeciellern *gligg* her. *Glee* hieſs wohl erſt, was *allegro* heiſst, beide bekamen nachher die eingeſchränktere muſikaliſche Bedeutung, und wurden gewiſſen Regeln der Setzkunſt unterworfen. Rec. fand unter dieſer Numer die Probe des engliſchen Lehrgedichts vorzüglich:

How the wiſe man taught his Son. —

S. 184. Verſpricht Hr. Prof. *Veeſemeyer* deutſche und zum Theil ſatyriſche Volkslieder auf wichtige Begebenheiten ſeit der Reformation! Sie werden willkommen ſeyn. — S. 185. u. ff. Altdeutſche Handſchriften in der Münchener Bibliothek, worunter einige von Wolfram v. Eſchilbach, Hugo v. Trimberg. u. ſ. w. Manche wären ohne Zweifel der Herausgabe und Erläuterung werth.

XIII. *Fiſcharts Rabelais.* — Rec. hat eine Ausgabe aus dem 16 Jahrhundert ohne Ort und Jahr vor ſich. Statt O. und J. ſteht unten:

Im Fiſcken Gilts Miſchen.
Getruckt zu Grenſing im Genſſerich.

Man könnte ſie dieſer Maskirung halber für die erſte Ausgabe halten, wenn nicht auf dem Titel ſtünde: „zu dieſem Truck wieder auf den Amboſs gebracht." —

Wir können nicht das, dem feinen Titelkupfer von Chodowiecki gebührende, Lob übergehen. Es ſtellt den Braga vor, dem die Göttin Idunna den Apfel der Unſterblichkeit reicht. Man ſ. *die Horen* 1796. Ites St. S. 1 — 28. Doch ſollte bey der Erklärung des grünen Umſchlags auch gerügt ſeyn, daſs für *Codex argenteus: Codex argantea* ſteht.

Die erſte Abtheilung des 5ten Bandes, iſt beſonders reichhaltig. Im Vorbericht beklagt Hr. Prof. *Grater* mit Recht den Tod des verdienten Sprachforſchers, Syndikus *Haſslein* in Nürnberg (deſſen fleiſsig gearbeitetes nürnbergiſches Idiotikon, unſers Wiſſens, immer noch Manuſcript iſt.)

I. *Beytrag zur Geſchichte der Kreuzzüge aus den Minneſingern und Abulfeda's Annalen.* S. 7. beichtet ein Ritter und Kreutzfahrer Gott vor ſeiner Abfahrt die Anhänglichkeit an ſein zurückbleibendes Weib, als die einzige groſse Sünde, deren er ſich bewuſst ſey, und die er nie werde ablegen können.

II. *Beytrag zur Kenntniſs der alten deutſchen Volkslieder* von Hn. *Kinderling.* Ein vorzüglicher Artikel. Unter den aufgezählten Volksliederſammlungen zeichnet ſich aus und verdiente, nach den davon gegebenen Proben, wohl eine neue Auflage das plattdeutſche Liederbuch: *Nye chriſtliche Geſenge*, *in den Druck gegeuen dorch Herm. Veſpaſium, Prediger tho Stade.* 1571. (Die *chriſtlichen Geſenge* ſind gleichwohl faſt lauter weltliche Lieder). Beſonders muſs das 37te Lied viel erhabnes haben: die zwey angeführten Strophen: *Wack up du edle düdſche Blod etc.* ſind vortreflich (doch muſs das: *Wol is de uns etc. Wor is etc.* heiſsen). Wir können uns nicht enthalten, aus einem andern dieſer Geſänge eine Stelle, die Gelehrten und ihre Streitigkeiten betreffend abzuſchreiben:

Betracht idt recht ein wyſer Man
Wat wil dar noch uth werden:
Dath ſteder in twen Hupen ſtaen,
Und zanken de Gelherden:
Seer ergert idt dem gemenen Man,
De ock en Sprickwordt macht darvan:
De Gelerden de Vorkerden.

Digitized by Google

Dörch

Dörch aithonelé Zankent ſpite
De Warheit werd vorlaren:
Welk meiſt deels herkumpt ath Vorwitz,
Dat man tho hoch wil varen:
Enn grothen Namen mencher ſöcht,
Und egen nutt welchs jo nicht docht;
Godt werdt idt openbaren.

Eben ſinden wir ein Nebenſtück zu gedachtem Liederbuche, in hochdeutſcher Sprache, auf, und das auch die Numern 1 — 19., und vielleicht mehrere des plattdeutſchen, aber, wie's ſcheint, in einer minder einfachen und kräftigen Sprache enthält; doch verdiente das 152te, eine etwas derbe Satyre auf die Erwahlung Heinrichs III. von Frankreich zum Könige von Pohlen, wieder auferweckt zu werden. Es fängt an:

Bomey, Bomey ihr Polen,
Gott gruſs euch allzugleich,
Ewern Konig ſolt ir holen
So ferren in Frankreich.
Riſt euch zu, Schmiert die Schuh
Verkaufft den Ochſen, behalt die Kuh
Joch Hoſsko Hawadey. —

Das Buch iſt betitelt: *Liederbüchlein, darin begriffen ſind zweyhundert zwey und ſechzig, Allerhand ſchöner weltlicher Lieder, Allen jungen Geſellen und züchtigen Jungfrauwen zum newen Jar, in Druck verfertiget. Aufs neu gemehret* u. ſ. w. Frankf. am Mayn, 1584. 14½ Bog. 8. Geiſtliche Lieder wurden auch damals und noch vor kurzem, nach weltlichen Melodien geſungen. Belege ſind das alte koburgiſche Geſangbuch u. a. m. S. 37. eine artige Nachricht, aus Aventinus bairiſcher Chronik, warum ſich die deutſchen Volkslieder ſo ſehr verloren haben. — „Weiter hat König Laber geſetzt, und geboten, daſs man auch von denen, die unrecht und böſe Stück thun, damit ſie ſich „ſchämten und beſſerten, Lieder mache — dann darf „einer unrecht thun, iſt billig, daſs ers leide, daſs „mans auch von ihm ſinge und ſage, ſchämt er ſich ſo „beſſert er ſich. Aber die Gewaltigen verboten mit „der Zeit ſolches, mochtens in die Länge nicht dul„den, forchten es käme zuletzt (als dann geſchahe) „auch an ſie." —

III. *Des St. Galliſchen Mönchs, Ruodeberts, Brieſe, aus dem Latein. in Goldaſt Script. rer. Allemann.* T. 2. pars I. Die wenigen deutſchen Gloſſen, die hier vorkommen, verdienten, zumal wegen ihrer meiſt fehlerhaften Lesarten, kaum die Mühe des Abſchreibens, geſchweige einer Kritik. Wir erinnern nur folgendes dabey. S. 43. u. f. *Skaffelos* iſt das engl. *Skapeleſs*, unförmlich, ungeſtalt, (nicht ſchafftlos) von *Shape*, Form, Geſtalt; und *Zimper* heiſst nicht bloſs Bauholz, ſondern jede rohe Maſſe, z. B. das Chaos. — *Temo die Heiligen holt ſint, der mag horsko gibeton*, wird hier drollicht überſetzt: — *der kann Roſsen gebieten* (!!) es muſs heiſsen: *der kann freudig beten*. *Horsco, horslihho*, allem. alacriter — *ze leibe*, nicht: zu *Liebe*, ſondern *übrig*, reliquum, die Phraſe iſt überhaupt dunkel. *uuielichi* nicht: *welche*, ſondern das Subſt. *qualitas*.

IV. *Zur Geſchichte der altdeutſchen Trachten und Moden.* Ueber eine Abbildung in *Leuckfelds Antiquitatt. Gandersheim.* p. 12.

V. *Ueberſetzung eines Gedichts aus dem 13 Jahrhundert in unſer Deutſch*, vom Herausg. (wir haben das Original nicht bey der Hand, um die Ueberſetzung vergleichen zu können, die uns gut ſcheint.)

VI. *Erklärung verſchiedener deutſchen Geſchlechtsnamen.* Ein artiger Einfall, der zugleich verſchiedene Appellative und unter andern auch das Bedeutungsreiche Wort *Meyer* erläutert; — aber nur nicht durch unglückliche Nachahmungen gemiſsbraucht werden darf. Viele deutſche Namen kommen aber auch aus dem Slaviſchen, als *Opitz*, *Wernicke* u. dgl.

VII. *Der Mann im Garten, eine komiſche Erzählung von Hans Roſenplut.* Aus einem Incunabel. (Man braucht nicht gern dieſes Wort im Singular.) Literatur dieſer Erzählung. Langbein hat ſie mit der Überſchriſt: *der Kammerdiener.* Auch Burkard Waldis hat ſie, der aber 100 Jahre jünger iſt, als Roſenplut. Die alten Wörter ſind hier recht gut überſetzt bis auf folgende: S. 90. *pew* heiſst vielleicht: Haus. — S. 91. Z. 4. *Wenn ein Sach die geheiſs mir her* muſs heiſsen: nur eine Sache die verſprich mir vorher! — S. 94. und 95. *dein geſlucht* vielleicht: dir geſchmeichelt, gefleht, von *flehan*, *flewgan*, ſchmeicheln, liebkoſend bitten. S. 88. *Hel* ſchwerlich: verführeriſch; 95. *verſorten* vermuthlich: verwundet, und 96. *geleicht* geaſſt (joué) von *leich*, Spiel. — Daſs übrigens unſre ältern Dichter der ächten komiſchen Laune nicht ermangelt haben, iſt keinem Zweifel ausgeſetzt. Sie wohnte ihnen ſo gut bey als dem ernſthaften Spanier und hypochondriſchen Engländer, nur ſeltner mit Kürze und Geſchmack gepaart; auch geht der deutſche Patriosmus nie ſo weit, dieſe Laune und ihren Ausdruck der Boccaziſchen und Lafontäniſchen Erzählungskunſt vorzuziehen!

VIII. *Vergleichung der Provanzalen mit den Minneſingern, Verſuch über die romaniſchen Dichter des 12 und 13 Jahrhunderts*, von W. S. Daſs die ſchwäbiſchen Minneſinger Nachahmer der Provanzalen waren, läſst ſich gut denken; denn ihre Sprache zu bilden war unter den abendländiſchen lebenden Sprachen nur die einzige provanzaliſche, als Schriftſprache, zu ihrem Muſter tauglich; da die hohen Oden der Norweger und Isländer vermuthlich nicht weiter als durch die Dänen nach England drangen, wo aber die franzöſiſch - normänniſche Periode ihren Ruhm hemmte). Nun gehört freylich eine Erläuterung dieſes Satzes, aber doch nicht eigentlich der ſonſt ſchätzbare Verſuch über die romaniſchen Dichter hieher.

(Der Beſchluſs folgt.)

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Die Geometrie in ihren Grundſätzen und Ausübungen* mit beſonderer An-
Mm 2 wen-

wendung auf Landescultur und Forſtwiſſenſchaft. Mit 18 Kupfertaf. 1793. 338 S. 8.

Schon der Titel giebt keinen vortheilhaften Begriff von der Schreibekunſt des Vf. und in dem Buche ſelbſt zeigt ſie ſich nicht beſſer. Inzwiſchen wäre das bey einem Buche der Art zu überſehen, wenn dafür die Sachen deſto zweckmäſsiger und richtiger wären. Dieſs iſt aber hier der Fall nicht — wenigſtens bey dem gröſsten Theile des Buches nicht. Es zerfällt nämlich in drey Haupttheile, von welchen der erſte *theoretiſche*, der zweyte *praktiſche Geometrie*, und der dritte ein tüchtiges *Förſter - Examen* auf vier vollen Bogen in Fragen und Antworten enthält. In dem theoretiſchen Theile findet man nicht bloſs ſolche Sätze, die in inniger Verbindung mit dem Landbau und Forſtweſen ſtehen, und in dem praktiſchen Theile ihre Anwendung finden; ſondern er begreift ungefähr daſſelbe, was auch in andern Lehrbüchern der Elementargeometrie vorgetragen wird — manches mehr, manches weniger — ohne daſs ſich ein Grund angeben lieſs, warum jenes aufgenommen, dieſes weggelaſſen worden ſey. So wird hier etwas von der Verdoppelung des Würfels, etwas von der Auffindung zweyer mittlern Proportional - Linien, etwas von den Kegelſchnitten geſagt — aber nirgends findet man mittelbar oder unmittelbar einen Gebrauch davon gemacht. Dagegen ſind oft die nöthigſten Sätze ſehr unvollſtändig abgehandelt. Ueberhaupt ſcheint der Vf. die mathematiſche Genauigkeit nicht für ein ſo weſentliches Erfoderniſs eines geometriſchen Lehrbuchs zu halten. Gleich der erſte Paragraph giebt davon mehr als Einen Beweis. Er heiſst: „Eine Gröſse iſt, was nach „der Länge, Breite *oder* Tiefe ausgedehnt, was theil„bar iſt; der Punkt iſt der Anfang jeder Gröſse, ſelbſt „in Gedanken untheilbar; und die Linie iſt die ein„fache Ausdehnung des Punkts." — Nach einer ſolchen Erklärung verzweifelt man, daſs jemand im Stande ſey, einen geſchickten Vortrag der Geometrie zu halten. Der nächſte Paragraph giebt eine Erklärung vom Cirkel, die nicht viel beſſer iſt. „Läuft ein Punkt, „heiſst es, um einen andern feſten Punkt, in einer „immer gleichen Entfernung, und ſchlieſst ſich wie„der an ſeinen Ausgang, ſo beſchreibt er einen Cir„kel, deſſen Gränze (der Weg des beweglichen Punk„tes) heiſst Peripherie." — Wenn man die Linie, die der Punkt beſchreibt, den *Cirkel* nennt, ſo kann man ihr keine andere Linie zur Gränze geben. In einem mathematiſchen Lehrbuch darf man Cirkel, Cirkelfläche, Cirkellinie, Peripherie nicht verwechſeln. *Cirkel (Kreis)* iſt der allgemeine Ausdruck, der die ganze Figur bezeichnet; *Cirkelfläche* deutet die Ebene an, die die Figur einnimmt; *Cirkellinie* iſt die Gränze dieſer Ebene, und dann überhaupt die Linie, die die Eigenſchaften dieſer Gränzlinie hat; in Verhältniſs zur Cirkelfläche oder zu andern Linien des Cirkels gedacht, heiſst ſie *Peripherie* (Umkreis). — In dem fünften §. wird ſchon der Satz aufgeſtellt, daſs der Bogen das Maaſs des Winkels ſey, weil der Bogen deſto gröſser wäre, je gröſser der Winkel wäre. Aber es wird nicht gezeigt, in welchem Verhältniſs die Ab- und Zunahme des Bogens mit der Ab- und Zunahme des Winkels ſtehe, und in wie fern alſo jener ein Maaſs von dieſem ſeyn könne. — So iſt es hier mit ſehr vielen andern Sätzen: dem Vf. iſt es genug geweſen, wenn der Satz an ſich richtig war; ob ſein Beweis eben ſo richtig wäre, ſcheint ihn weniger bekümmert zu haben. Wir könnten, wenn es nöthig wäre, eine Menge Beyſpiele hiervon anführen. Oft iſt auch weder der Satz ſelbſt richtig ausgedrückt, noch der Beweis ordentlich; z. B. §. 215., wo der bekannte Satz, daſs ſich die Seiten in einem Triangel, wie die Sinus der gegenüberſtehenden Winkel verhalten, auf folgende Art vorgetragen wird: „Je gröſser der Winkel, je gröſser „iſt die entgegenſtehende Seite, und umgekehrt; je „gröſser der Winkel, je gröſser iſt ſein Sinus, und „umgekehrt. *Alſo verhalten ſich die Sinus der Winkel „zu den Winkeln, wie die Seiten zu den Winkeln, ſo„hin auch wie die Sinus zu den Seiten ſelbſt.*" — Rechnet man zu dieſem unmathematiſchen Vortrage noch die Menge von Druckfehlern, von denen das Buch wimmelt, ſo wird wohl niemand ſehr begierig ſeyn, ſich daraus zu unterrichten.

KLEINE SCHRIFTEN

Oekonomie. *Leipzig*, b. Rein: *Anweiſung wie der Landmann ſeinen Dünger vermehren, und denſelben mit Vortheil auf den Aeckern, Wieſen und dergleichen gebrauchen muſſe.* 1796. 63 S. 8. Als eine ſichre Anleitung kann dem Landmann dieſe Schrift nicht empfohlen werden, da ſie viele Vorſchriften enthält, die zum Theil ganz widerſprechend, theils an ſich ſelbſt unausführbar ſind. Wer nach S. 1. ſeinen Dünger im Hofe, der nach S. 6. 3 Ellen hoch (!!?) angehäufet werden kann, mit Bretern u. d. gl. bedecken und gegen die Sonnenhitze ſichern wollte, würde ihn damit dem weit ſchädlicheren innern Brande ausſetzen, da die S. 7. aufgegebenen öftern Düngerfuhren ſich eben ſo wenig bewerkſtelligen, als in den meiſten Höfen zwey Miſtſtäten, wenn ſolche auch noch ſo nützlich wären, anbringen laſſen.

Ganz verloren wird die nur durch Aufſtreuen auf die Saatfurche im feuchten Land viel nützende Aſche, nach S. 6. unter allerley Miſt im Hofe gemengt, wenn ſie auch nicht unter neun ſehr wunderbar geordneten Schichten, eine der unterſten ausmachen ſollte!

S. 16. Werden auf ein nicht geringes Ackerſtück, wo ein Dresdner Scheffel Korn aufgeſaet wird, 12—14. zweyſpännige Fuder, jedes zu 12—14. Centner, zu fahren vorgeſchrieben, und doch wird S. 8. vorher das Ueberdüngen widerrathen. Vieles was von Behandlung und Gebrauch des Schaafdüngers, und der Düngung mit Kalk gelehret wird, läuft gegen ſichre Theorie und Erfahrung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 2. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Bragur, ein litterariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit. etc.*

auch unter dem Titel:

Braga und Hermode, oder neues Magazin für die vaterländiſchen Alterthümer der Sprache, Kunſt und Sitten. etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

IX. Handſchriften. 1) *Das erſte(?) deutſche Gedicht.* Aus dem einzigen Originale deſſelben im Bairiſchen Benedictinerkloſter Weſſenbrunn. Dieſes kleine, aber ſehr ſchätzbare Stück in erhabener Proſa mit der Ueberſchrift: *De poeta Kazungali*, erſchien zuerſt im 7ten Bande der *Monumenta Boica*, wurde nachher in *Pez. Anecdota I.* 1. Col. 418. aufgenommen, und noch von mehreren deutſchen antiquariſchen Schriftſtellern vorgeführt, aber ohne Auslegung. Rec. kann es weder für ein Gedicht, noch für das älteſte erkennen. Denn, vom Cädmon und andern angelſächſiſchen Dichtern abſtrahirt; wenn man ſie nicht zum Gebiete der deutſchen Sprache rechnen will; ſo möchte doch die poetiſch-proſaiſche Sächſiſch-Fränkiſche Evangelien-Harmonie beym Hickes wenigſtens gleich alt ſeyn. Die Sprache iſt entweder aus dem Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrhunderts, ſeit welcher Zeit man auf Karls des Groſsen Veranlaſſung zuerſt die *Franco-Theotiſca* zu cultiviren anfieng. Da das *dat* ſtatt *thaz*, *dhaz*, und *uuas* ſtatt *uuar*, darinn vorkömmt, ſo muſs es von einem Gränzorte her ſeyn, wo das platte vom oberdeutſchen ſich ſcheidet. Uebrigens gleicht die diplomatiſch-genaue und äuſserſt ſauber geſtochene Copie der Schriftprobe von der *Fabula romantica* aus dem Caſſeliſchen Archiv in *Eccard. Franc. Or.* t. 1. p. 864. deren Dialekt aber völlig platt iſt; übrigens ſcheint ſie mit dieſem Gebete von gleichem Alter, fängt auch mit den gleichbedeutenden Worten an; *Ik gihorta that ſeggen, dat etc.*

Rec. wird erſt die Irrthümer der bisherigen Ueberſetzungen anzeigen, und dann eine neue jener alten Sprache analoge zu geben verſuchen. S. 128. *firahim* (auch *firiho-barno*) das in der dabey erwähnten Evangelien-Harmonie oft vorkömmt, heiſst: Perſonen, Menſchen, daher es auch bisweilen in der lateiniſchen Verſion verſchluckt wird. Die Erklärung dieſes Wortes und ſehr vieler alten und ſeltenen Angelſächs. oder Däniſchen iſt nachzuleſen im 21 Kap. von Hickes. Gramm. ASax. vorzüglich p. 110., ſeqq. — *uf himil.* Uns dünkte gleich das *uf* als Präpoſition unſchicklich, wollte man aber *uf erdo* einſchieben, ſo würde die Conſtruction der richtigen Beziehungen ermangeln, und nächſt dem kann man wohl (nichts war) *auf Erden* aber nicht *auf dem Himmel* (ſupra coelum) ſagen. *Uf* als Adverbium: oben der Himmel — quadrirte ſchon mehr; aber am beſten ſcheint eine angelſächſiſche Stelle in Thom. Mareſchall Obſervatt. in Verſionem Evangelior. ASaxonic. p. 529. des Juniániſchen Ulphilas das Räthſel zu löſen. Dort heiſst es von der Sonne: *heo is swa upp*, er (ſie) iſt ſo hoch (nämlich der Sonnenkörper von der Erde.) — Alſo *upp* auch ehmals ein Adjectiv und vielleicht: *uf himil*, der hohe Himmel. *Ni nohheinig:* noch irgendein, gehört zu *ſunna* und *mano* (dieſe überflüſſige Wiederholung des negativen Bindeworts *ni* und *noh* war damals ſehr gewöhnlich), *nihhein*, ſpäterhin *chein*, *dehein*, *dhein*, heiſst bald *ullus* bald *nullus*, und an einen Hain iſt bey dieſem *heinig* nicht zu denken. *Noh der maroſeo* (oder *mareoſeo*), noch das Meer. Das Wort iſt ſchon im Ulphilas. Luc. 8, 23. mariſaiw, (vom Galiläiſchen Meere). Die Commentatoren übertragen es durch palus, aber es heiſst: Meer überhaupt, welcher Meynung auch Fulda Wurzellex. §. 194. iſt. *Uuenteo* überſetzt Rec. durch Gränze. Otfr. hat *giuuat* dafür und ein Provinzialwort *Abwendung* bedeutet das nämliche. *Mit-man* zu einem einzigen Worte zu bilden, widerſpricht jenen alten Sprachformen und giebt auch keinen Sinn; für *man* muſs *inan* geleſen werden, der Accuſ. des Pronom. *her*, ille, welchen Accuſativ damals die Präpoſ. *mit* regierte. (Hickes. Gramm. Fr. Theotiſca p. 85.). *cootlike*, ob göttliche oder gute? wagt Rec. nicht zu beſtimmen. — *Geiſta*, plur. Geiſter, die alte Form. Tatian. *Geiſtu*, Sec. 14. *Geiſte. Enti arc za piuuisanne.* Ein Wort *are* für *ere* gab es in jenem Dialekt nicht, aber im Angelſächs., und überdieſs käme ja bey dieſem Worte der abſurde Sinn heraus: „den Teufeln Ehre zu beweiſen.“ *Arc* heiſst pravum: das Zeitwort *uuisan* iſt ſehr vieldeutig, man findet *aruuiſan*, diſcedere; praeterire, und Gl. Hrab. *iruuis*, evita! und das Präfix. *pi* nimmt bisweilen die Bedeutung des *ar*, *ir* an. Da nun der Zuſammenhang den Gedanken zu fodern ſcheint: „und Böſes zu vermeiden;“ ſo glauben wir die Sprachgeſetze nicht durch dieſe Erklärung zu beleidigen, und das Ganze ſo dolmetſchen zu können;

Dat gifregin ih mit firahim firiuuizzo meiſta. Dat ero ni uuas noh uf himil, noh pauın noh pereg ni uuas. ni noh heinig noh ſunna ni ſcein noh ma-

Das vernahm ich mittelſt der Forſchbegierde der gröſsten Männer; daſs einſt war weder der Himmel oben (der hohe Himmel) noch Baum noch

no ni liuhta, noh der marôſeo (ſc. ni uuas). Do dar niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo. Enti do uuas der eino almahtico Cot manno miltiſto. Enti dar uuarun auh manake mit inan cootlike geiſta. enti Cot heilac. Cot almahtico du himil enti erda ginuorahtos; enti du mannum ſo manac coot forgipi. forgip mir in dino ganada rehta galaupa, enti cotan uuilleon, uuiſtom enti ſpahida, enti craft, tiuflun za uuidarſtantanne, enti arc za piuuiſanne, enti dinan uuilleon za giuurcanne.

Berg, noch eine Sonne ſchien, noch ein Mond leuchtete, noch das Meer [da war]. Da war [vom] Nichts weder Ende noch Gränze. Und da war der einige allmächtige Gott der mildeſte. Und da waren auch viele gute (gutgeſinnte) Geiſter bey ihm und Gott geheiligt. Allmächtiger Gott [der] du Himmel und Erde machteſt, und den Menſchen ſo manches Gute verleihſt; gieb auch mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft, den Teufeln zu widerſtehen, das Böſe zu vermeiden, und deinen Willen zu thun!

Wir bedauren übrigens, ſagen zu müſſen, daſs die groſse und unnütze Weitlauftigkeit des Herausgebers in ſeinem Commentar über dieſes ſeltne Sprachſtück unangenehm auffällt, beſonders da er ſich zwiſchen ziemlich grundloſen Vermuthungen, in denen man oft hinlängliche Bekanntſchaft mit jenen alten Dialekten vermiſst, herumtreibt, und bey gemeinen Wörtern und Dingen verweilt (wohin auch die Abbreviatur der Conjunction *et*, *und*, *enti etc.* in allen Sprachen, die mit lateiniſchen Lettern geſchrieben wurden, gehört, die jeder weiſs, der in den Vorhof der Diplomatik eintritt). Bey den Verſuchen des ſeeligen Bökhs, der dem Rec. auſserdem als ein ſehr achtungswürdiger Schriftſteller und Menſch wohl bekannt war, iſt jene Unkunde beſonders einleuchtend, und liefert einen Beweis deſſen, was ein gewiſſer deutſcher Sprachkundiger ſagt: daſs es nicht genug ſey, mit *Ulphilas*, *Otfried* und *Willeram* um ſich zu werfen, wenn man ſie nur aus einigen angeführten Stellen kennt. — Unter jene grundloſen Vermuthungen, verbunden mit unverdientem Tadel eines ſehr groſsen Sprachforſchers, des lateiniſchen Ueberſetzers der ſächſiſch-fränkiſchen Evangelien-Harmonie, gehört auch folgendes in gedachtem Commentar. S. 127. *antſieng that Godes arunde*, umfieng den göttlichen Bothſchafter (!!) anſtatt: empfieng die göttliche Bothſchaft. (Engl. *errand*, Geſchaft, Auftrag, Bothſchaft.) S. 128. u. ff. *helitho*, das oft in der evangel. Harmonie vorkömmt, heiſst die Edlen, Vortrefflichen. — *Than mer*, l. *thanmer*, dieſe Geſchichte (?) Das Wort *maara* rumor, fama, ſpäterhin fabula, war in der Sprache jenes Zeitpunkts noch ſelten, der ſpätere Willeram hat es jedoch. Gewöhnlicher war *marida*, Ulphil. *meritha* Angelſ. bey Beda *Maerdhe*, Altdän. (oder Cimbr.) *Maerth*. Und es war ein Föminінum und konnte daher den männlichen Artikel *than* nicht vor ſich haben, auch iſt die Bedeutung von *maare*, *maere*, nicht weiter als bis zu fabula fortgerückt, *Geſchichte* hieſs es nie. — *Thanmer*, Ulphil. *thanamais* iſt ein Adverbium: amplius, ulterius, und die gedachte Stelle heiſst im Ganzen: *ſia ne muoſta — thanmer frummian*, *neuan that etc.* ſie vermochten nicht, die edlen Männer, fertig zu werden (zu enden) wenn ſie nicht durch die Kraft Gottes u. ſ. w. *frummian* nicht: nunciare, ſondern perficere. Engl. to perform. S. 131. *meiſta* hieſs nie: omnino, ſondern gewöhnlich maxima, maximi, maximorum, oder auch plurima, plurimorum. — Was S. 130. von einer Standrede geſagt wird, die Zacharias dem Engel halte, iſt Muthwille aus Miſsverſtand. Hätte Hr. Gr. die (freylich etwas dunkle) Stelle richtig überſetzt, oder wäre wenigſtens dem lateiniſchen Ueberſetzer gefolgt, ſo wären alle Indecenzen weggefallen, deren der alte Paraphraſt ſchuldig ſeyn ſoll. *Gibenkeon* heiſst: zu Tiſche. Die untergelegten Phraſen: a) „es iſt zu *ſpät*, *es ſo weit zu bringen*“ b) „*nicht zu bewerkſtelligen vermochten*, einen Erben im Ehebette zu erzeugen“ c) „nun wir ſo herabgekommen ſind“ d) „Luſt und Kraft zur Fortpflanzung“ ſtehen im Original entweder gar nicht, oder folgendergeſtallt: a) es iſt zu ſpat, das zu erhalten, was du ſagſt. b) wir wurden nicht gewürdiget einen Erben zu bekommen. c) nun wir ſo betagt (*giſruodat*) ſind, und die Stelle d) iſt wahrſcheinlich ſehr corrupt. S. 152. aus dem *Iſidor*, gleich zu Anfang. *Mit erena euua*, mit *ewigem Bogen* (!!) wer weiſs nicht das *euua* Geſetz hieſs? und *arche*, *arke* hat wohl bisweilen: Kaſten, Kiſte, aber nie einen *Bogen* bedeutet. Der latein. Ueberſetzer hat ganz recht: certa (aliqua, *irgend* einem) lege (circumſcripſit). u. ſ. w.

X. 1) *Iduna oder der Apfel der Verjüngung* in den *Horen*, 1796. 1 St. Eine ſchöne Vertheidigung der nordiſchen Mythologie. — 2) Recenſion von *einem* däniſchen Vorſpiel zum Geburtstag des Königs: *Feſten i Valhal* (das Feſt in Walhalla) in der däniſchen Minerva 1796. Januar, von Hn. Aſſeſſor Valſen in Kopenhagen, und Auszug daraus, der für uns viel Intereſſe hat. Es wird aber an dieſer Operette getadelt, daſs das mythologiſche Syſtem darinn nicht conſequent genug ſey, welches zu beurtheilen Rec. ſich nicht zutraut.

XI. *Auszüge aus Briefen.* Darunter haben wir uns vorzüglich die Nachricht vom Schweizer Kuhreihen angemerkt. Von den beygefügten Melodieen müſſen wohl die beiden erſten, als die einfachſten und ſangbarſten, ungleich mehr Wirkung thun, als die letzten. Die Erwähnung und Erklarung der *Leberreime* verdiente kaum zwey Zeilen Raum; um deſto mehr intereſſirt die Nachricht von den deutſchen Handſchriften aus dem Vatican, wovon wir vielleicht nächſtens mehr zu ſagen Gelegenheit haben werden.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Mit dem erdichteten Druckort: Kölln, b. Peter Hammer: *Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Geſtalt.* Nebſt Winken über Deutſchlands künftiges Schickſal. 1796. 254 S. 8. (20 gr.)

In einem ſehr derben Tone, den wir unmöglich billigen können, wenn gleich der Vf. (S. 92.) ihn dadurch zu entſchuldigen ſucht, daſs er „vorzüglich für Leute „ſchrei-

„ſchreibe, denen man alles in die Fauſt geben müſſe, „damit ſie fühlen und betaſten können," iſt hier der Zuſtand der Reichsarmee, beſonders in dem gegenwärtigen Kriege, geſchildert, und bey dieſer Gelegenheit manche Wahrheit über unſer deutſches Vaterland vorgetragen. Im Eingange erklärt der Vf., daſs er unter der Reichsarmee nur die aus vielen kleinen Contingenten zuſammengeſetzten eigentlichen Kreistruppen verſtehe, und nimmt davon die gröſseren Corps der mächtigern deutſchen Fürſten, namentlich die Sachſen, Heſſen und Hannoveraner aus, denen er bey allen Gelegenheiten (z. B. S. 116. 128. u. a.) die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren läſst. Nicht ſo billig iſt er gegen das Pfalzbayerſche Militär, das unſrer Meynung nach ſeine harten Vorwürfe nicht ganz verdient.

Nachdem er den traurigen Zuſtand der Reichsarmee, oft gar zu naiv, aber mit unter auch mit ſehr treffenden Farben, geſchildert hat, ſucht er die Urſachen dieſer ſchlechten Beſchaffenheit der eigentlichen Nationaltruppen eines ſonſt kriegeriſchen Volkes auf, und leider iſt ihr Name Legion. In dieſer kurzen Anzeige, ſie alle aufzuzählen, würde uns zu weit führen und auch deshalb groſse Schwierigkeiten haben, weil der Vf. ſich nicht in eine zuſammenhängende Unterſuchung einläſst, und ſeine Gedanken in einer willkührlichen Folge vorträgt; man muſs nothwendig ihn ſelbſt hören. Die Hauptquelle des Uebels findet ſich am Ende doch in der ſchlechten Organiſation uud in der Art der Errichtung der Reichsarmeen; aus dieſer entſpringen nothwendig alle die unzählbaren Mängel in der Verfaſſung dieſer Truppen, welche dadurch im Kriege faſt ganz unbrauchbar werden. Was der Vf. bey dieſer Gelegenheit (S. 72.) über Reichskriege, und (S. 68. 72. u. a.) über deutſche Vaterlandsliebe ſagt, iſt, ſo wie manches andre in dieſem Buche, der Beherzigung werth.

Bey der allgemeinen Verachtung, welche nicht Oeſterreichiſche und Preuſsiſche Truppen allein, ſondern auch Sachſen, Heſſen und alle ſelbſtſtändige Kriegsvölker in Deutſchland gegen die eigentliche Reichsarmee hegen, (S. 118. 148.) wirft der Vf. (S. 199.) die Frage auf, „warum man bey der anerkannten Unbrauchbarkeit der Contingente dennoch jeden Krieg „ſo gern zum Reichskriege mache, ja die Stände bey„nahe zu ihrer Beyſtimmung zwinge?" und meynt dann, es geſchehe, um die kleinern Staaten Deutſchlands immer mehr zu ſchwächen, innere Uneinigkeit und Eiferſucht unter ihnen zu nähren, und ſie in Schulden und Abhängigkeit von ihren mächtigen Nachbarn zu erhalten; um ſo viel als möglich den Krieg auf ihrem Grund und Boden führen und die härteſten Laſten deſſelben auf ihre Unterthanen wälzen zu können. Dieſes führt ihn in ein weitläuftiges Feld, wo er über das wahrſcheinliche künftige Schickſal Deutſchlands ſein Glaubensbekenntniſs ablegt, auch (S. 237. ff.) eine Menge über dieſen Gegenſtand erſchienener Schriften anführt. Bey Gelegenheit der Vergröſserungsſucht mächtiger Staaten behauptet er, groſse Monarchien würden am früheſten zu republikaniſchen Revolutionen reif, und je mehr ein Staat ſeine Gränzen erweitere, und ſonſt von einander unterſchiedene Völkerſchaften zu Einer Maſſe vereinige, deſto mehr beſchleunige er den Umſturz ſeines bis dahin beſtehenden Syſtems.

Dies alles trägt der Vf. nach ſeiner eignen Art, mit unter einleuchtend genug vor; doch ſollte er, unſers Erachtens, auch wo er Wahrheit ſagt, der Perſon ſchonen. Hier und da thut er auch Manchem, den er nennt, Unrecht, unter andern nicht nur (S. 12.) dem Erbprinzen von Leiningen als Pfälziſchem General, ſondern auch vorzüglich dem vortreflichen Markgrafen von Baden (S. 72.). Der Vf., der, wie es ſcheint, ſehr viel mit eignen Augen ſah, muſs die Badiſchen Unterthanen über ihren Landsherrn, der überall von ihnen geliebt und verehrt wird, nie haben reden hören; auch ſcheint uns ſein Urtheil über das Auswandern der rheiniſchen Fürſten bey der Annäherung der franzöſiſchen Armeen (S. 70.) nicht ganz gegründet zu ſeyn; denn, da ſie durch das Zurückweichen der deutſchen Heere ohne Schutz gelaſſen waren, ſo würde ihre perſönliche Gegenwart dem Lande wenig geholfen, ihre Gefangennehmung oder Wegführung als Geiſsel hingegen das Schickſal der Unterthanen noch verſchlimmert haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Joh. Andr. Gottfr. Scheteligs* Predigers in Zelle *ikonographiſche Bibliothek. Viertes Stück.* 1797. 463—676 S. 8.

Die gegenwärtige Fortſetzung eines mit unverkennbarem Fleiſse bearbeiteten Werkes enthält die beiden Buchſtaben *D.* und *E.* und unter denſelben abermals mehrere wichtige Artikel und ausführliche Notizen von ikonographiſchen Producten. Wir wollen hier nur einige der vorzüglichſten anführen. Die S. 471. angezeigten *Delineationes illuſtr. Medicor. graec.* gehoren eigentlich zu den, S. 503. beſchriebenen *Effigiebus virorum ac foeminarum illuſtrium etc.* welches Werk auch richtig citirt worden iſt. Ob dieſelben aber auch einzeln vorhanden, oder einer andern Sammlung beygefügt worden ſind, weiſs Rec. nicht. Von S. 473—489. werden die vier Bände von des *Deſcamps Vie des peintres Flamands etc.* beſchrieben. Rec. der dieſes treffliche Werk ſelbſt beſitzt, kann für die hier befindliche genaue Anzeige deſſelben bürgen. Das erſte Portrait im erſten Band ſtellt wirklich den *Hubert van Eyck* vor, und ſtimmt mit dem, das *Hondius* geſtochen hat, vollkommen überein, nur daſs es links gekehrt iſt. Von *Barth. Spranger* S. 476. iſt auch ein ſchönes Portrait von *Eg. Sadeler* vorhanden, das dieſen Künſtler nebſt ſeiner Frau auf einem Blatt Q. fol. vorſtellt. S. 489. *Deſſelii imagines* — eine ſeltene Kleinigkeit. S. 517. *Vollſtändiges Diarium* der — *Wahl und Krönung Leopold des Zweyten.* — So viel Rec. weiſs, iſt von dieſem Werke alles, was verſprochen worden war, geliefert worden. Von S. 544—581. ſind mehrere Ausgaben

Digitized by Google

gaben von *van Dycks Iconibus principum etc.* die nach den Mahlereyen dieſes groſsen Künſtlers von verſchiedenen, ſehr berühmten Niederländiſchen Meiſtern, zum Theil auch von ihm ſelbſt, in Kupfer geſtochen worden ſind, angezeigt worden. Dieſes Werk iſt unter den ältern zuverläſſig eines der ſeltenſten und koſtbareſten. Nach Herrn *Scheteligs*, oder vielmehr nach des ſeeligen *Moehſens Meynung*, iſt die erſte Ausgabe zu *Antwerpen* mit der Jahrzahl 1636. erſchienen. Eine zweyte kam ebenfalls zu *Antwerpen* zum Vorſchein, und zwar mit der Jahrzahl 1646. folglich erſt nach *van Dycks* 1641. erfolgtem Tode. Und endlich iſt noch eine Ausgabe zu *Antwerpen* erſchienen, aber ohne Anzeige des Jahrs. Dieſe hält Rec. der ſie ſelbſt beſitzet, für die allererſte, die *van Dyck* zuverläſſig ſelbſt beſorgt hat. Sie unterſcheidet ſich auf gar mannigfaltige Art von den übrigen. Sie hat auf dem Titel *Centum* — nicht bloſs C — und enthält mit dem Titelblatt — (wie ſolches Herr Sch. bey der Ausgabe ohne Jahrzahl genau beſchrieben hat, nur daſs *Hendricx* ſtatt *Hendricxs* geleſen wird) *hundert und fünf* Blätter. Unter dieſen ſind nun verſchiedene die *van Dyck* ſelbſt geſtochen hat — und unter dieſen wieder verſchiedene, z. B. das Bildniſs des *Eraſmus von Rotterd.* die ihm theils verunglückt, theils aber ſonſt noch nicht vollendet ſind — Blätter — die in keinen von den Ausgaben, die Herr Sch. anführt, zu finden ſind, wenigſtens iſt dieſes, gewiſs ſehr merkwürdigen Umſtandes — der ſchon allein auf eine erſte Ausgabe rathen lieſse, nicht gedacht worden. Des Rec. wohlbehaltenes Exemplar iſt ſicher vollſtändig, und da daſſelbe nur 105 Blätter — die von 1636. aber, die doch für die älteſte gehalten wird, vermöge des Titels, CX. Blätter hat, ſo iſt dieſes wohl eine ſichere Anzeige, daſs dieſe vermehrte ſpäter zum Vorſchein gekommen ſeyn muſs. Auch die Abdrücke in dem Exemplar ohne Jahr geben einen anſchaulichen Beweiſs ab, daſs ſie die erſten geweſen ſind. Denn ihre Schönheit iſt unverkennbar. Dieſe erſte Ausgabe ſcheinet auch Herr Sch. vor Augen gehabt zu haben. Freylich befanden ſich in demjenigen Exemplar, nach welchem er die Beſchreibung dieſes Werkes fertigte — 190 Bildniſſe; aber es iſt auch offenbar, und von demſelben ſelbſt anerkannt worden, daſs der gröſste Theil derſelben urſprünglich nicht zu dieſer Ausgabe gehörte, ſondern von einem Liebhaber, der alles, was nach *van Dyck* geſtochen wurde, ſammelte, demſelben beygefügt worden ſey. Wenigſtens hätte *van Dyck* Blätter, die *W. Hollar* 1545 und 1546 in Kupfer ſtach, nicht in ſeine Sammlung aufnehmen können. Noch muſs Rec. bemerken, daſs ſich in ſeinem Exemplar 3 Blätter befinden, die in jenem, das Hr. Sch. vor Augen hatte, ohne Zweifel fehlten. Unter der Rubrik Effigies, ſind von S. 585 — 645. verſchiedene ſchätzbare Werke angeführt und zum Theil ausführlich beſchrieben worden. S. 588. *Effigies miſcellae etc.* aus der *Morgenweg.* Biblioth. ſcheinen kein eigenes Werk, ſondern eine bloſse Liebhabers Sammlung geweſen zu ſeyn. S. 597. *Effigies et Vitae Profeſſ. Acad. Gröning.* Die Bildniſſe ſind vorzüglich ſchön. Allerdings gehört das Bildniſs des Rechtsgelehrten *Johann Steinberg* zu dieſer Sammlung. Criſt. *von Pas* hat ſolches geſtochen. Das Exemplar, das Herr Sch. benützte war alſo defect. S. 60[illegible]. *Effigies Fundatoris Curator. et Profeſſ. Acad. Lugd. Batav.* Rec. zählt in dieſem Werke 159 Blätter. Selten iſt daſſelbe allerdings, aber auch ein bleibendes Denkmal eines gewinnſüchtigen Buch — oder Kunſthändlers, des *Petr. van der Aa in Leyden*, der alte abgenutzte Platten zuſammenkaufte, ſie wieder aufſtechen lieſs, ſie zu neuen Werken benützte, und dann theuer verkaufte. Verſchiedene derſelben ſind in dieſer ikonographiſchen Bibliothek bereits angezeigt worden; — indeſſen werden ſie doch von Sammlern geſucht und oft theuer bezahlt. S. 611. *The true Effigies of the moſt eminent Painters* — 1694. Rec. kann dieſes Werk, das Herr Sch. der ſolches aus der Göttingiſchen Bibliothek zu ſeinem Gebrauch erhalten hatte — für ſchön und ſelten erkläret, nicht beurtheilen, da er ſolches nie geſehen hat. Aber die davon mitgetheilte Beſchreibung läſst ihn faſt vermuthen, daſs ſolches *ein engliſcher Herr Peter van der Aa* möchte zuſammen getragen haben — wenigſtens findet man alle die Blätter darinn, die zu des *De Bie Gulden Cabinet*, und zu einer Sammlung gehören, von der wir gleich reden werden. Vermuthlich werden auch hier nur die alten Platten aus dieſen Sammlungen benutzt worden ſeyn, welches die Vergleichung, die leicht anzuſtellen wäre, bald lehren würde. Die Beſchreibung dieſes Werkes füllt über 16 Bl. S. 643. *Pictorum Germaniae inferioris Effigies — cum Lampſonii elogiis. Antw.* 1572. Voraus muſs Rec. bemerken, daſs ſich *Apin* nicht geirret habe, da er eine Ausgabe dieſes Werkes ohne Druckjahr anzeigte. Es iſt wirklich eine dergleichen vorhanden. Obige Ausgabe aber mit 23 Bl. iſt ohne Zweifel die erſte, und die, deren Blätter unten mit *Th. Galle exc.* bezeichnet ſind, die zweyte, auf welche die dritte, mit *Heinr. Hondius* Monogram folgte, welche aus drey Theilen beſtehet und die zahlreichſte iſt. Die Fortſetzung dieſer Ausgabe des *Hondius*, für eine *vierte* Ausgabe anzunehmen, wie *Fürſtlin* that, hält Rec. für überflüſſig. Dagegen wird die 1618. *Amſtelodami apud Joannem Ianſſonium* unter dem Titel *Theatrum honoris etc.* erſchienene Ausgabe, ungeachtet in derſelben bloſs die, in der vorgehenden Sammlung befindlichen Bildniſſe, ohne alle Veränderung anzutreffen ſind, mit allem Rechte, für eine *vierte* Ausgabe gelten können. S. 667. *J. H. G. Erneſti wohl eingerichtete Buchdruckerey — Nürnberg* 1733. Die erſte Ausgabe von 1721. iſt gar nicht ſelten — nur diejenigen Exemplare von derſelben möchten unter die Seltenheiten gerechnet werden, die uncaſtrirt ſind, und in denen ein gewiſſer *locus, quem faſtus et arrogantia aboleri iuſſerat* — nicht mehr zu leſen iſt. Uebrigens geben dieſe vier Stücke einen bequemen Band. Gut wäre es alſo geweſen, wenn dieſelben mit einem *Haupttitel* wären ausgeſtattet worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. May 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Praecognita juris romani privati noviſſimi* — In uſum auditorum ſcripſit et elementis ejusdem juris olim edendis ſpeciminis loco praemiſit D. *Chriſt. Gottl. Haubold*, ſupr. cur. prov. adſeſſor antiquit. jur. prof. publ. extr. etc. 1796. VIII u. 86 S. 8.

Der Vf., welcher ſich ſchon vielfältige Verdienſte um die römiſche Rechtsgelahrtheit erwarb, hat ſich einen genau beſtimmten Plan für ſeine Reform der gewöhnlichen Vorleſungen über die Inſtitutionen und Pandekten vorgezeichnet. Nach demſelben will er (§. 43.) bloſs *reines römiſches* oder Juſtinianeiſches *Privatrecht*, ſyſtematiſch geordnet, vortragen, aber wie bisher in einem doppelten Curſus, einem kürzern, der bloſs die Anfangsgründe enthalten, und einem ausführlichern, der genauer ins Einzelne gehen, und zugleich mehr die Anwendbarkeit zeigen ſoll; bey *beiden ſoll* ſo viel als möglich dieſelbe Ordnung zum *Grunde* liegen. Von dem erſten Curſus theilt er nun hier die Eintheilung gleichſam zur Probe mit. Ueber dieſen Plan und Zweck laſſen ſich nun nach unſrer Meynung wohl einige bedeutende Zweifel erregen. Freylich wenn zwiſchen den bisherigen beiden Arten, das Civilrecht zu behandeln, gewählt werden ſoll; ſo hat Hr. H., wie von ſeinen bekannten Einſichten zu erwarten war, ungezweifelt den beſſern vorgezogen, der ungemiſchtes römiſches Recht, und nicht das geſammte ſo ungleichartige Privatrecht unter einander geworfen, zum Gegenſtand einer und derſelben Vorleſung macht. Allein iſt denn auch gerade *dieſe* Abſcheidung dem Zweck des ganzen Rechtsſtudiums gemäſs? Es geht derſelbe doch wohl ohne Zweifel auf das jetzt gültige und anwendbare Recht. Müſste deswegen nicht auch die ganze Abtheilung der Rechtsgelahrtheit in einzelne Wiſſenſchaften und Vorleſungen eigentlich darnach und in dieſer Rückſicht geſchehen? Wenn man nun aber die Scheidungen *nach dem Urſprunge* macht, und demnach bloſs *römiſches* Recht zum Gegenſtande von Vorleſungen über unmittelbar anzuwendende Rechte beſtimmt; ſo macht man ja ein *rein hiſtoriſches* Merkmal zum Grunde und Grenzzeichen einer Wiſſenſchaft, die eben, weil ſie *jetzt* anwendbar ſeyn ſoll, *in der Hauptſache* gar nichts mehr mit der Geſchichte und dem Urſprunge des Rechts zu thun hat. Unſrer Ueberzeugung nach kann bey juriſtiſchen Wiſſenſchaften auſser dem Gegenſtande auf nichts, als auf die *Art der Gültigkeit*, geſehen werden, um ihr Gebiet abzuſtecken. Nach dem Zweck unſers Vf. iſt es daher ſehr erklärlich, wenn man in dieſen Bogen faſt durchaus nichts als Rechtsgeſchichte findet. Freylich hören nun die Zuhörer, die doch auch die Vorleſungen über die Rechtsgeſchichte beſuchen ſollen und müſſen, das meiſte doppelt; und das ſollte ſehr vermieden werden, weil es unmethodiſch iſt, und ohnehin die zu erlernenden Wiſſenſchaften des Rechts die Lehrlinge mehr als hinlänglich beſchäftigen können. Demungeachtet kann das alles Hn. H. nicht eben zum Tadel gereichen; er hat dies faſt mit allen bisherigen Schriftſtellern dieſer Art gemein, und es kann ſeinem Plane nach nicht anders ſeyn.

Dafür verdient er hingegen, wenn man bloſs auf die Ausführung ſieht, beynahe ein ganz unbeſchränktes Lob. Giebt man einmal dieſen Plan und Zweck zu; ſo ſind die Mittel auf das zweckmäſsigſte gewählt, und Anordnung und Gebrauch derſelben ſo conſequent, daſs faſt nichts zu wünſchen übrig bleibt. — Im *erſten* Capitel iſt der *Begriff des neueſten römiſchen Privatrechts* entwickelt, im *zweyten die Bücher* des Juſtinianeiſchen Geſetzbuchs kurz *beſchrieben*, im *dritten* die *Hülfsmittel* des neueſten röm. Privatrechts, im *vierten Urſprung und Schickſale* der römiſchen Jurisprudenz, und im *fünften* die beſte *Methode*, das römiſche Recht zu lehren und zu lernen angegeben. Dabey iſt der Vortrag ſo klar, die Ausdrücke ſind ſo genau und beſtimmt, das Materiale iſt ſo vollſtändig, und enthält durchaus die Reſultate groſser Gelehrſamkeit und genauer Bekanntſchaft mit den neueſten und beſten Schriften in einer ſo zweckmäſsigen Kürze, daſs kaum etwas zu wünſchen übrig bleibt. Höchſtens könnte man noch fragen, ob nicht auch nach des Vf. Plan das vierte Capitel noch zu viel hiſtoriſches enthalte, ob wohl die *juriſtiſche Dogmengeſchichte* zur juriſtiſchen *Literar*geſchichte zu rechnen ſey, wie S. 26. geſchieht, ob nicht manchmal für den Anfänger zu viel Literatur angeführt ſey, ſo ausgewählt ſie auch iſt u. dgl. Das letzte möchten wir auch noch bey dem erſten Anhange fragen, der eine *Bibliothecam juris romani ſelectam* enthält, und ſonſt ſehr ſorgfältig bearbeitet iſt. Allein es würde zu weitläuftig ſeyn, uns hier in eine Unterſuchung über die Regeln einzulaſſen, wie Literatur und Allegate in juriſtiſchen Vorleſungen zu behandeln ſeyn, zumal da doch vom Vf. auch in der Rückſicht viel beſſer, als von mehrern ſeiner Vorgänger verfahren iſt. — Der zweyte Anhang giebt eine gute Erläuterung der Allegationsmethode der römiſchen Geſetzbücher. Auf jeden Fall verſprechen wir uns, aller Verſchiedenheit der Meynungen unge-

ungeachtet, von den Lehrbüchern des Vf. groſsen Gewinn für die Wiſſenſchaft.

PHILOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Uebungen in der ciceronianiſchen Schreibart.* Zweyte Sammlung von M. *Friedrich Wilhelm Hagen.* 1796. 12 u. 130 S. gr. 8. (8 gr.)

Wir können den Beyfall, womit wir den erſten Verſuch dieſer Uebungen (A. L. Z. 1796. Nr. 81.) angezeigt haben, der gegenwärtigen Fortſetzung um ſo weniger verweigern, da ihr Vf. durch Benutzung der dort gemachten Erinnerungen manchen Anſtoſs gehoben, und in ſeiner vorigen Manier, die ciceronianiſchen Stellen zu behandeln, eine nicht unweſentliche Aenderung getroffen hat. Dies verſichert die Vorrede, und dies beſtätiget der Augenſchein. Hr. *H.* hat nunmehr nicht bloſs die Schönheit der Wortperioden gezeigt, ſondern vor allen auf Zergliederung und Prüfung der Gedankenperioden hingearbeitet. Da es aber keinen alten Schriftſteller giebt, bey deſſen Studium der Jüngling, nächſt der Bildung des Geſchmacks, auch die Kunſt ſchön zu denken, ſo gut lernen könnte, als Cicero: ſo hatte Hr. *H.* ſehr Recht, auch jetzt alle ſeine Uebungen aus deſſen Schriften zu wählen. Und daſs namentlich der höchſt gefeilte und vollendete Eingang der Bücher *vom Redner* und einzelne Kapitel aus der herrlichen Vertheidigungsrede *für Murena* gewählt worden ſind, dies bewährt eben ſo, wie die ganze Behandlung, welche in dem erſten mehr ins Detail geht, bey den letzteren aber kürzer und gedrängter iſt, des Vf. ſichere Urtheilskraft. Ueberhaupt aber können wir dieſe Uebungen den Lernenden ſowohl als ungeübten Lehrern empfehlen: beiden hat ſie auch Hr. *H.*, der Vorrede zufolge, beſtimmt. Jene wiſſen oft bey dem beſten Willen nicht, wie ſie es angreifen müſſen, um gut Latein ſchreiben zu lernen: dieſe befinden ſich nicht ſelten in gröſserer Verlegenheit, wenn ſie das, was ſie ſelbſt nicht lernten, andern lehren ſollen. Anſtatt ihren Schülern ſelbſtverfertigte *Specimina* oder *Extemporalia* in die Feder zu dictiren, bey deren Verbeſſerung es zuweilen ſo miſslich als mit dem Original ausſieht, wäre es gewiſs rathſamer, die jungen Leute mit Cicero's Latinität *aus ihm ſelbſt* vertrauter zu machen. Wenn der Lehrer ſich einer guten Verſion von einzelnen ciceronianiſchen Stücken bediente, dieſe ſodann ins Lateiniſche übertragen lieſs, die Uebertragung nach den Regeln der Grammatik prüfte, und zuletzt mit dem Originale verglich; ſo würde er mit Nutzen eine doppelte Uebung verbinden: er würde zeigen, worauf es bey einer guten deutſchen Ueberſetzung ankomme, und wie das Deutſche, nicht im Modelatein, ſondern in der römiſchen Sprache, auszudrücken ſey. Die lehrreichſten Bemerkungen über den verſchiedenen Genius beider Sprachen würden auf dieſe Art ſich von ſelbſt ergeben; Ueberſetzertalent und Fertigkeit im lateiniſchen Stil ſich gegenſeitig die Hand bieten. — Zu dieſen Uebungen nun findet der Lehrer in Hn. H's Schrift eine zweckmäſsige Anleitung. Aber auch der Schüler kann ſie mit Vortheil gebrauchen, wenn er die hier gelieferten Verſionen überſetzt, ſeine Ueberſetzung mit dem Originale zuſammenhält, und dabey die Bemerkungen des Vf. zur Verbeſſerung der Fehler und zur Erwerbung eines beſſeren lateiniſchen Ausdrucks benutzt. Je häufigere Uebungen auf dieſe Art angeſtellt werden: deſto mehr wird die Aufmerkſamkeit beym Leſen geſchärft; deſto leichter und glücklicher geht die Bildung des Geſchmacks und des Stils nach Maaſsgabe des Geleſenen von ſtatten. Dieſen Endzweck zu befördern, hat Hr. *H.* immer zuerſt den Hauptgedanken ſeines Schriftſtellers dargeſtellt, dann gezeigt, wie er demſelben durch Compoſition und Ausdruck, durch Harmonie der Sätze, durch Wahl und Stellung einzelner Worte, durch Rundung und Ebenmaaſs der Perioden, Leben, Fülle und Schönheit verliehen hat. Zugleich iſt der deutſchen Ueberſetzung auch eine Verſion in dem beliebten Deutſch-Latein beygefügt, und durch Vergleichung derſelben mit dem Originale bald bekannten grammatiſchen Regeln eine fruchtbare Anwendung, bald feineren Sprachbemerkungen eine ſchickliche Stelle und ein helleres Licht gewährt worden. Die Entwickelung der Gedankenperioden zeugt, unſers Bedünkens, durchgängig von Einſicht; die Prüfung der Wortperioden hingegen verrath hie und da eine zu weit getriebene Wärme für das Original, und einen ſonderbaren Eigenſinn, der zu Gunſten des Cicero Fehler begeht, um durch Rüge dieſer Fehler die Vorzüge deſſelben deſto einleuchtender und geltender zu machen. Wir tadeln es keinesweges, daſs Hr. *H.* oft einzelne Sätze in ihrer Harmonie bis auf einzelne Sylben verfolgt hat (ob man gleich auch hier bald Beſtimmtheit, bald Richtigkeit der Bemerkungen vermiſſen dürfte, z. B. wenn die Quantität der Sylben in *politiusque prŏferri* fehlerhaft bezeichnet wird); allein wir können es erſtlich nicht billigen, daſs der Vf. nicht ſelten die deutſche Ueberſetzung dem Originale zu wenig angepaſst hat, woher es den Erörterungen, die zum Lobe des Originalausdrucks ausfallen, oft an Schärfe und Wahrheit, und anderen, in welchen die gegebene lateiniſche Verſion getadelt wird, an gegründeter Veranlaſſung gebricht; zweytens wünſchten wir, daſs er bey dem Tadel einzelner, ſtatt der Worte des Originals in ſeiner Ueberſetzung gebrauchten Redensarten die von *Schellern* mehrmals eingeſchärften Vorſichtigkeitsregeln bey Beurtheilung einzelner Worte und Ausdrücke beherzigen, und nicht das, was Cicero geſchrieben, bloſs darum, weil er es geſchrieben, allen möglichen Abwechſelungen und Veränderungen, welche bey der Darſtellung deſſelben Gedankens Statt finden können, unbedingt vorziehen möchte. Ein Beyſpiel wird unſere Meynung verdeutlichen. Die bekannte Stelle des Cicero: *poſteaquam, imperio omnium gentium conſtituto, diuturnitas pacis otium confirmavit, nemo fere laudis cupidus adoleſcens non ſibi ad dicendum ſtudio omni enitendum putavit,* überſetzt der Vf. folgendergeſtalt: *Da unſere Herrſchaft*

über

über alle Völker begründet war, und ein langer Friede die Ruhe des Lebens uns geſichert hatte, da gab es beynahe keinen einzigen jungen Mann, der Ehre liebte, der nicht Beredſamkeit zum Ziel ſeines Fleiſses machte. Daher die lateiniſche Ueberſetzung: *quum imperium noſtrum in omnes gentes conſtitutum eſſet et diuturna pax vitae otium nobis praeſtitiſſet, nullus erat adoleſcens laudis cupidus, qui diligentiae ſuae non eloquentiam ut metam praefigeret.* In der Kritik dieſer Verſion wird zuerſt die feſtere, logiſch-richtigere Verbindung der erſten beiden Sätze im Originale mit Recht bemerkt; ſodann *praeſtitiſſet* verworfen, aber aus einem falſchen Grunde. Das Wort iſt nicht unlateiniſch; nur giebt es hier die Idee von *gewähren*, nicht von *befeſtigen*: an *Sichern*, was die deutſche Ueberſetzung hat, iſt auch nicht zu denken. Warum fehlt *fere* im Lateiniſchen? Die Bemerkung, welche durch dieſe Weglaſſung erzeugt wurde, war entbehrlich. Aber in *putavit* liegt nicht bloſs ciceronianiſche Eigenheit, wie der Vf. ſagt, ſondern eine neue und nöthige Beſtimmung des Gedanken, die der Ueberſetzer auch im Deutſchen hätte ausdrücken ſollen. Wenn endlich in dem letzten *metam praefigere* ein weit ſchwächeres Bild iſt, als in dem Originale: ſo iſt dies wieder nicht des Lateinſchreibers, ſondern des deutſchen Ueberſetzers Schuld, der den kraftvollen ciceron. Ausdruck geſchwächt hat. Wir wollen nun folgende Ueberſetzung wählen: *Seitdem, nach Begründung der Herrſchaft über alle Völker, ein dauernder Friede unſere Ruhe befeſtiget hatte, gab es nicht leicht einen ruhmbegierigen Jüngling, der es nicht für Pflicht anſah, ſich zur Beredſamkeit mit aller Anſtrengung empor zu arbeiten.* Sollten nicht durch dieſe treuere Ueberſetzung, welche den lateiniſchen Ausdruck dem Anfänger gleichſam in die Hände liefert, alle Abſichten des Vf. leichter erreicht, und wichtigere Bemerkungen über die Latinität veranlaſst werden, als die oben berührten ſind? — Hr. *H.* verſpricht dieſer Sammlung noch eine dritte folgen zu laſſen; und es iſt kein Zweifel, daſs er dadurch vielen Schullehrern einen angenehmen Dienſt erweiſen wird.

Leipzig, in d. Schäferiſchen Buchh.: *Ἀθηναίου Δειπνοσοφιστῶν βιβλία πεντεκαίδεκα. Athenaei Deipnoſophiſtarum libri quindecim.* Ad editionem Lugdunenſem poſtremam emendatius expreſſi. Accedunt Villebrunii interpretatio Gallica et notae, itemque Iſ. Caſauboni animadverſiones integrae. Curavit, virorum doctorum emendationes, adnotationes vel editas vel ineditas adjecit, indices novos confecit G. *H. Schäfer*, AA. LL. M. Pars II. *Villebrunii interpretationem gallicam et notas continens*, Tomus I. XVI und 540 S. Pars III. *Iſ. Caſauboni animadverſiones Virorumque doctorum emendationes, adnotationes vel editas, vel ineditas, continens*, Tomus I. XVI u. 490 S. 1796. gr. 8.

Wir freuen uns des glücklichen Fortganges eines Werks, von deſſen Verdienſtlichkeit und planmäſsigen Einrichtung wir bey der Anzeige des erſten Theils (A. L. Z. 1796. Nr. 347.) geſprochen haben. Der vor uns liegende *zweyte* Theil enthält einen vollſtändigen und getreuen Abdruck des ganzen erſten Bandes und der gröſseren Hälfte des zweyten von der Pariſer Originalausgabe, deren Seitenzahlen am Rande bemerkt worden ſind. Auf den Abdruck ſelbſt hat der Herausgeber wiederum die äuſserſte Sorgfalt gewendet, und nicht bloſs die Druckfehler des Originals, welche zu Ende jedes Bandes angegeben ſind, ſondern noch eine groſse Anzahl anderer verbeſſert. Beſonders waren die Stellen aus deutſchen und ſchwediſchen Schriften in *Villebrune's* Noten fehlerhaft abgedruckt. Weil übrigens alles auf Vollſtändigkeit und Treue berechnet war, ſo muſsten natürlich auch die ſehr unartigen Ausfälle des Ueberſetzers auf ſeinen groſsen Landsmann, *Caſaubonus*, beybehalten werden. Der kundige Leſer wird ſich durch jene nicht irren, und durch dieſe nicht abhalten laſſen, das mannichfaltige Gute der Villebrüniſchen Arbeit, welche auch in dieſen Blättern (1791. Nr. 309.) bereits eine ſorgfältigere Würdigung erhalten hat, ſelbſt zu prüfen und dankbar zu benutzen.

Der *dritte* Theil liefert die erſten fünf Bücher des *Caſauboniſchen Commentars*, der nach der Lyoner Originalausgabe mit gleicher Genauigkeit abgedruckt iſt. Hr. *S.* hat die Seitenzahlen der genannten Ausgabe hier ebenfalls am Rande beygefügt, und die ſehr zahlreichen Druck-, mitunter auch wohl Schreibefehler, zum Theil durch Zuziehung früherer und correcterer Editionen, getilgt. In der That finden wir hin und wieder den lateiniſchen Ausdruck berichtigt. Bey dieſer überall ſichtbaren Sorge für die Bequemlichkeit des Leſers hat der Herausgeber dem Rec. einen einzigen Wunſch übrig gelaſſen: dieſen, daſs er ſich der freylich höchſt mühſamen Arbeit unterzogen haben möchte, die Citaten des Caſauboniſchen Commentars durchgängig nach den beſten Ausgaben zu berichtigen, und vollſtändiger oder beſtimmter anzugeben, als von dem Vf. ſelbſt geſchehen iſt, und in den damaligen Zeiten überhaupt geſchehen konnte. Die *Wolfiſche* Genauigkeit in der neuen, leider noch unvollendeten, Ausgabe von *Mureti Variae Lectiones* war in dieſer Hinſicht ein nachahmungswürdiges Muſter. Dieſen Mangel abgerechnet, ſieht es Rec. für ein gutes Zeichen der Zeit an, daſs nunmehr, durch die verdienſtlichen Bemühungen des Herausg., auch der unbemittelte Philolog die ſehr koſtbare Villebrüniſche Ueberſetzung benutzen, und den faſt eben ſo ſeltenen Caſauboniſchen Commentar leichter und ungehinderter ſtudiren kann. Gewiſs, man müſste überhaupt den ins Einzelne eingebenden philologiſchen Diſcuſſionen und kritiſchen Abſchweifungen der ältern Commentatoren, wodurch unſtreitig eine gründliche Gelehrſamkeit befördert, und die auch bey dem Studium der Humanioren ſo wichtige Skepſis geweckt worden iſt, ſo abgeneigt ſeyn, als der gelehrte und fleiſsige, aber wortkarge und immer nur deſultoriſch arbeitende *Reiske* war, wenn man den Urtheilen

len deſſelben über die Verdienſte des *Caſaubonus*, die er ſo oft wiederholte (ſ. *Praef. in Dion. Chryſoſt.* Vol. I. p. XVIII. *Praef. ad Polybiana* To. VIII. P. II. p LXVII. *ed. Schweigh.*), beyſtimmen, und den immer anerkannten hohen Werth dieſes Commentars in unſern Tagen herabſetzen wollte. Ein *Hemſterhuys*, ein *Valckenär*, ein *Reiz* urtheilte bekanntlich ganz anders: und das Unrecht, welches der Bürger *Villebrune* neuerlich ſeinem groſsen Vorgänger zugefügt hat, iſt dieſem unlängſt von einem wackern Vertheidiger in Frankreich ſehr reichlich vergütet worden.

Leipzig. b. Fleiſcher: *Theocriti Epithalamium Helenae.* Ex recenſione Valckenarii; animadverſionibus illuſtravit et disputationem de carminibus veterum nuptialibus praemiſit *Car. Guil. Siebdrat*, Candidatus Miniſterii. 1796. XII und 152 S. in gr. 8.

Wir wüſsten aus dieſem ganzen Werkchen nichts Eigenes auszuzeichnen, als eine bedeutende Anzahl Sprachfehler, welche der Verfaſſer einer Probeſchrift vor allen anderen vermeiden ſollte. Die vorangeſchickte Abhandlung enthält das bekannte über die Hymenäen, das *ἁρματειον μέλος*, den *Talaſſio* der Römer, die Epithalamien und *carmina feſcennina* der Alten, lehrreich für den Anfänger, jedoch nicht in der beſten Ordnung, zuſammengeſtellt. Potter, Rambach, Nieuport, Dacier, Nitſch und andere werden häufig als die gebrauchten Hülfsquellen genannt. Sodann folgt das griechiſche Gedicht ſelbſt, nach der Valkenäriſchen Recenſion nicht fehlerfrey abgedruckt. Die angehängten Noten liefern uns einen *Commentarius perpetuus* in der gewöhnlichen Form. Sie zeugen allerdings von Fleiſs und Application, und als Probeſtück, wie der Vf. ſeinen Zöglingen die griechiſchen Dichter zu erklären pflegt, verdienen ſie Billigung; wiewohl auch dieſe nicht unbedingt. Denn fähigere Köpfe werden ſich nicht gern ſo viel vordenken und vorſagen laſſen, als hier von Hn. *S.* geſchehen iſt; ihnen wird des Lichtes zu viel ſeyn, und es wird ihnen bey Vergleichung des Commentars mit dem Gedicht ſelbſt gehen wie jenen, die den Wald vor allen Bäumen nicht ſahen; Unfähige hingegen, denen der Sinn und Zuſammenhang nicht umſtändlich und deutlich genug entwickelt werden kann, müſſen ermüden, wenn ſie bey jedem Worte alle Bedeutungen deſſelben aus den alten Grammatikern aufgezählt, und an jeden Vers eine Menge philologiſcher, hiſtoriſcher und antiquariſcher Bemerkungen angereihet finden. Und je bekannter dieſe ſind, je weniger ſie durch eine neue Anſicht der Sache, oder durch neue Verſuche, ſchwierige Stellen zu berichtigen oder zu erklären, eigenen Werth erhalten; deſto mehr Ueberdruſs erzeugen ſie bey andern Leſern. Wo die Fülle eines *Saumaiſe* oder *Valckenär* nicht möglich iſt, da iſt die *aurea mediocritas* gewiſs das Beſte; was der Ausleger ergreifen kann. Ueberhaupt aber wird Apollo verhüten, daſs wir nicht den Theokrit, daſs wir nicht andere griechiſche Dichter mit ſolchen *Commentariis perpetuis* ausgeſtattet erhalten, welche mit allen ihren Obſervationen, Illuſtrationen und Parallelſtellen keine ſo reine Anſchauung des Sinnes gewähren, folglich auch zu keinem ſo reinen Genuſs des Dichterwerks verhelfen, als eine einzige Ueberſetzung, die uns jeden Laut der alten Poeſie mit Treue und Anmuth zurückgiebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Kummer: *Die Bewirthſchaftung eines Wald-Revier;* ein Leſebuch für alle angehende Forſtbediente, von *H. C. Moſer.* Mit zwey Karten. 1794. 96 S. 8. (12 gr.) Der Vf. hat Recht, wenn er dieſes lehrreiche und wohlgerathene Werkchen „ein Leſebuch für alle angehende „Forſtbediente" nennt. Es enthält die ſinnreiche Anwendung der in Burgsdorfs und Hennerts Schriften aufgeſtellten Grundſätze auf die Bewirthſchaftung eines mäſsigen Revieres; welches in vorigen Zeiten ſchlecht behandelt, in der Folge aber hergeſtellt worden iſt, da der Förſter etwas mehr, als gewöhnlich dachte. Es zerfällt in zwey Abtheilungen. Die *erſte* beſchreibt Lage und vormaligen Zuſtand des Forſts; kleine Forſtnaturgeſchichte; Vermeſſung des Forſts; die Karte; Flächenbeſchreibung; einige Anmerkungen über den Holzwuchs. Die *zweyte*; die Taxation des Forſts; von der Waldeintheilung überhaupt; Eintheilung des Laubholzes; Eintheilung der Nadelhölzer; einige Bemerkungen über Anlegung der Schläge. Abholzung der Schläge im Laubholze; von Abholzung der Baumörter; Abholzung der Schläge im Nadelholze; Wiederbeſaamung der Schläge im Laubholze; Wiederbeſaamung der Schläge im Nadelholze; künſtliche Holzſaat im Laubholze; künſtliche Holzſaat im Nadelholze; die Bewirthſchaftung des Forſts in Hinſicht der Forſtpolizey.

Wir können dieſes Buch allen Forſtwirthen empfehlen: es gehört unter die wenigen guten Forſtbücher. Die beiden Karten ſind einerley; die erſte ſtellt das Blanquet vor, wie ſolches bey den Abſchätzungen im Preuſsiſchen hergegeben wird; die andere iſt nach den Holzſorten und nach dem Alter der Hölzer — jedoch ſchlecht illuminirt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. May 1797.

TECHNOLOGIE.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Ueber die Bleyglaſur unſerer Töpferwaare und ihre Verbeſſerung*, von *Joh. Friedr. Weſtrumb*, Bergcommiſſair und Senator. 1795. 189 S. 8.

So allgemein die Senſation war, welche die Schrift des Hn. Hofr. *Ebell* über eben dieſen Gegenſtand bey ihrer Erſcheinung erregte, ſo ſcheint ſich doch aus den nähern Prüfungen, welche ſeitdem hierüber angeſtellt worden, zu ergeben, daſs es mit der daraus entſpringenden Gefahr der Bleyvergiftung doch nicht völlig ſo ſchlimm ſeyn möchte, als der, mit warmem Eifer für Menſchenwohl erfüllte, Urheber der gedachten Schrift ſolche ſchildert. Dieſe Prüfung hätte nicht leicht in beſſere Hände fallen können, als in die des verdienſtvollen Vf. der vorliegenden Schrift. Sie enthält eine Reihe mit ungemeinem Fleiſse und groſser Genauigkeit angeſtellter Verſuche; aus denen hervorgeht, daſs die Bleyglaſur unſerer gemeinen Töpferwaare über die Gebühr verſchrieen ſey, und, wenn ſie auch nicht gänzlich verdachtlos iſt, doch nicht als die Haupturſache der vermeyntlichen allgemeinen Siechheit der Nationen, welche in glaſurten Töpfen kochen, angeklagt werden könne. Dieſe Schrift des Hn. *Weſtrumb*, welche unter obigem Titel für ſich beſteht, ſonſt aber das zweyte Heft des 4ten Bandes von deſſen kleinen phyſikaliſch-chemiſchen Abhandlungen ausmacht, legt in der erſten Abtheilung die Verſuche dar, welche der Vf. mit der Bleyglaſur, in Hinſicht auf ihre Auflöslichkeit in Speiſen und Getränken, angeſtellt hat. Hr. *W.* geſteht, beym Anfange ſeiner Unterſuchung nicht rein unpartheylich, ſondern vielmehr durch ein ſtarkes Vorurtheil ſehr gegen dieſe Geſchirre eingenommen geweſen zu ſeyn. In dieſer ungünſtigen Meynung unternahm er ſeine erſtern Prüfungen derſelben, und zweifelte beynahe nicht, alle Speiſen und Getränke, die er in dem mit Bley glaſurten Geſchirre bearbeiten würde, gänzlich durch dieſe Glaſur vergiftet zu finden. Allein der Erfolg vielfältiger Verſuche belehrte ihn von dem Gegentheile. Er fand oft auch nicht eine Spur vom Bleye, oft da nur ein Stäubchen, wo er es in Menge zu finden vorausgeſetzt hatte. Dieſes berechtigt ihn nun zu der Behauptung: die Topfglaſur ſey ſo auflöslich nicht, und könne daher der Geſundheit ſo nachtheilig nicht ſeyn, als man ſie habe machen wollen. Demungeachtet iſt der Vf. weit entfernt, den Gebrauch der Bleyglaſur überhaupt, ohne Einſchränkung, vertheidigen zu wollen; er hat ſich vielmehr der Verbeſſerungen der Kochgeſchirre, durch die möglichſte Entfernung der Bleybereitungen aus denſelben, mit Eifer angelegen ſeyn laſſen: von welchen Verſuchen er im zweyten Abſchnitte dieſer Schrift Rechenſchaft ablegt. — Der erſte Abſchnitt beabſichtigt eigentlich die Erfüllung eines an den Vf. ergangenen, durch die Ebellſche Schrift veranlaſsten obrigkeitlichen Auftrags: zu unterſuchen, ob diejenigen Glaſuren, deren ſich die Töpfer in der Gegend von *Springe* (im Hannöverſchen) bedienen, der Geſundheit nachtheilig ſey. Die Töpfer in dortiger Gegend mengen im Ganzen ihre Topfmaſſe aus zwey Sorten Thon, davon die eine ſich weiſs brennt und unſchmelzbar iſt, die andere aber iſt ſchmelzbar und brennt ſich roth. Zur Glaſur dient ihnen Bleyglätte, mit etwas leichtflüſſigem Thon gemiſcht; wie bekanntermaaſsen überall gebräuchlich iſt. Wider die Behauptung derjenigen, welche die Topfglaſur bloſs für einen halbverglaſeten und folglich leicht auflöslichen Bleykalk haben ausgeben wollen, beweiſet hier der Vf., daſs der Bleykalk ſich mit der Thonerde vollſtändig verglaſe. Die davon entſtehende Glaſur beſitze eine ſo groſse Härte, daſs ſie die feinſten engliſchen Feilen abnutze; auch ſey ſie ſo unauflöslich, daſs die ſtärkſten Säuren, in dieſen Töpfen gekocht, ihr nichts anhaben können! Indeſſen hebe doch dieſes den, aus mehrern Erfahrungen abgezogenen Satz, daſs die bleyiſche Topfglaſur verdächtig ſey, und in mehrern Fällen ſich ſchädlich erweiſe, nicht auf; ſey ſie es auch nur unter der Bedingung: wenn die Geſchirre nicht reinlich gehalten, oder die Speiſen und Getränke zu lange in ihnen aufbewahrt werden. Die Verſuche ſelbſt anlangend, welche Hr. *W.* zur Erforſchung der Auflöslichkeit der Topfglaſur, unter allerley Abänderungen, angeſtellt hat, ingleichen die Beſtimmung des jedesmal und höchſtgeringen Bleygehalts, wenn er ſich fand, ſo muſs Rec. auf das Werk ſelbſt verweiſen. Aus allem erhellet: *daſs die Glaſur zwar in verſchiedenen Speiſen und Getränken aufgelöſet werde; daſs dies aber nur in geringer Menge geſchiehet, und mehrentheils unter ſolchen Umſtänden, welche bey der Zubereitung unſerer Speiſen und Getränke nicht ſtatt haben.* Auch iſt das Quantum des aufgelöſten Bleyes nur äuſserſt klein; denn nie fand ſich, ſelbſt in Speiſen und ſolchen Dingen, welche die ſtärkſte Auflöſungskraft auf die Glaſur äuſserten, mehr als der 20,000 Theil Bley. — Der zweyte Theil enthält eine Menge mühſamer Verſuche, welche Hr. *W.* einem obrigkeitlichen Auftrage gemäſs, zur Prüfung der, von verſchiedenen Schriftſtellern gethanen Vorſchläge zu einer zweckmäſsigen Verbeſſerung der Glaſur der leich-

leichten Töpferwaare angeſtellt, und durch einige Töpfermeiſter im Groſsen hat wiederholen laſſen. Zuerſt wurde *Chaptals* vorgeſchlagene Glaſur mit grünem Glaſe, unter allerley Abänderungen, verſucht. Der Erfolg entſprach der Erwartung nicht. Das Glas kam nicht zum Fluſs, ſondern machte eine unzuſammenhängende Decke aus, die ſich mit den Fingern abreiben lieſs; oder wenn es hie und da geſtoſſen war, dann war es riſſig und abblätternd. Auch die Verſetzung des Glaſes mit unſchädlichen Metallkalken, mit Thon, Gyps, Fluſsſpath und einigen Salzen hatte nicht den gewünſchten Erfolg. Nur mit Borax verſetzt, wurde der Glasüberzug ſchön; allein das dazu erfoderliche ſtärkere und anhaltendere Feuer, welches der Gelbtöpfer nicht geben kann, und der zu hohe Preis des Borax, verbieten deſſen Anwendung. — Das von *Rinmann* auf Kupfergeſchirre empfohlene Schmelzglas, aus Fluſsſpath und Gyps, kam in den Oefen der Gelbtöpfer gar nicht zum Schmelzen; ſo wenig als deſſen aus Kalk, Fluſsſpath oder Gyps, und Quarzmehl zuſammengeſetzte leichtflüſſige Glas. Auch ein Zuſatz von Salzen, ja ſogar von kleinen Mengen Bleykalk, machte ſie nicht brauchbarer. — Nachdem hierauf Hr. *W.* mehrere von *Milly*, *Achard* und *Fuchs* angegebene verglasbare Miſchungen, ingleichen den Baſalt fruchtlos verſucht hat, gehet er nun zu Verſuchen mit verſchiedenen Salzen über. Unter dieſen gab der bloſse Borax etwas reichlich aufgetragen, eine zwar ſchöne, aber für gemeines Töpfergeſchirr zu koſtbare Glaſur. — Aus den Erfahrungen von allen dieſen Verſuchen folgert nun Hr. *W.* daſs es vielleicht überhaupt unmöglich ſey, für das leichte Töpfergeſchirr eine völlig bleyfreye Glaſur zu erfinden, und richtet nun ſein Augenmerk dahin, dieſe vorerſt ſo unſchädlich als möglich zu machen. Nach vielen Abänderungen fand er, daſs die beſte, und vor jetzt zur Glaſur der leichten Töpferwaaren einzig taugliche Miſchung die aus leichtflüſſigem Thone und Glätte zuſammengeſetzte ſey. Die Miſchungen aus 5 Theilen Glätte, 2 Theilen Thon, 1 Theile Schwefel, oder aus 5 Theilen Glätte, 3 Theilen Thon, 1 Theile Fluſsſpath, feingemahlen und mit ſcharfer Aſchenlauge angerührt, räth er daher vorerſt zum allgemeinen Gebrauche an. — Ob nun freylich durch dieſe vielfältigen und mühſamen Verſuche der Wunſch nach einer bleyfreyen Topfglaſur noch unbefriedigt bleibt, ſo bahnen ſie doch den Weg zu weitern Fortſchritten, und erſparen andern vergebliche Mühe, Zeit und Koſten.

LITERARGESCHICHTE.

Augspurg, auf Koſten des Vf.: *Bibliotheca Auguſtana*, complectens notitias varias de vita et ſcriptis Eruditorum quos Auguſta Vindelica orbi litterato vel dedit vel aluit. Congeſſit *Franciſcus Antonius Veith* Auguſtanus, Bibliopola. *Alphabetum VII.* 1791. 258 S. ohne die Vorrede. *Alphabetum VIII.* 1792. 214 S. *Alphabetum IX.* 1792. 219 S. *Alphabetum X.* 1793. 224 S. *Alphabetum XI.* 1795. 233 S. *Alphabetum XII. et ultimum. Cum indice generali.* 1796. 222 S. gr. 8.

Der im vorigen Jahr verſtorbene Vf. hat gegen unſre Vermuthung zu den bereits gelieferten 6 Alphabeten noch die angezeigten ſechs hinzugefügt, und damit das Werk beſchloſſen, das zwar mit ſichtbarem Fleiſse gearbeitet, aber auch manches Entbehrliche und Ueberflüſſige enthält. Der Anfang des *ſiebenten* Alphabets iſt der berühmten *Fuggeriſchen* Familie gewidmet, und zwar nur in ſoferne, als ſich dieſelbe um die Gelehrſamkeit verdient gemacht hat. Um dasjenige, was ſchon der ſel. *Brucker* über dieſen Gegenſtand geſagt hatte, nicht gerade zu zu wiederholen, wählte der Vf. dieſen Weg, daſs er diejenigen *Fugger* nach einander nambaft machte, die ſelbſt als Gelehrte, oder als Beförderer der Gelehrſamkeit rühmlich bekannt waren. Er geht alſo von den drey Söhnen des *Georg Fuggers*, eines Sohns des *Johann Fuggers*, des erſten von dieſer Familie, der in *Augſpurg* das Bürgerrecht erhielt, aus. Dieſe hieſsen *Marcus*, *Raymundus* und *Antonius*. Der erſte davon erwählte den geiſtlichen Stand, und hinterlieſs folglich keine Nachkommen. Die beiden andern verheiratheten ſich und pflanzten ihr Geſchlecht fort. Dieſer ihre Nachkommen ſind es alſo eigentlich, von denen der Vf. hier redet, und die er, wie gedacht, als Selbſtgelehrte, oder als Freunde derſelben darſtellt. *Raymund* und *Anton* vermehrten die von ihrem Groſsvater angelegte Bibliothek mit groſsem Eifer. *Appians* bekannte *Inſcriptiones* und *Ehingers* ſeltenes *Itinerarium* verdanken derſelben ihren Urſprung. *Johann Jacob Fugger*, *Raymunds* Sohn, deſſen Lebensgeſchichte viel merkwürdiges enthält, hatte 18 Kinder. Da ſich ſeine Vermögensumſtände ſehr verſchlimmert hatten, ging er in Bayeriſche Dienſte. Dieſer *Fugger* war der eigentliche Verfaſſer des *Spiegels der Ehren des Erzhauſes Oeſtreich*, den *Siegm. von Bircken* 1668 herausgab, nachdem das von demſelben zurückgelaſſene Manuſcript volle hundert Jahre unbenutzt geblieben war. *Ulrich Fugger*, ein groſser Freund der Gelehrten, ſammelte viele Bücher und die ſeltenſten Handſchriften. Ihm muſs der vortreffliche *Henricus Stephanus*, der ſich ſogar *illuſtris viri Huldrici Fuggeri typographum* nennt, viele Unterſtützung zu verdanken gehabt haben, beſonders da er ſich genöthigt ſah, ſich eine Zeitlang in *Deutſchland* aufzuhalten. *Philipp Eduard Fugger* verkaufte ſeine aus 15000 Bänden beſtehende Bibliothek an Kaiſer *Ferdinand III.* *Anton Fugger* — wollte den *Eraſmus* nach *Augſpurg* ziehen und verſprach ihm eine jährliche Penſion. *Eraſmus* aber verbat ſich dieſe Ehre. Verſchiedene Gelehrte dedicirten ihm ihre Schriften. Er ſelbſt ſoll *Epigrammata veterum*, *Coloniae* 1529. 8. herausgegeben haben, von welchem Werke aber nirgends eine Spur zu finden iſt. *Magnus Fugger.* Von ihm ſind einige Ueberſetzungen aus dem lateiniſchen vorhanden. *Jacob Fugger* wurde Biſchof zu *Conſtanz*, und hielt daſelbſt eine Synode, von der die Acten 1624 gedruckt wurden. Herr *V.* hat dieſes, der *Fuggeriſchen* Familie zu Ehren errichtete Denkmal auch beſonders abdrucken laſſen. Nun kommt die

die Reihe an drey Aebte des Kloſter S. Ulrich und Afra und an einige Conventualen deſſelben, unter denen vielleicht *Corbinianus Khamm*, der ſich durch ſeine *Hierarchiam Auguſt. chronolog.* um ſeine Kirche verdient gemacht hat, der vorzüglichſte ſeyn möchte. *Hieronymus Wolff* und *Wilhelm Xylander*, zwey berühmte Männer machen den Beſchluſs dieſes Bändchens. Der erſte hat ſein Leben ſelbſt beſchrieben, welches nachher *Brucker* herausgab, und das nun der *Vf. mutatis mutandis* hier mittheilt. *Dresseri oratio de vita Hieron. Wolfii*, die Hr. *V.* nicht zu ſehen bekommen konnte, ſteht in den *Opp.* deſſelben L. I. p. 162. Das beygefügte Schriftenverzeichniſs iſt ſehr ſchätzbar. Noch iſt zu bemerken, daſs in *Joach. Camerarii Epp. familiar. Lib. VI. Francof.* 15[illegible]3. 8. S. 447 — 495. vierzig Briefe *Camerars* an *Wolff* zu finden ſind. Bey der Lebensgeſchichte *Xylanders*, oder *Holzmanns*, ſind die Nachrichten, die Hr. *Wundt* von dieſem Manne ſeinem *Magazin* einverleibte, benützt worden. In dem *achten* Alphabet findet man erſtlich eine ausführliche *Biographie* des verdienten *Jacob Bruckers*. Die zahlreichen Schriften deſſelben ſind richtig angezeigt worden. Beygefügt iſt eine kurze Nachricht von *El. Ehingers* Leben. Nun folgt eine ſo betitelte *Jatrologia Auguſtana Saeculi XV et XVI.* und dieſe enthält, wie leicht zu erachten iſt, die Namen mancher berühmter Männer, deren Andenken allerdings erneuert zu werden verdiente. *Jacobus Cuba*, wohlbekannt durch ſeinen ſo oft gedruckten *Hortus Sanitatis*. Die drey *Occones*, deren Biograph ſchon vorher *Brucker* geweſen war. *Ambroſius Jung*. Vater und Sohn. *Joſeph Grünpeck*. Auch Hr. *V.* nimmt zwen *Grünpecke* an. Es exiſtirte aber wirklich nur ein einziger, der von Burghauſen in Bayern 1473 gebürtig, Kaiſer Maximilians Secretär, Prieſter, Doctor, Aſtrologe, und zuweilen aus Mitleiden oder Noth auch Arzt war. *Achilles Pirminius Gaſſarus* wird, weil er Beförderer der Reformation war, ſehr getadelt. Auch die *Annales Auguſtburgenſes* deſſelben wollen ihm nicht behagen, weil er ſich die Freyheit genommen hatte, ſeine Meynung von der römiſchen Cleriſey laut heraus zu ſagen. *Leonhard Rauwolff*, berühmt durch ſeine Reiſebeſchreibung. *Georg Heiniſch*, zugleich ein guter Philolog und fleiſiger Schriftſteller. *Neuntes Alphabet. Matthias Friedrich Beck*, der ſich beſonders durch die Herausgabe der chaldäiſchen Paraphraſen der Bücher der Chronik verdient gemacht, und ein guter Orientaliſt war, ſteht hier an der Spitze. Dann werden drey gelehrte [illegible]phius aufgeführt, und auf dieſe folgt: *Jatrologia Auguſtana Saeculi XVII et XVIII.* Auch in dieſem Verzeichniſs ſtehen berühmte Namen, z. B. *Lucas Schröck*, Vater und Sohn. *Georg Hieronymus Welſch*, ein Polygraph, und wenn man will, auch Polyhiſtor. Das Schriftenverzeichniſs iſt ſehr anſehnlich. Denn es enthält daſſelbe 16 *ſcripta edita* — 64 *inedita* und 100 *meditata* und zum Theil auch *incepta.* Den Beſchluſs macht der bekannte Proſelyt *Antonius Margaritha*, Verfaſſer eines, unter dem Titel: *Der gantz Jüdiſch Glaub*, öfters gedruckten Werkchens. In dem *zehnten* Alphabet treten faſt lauter Ordensleute auf, unter denen die allermeiſten *Jeſuiten* waren. Daſs der berufene *Aloyſius* Mertz, deſſen geſammelte polemiſche Predigten allein *XX. Volumina* ausmachen, nicht übergangen worden ſey, iſt leicht zu glauben. Auch *Franz Neumayr* hat hier billig Platz gefunden. Auſser dieſen iſt vielleicht die Biographie des berühmten Bayeriſchen Kanzlers, *Johann Georg Herwart* das wichtigſte, das man in dieſem Bändchen findet. *Eilftes* Alphabet. Die merkwürdigſten Namen in demſelben ſind folgende. *Johann Buſenreut*, ein geborner Augsburger, nachmaliger Profeſſor der Rechte zu *Altdorf*. Die Lebensbeſchreibung deſſelben iſt aus dem Nürnberg. Gelehrten Lexicon genommen. *Johann Forſter*, Profeſſor der Theologie in Wittenberg, wobey des ſel. *Strobels* Biographie dieſes Gelehrten benutzt worden iſt. *Johann Georg Lotter* — *Valentin Rotmar* — Verfaſſer der *Ingolſtadter Annalen*, die *Mederer* neu herausgab. *Arſacius Seehofer* — ganz kurz abgefertigt. *Johann Georg Styrzel*. Die Lebensbeſchreibung dieſes Gelehrten rührt eigentlich von *Andr. Samuel Gesner* her. Der ſel. *Strobel*, der einige *Styrzeliſche* Briefe herausgab, beſaſs noch über dieſes eine groſse Sammlung von Briefen von demſelben, die derſelbe dem Hn. GR. *Zapf* überlieſs, und die nun der jüngere Hr. von *Halder* in *Augſpurg* beſitzt. Dieſen ſeltenen Codex benutzte Hr. *V.* und fertigte ein genaues Verzeichniſs der Namen derjenigen, an welche dieſe Briefe gerichtet waren, das er ſodann dieſem Bändchen einverleibte, auch einige merkwürdige Briefe ganz abdrucken lieſs. Ueber dieſes enthält daſſelbe eine Nachricht von dem Dominikanerkloſter in Augſpurg und von einigen Gelehrten aus dieſem Orden, die unter die Augſpurger gehörten. Im *zwölften* Alphabet möchten wohl *Anton Reiſer* und *Theophilus Spitzelius* die merkwürdigſten Männer ſeyn. Den Beſchluſs machen Zuſätze zu den zwölf Alphabeten, und ein Regiſter über die ſechs letzten Bändchen. In den Zuſätzen ſind die beygefügten Auszüge aus Briefen an den *Vitus Bild*, deſſen Biographie im erſten Alphabet vorkommt, beſonders ſchätzbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Martini: *Zuruckweiſung der Verſuchs die Wunder des neuen Teſtaments aus natürlichen Urſachen zu erklären*, welchen *Joh. Chriſt. Friedr. Eck*, Conſiſtorial-Aſſeſſor und Archidiaconus zu Lübben im Markgrafthum Niederlauſitz herausgegeben, von einem römiſch-katholiſchen Geiſtlichen. 1796. 82 S. 8. — Auffallend iſt es, daſs Doctor Bahrdts Verſuche, die Wunder des N. Teſt. zu vernatürlichen, und das Poſitive des Chriſtenthums zur bloſsen Vernunftreligion abzuglatten, ungemeines Aergerniſs bey den *Götzen* jener Zeit erregten, den Fiskal des heil. röm. Reichs, und theologiſche Facultäten aufjagten; da hingegen jetzt, noch vor Ablaufe des zweyten Decenniums, des Hn. *Ecks* Verſuch, die Wunder des N. Teſt. aus natürlichen Urſachen zu erklaren, der auf gleiche Grundſätze hinzielt, und gleicher Methode ſich bedient.

bedient, ſo ſcheue Gegner antrift, daſs einer derſelben (allem Anſehen nach ein Proteſtant) nur hinter der Maske eines katholiſchen Geiſtlichen einen Angriff wagt. Ob er darunter ſeinem unaufhaltbaren Schmerz und chriſtlichen Eifer deſto freyern Lauf laſſen, oder ſeinen Gegengründen durch die Naivheit eines chriſtlichen *Candide's* deſto mehr Gewicht geben wollte, mag vor der Hand unentſchieden bleiben. Das Jammergeſchrey: Göttlicher Heiland, ſo miſshandelt man dich! S. 32. und die bitteren Vorwürfe, daſs der Hr. Conſiſtorialaſſeſſor, deſſen Pflicht es geweſen wäre, den allzu frechen Eingriffen der Philoſophen ins Heiligthum entgegenzuarbeiten, denſelben gar neue Wege zeigte — ſind wenigſtens laut genug, jeden Eiferer Zions aufzuſchrecken, und jedem Bücherrichter die gerechte Sache des Vf. mit Centnerſchwere auf das Gewiſſen zu legen. Nur bedauert es Rec., daſs er bey dieſem zarten und zugleich ſo verſchlungenen Proceſſe, worinn jeder der Streiter ſo viel für als gegen ſich hat, keinen andern Ausweg weiſs, als den des Entzweyſchneidens, wodurch er Gefahr läuft, es mit beiden und ihren Partheygängern zu verderben.

Mit Wundern, ſagt Hr. *E.*, läſst ſich für die Wahrheit einer Religion gar nichts beweiſen. Die Natur, die älteſte und reinſte Offenbarung Gottes iſt allein hinreichend, den edelſten Theil der Menſchen zur Wahrheit und Glückſeligkeit zu führen. Das heiſst: Wunder ſind unnütze und alſo überhaupt erdichtet und verwerflich. Durch einen Verſuch, das Evangelium von Wundern zu reinigen, glaubt er alſo demſelben noch Achtung zu erweiſen. Nun tritt der Unbekannte auf, und nachdem er weit weniger gethan, als er hätte thun ſollen, den Vorderſatz zu widerlegen, wirft er ſeine ganze Stärke darauf, zu zeigen, daſs allen Eckiſchen Verſuchen zu Trotz das Evangelium ſich gar nicht von Wundern reinigen laſſe; und ſchlieſst alſo, daſs der Hauptpunkt, von dem ſein Gegner ausgegangen war, auch unrichtig ſey, und dieſer folglich den ganzen Proceſs verloren habe. Der Gerechtigkeit zur Steuer muſs man bekennen, daſs der Vf., ſo weit er die Unthunlichkeit der Eckiſchen Reinigungsart zeigt, nicht übel fährt. Wenn z. B. Hr. E. die Verklärung Jeſu auf dem Berge dadurch begreiflich machen will, daſs Jeſus ſich des Gebetes wegen entfernte, den Berg höher hinanſtieg, und ſo über eine ſich eben ſenkende Gewitterwolke, welche die niedern Gegenden in Dunkel ſetzte, erhaben, ſeinen fern ſtehenden Jüngern beleuchtet, und von zwey Dunſtgebilden (nach Weiſe der Nebenſonnen), die aber Jeſu Jünger für Moſe und Elias nahmen, umgeben ſchien; ſo iſt die Anmerkung ſeines Gegners ſehr paſſend, daſs die Entfernung Jeſu von ſeinen Jüngern ſo gut als keine geweſen ſey, weil während der Erſcheinung Petrus mit ſeinem Meiſter traulich redete, und folglich mit der Vorausſetzung die ganze Täuſchung wegfällt. Auch iſt es ihm nicht zu verübeln, daſs er die Auferſtehung der Todten bey dem Hinſcheiden Jeſu nicht in dem Herauswerfen der Leichname aus den Gräbern vermittelſt eines Erdbebens, das ſie ganz zerſtückelt haben würde, ſehen konnte, und es ein wenig ſonderbar fand, daſs Jeſus an Lazarus nur einen viertägigen Scheintodten nach der zuverſichtlichſten Vorherverkündigung durch eine bloſse Anrede, weil er als ein *erfahrner* Mann des Erfolgs ſicher geweſen wäre, zum Bewuſstſeyn zurückgerufen habe. Die umſtändlichere Widerlegung, in die der Vf. ſich einlieſs, hier anzuführen, dürfte wohl kaum nöthig ſeyn, um das ſummariſche Urtheil deſſelben zu bekräftigen, Hr. *E.* habe den eigentlichen Gehalt der evangeliſchen Erzählungen geändert, für Wunder Fabel, oder eine andere Art Wunder gegeben, wobey denn auch der Charakter Jeſu und ſeiner Jünger gar nicht gut wegkomme. Wirklich hat ſich Hr. *E.* das ſaure Stück Arbeit, das Evangelium ſeiner Wunder zu entkleiden, ungemein leicht gemacht. Donner, Blitz, Erdbeben, Scheintod und Träume ſind ihm immer der *Deus ex machina*. Nirgends läſst es natürlich, und doch ſoll es eine natürliche Erklärung ſeyn. Wie konnte es aber auch anders gehen? Nimmt man die Erzählung ganz, wie ſie liegt, ſo hebt ſich jeder Verſuch einer natürlichen Erklärung von ſelbſt. Nimmt man ſich's, wie Hr. E. heraus, die Umſtände derſelben auf die Seite zu ſchieben, ſo iſt es keine Erklärung mehr, ſondern ein Gedicht, wofür uns niemand Dank weiſs. Der vernünftige Freund der Religion bedarf dieſer Erfindungen nicht, und der ſchwächere kann ſich nicht ſonderlich erbauen, wenn er Jeſus und Petrus, jenen in der Verſuchungs- dieſen in der Verklärungsgeſchichte, als leichtgläubige und wunderſüchtige Schwachköpfe, und dann wieder Jeſus bey der Erweckung des Lazarus, den er ausdrücklich für todt erklärte, und doch nur aus einer Ohnmacht erweckt haben ſoll, und Petrus, der die Wiederbelebung der Tabitha, welcher er weiter nichts als eine Ohnmacht weggeſchrieen hätte, dem leichtgläubigen Haufen vorgegaukelt haben ſoll, als Schlauköpfe, Heuchler und Betrüger dargeſtellt ſieht. Man dürfte in dieſer Verfahrungsart weit weniger Aehnlichkeit mit einer heilſamen chirurgiſchen Amputation, als mit der Dienſtfertigkeit jenes Thieres antreffen, das eine Mücke vom Haupte ſeines ſchlafenden Herrn mit einem Steinwurfe wegſcheuchte.

Es darf uns daher gar nicht befremden, daſs der Vf., der ſich ſtark genug fühlte, die Unnatürlichkeit der Eckiſchen Erklärung der evangeliſchen Wunder aus natürlichen Urſachen zu zeigen, auf den Schluſs kam, er habe Hn. E. ganz darnieder geſchlagen, und die hiſtoriſche Richtigkeit dieſer Wunder ſo gut als die grammatiſche erſtritten, ob er gleich nirgends ſchwächer iſt, als gerade da. Hr. E. hatte die Tauglichkeit zur Moralität als Maaſsſtab des Inhalts aller Religion, und folglich auch der Glaubwürdigkeit der Wunder angenommen. Darin ſcheint ſich nun der Vf. gar nicht finden zu können. Wer weiſs, ſagt er, was Hr. E. ſich für ein Religionsſyſtem geſchmiedet habe! Ohne nun zu ſehen wohin, hilft er ſich durch einen Sprung, wodurch er gar nicht von der Stelle kommt. Die Sittenlehren, heiſst es S. 3., füllen nicht den ganzen Umfang der chriſtlichen Religion aus. Chriſtus iſt nicht nur Lehrer, ſondern auch Mittler etc. Nach dieſer kurzen Antwort, oder *petitio principii* wagt er noch einen Sprung auf einen ganz fremden Boden, oder eigentlich in Abgründe, wohin ſich nichts wohl folgen läſst. Er bemüht ſich aus Grundſätzen einer rationellen Theologie die objective Möglichkeit der Wunder zu beweiſen: Gott erhält die Welt. Die Erhaltung derſelben iſt eine *fortgeſetzte* Schöpfung. Gott wirkt alſo alles, was uns als *Wirkung der Natur* vorkommt. Die Unerklärbarkeit des Wachsthums im Pflanzenreiche dient zur Beſtätigung. Die Erzeugung eines Menſchen iſt alſo ein Wunder, und ſo alle Erſcheinungen der Natur. Nur weil Gott ſich dabey an gewiſſe Regeln hält, ſo heiſsen die gewöhnlichen Wunder Naturgeſetze. Es widerſpricht den Eigenſchaften Gottes gar nicht, nach ewigen Beſchlüſſen gewiſſe Ausnahmen von ſeiner gewöhnlichen Handlungsweiſe zu machen, um das Menſchengeſchlecht zu ſeiner höhern Beſtimmung zu führen. Das wäre alſo der genaue Inhalt des weitläuftig ausgeführten Erweiſes für die Möglichkeit der Wunder. Ohne uns unnöthiger Weiſe in eine Widerlegung deſſelben einzulaſſen, mag es genug ſeyn, hier die Bemerkung zu beſtätigen, daſs jene Supernaturaliſten, die noch nach einem rationellen Scheine haſchen, am Ende den groſsen Baumeiſter der Welt, die ſie aus einer kunſtvollen Maſchine in ein Marionetten-Theater verwandeln, herabſetzen; daſs ſie, den Naturaliſten ſtracks entgegen, den Begriff der Natur ſelbſt zerſtören, und dadurch, daſs ſie alles in Wunder auflöſen, ſich den wahren ſpecifiſchen Begriff eines Wunders, und den Erweis einer Offenbarung daraus unmöglich machen, und daſs in einem conſequentern ſupernaturaliſtiſchen Syſtem der Beweis für Wunder leicht zu viel, wie nach Humiſchen Begriffen von der Natur immer zu wenig, beweiſen, und nach Grundſätzen des Kriticismus gar eine Chimäre abgeben wird.

Von der kritiſchen Philoſophie weiſs der Vf. ganz und gar nichts, oder er ignorirt ſie wenigſtens, wie er denn auch andere proteſtantiſche Schriftſteller nicht zu kennen ſcheint, oder doch ſo ſcheinen will, ſo wenig dies übrigens bey der Bildung ſeines Stils, auch wenn er Katholik wäre, Wahrſcheinlichkeit hat, zumal da er von dem Verſuche Ecks ſogleich Nachricht hatte. Dafür giebt er ſich die Miene von Bekanntſchaft mit katholiſchen Schriftſtellern, indem er Hn. E. des franzöſiſchen Theologen *Bergier* Werke wider die Feinde des Chriſtenthums als ein untrügliches Recept zu ſeiner geiſtlichen Geneſung im Vollgefühle eigener Geſundheit anräth. Wie gütig, wie ſe-

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 4. May 1797.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., in der typograph. Geſellſchaftshandl.: *Geſchichte der Entſtehung, des Wachsthums und der Abnahme der päbſtlichen Univerſal-Monarchie; allen chriſtlichen Souverainen zugeeignet.* Aus dem Italiäniſchen überſetzt, und mit hiſtoriſchen Anmerkungen begleitet von einem deutſchen Gelehrten. 1795. 342 S. gr. 8.

Unter den vielen Schriften, welche die ſeit 1788 von dem neapolitaniſchen Hof unterlaſſene Ueberreichung des Zelters an den päbſtlichen, als Anerkennung einer Lehnsherrlichkeit des letztern, veranlaſst hat, iſt die gegenwärtige im J. 1789 im Neapolitaniſchen gedruckte, eine der wichtigſten. Anſtatt daſs andere Schriftſteller von beiden Seiten den Urſprung, die Ausübung und Beſtreitung jenes Rechts hiſtoriſch und juriſtiſch unterſucht haben, greift ihr Vf., ein neapolitaniſcher Geiſtlicher, den päbſtlichen *Hof auf der* ſchwächſten und empfindlichſten Seite an. Er beweiſet, daſs ſich ein ſolches Recht, nach der urſprünglichen Beſtimmung und Verfaſſung der römiſchen Biſchöfe, nach dem ihnen, wie allen andern Religionslehrern der Chriſten, zugetheilten Amte und Anſehen, ganz und gar nicht denken laſſe; daſs ſie ſich freylich daſſelbe angemaſst und behauptet haben; daſs aber eben dieſes, wie unzähliche andere Schritte und Unternehmungen ihrer nur zu glücklich erfüllten und ausgebreiteten Herrſchſucht augenſcheinlich zeige, wie unendlich weit ſie ſich von demjenigen entfernt haben, was ſie eigentlich ſeyn ſollten, und auch eine kurze Zeit geweſen ſind. Dieſes hat der Vf. mit aller der Ueberzeugung, welche die Geſchichte, und ſie allein, gewähren kann; aber auch mit einer ſeltenen Freyheit, ſelbſt im Ausdrucke, durchgeführt. Er beklagt es nicht allein auf das bitterſte, daſs die Pabſte das geiſtige Reich *Chriſti*, in welches ſie geſetzt worden ſind, in ein weltliches; die Gewalt der Schlüſſel in eine Gewalt der Waffen verwandelt haben; ſondern nennt es auch (S. 242.) den teufliſchen Charakter eines Univerſalmonarchen, dem ſie noch immer nicht entſagen wollen, und legt dem jetzigen Pabſte den Geiſt eines Viceregenten des fleiſchlichjüdiſchen Meſſias bey (S. 272.). Die Urtheile über dieſes Buch, das ſowohl zu Rom als zu Neapel das gröſste Aufſehen machte, waren ſelbſt im letztern Reiche ſo ſehr verſchieden, daſs die königl. Kammer von St. Clara den beiden angeſehenſten Theologen des Reichs, dem Abte D. *Kilian Caracciolo*, und dem Prieſter D. *Franceſco Conforti*, ihr Gutachten darüber abfoderte. Und dieſes fiel darauf hinaus, daſs es, anſtatt die Souverainitätsrechte zu kränken, und Ketzereyen aufzuſtellen, vielmehr zum wahren Vortheil der höchſten weltlichen Gewalt, und zum Nutzen der römiſch-chriſtkatholiſchen Religion wirkſam ſey; indem der Vf. zwar ſage, daſs die römiſchen Päbſte und die Biſchöfe ſich das weltliche Reich des irrdiſchen Meſſias zugeeignet haben; aber doch auch behaupte, das geiſtige Reich Jeſu dauere in der röm. Kirche fort, und werde fortdauern; die röm. Päbſte und katholiſchen Biſchöfe ſeyen Nachfolger der Apoſtel, mit denen alle wahre Chriſten eben ſo äuſserlich eins ſeyn müſsten, als ehemals die wahren Iſraeliten, Trotz dem Phariſäismus, äuſserlich am Tempel und Prieſterthum der jüdiſchen Kirche hingen. Auf den Bericht, welchen die königl. Kammer von St. Clara über dieſes Gutachten an den König erſtattete, genehmigte er das Buch; wenn es anders nicht auf Veranſtaltung des Hofs ſelbſt geſchrieben worden iſt. Die dem Ueberſetzer handſchriftlich mitgetheilten Urkunden, welche alles dieſes beweiſen, ſind von ihm, nebſt der 1788 von dem Pabſte am Peter-Paulfeſte im Conſiſtorio gehaltenen, dem neapolitan. Hofe ſo anſtöſsigen Rede, betreffend die verweigerte Uebergabe des Zelters deutſch überſetzt, S. 309—336. mitgetheilt worden. Daſs er eine ſo bemerkenswerthe, in Deutſchland beynahe unbekannte, Schrift in unſere Sprache übertragen hat, verdient allen Dank. Welchen Weg der Vf. genommen habe, um ſein Ziel zu erreichen, kann zwar ein mäſsiger Kenner der Kirchengeſchichte errathen. Doch müſſen wir hinzuſetzen, daſs er mit vielem Fleiſse, und gröſstentheils auch recht treffend, den Spuren der Bereicherung und Vergröſserung der Herrſchſucht und des Anwachſes der weltlichen Macht der Pabſte nachgegangen iſt, ohne andere ihrer Ausſchweifungen und den Widerſtand, der ihrem Deſpotismus bis auf die neuern Zeiten in ihrer eigenen Kirche geleiſtet worden iſt, aus den Augen zu verlieren. Die Zuſammenſtellung der von ihm gebrauchten Beweisſtellen und Quellen (S. 337—342.), bewährt allerdings die Güte ſeiner Methode; ſie wären aber wohl, bequemer für die Leſer, unter den Text ſelbſt geſetzt worden. Faſt möchten wir eben dieſes von den häufigen langen und lehrreichen Anmerkungen des Ueberſetzers ſagen, die er zwiſchen die Abſätze geſtellt hat. Sie ſind zur Ergänzung und Berichtigung mancher Erzählungen des Vf., aber auch dazu beſtimmt, dem Liebhaber der Geſchichte den Geſichtspunkt zu zeigen, aus welchem er manche Thatſache zu betrachten habe. Ueberall unmittelbar unter den Text geſetzt, würden ſie noch mancher Stelle deſſelben

ben zum Vortheil haben gereichen können. Einiges hätte auch gleich im Texte verbeſſert werden können; wie wenn S. 242. *Clemens IX* und S. 253. *Clemens XII* ſteht, wo beidesmal *Clemens XI* genannt ſeyn ſollte; oder wenn S. 252. *Quesnels* berühmtes N. Teſt. einem franzöſiſchen Biſchof zugeſchrieben; und S. 255. *der Benedictinerorden von St. Maur* genannt wird u. dgl. m. Die mit nicht gemeiner Einſicht abgefaſsten Anmerkungen des Ueberſ. geben dem Buche freylich weit mehr Brauchbarkeit; wenn wir gleich nicht jedem ſeiner Urtheile beytreten können, und bisweilen auch etwas an der hiſtoriſchen Richtigkeit vermiſſen. Dahin gehört die übertriebene Vorſtellung (S. 15.) von den *unermeſslichen Gütern der röm. Kirche im dritten Jahrhundert;* ingleichen, daſs *Richer* (S. 252.) *Syndicus der Univerſitat zu Paris* genannt wird; da es doch dieſer vortreffliche Mann nur von der *Sorbonne* war, und in dieſer Stelle berühmt genug geworden iſt, bis ihn die päbſtliche Parthey im J. 1612 abſetzte u. dgl. m. Einige richtige, wenn gleich noch genauer zu beſtimmende Bemerkungen über die Päbſte, macht der Ueberſ. S. 21 ff. Man ſollte, ſagt er, nie vergeſſen, 1) daſs ſie vielfältig nur durch bloſses Glück zu einem Zuwachſe von Reichthum und Gewalt gekommen ſind, ohne planmäſsige Mitwirkung; 2) daſs ſie zuweilen durch einen Zuſammenfluſs äuſserer Umſtände, und beſonders auch durch das Benehmen der Biſchöfe ſelbſt unwiderſtehlich gereizt wurden, Foderungen zu machen, auf welche ſie ſonſt nie gekommen ſeyn würden; 3) daſs ſie ein andermal zu ihren frechſten Schritten durch das erſte aller Geſetze, das Geſetz der Selbſterhaltung, gezwungen wurden; daſs endlich 4) ihre Anmaſsungen nicht nur durch den Geiſt, ſondern auch durch das Intereſſe des Zeitalters, durch die Vortheile der kirchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft, ſehr begünſtigt wurden. Damit hängt die Stelle S. 51 ff. zuſammen, wo der Ueberſ. ſchreibt: „*Wäre das Pabſtthum wirklich eine ſyſtematiſche fortgehende Entwickelung geweſen,* wie öfters behauptet wird: ſo müſste man hier am Ende des 9ten und am Anfange des 10ten Jahrhunderts die deutlichſten Beyſpiele haben, wie ſich Könige und Biſchöfe ohne Unterſchied unter den Fuſs des römiſchen Biſchofs ſchmiegen muſsten. Einige kühne Männer hatten ja bereits angefangen, die übertriebenſten Foderungen des Gehorſams an fremde Kirchen zu machen, Könige zu miſshandeln, und Kronen wie Münzen auszutheilen. Allein es fehlte hier an gleich kühnen Nachfolgern; und *die ganze damalige Hierarchie erſcheint in ihrer Fortbildung als ein bloſses Werk des Zufalls, und vorübergehendes Phänomen.*" Hierbey iſt nun mancherley zu erinnern. Erſtlich kann ein Vergröſserungsentwurf oder eine Regierungsmaxime bey einer langen Reihe von Fürſten ſehr alt und unveränderlich fortgeſetzt ſeyn; und gleichwohl darf man daraus, daſs jener Entwurf nicht immer mit gleich ſichtbarem Erfolge betrieben worden iſt, nicht ſchlieſsen, daſs ſie ihn gar nicht gehabt haben. Es iſt aber auch falſch, daſs Fürſten und Biſchöfe gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts nicht oft unter dem Willen der Päbſte gekrochen wären. Wie niedrig zeigten ſich gegen dieſelben *Lothar* in ſeiner Eheſcheidungſache, und *Karl der Kahle,* um Kaiſer zu werden? Schrieb nicht im J. 895 eine ganze deutſche Kirchenverſammlung an den Pabſt, ſie wolle auch ein faſt unerträgliches Joch ertragen, wenn es ihr von dem heil. Stuhl auferlegt werde? Doch Thatſachen in ununterbrochner Folge entſcheiden hier; nicht einzelne Beyſpiele nach willkührlichen Foderungen. Thatſache iſt es alſo, daſs die röm. Biſchöfe ſeit *Innocentius I* im Anfange des fünften Jahrhunderts unaufhörlich allgemeinen Gehorſam und Unterwürfigkeit aller Chriſten, Schenkungen an Städten und Ländern, ſelbſt das Recht über Fürſten zu gebieten, im Namen des Apoſtels *Petrus* gefodert, oft erlangt, und immer erwünſchter und kühner ſich in dieſen Anmaſsungen feſtgeſetzt haben. Ob dieſer oder jener Pabſt es weniger glücklich oder geſchickt als die übrigen gethan; weniger Gelegenheiten oder Aufmunterungen dazu gefunden hat, als ſie; daran liegt ganz und gar nichts. Genug, mit Hülfe des heil. *Petrus* immer mächtiger und unwiderſtehlicher zu werden; davon gingen ſie alle aus. Aber der Ueberſ. hat ſich auch ſelbſt (S. 44.) durch das Geſtändniſs nach *Planken* widerſprochen, daſs ſchon *mehrere Päbſte vor dem Pſeudo-Iſidor recht planmäſsig an ihrem Jurisdictionsſupremat gearbeitet* hätten. Noch ſind wir einigemal bey ſeiner Schreibart angeſtoſsen. *Rochen* S. 246. muſs *Rächten* heiſsen; *Verwirklichen* S. 315. *iſt nicht* deutſch; und *Pilſen* S. 245. iſt eine Stadt in *Böhmen*; hier aber entſtehen *Pilze* aus der Erde.

1) Berlin, b. Schöne: *Geſchichte und Karakterzüge Ludwig(s) des XVI*, Königs von Frankreich). Nebſt (einem) Titelkupfer. 1795. 399 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendaſ.: *Geſchichte und Karakterzüge Marie Antoinette* (warum nicht im Genitiv?) Königin von Frankreich. Nebſt (einem) Titelk. 1795. 402 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nichts anders erhält man hier, als die ſchon bekannten *Anekdoten und Karakterzüge* etc., die auch in dieſen Blättern (ſ. A. L. Z. 1793. Nr. 274. u. 1794. Nr. 231.) angezeigt und hinlänglich charakteriſirt worden ſind; nur unter einem etwas veränderten und mehr verſprechenden Titel, mit einigen Heften, oder, wie es jetzt heiſst, Abſchnitten vermehrt.

Die ſpätern Hefte verrathen indeſſen doch etwas mehr Auswahl und Prüfung des Stoffs, auch ungleich mehr Sorgfalt auf Darſtellung und Schreibart, als ſich von ihren Vorgängern rühmen lieſs. Indeſſen würde, bey des Redacteurs noch immer äuſserſt ſchwankender hiſtoriſcher Critik, und bey ſeinen wenigſtens eben ſo ſchwankenden Grundſätzen in Abſicht auf Moralität auch ferner die gröſste Behutſamkeit nothwendig bleiben, wenn man ſeine Arbeit zu etwas mehr brauchen wollte, als etwa zu einer Art von Vorbereitung oder Wiederholung.

Digitized by Google

Den

Den meiſten Gehalt und das meiſte Intereſſe hat wohl der *zweyte* Abſchnitt von Nr. 2.; eine Unterſuchung der vereinigten Urſachen des ſchrecklichen Falls einer ſonſt ſo vorzüglich verehrten und geliebten Königin. Dieſe Urſachen findet der Vf. zuerſt in dem Mangel an Weltkenntniſs und Vorſichtigkeit der jungen Dauphine und nachherigen Monarchin; in den Intriguen der Gräfin Dubarry und des Herzogs von Aiguillon; in ihrer Herkunft, als einer deutſchen und beſonders als einer öſterreichiſchen Prinzeſſin; in dem Miſsvergnügen ihrer Hofdamen über die Vorzüge, die ſie der Prinzeſſin Lamballe zugeſtand; und endlich ganz vorzüglich in der erklärten Feindſchaft des Herzogs von Orleans. Alles dieſes wird recht gut entwickelt; und giebt, wenn man auch dem Vf. in manchen Stücken nicht gleichen Beyfall geben kann, wenigſtens fruchtbare Veranlaſſung zu eigenem Nachdenken. Setzt man dieſes weiter fort, und verbindet hiermit den *vierten* Abſchnitt von Nr. 1., in welchem die franzöſiſche Revolution, nicht als Ausführung *eines* Plans, ſondern als Wirkung *mehrerer* Urſachen dargeſtellt wird: ſo möchte man beynahe geneigt werden, dieſe oder jene Hypotheſe zur Erklärung mancher Unbegreiflichkeit, die man verworfen hatte, wieder aufzunehmen, und auf einem ehemals verlaſſenen Wege wieder eine Annäherung an die Wahrheit zu verſuchen.

Upsala, b. Edmans Wittwe: *Fortſättning of framledne Herr Cantzlirådet Sven Lagerbrings Svea Rikes Hiſtoria.* (Fortſetzung der ſchwediſchen Reichshiſtorie des verſtorb. Hn. Canzleyraths Lagerbring.) 1794. 200 S. 8.

Der berühmte ſchwediſche Geſchichtſchreiber und Kanzleyrath Lagerbring in Lund, gab auſser ſeinem, vom Hn. Prof. Möller in Greifswald überſetzten *Abriſs* der ſchwediſchen Reichshiſtorie, ein gröſseres Werk über dieſelbe ſeit 1769 heraus, worinn er die Geſchichte Schwedens, von Anfang des Reichs an bis auf König Guſtav I, ausführlich behandeln wollte. Er ſtarb aber, als eben von dem fünften Bande die erſten drey Bogen, die bis 1460 gehen, abgedruckt waren. Es war allerdings zu bedauern, daſs ein ſolcher Mann, dem es an hiſtoriſcher Kenntniſs und Fleiſs, die Quellen aufzuſuchen und zu nutzen, nicht fehlte, ſeine Arbeit nicht vollenden konnte. Der ungenannte Vf. dieſer Fortſetzung hat hier nur noch den kleinen Zeitraum von 1457 an, wo der 4te Th. von Lagerbring aufhört, bis 1497 bearbeitet. Er hat ſich dabey, auſser der bekannten Reimchronik und des *Diarii Vadſtinenſis*, der handſchriftlichen Chronik des Laurentius Petri, und der Schriften eines Erici Olaus, Johannes Magnus, (woraus doch wenig zu holen war,) Olaus Petri, Hwitfelds, und verſchiedener Urkunden bey Hadorph, Lagerbring und von Celſe in deſſen Bullario, bedient. Der Vf. fängt mit der nach Verjagung des Königs Carl geſchehenen Krönung Chriſtians I an. Wegen der ſtarken Steuern, die dieſer gleich in Schweden foderte, wurde er die Taſche ohne Boden genannt. Sogar dem päbſtlichen Legaten, *Martin de Fregino*, der daſelbſt durch Ablaſsbriefe zur Türkenhülfe geſammelt hatte, nahm er die Hälfte des geſammelten Geldes ab, indem er ſagte, „auch er führe mit einem Erbfeinde der Chriſtenheit, den Ruſſen, Krieg." Die über die ſchweren Auflagen miſsvergnügten Bauern wandten ſich an den Erzbiſchof *Jöns Bengtſon Oxenſtierna*, der den K. Carl verjagt hatte, und ſich einen Fürſten von Schweden nannte. Da er ſich derſelben beym Könige annahm, und dieſer beſorgte, der muthige Erzbiſchof möchte es mit ihm ſo machen, wie mit K. Carln; ſo lieſs er ihn arretiren, eroberte deſſen Schloſs Stäke, ſchlug die Bauern, und führte ihn gefangen nach Dannemark. Dies war das Signal zu einem neuen innerlichen Kriege. Der Biſchof *Kettel* zu Linköping legte nun in der Domkirche vor dem Altar Schwerdt und Harniſch an, indem er zu den beſtürzten Domherrn die Worte Davids ſagte: *propter miſeriam inopum et gemitum pauperum, nunc exſurgam, dicit Dominus.* Der Pabſt trug den Erzbiſchöfen zu Magdeburg und Riga, nebſt dem Biſchof zu Stregnäs auf, die zwiſchen dem Könige und dem Erzbiſchof entſtandene Streitigkeit zu unterſuchen, und erſtern in den Bann zu thun, wenn er letztern nicht los gebe. Inzwiſchen hatten die Miſsvergnügten K. Carln wieder ins Reich gerufen. Allein es entſtanden bald zwiſchen deſſen und des Erzbiſchofs Anhängern Uneinigkeiten. Der Erzbiſchof hatte auch in Dannemark dem Könige eine Art Abbitte gethan, und ſich mit ihm verglichen. Er kam nach Upſala, und gleich beſchloſs Biſchof Kettel den K. Carl wieder aus dem Lande zu jagen. Der Erzbiſchof ſoll die Abſicht gehabt haben, Schweden in 4 Theile zu theilen. König Carl muſste gegen einige Lehne in Finnland der Krone entſagen. Der Erzbiſchof ward Reichsvorſteher, nachdem Biſchof Kettel an der Peſt geſtorben war. Eine andere Parthey, die *Erich Axelſon* dazu verordnete, mit dem es auch *Sture* hielt, rief den K. Carl wieder nach Schweden, und leiſtete ihm aufs neue den Eid der Treue. Nach erfolgtem Tode des Erzbiſchofs lieſs K. Carl einen ſeiner Verwandten, H. *Thord*, Decanus in Linköping, zum Erzbiſchof wählen; allein der Pabſt ernannte dazu den *Jacob Ulfſon*, Magiſter artium und Canonicus in Upſala. Inzwiſchen ſtarb auch K. Carl, nachdem er Sten Sture zum Reichsvorſteher ernannt hatte. Nun ſchöpften die Dänen neuen Muth, und belagerten Stockholm mit Hülfe des neuen Erzbiſchofs. K. Chriſtian ward beym Brunkeberg geſchlagen, und ſegelte nach Dannemark zurück. Er ſtellte nun mit Schweden bis an ſeinen Tod eine Menge vergebliche Unterhandlungen an. Da K. Chriſtian auf ſeiner Reiſe nach Italien 1475 vom Pabſt eine Bulle zur Errichtung einer Univerſität in Kopenhagen erhalten hatte; ſo ſuchte man ein gleiches in Schweden für Upſala, und erhielt dazu eine päbſtliche Bulle, vom 16ten Febr. 1476. Dieſe Univerſität ward auch ſchon 1477, alſo ein Jahr eher, als die zu Kopenhagen, eingeweiht. Die erſten daſelbſt gedruckten Bücher ſind: *Dialogus creaturarum moraliſatus*, eine Sammlung von Fabeln mit Holzſchnitten, 1483; *Vadſtenenſium Litterar. confrater-*

fraternitatis, 1491; *Joh. Gerſon* von den Verſuchungen des Teufels; aus dem lateiniſchen, 1495; *Sten Stures* Gemahlin lieſs auf ihre Koſten 1498 *Magiſter Alani de rupe de Pſalterio virginis Mariae* drucken u. ſ. w., verſchiedener Miſſalbücher u. dgl. zu geſchweigen. *Erich Olai*, ſchrieb damals ſeine ſchwediſche Hiſtorie, Biſchof Brynolph ſeine Chronik, und die Nonne *Margaretha* Clastochter eine Geſchichte der h. Brigitta u. ſ. w. Auch findet man hier von Hemming Gadd, und Biſchof Braſk, der in Greifswald Magiſter geworden, Nachrichten. K. Chriſtian ſtarb, nachdem er noch vorher den Bann gegen Schweden zu Rom ausgewirkt hatte. *Sten Sture* ſuchte ſich mit Hülfe des gemeinen Mannes in Schweden bey der Reichsvorſteherwürde zu erhalten; allein ſie wurde ihm von den übrigen Herren des Reichs 1497 endlich aufgekündigt, und König Johann von Dänemark gelangte nach einigen blutigen Vorfällen wieder zum Beſitz des ſchwediſchen Throns. Er verglich ſich mit Sten Sture, ſagte aber zu ihm: „Sie haben mir ein hartes Teſtament hinterlaſſen. Denn die Bauern, welche Gott geſchaffen hat, Sklaven zu ſeyn, haben Sie zu Herren, und die Herren dagegen zu Sklaven gemacht.“

Mainz, im St. Rochushoſpital: *Kurmainziſcher Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1797.* Mit einem Verzeichniſs des erzhohen Domkapitels, auch aller zum kurfürſtl. Hof- und Kurſtaate gehörigen Stellen und Aemter. 142 u. 48 S. gr. 8.

Seit dem Jahre 1738 jährlich, (ausgenommen 1794 und 1795.) erneuert, und auſserdem ſehr bemerkenswerth in der diesjährigen Litteratur. Während dem nämlich die Staatspreſſen beider geiſtlichen Mitkuren und des Hochſtifts Lüttich unter feindlicher Gewalt ſeufzen, ja ſogar der Verfaſſer des kurkölniſchen Staatskalenders, der als Secretär des korſikaniſchen Königs *Theodor* bekannte Hoffourier *Vogel*, binnen dieſer Zeit verſtarb, während dem die Beamtenliſten der fränkiſchen Bisthümer durch nachbarliche Occupationen ungewiſs gemacht wurden — und kurz nachdem der kurmainziſche Hof in das nördliche Deutſchland entfloh — erſcheint hier ein kurmainz. Staatskalender, in *gröſserem* Format, und mit einer *vermehrten Dienerſchaft*. Letzteres — ein Phänomen in dem jetzigen ſeculariſationsſchwangern Zeitraum — iſt durch die Aufnahme der heimgefallenen fürſtl. Hatzfeldiſchen Lehen, *Gleichen*, *Kranichfeld* und *Blankenhain* in Thüringen entſtanden, welche ihre eigene Kanzley, Conſiſtorium und Kammer haben. Uebrigens iſt die alte Einrichtung beybehalten, und nur hin und wieder verbeſſert; auch iſt das Bisthum Worms im zweyten, beſonders paginirten, Abſchnitte enthalten. Politiſch-bemerkenswerth iſt es, daſs unter den Suffraganeaten noch *Halberſtadt* und *Verden*, und im *Corps diplomatique* — *zwey Miniſter zu Rom* und noch ein kurmainz. Reſident bey den *Generalſtaaten*, ſo wie von *dieſen* ein *accreditirter Miniſter* und ein *Geſchäftsträger*, aufgeführt werden.

PHILOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *P. Ovidii Naſonis Opera omnia*, e recenſione Burmanni; curavit, indicesque rerum et verborum philologicos adjecit *Chr. Guil. Mitſcherlich*. Tom. I. 1796. XVI u. 566 S.

Dieſer neue Abdruck der ſämmtlichen Werke Ovids empfiehlt ſich eben ſo ſehr durch die Correctheit, als die beſcheidene Nettigkeit des Drucks. Jenen Vorzug verdankt ſie der Sorgfalt des gelehrten Herausgebers, welcher bey einer für den Schulgebrauch beſtimmten Ausgabe ſein Verdienſt auf den Punkt einſchränken muſste. Der Text iſt, wie der Titel beſagt, nach dem Burmanniſchen abgedruckt, doch ſo, daſs derſelbe an einigen Stellen, wo Nicolaus Heinſius oder Burmann die alte Lesart ohne hinreichenden Grund geändert hatten, nach eigener Einſicht aus den Handſchriften und alten Ausgaben geändert worden iſt. Der vor uns liegende *erſte* Band enthält die Heroiden, die *Amores*, *Ars Amandi*, *Remedia Amoris* und *Medicamina faciei*, die *Elegiam ad Liviam*, *Halieuticon* und neun Bücher der Metamorphoſen. Der *zweyte* Band wird die übrigen Werke Ovids enthalten. In einem *dritten* endlich, welcher auch als ein für ſich beſtehendes Werk wird angeſehen werden können, wird der Herausg. alles, was zur Erläuterung der Sprache des Dichters, der hiſtoriſchen, mythologiſchen, geographiſchen und antiquariſchen Umſtände erfoderlich iſt, beybringen, und hierdurch für den Ovid das zu leiſten ſuchen, was Erneſti durch den Clavem für den Cicero gethan hat. Dieſer Theil der Arbeit, bey welchem man ſich bey Hn. M's bekannter Gelehrſamkeit etwas vorzügliches verſprechen darf, wird ohne Zweifel das ſeinige dazu beytragen, den in der Vorrede geäuſserten Wunſch zu realiſiren, daſs das Studium Ovids und überhaupt der lateiniſchen Poeſie — deren Vernachläſſigung den verderblichſten Einfluſs auf das Studium der Philologie überhaupt hat — mit gröſserm Eifer in den Schulen getrieben werden möchte. Mit Recht ſagt der Herausg., indem er von der Kenntniſs der Proſodie ſpricht: *Illos demum, qui ab hac parte ſatis inſtructi ad poetarum interpretationem accedunt, partes ſuas rite explere, recteque de metri ratione, ejusque cum argumenti conſenſu, de numerorum laevitate vel aſperitate, epithetorum apta collocatione aliisque, quae ſumma cum arte a poetis poſita ſunt, ſtatuere, ſicque aures et judicium puerile fingere licebit, unde lectio et ad ſenſum jucundiſſima efficiatur, et utilitatem, quantam poteſt maximam, afferat, neceſſe eſt; cum contra — ſcholarum magiſtri, hac facultate deſtituti, eo anguſtiarum ſe ſubinde redactos magno cum pudore ſuo ſentiant, ut quomodo verba recte inter ſe concilient, ne quidem habeant; ut alios pudendos errores taceam, quibus rei proſodicae ipſos illudit ignorantia.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. May 1797.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Naturſyſtem aller bekannten in- und ausländiſchen Inſekten*, als eine Fortſetzung der von Büffoniſchen Naturgeſchichte von *Johann Friedrich Wilhelm Herbſt*. Der Käfer ſechster Theil mit 38 illumin. Kupf. in Queerfol. 1795. 520 S. 8. (Pr. 10 Rthlr. 20 gr.)

So ſehr ſich dieſer Band vor allen bisher erſchienenen Theilen dieſes Werks durch die Anzahl der Seiten auszeichnet; ſo begreift er doch nur zwey Gattungen: *Rhynchophorus* und *Curculio*. Jedermann kennt die bey dieſer weitläuftigen Gattung ſtatt findenden Schwierigkeiten. Sie haben ihren Grund in der ungeheuren Menge darin enthaltner Arten, in der groſsen Aehnlichkeit derſelben unter einander, in der Kleinheit der meiſten, in der groſsen Veränderlichkeit der Zeichnung, die mehrentheils von Schüppchen und Härchen entſteht, und endlich in der Unzulänglichkeit der Familienabtheilungen, deren ſich die Schriftſteller bedient haben. Man wird daher mit Dankbarkeit Hn. H's. Bemühung erkennen; er hat durch die Menge der zuſammengetragnen Arten, durch genaue mit Abbildungen und Synonymen erläuterte Beſchreibungen, durch viele auf ſichere und weſentliche Kennzeichen gebauete Familien, den Entomologen zu Hülfe kommen wollen. Man findet hier 566 Curculionen aufgeführt. Der Vf. hat von allen denjenigen Abbildungen geliefert, die er entweder ſelbſt beſaſs, oder von ſeinen Freunden erhielt. Von den übrigen copirte er die Abbildungen aus allen Werken; für den Deutſchen muſs die Copie der Olivieriſchen Kupfer das Wichtigſte ſeyn. Es blieben aber doch von den in Fabricius Entom. ſyſtem. beſchriebenen Arten noch eine Menge übrig, zu denen keine Abbildung ſich fand, und die der Vf. nicht kannte. Dieſe werden mit ihren Diagnoſen, und mit der aus Fabricius, oft auch aus Olivier's Encyclop. method. Tom. V. überſetzten Beſchreibungen, geliefert.

Die Gattung *Rhynchophorus* bildete *H.* aus den *Curcul. Palmarum*, *ferrugineus*, *abbreviatus*, *Oryzae*, *granarius* und ähnlichen. Das Hauptkennzeichen ſind achtgliedrige Fühlhörner mit einer einfachen Kolbe. Dieſe Kolbe iſt aber im Grunde aus vier Gliedern zuſammengeſetzt; man ſieht dies bey den Arten, die den Uebergang zu den Curculionen machen, ſchon deutlicher; bey den gröſsern aber kann uns nur der Durchſchnitt der Kolbe davon überzeugen. — Warum nahm der Vf. unter die Kennzeichen nicht auch den Rüſſel, und den Standort der Fühlhörner auf? Der Körper iſt nicht bey allen oben flach, z. B. *piceus*, *abbreviatus*. — Der R. 13-*punctatus*. 4. iſt unter eben dieſem Namen von *Illiger* im Schneider. N. Mag. 5. H. beſchrieben. Man bekommt ihn vorzüglich aus Nordamerika. 12. *piceus* findet ſich auch in Ungern, Italien und Süddeutſchland, und ändert mit kaſtanienbraunen Flügeldecken ab. — 21. *analis Olivier* hält Rec. für *H's. Curc. haemorrhoidalis* n. 235. Man möchte einwerfen, daſs Oliv. die Schenkel als unbewaffnet beſchreibe, da ſie doch ein kleines Zähnchen haben, allein die übrige Beſchreibung ſtimmt ſehr ſchön, und unſer Vf. beſchreibt ebenfalls den Schenkel ungezähnt. Es iſt dieſer Käfer Einer der Uebergänge, wovon es ſchwer zu beſtimmen iſt, ob man ſie zu *Curculio* oder zu *Rhynchophorus* zählen ſoll.

Bey den Curculionen, denen das Kennzeichen der gebrochnen Fühlhörner nicht beſtändig zukommt (z. B. *C. teres*, *antiodontalgicus*) verwirft der Vf. mit Recht die alten auf die Länge des Rüſſels, und auf die Zähne der Schenkel gebaueten Familien, und giebt uns dagegen 17 nach dem ganzen Körperbau und beſonders nach dem Bruſtſchilde unterſchiedne Abtheilungen, die er durch Umriſszeichnungen auf der Inſtructionstafel O erläutert hat. Rec. erinnert nur, daſs Hr. *H.* ſehr oft Käfer zu verſchiednen Familien rechnet, die neben einander hätten ſtehen müſſen. Allein gewöhnlich trifft dies ſich nur dann, wenn er nicht die Käfer ſelbſt, ſondern nur ihre Abbildungen, oder die Vergleichung des Körperbau's mit einer ihm bekannten Art, vor ſich hatte. Faſt 150 Arten ſind in einem eignen Abſchnitte hinzugefügt, wovon der Vf. bey Unzulänglichkeit der Beſchreibungen und Abbildungen nicht zu beſtimmen wagte, zu welcher von ſeinen Familien er ſie bringen ſollte.

Jetzt wollen wir die Arten ſelbſt durchgehn und einige unſerer geſammelten Bemerkungen und Berichtigungen herſetzen. 2. *C. anguſtatus*. Eine Abart davon iſt der *ferrugatus Fab.* u. nr. 13. dieſes Werks. — 6. *filiformis* iſt *Bardanae* Panz. Fn. Germ. (Warum führt Hr. *H.* dieſes immer wichtiger werdende Werk niemals an?) 9. *C. lateralis* iſt *tabidus*. Olivier Encycl. n. 281. — 15. *C. linearis* beſchreibt der Vf. n. 247. unter dem Namen *parallelepipedus*; wir möchten dieſen Käfer gern zu *Rhynchophorus* rechnen. 23. *nigrinus* iſt dem *Artemiſiae* ſo ähnlich, daſs er auch zur 3ten Familie gezählt werden müſste. Bey 26. *C. cylindricus* iſt in die Beſchreibung durch Miſsverſtand eines franzöſiſchen Ausdrucks ein groſser Irrthum gekommen. Der Vf. ſagt: *Die Deckſchilde mit Strichen, die wegen der darin befindlichen eingeflochtnen Punkte ſägeförmig erſcheinen.* Olivier ſagt:

Google

avec des ſtries ſerrées, formées par des points enfoncés, d. h. mit *dicht neben einanderſtehenden* Punktſtreifen. — 27. *mucropherus* ſoll wohl *mucroferus* heiſsen. — 29. *notatus* iſt dem *Pini* 107 der 7ten Familie ſo ähnlich, daſs ihn *H.* ſelbſt damit vermiſcht hat. — 36. *erythrocrus* iſt *Pruni Fab.* und nr. 440 — 46. *alternans* dem *emarginatus Fab.* und nr. 504. ſehr ähnlich, aber breiter. — 47. *ophthalmicus* iſt *diſtinctus Fab.* und nr. 505 — 59. *cupriroſtris* 60. *caeruleſcens*. Fabricius und Olivier rechnen den vom Vf. zu letzterm gezognen *Char. ſatin-verd* Geoffr. 16. zum *cupriroſtris* und wahrſcheinlich mit Recht, da man blaue Abarten ohne kupferfarbigen Rüſſel findet. Dafür kann *Chloris* Panz. Fn. G. hierher kommen. — 65. *Sannio* iſt vielleicht *Barbarus Oliv.* — 93. *Lundii* unter dem Namen *Rohrii Fab.* in den Sammlungen. Letzterer aber ſtammt aus Amerika. — 105. *globoſus*. Dieſen ſonderbaren Käfer hat Rec. auch in Norddeutſchland gefunden. — 121. *venuſtus* ob der wahre Fabric. und Olivieriſche Käfer? *C. parallelus* Panz. Fn. G. hat viele Aehnlichkeit mit ihm. — 122. *C. funereus* iſt *T. album* Linn. Paykull. Geoffr. 1. 285. 17. Fabricius citirt den Linné und Paykull mit Unrecht bey ſeinem *Atriplicis*, der unten nicht mit weiſsen Schüppchen bedeckt iſt. — 132. *Ajugae* iſt Panzers *Linariae*. — 151. *Solani F.* beſchreibt der Vf. nachher n. 330. unter dem Namen *pulchellus;* er gehört doch wohl richtiger in dieſe Familie, als in die 15te, wohin ihn *H.* geſetzt hat. — 176. *Cineraſcens F.* hat *H.* nachher noch einmal n. 525. unter den ihm unbekannten aufgeführt, wo er vielleicht ſtehn bleiben muſs, da das Fabriciſche Citat nicht ganz ſicher iſt. — 184. *Floricola* iſt ohne Zweifel *oblongus* F. und Lin. — 188. *imperialis*. Faſt möchten wir den t. 76. f. 1. abgebildeten für einen *nobilis* halten; die Abbildung trifft genau auf unſern Käfer, dem die von Olivier gegebne Beſchreibung ſehr gut zukommt. — 243. *taeniatus* muſs mit *vorax* in Eine Familie geſtellt werden. — 265. *Hercyniae* auch bey Augsburg, Wien, Dresden. — 272. *Globifer.* Der Käfer iſt mit ſilberweiſsen Schuppen mehr oder weniger beſtreuet. — 275. *Vanellus* ſcheint ein Springer. — 311. *Viennenſis* vielleicht *vagus* Laicharting. Tyr. Inſ. 206. 3. — 315. *maxilloſus*. Hr. *H.* übergeht in ſeiner Beſchreibung, ungeachtet des von Fabricius ihm gegebnen Fingerzeigs, das wichtigſte Kennzeichen, das doch wohl dieſem Käfer, bey den übrigen Beſonderheiten deſſelben, die Rechte einer eignen Gattung ſichert: den deutlich abgeſonderten Clypeus, welcher ſich ſelbſt nicht bey den ähnlichſten Rüſſelkäfern findet. — 335. *Septemtrionis.* Der Vf. citirt *ſcaber Payk.* Die dieſem Citate beygeſetzte Diagnoſe iſt aber nicht von Paykull, ſondern von *H.* Jener erwähnt mit keinem Worte der Reihen augenförmig erhabner Körnchen. — 338. *irritans* iſt *multipunctatus* Fab. und nr. 538 — 349. *punctatulus* der *Noveboracenſis* Forſter. Cent. 35. und Oliv. nr. 372. — 371. *Punctum album* iſt *Pſeudacori F.* und nr. 449. — 395. *undulatus* gehört zur neunten Familie. — 555. *grammicus* auch Oliv. Enc. 5. 534. 282. auch in Frankreich und Deutſchland.

Rec. freut ſich, ſagen zu können, daſs der Vf. in den Citaten ſorgfältiger geweſen iſt, als man bey den vorigen Bänden bemerkt hat. Er wünſcht, und mit ihm alle Entomologen, daſs es Hn. *H.* gefallen möchte, jedem ſeiner Bände ein alphabetiſches Regiſter der darin enthaltnen Namen, mit Unterſcheidung der Synonymen, hinzuzufügen. Beſonders fühlbar wird dieſes Bedürfniſs bey einer ſo groſsen Gattung, wie Curculio iſt. Dadurch würde der Vf. auch den unangenehmen Umſtand vermeiden, daſs in Einer Gattung verſchiedne Namen zweymal, ja gar dreymal vorkommen, z. B. *adſperſus, cineraſcens, dubius, fe[r]vus, lateralis, piloſus* u. a.

Der Kritiker ſieht ſich von ſeiner Pflicht gezwungen, ein ſehr ungünſtiges Urtheil von den zu dieſem Bande gehörenden Kupfern zu fällen. Selbſt die ausgezeichnetſten Käfer ſind hier oft ganz unkenntlich vorgeſtellt. Deſto trauriger ſieht es um die kleinen wenig charakteriſtiſchen Arten aus, deren dieſe verwickelte Gattung ſo viele aufzuweiſen hat. Es bedarf keiner einzelnen Beyſpiele; jede Tafel liefert deren eine Menge. Es iſt natürlich, daſs dieſer Tadel nur die wirklichen Originalzeichnungen treffen kann; die aus Olivier u. a. entlehnten Abbildungen ſind getreu copirt. Man wird hier einwenden, daſs man für einen ſo wohlfeilen Preis, der dies Werk auszeichnet, unmöglich ſo viel verlangen könne. Allein was helfen uns Abbildungen, die nur zu oft unſre einzige Zuflucht ſeyn müſſen, wenn ſie *dieſe nicht* gewähren? Warum ſind die Abbildungen der Schmetterlinge in dieſem Werke verhältniſsmäſsig ſo ſchön? Es iſt wahr, bey den Käfern kommt nicht allein die Farbe und Zeichnung in Betracht, auch die ſchwer gut darzuſtellenden Umriſſe des Ganzen und ſeiner Theile, die ſo mannichfaltige Vertheilung des Schattens und des Lichts, eine ſorgfältige durchſichtige Illumination müſſen beobachtet werden. Dieſe Erderniſſe laſſen ſich nicht mit flüchtiger Eile verbinden. Wir legen es dem *Hn. Verleger* dieſes nützlichen und für unſre Zeiten unentbehrlichen Werks, ans Herz, die Künſtler mehr Sorgfalt anwenden zu laſſen, und lieber einige Tafeln weniger zu liefern. Wir verbürgen ihm dagegen die Rückkehr manches Intereſſenten, der das Werk aufgab, weil ihm die Abbildungen ſo ſehr miſsfielen.

Koppenhagen, b. Proſt u. Storch: Index alphabeticus in *J. C. Fabricii Entomologiam ſyſtematicam emendatam et auctam*, Ordines, Genera et Species continens. 1796. 176 S. 8. (14 gr.)

Die Unentbehrlichkeit eines ſolchen alphabetiſchen Namenweiſers zu einem naturhiſtoriſchen über zehn tauſend Arten enthaltenden Werke, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Wir brauchen hier nur zu verſichern, daſs dieſes Regiſter nach einem guten Plane ausgearbeitet iſt. So hindert z. B. die alphabetiſche Folge nicht, zu erſehn, zu welcher Familie eine Art gehöre, wenn die Gattung in ſolche vertheilt iſt. Einige in der Vorrede bemerkte Druckfehler, (z. B. p. 2.

[ter]rum ſpec. 80. iſt alter ausgelaſſen; *effuſa* für *offuſa*) [li]eſsen uns Anfangs fürchten, mehrere in dem Index [se]lbſt zu treffen, allein wir freuen uns, bey dem öf[te]rn Gebrauche nur auf wenige geſtoſsen zu ſeyn.

Der geräumige Druck macht dieſes Buch auch da[zu] geſchickt, daſs der Sammler ſeine Inſecten darin [an]merken, die im Fabricius fehlenden hinzuſchrei[be]n, und ſo auf die leichteſte Weiſe ſeinen Freunden [ei]n Katalog ſeiner Sammlung mittheilen kann. Auch [is]t es mit der Ent. Syſt. Fabr. einerley Format, und [ka]nn alſo derſelben beygebunden werden.

LITERARGESCHICHTE.

Leipzig, b. Feind: *Allgemeines Schwediſches Gelehrſamkeits-Archiv* unter Guſtafs des Dritten Regierung. *Siebenter und letzter Theil* für die Jahre 1787 bis zum Todes Jahre. Mit Zuſätzen und Regiſter, über alle Theile verſehen und herausgegeben von *Chriſtoph Wilhelm Lüdeke*, Doctor der Gottesgelehrſamkeit, Paſt. Primar. der deutſch. Gemeine zu Stockholm, und Aſſ. des Stockholm. Conſiſtoriums. 1796. 1 Alph. 4 Bog. 8.

Hr. L. fing dieſes Archiv, welches eine Anzeige der unter K. Guſtavs III Regierung herausgekommenen ſchwediſchen gröſsern und kleinern Schriften, nebſt manchen dortige Literatur und wiſſenſchaftliche Anſtalten betreffenden Nachrichten enthält, im Jahr 1781 an, und ſchlieſst es jetzt mit dem Todesjahr des Königs. Da er hier an 6 Jahre umfaſst, ſo ſind die Anzeigen der Bücher nur kurz, und iſt nur von den mehreſten bloſs der vollſtändige Titel angezeigt. Unter [de]r Rubrike: *weitläuftige Recenſionen*, kommt auch [hi]er nur eine einzige eigentliche Recenſion vor, näm[lich] von Hn. Prof. Porthans in Åbo Ausgabe von Juslèns *Chronicon Epiſcoporum Finnlandenſium* in einer Reihe [vo]n 39 zu Åbo gehaltenen Diſputationen, denen noch [w]ohl, ehe das ganze Chronikon vollſtändig wird, [...] bis 30 folgen dürften. Man findet daſſelbe zwar [sc]hon im 1. Stück der Nettelbladtiſchen Bibliothek [a]bgedruckt, aber nach keiner guten Handſchrift und [m]it vielen Fehlern. Unter dem Text des Jusléni[s]chen Chronikons ſind ſogleich die zu jenes Berichti[gu]ng gehörigen Leſearten und Anmerkungen beyge[br]acht. Den mehreſten Raum aber nehmen die angehängten Sacherklärungen des Herausgebers ein, wel[ch]e zur Erläuterung der Geſchichte, beſonders Finn[la]nds im weitern Verſtande gehören, und ſelbſt Ur[k]unden, Abhandlungen und Nachrichten enthalten, [di]e für dortige Kirchengeſchichte, Rechtsgelehrſam[ke]it, Schulanſtalten und Literatur, politiſche und [ge]lehrte Geſchichte, und Oekonomie wichtig ſind. Auch die benachbarten Länder, Schweden, Ruſsland, [N]orwegen, Polen gehen dabey wegen der Verbin[du]ng mit Finnland nicht leer aus. Hierauf folgt eine [A]nzeige der Schriften, die bei den Reichstagen 1789 [un]d 1792, und bey Gelegenheit des Todes und Be[gr]äbniſſes Guſtavs III gedruckt ſind. Im 2. Hauptabſchnitt folgen die *Verzeichniſſe* von den ſeit der Zeit herausgekommnen Synodal und Univerſitätsdiſſertationen, den verſchiedenen Wiſſenſchaftsakademieen und Societäten, und auch den darin gehaltenen merkwürdigen Reden. Der 3. Hauptabſchn. liefert ein nach den verſchiedenen Wiſſenſchaften claſſificirtes *Bücherverzeichniſs*. Bey einigen in beiden Abſchn. angeführten Schriften iſt ein kurzer Inhalt und ein Urtheil beygefügt. Auch iſt bey ſolchen bemerkt worden, wo man in unſrer A. Literatur-Zeitung, der allg. deutſch. Bibl., den Gothaer und Göttingſchen gelehrten Zeitungen und den Greifswalder Crit. Nachr. davon ausführliche Anzeigen und Recenſionen findet. Bey einigen Schriften, als S. 133., bey der 1791 herausgekommenen Högmåls-Fråga oder Staatsfrage an die Weiſen und Edelgeſinnten im Lande, betreffend eine neue Münzverfaſſung und eine neue Reichsmünze, zur Befreyung von dem verderblichen Agiohandel, — ſind zugleich eine ganze Menge dadurch verurſachter und unter dem Reichstag zu Geſle herausgekommener Flug- und Streitſchriften angezeigt worden. Bey Gelegenheit der zu Stockholm 1787 erſchienenen Kort Anledning, oder kurzen Anleitung zur Erklärung über die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus — wird bemerkt, daſs die groſsen Erwartungen der Schwärmer dieſer Art hinterher ſo gut als völlig getäuſcht wurden. Auf jene Gaukeleyen und Narrenspoſſen erfolgten die ernſtlichen Auftritte der franzöſiſchen Revolution, und gaben den Völkern ganz etwas anders zu denken. Eben das gilt auch von den zugleich in eben der Druckerey erſchienenen 3 Swedenborgiſchen Schriften. Zum Glück dauerte dieſe Swedenborgiſche Schwindelperiode nicht lange. Auch die Schriften Schwediſcher Schriftſteller, die auſserhalb Landes gedruckt ſind, ſo wie auch die aus der ſchwediſchen in andere Sprachen überſetzt worden, ſind mitgenommen, ingleichen die in Schweden herausgekommenen Kupferſtiche, Landkarten, Schaumünzen u. dgl. m. Beſonders wichtig iſt der S. 236. angeführte Nordenankerſche Atlas von 12 ſchwediſchen Seekarten, die Rec. vor ſich hat. Die Aufnahme derſelben gründet ſich auf trigonometriſche Meſſungen, aſtronomiſche Beobachtungen und genauen Berechnungen. Sie ſind faſt alle 26 Zoll breit und 39 Zoll lang, und ſauber geſtochen. Der 4. Hauptabſchn. *Gelehrter Anzeiger* betitelt, enthält verſchiedene Artikel, welche Beyträge zur ſchwediſchen Literatur und zur Kenntniſs des dortigen hohen und niedern Schulweſens geben. Zu erſtern gehören die Nachträge zu den im I. u. VI. Th. angeführten ſchwediſchen Zeitungen und zu den ſchwediſchen Kalendern, worunter hier die Theateralmanache von 1787. 88 aufgeführt ſind. Zu letztern aber die ſummariſche Darſtellung des höhern und niedern Schulſtaats von Schweden und in dem ſchwediſchen Finnlande. Der Vf. trug auf dem Reichstage 1786 bey dem Prieſterſtande an, ihm auf verſchiedene den Schulſtaat betreffende Fragen, in allen Provinzen, eine Antwort zu ertheilen. Und aus den darauf eingegangenen Berichten aller Conſiſtorien im Reiche iſt die-

dieſer Artikel gezogen. Es ſind in Schweden nur 2 Schulordnungen von 1692 und 1724 vorhanden. Die Nachrichten von den ſchwediſchen Univerſitäten ſind nur kurz. Ausführlicher ſind die von den Gymnaſien nach der Ordnung der Biſthümer und von den Dom- Trivial- und Kirchenſchulen. Die Krone hat für die mehreſten Lehrer der Kathedral- und Trivialſchulen die Salarien in Getraide angeſchlagen, die Kirchenſchulen müſſen von den Gemeinen und den Kirchen unterhalten werden. Zuletzt auch etwas von der ehemaligen Cadettenſchule zu Carlscrona, die jetzt unter dem Namen einer Militärakademie nach dem bey Stockholm gelegenen Luſtſchloſſe Carlberg verlegt iſt, wie es heiſst, aber jetzt wieder eingegangen iſt, von dem Landmeſſer-Comtoir und der Navigationsſchule. Auswärtige hätten doch dieſe Nachrichten ausführlicher gewünſcht.

Augsburg, b. Späth: *Literariſche Reiſen vom Geheimenrath Zapf. Erſtes Bändchen.* Durch einen Theil von Bayern, Schwaben und in die Schweiz, in den Jahren 1780 und 1781. *Neue, umgearbeitete, vermehrte und verbeſſerte Ausgabe.* 1796. Ohne die Vorrede 288 S. 8.

Wenn man wiſſen will, was Hr. Z. in dieſer neuen Ausgabe ſeiner literariſchen Reiſen geliefert habe, ſo muſs man ſich vor allen Dingen mit der kleinen Geſchichte der vorhergehenden Ausgaben derſelben bekannt machen. — Den Anfang dazu machte er mit einigen einzeln abgedruckten Briefen — von denen *der erſte* die Abſicht ſeiner, im J. 1781 vorgenommenen Reiſe in einige Klöſter Schwabens, durch den Schwarzwald und in die Schweiz anzeigte — *der zweyte* ſich über ſeine vollbrachte literariſche Reiſe in einige Klöſter Schwabens und in die Schweiz verbreitete — der *dritte* ſeine Reiſe in einige Klöſter Bayerns im J. 1780 beſchrieb, und der *vierte* von ſeiner Reiſe durch einen Theil von Bayern, Franken und Schwaben im J. 1782 handelte. Dieſe vier Briefe wurden im J. 1783 zuſammen gedruckt, und machen einen eigenen Band in 8. aus. Ueberdieſes wurden dieſelben auch in die *Bernoulliſche* Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen aufgenommen. Noch nicht genug — Hr. Z. erweiterte den zweyten Brief ſolchergeſtalt, daſs daraus ein Quartband entſtand, den *Palm* in *Erlangen*, mit 13 Kupfertafeln geſchmückt, drucken lieſs. Und nun erhalten wir eben dieſe Reiſen in einer *neuen*, *umgearbeiteten*, *vermehrten* und *verbeſſerten Ausgabe* — und alſo abermals in einer veränderten Geſtalt, ſo zwar, daſs der *erſte* Brief ganz weggelaſſen — der *dritte* — der nun um der chronologiſchen Ordnung willen, voranſteht — weiter ausgedehnt, der *zweyte* aber in das Kürzere gezogen worden iſt, der *vierte* aber in einem zweyten Bändchen, ebenfalls verändert, nachfolgen ſoll. Um dieſer Reiſebeſchreibung einen neuen Werth zu geben, hat der Vf. auch ſolche Veränderungen, die ſich nach der Zeit hin und wieder zugetragen haben, auch Biographien von verſchiedenen berühmten Leuten, die er kennen lernte, ſogar von ſolchen, die ſchon lange vorher geſtorben waren, beygefügt. Ueberall ſpricht der Vf. mit Freymüthigkeit, ſagt auch öfters ſolche Wahrheiten, die man eben nicht immer gerne hört. Uebrigens werden unſere Leſer keine weitläuftigen Auszüge aus dieſem Werkchen erwarten, zumal da der gröſste Theil deſſelben von S. 111. bis zu Ende ſelbſt Auszug aus einem gröſsern Werke iſt. Doch wird eine ganz kurze Anzeige deſſen, was ungefähr neues zu dem zweyten Brief, der nun in 13 Briefe abgetheilt worden iſt, geſetzt wurde, nicht ganz unwillkommen ſeyn. *Erſter Brief.* Die erſte Reiſe machte Hr. Z. mit Hn. *Gercken*, mit welchem er den 4. Auguſt zu *München* ankam. Beſchreibung des *Lompelgarten*, wo ſich die Münchner Bürger Abends zu divertiren pflegen — Urſprung und Erbauung der Stadt *München* — etwas von der Reſidenz — von einigen merkwürdigen Gebäuden und Kirchen. *Zweyter Brief.* Beſuch des Theatinerkloſters — *Stertzingers* ausführliche Biographie, iſt neuer Zuſatz. *Dritter Brief.* Die Bibliothek der Theatiner. — Zur neuern — nachdem das Feuer die alte verzehrt hatte — wurde ein guter Grund durch Ankaufung eines Theils einer dritten Bibliothek, die der bekannte Prediger *Solger* in Nürnberg geſammelt hatte, gelegt. Rec. erinnert ſich einſtens *von einem* ſichern Mann gehört zu haben, daſs die Theatiner nur die *Folianten* aus dieſer *Solgeriſchen* Sammlung gekauft, die übrigen aber liegen gelaſſen haben, die nachher bald andere Liebhaber fanden, weil darunter die ſeltenſten Bücher befindlich waren. *Vierter Br.* Etwas von dem (nun auch verſtorbenen) Prälaten von Pollingen *Franz Töpſel* — *Gerloh Steigenberger* — *von Lippert* — der ſie in die kurfürſtliche Bibliothek führen *ſollte* — die ſie — *nicht* — zu ſehen bekamen, — Und doch eine literariſche Reiſe! *Fünfter* und *ſechster Br.* Beide betreffen das Stift *Pollingen.* Stiftung deſſelben. Biographie des *Euſebius Amort*, eines würdigen Chorherrn daſelbſt. Verdienſte des Prälaten *Töpſels* um ſein Stift — ſchöne Bibliothek daſelbſt. *Siebenter bis neunter Br. Benedictbeuren.* Geſchichte dieſes Stifts. *Bibliothek. Zehnter bis zwölfter Br. Tegernſee.* Urſprung dieſes Stifts, Bibliothek. Seltenheiten derſelben. Der *dreyzehnte* und letzte Brief beſchreibt eine nicht literariſche Reiſe nach *Branau.* Als Anhang ſollte dieſem Bändchen *Vita S. Anſkarii* nach einer Abſchrift aus einem zu *Weingarten* verwahrten Codice beygefügt werden. Andere Beſchäftigungen der Preſſen aber erlaubten es nicht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bamberg, b. Gebhards Wittwe: *Franc. Henr. M. Wilhelm*, Philoſoph. et Medic. Doctoris et Profeſſoris publ. ord. *Pharmacopoea Wirceburgenſis.* Editio ſecunda et immutata. 1796. 17 Bog. gr. 8.

Seit der erſten Ausgabe dieſes armſeeligen Machwerks, haben die verdienſtvollen Männer *Schlegel* und *Wiegleb*, das Publikum mit einem ungleich vollſtändigern und vernünftigern Buche über dieſen Gegenſtand verſehen, als gegenwärtiges iſt! Ein gutes Apotheker-Buch zu ſchreiben, dazu gehören ungleich mehrere Kenntniſſe und Erfahrungen, als *Hr. Wilhelm* in dem ſeinigen bewieſen hat. Man ſollte doch ſtets auf den Unterſchied Rückſicht nehmen, welcher zwiſchen einem pharmaceutiſchen Wörterbuche, und einer zweckmäſsigen belehrenden Pharmacopoe zu beobachten wäre, — in jenem können immer der Vollſtändigkeit wegen, auch die minder wirkſamen Mittel mit aufgenommen werden — in dieſer aber verlangt man 1) eine gute Auswahl bloſs wirkſamer Arzneyen, 2) daſs die neuern erprobten, und als wirkſam befundenen Mittel mit aufgeführt werden, und 3) die Bereitung der Arzneyen mit aller Genauigkeit angegeben, beſonders die chemiſch-pharmaceutiſchen Bereitungen, den Grundſätzen der Scheidekunſt gemäſs, beſchrieben werden. Die Beobachtungen dieſer Regeln beſtimmen freylich den Werth einer guten Pharmacopoe, und machen ſolche dem Arzt und Apotheker gleich brauchbar.

In dieſer Wirzburgiſchen Pharmacopoe ſind zwar die Mittel nicht zu ſehr gehäuft, allein es ſind doch *ſehr viele* darunter, welche auf keinen Fall den Platz verdienen, und wovon die mehreſten unwirkſam, oder durchaus entbehrlich ſind. So konnten z. B. aus dem Verzeichniſs der einfachen Arzneymittel folgende gar füglich wegbleiben, als: *Rad. Doronici, Filipendulae, Mandragorae, Oreoſelini, Pareirae bravae, Primulae veris — Herba Caryophillatae, Ceterach. Gallii lutei, Scolopendrii — Flores Eupatorii, Lyſimach. Nympheae — Sem. Bardanae, Cicutae, Sileris Montan. — Cort. Mori — Lign. Abietis* u. ſ. w. Nicht minder konnten folgende zuſammengeſetzte, elende Mittel durchaus weggelaſſen werden, als: *Acetum* und *Oxymell radic. Primul. veris, Alumen draconiſatum, Extr. Plantaginis, virg. aureae, rad. Bryoniae — Tinctura Dictamni albi* u. dergl. mehr.

Der *Aethiops mineralis*, wenn ſolcher, wie hier vorgeſchrieben iſt, durch Schmelzung bereitet wird, iſt ein ganz anderes Produkt, und von ungleich weniger Wirkſamkeit, als dasjenige, welches aus Schwefelblumen und Queckſilber, durch das Reiben im ſteinernen Mörſel hervorgebracht wird. Zur Bereitung der Benzoeblumen wird die Sublimation empfohlen. Bey der Vorſchrift zu der Bereitung der *flor. Sal. ammonic. mart.* iſt ein Theil Eiſenfeile zu zwey Theilen Salmiak, zu viel — es wird dadurch eine zu groſse Menge Laugenſalz frey gemacht, welches verlohren geht, und es kann deshalb nur wenig eiſenhaltiger Salmiak erhalten werden. Bey der Bereitung der Eiſen-Kugeln iſt der Zuſatz des Weingeiſtes unnütz und zweckwidrig, denn reines Waſſer bewirkt die Auflöſung des Eiſens weit beſſer. Bey dem *Infuſo Sennae* wird der *Tartarus ſolubilis* vom *Succo citri* wieder zerſetzt, und *Cremor Tartari* wieder hergeſtellt. Bey der Bereitung des mineraliſchen Kermes iſt die *Wieglebiſche* Methode ungleich beſſer, wo nämlich vier Theile Spieſsglanz, mit einem Theile Schwefel, in kauſtiſcher Lauge gekocht werden — denn die Kochung des Spiesglanzes, in bloſser Laugenſalz-Auflöſung, liefert nur eine ſehr geringe Menge von dieſem Produkte. Bey dem *Lapide cauſtico* iſt die Vorſchrift durchaus falſch — drey Theile Kalch zu einem Theile Pottaſche ?? auch muſs hier die Rede von reinem Gewächs und Laugenſalze, und nicht von Pottaſche ſeyn; drey Theile von dieſem, und vier Theile lebendiger Kalch geben ein richtigeres Verhältniſs. Das Seignetteſalz wird aus der Sode zu bereiten, vorgeſchrieben, da es doch, bey der ſchlechten Beſchaffenheit der Sode, durch Zerlegung des Kochſalzes, mit mehrern Vortheil zu erhalten iſt. Der *Spiritus Arthriticus* beſtehet aus folgendem ſehr unchemiſchen Gemengſel: vier Unzen Kochſalz, zwey Unzen Vitriol-Oel, und vier Unzen Terpentin-Oel — dieſes ſoll einer Deſtillation unterworfen werden?? Salzſäure und Weingeiſt geben, wenn ſie mit einander deſtillirt werden, keinen verſüſsten Salzgeiſt — der Weingeiſt gehet in einer, ſehr wenig veränderten Geſtalt über. Auch zur Bereitung des Salmiak-Geiſtes, ſind zwey Theile lebendiger Kalch gegen einen Theil Salmiak zu viel. Gleiche Theile ſind hinreichend, den Salmiak zu zerſetzen, durch eine gröſsere Menge, wird nur das Deſtillir-Gefäſs, ohne Noth, angehäuft. Die *Hirſchingiſche* Bereitungsart des goldfarbenen Spieſsglanzſchwefels ſcheint dem Herausgeber unbekannt zu ſeyn, denn hier iſt noch die alte Methode, mit ihren drey Niederſchlagungen empfohlen. Eben ſo wenig iſt auch *Höpfner's* Methode, den Brechweinſtein zu bereiten, benutzt worden — denn hier werden noch gleiche Theile Metallſafran und Weinſtein-Kryſtallen vorgeſchrieben!!

Der *Calx mercurii* (S. 131.) trägt dieſen Namen nicht mit Recht — denn obgleich die Metalle, wenn ſie in Säuren aufgelöſt ſind, ſich darinn in Kalchs-Geſtalt befinden; ſo liefert doch die Auflöſung, wenn ſolche Vorſchriftsmäſsig nur gelinde abgeraucht wird, keinen Kalch, ſondern ein metalliſches Salz (*mercurius nitroſus*). Von neuern verbeſſerten Bereitungs-Arten iſt leider! hier gar nicht die Rede, denn *Mercur. ſolubilis Hahnemanni. Mercur. phoſphorat. Terra ponderoſa ſalita. Calx antimonii Hoffmanni* u. dergl. ſucht man hier vergebens!

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *S. Th. Sömmering de corporis humani fabrica.* Latio donata ab ipſo auctore aucta et emendata. T. I. *De oſſibus.* T. II. *De ligamentis oſſium* 1794. 432 und 71 S. 8.

Die Urſchrift dieſes klaſſiſchen Werkes hat Rec. ſchon vor mehreren Jahren, bald nachher, als ſie erſchien, in dieſen Blättern (1792. N. 20.) umſtändlich angezeigt. Je würdiger es war, dem Auslande bekannt zu werden, deſto befriedigender iſt es für den Leſer, welcher Sache und Sprache zu ſchätzen weiſs, daſs der Ueberſetzer, (welcher ſich unter der Vorrede nur mit den Buchſtaben D. C. F. C. unterſchreibt, Hr. Prof. *Cloſſius* in Tübingen,) ein Mann ſey, der jener kundig und in dieſer geübt iſt. Rec. findet das Leſen anatomiſcher Schriften, welche, wie dieſe, in gutem Latein geſchrieben ſind, viel angenehmer, als das Leſen gleicher Bücher in deutſcher Sprache; wahrſcheinlich giebt es mehrere deutſche Leſer, die ſich in eben dieſem Falle befinden, da wirklich eine jede anatomiſche Beſchreibung vermöge des Mangels der Artikel und der Participialconſtructionen im lateiniſchen viel kürzer ausgedrückt werden kann, und dadurch die Ueberſicht des Ganzen gar ſehr erleichtert wird. Und da wird auch dieſen die lateiniſche Ausgabe ſchon deswegen willkommen ſeyn; wenn ſie auch nicht diejenigen Vorzüge vor der deutſchen erhalten hätte, welche der Vf. ihr durch eigene Berichtigungen und Zuſätze gegeben hat.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felſeckers: *Faunae Inſectorum Germaniae Initia* oder *Deutſchlands Inſecten*, geſammelt und herausgegeben von D. *Georg Wolfgang Franz Panzer.* Dritter Jahrgang XXV — XXXVI Heft. 1796. Jedes Heft von 24 einzelnen ausgemalten Abbildungen mit eben ſo vielen Textblättern 8. in einem Pappfutterale zu 12 gr.

Den Anfang der vorjährigen Lieferung dieſer ſchon als vortrefflich anerkannten Inſecten-Faune Deutſchlands macht das 25te Heft mit neuen von *Illiger* in dem Schneiderſchen Magazin beſchriebnen Käferarten, denen der Vf. einige hinzugefügt hat. *Byrrh. nitens P.* hat *Schaller* Hall. Abh. S. 262. unter dem Namen *nitidus* beſchrieben. — 26 Heft. *Dytiſc. arcuatus P.* iſt *pictus Fab.*, *D. trifidus. P.* der *geminus. F.* Der *Notox bipunctatus F.* iſt ein *Latridius* bey *Herbſt.* Schon *Fabricius* war wegen der Gattung bey dieſem Käfer in Zweifel. *Derm. Serra:* nicht der wahre, ſondern *Dorcatoma Dresdenſe*, das wohl etwas zu kurz vorgeſtellt iſt. *Lucan. ſcarabaeoides* eine ſehr merkwürdige Entdeckung eines verdienſtvollen Entomologen, des H. Sekret. *Creutzer* in Wien. *Curc. Linariae P.* iſt Aiugae. Herbſt Käf. VI. n. 132. — 27 H. *Staphyl. aeneocephalus* iſt nicht *Paykull's* und *Fabricius* Käfer, den letztrer zwar ſchlecht genug beſchreibt, ſondern ſicher nur Abart vom *Erythropterus.* — *Staph. fuſcipes* nach der jetzigen Gattungsvertheilung ein Oxyporus. *A. pallidipennis P.* iſt *trilobus Olivier.* — *Paederus. ruficollis.* Paykull beſchreibt Wurzel der Fühlhörner und Füſse röthlich, was Rec. an ſehr vielen Exemplaren ſeines Käfers, der mit *Panzers* Abbildung übereinkommt, niemals bemerkt hat. — 28 H. *Scarab. teſtaceus F.* Es iſt hier die ſchicklichſte Gelegenheit, unſre ſchon ſo lange ſchuldig gebliebne Meynung über dieſen jetzt ſo ſtreitigen Käfer, zu äuſsern. Rec. erklärte ihn für Abändrung des *Sc. mobilicornis*, *Panzer* und *Hoppe* widerſprechen dieſer Behauptung, und halten ihn für eigne Art. Die Unterſchiede, die man beym *teſtaceus* findet, ſchränken ſich auf die braungelbliche Farbe und die etwas abweichende Beſchaffenheit des Kopfhorns und der Bruſtſchildhöcker ein. In Anſehung der Farbe berufen wir uns auf die bekannten Beyſpiele von *Rhagium Etruscum Roſſi* (*Callid. Salicis F.*) *Leptura villica*, *Ips humeralis*, *Callid. luridum*; *Opatrum crenatum* und *Agricola*, *Anobium Boleti*, *Boſtrichus Ligniperda* u. m. Boſtrichen, die genau eben ſo abändern. Alſo eine ſolche Abänderung der Farbe gehört in die Regel; ſie iſt beſtändig bey ſolchen Käfern, deren Körper ſchwarz und braunroth gefärbt iſt. Im vorigen Jahre fand Rec. die Puppe eines *Lucanus parallelepipedus.* Er ſteckte ſie in eine Schachtel, die er den ganzen Tag mit ſich umhertrug. Am Abend, beym Eröffnen derſelben, kroch ihm ein hellgelber Lucanus entgegen, der bald nachher etwas bräunlich würde, und vielleicht ganz ſchwarz geworden ſeyn würde, wenn er nicht gleich aufgeſpieſst worden. Er ſteckt noch in unſrer Sammlung. Vielleicht ſind die meiſten ſchwarzen Käfer in ihren erſten Stunden allzeit braun z. E. *Boſtrichus*, *Cucujus Alyctophagus.* — Rec. beſitzt den *Sc. teſtaceus* von allen Schattirungen aus dem hellen Gelb bis ins tiefſte Braun; alle ſind unten heller: der *mobilic.* iſt oben ſchwarz, unten braunroth. — Rec. weiſs überdem von ſichern Leuten, die den *mobilicornis* jährlich in Menge fangen, daſs ſie braune und ſchwarze Käfer an eben den Orten finden. — Die Abwechslung der Länge des Kopfhorns und der Höcker am Bruſtſchilde darf uns in einer Gattung nicht befremden, in der man allenthalben Arten ſieht, die in dieſen Theilen ſo ſehr abändern, daſs man ſie faſt für regelloſe Auswüchſe halten möchte. Ein aufmerkſamer Sammler wird immer mehr überzeugt, daſs ſie nicht einmal ſichre Unterſchiede des Geſchlechts, viel-

weniger der Art, abgeben. Beyſpiele bieten ſich in Menge dar: *Sc. Taurus*, *nuchicornis*, *Rhinoceros*, *nuchicornis*, *Typhoeus*, *lunaris* u. a. Rec. beſitzt eine Abart des Männchens von *mobilicornis*, die ſich von der gewöhnlichen durch ein betrachtlich kürzeres Kopfhorn und durch kleinere Bruſtſchildshocker unterſcheidet. Nur eine kleine Stuſe tiefer; ſo iſt das von Panzer und Hoppe beſchriebne Mannchen des *teſtaceus* auch unter dem *mobilicornis*. Auf der andern Seite haben wir eine Abart des *teſtaceus*, die in der Lange jener Theile ſich mit dem ausgebildetſten Mannchen des *mobilicorn.* meſſen darf. Wir rufen jeden Käfer-Sammler auf, ſeine Vorräthe von *mobilic.* und *teſtac.* zu durchmuſtern; er wird ſicher eben ſolche und noch beſſere Uebergange finden. — Dieſe aus der Natur genommenen Gründe ſind es, die uns bewegen, auch jetzt noch den *Sc. teſtaceus* für Abart des *mobilicornis* zu erklaren. — — *Sc. conjugatus.* P. findet ſich auch in Ungern, und ändert etwas in der Zeichnung der Binde ab. Beym *Sc. haemorrhoidalis* iſt das ſich ſo ſehr auszeichnende Schildchen ganz verfehlt.

Im 29ten Heft ſind 16 Arten von Donacien abgebildet; einige davon möchten vielleicht nur Abarten ſeyn: *Feſtucae* von *micans*, *collaris* von *Sagittariae*, *limbata* von *vittata*. Es iſt ſehr zu bedauern, daſs der Vf. die gleichzeitige *Enum. Elytrat. Erlangens.* von *Hoppe* nicht hat benutzen können, worin die *meiſten* der hier vorkommenden Arten ſchon benannt, und von eben dem Zeichner, der die Panzeriſchen Abbildungen beſorgt hat, recht gut dargeſtellt ſind. Es wäre dadurch eine Menge neuer Namen, und dem ohnehin ſchon drückend beladnen Gedächtniſſe, eine neue Laſt erſpart. Mit Recht klagt P. darüber, daſs man ſo willkührlich die Fabriciſchen Namen geändert hat. Wann wird man doch aufhören, in der Veränderung der Namen eine Ehre zu ſuchen, und dadurch einer kleinlichen Eitelkeit das Beſte der Wiſſenſchaft zu opfern? Die alten Namen werden doch von gründlichen Naturforſchern, die bey dem Publikum Gewicht haben, wieder in ihre Rechte eingeſetzt, und der unbefugt veränderte Name, oft wohl gar mit dem Nahmen des Eiteln, der Vergeſſenheit übergeben! — *D. ſtriata.* P. iſt *micans Hoppe*, *D. discolor fem.* P. (der Geſchlechtsunterſchied richtet ſich bey dieſen, ſo wie bey den meiſten Käfern nicht nach den Farben.) iſt *aenea Hopp.*; *D. diſcolor mas* halten wir für Abänderung von *D. violacea H.* oder *Feſtucae. F.* die wir von des Vfs. *Feſtucae* verſchieden glauben. *D. dentipes* iſt *fasciata. H. D. Sagittariae F.* nennt Hoppe *aenea*, Schrank und Olivier *aquatica*; *paluſtris* iſt vielleicht *nigra Fabr.*, *vittata* iſt Hoppens *marginata*, *ſimplex* F. deſſen *linearis*. *D. terſata P.* können wir nicht gehörig von *Hydrocharis* unterſcheiden, da die Farbe der Fühlhörner veränderlich iſt; wir konnen daher auch nicht angeben, welche von beiden Hoppens *cinerea* iſt — *Bupreſt. Decaſtigma F.* iſt unſtreitig die *ſilphoides* von Schrank im 24 St. des Naturſ. *B. Pruni P.* iſt Abart von Fabricius *undata*. Man vergl. Schneid. N. Mag. S. 249. — *B. cyanicornis. F.* Nach Olivier, der dieſen Kafer häufig in der Provence fand, iſt hier das Weibchen abgebildet; das Mannchen, das wir aus Oeſterreich bekommen haben, iſt einfarbig grün, die Linien auf dem Bruſtſchilde ſind nicht ſo dunkel; an der Wurzel des Vorderſchenkels ſteht ein brennendgoldrother Fleck. Petagna's Beſchreibung der *B. Stephanelli* ſtimmt damit ſehr gut überein; *B. femorata Villers* aber iſt zu ſchlecht beſchrieben, um ſie mit Sicherheit hierher zu rechnen.

30ter Heft. *Carab. Sabulicola P.* iſt eine Abart des *obscurus Fab.* *C. cinctus* iſt eher Roſſi's als Fabric. Käfer. *C. Dianae F.* heiſst jetzt eigentlich *humeralis*, von dem *axillaris F. Ap.* nur Abart iſt. Die Abbildung des *C. aterrimus* befriedigt uns am wenigſten. *C. luteſcens P.* iſt der ſchon lange bekannte *Pelidnus Herbſt.* Die Urſache der Namensverändrung giebt der Vf. nicht an. *C. confluens P.* Das Merkmal der zuſammengefloſsnen Streifen iſt nicht weſentlich; man findet dieſe Ausartung faſt bey allen geſtreiften Kafern, die ſich auch aus der geringſten Verletzung in dem Zuſtande vor der letzten Verwandlung ſehr gut erklären laſst. — 31ter Heft. *Car. zonatus P.* die Citate aus Roſſi fallen weg; vielleicht gehören ſie zum *cinctus* im vorigen Hefte. Dafür müſſen *C. veſtitus* 2. Ros. Maut. 181. *marginatus* Fn. Etr. 524. *Agrorum* Oliv. n. 117. hergezogen werden. — 32ter Heft. *Byrrh. varius.* Das Citat aus Geoffroy gehört zum *Pilula*. *Colyd. fasciatum Hellw.* iſt Linné's *Dermeſt. elongatus*; auch in Oeſterreich einheimiſch. *Musca groſſa* iſt die wahre Linnéiſche, die auch Degeer 6 t. 1. f. 1. kenntlich darſtellt. — 33ter Heft. *Acanthia umbraculata* iſt ſicher ein wahrer Cimex von demſelben Korperbau mit *C. melanoceph.*, folglich nicht das Fabriciſche Inſect. *Cim. perlatus F.* iſt vielleicht Abart des *melanocephal.* Rec. hat mehrere Uebergänge, die dieſs zu beweiſen ſcheinen. — 34ter Heft. *Helops Schneideri P.* Auf dem Heftumſchlage heiſst er *elongatus*. Kein Helops, ſondern ein *Lyctus* oder *Lyctus* nahe verwandt. *Crioc. glabrata* und *Lineola P.* ſind wahrſcheinlich nur Abarten der *fulvicollis*. Bey *Melol. humeralis* citirt Olivier: Geoffr. 1. 84. 23. — Im 35ten Heft. kommen die ſchätzbaren Entdeckungen des *H. Creutzer*. *Scar. Anachoreta* iſt *Porcus F.* *Derm. rufitarſis*, der, wie ſchon die Abbildung zeigt, mit braunrothen Füſsen abändert, iſt *nigripes. F.* *Anob. reticulatum* hat auch Herbſt ſchon ſo genannt. *Ptilin. ater* möchte wohl nur Abart des *pectinat.* ſeyn. *Anthren. glaber*, der *Byrrh. niger Ros.* ſteht ſehr richtig unter den Anthrenen. *Bupreſtis ſinuata* iſt die *elata* von Fabricius. *Saperda micans* halten wir für einerley mit *S. violacea Fab.* und *Frölich* im 27ten Stücke des Naturforſchers p. 149. n. 17. *Sap. flavimana* iſt nach Cr. eigner ſpäterer Erinnerung die *rufimana Frölich* ebd. n. 16. und Schrank im 24 St. des Naturſ., und, wie Frölich ſchon muthmaſst, Leichartings *cylindrica*. *Sinodendrum muricatum Fabr.* ſtande wohl beſſer unter Apate? — 36ter Heft. *Coccin. Aurora Cr.* iſt *Nitidula Litura* von Fabric. und Abart des *Strongylus chryſomeloides* von

Digitized by Google

Herbſt, der alſo Eine Art zweymal in verſchiednen Gattungen beſchreibt. H. Creutzer ſtellt dieſen Käfer, wenn man aus ihm und einigen verwandten keine beſondere Gattung machen will, wohl am richtigſten unter Coccinella auf, wo er die kleinen harigen Coccinellen neben ſich hat. *Mordella Neuwaldeggiana Cr.* iſt eine Abänderung von *humeralis L. F.* (*dorſalis. Pz.*) — *Necydal. melanocephala* iſt nicht die Fabriciſche, die entweder nur Abart der *uſtulata*, oder ihr nahe verwandt iſt. Panzers Käfer iſt *Nec. flaveſcens Roſſi var.*, *Oedemera ſimplex Oliv.*, *Canth. flaveſcens Geoffr.* n. 5. und wohl ohne Zweifel das andre Geſchlecht der *Podagrariae.* — *Necyd. femorata* P. iſt Abart (Männchen?) von *C. phthyſica Scop.* und *Oedem. ſubulata* Oliv. Scopoli's *femorata* gehört zu Linné's *flaveſcens. Curc. incurvus* P. iſt *Pomorum Fab. Tritoma connata Creutz.* im Sande. Ein Tritoma iſt dieſes ſchöne ſeltne Inſect gewiſs nicht; Körperbau und Lebensart weichen zu ſehr ab. Dieſs fand auch ſchon der ſcharfſichtige Entdecker, der es zu dieſer Gattung nur wegen der Fühlhörner und Freſsſpitzen rechnete. Rec. wagt es, die Gattung Opatrum vorzuſchlagen. Der ganze Bau des Körpers, die Lebensart, die Bildung der Freſsſpitzen ſtimmen damit vollkommen überein. Bloſs der Umſtand weicht ab, daſs die drey letzten Glieder der Fühlhörner dicker ſind, als wir es bey wahren Opatris anzutreffen gewohnt waren. Allein das *Mehr oder Weniger* darf, bey ſo vieler Uebereinſtimmung, bey der Beſtimmung einer Gattung nicht in Betracht gezogen werden. — *Staphylin. impreſſus. Cr.* iſt nach Cr. eigner Bemerkung der *St. cinctus Payk.* im Append. zu der Monogr. Caraborum.

Regensburg, in der Montag und Weiſſiſchen Buchhandlung: *Botaniſches Taſchenbuch für die Anfänger dieſer Wiſſenſchaft und der Apothekerkunſt, auf das Jahr 1796. Herausgegeben von David Heinrich Hoppe.* 1796. 252 S. 8.

Der Inhalt dieſes Bändchens iſt, I. *Naturkalender vom Jahr 1794. vom Hn. P. Joh. Bapt. Roth, zu Kloſter Roth.* Erſt werden nach der Zeitfolge die merkwürdigſten Erſcheinungen und Fortſchritte in den organiſchen Reichen, wie ſie der Vf. in jenem ſo ausgezeichneten Jahre beobachtete, aufgeſtellt, und zuletzt über Getreide, Fruchtbäume, Gräſerey, und Thiere allgemeine Betrachtungen gegeben, die auf jenes Jahr eine Beziehung haben. II. *Von den Nebengefaſsen der Pflanzen.* Eine ausführliche Anzeige von Schrank's Abhandlung von den Nebengefäſsen der Pflanzen, welcher noch die Wildenowiſche Eintheilung der Nectarien, als vorzüglich, von dem Herausgeber beygefügt iſt. Rec. muſs bey aller Achtung gegen Hn. W. geſtehen, daſs dieſe Abtheilung ihren Gegenſtand nicht erſchöpft, und eben ſo wenig den Anfänger leiten, als den Kenner befriedigen kann. III. *Bemerkung über neue deutſche Pflanzen.* Eine Cenſur mehrerer von dem ſeel. Fr. W. Schmidt (in der Samml. phyſ. Aufſätze zur böhm. Naturgeſchichte u. ſ. w.) bekannt gemachter Arten. Es wird zugleich bemerkt, es ſey nicht genug, daſs man wilde Pflanzen aushebe, und in den Garten ſetze, um über ihre Ausartung ein Urtheil zu fällen, ſondern man müſſe ſie in ganz reine Erde ſaen, und den Erfolg abwarten. IV. *Verzeichniſs von hundert ſeltnen in Böhmen wild wachſenden Pflanzen; von Fr. W. Schmidt.* Aus der eben erwähnten Sammlung phyſik. Aufſätze gezogen. V. *Bemerkungen über die Gattung des Ehrenpreiſes* (Veronica). Ein Auszug aus der in der Linnean Society von Smith gehaltnen Vorleſung, mit Anmerkungen von Hn. Hoppe. VI. *Ueber botaniſche Reiſen, wie ſie ſind, und wie ſie ſeyn ſollten. Vom Hn. Beneficiat Schmidt in Roſenheim.* Vorſchriften dieſer Art haben wir freylich ſchon, nur würde man ſich eben ſo ſehr verrechnen, wie der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, indem er dabey auf öffentliche, hier, auſser privilegirender Erlaubniſs gar nicht anwendbare Unterſtützung hofft, wenn man erwarten wollte, daſs ſie ſich, ſo wie die menſchlichen Lagen und Neigungen einmal ſind, ausführen lieſsen. Darinn hat er Recht, daſs die vereinte Mühe angelegentlicher Botaniſten, deren jeder die Gegend ſeines Wohnortes genau und anhaltend unterſuchte, einzig und allein zum Zwecke führen werde. VII. *Botaniſche Excurſion auf den Kayſerberg in Tyrol vom Hn. Fr. Berndorfer, geweſenen Chorherrn u. ſ. w. aus einem Schreiben deſſelben an Hn. Benefic. Schmidt.* Mehr den Freunden des verſtorbnen Geiſtlichen, als dem Publikum intereſſant. VIII. *Beſchreibung einer Winterexcurſion.* Nach dem Beyſpiel der Wulfenſchen, und durch dieſelbe veranlaſst. IX. *Gedanken über die Entſtehung der Schwämme.* Aus Hn. Schrank's akadem. Reiſe. Der Aufſatz über die ſonderbaren Meynungen der Hrn. Medikus und Märklin ſchlieſst ſich mit folgenden Worten: „Wir haben den Palaſt der neuen Generatio aequivoca (in Anſehung der Infuſionsthiere), ſeiner groſsen Strebpfeiler ohngeachtet, einſtürzen ſehen, und es wird uns bange in einem Hauſe zu wohnen, das dieſem ähnlich iſt." X. *Beobachtungen über einige deutſche Pflanzen.* Scirpus radicans, Cynogloſſum omphalodes, Anemone vernalis, Carduus heterophyllus, Polypodium Oreopteris, Ophrys cordata, und monophyllos, und Trifolium alpeſtre nebſt medium, werden critiſch durchgegangen. XI. *Ueber einige um Regensburg gefundne Sumpfpflanzen, nebſt Anmerkungen, und einer Beſchreibung der Probſtey Obergebraching, vom Herrn Profeſſor Duval.* Enthalt verſchiedene artige Bemerkungen, auch eine biographiſche Nachricht von einem um Botanik und Oekonomie in ſeiner Gegend verdienten Geiſtlichen. Dem folgen noch von XII—XVI. verſchiedne vermiſchte Anzeigen, Auszüge u. d. Wenn auch gleich die behagliche Geſprächigkeit mancher Aufſätze dieſes Taſchenbuchs eine beträchtliche Zuſammenziehung des Weſentlichern geſtattet hätte, ſo wollen wir darum nicht dem Herausgeber Vorwürfe machen. Des Guten und Brauchbaren findet man immer noch genug, das Dank verdient.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. May 1797.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Wappler: *Nic. Joſ. Jacquin collectaneorum ſupplementum* cum *figuris coloratis.* 1796. 20 Bog. in 4to. und 16 ill. Kupfertaf.

Die beſondere Güte und Schönheit dieſes Werkes iſt bereits aus den Anzeigen der vorhin herausgekommenen vier Bände bekannt. Und da dieſes nun eine Ergänzung zu dem vierten Band der Collect. von S. 219. an iſt, mithin von der 521ſten Numer anhebt: ſo wollen wir hier nur die bloſs neuen, berichtigten und abbildlich gegebnen Arten anzeigen, die meiſt vom Vorgebirge der guten Hoffnung ſind. Juſticia *periploiaefolia* T. 7. f. 2., ihr Wohnort Caracas in Amerika. Piper *aduncum*, ebendaſelbſt, wie auch P. *tuberculatum.* Ixia *fragrans*, Ixia *anemonaefolia, leonotha, punicea, incarnata, cruciata:* von einer Abänderung der I. *polyſtachia* ein blühendes Aeſtchen T. 2. f. 1. Gladioli *meriani* var., Gladiolus *cuſpidatus, tubatus* und eine ſehr ſchöne Abänderung von dieſen; desgleichen von G. *triſtis*, G. *albidus, roſeus*, der blühende Stengel einer ſchönen Abänderung von G. *longiflorus* Linn. T. 7. f. 1. G. *refractus, criſpus, ſtriatus.* Moroea *ſordeſcens.* Galaxia *plicata.* Plantago *criſpa* T. 16. *patagonica*, Ilex *ſalicifolia* T. 2. f. 2. Campanula *dichototoma* L. T. 12. Gardenia *cluſiaefolia* T. 4. f. 3. Drimia *alata* des Bregas Bulbus liliaceus vomitorius, cent p. 91. t. 40. Drimia *media* t. 5. f. 4., *ciliaris* t. 5. f. 5., *puſilla.* Crinum *tenellum* des Linné, welches Aiton im H. Kewenſi zu den Leucojis gebracht, und ihm den Beynamen ſtrumoſum gegeben hatte, ſetzt Hr. J. hier wieder in ſeine Rechte dadurch ein, daſs er an der Menge aitoniſcher Leucojum *ſtrumoſum*, die er aus jenem Garten erhielt, den unterſten Theil des Blumenſtiels allemal in ganz gerader Richtung gefunden. Da nun der jüngere Linné in ſeinen Supplementen am Ende ſeiner Beſchreibung des C. *tenellum* angebe, daſs dieſer Stiel öfters ſchneckenförmig gewunden ſey: ſo vermuthe er, Linné habe zwey ſich auſserdem ungemein ähnliche Arten verwechſelt: daher die Windung des Stieles! dieſem linnéiſchen Crinum ſtets zum eigenthümlichen Merkmal dienen müſſe; — Strumaria *linguaefolia, rubella, truncata, anguſtifolia undulata.* Das Gattungsmerkmal dieſer von gekröpften Griffel; wohin alſo auch Leucojum *ſtrumoſum* des Aiton gehören möchte. Allium *ſtriatum.* Hyponis *ſobolifera, obliqua.* Polyanthes *pygmea* von P. tuberoſa ganz verſchieden. Lachenalis *glaucina, rubida, unicolor, quadricolor, purpurocoerulea, purpurea, liliflora, tigrina, iſopetala, lanceaefolia, puſilla.* Zu dieſer Gattung hat der Vf. hier auch ſeinen Hyacinthus orchioides gebracht, und mit dem Beynamen *hyacinthoides* belegt, den eben dieſe Pflanze von Linné in der 12ten Ausgabe ſeines Syſtems als Phormium erhalten hatte. Erioſpermum (wegen des wolligen Saamens) *lanceaefolium, parviflorum* und *latifolium* iſt hier ornithogalum capenſe Linn. Ornithogalum *flaviſſimum, lacteum, coarctatum, odoratum, polyphyllum, ſecundum, fuſcarum, paradoxum* T. 1., in der That ein ſehr merkwürdiges Gewächs, aus deſſen Trieben vollends ganz deutlich erhellt, daſs nicht alles, was ſich von den Körpern dieſes Naturreiches in der Erde befindet, Wurzel iſt. Anthericum *roſtratum, pugioniforme, longiſcapum, praemorſum, nutans, undulatum, piloſum, bipedunculatum, exuviatum* T. 14. f. 2. *longifolium, filifolium, phyſades, puſillum.* Albuca *viridiflora, ſetoſa* T. 14. f. 3. Melanthium *eucomoides, junceum.* Oenothera *odorata.* Mimuſops *racemoſa* T. 3. f. 1. Rayena *hirſuta* Linn. T. 13. f. 1. Silene clandeſtina T. 3. f. 3. *ſedoides* T. 14. f. 1. Cotyledon *mucizonia* T. 13. f. 2. Euphorbia *ſcordifolia, polygonifolia* T. 13. f. 3. *Caneſcens* Linn. T. 2. f. 3. Ciſtus *lavandulaefolia* T. 10. f. 2. Volkameria *inermis* Linn. T. 4. f. 1. Bey Duranta *Plumieri* des Linné zeigt Hr. J., daſs ſie mit D. *Elliſia* nicht, wie einige wollen, einerley ſey. Crambe *filiformis.* Erodium *rubifolium.* Pelargonium *bullatum, longicaule, multicaule, violaceum, chamaedrifolium, trichoſtemum, carpinifolium, balſameum, tomentoſum, ribifolium daucoides, caucalifolium.* Hedyſarum *muricatum.* Medicago pole *pinnatifida* T. 15. f. 2. Hieracium *pannonicum.* Senecio *peucedanifol.* Linn. kömmt zu Cacalia, weil die Blumen ſämmtlich Zwitter ſind. Senecio *dentatus* T. 6. f. 2. *rigeſcens* T. 6. f. 1. Amellus *lychnitis* Linn. T. 10. f. 1. Zinnia *elegans, tenuifolia.* Rudbeckia *alata, amplexifolia.* Coreopſis *artemiſiaefolia.* Eriocephalus *racemoſus* Linn. T. 11. f. 2. Phoenix *dactylifera* Linn. T. 15. f. 3. Die männlichen Blumen hatten insgeſammt ſechs, und nicht drey Geſchlechtstheile: in verſchiedenen war auch eine eyförmige Fruchtanlage, mit einem äuſserſt kurzen Griffel und einfachen Narbe, in wenigen davon zwey, und in den allerwenigſten vier oder auch fünfe vorhanden; die aber alle abfielen. Auf der achten und neunten Tafel iſt der Boletus, den Micheli Pietra Jungaja nennt, abgebildet, wie er ihn aus den Knollen erzogen, den der Hr. Sohn des Vf. aus Neapel mitgebracht hatte. Auf eben der 9ten T. f. 2. hat er auch ein Blatt von der Balſampappel gegeben, deſſen untere Fläche mit den vermeyntlichen Lycoperdon epiphyllum

phyllum beſetzt war; wobey ſich auch einige vergröſsert beſinden.

Den Beſchluſs des Ganzen macht nicht allein ein Verzeichniſs der hier beſchriebenen, ſondern auch eines über alle ſowohl in des Vf. Miſcellaneen, als ſämtlichen Collectaneen aufgeſtellten Gewächsarten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Kölln, b. Hammer: *Der neue Froſchmäusler.* Ein Heldengedicht in drey Büchern. *Erſtes Buch.* 1796. VIII u. 216 S. 8.

Die Klage über Vernachläſſigung des Einheimiſchen und Sucht nach dem Fremden iſt ſo hergebracht unter unſerm Volke, daſs ſchon der Urheber des alten *Froſchmeuſelers* in der Zueignung die Unvollkommenheit ſeiner Schreibart dadurch entſchuldigt:

Wenn diſs in unſrer Deutſchen Sprachen,
  Unſer Fröſch nicht ſo zierlich machen,
So bin ich habt mit jhn Geduld,
  Es iſt daran die Landarth Schuld.
Der Griech vnd auch der Römiſch Mann,
  Schawt das er künſtlich reden kan,
Sein angeborne Mutterſprach.
  Vnd helt das für ein groſſe Sach:
Der Deutſch aber laſſet vor allen,
  Was frembd iſt, ſich beſſer gefallen.
Lernt frembde ſprachen, reden, ſchreiben,
  Die Mutterſprach muſs veracht bleiben.

Auch der Herausg. des neuen Froſchmäuslers wiederholt ſie, und wer nicht bey müſsigen Vorwürfen ſtehen bleibt, ſondern ſelbſt Hand an das Werk legt, um die vergeſſenen Denkmäler deutſcher Art und Kunſt aus ihrem Dunkel hervorzuziehen, iſt allerdings am erſten dazu berechtigt. Mit bloſsen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht ſonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen ſind faſt immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt alſo fürs erſte nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um ſie einem gröſseren Kreiſe von Leſern genieſsbar und annehmlich zu machen. *Reinicke Fuchs* iſt uns vor kurzem, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch ſo leicht und zierlich behandelt, wiedergegeben, daſs ſich ſchwerlich ein Fabelbuch auffinden läſst, das für Kinder und Erwachſene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Froſchmeuſelers verhehlt es nicht, daſs er jenes ältere Meiſterſtück ſehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern geſucht. „Wie der Reinicke Fuchs," ſagt er in der Vorrede, „alſo iſt dies Buch auch geſchrieben und gemeint." Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er ſein Vorbild freylich bey weitem nicht erreicht. Im Reinicke Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer ſteigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet ſich in einfache Umriſſe, und die Charakter der eingeführten Perſonen ſind ſelbſt in den geringſten Reden und Handlungen meiſterhaft gehalten. Um den luſtigen Scherz, womit ein griechiſcher Dichter nur einige hundert Verſe hindurch geſpielt hatte, zu einem groſsen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünſchte, muſste *Rollenhagen* ſeine Zuflucht zu der epiſchen Freyheit der Epiſoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniſs der Theile in ſeinem Werke aufgehoben worden iſt. Erſt im dritten und letzten Buche geht der Krieg der Fröſche und Mäuſe vor ſich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erſt an zu homeriſiren; das erſte und zweyte Buch iſt ganz mit den unendlichen Geſprächen des Konigs der Fröſche *Bauſsback* (*Phyſignathus*) und des Kronprinzen der Mäuſe *Bröſeldieb* (*Pſicharpax*) ausgefüllt, die nicht ſo lange dauern könnten, wenn nicht dabey eine beſtändige Einſchachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander Statt fände, ſo daſs man oft nicht mehr weiſs, wer der Erzählende iſt. Hält man ſich indeſſen an das Einzelne, ſo findet man überall eine für den Geſchmack unſers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darſtellung, einen Schatz von geſundem Verſtand, Witz und Erfahrung, von gutgemeynten, gediegnen Lehren und Sprüchen, um die es dem Vf. hauptſächlich zu thun war. Ton und dichteriſche Weiſe ſind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Paar Zeitalter nach ihm lebte, und ſein Werk zu den Spätlingen der Meiſterſängerkunſt gehört: denn es erſchien gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, und ſchon im erſten Viertel des folgenden wurden durch Opitz und andre ganz neue Formen und eine ganz verſchiedne Art des Ausdrucks in die Dichtkunſt eingeführt.

Der jetzige Herausgeber oder „der Ramler des ſiebzehnten Jahrhunderts," dem in der Vorrede das Verdienſt der Arbeit zugeſchrieben wird, hat die Eigenthümlichkeit der Urſchrift zu bewahren, ihr den altdeutſchen Schnitt zu laſſen geſucht, indem er in der Sprache das bis zur Unverſtändlichkeit Veraltete, in der Ausführung das Weitſchweifige, Zweckwidrige oder ſonſt Fehlerhafte wegräumte. Einige Kapitel des hier in der Umarbeitung gelieferten erſten Buchs ſind ganz weggeblieben, andre verkürzt, und dieſe Auslaſſungen ſind durch eine Menge eingeſtreuter Züge, die zum Theil ſehr treffend und drollig ſind, mehr als vergütet worden. Da ſchon Rollenhagen ſichs hatte angelegen ſeyn laſſen, ſein Buch zu „einer förmlichen deutſchen Lection und Contrafactur ſeiner Zeit" zu machen, ſo hieſs es in ſeinem Sinne arbeiten, wenn man die Anſpielungen auf Vorfälle des wirklichen Lebens, der Beſchaffenheit des Zeitalters gemäſs, mit andern vertauſchte, und das iſt auf eine geſchickte Art und mit groſser Freymüthigkeit geſchehen. Freylich findet hier die ſonſt beabſichtete Gemeinverſtändlichkeit des Gedichtes ihre Grenze. Viele aus der Klaſſe von Leſern, für deren Unterhaltung und Belehrung im Ganzen vorzüglich geſorgt iſt, und denen zu lieb der Herausg. dem Buche durch die beybehalt-

nen Ueberſchriften der Kapitel, durch die Angaben des Inhalts am Rande, und durch die ſaubern Holzſchnitte ganz das Aeuſsre einer Volksſchrift gegeben zu haben ſcheint, möchten wohl aus den *Neugeadelten* und den *Kandidaten des Adelſtandes* in dem vorausgeſchickten Perſonenverzeichniſſe nichts zu machen wiſſen, wenn ſie auch etwa erriethen, wer unter *Frau Reinhart, der klugen Füchſinn im Norden*, gemeynt ſey. Für ſolche Leſer muſs alſo ein Theil des Salzes, womit dieſe Fabeln gewürzt ſind, ſeine Kraft verlieren. *Kalioſtro* hingegen, *ein Fuchs*, *angeblich ein Widder*, der zum groſsen Gewinn des Gedichtes an die Stelle des im Originale befindlichen Goldkäfers und des Meeraffen getreten iſt, der für Reinickens Frau Schätze graben will, wird auch ſolchen behagen, die mit dieſem berüchtigten Wunderthäter hier erſt Bekanntſchaft ſchlieſsen. Seine Geſchichte iſt ſo vorgetragen, daſs ſie für ein allgemeines Bild magiſcher Vorſpiegelungen und bethörter Leichtgläubigkeit gelten kann. Nur iſt es ein Uebelſtand in dem alten Froſchmäusler, der auch hier nicht gehoben worden, daſs Reinicke in dieſem und andern Fällen der betrogne Theil iſt. Es widerſpricht nicht nur ſeinem Charakter, wie ihn das Werk ſchildert, woher er dieſen Namen erhalten hat, ſondern auch dem ſeit den älteſten Zeiten angenommenen Fabelcharakter des Fuchſes. Ueberdies erzählt er ſowohl dieſe Geſchichten, die ſeinem Verſtande nicht viel Ehre machen, als was er von ſeinen Liſten und Unthaten rühmt, (und auch dies iſt der ihm zugeſchriebnen Feinheit nicht angemeſſen) ohne rechten Beweggrund. Eben das läſst ſich gegen den Zuſatz zu der aus dem *Reinicke* entlehnten Fabel einwenden, wie der Fuchs zwiſchen einem Bauern und einer Schlange Richter iſt; im Froſchmäusler nämlich ſpricht er ſein weiſes Urtheil aus eigennützigen Abſichten, und wird dafür am Ende ſchmählich hintergangen. Glücklicher ſind die ſonſtigen mit dieſer Fabel vorgenommenen Veränderungen, wie überhaupt Rollenhagen ſeine Erfindungskraft hauptſächlich dadurch zeigt, daſs er ſchon bekannten Geſchichten eine neue Wendung zu geben, und eine andre Deutung hineinzulegen weiſs. Zum Beyſpiele kann das Abentheuer des Ulyſſes mit der Circe dienen. Seine in verſchiedne Thiere verwandelten Gefährten werden hier zuvor befragt, ob ſie zur Menſchheit zurückkehren wollen, und verweigern es insgeſammt, indem ſie ihren ehemaligen Stand mit ſehr dunkeln Farben ſchildern. Beſonders artig vergleicht die Nachtigall das Ungemach, welches ſie als Lauteniſt am Hofe ausgeſtanden, mit ihrem jetzigen freyen Sängerleben in den Lüften. In Anſehung der Art, wie Ulyſſes eingeführt wird, beziehen wir uns auf das über die innre Einrichtung des Gedichtes geſagte. Man findet noch ſonſt gar vieles, was ſich unter Fröſchen und Mauſen nicht erwarten läſst: der Biſchof Hatto von Mainz mit ſeinem Thurm durfte freylich in einer Mäuſe-Encyklopädie nicht fehlen (3 B. 13 Kap.); aber auch der ägyptiſche König Amaſis, der Philoſoph Demonax und dergleichen mehr kommen vor.

Um von dem Geiſt und Tone des Originals und der Geſtalt, die es unter den Händen des Bearbeiters gewonnen hat, zugleich einen Begriff zu geben, wahlen wir eine Stelle, wo er jenem im Weſen der Sache ganz treu geblieben iſt, und nur den Ausdruck verändert hat. Bröſeldieb erzählt, wie ihn in ſeiner Jugend die Mutter vor der Katze, dem Erbfeinde des Mauſegeſchlechts, gewarnt, den er noch nie erblickt hatte. Er ſieht die Katze, ohne etwas feindliches in ihr zu ahnden, und hält vielmehr einen Haushahn für den ſo ſchrecklich beſchriebnen Murner.

Ich ging. Da ſaſs im Sonnenſchein
Ein ſchönes weiſses Jungferlein,
Die Äuglein glänzten hell und klar.
Es leckt' und ſchlichtete ſein ſchönes Haar;
Küſst' in die Hand', und wuſch ſie rein
An ſeinen zarten Wängelein.
Das Herz im Leibe klopfte mir;
Schon wollt' ich ſpringen hin zu ihr,
Um ſie mit adeligen Sitten
Um ihr Liebherzelein zu bitten,
Und ihr zu küſſen die weiſse Hand;
Als plötzlich ich zur Seit' erkannt'
Ein gar erſchrecklich Wunderthier;
Die Haut vor Schrecken griſſelte mir,
Vom Haupt' zum Fuſs war ſeine Geſtalt,
Wie man die Baſilisken malt,
Auch Poltergeiſter und den Teufel.
'S iſt Murner, dacht' ich, ſonder Zweifel!
Der Kopf lief zu in einen Schnabel,
So krumm, als ſpitz; und einer Miſtgabel
Glich auch ſein Fuſs mit ſcharfen Zinken,
Wie rechter Seits, ſo auf der linken.
Ein langer blutgefärbter Bart
Hing unterm Kinn, nach Judenart.
Ein Thurm vom Kopf und von dem Schnabel
Stieg in die Luft, wie der zu Babel;
Und hinten am geheimen Orte
Fuhr, ſchien's, aus der bewuſsten Pforte
Ein hölliſch Feu'r in gelben Flammen;
Die ſchlugen über ihn zuſammen,
Daſs man nicht konnte ſehn, woher.
Wohl zehn Hatſchiere oder mehr
Stolzierten hinter dem Gräulichen her,
Gekleidet wie er, doch nicht ſo prächtig.
Auf einmal blieb er ſtehn bedächtig,
Und ſchrieb in Sand mit ſeinen Gabelfüſsen,
Ich weiſs nicht was, mags auch nicht wiſſen;
Und rief: *kuk! kuk! kurrit! merkt auf!*
Da ſprang herbei das Gefolg im Lauf
Zu ſchauen, was er hätt' geſchrieben.
Auf einmal ſpringt — ich bitt,' Eu'r Lieben
Woll'n nicht erſchrecken! — das Ungethum
Auf einen Pfoſten, ſchlägt ungeſtüm
Mit beiden Armen in die Luft,
Sperrt auf den gräſslichen Rachen, und ruft:

Digitized by Google

Mir ſchien's als wollten die Worte ſagen!
Packt, packt ihn hurtig bey dem Kragen!

Zur Vergleichung ſetzen wir einige Zeilen aus der Beſchreibung des Hahns her, wie ſie im alten Froſchmäusler lauten:

Es tratt aber am Platz herumb,
Im Hauſs die Leng und in die krümb,
Ein ſchreckliches Wunderthier,
Dafür die Haut erſchüttert mir.
Vom Heupt zu Fuſs aller geſtalt,
Wie man ein Baſiliſchen mahlt.
Fornen am Kopf war er geſchlacht,
Wie man die böſen Geyſter macht.
Mit einem krummen ſpitzen ſchnabel,
Hat Fueſs getheilt wie ein miſtgabel,
Und in zwey ſpitz getheilten Barth,
Nach Manthieres grewlicher arth u. ſ. w.

Von eignen Zuſätzen des Bearbeiters, die Bezug auf unſer Zeitalter haben, führen wir nichts an: ſie werden ſchon von ſelbſt ihre Leſer entweder anlocken, oder auch nach Verſchiedenheit der Meynungen und Partheyen entfernen. Denn freylich zweifeln wir, ob unſer neuer Rollenhagen bey ſolchen, die nicht ſchon im voraus ſeine Wahrheit als die ihrige anerkennen, den Zweck erreichen wird, welchen der alte ſo treuherzig ausplaudert:

Dieweil man jzt der weiſsheit wort,
Weder von Gott noch Menſchen hort,
Iſt bdacht, ob jemand was er ſolt,
Von Fröſchn vnd Meuſen lernen wolt.

Ein Intereſſe ganz anderer Art kann der Sprachforſcher und Kenner, für den der urſprüngliche Froſchmäusler ein Schatz iſt, auch bey dem erneuerten befriedigt finden, indem der Bearbeiter theils alte Wörter und Redensarten mit Wahl gebraucht, theils hie und da neue zu bilden verſucht hat.

Venedig, b. Paleſe: *Il Parnaſo Veneziano* Poemetto dell' Abate *Saverio Bettinelli* riprodotto e illuſtrato nel ſolenne ingreſſo di S. E. Cavaliere Meſſer Antonio Capello alla dignità di Procuratore di San Marco MDCC.XCVI. Mit der Dedication 93 S. kl. Fol.

Dieſes ſchöne Gedicht iſt zuerſt 1768 von dem Vf. deſſelben herausgegeben worden. Hier erſcheint es nun, nachdem derſelbe ſolches wieder durchgeſehen und verbeſſert hatte, in einer neuern und ſchönern Geſtalt, und zwar durch Veranſtaltung des würdigen Abate *Morelli*, Bibliothekars von S. Marco — zu Ehren des *Antonio Cappello*, dem vor kurzem die Würde eines *Procuratore di San Marco* zu Theil wurde. Ueberdem findet man hier auch einige Zuſätze und Anmerkungen, in denen der Vf. einige Stellen zu erläutern und manchen hiſtoriſchen Umſtand weiter auszuführen ſuchte, ſo daſs dieſelben gleichſam eine kurze Geſchichte der Verdienſte der *Venezianer*, um ihre vaterländiſche ſowohl, als um die lateiniſche Dichtkunſt enthalten. Auch Hr. *Morelli* hat dieſen venetianiſchen Parnaſs mit einer trefflichen Abhandlung, unter dem Titel: — *Della cultura della Poeſia preſſo li Veneziani Diſſertazione Storica* — ausgeſtattet, in welcher eben dieſe Materie weiter ausgeführt wird. Zwar ging Hn. *M's* Abſicht gar nicht dahin, eine vollſtändige Geſchichte der Cultur der Dichtkunſt bey den Venetianern zu liefern. Nur eine kurze Ueberſicht der Fortſchritte der Dichtkunſt in dieſem Staate, von den älteſten Zeiten an, bis auf die gegenwärtigen, wollte er darbieten — und dies hat er auch gewiſs zur Zufriedenheit eines jeden ſeiner Leſer geleiſtet. Schon aus dem 14ten Jahrhundert ſind italiäniſche Gedichte von einem *Nicolo* und *Giovanne Quirini* — von einem *Amulio da Mula* vorhanden. Daſs *Petrarch* auch in *Venedig* Nacheiferer werde gefunden haben, iſt leicht zu errathen, und deren werden auch verſchiedene namhaft gemacht. Eben ſo leicht iſt es zu glauben, daſs der Einfluſs der gelehrten Griechen, die im 15ten Seculo nach Italien kamen, auf die Cultur der Dichtkunſt auch in *Venedig* nicht gering werde geweſen ſeyn. Bey dieſer Gelegenheit wird von dem Trauerſpiel *Tereus*, das *Heerkens* aus *Gröningen*, der davon eine alte Abſchrift entdeckt hatte, dem alten römiſchen Dichter *Varius* zueignete, der merkwürdige Umſtand wiederholt, daſs Hr. *Morelli* den wahren *Verfaſſer* — der kein anderer war, als *Gregorius Corraro* — nicht nur, ſondern auch einen ganzen Band von den Schriften deſſelben, worunter auch dieſe Tragödie befindlich war — von des *Corraro* eigener Hand — entdeckt habe. Und alſo hätte Hr. Rect. *Grimm*, der hierüber ein eigenes Programm ſchrieb, und vermuthete, der Verfaſſer möchte wohl ein Chriſt geweſen ſeyn — doch Recht gehabt. *Hermolaus Barbarus* erhielt 1468 vom Kaiſer Friedrich III im 14ten Jahr ſeines Alters den Dichterkranz. Im 16ten Seculo glänzte, nebſt vielen andern, beſonders der Cardinal *Pietro Bembo*. Deſto tiefer ſank die Dichtkunſt in dem folgenden Jahrhundert herab. Wiederherſteller derſelben in dem gegenwärtigen war — *Apoſtolo Zeno*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Empfehlung einer vernünftigen neuen Mode deutſcher Aufſchriften auf deutſchen Briefen*, vom geh. Juſtizrath Pütter zu Göttingen. 3te Aufl. 1795. 29 S. 8. (2 gr.)

Königsberg u. Leipzig, b. Hartung: *J. Fr. Böttchers Abhandlung von den Krankheiten der Knochen, Knorpel und Sehnen.* I. Th. 3te Aufl. 1796. 208 S. 8. mit XVII Kupfern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. May 1797.

GESCHICHTE.

Paris, gedruckt b. Agaſſe: *Gazette nationale ou le Moniteur univerſel.* I. (22 September.) 1794. — 5me Jour Complementaire (21 Septemb. 1795. N. 1—365. 1460 S. II. 22 Sept. 1795. — 21 Septemb. 1796. N. 1—365. — III. 22 Septemb. 1796. — 21 Mars. 1797. N. 1 — 182. 726 S. fol.

Dieſe zweyjährige Fortſetzung einer in der A. L. Z. 1795. B. III. S. 525—528. ausführlich angezeigten Zeitung greift zu tief in das Ganze der Revolution hinein, als daſs man ihre Beurtheilung auſser Verbindung mit einem allgemeinen Ueberblick des neuern Zeitungsweſens in Frankreich ſetzen dürfte. Daſs der Moniteur in den Augen vieler Leſer, und zwar mit Recht allmählich einen Theil ſeines Intereſſe verloren, beruhet lediglich auf jenen Verhältniſſen. Eine Urſache dieſer Verdunkelung lag in der Freyheit, welche den Organen der verſchiedenen Parthien nach Roberſpierre's Falle wiedergegeben war. Als Oppoſitionsblätter ſtanden *Suard's Nouvelles politiques*, des Spötters *Gallais Quotidienne*, *Richer Seriſy's Accuſateur Public*, *Fonvielle's Veridique*, *Langlois's Meſſager du Soir* und Tolivet's Gardien de la Conſtitution, auf. Der Oekonomiſt *Dupont de Nemours* im *Hiſtorien*, und *Röderer* mit vernünftigerm Moderantism im *Journal de Paris*, geſellten ſich zu den Amphibien. *Charles Duval*, *Real*, Gracchus — Baboeuf und andere von der Jakobinerparthey muſsten unter jenen verſtummen. Der polemiſirende *Louvet* in der *Sentinelle*, *Mercier* in der *Tribune* und *Cretot* im *Poſtillon des armées* ſtanden der Regierung ſo kräftig bey, daſs die Jacobiner-Greuel im *Antiterroriſte* von *Toulouſe* auf *ſchwarzem* Papier abgedruckt wurden. So hallte das Echo der neugebohrnen Pariſer-Blätter in allen Departements wieder, ſeitdem kein unterirdiſcher Kerker mehr für freymüthige Zeitungsſchreiber beſtimmt wurde. Eine ſolche Concurrenz muſste dem Moniteur, der, eigenem Geſtändniſſe nach, 14 Monate lang, nach Robespierre's Dictaten ſchrieb, nachtheilig werden. Dazu kam, daſs der Modeton nur ephemeriſche Erſcheinungen begünſtigte, welche durch die ſonderbarſten Benennungen die Neugierde an ſich zogen. *Le Grondeur*, *Journal de Pitt et Cobourg*, *Redacteur Plebeien*, *Troubadour* (Liégeois), *les trois Decades*, *le Créole*, *le Menteur*, *le Dejeuner*, *Annales des Incroyables*, *le Telegraphe*, *le Rodeur*, (ein Blatt, das ſeit zwey Jahren zehnmal den Namen änderte) ſind die neueſten Proben. Acht deutſche Zeitungen und eine Italiäniſche — (*l'Italiano imparziale a Parigi*) — ſind Phänomene, welche mehr, als jedes andere, die Handarbeit der Ausländer und der Deutſchen an dem Revolutions-Gebäude beweiſen. Die Namen der Deutſchen ſind: der *Zuſchauer* (von *Dorſch*, *Blau* und *Nimis*), die *Pariſer deutſche Zeitung* (von *Ulrich*), der *Fränkiſche Mercur* (von *Meyer* und *Hoffmann*), die *Republikaniſche Chronik* (von *Kämmerer*), die *Rheiniſche Zeitung* (von *Metternich* und *Cotta*), der *Strasburger Courier* (von *Franz* und *Kern*), der *Strasburger Weltbote* (von *Salzmann*), und endlich der *Friedensbote* ſeit 1797. Nach dem Genius der neuen Verfaſſung, zog ſelbſt das Gouvernement ſeine wohlthätige Hand von dem Moniteur ab, und lieſs Anfangs dem Zeitungsweſen freyen Lauf; bald ſah es aber deſſen Einfluſs ein, und verſuchte durch Nebenmittel z. B. durch Verzehnfachung des Porto, den Schnellflug der Pariſer Zeitungen nach Belgien zu hemmen. Es unterhielt auf eigene Koſten zwey *officielle* Blätter, das *Journal des Defenſeurs de la Patrie* für die Armeen zur unentgeltlichen Austheilung und die Hälfte des *Redacteur*. Es brachte eine eigne Bothſchaft gegen die Journaliſten am 6ten Februar 1795. an den Rath der 500, und die gegen Poncelin verübten Gewaltthätigkeiten erneuerten das Andenken an die Robespierreſche Epoche. Die Fülle der durch dieſe Veranlaſſungen ausgetauſchten Ideen, insbeſondere über den Nutzen eines *Journal officiel*, liefert herrliche Beyträge zu der politiſchen Anſicht des Zeitungsbetriebes. Aus den innern Verhältniſſen ergab ſich ſodann, ſeit dem Jänner 1797. noch ein Grund des verminderten Credits in der Verſetzung des Hauptverfaſſers (*Redacteur en Chef*) *Trouve*, welcher als Geſandſchaftsſecretär nach Neapel ging, und der Mitarbeiter *Rabaut*, *Thuan de Granville* und anderer. Der Eigenthümer *Agaſſe*, der Directeur *Aubry*, und der neue Hauptredacteur *Jourdan* fahren zwar mit Eifer fort; auch ſcheinen *Guingené*, *Guillois*, *Boullan* und *His* noch Theil daran zu nehmen. Allein dieſes reichte nicht mehr hin, ſeit dem von Staatsmännern und Gelehrten, andere Pariſer Zeitungen, wie z. B. der *Clef du Cabinet des Souverains*, oder gar von deutſchen Prinzen (Prinz Carl von Heſſen) der *Ami des loix* gehoben werden.

Die Abnahme für Deutſchland verringerte ſich auch wohl darum, weil die im Anfange des Reichskriegs ſo häufig ergangenen Landesherrlichen Verbote, unter welchen das *Churpfälziſche* des *Moniteur* vom Jahr 1794. das letzte war, ſich ſtillſchweigend auflöſeten, und folglich der Reitz der Neugierde ſich minderte.

Digitized by Google

Immerhin bleibt dieſem Pariſer Moniteur (denn beyläufig geſagt, führte ſchon ein Züricbiſches Wochenblatt, das von 1750—1760. erſchien, denſelben Namen) das eigenthümliche Verdienſt, der allumfaſſenden Archivariſchen Vollſtändigkeit. Für die weitläufigſten Urkunden findet ſich ein Raum, in einer freylich ſo koloſſaliſchen Form, daſs ein Witzling ſich das Diſtichon erlaubt hat: *Cette feuille n'eſt pas le vain jouet du vent; avec trois Moniteurs on fait un paravent.* — Die Verhandlungen des *Cis*- und des *Transpadaniſchen Convents* ſind für die Nachwelt eben ſo genau aufbehalten, als die des *Fränkiſchen* und *Bataviſchen*. Nur vermiſst man die diplomatiſche Genauigkeit, durch welche ſich die *Nouvelles de Leide* auszeichnen. Die in ſchwülſtigen Declamationen abgefaſsten *Kriegsberichte* tragen den Stempel der Partheylichkeit zu ſehr, als daſs ein Geſchichtsforſcher an dieſer Klippe ſcheitern könnte. Den ausländiſchen Artikeln dagegen erhält die freymüthige Aufnahme geheimer Anekdoten noch immer ihren Reitz, wenn gleich Perſönlichkeiten und Poſſenreiſsereyen ſolchen für manchen ſehr verringern. — Auch iſt für die *Literatur* oft mehr Raum wie in den erſten Jahrgängen, abgegeben, und ſind neben ſolchen Werken, wie die von Necker und der Frau v. *Stael*, ſelbſt deutſche Schriften, wie z. B. *Kant vom ewigen Frieden*, ausführlich beurtheilt. Es iſt daher noch immer für Deutſche der Mühe werth, ſo wie in mehreren Schriften, wie z. B. in der *Klio* geſchehen, den Text und den Geiſt des Moniteur zu benutzen, obgleich im ganzen dieſe Uebertragungsſucht unſern deutſchen Zeitungen das Gepräge der Originalität und eigener Denkkraft völlig benimmt. — Nur mindert das Zurückbleiben der längſt verſprochenen Einleitungstabelle und das Regiſter noch immer die Brauchbarkeit für den Geſchäfts-Mann.

Der Preis hat ſich mehr nach dem Credit des Papiergeldes, als nach der Erhöhung der Koſten für Druck und Papier gemodelt. — Im Jänner 1796. zahlte man für drey Monathe 1250. Livres in Mandaten, oder 30 Livres baar Geld und im September fiel der Preis auf 20 Livres. In der Mitte von Deutſchland erhöheten ihn die Poſtſpeditionen auf 80 leichte Gulden. Das in England von einem Exgeneral, Namens *Tarry*, betriebene Project eines neuen Abdrucks des Moniteur beſchränkt ſich jetzt auf eine Aushebung der inländiſchen Artikel, während des Robespierreſchen Zeitraums; es iſt davon auch das eine Heft vom letzten Drittheil des Jahrgangs 1792 erſchienen, und wird alſo dem Werthe einer Sammlung der Pariſer Urſchrift, welche vollſtändig ſchon mit 50 Carolinen bezahlt wird, nichts benehmen. Zu deren Vervollſtändigung ſind in Paris die erſten Jahrgänge neu aufgelegt worden. Das *Altonaiſche* Nachdruckungsproject iſt ganz unterblieben.

London, b. Wilkie: *The London Chronicle* 1796. Vol. LXXIX et LXXX. N. 5620—5370. gr 4.

Aus der Schaar der Engliſchen Zeitungen heben wir hier zur Beurtheilung ein Blatt heraus, welches der Form, dem Preiſe und dem politiſchen Geiſte nach, ſich in der Mitte der in England üblichen Extremen hält, und daher für die groſsere Klaſſe der Deutſchen Leſer geeignet iſt. Es iſt der 39ſte Jahrgang dieſes Chronicle, welches unter fortlaufender Nummer halbjährig nach Bänden berechnet gegeben wird, ohne daſs man dazu ein beſonderes Titelblatt beygibt. Er kommt dreymal wöchentlich in groſser Quartform heraus, und hat binnen dieſem Zeitraum unverändert eine bewaffnete Neutralität behauptet. Ohne Anſprüche auf diejenigen Eigenſchaften, welche *the Star* zu *Gibbon's* Lieblingsblatt macht, noch auf den beiſsenden Witz, welcher den *Morning-Chronicle* an die Spitze der Oppoſitionsblätter ſtellt, beſoldet der Herausgeber, ein Mr. Wilkie, keine *Bulletins*, im Geiſt eines gewiſſen *Williams*, welcher für ein Dutzend Zeitungen Beyträge polemiſchen Inhalts liefert, und daher faſt das Schrecken der Miniſterial-Parthey geworden iſt. Ein Probierſtein dieſer Art war die letzte Parlamentswahl, welche die mehreſten Zeitungen mit Empfehlungen neuer Candidaten anfüllt, die für das Ausland nicht das mindeſte Intereſſe haben; im *London Chronicle* fand man deren keine. Wie in allen Londner Zeitungen (z. B. *the Sun* 2 July 1795.) die Beſchreibung eines Meerwunders, oder im Jänner 1797. der erdichtete Nekrolog eines angeblichen Korſikaniſchen Königs-Sohns (*Colonel Frederick*) oder endlich wie *Burke's* Tod ganze Seiten anfüllte, hielt ſich der *London-Chronicle* mit Klugheit eben ſowohl im Mittel, als bey der groſsen *Geldſubſcription* im November 1796., bey welcher die Beſoldung der Miniſterialblätter nur zu ſehr in die Augen leuchtete, unter den vielen Proceſſen, welche bey *Kings-Bench* gegen die Zeitungsverfaſſer und namentlich im J. 1796. gegen die *Iris*, den *Public Advertiſer*, und den auf Actien behandelten Courier de Londres anhängig war, erinnert ſich Rec. nie, die Rubrik: *London Chronicle* geleſen zu haben.

Für den Ausländer ſind der Vorrang der inländiſchen Artikel vor den auswärtigen, die literariſchen Anzeigen, und die Erläuterung der Abkürzungszeichen und Kunſtwörter nützliche Eigenthümlichkeiten dieſer Zeitung. So iſt der Dichter-Winkel (*Poets-Corner*) welcher ſchon für *Butler*, *Dryden*, *Swift* und *Pope* von den Zeitungsverfaſſern eingeräumet war, hier nie verſchloſſen. Und da, im Laufe des Feldzugs von 1796, den Engländern die Nachrichten vom Rhein und aus Italien oft über Paris und Amſterdam folglich verfälſcht, zugingen, ſo iſt für das Inland, für entferntere Europäiſche Staaten, und für beide Indien mehr Platz eingeräumt, als man nach dem politiſchen Local-Intereſſe erwarten durfte. So findet man die *Gazeta de Madrid* und die *Gazeta de Lisboa* in den Schiffsnachrichten aus *Mexico* ſo wie ehedem in den *Bulletins vom Pyrenäen Krieg*, wörtlich übertragen. Die Weſt-Indiſchen Nachrichten ſind aus der *Bahama-Kingston* und *St. Vincents-Gazette*, ſodann aus Franzöſiſchen Papieren. z. B. *le Courier univerſel du Cap (Francois)* und der *Gazette de Port au Prince* entlehnt. Die Oſtindiſchen ſcheint Hr. *Wilkie* aus dem

Bombay Courier, *Courier de Madras*, dem *Oriental Star*, und der *Burnetſchen Gazette* von *Isle de France*, und endlich die Amerikaniſchen, weniger aus den deutſchen und franzöſiſchen Zeitungen zu *Philadelphia* — (*Courier de France*, *Philadelphiſche Correſpondenz*) als aus *Dunlops* und *Claypools daily advertiſer*, den Hr. *Timaeus* empfiehlt, und aus dem *Independent-Chronicle* genommen zu haben. Folglich iſt aus den nächſten Quellen, und zwar von einer verſchiedenen politiſchen Tinctur, geſchöpft worden. Zum Beweiſe, daſs auch die entfernteſten Zeitungen in London benutzt werden, mag dieſes dienen, daſs die Nachricht von der Expedition auf *Batavia* aus der Zeitung von *Calecutta* vom 23 Auguſt 1796., ſo wie auch vieles aus *Verninacs* Conſtantinopolitaniſcher Zeitung, und aus der *Pekin-Gazette* wörtlich abgedruckt worden.

Noch nützlicher würde aber eine Erläuterung der Abkürzungszeichen und Kunſtwörter ſeyn. — Bekanntlich erfodern die Zahlen und Hieroglyphen ein eignes Studium; denn z. B. bey dem Pferderennen verſtehen wenige deutſche Leſer die drey Zahlen und den Zero in den *heats*, noch das *hſt* (haſt) *und ſtlb* im Gewicht des Pferdes. Die *certificates to be granted* bey Bankerutten, ſtehen in einer eigenen Rubrik dieſer Zeitung, und bedürfen ebenfalls eines Commentars.

Der Preis von achtzig Gulden im mittlern Deutſchland wäre, wenn ihn nicht die Spedition in das innere Deutſchland über Hamburg und Bremen, und die Gewinnſucht der Zeitungs-Expedienten, um das Doppelte erhöhete, an ſich nicht unbillig. Bekanntlich entſteht die koloſſaliſche Folioform der Engliſchen Zeitungen, aus der möglichſten Minderung der Unkoſten des Stempels, welcher ſich nicht nach den Zeilen, ſondern nach den Blättern richtet. Ein Quartblatt, wie das Vorliegende, entrichtet alſo eben ſo viel, als das gröſseſte unter den 18 Millionen, welche jährlich in England, zur kräftigen Beyhülfe des *Budget*, gedruckt werden.

Constantinopel, in der Druckerey der franzöſiſchen Republik: *Gazette françoiſe de Conſtantinople*. No. 1 — 6. 1 Sept. 1796. — 1 Febr. 1797. Klein 4.

Ein zu groſses Phänomen in der politiſchen und literariſchen Welt, als daſs es nicht eine ſchleunige Anzeige in der deutſchen Literatur verdienen ſollte. Bekanntlich war der Abſcheu des Türkiſchen Gouvernements vor Europäiſcher Cultur und Wiſſenſchaft bis jetzt zu ſyſtematiſch und in deſſen Politik zu feſtgegründet, als daſs eine Druckerey, noch weniger alſo eine inländiſche Zeitung, von demſelben geduldet worden wäre. Selbſt die fremden Zeitungen durften nur unter Briefaddreſſen zu der *hohen Pforte* eingehen, unter welchen die Fremdlinge in Pera, nur die von *Leiden*, *Florenz*, *Frankfurt* und *Ofen* gewöhnlich kommen lieſsen, während daſs die Griechen, ſich mit der in Wien gedruckten *Buglioſchen* ἐφέμερις behalfen. *Potemkin's* Feldzeitung von Jaſſy überlebte nicht einmal ihren Stifter. Seit der Anſiedlung der Franzöſiſchen Republikaner keimte zuerſt bey den Muſelmännern die Zeitungs-Empfänglichkeit auf, und der Franzöſiſchen Staatskunſt war es vorbehalten, ihren Credit auch durch dieſes Vehikel zu befeſtigen. Wie ſich nämlich am 21 Novemb. 1795. aus der *Ofener* Zeitung in Conſtantinopel die irrige Sage von *Charette's* ſiegreichen Einzuge in Paris mit Schnelligkeit verbreitete, erhielt der Franzöſiſche Bothſchafter Verninac die Erlaubniſs, ſolche in einem gedruckten Blatte zu widerlegen. Das Bulletin fand bey der Türkiſchen Kaufmannſchaft Beyfall, und noch mehr die Folgenden, deren unregelmäſsige Herausgabe ſich jedoch nach den Zeitläuften modelte. So entſtand allmählig unter dem Schutze der Geſandſchaft ein Monatsblatt, deſſen erſte Jahrgangs-Hälfte mit dem 4ten September 1796. anhebt, und ſich mit dem 11ten Februar 1797. endigt. Der Geiſt und Zweck dieſer Zeitung, von Seiten des erſten Herausgebers Bothſchafters Verninac und des ihm nachgefolgten Dubayet geht darauf hinaus, den Credit von Frankreich bey der Pforte immer mehr zu befeſtigen, und ſolche mit den Republikaniſchen Gebrauchen, wie z. B. mit der neuen Zeitrechnung, bekannt zu machen. Es ſind darinn daher alle Kriegsvortheile der Franzoſen, und vorzüglich ihre *Dictatur* in Italien, auf das lebhafteſte vorgeſtellt und zugleich die ausgezeichneten Ehrenbezeugungen und Gefälligkeiten, welche von der Franzöſiſchen Geſandſchaft erzwungen worden, beurkundet. Im *Journal de Francfurt* N. 298 und 322. (1796.) finden ſich Auszüge der 2ten und 3ten Nummer von 6ten und 28ſten October. In der 6ten vom 1 Februar und deren Supplemente iſt der Friedensſchluſs von Neapel vorzüglich heraus gehoben.

Die auswärtige Verſendung geſchieht vorzüglich durch die Geſandſchaftlichen Dollmetſcher und ſichert dieſe Zeitung vielleicht allein unter ihren Europäiſchen Schweſtern vor dem Einfluſſe der Poſtſpediteurs. Sie iſt ſowohl dem Verzuge als der Procedur der Quarantaine in ſo fern unterworfen, als Rec., in ſeinem Exemplar ſtets die Spuren des Räucherns und Durchſtechens fand. Aus ſichern Nachrichten weiſs derſelbe, daſs ſelbſt Exemplare nach China und Perſien gehen. Dagegen kommt auch die *Pekinn-Gazette*, über deren neueſten Beſtand der *Morning-Chronicle* vom 31ten July. 1796., intereſſante Belehrungen enthält, nach Conſtantinopel, und ſeit *Macartney's* Reiſe, weiſs man auch, daſs diejenigen Mandarinen und Kaufleute in China, welche der Urſprachen nicht kundig ſind, den Hamburger Correſpondenten und die Nouvelles de Leide, ſich in das Italiäniſche oder Chineſiſche überſetzen laſſen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Gera, b. Rothe: *Taſchenbuch für Mahler und Zeichner in Rückſicht auf Farbebereitungen*, von

Carl Gottl. Rüger. 3te Aufl. 1795. 142 S. 8. (8 gr.)

Augsburg, b. Stage: *Deutliche Anweiſung zur Verfertigung der Bauriſſe, wie ſolche ohne mündlichen Unterricht von ſelbſten zu erlernen.* Allen jungen Maurer und Zimmergeſellen, Lehrlingen und andern Liebhabern zum beſten entworfen. Mit 8 Kupfertafeln von *Lukas Voch*. 3te Aufl. 1796. 174 S. 8. (16 gr.)

Berlin, b. Himburg: *Jakob Thomſon's Jahreszeiten.* Aus dem Engliſchen von *Ludw. Schubart*. 2te Ausg. 1796. 304 S. 8. (m. K. 2 Rthlr. 16 gr., ohne Kupfer 1 Rthlr. 8 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Stammliſte aller Regimenter und Corps der Königlich-Preuſsiſchen Armee.* 3te verb. Aufl. mit 1 illuminirten Titelkupfer. 1796. 272 S. 8. (20 gr.)

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Kaufmänniſche Waarenberechnungen, enthaltend:* Holländiſche, Engliſche, Franzöſiſche, Spaniſche, Portugieſiſche, Italieniſche, Ruſſiſche, Schwediſche, Däniſche, Preuſsiſche, Polniſche, Hamburger und Trieſter Einkaufs-Rechnungen; ingleichen Aſſecuranz und Haverie-Rechnungen, nebſt einer gründlichen Anweiſung zu deren Berechnung, herausgegeben von *C. Ch. Illing*. 2te Aufl. 1796. 220 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Breslau, b. Wilh. Korn: *Mathias Corvinus, König der Hungarn, und Herzog von Schleſien.* Neue verb. Aufl. I Th. 1796. 334 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Berlin, b. Mylius W.: *Gründlicher Unterricht in der feinen Kochkunſt* von *Fr. Otto Müller*, Fürſtlichen Koch in Deſſau. 2te verb. u. verm. Aufl. 1796. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

Halle, b. Gebauer: *Handbuch der techniſchen Chemie*, abgefaſst von *Joh. Fr. Gmelin*. 2ter B. 2te verb. Ausg. 1796. 1002 S. 8. (3 Rthlr.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Anleitung zur Technologie*, oder zur Kenntniſs der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, vornämlich derer, die mit der Landwirthſchaft, Polizey und Kameralwiſſenſchaft in nächſter Verbindung ſtehn. Nebſt Beyträgen zur Kunſtgeſchichte. Von *J. Beckmann*. 4te verb. Ausg. 1796. 663 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Erläuterung des in Deutſchland üblichen Lehnrechts in einem Kommentar über die Böhmerſchen Principia juris feudalis.* Vom Hofrath und Profeſſor *Schnaubert zu Jena*. 2te Fortſetz. 2te verm. Ausg. 1795. 588 S. 4. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN

Physik. *Berlin*, b. Maurer: *Unterſuchung und nähere Beſtimmung der neulich in Anregung gebrachten Schädlichkeit der Bleyglaſur des irdenen Geſchirres. Von D. Sponitzer.* 1795. 46 S. 8. Hr. D. *Sponitzer* giebt zu, daſs die Bleyglaſur der Töpfergeſchirre aufgelöſet werde, wenn einige Zeit lang darin gekocht worden. (Doch ſcheint es, als ob der Vf. hierbey nicht genugſam unterſcheide, was davon wirklich aufgelöſet werde, und was ſich nur mechaniſch abnutze, oder losreibe: ſo wie auch der von den buntangelaufenen Farben der innern Fläche des Topfgeſchirrs hergenommene Schluſs, daſs die ſchwächſte Säure im Stande ſey, die Glaſur zu zerſtören, nicht zuläſslich iſt.) Hr. Hofr. *Ebell* habe aber die nachtheiligen Folgen von dem Gebrauche dieſer Topfwaare zu ſehr übertrieben. Nicht alles verſchluckte Bley ziehe böſe Folgen nach ſich: ſondern, bey thätiger Lebenskraft, werde es von den Auflöſungs- und Verdauungs-Werkzeugen eingewickelt, unſchädlich gemacht, und ausgeführt. (Es ſcheint jedoch, als ob der Vf. hierbey mehr an Bley in concreter Form, als an einen aufgelöſeten Zuſtand deſſelben, gedacht habe.) Die von Hn. *Ebell* pathologiſch vorgetragenen Krankheiten könnnen nicht durchgehends und unbedingt auf Rechnung verſchluckter Bleytheilchen geſchrieben werden, ſondern ſind öfters Wirkungen anderer Urſachen. Weſentliche Symptome, die ausſchlieſsender Weiſe auf Bleytheile führen, ſind weit ſparſamer. (Wenn aber der Vf. unter den ſichern Zeichen der Bleyvergiftung auch den Abgang des Bleyglanzes der Excremente, und das im Urin zu findende Bley, rechnet, ſo möchten ſich dieſe Zeichen, ſelbſt bey einer gar argen Menge Bley im Körper, ſchwerlich finden laſſen.) Rec. pflichtet dem Vf. in dem Wunſche bey, Schriften, wie die des Hn. *Ebell*, nur allein in den Händen der Landespolizey und der Aerzte, nicht aber den Händen der Laien und Halbgelehrten, zu ſehen. Den empfindlichen Hypochondriſten wird das Ebellſche Buch, lieſet er es nicht mit Kritik, höchſtunglücklich machen; er wird alle die fürchterlichen Symptome der Bleyvergiftung ſchon zu fühlen glauben. Auf der andern Seite iſt zu beſorgen, daſs der Indifferentiſt die ganze Sache deswegen verwerfen mögte, weil er zu viele Uebertreibung mit eingemiſcht ſiehet. — Der Vf. räth an, zu aller Vorſicht ſich lieber des durch Kochſalz glaſirten Steinguts zu bedienen. Zu eigentlichen Kochgeſchirren iſt ſolches jedoch im Ganzen nicht anwendbar; es verträgt die Abwechſelung von Hitze und Kälte nicht ſo gut, und man würde daher in den Küchen bald genug wieder zu den leichtern Töpferwaaren greifen. Angemeſſener iſt der Rath, durch ein vorheriges Auskochen, und durch Verhütung, daſs nicht Speiſen lange in ſelbigen ſtehen bleiben und kalt werden, die Vermiſchung der Bleytheilchen mit jenen zu verhüten. Zuletzt geht der Vf. mehrere, leider! nur zu klar am Tage liegende, Urſachen durch, welche, wie ein giftiger Wurm, an dem Keime der Körperkraft der jetzigen Generationen nagen, und von denen die Glaſur unſerer Kochtöpfe wohl nur eine der geringſten iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 9. May 1797.

PHYSIK.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Beyträge zur Phyſik und Chemie*, von H. F. Link. *Zweytes Stück. Beobachtungen und Betrachtungen über den Wärmeſtoff.* 1796. 222 S. 8.

Der Inhalt dieſer Abhandlung iſt kurz dieſer. Der Wärmeſtoff iſt eine beſondre flüſſige elaſtiſche Materie ohne merkliche Schwere, welche, langſam bewegt, alle Körper zu durchdringen vermag. Er iſt dreyer verſchiedner Bewegungen fähig. Bewegt er ſich *äuſſerſt ſchnell* in graden Linien, ſo wird er dem Auge, durch die Empfindung des *Lichts* bemerkbar, und vermag nur durch die durchſichtigen Körper zu gehen. So bewegt heiſst der Wärmeſtoff *Licht*. In dieſe Bewegung geräth er 1) durch zu ſtarke Anhäufung in einem Körper; 2) wenn eine innige chemiſche Verbindung vorgeht, wobey eine groſse Menge deſſelben plötzlich entwickelt wird. Das *Verbrennen der Körper* erfolgt, wenn ſich die Baſis der Lebensluft mit einem Körper verbindet, und dabey aus dieſer Luft ſelbſt, oder aus dem brennbaren Körper Wärmeſtoff entwickelt wird. Das Verbrennen wird zwar vorzüglich in der Lebensluft, aber auch in jedem andern Medio erfolgen können, z. B. in der Salpeterluft, vielleicht dem Waſſer, wenn in demſelben Lebensluft als Beſtandtheil enthalten iſt. (Rec. glaubt, daſs bey dieſem Satze noch die Beſtimmung hätte hinzukommen müſſen: und wenn der brennbare Körper fähig iſt, das Band, welches den Sauerſtoff mit dem andern Körper verbindet, zu löſen. Wegen der innigen Verbindung, welche zwiſchen dem Sauerſtoff und dem andern Beſtandtheile im Waſſer *als Waſſer* ſtatt findet, wird daher wohl ſchwerlich ein Verbrennen in dem Waſſer ſtatt finden können. Von dem *gewöhnlichen Salpetergas* kann das hier geſagte auch wohl nicht verſtanden werden, indem dieſes im Gegentheil ein äuſerſt groſses Beſtreben äuſſert, ſich ſelbſt mit einem gröſsern Antheile Sauerſtoff zu verbinden, wahrſcheinlich meynt aber der Vf. *Prieſtleys dephlogiſtiſirtes Salpetergas* (Oxide d'azote gazeux). — Man erſieht aus dem Geſagten, daſs nach Hn. *L's.* Theorie, die Annahme eines Phlogiſtons ſo wenig nöthig ſey, als an deſſen Stelle auf irgend eine Art den Lichtſtoff zu ſetzen, und ſeine Verſchiedenheit vom Wärmeſtoff zu behaupten. — *Die zweyte Art der Bewegung in welche der Wärmeſtoff verſetzt werden kann, iſt die, wo er beträchtlich ſchnell in graden Linien fortgehet, aber dabey dem Auge durch die Empfindung des Lichts nicht merklich wird.* In dieſem Zuſtande heiſst er *ſtrahlender Wärmeſtoff*. Bey der *dritten Bewegung verbreitet ſich der Wärmeſtoff langſamer und nach allen Seiten in den Körpern.* Die Urſachen dieſer Bewegung liegen in der Anziehung der Körper zum Wärmeſtoff, und in der Elaſticität deſſelben, und zwar befolgt der Wärmeſtoff bey dieſer ſeiner Vertheilung folgendes Geſetz in einem Syſteme von Körpern, daſs er ſo lange aus einem Körper dieſes Syſtems in einen andern übergeht, bis die abſolute Elaſticität deſſelben in einem Körper, der abſoluten Elaſticität deſſelben in jedem andern Körper dieſes Syſtems gleich iſt. (Man muſs, um dieſen Satz gehörig zu verſtehen, den Unterſchied welchen der Vf. zwiſchen *abſoluter* und *ſpecifiſcher Elaſticität* macht, im Auge behalten. Die *abſolute Elaſticität* betrachtet man dann, wenn man bloſs auf die Wirkung überhaupt Rückſicht nimmt, welche der Wärmeſtoff vermittelſt ſeiner Elaſticität auf irgend einen Körper äuſsert. Wird zugleich auf die Anziehung des Körpers Rückſicht genommen, in dem ſich der Wärmeſtoff befindet, ſo giebt dieſes die *ſpecifiſche Elaſticität.*) Die Anziehung des Wärmeſtoffs durch den Körper, geſchiehet nicht in der Ferne, ſondern bloſs bey der Berührung, auch hat er ein Beſtreben ſich gegen die Richtung der Schwere zu bewegen, wodurch ſeine Schwere unmerklich und in manchen Fällen ſcheinbar negativ wird. Nach Beſchaffenheit der Anziehung (Capacität) wird ein Körper bey gleichen Räumen und Gewichten mehr Wärmeſtoff enthalten, als der andre. Der Wärmeſtoff befindet ſich nicht bloſs in den Poren der Körper, ſondern durchdringt die Maſſe derſelben. *Abſolut frey* würde der Wärmeſtoff ſeyn, wenn er ſich ſeinem urſprünglichen Triebe gemäſs allein gegen die Richtung der Schwere bewegt. *Relativ frey*, wenn er ſich zufolge eines Stoſses in graden Linien oder zufolge der Anziehuug nach allen Seiten verbreitet. *Gebunden*, wenn er durch Kälte allein nicht entfernt werden kann. Der Wärmeſtoff läſst ſich durch Reiben entwickeln. Es ſcheint hiebey eine *Erweckung und dann erfolgende Zerſetzung der elektriſchen Materie zu erfolgen.* Dieſe beſteht aus Wärmeſtoff und einer noch unbekannten Materie. *Elektriſche Materie* iſt alſo das Zuſammengeſetztere, *Wärmeſtoff* das Einfachere. Je mehr bey Zerlegung der elektriſchen Materie von dieſer zerlegt wird, um ſo weniger zeigt ſich Elektricität, um ſo mehr aber Wärme, und umgekehrt. Der Wärmeſtoff dehnt die Körper aus. Die Gröſse dieſer ausdehnenden Kraft ſteht mit der ſpecifiſchen Elaſticität und der Dichtheit des Wärmeſtoffs im zuſammengeſetzten Verhältniſſe, allein der Erfolg hängt zugleich von

der urſprünglichen Elaſticität der Körper ab. Der Wärmeſtoff bringt, angehäuft, manche Körper in einen tropfbar flüſſigen, auch elaſtiſch flüſſigen Zuſtand. Indem dieſe Aenderung vorgeht, zieht der Körper mehr Wärmeſtoff (*Wärmeſtoff des Zuſtandes*) als kurz vorher oder nachher an. Der Wärmeſtoff, der von den Körpern bey dieſer Veränderung ihres Zuſtandes iſt angezogen worden, kann ohne hinzukommenden Druck oder Erſchütterung nicht getrennt werden. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daſs der Wärmeſtoff eine chemiſche Verbindung mit den Körpern eingehe. Die Veränderungen, welche durch den Wärmeſtoff in den Erfolgen der chemiſchen Verwandtſchaft verurſacht werden, beruhen in den mehreſten Fällen auf dem verſchiednen Beſtreben, welches die Körper äuſsern, durch den Wärmeſtoff luftförmig zu werden. Es wird alſo durch den Wärmeſtoff nur die Stärke der Verbindung zweyer Körper vermindert. Chemiſche Verbindungen kann der Wärmeſtoff nur dadurch hervorbringen, daſs er die Körper flüſſiger macht, und eine gröſsere Menge Berührungspunkte veranlaſst. — Aus ſeiner Theorie ſucht nun der Vf. das Phänomen zu erklären, daſs unmittelbar vor dem Aufgange der Sonne Kälte wahrgenommen werde. Nach ihm ſaugt nämlich die von der Sonne kurz vor ihrem Aufgange in Oſten erwärmte Luft Wärmeſtoff ein, raubt ihn alſo den benachbarten Regionen, und bringt in ihnen Kälte zuwege. — Von der Kryſtalliſation der Körper ſagt Hr. L. (S. 97.): Es ſey den Naturanalogien weit gemäſser anzunehmen, die Materie der Kryſtallen ſammle ſich in kleinen Klümpchen, welche ſich erſt zu regelmäſsig eckigen Geſtalten bilden, nachdem die Theilchen ſich einander berührt haben. Wenn er hinzuſetzt: derjenige Körper, der die Klümpchen der zu kryſtalliſirenden Maſſe zuſammenführt, und an den gehörigen Ort bringt, wo ſie ſich zu Kryſtallen bilden können, iſt der Wärmeſtoff; ſo fehlt es dieſem Satze an dem nöthigen Beweiſe, ſo wie auch der Aeuſserung S. 132.: *wie wenn der Wärmeſtoff die alleinige Urſache aller Wahlanziehung wäre, oder ſie in Verbindung mit elektriſcher und magnetiſcher Materie hervorbrachte.* Ueberhaupt muſs Rec. gegen mehrere der in dieſer Schrift aufgeſtellten Sätze die Erinnerung machen, daſs ſie zu gewagt ſind, auch haben *genauere* Verſuche ſchon den Ungrund einiger gezeigt. Hiezu rechnet Rec. die S. 119. enthaltene Behauptung: *Stickluft enthält den Stoff der brennbaren Luft oder Waſſerſtoff mit einem gröſsern Antheile Sauerſtoff als im Waſſer verbunden. Es wäre alſo Salpeterſäure, Waſſerſtoff mit Saureſtoff überſättigt.* Ferner S. 123. *Uebrigens muſs ich das Leuchten des Phoſphors in der Stickluft, das Nichtleuchten in der Lebensluft beſtätigen, auch fiel ein Verſuch für das Schlechterwerden der Lebensluft durch das Sonnenlicht aus.* Und S. 184. *In der Stickluft geht wahrſcheinlich das Verbrennen deswegen vor ſich, weil ſie aus der Baſis der brennbaren und Lebensluft zu beſtehen ſcheint.* Allen dieſen Behauptungen ſetzt Rec. die Erfahrung entgegen, daſs, wenn man ein von *Sauerſtoff ganz freyes Stickgas* (welches übrigens nicht ſo leicht zu bereiten iſt) zu den Verſuchen anwendet, man weder das Leuchten des Phoſphors noch ſeine Umwandlung in Säure bemerken werde, Dem Wärmeſtoff ſpricht der Vf. S. 140. auch aus folgendem Grunde alle chemiſche Wahlanziehung ab, weil er nicht im Stande iſt eine *vollkommne* Trennung der Beſtandtheile zu bewirken, ſondern immer einen Theil zurücklaſst, dahingegen bey einer chemiſchen Verwandtſchaft dieſes *nie* der Fall iſt, wenn nur das Scheidungsmittel in gehöriger Menge zugegoſſen worden, ſo treibt z. B. die Vitriolſäure, in der gehörigen Menge zugegoſſen, *alle* Salpeter- oder Salzſäure oder dergleichen Säuren, ganz und gar aus ihren Neutralſalzen. Gegen das Geſagte muſs aber Rec. erinnern, daſs, wenn man Kochſalz durch Vitriolſäure zerlegt (ein Fall, den der Vf. ſelbſt anführt) man immer, wenn auch überflüſſige Saure zugeſetzt worden, unter dem erhaltenen Glauberſalze noch eine beträchtliche Menge Kochſalz finde. Eine ähnliche Bemerkung kann man bey Zerlegung des Salpeters machen, auch hier findet man unter dem ſchwefelſauren Alkali noch immer einen, wiewohl geringen, Antheil Salpeter. Wenn der Phoſphor in atmoſphäriſcher Luft verbrannt wird, ſo abſorbirt er den gröſsten Theil des in der atmoſphäriſchen Luft befindlichen Oxygens; ein Theil bleibt aber immer unzerſetzt zurück, und dieſes iſt zugleich der Grund des Irrthums in den Göttlingſchen Verſuchen. So geſchieht die Abſcheidung der Kohlenſäure vom feuerbeſtändigen Alkali durch gebrannten Kalk doch gewiſs durch *chemiſche Wahlanziehung*, und dennoch iſt der *letzte* Reſt Kohlenſäure durch Kalk nicht abzuſcheiden, ſelbſt wenn ſo viel Kalk zugeſetzt worden, daſs ein Theil derſelben ſich in der Lauge auflöſt. S. 138. wird geſagt: Ein Körper mit Wärmeſtoff geſättigt *iſt ſo gut als abſolut kalt*, weil es uns ganz unmöglich iſt jenen Wärmeſtoff zu trennen, da alle Körper damit geſättigt ſeyn ſollen. — Wir denken uns aber unter einem *abſolut kalten* Körper doch ganz etwas anders, als einen mit Wärmeſtoff geſättigten, auch wird ſein chemiſches Verhalten ganz anders ſeyn. Stellen, wie die S. 161 u. 164. hätten billig wegbleiben müſſen. *Die Wirkungen der Verwandtſchaft als Wirkungen einer Kraft müſſen vor ſich gehen, ohne Rückſicht auf das, was nach dieſen Wirkungen erfolgen könnte, die Schwererde muſs die Bittererde ſcheiden, ohne durch das was nach dieſer Scheidung vorgehen möchte, gehindert zu werden. Wie kann ſie, wenn ich ſo ſagen darf, es vorher wiſſen, daſs die Bittererde ohne Wärmeſtoff nicht werde beſtehen können, und ſich darnach in der Anwendung ihrer Kräfte richten?* Nach Rec. Urtheil kann es Hn. *Richter* auch gar nicht ſchwer werden, auf dieſen Einwurf zu antworten. Sonſt muſs Rec. die Richtigkeit der Einwürfe des Vf. gegen Hn. *Richters* ſtöchyometriſches Verfahren (S. 179 u. f.) anerkennen, wenn er ſagt, daſs ein groſser Theil der in der Stöchyometrie aufgeſtellten Sätze auf dem keineswegs in allen Fällen richtigen Sätze beruhe, *daſs der Raum der Miſchung gleich ſey der Summe der Räume der Beſtandtheile.*

theile: alle dieſe Körper in ihrer reinen Schwere betrachtet. Wie unſicher aber die Angaben der reinen Schweren ſeyn, zeigt Hr. L. an folgendem Beyſpiel. Hr. *Richter* hatte durch ein Verſehen 1668 Gr. Glauberſalz ſtatt 2580 geſetzt, die erſte Zahl giebt für die reine Schwere 2,84 oder 2,85, die letzte 2,82 oder 2,85. S. 80. Z. 4. ſteht, wahrſcheinlich durch einen Druckfehler, *deſto weniger Elektricität* ſtatt *deſto mehr.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schweinfurt, b. Riedel: *Philoſophiſch-theologiſche Winke und Rathſchläge für's geſellſchaftliche Leben* in den gegenwärtigen bedenklichen Zeiten in Lehren, Ermahnungen und Beyſpielen mit der wärmſten Menſchenliebe ſo niedergeſchrieben, daſs es Jedermann verſtehen kann, von M. *Johann Michael Schröder,* Pfarrer zu Dieterswind. 1795. 557 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Von Philoſophie findet man hier ſehr wenige Spuren, und die Theologie des Vf. iſt von der Art, wie ſie etwa vor 40 — 50 Jahren beſchaffen war. Das Motto: Prüfet *alles*, und das Gute behaltet, iſt vom Vf. nicht ſonderlich beobachtet worden, denn von den neuern Unterſuchungen in der Philoſophie und Theologie ſcheint derſelbe gar nichts zu wiſſen, wenigſtens iſt darauf gar keine Rückſicht genommen. Etwas neues und tiefgedachtes, genaue Beſtimmung der Begriffe und Wahrheiten und gründliche Ausführung der Materien wird man daher vergebens ſuchen, vielmehr iſt Verworrenheit der Begriffe an vielen Orten ſehr ſichtbar. Gleich im erſten Kapitel *von der Gleichgültigkeit gegen die Religion als einer ſchreckhaft ſchädlichen Feindin der Menſchen*, werden *Wahrheit, Religion, Religionslehren, vernünftige* und *chriſtliche Religion* immer als Eins betrachtet und die Definition von *Wahrheit* und *Religion*, (die als Synonyme immer zuſammenſtehn, als wenn es auſser der Religion keine Wahrheit gebe,) S. 4. iſt eigentlich eine unvollſtändige Definition der *Sittenlehre*. Dabey wird die Nothwendigkeit der Offenbarung aus ſehr unzureichenden Gründen bewieſen. Ohne Offenbarung, heiſst es S. 79. würde die Erkenntniſs des Menſchen nichts anders ſeyn als ein Gewebe der Vermuthungen, die von mancherley Concreten oder von manchen anſchaulichen und empfundenen Wirklichkeiten hergeleitet ſind, oder eine aus vielen Menſchenaltern und Jahrhunderten zuſammengeſetzte mangelhafte Erfahrungslehre, die nie ganz ſicher — nie für alle Fälle rathend, überzeugend und beruhigend ſeyn würde! — (Offenbarung iſt alſo wohl ganz allein a priori erkennbar!) S. 81. Wie kann uns die bloſse Vernunft eine gewiſſe Erkenntniſs von Gott, — von unſern Pflichten, — von Strafe und Belohnung — mit kraftvoller Deutlichkeit geben? Wie kann ſie uns die Tugendlehre zur Glückſeligkeit auf *alle einzelne Fälle* entwickeln — und mit einer zuverläſsigen *Wiſſenſchaft* von unſerer Beſtimmung, dem ſchönſten Schmucke unſers Daſeyns *umkränzen?* (Der Rec. fragt dagegen: Warum kann denn das die Vernunft nicht? Und kann denn das alles Offenbarung bewerkſtelligen? kann ſie Pflichten *auf alle einzelne Fälle* vorſchreiben? Was für ein ungeheures Geſetzbuch müſste ſie uns nicht geliefert haben! Und kann ſie uns wohl eine *Wiſſenſchaft* liefern? Was für einen Begriff muſs wohl der Vf. von Wiſſenſchaft haben!) Der Vf. ſetzt hinzu: was die Vernunft mit Grund der Wahrheit von Gott und ſeinem Willen weiſs, das weiſs ſie allein durch das wohlthätige Licht der Offenbarung; den Beweis davon iſt er aber ſchuldig geblieben. Ueberhaupt ſucht er ſich wie gewöhnlich dadurch zu helfen, daſs er die Vernunft und natürliche Religion herabſetzt, und nach einigen unzureichenden Beweiſen für die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion und heil. Schrift zuletzt das Wehe über diejenigen ausruft, die ſie nicht anerkennen wollen. Das 9te Kap. handelt dieſe Materie von der Göttlichkeit und Wahrheit der heil. Schrift noch einmal ab. Nachdem im Gebete die Beweiſe dafür dem lieben Gott wieder ins Andenken ſind gebracht worden, fängt ſich die Abhandlung ſo an: die erſten Menſchen waren ganz rein, heilig und vollkommen. Keine Finſterniſs, kein Irthum, kein Vorurtheil verdunkelte ihren Verſtand, ihr Herz wurde von keinem Laſter befleckt und ihr Wille von keiner unreinen Neigung beherrſcht. Die Luſt zu dem Guten war brennend und beſtändig. (Wie ſie bey dieſen Vollkommenheiten haben ſündigen können, iſt ſchwer zu begreifen.) Darauf kommt nun der Vf. wieder auf die ſchwache Vernunft und die Nothwendigkeit der Offenbarung und geht alsdenn zu den Weiſſagungen und Typen über. Hier iſt er in ſeinem Elemente, das ganze alte Teſtament iſt voll von Weiſſagungen und Typen. Chriſtus muſste in der Nacht in einem Garten gefangen werden, damit die Schrift erfüllet würde. Schon *Lamech* und *Noah* haben vom Meſſias geweiſſagt; der achte Pſalm handelt vom Stande der Erniedrigung und Erhöhung Chriſti; *David* iſt in den kleinſten Handlungen und Schickſalen ein Vorbild auf Chriſtum u. dgl. Daraus wird endlich der Schluſs gemacht: daſs die chriſtliche Religion auf *feſten* Pfeilern ſtehe. Daſs es der Vf. herzlich gut gemeynt und alles aus wahrer Menſchenliebe niedergeſchrieben habe, will der Rec. auf keine Weiſe bezweifeln; aber das berechtigte ihn nicht, auf eine ſo anmaſsende Weiſe ſein Schild auszuhängen. Die mehreſten Abhandlungen ſcheinen etwas erweiterte Predigten zu ſeyn, die Hr. *S.* in der Faſten gehalten hat, denn man findet bey ihnen Gebet, Text, (alle aus der Paſſionsgeſchichte,) Eingang, Thema und Eintheilung, und der Vortrag iſt ganz aſcetiſch. Weit paſſender würde es daher ſeyn, wenn er ſeiner Schrift den Titel: *aſcetiſche Betrachtungen über wichtige Wahrheiten der Religion fürs geſellſchaftliche Leben*, gegeben hätte. Alsdenn wäre auch weniger dagegen zu erinnern. Denn es iſt unſtreitig viel Gutes und Heilſames darin geſagt worden, beſonders in den Kapiteln von der chriſtlichen Toleranz, von der Beförderung guter Schul- und Armenanſtalten, wie

Digitized by Google

man alles zur rechten Zeit thun, wenn man ſchweigen und reden ſoll u. dgl. Der aſcetiſche Vortrag iſt auch nicht unangenehm, nur müſste Hr. *S.* ſich künftig vor Weitſchweifigkeit, allzu langen und verwickelten Perioden und vor aller Affectation hüten, auch Stellen, wie S. 247. ausſtreichen: damit nicht eine ſtärkere Stimme als die meinige iſt, die ſtärkſte aller Stimmen, *Gottes Poſaune* dazwiſchen kommt und den Menſchen zuruft: Warum verachtet ihr meinen Tag — und entheiliget den Bund. Sehet ich will eine That unter euch thun, daſs euch *die beiden Ohren gellen* werden. — Auch müſste alles nach der Wahrheit vorgeſtellt werden, nicht wie S. 234. daſs die Lehrſtellen immer mit den beſten Subjecten beſetzt und nicht mit Geld erkauft würden, welches wohl ſo ſeyn ſollte, aber nicht überall ſo iſt. Wenn Hr. *S.* ſo in ſeinem Gleis bleibt, können die in der Vorrede angekündigten *Predigten zum Vorleſen für Landleute* und eine *aſcetiſche Glaubens- und Sittenlehre* ſehr nützlich werden, aber *philoſophiſch theologiſche Winke und Rathſchlage* wollen wir uns fürs Künftige ganz verbitten.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Hamburg, b. Fauche: *Maximes et Reflexions morales du Duc de la Rochefaucauld.* Nouvelle Edition. 1796. 88 S. 12. (8 gr.)

Upsala, b. Erichſon: *Das neue graue Ungeheuer.* Herausgegeben von einem Freunde der Menſchheit. 1. St. 3te Aufl. 1796. 134 S. 8. (10 gr.)

Altona, b. der Verlagsgeſellſchaft: *Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutſchlands,* von *Anſelmus Rabioſus* dem Jüngern. 2te Aufl. 1796. 270 S. 8. (18 gr.)

Hamburg, b. Herold: *Wahre Geſchichte des Grafen Benjowsky*, aus deſſen eigenen Nachrichten herausgezogen für die Zuſchauer und Leſer des vom Hn. *von Kotzebue* herausgegebnen Schauſpiels: *Die Verſchwörung von Kamtſchatka*, nebſt einer Skizze dieſes vortrefflichen Stücks. 3te Aufl. 179[illegible]. 72 S. 8. (4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Die vornehmſten europäiſchen Reiſen, wie ſolche durch Deutſchland, die Schweiz, die Niederlande, England, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Dännemark, Schweden, Ungarn, Polen, Preuſsen und Ruſsland, auf eine nützliche und bequeme Weiſe anzuſtellen ſind*, mit Anweiſung der gewöhnlichſten Poſt- und Reiſe-Routen, der merkwürdigſten Oerter, deren Sehenswürdigkeiten, beſten Logis, gangbarſten Münzſorten, Reiſekoſten etc., ausgefertiget von *Gottl. Kr. Krebel.* 15te verb. Aufl. 3. Th., welcher die Reiſen durch Frankreich und Italien enthält. 1796. 344 S. 8. (12 gr.)

Halle, b. Gebauer: *Moral in Beyſpielen.* Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* 2. Th. Neue Ausg. 1796. 206 S. 8. (16 gr.)

Paris, b. Vf.: *Les trois Nouvelles par Mercier de Compiegne.* 4me. Edit. 1795. 155 S. 12. *(16 gr.)*

Ebend., b. Louis: *Ismael et Chriſtine. Nouvelle hiſtorique par C. Mercier de Compiegne.* Nouvelle Edit. 1795. 167 S. 12. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Zelle,* b. Schulze jun.: *Arithmetiſcher Katechismus.* Vom Kanzelliſten *J. H. Boden.* 1796. 8 Bog. 12. (8 gr.) Hr. *B.* will hier zeigen, wie man zur Prüfung und zur Wiederholung ſolche Schüler befragen ſoll, die bereits nach ſeiner eigenen *Arithmetik* unterrichiet ſind, oder doch irgend einen andern *ebenfalls mathematiſchen* Rechenunterricht genoſſen haben. Mathematiſch müſſe ihre Unterrichtung geweſen ſeyn, ſonſt wären ſie den hieſigen Fragen nicht gewachſen! Rec. hat des Vfs. Rechenbücher aus ſtatthaften Gründen empfohlen. Wer ſie *deshalb* gekauft hat, wird mit unſerm Urtheil eben ſo wohl zufrieden ſeyn, als es der Vf. ſelbſt, nach hieſiger Vorrede, geweſen iſt, Zugleich aber hatte Rec. hinreichend geäuſsert, daſs ſich gegen ihre Methode, und namentlich auch gegen das, was darin mathematiſch ſeyn ſoll, vieles erinnern laſſe. Hr. *B.* fährt gleichwohl fort, ſeine Bemühungen gerade von dieſer Seite her zu empfehlen. Daſs dieſes ihre ſchwäche Seite iſt, wird auch hier aus einer einzigen Probe hinlänglich erhellen. S. 12. heiſst es hintereinander, wie folgt. „Wodurch „wird eine Länge oder Fläche gemeſſen? durch einen Stock. „Wodurch trockene oder flüſſige Sachen? durch ein Gefaſs. „Wie ſind beide gemeſſene Gröſsen unterſchieden. — Jene „iſt quadratiſch, oder enthält nur Längen; dieſe aber iſt kubiſch. „Was iſt quadratiſche Fläche? Ein Garten mit vier Seiten." — So falſch und kümmerlich muſs niemand ſich ausdrücken, der ſich an die Mathematiker anſchlieſsen will. Der brave, fleiſsige und denkende Vf. würde ſeinen Wunſch gewiſs erreicht haben, wenn er nicht die Kräfte ſeiner beſten Jahre gerade denen Rechenbüchern aufgeopfert hätte, die in ſeiner Provinz damals gebraucht wurden, hie und da vermuthlich noch heute gebraucht werden! Auch würde er, bey ſeinem guten Verſtande, immer noch nützlich arbeiten können, wenn er ſich überzeugen wollte, daſs man ein ſehr deutliches, gründliches und gemeinverſtändliches Rechenbuch ſchreiben könne, ohne irgend etwas von dem zu gebrauchen, was der Vf. mit vielen andern für das weſentliche der mathematiſchen Methode zu halten ſcheint.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. May 1797.

PAEDAGOGIK.

Berlin, b. Pauli: *Die Landſchulen, ſowohl wie Lehr- als auch Arbeits- oder Induſtrieſchulen,* betrachtet von D. *Joh. Georg Krünitz.* Aus der ökonomiſch-technologiſchen Encyklopädie 61 u. 62ſten Theile gezogen, und beſonders abgedruckt. Nebſt 11 Bogen Kupfer. 1794. 620 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Im *Vorberichte* erzählt der ſel. Krünitz, daſs der Verleger ſeiner Encyklopädie die beiden Artikel: *Landpfarrer* (ſ. A. L. Z. 1796. Nr. 393.) und *Landſchulen* beſonders habe abdrucken laſſen, auch in einer Vorſtellung an den König, beide für diejenigen Kirchen, welche aus ihren Kaſſen das gröſsere Werk ſich nicht anſchaffen können, für den *niedrigſten Preis* (1 Rtl. u. 16 gr.) abzugeben ſich erboten habe. Dieſer Vorſtellung zufolge iſt auch durch königl. Reſcripte und *Circulare* die Krünitziſche Abhandlung den Kirchen *empfohlen* worden. Mehrern Nutzen möchten wenigſtens gewiſs dieſe beiden Werke ſtiften, als wo nicht alle, doch die mehreſten Schriften, welche ſich gewöhnlicher Weiſe in Landkirchenbibliotheken, wofern noch dergleichen vorhanden ſind, zu ſtiften pflegen, und man kann, ohne auf das intereſſe der Verlagshandlung Rückſicht zu nehmen, auch den Kirchen auſserhalb der preuſsiſchen Lande die Anſchaffung derſelben mit gutem Gewiſſen empfehlen. — Sehr intereſſant iſt es immer beym Leſen dieſes Buchs, die *mehreſten* (doch fehlen verſchiedene und zwar nicht unwichtige) niedern Schulanſtalten Deutſchlands wie in einer Galerie vor ſich aufgeſtellt zu ſehen, gewahr zu werden, *wann* und *wie* und durch *welche Perſonen* die Verbeſſerung begonnen, und durch *welche Mittel* und *wie weit* ſie fortgeführt worden. Es giebt dem Menſchenkenner und Statiſtiker die fruchtbarſten Winke, zumal da D. Krünitz nicht ſowohl ſelbſt dieſe Anſtalten beſchrieb, als vielmehr Auszüge aus deren Beſchreibungen machte, und die in ſolchen Angelegenheiten ergangenen Berichte und Reſcripte wörtlich abdrucken lieſs. Noch wichtiger aber iſt dieſe Schrift für die Gönner oder Vorſteher des Schulweſens, welche zum Beſten deſſelben etwas thun wollen oder ſollen, ohne doch die nöthigen Vorkenntniſſe dazu zu beſitzen; und vielleicht noch dazu nicht einmal Männer dabey zu Rathe ziehen oder anſtellen können oder wollen, welche theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe in dieſem Fache ſich erworben, und bereits ähnliche Anſtalten errichtet oder auch verwaltet haben. Freylich dürfen nicht alle hier befindliche Vorſchläge ſogleich zur Ausübung gebracht werden, da viele theils nur local oder für gewiſſe Zeiten, für einen gewiſſen Grad der Cultur berechnet, theils gar nicht ausführbar, oder wenn dies auch wäre, verwerflich ſind. Krünitz gab, was und wie er es fand, ohne ſich ſtets in eine Beurtheilung deſſelben einzulaſſen, führte auch wohl ſelbſt einander geradezu widerſprechende Vorſchriften an. Zu billigen iſt gar nicht der S. 58. befindliche Vorſchlag: daſs der *Katechismus* zu einem *Leſebuch* gebraucht werden ſolle. Traurig genug, daſs ſolches noch aus Mangel der gehörigen Anſtalten an ſo vielen Oertern geſchiehet. Noch weniger iſt das mit Recht ſchon längſt verworfene und wieder abgeſchaffte *Zuſammenleſen* zu billigen, und am allerwenigſten das S. 59. ſo nachdrücklich anempfohlne *Geſchwindleſen*, indem vielmehr nicht genugſam darauf geſehen werden kann, daſs die Kinder langſam zu leſen und ihre Lectionen herzuſagen ſich gewöhnen, wobey freylich, ſobald die Kinder nur zu einiger Fertigkeit gelangt ſind, das unaccentuirte Leſen, oder das Leſen mit gleich langen Sylben, aufs ſorgfältigſte vermieden werden muſs, als wodurch die Kinder nur aufgehalten und zum bloſs mechaniſchen Leſen ohne Verſtand und Ausdruck gewöhnet werden. Unglaublich iſt es freylich, daſs nach S. 127. in Rückſicht mancher Schulen es noch zu wünſchen bleibet, daſs ſie in ordentliche und *feſtgeſetzte Klaſſen* abgetheilt werden; aber ſehr vielen Schwierigkeiten wird das ſonſt ſehr gegründete Verlangen ausgeſetzt bleiben: daſs in denjenigen Oertern, wo nicht zwey Lehrer angeſtellt ſind, die *Knaben* nur *Vormittags*, ſo wie *Nachmittags* die *Mädchen* nur die Schule beſuchten. Es wird ſehr ſchwer halten, eine Tabelle zu entwerfen, nach welcher ein *vollſtändiger* Unterricht unter dieſer Bedingung erreicht werden kann. Das (S. 143. geſtattete) *Knieen* muſs *nie* zur Strafe dictirt werden, und noch weniger das *zur Schau ſtellen auſsen vor der Schule mit einem um den Hals gehängten Zettel*, ob es gleich, laut der Ankündigung, in einer ſehr bekannten und in mancher Rückſicht zu lobenden Bürgerſchule geſchiehet. Auch muſs nie (S. 148 u. 149.) der *Stock*, ſondern nur die *Ruthe* gebraucht werden, und zwar letztere queer auf die Hand, nicht die Länge herunter, weil ſonſt oben leicht die zarte Haut blutig geſchlagen werden kann. Aus mancherley Gründen würden wir es nicht geſtatten, daſs *jeder Bauer*, wenn es ihm einfiele, die Schule beſuchte, und den Lehrer beobachtete; nur dem Prediger dürfte ſolches Vorrecht zugeſtanden werden, und doch nur unter ſehr wohl eingeſchärften Bedingungen. Unbegreiflich war es Rec., wie S. 158. es nur

Vorſchrift gemacht werden kann: „daſs der Schulenaufſeher *täglich*, das *Wetter möchte ſeyn, wie es wollte*, eine Schule nach der andern beſuchen ſollte, und dieſes noch dazu in einer Carriole, bey welcher der Scholarch *ſelbſt den Fuhrmann* abgäbe. Der Vf. muſs wohl noch nie zu ſolchen Zeiten gereiſet ſeyn, wo man wegen Glatteiſes, Schnee's oder grundloſen Wegs, zumal auf Feldwegen, von einem Dorf zum andern gar nicht fortkommen kann. Und wie überflüſſig, ja ſelbſt ſchädlich würde es ſeyn, wenn der Inſpector *zwölfmal des Jahrs* eine Schule beſuchte? Auch möchten es ſehr wenige Scholarchen aushalten, daſs ſie Jahr aus Jahr ein eine *Mittagsmahlzeit* von kalter Küche genöſſen. Ja wie iſt es, zur Winterszeit wenigſtens, nur möglich, daſs er frühmorgens 2 bis 3 Stunden weit wegreiten oder fahren, das Pferd abſchirren, 2 Stunden Vormittags verlangtermaſsen in der Schule verweilen, ſein Mittagseſſen darinn verzehren, das Pferd wieder anſchirren, auf ein benachbartes, oft nicht ganz nah gelegenes Dorf fortreiſen, wieder das jetzt beſchriebene verrichten, und vor Nachts dann noch nach Hauſe fahren oder reiten ſolle? Solche höchſt abentheuerliche, unbillige, und völlig ſchimäriſche Entwürfe hätte der ſel. K. in ſeine Compilation nicht aufnehmen ſollen. Nach S. 149. ſoll in den *ſonntäglichen Wiederholungsſtunden* den noch unverheiratheten Perſonen ein Paar (paar) Sprüche oder die Epiſtel und das Evangelium zur Uebung im Schreiben vorgegeben werden. Wer würde nicht lieber Quittungen, Haushaltsrechnungen, Berichte von Krankheiten und andern Vorfällen dafür anempfehlen? Wer kann auch die Vorſchrift billigen: daſs zu Anfang der Schule ein Lied (ein *ganzes* Lied) vom Schullehrer den Kindern langſam und deutlich vorgeſagt, und dann mit dieſen nachgeſungen werden ſolle? Wie weit zweckmäſsiger würde es ſeyn, wenn der Lehrer nur Eine Strophe den Kindern ausdrucksvoll vorläſe, ſie katechetiſch erklärte, von einigen Kindern dann nachleſen und zuletzt von allen abſingen lieſse? Noch auffallender aber muſs jene Vorſchrift durch den Zuſatz werden: daſs einen ganzen Monat lang nur das nämliche Lied geſungen und ſo auswendig gelernt werde; daſs deshalb auch den Kindern nicht verſtattet werden ſolle: bey dieſer *Arbeit* ihr Geſangbuch vor ſich zu nehmen und aus demſelben zu ſingen. Wie es möglich ſey," daſs nach S. 204. der *Katechismus alle* 6 *Wochen*, wenn es auch noch ſo kurz geſchähe, durcherklärt, und überhaupt ſolches ſammt den vorgeſchriebnen Singen, in der erſten Vormittagsſtunde vollbracht werden möge, kann Rec. nicht begreifen. Daſs die Abc-Kinder *täglich zwey* oder wohl gar *drey* Buchſtaben lernen ſollen, iſt zu viel verlangt und auch ganz unnöthig. Weit beſſer iſt es, wenn ſie *wöchentlich anfangs* nur *zwey* und dann *drey* Buchſtaben lernen, dabey aber nebenher zur Zahlenkenntniſs angeführt werden, wie auch S. 312 angerathen worden. Zu billigen iſt auch wohl ſchwerlich die S. 212. befindliche Anordnung: „daſs die Prediger monatlich mit den Schulmeiſtern eine *Conferenz* halten, und letztern das Penſum, welches (ſic) im Katechismus und ſonſt zu abſolviren haben, aufgeben, ihnen auch anzeigen, was für ein Lied, Pſalm, und welche Sprüche den Monat über von den Kindern auswendig gelernt werden ſollen." — Was möchte wohl daraus entſtehen? Wie kann man *jedem* Prediger genugſame Methode, Aufklarung und guten Willen zutrauen? Was für Verſchiedenheiten in Meynungen und Zwiſtigkeiten würden da zwiſchen dem Pfarrer und den Schullehrern entſtehen? Und wie, wenn nun der Pfarrer zur Zeit der Conferenz eben unpäſslich würde, oder unaufſchiebliche Amtsgeſchäfte zu verrichten hätte: wie würde da nicht der Schulgang ins Stocken gerathen? Nein, eine von einſichtsvollen Männern entworfene *Lectionstabelle* muſs zur *allgemeinen* Vorſchrift dienen. Was für Unordnungen würden auch ohne dieſe daraus entſpringen, wenn Kinder ihre Wohnungen veränderten, und ſo ganz andere Lectionen oft ſehr verſchiedenen Inhalts und nach einer noch verſchiedenern Methode erlernen müſsten? Mit ſehr guten Gründen wird S. 244. der von mehrern gemachte Vorſchlag: die Landſchulen mit *Kandidaten des Predigtamts* zu beſetzen, beſtritten. Die Erfahrung lehrt auch, daſs dergleichen Schulen ſelten in einem guten Zuſtande gefunden werden. Wie das S. 260 ff. Angegebene in ſo *wenigen Stunden* zweckmäſsig gelehrt, getrieben und gelernt werden kann, iſt faſt unbegreiflich. Eine vollkommen ausgearbeitete Tabelle auf Tage, Wochen, Monate, Jahre und die ganze Schulzeit möchten wir wohl davon ſehen. S. 308. Das *c* muſs wegen ſeiner doppelten Ausſprache als *k* und *z* natürlicher Weiſe zuletzt genommen werden, aber nicht in den erſten Tagen, wie hier ſteht. Gefreut hat es uns aber, daſs S. 309. das *Wiederholen der buchſtabirten einzelnen Sylben* verworfen wird; wir bedauern nur, daſs es am Ende eines mehrſylbigen Worts noch geſtattet werden ſoll; es muſs wenige Fälle ausgenommen, ganz wegfallen, und das Syllabiren ſo unvermerkt ins Leſen übergehen. Mit Grunde iſt auch S. 311. das *Vor- und Rückwärtszählen* anempfohlen worden. S. 334. Daſs man die unfähigern und nachläſſigen Kinder ſo leicht und ſo lange in den untern Klaſſen *ſitzen* läſst, iſt in Hinſicht auf den Lehrer und die Kinder aus mancherley Gründen nicht wohl zu billigen. Wenn es nur einigermaſsen möglich iſt, muſs das Kind nach dem jährlichen Examen mit fortrücken, und beym Zurückbleiben muſs der Lehrer in genaue Nachfrage genommen werden. Es hilft von beiden Seiten. — S. 347. Sollte es wohl in der That rathſam ſeyn, vor der Erlernung des 1 mal 1 ſchon in *Brüchen* das Addiren und Subtrahiren zu treiben? Die S. 357. angerathenen *kurzen Satze* zum Vorſchreiben werden noch beſſer aus der praktiſchen Rechenkunſt hergenommen, als: 120 Groſchen machen 5 Thaler; ein Drittel Thaler iſt 8 Groſchen u. dgl. S. 359. iſt zu bemerken, daſs das Anſchreiben von *unorthographiſchen Sätzen* aus dem Kopfe oder nach dem Vorſagen des Lehrers von einem *Kinde* geſchehen muſs, das noch nicht genug orthographiſch zu ſchreiben vermag. Mit Grunde wird S. 371. darauf gedrungen, daſs die Kinder bald

und fertig in ihren Schulbüchern nach den Numern und Seiten *aufſchlagen* lernen ſollen. Es muſs ſolches zugleich bey Erlernung der Zahlen geſchehen, deren Kenntniſs ſelbſt dadurch mit erleichtert und befeſtiget wird. Rec. hat gleiche nützliche Erfahrungen davon gemacht. Daſs nach S. 375. den Kindern in den erſten Schulſtunden Mittwochs und Sonnabends eine beſondere *Anweiſung zum Choralſingen* gegeben werde, möchte wohl theils nachtheilig ſich erweiſen, weil an dieſen Tagen an ſich ſchon wegen der nachmittäglichen Ferien die Zeit dazu ermangelt, theils auch überflüſſig ſeyn, ſobald nur die Kinder angeleitet werden, mit gehöriger Ordnung in der Schule zu ſingen, und des Jahrs einmal alle Melodien auf dieſe Art durchzuüben. In Anſehung von S. 381. iſt zu erinnern, daſs der zu Anfang der Schule erklärte und abgeſungene *Vers* am Schluſſe derſelben abermals geſungen werden muſs, weil zu einer neuen Erklärung die Zeit fehlt, und einen unerklärten Vers zu ſingen gegen alle Methode laufen würde. Auch iſt noch zu bemerken, daſs das *Certiren und Verſetzen* der Kinder nur in Anſehung derer von der nämlichen Klaſſe geſchehen müſſe, aus leicht zu errathenden Urſachen. Daſs nach S. 394. nur zweymal wöchentlich die Schulſtube *gefegt* werden ſolle, iſt zu wenig, es muſs täglich geſchehen, ſollte es auch nur um des Staubes und der friſchen Luft willen geſchehen. Die S. 413 ff. beſchriebene Procedur wird wohl ſo leicht nicht bey einer gewöhnlichen Dorfſchule zur Ausführung gebracht werden. In Schnepfenthal findet man ſo etwas ähnliches. Auch iſt ſehr zu zweifeln, daſs der nicht unbeträchtliche *Vorſchuſs* zur Anſchaffung der rohen Materie und der nöthigen Werkzeuge nach S. 417. (bey allen Schulen) von (jedem) Landesherrn werde angeſchafft werden können. Die S. 439. vorgeſchlagene Spielerey mit den *goldenen Nägeln* auf der Sittentafel hätten wir hier nicht erwartet, wie denn überhaupt dieſes ganze Manoeuvre für den Lehrer ſehr läſtig, und in Anſehung des Nutzens wenigſtens noch zweifelhaft iſt. Wie (S. 446 u. 447.) nach der Abtheilung einer Schule in 3 Klaſſen die *Buchſtabirklaſſe* die *zahlreichſte* ſeyn ſolle, iſt Rec. unbegreiflich, indem ja die erſte oder Leſeklaſſe um ſo *vielmal ſtärker* ſeyn muſs, als *mehrere Jahre* von Kindern in derſelben ſich befinden, wenigſtens alſo 5 bis 6mal ſo ſtark. Nach S. 567. wird der Julius und *Auguſt* zu den *Aernte-Ferien* vorgeſchlagen, wogegen wenigſtens ſtatt des Julius der *September* in Vorſchlag zu bringen ſeyn möchte, weil bey der Nachärnte die Kinder am nöthigſten zu Hauſe zu ſeyn und die Schulen zu verſäumen pflegen. Die S. 610. Nr. 18. befindliche Vorſchrift: daſs man *gleich nach dem Aufſtehen* (mit kaltem Waſſer jedoch) das Geſicht und die Hände waſchen ſolle, möchte auch wohl nicht buchſtäblich zu billigen ſeyn. — Mehreres zu erinnern enthalten wir uns billig, da wir ſo ſchon zu weitläuftig geworden ſind, und merken nur an, daſs die Anſtalten zu *Nachterſtedt*, *Reckan* und *Trnowa* am umſtändlichſten, wie ſie es auch verdienen, beſchrieben ſind. An Nachrichten von *Schullehrerſeminarien* fehlt es auch nicht, ob uns dieſe gleich unvollſtändiger als die von den Lehrſchulen zu ſeyn ſcheinen. Die *Induſtrieſchulen* hingegen ſind weit genauer nach ihrer Entſtehung, Einrichtung und Fortgang geſchildert.

MATHEMATIK.

BERLIN, in d. Realſchulbuchh.: *J. H. Lamberts Abhandlung über einige akuſtiſche Inſtrumente.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, nebſt Zuſätzen über das ſogenannte *Horn Alexanders des Groſsen, über Erfahrungen mit einem elliptiſchen Sprachrohre und über die Anwendung der Sprachröhren zur Telegraphie.* Von *Gottfried Huth*, Prof. der Mathem. und Phyſ. zu Frankfurt a. d. O. Mit zwey Kupfertafeln. 1796. 9 Bog. gr. 8.

Lamberts klaſſiſche Abhandlung war bisher nur in den Schriften der Berliner Akademie (Jahr 1763) vorhanden. Hier iſt ſie nicht nur mit Fleiſs und Einſicht überſetzt, ſondern es ſind auch einige Druck- oder Rechnungsfehler verbeſſert; alles ſo, wie es Dank und Beyfall verdient.

I *Zuſatz.* Ueber das ſogenannte Horn Alexanders; in Beziehung auf Bekmanns Geſchichte des Sprachrohrs, und hauptſächlich gegen die dortige Meynung, daſs jenes Horn nach Kirchers Zeichnung nicht zu einem Sprachrohr, ſondern nur etwa zu einem Lärm- oder Schallrohre könne gedient haben. Hr. H. hat nun wirklich ein Werkzeug von Blech verfertigen laſſen, deſſen Aeuſseres der Zeichnung, welche Kircher aus dem Manuſcripte, *Secreta Ariſtotelis ad Alex. M.* mitgetheilt hat, hinreichend ähnlich ſieht, und doch in der That die hineingeſprochenen Worte auf eine Entfernung von 1500 Schritten noch ganz vernehmlich überliefert. (Rec. kann hier die angenehme Nachricht mittheilen, daſs unſer Chladni, der als Akuſtiker den Deutſchen Ehre macht, nach hergeſtelltem Frieden auch Italien bereiſen, und bey der Gelegenheit ſich alle Mühe geben wird, mit jenem Manuſcripte im Vatican die kircheriſche Darſtellung, und deren hieſige Ausführung durch den Prof. Huth, zu vergleichen.) — Der IIte *Zuſatz* verſichert, ebenfalls als einzelne Erfahrung: ein elliptiſches Sprachrohr für ſich allein genommen, hatte nur die Wirkung, daſs die Töne klingender und höher wurden; dem *Sturmiſchen* Rohre aber, oder dem obigen horn- und ringförmigen vorgeſteckt, hatte es den Nutzen, daſs die Töne deutlicher und natürlicher zu hören waren. (Die gröſsere Deutlichkeit, auch wenn ſie zugleich von den Sylben gelten ſoll, könnte allenfalls bloſs daher rühren, daſs der *vertiefte* Ton des Sturmiſchen und des ringförmigen Rohres durch das elliptiſche wieder *erhöht* wird. Uebrigens wäre es wohl für die Praxis wichtiger, zu wiſſen, ob ein gehöriger elliptiſcher Vorſatz auch vor dem kegelförmigen Rohre gute Dienſte leiſte.) — *Der IIIte Zuſatz* enthält Vorſchläge und Winke, die Sprachröhr zur Telegraphie, zur Telephonie zu benutzen. Auch dieſer Aufſatz

macht dem Scharfſinn des Vf. viele Ehre. Rec. hat ihn mit groſsem Vergnügen geleſen, und traut es Hn. H. völlig zu, daſs er alle beträchtlichen Schwierigkeiten hinreichend überſehen habe, ob ſie gleich, nach ſeiner hieſigen Abſicht, hier zum Theil nur kurz und vorläufig berührt ſind. Es wird und muſs dereinſt, früher oder ſpäter, ein ſo ausgebreiteter Gebrauch der ſchnellen Fernberichtung ſtatt finden, daſs man neben dem Auge auch das Ohr zu Hülfe nehmen wird, ſobald es an Licht fehlt. Bey dieſer Ueberzeugung ſcheint es uns der Mühe werth, über den hieſigen Entwurf zur Telephonie folgendes zu bemerken. — Ihr Erfinder will das obige ringförmige Rohr dazu gebraucht wiſſen, weil es kürzer iſt, als das kegelförmige. Was Er über jenes krumme Rohr verſucht hat, war vollkommen zweckmäſsig und ausreichend für die obige antiquariſche Frage. In Hinſicht auf die hieſige Telephonie aber ſcheint es ſich kaum über eine bloſs empiriſche Wahrnehmung, über einen bloſs verſuchenden Verſuch zu erheben, aus dem ſich für die Praxis wenig ſchlieſsen läſst. Auch der Mathematiker pflegt bey neuen Unterſuchungen vorläufig einem gewiſſen Wahrheitsgefühle zu trauen, und dem gemäſs vermuthen wir, daſs alle Theorie am Ende *gegen* die Sprachröhre mit krummen Axen entſcheiden werde. Ferner ſoll nur *ein* Rohr in jeder Station gebraucht, und dieſes hin und her gewandt, ohne Zweifel *gedreht* werden. Sicherlich iſt es *rathſamer* und *wohlfeiler*, ihrer zwey feſt zu ſtellen. Dann läſst ſich dem groſsen Uebel der Colliſion noch auf eine andre Weiſe abhelfen, als Seite 107 dazu vorgeſchlagen iſt; und das Haus des Telephons könnte gerade dann noch enger ſeyn, als wenn darin das *eine* Rohr ſoll umgedreht werden. Einer von den Hauptvortheilen aber beſteht darin, daſs von zwey Röhren das *eine* allemahl als *Hörrohr* kann benutzt werden. Man denke ſich, daſs entweder nur *ein* Sprachrohr von *dreiſsig* Schuh vorhanden ſey, oder daſs freylich an ſeiner Statt nur ein Rohr von *funfzehn* Schuhen zum Sprechen gebraucht, dabey aber ein zweytes von eben der Länge zum Hören benutzt werde: ſo erhellet aus der Theorie, daſs gerade dieſe beiden in Vergleichung mit jenem einen, *etwas* weniger *koſten* und *ungleich weiter ausreichen*. Ein zweyter Hauptvortheil iſt der, daſs z. B. gerade das nördlich gerichtete Rohr auch kürzer als das ſüdliche ſeyn kann, wenn etwa die nächſte nördliche Station *näher* liegt, als die ſüdliche.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

St. Gallen, b. Huber u. C.: *G. Th. Flügel erklärte Courszettel der vornehmſten Handelsplätze in Europa.* Nebſt andern in die Wechſelgeſchäfte einſchlagenden Nachrichten und Vergleichung des Gewichts und Ellenmaaſses der Hauptſtädte. 10te verb. Aufl. Mit einem Auszug des Weſentlichſten der hochobrigkeitlich-authoriſirten Wechſelordnung der Stadt St. Gallen. 1796. 158 S. 8. (12 gr)

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Des preuſſiſchen Generallieutenants Fr. Chriſtoph von Saldern taktiſche Grundſatze und Anweiſung zu militäriſchen Evolutionen*, von Schreib- und Druckfehlern berichtiget und mit Anmerkungen herausgegen von *H. J. Krebs*, 2te Aufl. m. K. 1796. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Stralsund, b. Strucks W. u. Leipzig, b. Gräff: *Svenſk-Tyſk och Tyſk-Svenſk Ordbok, Schwediſch-Deutſches und Deutſch-Schwediſches Wörterbuch.* Ehedem verfaſst von *J. C. Dähnert.* 2te verb. Ausg. 1796. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Wien, b. Gaſsler: *Erklärung des Oeſterreichiſchen Provinzialrechtes.* Nach den Vorleſungen des Hn. *Georg Scheidlers.* Neue Ausg. 1 Th. 1796. 351 S. 8. (20 gr.)

Wien, b. Stahel u. C.: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniſs der chriſtlichen Religion zum Gebrauch in den Schulen der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in den K. K. Erblanden.* Nach höherem Auftrage verfaſst von *J. Geo. Fock.* 2te verb. Aufl. 1796. 208 S. 8. (8 gr.)

Augsburg, b. Wolf: *Der geheiligte Gottesdienſt eines wahren Chriſten:* Beſtehend in den kernhafteſten Andachtsübungen für die Morgens- und Abendszeit in der heiligen Meſſe, wie ſie der Prieſter betet, in den auserleſenſten Gebethern zur Beichte und zu würdiger Empfahung des heiligſten Abendmahls, ſammt Pſalmen, Tagzeiten, Litaneyen, andern Andachten und dem Kern aller Gebether. Neuverb. Aufl. 1794. 331 S. 8. (7 gr.)

Berlin, b. Feliſch: *Moral in Beyſpielen* für die Jugend, von *C. Z.* 2te Aufl. 1796. 200 S. 8. Mit 20 Abbildungen.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der griechiſchen Sprache*, entworfen von *J. Geo. Trendelenburg*, 4te verb. Aufl. 1796. 248. u. LXXXVIII S. 8. (12 gr.)

Halle, b. Gebauer: *Beyſpiele zur Erläuterung des Katechiſmus.* Für Prediger, Schullehrer und Katecheten. Herausgegeben von *H. B. Wagnitz*, 2ter Th. N. Ausg. 1796. 218 S. 8. (16 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Moral in Beyſpielen.* Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* 4ter Th. Neue Ausg. 1796. 218 S. 8. (16 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. May 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, u. Comp.: *Handbuch für Kunſtliebhaber und Sammler über die vornehmſten Kupferſtecher und ihre Werke.* Vom Anfange dieſer Kunſt bis jetzo, Chronologiſch und in Schulen geordnet, nach der franzöſiſchen Handſchrift des Herrn *M. Huber* bearbeitet *von C. C. H. Roſt. Erſter Band.* 1796. XL. und 319 S. *Zweyter Band.* 1796. 399 S. 8.

Bey der zu unſern Zeiten ſich immer weiter verbreitenden Werthſchätzung der bildenden Künſte, beſonders der Kupferſtecherkunſt — bey der ſich ſo merklich vermehrenden Anzahl geſchickter Künſtler, die ihre Kunſt zu einer immer höhern Stuffe der Vollkommenheit empor zu heben, rühmlichſt befliſsen ſind — war es freylich ſchon lange gerechter Wunſch, ein Handbuch zu haben, das dem Künſtler ſowohl als dem Sammler und Liebhaber eine kurze, doch möglichſt vollſtändige Ueberſicht deſſen, was vom Anfang bis auf dieſe Zeit für die Kunſt vorzügliches geſchehen iſt, gewähren könnte. Denn ob es wohl gar nicht an Schriften fehlt, in denen man die befriedigendſten Nachrichten von den ältern ſowohl als neuern Künſtlern und von ihren Arbeiten findet, ſo bleibt es doch immer für den Liebhaber, wenn er auch dergleichen Schriften beſitzet — welches aber auch der Fall nicht bey allen iſt — ein ſehr mühſames Geſchäfte, das in denſelben zu finden, was man ſucht. Dies veranlaſste ſchon vor mehrern Jahren einen eben ſo berühmten Schriftſteller, als geſchätzten Künſtler, in der Schweitz, den ſeligen *Joh. Caſpar Füeſslin* Hand an ein Werk zu legen, welches dieſem Bedürfniſs abhelfen ſollte. Es erſchien im J. 1771. deſſelben *raiſonnirendes Verzeichniſs der vornehmſten Kupferſtecher und ihrer Werke*, welches billig mit vielem Dank aufgenommen und der nützlichſte Gebrauch davon gemacht wurde. Allein da dieſes Werk doch am Ende nur Entwurf eines gröſsern ſeyn ſollte — da während dieſer Zeit die Kunſt ſo manche groſse Fortſchritte gemacht, und die Zahl der Künſtler ſich ſo ſehr vermehret hatte — da indeſſen auch ſo vieles in ein helleres Licht geſetzet worden war — ſo muſste wohl jeder Freund dieſer Kunſt der Umarbeitung und Vermehrung des *Füeſslinischen* Werkes begierig entgegen ſehen. Herr *Roſt* darf daher ſicher auf den Dank derſelben rechnen, zumal da ihm jeder Unbefangene das Zeugniſs wird geben müſſen, daſs er alles, was von einem ſolchem *Handbuch* zu erwarten [illegible] — freylich nicht ohne viele Mühe, doch vollkommen geleiſtet habe. Er hat bey demſelben zwar das *Füeſslinische* Verzeichniſs zum Grunde gelegt, doch ſo, daſs — wie er ſich in dem Vorbericht darüber ſelbſt erkläret — das gegenwärtige Werk ein gröſseres, nach dem Bedürfniſs unſrer erweiterten Kunſtkenntniſſe eingerichtetes Gebäude ſeyn ſollte, bey welchem er von dem *Füſslinischen* Werke nur einige Grundpfeiler benutzen würde. Daſs dieſes wirklich geſchehen ſey, erhellet ſchon daraus, daſs die *deutſche Schule*, die in dem *Füſslinischen Verzeichniſs* nur 18 Blätter erfoderte — hier die beiden erſten Bände füllet — und daſs da jenes nur 315 Künſtler mit einer magern Anzeige ihrer Werke lieferte — dieſes uns mit mehr als 1000 Künſtlern und zugleich mit ihren vorzüglichſten Werken, ſo wie mit ihren Biographien bekannt machen wird. Auch dieſes muſs dem gegenwärtigen wirklich neuen Werke zur Empfehlung dienen, daſs ſich Herr *Roſt*, mit Herrn *Huber* — dem ſo berühmten Kunſtgelehrten in *Leipzig* — vereinigte, demſelben ſeinen Plan vorlegte, und ihm die Ausarbeitung deſſelben in franzöſiſcher Sprache übertrug, von welcher Herr *Roſt* eine freye — mit — von Herrn *Huber* genehmigten Zuſätzen vermehrte Ueberſetzung fertigte. Unſere Leſer wiſſen nun, wie dieſes ſchätzbare Handbuch entſtanden iſt: doch werden ſie jetzt auch noch eine kurze Anzeige deſſen, was in demſelben enthalten iſt, von uns erwarten. Dem Vorberichte hat Herr *Roſt* das Verzeichniſs derjenigen Werke beygefügt, deren man ſich bey der Bearbeitung dieſes Handbuchs bediente — ſo zwar daſs zugleich von einem jedem derſelben ein zwar kurzes, doch gründliches Urtheil gefället wird. Daſs dabey die reichhaltigen Schriften des um die Kunſt- und Literatur ſo ſehr verdienten Herrn Hofr. *Meuſels* in *Erlangen* nicht vergeſſen worden ſind, iſt leicht zu erachten. Nur ſcheinet es Herrn *Roſt* nicht bekannt geweſen zu ſeyn, daſs von dem *Deutſchen Künſtler-Lexicon* ſchon 1789. der *zweyte Theil*, welcher viele Zuſätze und Berichtigungen des *erſten* Theils enthält, erſchienen ſey — und daſs Herr *Meuſel* gegenwärtig mit einer neuen Ausgabe dieſes gewiſs ſehr ſchätzbaren Werkes beſchäftiget ſey. Die darauf folgende Einleitung iſt in drey Abſchnitte getheilt, wovon der *erſte* einige Grundſätze der Mahlerey und ihrer Verhältniſſe mit der Kupferſtecherkunſt — der *zweyte* Anmerkungen über die verſchiedenen Arten der Kupferſtiche enthält — und der *dritte* vom Geſchmack an Kupferſtichen in Rückſicht ihres Nutzens und Vergnügens handelt. Dieſe Einleitung, die aus dem Werke eines unbekannten engliſchen Schriftſtellers genommen iſt, hat ſchon *Füeſslin* in einer deutſchen

Ueberſetzung ſeinem Werke vorgeſetzet, ſo wie ſolche auch Herr *Huber* in ſeinen *Notices generales des Graveurs etc.* benutzt hat. Allein hier erſchienet dieſelbe in einer ganz neuen und gefälligern Geſtalt, mit Zuſätzen, die jedem Freund der Kunſt willkommen ſeyn werden. Das Hauptwerk in dieſen beiden Bänden macht nun die *deutſche Schule* aus, die hier mit einer Abhandlung von der Kupferſtecherkunſt in *Deutſchland;* von ihrer Entſtehung an, bis auf gegenwärtige Zeit — ausgeſtattet worden iſt — ſo zwar daſs dabey die in Herrn *Hubers* erſtgedachten *Notices* von der deutſchen Schule ſtehende Notiz *de la Gravure en Allemagne, depuis ſon Origine jusqu' à nos jours,* benutzet, in das deutſche überſetzt und mit guten Zuſätzen bereichert worden iſt. S. 72. möchten ein Paar auffallende Druckfehler zu verbeſſern, und l. 13. *Trithemius* ſtatt *Arithemus*, und l. 16. — 1457. ſtatt 1451. zu leſen ſeyn. Noch muſs Rec. hier bemerken, daſs ihm der von *Sandrat* angeführte Kupferſtich mit der Jahrzahl 1455. und mit dem Zeichen H, das in der Mitte ein S hat, immer äuſserſt verdächtig geweſen ſey. Er beſitzet verſchiedene Blätter, wo ſich der auf dieſem Blat bearbeitete Gegenſtand eines Alten und eines jungen Mädchens auf eine gewiſſe Geſchichte beziehet. Vielleicht hatte das *Sandrartiſche* Blat den nämlichen Urſprung, und dann müſste die *Jahrzahl falſch* — der Künſtler aber könnte *Hans Schäufelein* ſeyn. Doch dieſes nur im Vorbeygehen. — Die zur *deutſchen Schule* gehörigen Künſtler folgen nun vom Anfang bis auf unſere Zeiten in chronologiſcher Ordnung auf einander. Bey den Namen derſelben findet man ſogleich die, genau in Holz geſchnittenen Zeichen, deren ſie ſich auf ihren Blättern bedienten. Nach einer theils kürzern, theils längern; doch immer möglichſt vollſtändigen Biographie derſelben, folgt die Anzeige ihrer vorzüglichſten Werke, mit Bemerkung des Formats, der Höhe und Breite, auch der Seltenheit derſelben. Auf Vollſtändigkeit iſt freylich dabey nicht zu rechnen, welches auch wider die Abſicht eines ſolchen Handbuchs ſeyn würde. Doch ſind immer einige Capitalblätter angezeigt worden, ſo daſs der Sammler und Liebhaber, ſollte derſelbe gleich mehrere dergleichen kennen, oder ſelbſt beſitzen, wird zufrieden ſeyn können. Eben dieſes iſt auch der Fall bey den in dieſem Handbuch angeführten Künſtlern ſelbſt. Es wird gar nicht fehlen, daſs man manchen derſelben, den man ſuchet, vermiſſen wird. Doch kann dieſer Mangel in der Folge noch erſetzt werden, beſonders durch Beyträge von Kennern, um welche ja Herr *Roſt* am Schluſse des zweyten Bandes ſelbſt bittet. Rec. will daher auch ſogleich einige Künſtler zur Aufnahme in dieſes Handbuch vorſchlagen. *Chriſtoph Weigel*, gebohren zu *Redwitz* bey *Eger* 1654. geſtorben in *Nürnberg* 1725. Er war der erſte, welcher groſse Blätter in ſchwarzer Kunſt lieferte, und da die Auftragung des Grundes mit bloſser Hand ſehr mühſam war, eine *Maſchine* erfand, wodurch dieſes leichter und mit Gewinnung vieler Zeit bewerkſtelliget werden konnte. Vielleicht iſt dieſe Maſchine eben diejenige, deren Herrn *Roſt* B. I. S. 33. unter dem Namen der *Wiege* Meldung thut. *Martin Tyroff*, gebohren zu Augsburg 1705. Starb in *Nürnberg*. Ein geſchickter Kupferſtecher, beſonders in Kleinigkeiten. In *Scheuchzers Phyſica ſacra* ſind ſehr viele ſchöne Blätter von ihm anzutreffen. Sein eigenes Bildniſs iſt vortrefflich. *Johann Carl Bock, Chriſtoph Wilhelms* Bruder, gebohren in *Nürnberg* 1757. ein ſehr fleiſsiger und geſchickter Künſtler, hat neuerlich einige treffliche Blätter, zur Geſchichte des unglücklichen Königs von Frankreich gehörig, in punctirter Manier geliefert. *Heinrich Guttenberg*, *Carls* Bruder, lebt gegenwärtig in *Nürnberg*, wo er ſchon verſchiedene Meiſterſtücke der Kunſt verfertiget hat. *Carl Guttenberg* ſtarb nicht in ſeinem Vaterlande, ſondern in *Paris*, woſelbſt er ſich auch verheurathet hatte. *Abraham Wolfgang Küffner*, gebohren 1760 zu *Pelzenſtein*, einem *Nürnbergiſchen* Pflegſtädlein, hat ſich als talentvollen Künſtler durch eine groſse Anzahl der beſten Blätter, unter denen ſich ſein *Schnepfermann* vorzüglich auszeichnet, bekannt genug gemacht. Eben ſo *Johann Nusbiegel*, gebohren 1750. in Nürnberg. Beider Biographien und Bildniſse ſtehen im erſten Bande der *Bockiſch - Moſeriſchen Sammlung von Bildniſſen berühmter Gelehrten und Künſtler. Paul Wolfgang Schwarz, Johann Sturm* — der herrliche Inſectenſtecher, beide in Nürnberg gebohren verdienten allerdings auch einen Platz in dieſem Handbuch. Im *zweyten Band.* S. 338. l. 8. wird *Augsburg* ſtatt *Nürnberg* geleſen werden müſſen; denn *Klauber* lebt gegenwärtig nicht in *Nürnberg*, ſondern in *Augsburg*. Den Beſchluſs dieſes zweyten Bandes machen, auſser dem Regiſter, die Monogrammen der ältern deutſchen Künſtler, die hier in alphabetiſcher Ordnung wiederholt werden. Der baldigen Fortſetzung und Vollendung eines ſo brauchbaren Werkes wird jeder Kenner und Liebhaber der Kunſt gewiſs mit Verlangen entgegen ſehen.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Schöne: *Verſuhch di teutſche Rechtſchreibung auf einfachche und unferwerflich richtige Grundſatze zuruk zu bringen, fon Krüger, Rendant im Königl. Charite Hauſe.* 1797. X u. 229 S. 8. (18 gr.)

Es iſt allerdings noch manche Inconſequenz in unſerer deutſchen Rechtſchreibung. Ein Theil davon rührt daher, daſs man der Abſtammung nicht zu nahe treten darf; ein andrer gründet ſich auf die Verſchiedenheit der Ausſprache zwiſchen mehreren Provinzen, in denen doch gutes Deutſch geſprochen wird; noch ein anderer darauf, daſs die ſchnelle gänzliche Umwandlung der Orthographie dem Leſer zu ſtark auffallen und ſeine Aufmerkſamkeit vom weſentlichen einer Schrift: Materie und Styl, zum minder-weſentlichen: den Buchſtaben - Geſtalten, hinziehen würde (faſt wie gewiſſe Religionspartheyen nicht ohne Grund die Bilder aus den Kirchen verbannen) — der läſtigen Aufmerkſamkeit des Schreibers, des er-

ſchwar-

ſchwerten Gebrauchs der Wörterbücher und der Regiſter nicht zu gedenken. Es wäre daher nichts mehr zu wünſchen, als daſs man, nach dem Rathe und dem Beyſpiele vieler unſerer beſten Scribenten der Adelungiſchen Orthographie, ungeachtet auch ſie manche Inconſequenzen hat, wenigſtens in der Hauptſache beytreten. Dazu kömmt, daſs *alle* Widerſprüche oder Ausnahmen zu vermeiden, in keinem einzigen orthographiſchen Syſteme möglich iſt, und Neuerungen, die auf der einen Seite einer Verlegenheit abhelfen ſollen, ſo gleich wieder zu andern Verlegenheiten führen. Das Gleichniſs, womit der Vf. eine Reform (die ſo oft ſchon miſslungen iſt) zu rechtfertigen ſucht, „ein Haus, das durch hundert Flickereyen nicht bequem würde, ſey lieber niederzureiſsen und ein neues an ſeine Stelle zu ſetzen" läſst ſich mit einer einzigen Frage entkräften. Wie wenn wir in neuen Gebäude, das nicht wenig Unruhe und Zeitverluſt koſtete, noch weniger bequem wohnten, und auch dieſes wieder niederreiſsen müſsten?

Des Vf. neue Rechtſchreibung, wovon der Titel des Buchs ſchon ein Pröbchen giebt, zerfällt nach unſerer Aufſicht in folgende Punkte: 1) *Verminderung der Buchſtaben*. Dahin gehört a) der Vorſchlag, den Doppelvokal *ie* in *i* zu verwandeln, und *di, ſi, lib* — für *die, ſie, lieb* — zu ſchreiben, iſt auch ſchon von andern Neuerern verſucht worden). b) Die Conſonanten *l, m, n, r, s,* in einſylbigen Wörtern nie zu *verdoppeln*. So ſchriebe man *Schal* (ſonus) *Kam* (pecten) *wen* (ſi, quando) *Nar* (ſtultus) *Has* (odium);— mit dem Wachsthum des Wortes aber nähme man noch einen Conſonanten auf, (was doch die Declinationen ganz in Unordnung brächte) nur beym ſ wäre zu beobachten, daſs das kleine s, nur zum Schluſse der alten Sylbe und das lange ſ, zum Anfang der neuen gebraucht würde, weil letzteres (was man dem Vf. nicht einräumen kann) gelinder und erſteres ſchärfer ſey, alſo: *des Hasſes, des Rosſes* u. ſ. w. Wenn, ſagt Hr. K., zu einer ſcharfen Sylbe ein doppelter Conſonant nöthig wäre, warum wir denn nicht auch *hallten*, (tenere) und *harrt* (durum) ſchrieben? (Hier iſt aber die Regel falſch gefaſst: der geſchärfte Vocal hat hinter ſich einen zwiefachen Radical Conſonant; es ſey nun daſs der nämliche Conſonant verdoppelt, oder zwey verſchiedene geſetzt werden. Alſo in *halt*, und *hart*, iſt *lt*, und *rt* zur Bezeichnung des geſchärften Tons hinlänglich.) c) Das *pf* will er nur da gelten laſſen, wo mans deutlich hört (in dem Lande des Vf. nämlich) als in *Kopf, Topf* — ſonſt ſchreibt er *Flicht* (officium) *Fand* (pignus). — (In der Provinz, wo Rec. wohnt, und in noch weit mehreren deutſchen Diſtrikten hört man das p in *Pflicht* und *Pfand* deutlich: ja in den Mayn- und Rheingegenden ſpricht man bekanntlich das *p*, das er im Schreiben wegläſst, allein aus, und laſst das *f* in einen Hauch ſchwinden.) d) Das *th* verwirft er, in der Meynung das *h* ſey ein Dehnungs-*h*, da doch das *th* ein Ueberbleibſel eines weichern ehedem geliſpelten *t* iſt, das gröſstentheils in ein d verwandelt worden, und noch in mehreren Gegenden ſtark aſpirirt wird.

2) *Buchſtaben-Vermehrungen*. Hr. K. läſst nicht nur das Dehnungs-*h* zu (wogegen er die Verdoppelung des Vocals zu Verlängerung der Sylbe, als *ungebührlich* verwirft, die doch andre uns verwandte Nationen — die Holländer, Dänen — nicht für ungebührlich halten!) ſondern ſchiebt es auch da ein, wo es bisher nicht war, ſogar vor *ch*, als: *Buhch* (liber), *Verſuhch* (tentamen) und verdoppelt ſelbſt das *ch*, als *machchen; zwiſchſchen;* verwandelt das *ſt* und *ſp* in *ſcht* und *ſchp*, ſchreibt folglich: *Schtein* und *urſchprünglich*, wodurch freylich unſre liebe Mutterſprache ſehr breit ausfallt, und die Wörter guten Theils wie gemäſtet ausſehen; da doch das ſ in ſt und ſp eher mager als fett ausgeſprochen werden und eigentlich das Mittel zwiſchen ſ und ſch halten muſs.

3) *Buchſtaben-Veränderungen*: a) Das lange e wenn es (entweder nur in des Vf. Heimath, oder in ganz Deutſchland) dunkel lautet, verwandelt er in ä, als: *ſahen* (videre) *flähen*, (ſupplicare) *räden* (loqui) *wähen* (flare) *är* (ille) *lar* (vacuum) *Mär* (mare); ja ſogar in den eben nicht lang auszuſprechenden Artikeln *där, däm, dän*, — b) qu in kw (welches zwar gleichgültig ſcheint, aber im Grunde der Natur unſrer Sprache nicht gemäſs iſt. Das qu ſollte eigentlich, ſeinem Urſprung nach weicher und aſpirirender tönen. c) v in f. (Aber in eigenen Namen müſste das v dennoch beybehalten werden; denn wer wollte ſprechen und ſchreiben: *Hannofer, Faltin, Faltäre?* Und dann würde *Hannover* und *Woltäre* auch unrichtig ausgeſprochen ſeyn und vollends *Waltin*). — Von alle dieſem giebt Hr. *K.* zwar ſeine Gründe an; aber wir Schlendrianiſten in der Rechtſchreibung haben, Eingangs-gedachter-maſsen auch die unſrigen, und wenn er ſich auf die Regel beruft: „ſchreib wie du ſprichſt" — ſo muſs dabey auch auf die Ausſprache mehrerer ſtimm-würdigen deutſchen Provinzen Rückſicht genommen werden, ſonſt wird das bunte Gemengſel herauskommen, daſs jede, die ihren Dialekt gebildet hat, ſich eine eigne Orthographie anmaſst. Oder kann ein Orthograph verlangen, daſs alle Länder ſo ſprechen ſollen, wie das ſeinige, um auch ſo ſchreiben zu können? Einige kleine Wünſche, die Verbeſſerung unſrer Rechtſchreibung betreffend, lieſsen ſich wohl immer noch thun, wenn hier der Ort wäre es auszuführen. Manche Erinnerungen des Vf. ſind *in theſi* ſehr gegründet, wohin auch das Ton-Zeichen gehört; noch nöthiger aber wäre ein Ton-Zeichen für die wichtigſten Wörter einer Periode, damit man nicht immer zur Curſiv oder Schwabacher ſeine Zuflucht zu nehmen hätte. Daſs Hr. *K.* das ä, ö und ü Doppellaute nennt, werden ihm unſre Sprachlehrer nicht ohne Rüge hingehen laſſen; und lächeln wird mancher Leſer, wenn er in der Zueignungsſchrift an den Hn. Miniſter v. Wöllner das alte orthographiſche Syſtem findet, als ſcheue ſich der Autor, auch *dieſe* Neologie vor ſeinem Mäcenaten zu bekennen, oder als ſetze er voraus, daſs Letzterer

Digitized by Google

rer das Buch gar nicht und nur die Dedication leſen werde. —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Meissen, b. Erbſtein: *Sieghard und Berthild.* Eine Kloſtergeſchichte in unterhaltenden Briefen. 2ter Th. 1796. 248 S. 8. (12 gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: *Scenen aus der Feenwelt,* von *M. R.* 2ter Th. 1706. 228 S. 8.

Altona u. Leipzig, b. Kaven: *Merkwürdige Lebensgeſchichte eines niederſächſiſchen Edelmanns von ihm ſelbſt verfaſst.* In Briefen an ſeine Söhne, nebſt einem Schreiben an den Schatten des K. K. Hn. Major Freyherrn von der *Trenk.* 3ter B. 1796. 358 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebend. b. der Verlagsgeſellſchaft: *Abentheuer, Wanderſchaften, Genie und Bocksſtreiche Theodor Wunderholds, Geiſterſehers, Ordensbruders, Schauſpielers und Quackſalbers neueſter Zeit.* 2ter Th. 1796. 296 S. 8. (20 gr.)

Upsala, b. Erichſon: *Das neue graue Ungeheuer.* Herausgegeben von einem Freunde der Menſchheit. 6tes St. 1796. 128 S. 7tes St. 148 S. 8. (19 gr.)

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Pädagoge, oder compendiöſe Bibliothek des für Aeltern und Erzieher Wiſſenswürdigſten über Menſchen - Ausbildung.* IV — VI Heft. 1795. 268 S. 8. (18 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Der Botaniker oder compendiöſe Bibliothek alles Wiſſenswürdigen aus dem Gebiete der Kräuterkunde.* XVI — XVIII Heft. 1796. 268 S. 8. (18 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Das Weib, oder compendiöſe Bibliothek alles Wiſſenswürdigſten über weibliche Beſtimmung und Aufklärung.* 2. 3 Heft. 1796. 168 S. 8. m. 1 Kupfer. (12 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Der Zoologe, oder compendiöſe Bibliothek des Wiſſenswürdigſten aus der Thiergeſchichte und allgemeinen Naturkunde.* 4 Heft. 1796. 94 S. 8. (6 gr.)

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Curt von der Wetterburg, oder die unbekannten Obern.* Aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2ter Th. 1794. 312 S. 8. (20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hannover.* b. Lamminger: *Achtzehn Volkslieder der beſten neuen deutſchen Dichter.* In Muſik geſetzt von M. *Muller,* Organiſt an St. Nicolai zu Rintein. Erſte Sammlung. 40. S. 4. (8 gr). Hoppenſtädts Volkslieder ſind bekannt. Auſſer ihnen giebt es zwar eine Menge von Liederſammlungen. Aber als Volkslieder, als ſolche, die den gemeinen Leuten und beſonders dem Landvolke zum Nachſingen vorgeſungen werden könnten, ſind dem Rec. noch keine ſo gute und zweckmäſsige Geſänge vorgekommen, wie dieſe. Schade, daſs ihrer ſo wenige ſind, und daſs, wenn auf dieſe erſte Sammlung noch mehrere folgen, das Ganze für manche Schulen zu koſtbar werden möchte. Von der guten Auswahl des Herausgebers zeugen beſonders folgende achte Volksgeſänge: der glückliche Landmann, der zufriedne Bauer, der Knecht beym Ausziehn ins Feld, die Magd beym Füttern oder Milchen der Kühe, das Frühlingslied oder der May, Schnitterlied, Luſtgeſang am Erndtefeſte, der Feyerabend, Lied am Sonntage zu ſingen. Minder zweckmäſsig ſind die Geſänge, in welchen der Ton für gemeine Leute verfehlt worden iſt, und worin manche Ausdrücke z. E. Boreas, dem Volke gänzlich unverſtändlich und deswegen auch ungenieſsbar ſeyn müſſen. In einigen andern Liedern fällt der Ausdruck ins platte. So enthält z. B. das aus dem bekannten Bettler: Ich eſſe Brodt und trinke Waſſer in den zufriednen Bauer verwandelte Lied die Redensarten: ſich mit Schneppendreck mäſten, Wein wie Waſſer ſaufen etc. Das Milchlied, ohnerachtet es durchgehends zu viel mattes und undeutſches in der Poeſie enthält, hätte doch leicht einige Verbeſſerung erhalten können. So hätte der Anfang: So *ofte* habt ihr mich gelabt, leicht in die Worte verwandelt werden können: So oft habt ihr mich ſchon gelabt etc. Die Stelle im zufriednen Bauer: und hinten nach kam Junker Fritz, lauft wider den Zweck der Erweckung eines feinern ſittlichen Gefühls unter den niedern Ständen, der durch neue Volkslieder vorzüglich beabſichtiget werden ſollte. So viel von der Wahl der Lieder. Was die muſikaliſche Compoſition betrifft, ſo empfehlen ſich die meiſten Geſänge durch eine leichte, flieſſende Melodie, und wir können darunter den glücklichen Landmann, den May, das Sommerlied, den Winter und das Lied am Sonntag, als vorzüglich wohlgerathen anführen. Bey andern hingegen finden ſich verſchiedne Stellen, die den Muſikverſtändigen weniger gefallen werden. So hat z. B. der Luſtgeſang am Erndtefeſte einen zu weiten Umfang in der Stimme und keine leichte flieſsende Melodie. Der zufriedne Bauer geht zu tief und die Retardationen in der letzten Linie müſſen, ohne Begleitung geſungen, von ſchlechter Wirkung ſeyn. Das nämliche gilt von den öftern Wiederholungen S. 5. S. 35. die in leichten Volksgeſängen etwas ſchleppendes erzeugen und eben ſo wohl, wie in den Kirchenliedern ſo viel als möglich zu vermeiden ſind. Mit den Nachſpielen will es dem Componiſten auch nicht überall glücken. Eine zu künſtliche Begleitung haben das Herbſtlied S. 26 und der glückliche Bauer S. 12. Das Lied am Sonntage zu ſingen würde etwas mehr Feyerlichkeit wohl ertragen haben; und das Volkslied S. 6. auf die Fürſtinn von Schaumburg angewendet, hätte die groſse Einfalt ſeiner erſten Melodie *God ſave the King* nicht verlieren ſollen. So wie es hier in Muſik geſetzt worden iſt, verliehrt es unendlich viel von ſeiner guten Wirkung. Rec. würde ſich bey dem Fehlerhaften in dieſen Volksgeſängen nicht ſo lange verweilt haben, wenn es ihm nicht darum zu thun wäre, den Herausgeber dadurch zu einer verdoppelten Aufmerkſamkeit zu ermuntern und ihm Veranlaſſung zu geben, allen möglichen Fleiſs auf die vielleicht in kurzen nachfolgenden Lieder zu verwenden, womit er dem Publikum ohnſtreitig ein angenehmes Geſchenk machen wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. May 1797.

PHILOLOGIE.

London, b. Bensley: Βίωνος καὶ Μόσχου τὰ Λείψανα. Illuſtrabat et emendabat *Gilbertus Wakefield*. 1795. 15 Bogen in 8. (3 ſh. 6 d.)

Wakefield behauptet unter den jetzt lebenden Polygraphen in England einen anſehnlichen Platz. Er hat ſich durch ſeine *Remarks on the Excellency, Purity and Character of the Chriſtian Religion*, durch ſeine *Enquiry into the Opinions of Chriſtian Writers of the firſt Centuries, concerning the Perſon of Jeſus Chriſt*, durch ſeine *Eſſay on Inſpiration*, durch eine andere Abhandlung *four marks of Antichriſt* u. a. Schriften als *Theologe;* durch *a ſhort Enquiry into the Expediency and Propriety of Public or Social Worſhip* und mehrere dahin gehörige Vertheidigungsſchriften, durch ſeine *Remarks on the General Orders given by the Duke of York to his Army, reſpecting the Decree of the French Convention to give no Quarter to the Britiſh and Hanoverians* u. a. als *Politiker;* durch ſeine Verſionen des N. Teſt., ſo wie durch die *poetical Translations from the Ancients, Juvenal, Virgil, Lucretius, Horace etc.* als *Ueberſetzer;* durch die *Poëmata, latine partim ſcripta, partim reddita*, und durch ſeine Ausgaben der *Poems* von *Gray* und der *Works* von *Pope* als *Dichter* und *Erklarer neuerer Dichter;* endlich auch, was vorzüglich von uns hier bemerkt zu werden verdient, durch ſeine *Silva Critica* (P. I — V. 1789 — 95.), durch eine Ausgabe von *Virgilii Georgicon lib. IV.* (1788), durch ſeinen *Delectus tragoediarum graecarum* (Tom. II. 1794.), durch eine Edition des *Horatius* (Tom. II. 1794.), und durch die ganz neuerlich in 2 Bänden erſchienenen *P. Virgilii Maronis Opera*, als *Philologen* und *Kritiker* bekannt, aber, wie es Polygraphen gemeinhin zu gehen pflegt, durch keines dieſer Werke wahrhaft berühmt gemacht. Groſs und einleuchtend iſt indeſs der Einfluſs, den dieſer Geiſt der Polygraphie auf den inneren Gehalt der Arbeiten, und die Folgen, welche dem Vf. aus ſeiner theologiſchen Freymüthigkeit und politiſchen Unvorſichtigkeit erwachſen ſind, auf den Ton und die ganze Manier gehabt haben. Aus jenem läſst es ſich erklären, warum alle Producte dieſes in der That ſehr gelehrten und ſcharfſinnigen Schriftſtellers mehr das Gepräge eines unvorbereiteten und gleichſam tumultuariſchen Entſtehens, als einer beſonnenen zur Vollendung gereiften Bearbeitung an ſich tragen; und wer mit dieſen, ſo wie überhaupt mit der ganzen Lage des Vf., etwas bekannter iſt, der wird die Wärme des Tones, welche in den neueſten Schriften deſſelben, namentlich auch in der Vorrede zu der vorliegenden Ausgabe des Bion und Moſchus herrſcht und oft in Rauhigkeit und Bitterkeit ausartet, gewiſs nicht weiter befremdlich finden. Was aber den Charakter der Wakefieldiſchen Kritik insbeſondere anlangt; ſo iſt dieſer ganz neuerlich von einem anderen Mitarbeiter an dieſer Zeitung (1796. No. 390.) bey der Anzeige des *Delectus tragoediarum graecarum* ſo treffend gewürdiget, worden daſs wir kein Bedenken tragen, unſere Leſer auf jene Würdigung zurück zu weiſen, und uns hier begnügen, die Richtigkeit derſelben durch eine kurze Zergliederung der gegenwärtigen Ausgabe von neuem zu beſtätigen.

Die Anzahl der Hülfsmittel, die Hr. *W.* zur Bearbeitung des Bion und Moſchus benutzt hat, iſt gering: nur die Heskinſche, Brunkiſche und Valkenäriſche Edition hat er verglichen. Indeſs zeichnet ſich dieſe Ausgabe vor den übrigen philologiſchen Arbeiten des Vf. im Ganzen genommen durch eine ſorgfältigere Bearbeitung der beiden Dichter aus, welche auch in den neueren Zeiten öfter verbeſſert als erklärt, und öfter erklärt als verſtanden worden ſind. Wir beziehen die gerühmte Sorgfalt aber nicht bloſs auf die Anwendung, die Hr. *W.* hier häufiger als ſonſt von den Geſetzen der grammatiſchen Interpretation gemacht, ſondern vorzüglich auch darauf, daſs er ſeine kritiſchen Muthmaſsungen nicht bloſs hingeworfen und die Beweisführung anderen überlaſſen, ſondern meiſtentheils ſelbſt unterſtützt, oft bewährt, noch öfter durch die bekannten und erlaubten Kunſtgriffe der Kritiker dem Urtheil ſeiner Leſer anempfohlen hat. Man findet hier eine beträchtlichere Anzahl neuer glücklicher Verbeſſerungen, als man nach ſo vielfachen Bemühungen ſo ſcharfſinniger Männer um die Wiederherſtellung dieſer Dichter vermuthen ſollte. *Bion. I*, 36. verbeſſert Hr. *W.* ἁ δὲ κυθήρα πάντας ἀνὰ κναμώς, ἀνὰ πᾶν νάπος, οἰκτρὸν ἀείδει welches der corrupten Lesart der Aldina unſtreitig näher kömmt, und der Bioniſchen Manier mehr entſpricht, als die von Ruhnkenius vorgeſchlagene Aenderung κυκνόσολος. Allein ſollte nicht in beiden Rückſichten, und ſelbſt der vorhergehenden Wortſtellung halber, πᾶν ἂν νάπος noch annehmlicher ſeyn? — Sehr einſchmeichelnd iſt folgende Verbeſſerung der bekannten Stelle *Bion. VII*, 8. 9., an der ſo viele Kritiker ihren Scharfſinn übten: χ᾽ὤπως ἐν κώραις Λυκομηδίσιν, ἁβρὰ λέγοισα, κήλησε τὸν ἄχλατον Ἀχιλλέα Δηιδάμεια, und wir ſind ungewiſs, ob wir derſelben nicht ſelbſt vor der von Jacobs zuletzt verſuchten glücklichen Correction χ᾽ὤπως ἐν . . Λ. ἀγκὰς ἔχοισα πηλείδην ἀγάπαξεν Ἀχ. Δ., theils ihrer Leich-

tigkeit halber, theils wegen des überaus treffenden Sinnes, den Vorzug zugeſtehen ſollen. Bald darauf V. 14. ändert Hr. *W.* φέραν εὐδαίμον' ἄρηα, mit weniger Wahrſcheinlichkeit, wie uns dünkt. Wir enthalten uns indeſs, dieſer und anderen Conjecturen, die uns zweifelhaft ſcheinen, unſere eigenen Vermuthungen an die Seite zu ſtellen, weil wir ſie ſchon in einer anderen Anzeige (A. L. Z. 1795. N. 249.) der Prüfung unſerer Leſer dargelegt haben. — In der ſchönen Beſchreibung des Pfaues *Moſch. II,* 60. Ὄρνις ἀγαλλόμενος πτερύγων πολυανθέϊ χροιῇ ταρσὸν ἀναπλώσας, ἀτεί τέ τις ὠκύαλος νηῦς ändert Hr. *W.* das Wort ταρσὸν, welches ſogleich in dem folgenden Verſe wiederkehrt, in φάρσος (*velum*) um, und V. 70. lieſt er ἄταρ μέσῃ ἔσῃ ἄνασσα ἀγλαΐην πυρσοῖο ῥόδου χερέεσσιν ἔχουσα, ſt. χείρεσσι λέγουσα. An beiden Stellen möchte man wünſchen, daſs der Dichter ſo geſchrieben hätte; daſs er wirklich ſo geſchrieben hat, ſteht ſchwerlich zu erweiſen. Denn die Inconcinnität, welche Hr. *W.* in der zweyten Stelle tadelt (*minus concinne comitatur vox* ἔσῃ *participium* λέγουσα, *actionem referens corpore inclinato perfectam*), lieſse ſich durch Bemerkung eines gewöhnlichen Dichtergebrauchs und durch mehrere Beyſpiele rechtfertigen; und in der erſten könnte man den Anſtoſs des wiederkehrenden Wortes ſehr leicht auch auf andere Art heben. Unbezweifelt richtig dünkt uns dagegen in demſelben Gedicht V. 94. κατέθελγε δὲ κόρρην, ſtatt des allgemeinen κούρην, welches dem Sinne des erſten Hemiſtichium καί οἱ λιχμάζεσκε δέρην keinesweges correſpondirt. Noch ſinnreicher V. 119. πόντοιο βαθυθρόου αὐλητῆρες, von den Tritonen: eine Lesart, die Hr. *W.* aus zwey alten Ausgaben mit einer kleinen Aenderung hergeſtellt und durch paſſende Beyſpiele erläutert hat. Die Aechtheit dieſer Lesart bewährt ſich dem Kritiker auf den erſten Blick, ſobald er ſie nur mit der Vulgata πόντοιο βαθυλόου ἐνναετῆρες zuſammen hält. Mehr ſcharfſinnig als wahr ſcheint die Correction *Moſch. III,* 23. αἱ βόες, αἱ ποτ' ἀναύροις (ſt. ποτὶ ταύροις) πλαζόμεναι, γοάοντι, oder *Bion. VII,* 13. ὧδε πονηρὰ Νύσσα γὰρ ἅδ' ὀλοά, wo vielleicht die einfache Bemerkung, daſs Νύσσα der Name der *Nutrix* war, welche den jungfräulichen Achilles in ſeiner Abgeſchiedenheit begleitete, allen Verſuchen der Conjecturalkritik ein Ende macht. — Hr. *W.* hat übrigens keinen Anſtand genommen, den meiſten von uns ausgezeichneten, und noch vielen andern Verbeſſerungsvorſchlägen, welche er entweder zuerſt gethan oder bey ſeinen Vorgängern bereits gefunden, ſogleich in dem Texte ſelbſt einen Platz anzuweiſen. Dieſe Ausgabe liefert daher eine ganz neue Recenſion, die aber freylich auf nichts weniger, als auf feſten kritiſchen Grundſätzen beruht. Wie hätten ſonſt ſo viele unſichere und willkührliche Aenderungen zur Lesart des Textes erhoben werden können? Z. B. *Bion. II,* 4. μέγα φαίνεται (ſt. φαίνετο) ὄρνεον αὐτῷ, wo Valkenärs Verbeſſerung φαίνετο τὤρνεον nicht bloſs leichter, ſondern auch dem Sprachgebrauch angemeſſener iſt. Oder VI, 10. πάντα γὰρ ἤμερα ταῦτα καὶ ἅδια, ſtatt der gewichtigen Vulgata, ἱερά. *Moſch. III,* 10. wird gar ein Vers von des Herausgebers eigner Fabrik den Worten des Textes eingeſchaltet: παῖς πονὰ Καλλιόπας. γλυκερώτατον ἐκ Διὸς ἔρνος. Nicht weniger ungewiſs iſt in demſelben Gedicht die Textesänderung V. 116. φάρμακον ἦλθε, Βίων, ποτὶ σὸν σῶμα, φάρμακον εἶλες, wo ein Anderer εἶλες (ſt. εἶδες) vorgeſchlagen hat, und ein Dritter vielleicht ἦλθε, als das Wahrſcheinlichere, vorſchlagen würde: unbefriedigend und zur Wegräumung aller Schwierigkeiten nicht hinlänglich iſt die neue Interpunction V. 118. Τίς δὲ βροτὸς, τοσσοῦτον ἀνάμερος ἢ κεράσαι τοι ἢ δοῦναι λαλέοντι τὸ φάρμακον, ἔκφυγεν ᾠδάν. Wenn auch λαλέοντι die ächte Lesart iſt, ſo muſs doch gewiſs das letzte Wort in Ἄταν verwandelt werden.

Wir wollen nicht mehrere Beyſpiele ausheben. Die Ausgehobenen werden hinreichend ſeyn, unſere Leſer zu überzeugen, daſs die oft ſcharfſinnige und glückliche, aber im Ganzen immer deſultoriſche, Kritik des Herausgebers ihren Charakter auch hier nicht verleugnet hat. Uebrigens empfiehlt ſich dieſe Ausgabe durch ein ſehr nettes Aeuſsere: der Druck des Griechiſchen iſt geſchmackvoll, aber ohne Accente, welche Hr. *W.* als *difficiles nugas* in der Vorrede auf die Seite ſtellt. Noch müſſen wir aus dieſer Vorrede bemerken, daſs wir von dem Herausgeber einen nach mehreren alten, ſeither unverglichenen Handſchriften neu berichtigten Text des Lucretius nächſt Bentley's Anmerkungen über dieſen Dichter zu erwarten haben.

Oxford, b. Fletcher u. Cooke: London, b. Elmsly: *Muſei litterarii Conſpectus: accedunt pro ſpeciminibus Coraii Emendationes in Hippocratem; Vulcanii, Caſauboni, Vptoni, Sanctamandi, Jortini Notae in Ariſtotelem de Poëtica; Variae Lectiones et Supplementa Q. Curtii; Variae Lectt. et Suppl. Procli Lycii; Anecdota graeca Procli et Tzetzis.* 1792. IV u. 50 S. gr. 8.

Die zufällig verſpätete Anzeige der vorliegenden Schrift gewährt uns das Vergnügen, die baldige Erſcheinung des *Muſeum* ſelbſt, welches bekanntlich Hr. *Thomas Burgeſs* zu Oxford eröffnet, unſeren Leſern ankündigen zu können. Der Herausgeber ſchrieb bereits im J. 1789. zu Leiden einige Blätter unter folgendem Titel: *Muſei Oxonienſis Conſpectus, ſive Theſauri criticarum obſervationum in ſcriptores graecos ac latinos, ac locos antiquae eruditionis, quae edentur una cum enarrationibus collationibusque veterum codicum manu ſcriptorum, et ſylloge anecdotorum graecorum.* Die Abſicht dieſer Blätter, welche auch der gegenwärtigen kritiſchen Sammlung vorgedruckt ſind, ging dahin, den Plan des Unternehmers dem Publikum bekannt zu machen, zugleich ſeine philologiſchen Zunftgenoſſen zur Theilnahme und Mitwirkung aufzufordern. Es ſoll nämlich, nach dem hier entworfenen Plane, in einer Reihe von Bänden auf Erweiterung des Gebietes hauptſächlich der *griechiſchen* Literatur hingearbeitet werden; jeder Band wird, nach Ver-

Verſchiedenheit des Inhaltes und der davon abhängigen Seitenzahlen, ſich in vier kleinere Abtheilungen trennen, ſo, daſs verwandte, durch mehrere Bände zerſtreute Materien mittelſt der fortlaufenden Seitenzahlen leicht wieder zu einem für ſich beſtehenden Ganzen vereiniget werden können. Die erſte und zweyte Abtheilung ſind immer ausſchlieſsend der Kritik gewidmet, indem jene theils *locos Criticae narrativae* (welche Schwierigkeiten und Eigenheiten einzelner Worte und Sachen aufklärt), theils *locos Criticae emendatricis*, theils *locos Criticae philoſophicae* enthalten, dieſe aber Abhandlungen vermiſchten kritiſchen Inhalts, deren Behandlungsart in alle drey vorerwähnte Gattungen der Kritik eingreift, befaſſen ſoll. Die dritte Abtheilung wird Beſchreibungen und Collationen alter Handſchriften, auch Verzeichniſſe hinterlaſſener Werke von berühmten Schriftſtellern, und die vierte Abtheilung *Anecdota graeca*, wiederum nach ihrem Inhalte claſſificirt, liefern. Etwas ſonderbar iſt allerdings der Zuſchnitt zum Ganzen gemacht: indeſs wird der billige Leſer dem Herausgeber für das danken, was er ihm giebt, ohne ſich durch die Ordnung irren zu laſſen, in welcher es ihm gegeben wird. Und in der That findet man unter den hier verzeichneten kritiſchen Materialien, deren Bekanntmachung den nächſten Bänden vorbehalten iſt, vieles, was die Erwartungen des Philologen ſpannen muſs; z. B. *Vulcanii Emendationes et notata ad Demetrium Phalereum; Conjecturae in Aeſchylum, Sophoclem, Euripidem etc. De Jookii inventis, quae dicuntur, in etymologia et θεωρία linguarum; Litterae Bentleii, Bernardi, aliorum; Excerpta ex Sanctamandianis in diverſos ſcriptores graecos et latinos; Variae Lectiones Aeſchyli etc. Hephaeſtionis; Pearcii obſervationes in Horatium, Porſoni in Euripidem etc.* Auch Ruhnkenius, Santen, Loveday u. a. haben dem Herausgeber bereits mehrere griechiſche Inedita mitgetheilt.

Was aber die gegenwärtige Sammlung betrifft, ſo will ſie Hr. *Burgeſs* keinesweges für den erſten Band ſeines Muſeum, ſondern bloſs für Probeſchrift und zugleich für eine erneuerte Verſicherung, daſs das Unternehmen ſeinen Fortgang hat, gehalten wiſſen. Ihre Entſtehung war ſehr zufällig. *Q. Curtius* wurde nach einigen Oxforder Handſchriften, welche für Verbeſſerung ſowohl als für Ergänzung eine ſehr reiche Ausbeute lieferten, neu vergleichen: die Collation war zu ergiebig, als daſs ſie von Einem Bändchen des Muſeum, nach der einmal beliebten Abtheilung, bequem gefaſst werden konnte; ſie in mehrere zu zerſtückeln, ſchien noch unbequemer. Hr. B. lieferte ſie daher hier ganz und fügte noch Eins und das Andere bey, was der Titel aufzählt. Unter dieſem iſt das Erſte unſtreitig das Beſte. Der ſeit mehreren Jahren in Paris privatiſirende griechiſche Arzt, der *Citoyen Coray*, aus Smyrna gebürtig, welcher ganz neuerlich auch die franzöſiſche Ueberſetzung des Thucydides von Levesque mit trefflichen Beyträgen ausgeſtattet hat, vereiniget in einem ſeltenen Grade Scharfſinn mit Beleſenheit, Urtheilskraft mit einer ausgebreiteten Sprachkenntniſs, welche ſich auch auf die neueren Sprachen erſtreckt. So wie er in dieſer nicht bloſs einen *Musgrave*, ſondern ſelbſt einen *Heringa* hinter ſich zurück läſst: ſo kennt Rec. nach *Hemſterhuys* und *Tyrwhitt* nur ſehr wenige Kritiker, deren Verbeſſerungen immer ſo glücklich den rechten Punkt träfen und dem Leſer ſo volle Ueberzeugung ihrer Wahrheit gewährten, als die hier und anderwärts von *Coray* vorgetragenen. Je ſorgfältiger man ſie prüft, deſto mehr fühlt man ſich zu dem Urtheile hingezogen, welches der wackere *Bernard* (in den von *Gruner* herausgegebenen *Reliqu. medico-critic.* p. 80.) über ſeinen jüngern Zunftgenoſſen fällte; deſto lebhafter muſs man wünſchen, daſs die von dieſem Gelehrten ſeit vielen Jahren ſo herrlich vorbereitete Ausgabe der Werke des Hippocrates recht bald ans Licht treten möge. Es ſey erlaubt, von mehreren ſinnreichen Correctionen hier nur Einige zur Probe auszuwählen: *Hippocrat. libr. de Corde*, p. 269. *ed. Foeſ.* λοιπός ἐςι λόγος ὁ τῆς καρδίης — ἔργον ἀξιαγαπητότατον. Das letzte hier ganz unſtatthafte Wort überſetzte Calvus *maxime amandum, neceſſarium et utile;* Cornarius *cognitione digniſſimum;* Foeſius *maxime utile.* Die wahre Lesart ἀξιαπηγητότατον (joniſch f. ἀξιαφηγητότατον, *dignum maxime quod narretur, de quo loquamur*) hat jetzt *Coray* hergeſtellt. — *Libr. de Aer. Aq. et Loc.* p. 288. ſpricht Hippocrates von dem, wodurch ſich die Aſiaten von den Europäern unterſcheiden: καὶ τὰ ἤθεα (ſo Galen. ſt. ἔθνεα) τῶν ἀνθρώπων ἠπιώτερα καὶ ἐνεργότερα. Dafür haben einige Handſchriften εὐεργότερα, was in der *Mackiſchen* Ausgabe ſogar Lesart des Textes geworden iſt. Cr. benutzt ſie richtiger zu der ſehr einleuchtenden und hier ſehr gelehrt erläuterten Verbeſſerung εὐοργότερα, *manſuetiora.* — *Libr. I. de vict. ration.* p. 342. von der ſteten Veränderlichkeit der Elemente, beſonders des Feuers und Waſſers: ἅτε γὰρ οὔποτε κατὰ τὸ αὐτὸ ἱςαμένων, ἀλλ᾽ αἰεὶ ἀλλοιουμένων ἔπειτα καὶ ἔπειτα ἀνόμοια ἐξ ἀνάγκης γίνεται καὶ τὰ ἀπὸ τούτων ἀποκρινόμενα. Wenn in der *Lindenſchen* und *Mackiſchen* Ausgabe nur einmal ἔπειτα im Texte ſtehet, ſo gründet ſich dieſs wenigſtens auf die Autorität einiger Handſchriften; wenn aber *Cornarius* und *Calvus* in ihren Ueberſetzungen die ſchwierigen Worte ganz übergehen, ſo weiſs man das durch nichts als durch die Dunkelheit derſelben zu entſchuldigen. Die Stelle erhält ihr Licht durch *Coray's* leichte und glückliche Aenderung: ἀλλοιουμένων ἐπὶ τὰ καὶ ἐπὶ τὰ, *quum perpetuo permutentur in alia atque alia.* — *Lib. de Aer. Aq. et Loc.* p. 294. von den Winden, die Scythien durchwehen: Καὶ οὐ σφόδρα τὰ διαπνεύματα τὰ ἀπὸ τῶν θερμῶν πνέοντα ἀφικνέεται, ἢν μὴ ὀλιγάκις καὶ ἀσθενέα. Διαπνοαὶ wäre griechiſch, διαπνεύματα keinesweges. Andere leſen πνεύματα. *Coray* εὔδια πνεύματα, *venti tepidi, blandi.* Vortrefflich, zumal da ſo fort im Gegenſatze πνεύματα ψυχρὰ vorkommen. — Gelegentlich wird auch eine ſchöne Verbeſſerung der oft verſuchten Stelle des *Herodotus IX. cap.* 27. mitgetheilt, wo *Coray* ſtatt Ἀμαζόνιδας τὰς ΑΠΟ ΘΗΚΑΣ τὰς ἀπὸ Θερμώδοντος ποταμοῦ ἐσβαλούσας

 über-

überaus ſinnreich 'Αμαζ. τὰς ΑΠΟ ΘΡΗΙΚΗΣ lieſet. Wem fallen dabey nicht die *Threiciae* Amazones des Virgilius ein, quae flumina *Thermodontis* pulſant? (Aen. XI, 650.) und wer wollte nicht dieſer Emendation auch vor der *Toupiſchen* τὰς ἀποθήκας (*Opuſc. crit. II.* p. 66.), der neuerlich *Larcher* gefolgt iſt, den Vorzug zugeſtehen? — Die kritiſchen Beytrage zur Verbeſſerung der *Ariſtoteliſchen Poetik* befriedigen die Erwartungen nicht, welche die Namen ihrer berühmten Verfaſſer erregen. Vorzüglich zeichnet ſich noch eine weitläuftigere Erörterung von *St. Amand* aus, in welcher die bekannte *transpoſitio Heinſiana* beurtheilt und, wie natürlich, widerlegt wird. Merkwürdig iſt auch eine ſelbſt von den neueſten Auslegern der Poetik, *Twining* und *Pye*, übergangene Vermuthung von *Menage* (*Diſcours ſur l'Heautontimoroumenos de Terence* P, 1. p. 54.), die *Porſon* hier nachholt: *Cap. IV.* p. 14. *ed. Winſtanl.* πρῶτος Αἰσχύλος τὰ τοῦ χρόνου καὶ χόρου ἠλάττωσε. Sie gründet ſich auf das Zeugniſs eines Pariſer Codex; wird aber ſchwerlich denen, die *Twinings* Erörterung erwägen, Genüge leiſten. — Von der gehaltvollen Vergleichung einiger Handſchriften des Q. *Curtius Rufus* haben wir oben ein Wort geſagt. Wir können hier den künftigen kritiſchen Bearbeiter dieſes Schriftſtellers bloſs darauf aufmerkſam machen. Eben ſo wenig ſind die darauf folgenden *Variae Lectiones et Supplementa Procli Commentariorum in primum Euclidis, excerpta ex cod. Voſſ. Leid.* zur Auszeichnung in einer Recenſion geeignet. Angehängt iſt ein ſchätzbares *Supplementum textus Baſileenſis* (vom Proclus) *ex Codice Bodleiano*, und ein Brief des *Jo. Tzetzes* an Epiphanius, der vorher ebenfalls ungedruckt war, und noch jetzt einer kritiſchen Säuberung vielleicht mehr bedürftig, als würdig iſt.

Hamburg, b. Wallberg: *Neue franzöſiſche Grammatik für die Deutſchen.* Ein wahres Gegengift wider alle bisher herausgegebene Grammatiken, beſonders wider die von H. Meidinger und das ſogenannte Dictionnaire-Laveaux. Von *S. Debonale*, Licentiaten der Rechte, vormaligen Parlements-Advocaten, jetzt Hamburgiſchen Bürger. 1797. 328 S. 8.

Der ſein Buch, wie man ſieht, mit vieler Groſsſprecherey ankündigende Vf. hat die Lehre von der Ausſprache nicht ſo vollſtändig und regelmäſsig abgehandelt als Wailly. Ueber die Redetheile und ihre Eigenheiten giebt er gröſstentheils praktiſche Beyſpiele ohne Theorie, ſo daſs der Anfänger, welcher nicht fähig iſt aus ihnen die Regeln zu abſtrahiren, keinen Nutzen davon erwarten kann. So wird z. B. der Unterſchied zwiſchen *parce que* und *puisque*, zwiſchen *ſi* und *quand*, zwiſchen *en* und *dans*, zwiſchen *de* und *à* vor dem Infinitiv, zwiſchen den conjunctiven und abſoluten Fürwörtern im Dativ und Accuſativ, zwiſchen den Adjectiven in Rückſicht auf ihre Stellung vor und hinter dem Subſtantiv, zwiſchen *de* und *que*, *autant* und *tant*, *auſſi* und *ſi*, *lui* und *ſoi* — bloſs durch Phraſen gezeigt, deren Richtigkeit nur der Sprachkenner einſiehet. Doch ſind einige Gegenſtände, vorzüglich die Declinabilität und Indeclinabilität des Particips, der Gebrauch der drey vergangenen Zeiten, des Conjunctivs — theoretiſch und zugleich praktiſch abgefaſst, aber die beiden letztern nicht ſo vollſtändig als von Wailly, Mauvillon, Beauclair, Panckoucke u. ſ. w. geſchehen iſt. Bey vielen Bemerkungen fehlt der Grund, warum der Franzoſe ſich ſo ausdrückt und nicht anders, als S. 188., wo es heiſst: „zuweilen wird weder *en* noch *dans* gebraucht, z. B. *il eſt à la ville, il n'eſt plus à la campagne*“ — S. 191. „*Puis-je vous offrir une taſſe de cafe* (nicht *ſervir avec une taſſe de cafe*)“ — S. 192. „*Y voyez-vous* (nicht *pouvez-vous voir*) *encore?*“ — S. 195. „*Peutêtre auſſi bien que vous* (nicht *ſi bien comme vous*)“ u. ſ. w. Uebrigens iſt der gröſste Theil des Buchs mit allen Conjunctionen, Adverbien, Interjektionen (nicht allein die kurzen Empfindungslaute *ah! he!* u. ſ. w. welche eigentlich Interjectionen genannt zu werden verdienen — ſondern auch eine Menge Ausdrücke klarer Begriffe, als *juſte ciel*, *gare les doigts*, *vive le Roi*, u. ſ. w.) mit allen Conjugationen und irregulären Verbis angefüllt. Auch erhält man hier (wie in Peplier's und Curas Grammatik) mancherley Geſpräche, *ein* Verzeichniſs der üblichſten Zeitwörter, *dann wieder* ein Vocabulaire, dann Handlungs-Briefe, dann wieder ein Vocabulaire über Handlungs-Gegenſtände, und endlich Erzählungen oder Hiſtörchen, ja ſogar einen Brief von Louis XVIII, datirt Blankenbourg 19 Sept. 1796., an den *Abbé de Fermont.*

Die plumpen Ausfälle des Vf. gegen die Herren v. Archenholz, Campe, Catel, Ehlers, Fiſcher, Gedike, Hecker, Matthiſon, Meidinger, u. ſ. w. überläſst der Rec. dieſer Männer eignen Beantwortung oder — Verachtung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Stendal, in der Franz. u. Groſſiſchen Buchhandl.: *Lionel Chalmers* Nachrichten über die Witterung und Krankheiten in Südcarolina. Nebſt *John Lönings* Tabelle über die Aus- und Abſonderungen des Körpers im dortigen Klima. A. d. Engl. überſetzt. 1 Band. Neue Aufl. 1796. 211 S. 2 Band. 227 S. 8. (1 Rthlr.)

Berlin, b. Maurer: *Hippocratis Aphoriſmi.* Elegis latinis redditi ab *J. F. Cloſſio.* Ed. 2da. 1796. 110 S. 8. (7 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. May 1797.

PAEDAGOGIK.

Wien, b. Rötzl: *Auserleſene Erziehungskenntniſſe,* praktiſch bearbeitet für Eltern und Erzieher von *Gottfr. Iman. Wenzel.* 1796. 1. B. 252 S. 2. B. 252 S. 3. B. 200 S. 4. B. 166 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Zweck des Vf. bey dieſem Werke iſt, wie er ſich in der Vorrede zu dem erſten Bande erklärt, Aeltern und Erziehern in dem wichtigen Geſchäfte der Erziehung hülfreiche Hand zu leiſten. Er hat daher unter 18 Rubriken die verſchiednen Gegenſtände genannt, über welche ſich ſeine Belehrungen erſtrecken. Es gehören dahin vorzüglich Religion, als Angelegenheit des Verſtandes und Herzens, die Sittenlehre in ihrem ganzen Umfange, die Vernunftlehre, Naturkunde, Welt- und Menſchenkenntniſs, Völker- und Staatengeſchichte, Technologie, Oekonomie, Diätetik, Rhetorik u. ſ. w. In der That ein *ſehr viel* umfaſſender Plan, der kaum in einem Werk von 4 ſehr mäſsigen Bänden ausgeführt werden konnte. Indeſſen hat ſich der Vf. ſeine Arbeit dadurch ſehr erleichtert, daſs er nicht, wie man nach dem Titel und nach dem Beyſatze *in ihrem ganzen Umfange* erwarten ſollte, jene angegebnen Wiſſenſchaften ſyſtematiſch und in encyclopädiſcher Form bearbeitet, auch nicht für jeden einzelnen Band die Materialien von gleicher Art gewählt, ſondern vielmehr in jedem Aufſätze von ſehr verſchiedner Art zuſammengeſtellt hat. Rec. zweifelt, ob der Vf. auf dieſem Wege ſich den Dank ſeiner Leſer erwerben werde, welchen es gewiſs ungleich lieber ſeyn muſste, das, was zu einer Materie gehörte, beyſammen zu haben. Nur in dem letztern Bande iſt verſchiednes, was zur körperlichen Erziehung der Kinder gehört, näher zuſammengebracht; aber gerade da erwartet man dies am wenigſten, ſondern aus ſehr begreiflichen Gründen in dem 1ſten Theile des Werks. Das Beyſpiel mancher andern ähnlichen Werke im pädagogiſchen Fache dürfte hier den Vf. nicht ſchützen, da auch dieſen die Zerſtückelung der zuſammengehörenden Materien in mehrern Bänden gewiſs nicht zur Empfehlung diente, oder der Unbequemlichkeit einigermaſsen durch ein vollſtändiges Regiſter abgeholfen wurde, welches dieſem Werke gänzlich fehlt. Eine gewöhnliche Folge ſolcher Zerſtückelungen iſt die öftere Wiederholung mancher ſchon abgehandelten Materien, wovon auch in dieſem Werke öftere Spuren vorkommen. — Uebrigens kann dieſes Buch in Familien von Hauslehrern mit vielem Nutzen gebraucht werden. Es enthält in der That einen guten Vorrath von geprüften Ideen über eine zweckmäſsige Erziehung und für den Unterricht der Kinder viele treffliche, meiſt aus guten Quellen geſchöpfte, Materialien. Indeſſen werden bey der Kürze vieler Aufſätze, in welchen die Sachen mehr angedeutet, als ausgeführt ſind, kaum andre Bücher, die darüber weitläuftigere Belehrungen enthalten, entbehrt werden können. Rec. zeichnet aus allen 4 Bänden die Titel einzelner Stücke aus, um auf die Reichhaltigkeit dieſes Werks, aber auch auf die etwas buntſcheckige Ordnung der Materien aufmerkſam zu machen. 1. B. Der Schnee. Der Tanz. Die Baumwolle — die Brodtfrucht — das Kriegsſchiff — Daſeyn Gottes — die Empfindeley — der Aberglaube — der jetzige Krieg (ein Geſpräch, das zwar gut gemeynt, aber voll von declamatoriſchen Tiraden und einſeitigen Urtheilen iſt) die Erdbeſchreibung — (die gewöhnliche Eintheilung derſelben in die mathematiſche, phyſikaliſche und politiſche iſt zwar erwähnt, aber es fehlt an hinlänglich deutlicher Erklärung des Unterſchiedes) — das Selbſtſäugen der Kinder von Müttern — das Gewitter — Geſchichte des Oſterfeſtes (für Kinder mehr als zu viel). 2ter Band. Wichtigkeit des Erziehungsamtes — Pflichten der Aeltern gegen Kinder — Geiſtererſcheinungen (dies Kapitel foderte eine gröſsere Ausführlichkeit) Räthſel — Andacht und Andächteley — Nutzen guter Schauſpiele für Kinder (auch viel zu fragmentariſch über einen ſo vielſeitigen Gegenſtand, zumal für das *Wiener* Publicum, auf welches ſonſt, wie billig, der Vf. bisweilen beſondre Rückſicht nimmt) Behandlung der Blattern — Geſtalt und Gröſse der Erde — Kaffee — Entſtehen des Eiſes — über die Einbildungskraft und deren gehörige Ausbildung in der Jugend — Ehre und Ehrgeiz — anatomiſche Beſchreibung des menſchlichen Körpers — der Hering. — 3ter Band. Abendprüfung (ein ſehr guter Aufſatz) — Elektricität (zu aphoriſtiſch) über Belohnungen in der Erziehung (ein Abſchnitt, der zwar für die Theorie zu wenig, aber viele treffliche praktiſche Regeln enthält) Ebbe und Fluth — die Enthaltſamkeit — die beſte Art zu beten. — Nothwendigkeit, die Kinder zu beſchäftigen — Demuth und Hochachtung gegen das Alter — Ehrlichkeit — Buchſtabenkenntniſs. — 4ter Band. Wenn die Erziehung anfangen ſolle? Verhalten der Mutter zur Zeit der Schwangerſchaft — Rüge der bey der Erziehung der zarten Kinder gewöhnlichen Fehler — Nutzen des kalten Waſchens und Badens bey den Kindern — über die Hausmittel der Mütter — Bildung des Herzens — Belohnungen und Strafen. — Die Schreibart des Vf. iſt deutlich und einfach, nur ſelten

ſelten von Provinzialiſmen entſtellt. Bisweilen iſt genau der Ton, in welchem Aeltern und Lehrer ſich mit den Kindern über die abgehandelten Gegenſtände unterhalten ſollen, angegeben, und auch das kann den Nutzen des Buchs beym praktiſchen Gebrauch vermehren, da aus dieſen Beyſpielen erhellt, daſs dem Vf., wie er es auch ſelbſt verſichert, die Kinderwelt nicht fremde iſt. In den Einleitungen zu den einzelnen Banden dieſes Werks iſt über die Wichtigkeit und die allgemeinen Erfoderniſſe einer guten Erziehung und Unterweiſung, ſo wie über herrſchende Vorurtheile und Hinderniſſe in dieſer Angelegenheit ſehr viel Wahres, mit vieler Freymüthigkeit und Wärme, und auf eine überzeugende Art geſagt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen u. Lübeck: *Beyträge zur Veredlung der Menſchheit*, herausgegeben aus dem Erziehungsinſtitut bey Kopenhagen von *C. J. R. Chriſtiani*, deutſchem königl. Hofprediger. Erſter Band. Erſtes und zweytes Heft. 1795. 1796. 256 S. Drittes und viertes Heft. 1796. 260 S. 8.

Hr. *C.* hat vor einigen Jahren vor den Thoren von Kopenhagen eine Erziehungsanſtalt nach den vernünftigen Grundſätzen, die die Kultur und Aufklärung unſrer Zeit an die Hand giebt, errichtet. Eifer für das Erziehungsweſen und hinlängliche Muſse, die ihm ſein Amt gab, einer Erziehungsanſtalt vorzuſtehen, veranlaſsten dieſes Unternehmen. Wenn man den Stifter derſelben nicht ſchon durch den Ruf als einen Mann kennte, der ganz für das Fach der Erziehung geboren, und mit allen dazu erfoderlichen Talenten ausgerüſtet iſt: ſo würde ihn dieſe gehaltvolle Zeitſchrift durchaus als einen ſolchen bewähren. Die Aufſätze von ihm über das Erziehungsweſen mit beſtändiger Hinſicht auf ſeine Anſtalt verrathen einen Mann, der ſein Fach in ſeinem ganzen Umfang durchdacht und durch eine verſtändige Benutzung der kritiſchen Philoſophie und aller der Aufklärungen, welche das Zeitalter darbot, ſo wie durch eigne praktiſche Einſichten einen ſo gut gegliederten Plan angelegt und ausgeführt hat, dergleichen wohl nicht leicht eine unſrer zahlreichen Erziehungsanſtalten aufzuweiſen haben dürfte. Seine Anſtalt ſoll die Zwecke eines Philanthropins, das ſich mit der Erziehung zum Menſchen oder mit der Entwicklung aller menſchlichen Anlagen beſchäftigt, und einer ſolchen Lehranſtalt verbinden, worinn der Menſch zu ſeiner Beſtimmung als Mitglied des Staates vorbereitet wird. Die Betrachtungen *über den Hauptzweck der Erziehung* müſſen die Aeltern und Erzieher beſchämen, welche entweder bloſs auf kleinliche, unwürdige Zwecke bey der Erziehung hinarbeiten, oder doch das Untergeordnete und Zufällige in der Erziehung über das Vornehmſte und Weſentliche ſetzen. Sie mögen dieſe Abhandlung in einem feinen Herzen bewahren und darnach thun! In der *Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung ſeiner Anſtalt* im 3ten St. geht der Vf. ganz ins Einzelne ſowohl der äuſsern als der innern Einrichtung hinein, und wird gerade dadurch denen, die ähnliche Anſtalten haben oder unternehmen wollen, ſehr lehrreich. Wir wünſchten recht ſehr, daſs der Vf. eine ſo detaillirte Geſchichte ſeiner Anſtalt ſtückweiſe in ſeiner Zeitſchrift liefern möchte. Intereſſante Bruchſtücke aus derſelben ſind die *Unterhaltungen mit ſeinen Zöglingen auf Veranlaſſung der ſchrecklichen Kopenhagner Feuersbrunſt* im erſten und zweyten Heſt. Von einem Mitarbeiter an der Anſtalt des Hn. C., dem auch durch andre Schriften bekannten D. *Venturini*, ſteht im 4ten Heft ein durchdachter Aufſatz *über die richtigſte Benutzung der Geſchichte für den moraliſchen Zweck der Erziehung.* Die Idee der allgemeinen Zweckmäſsigkeit alles Geſchehenen iſt ihm das Princip für die Geſchichte, welches die moraliſch urtheilende Vernunft aufſtellt, welches man aber von den unſtatthaften Anmaſsungen der Speculation, mit gröſster Genauigkeit die innre Beſchaffenheit und beſtimmte Abſicht einer jeden Begebenheit an den Tag legen zu wollen, zu unterſcheiden hat. Wahr und ſchön ſagt der Vf. S. 169.: „Alles, was unter Menſchen geſchieht und durch freye Anwendung ihrer Kräfte gewirkt wird, iſt dem Menſchen intereſſant und verdient ſtets ſeine Aufmerkſamkeit und Prüfung. Denn es ſind Weſen ſeiner Art, mit ihm gleichen Abſtamms und Urſprungs, wie er mit Freyheit und Vernunft begabt, wie er zu einer erhabenen Beſtimmung geſchaffen, der ſie entgegenſtreben ſollen. Nicht der Kitzel der Neugierde; nicht *die* eigennützige Abſicht: aus dem, was von jeher Menſchen zur Befriedigung ihrer ſinnlichen Triebe thaten, zu erlernen, was er auf ſeinem Standpunkte für ähnliche Zwecke zu thun habe; nicht die ſelbſtſüchtige Triebfeder des Forſchens: durch ihren Schaden gewitzigt und klug zu werden; nicht der thörichte Wahn, das innere Weſen der Dinge, das beſtimmte Verhältniſs des Menſchen zu dem groſsen Umſchwunge des Triebrades der Natur oder die ewig unerforſchlichen Geſetze, nach welchen der Unendliche der Welten und Zeiten und Begebenheiten Lauf regelt und ordnet, zu erkennen, — ſoll ihn alſo vorzüglich antreiben, ſeine Aufmerkſamkeit der Geſchichte zu widmen. Sondern die Achtung und Werthſchätzung, die er als Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt; das ewige Geſetz der Natur, welches ihn durch heilige Bande mit Weſen ſeiner Art verknüpft, und ihm anbefiehlt, nicht bloſs auf ſich und ſeine Fortſchritte zur Tugend und Glückſeligkeit zu achten; ſondern auch die Fortſchritte andrer zu dieſem groſsen Ziele reiflich zu erwägen; ſie, wo ers vermag, zweckmäſsig zu leiten; Hinderniſſe zu heben und die ſittliche Ordnung mit aller Anſtrengung zu befördern; — dies und was damit in weſentlicher Verbindung ſteht: das Bedürfniſs, über den Grund, Zuſammenhang und Zweck menſchlicher Schickſale hellere Auskunft zu erhalten — begründet die *Pflicht:* der Geſchichte unſre Aufmerkſamkeit zu widmen." Einer der reichhaltigſten pädagogiſchen Aufſätze, welcher durch alle 4 Hefte fortläuft und noch nicht geendigt iſt, betrift

die

die Eintheilung der Schulen in Klaſſen, vorzüglich in Beziehung auf Landſchulen, von *J. F. Oeſt*, erſtem Lehrer des Schulmeiſterſeminariums zu Trolleburg. Der Vf. nimmt 5 Stufen der Erziehung an. Die *erſte Klaſſe* entwickelt die Naturanlagen durch eine nach richtigen Grundſätzen veranſtaltete Uebung der körperlichen, geiſtigen und moraliſchen Kräfte, die in ihm liegen. Sie macht ihn alſo zu jeder Art des Unterrichts, den er künftig empfangen ſoll, fähig. Die *zweyte* Klaſſe giebt diejenigen mechaniſchen Fertigkeiten, die zur Erlangung und Erhaltung nützlicher Kenntniſſe nothwendig ſind. Sie lehrt das Leſen und Schreiben. Die *dritte* ertheilt Unterricht in den Vorbereitungskenntniſſen zur Religion, in einer nach der Natur und dem Zuſammenhange der wiſſenſchaftlichen Gegenſtände gewählten Ordnung. Die *vierte* Klaſſe macht die unter allen Kenntniſſen den Menſchen vorzüglich beglückende Religionskenntniſs zum Gegenſtand des Unterrichts. Die *fünfte* lehrt diejenigen Wiſſenſchaften, die mit den bürgerlichen Verhältniſſen im nächſten Zuſammenhange ſtehen, und leiten vorzüglich auf praktiſche Anwendung alles Erlernten. In den *Briefen* (eines Vaters an ſeinen 12jährigen Sohn) *über die menſchliche Seele* ſoll nach und nach eine Erfahrungs-Seelenlehre, ſo wie ſie für den erſten Unterricht faſslich und zweckmäſsig iſt, vom D. *Olshauſen*, Prediger in Oldeslo, geliefert werden. Bisher beſchäftigt ſich der Vf. noch mit dem Vorſtellungsvermögen. Zur Berichtigung gemeiner Vorurtheile über Religion und Chriſtenthum werden das ihrige die treflichen Briefe des Hn. *Chriſtiani* über die jetzt ſo ſichtbar werdende Geringſchätzung des Chriſtenthums und die Aufſätze des D. *Marezoll* über die Frage: Muſs es in der Religion immer beym Alten bleiben? gewiſs beytragen. Jener berichtigt die Klagen über den Verfall des Chriſtenthums, ſetzt die richtigen Begriffe deſſelben auseinander und ſucht zu beweiſen, daſs ſich die wahre Lehre Jeſu nie ganz verlieren werde. (In der Folge, wenn der Vf. die Verhältniſſe der kritiſchen Philoſophie zu dieſen Unterſuchungen auseinanderſetzen wird, wird auch wohl die Unterſcheidung angegeben werden, daſs zwar wohl der Buchſtabe und das Poſitive des Chriſtianismus einmal aufhören könne, aber nie der Geiſt deſſelben.) Hr. Marezoll bringt in ſeiner Erörterung der Frage: ob es in der Religion beym Alten bleiben müſſe, diejenigen, welche dieſen Satz vertheidigen, unter 6 Klaſſen: 1) die Abergläubigen, Schwärmer, Schwache und Verwahrloſte am Verſtande; 2) die Haſſer aller Neuerungen und Vertheidiger alles Alten; 3) die moraliſchen Ariſtokraten, welche zwar für ſich freyer oder aufgeklärter über Religion denken, aber dieſe helleren Einſichten ihrer Kaſte ausſchlieſslich vorbehalten und dem Volke miſsgönnen; 4) die Politiker, welche die Religion als einen Zügel für den groſsen Haufen betrachten; 5) die Furchtſamen, welche von den immer fortſchreitenden Aufklärungen für die gute Sache der Religion zittern; 6) welche ſagen, es ſey ja doch alles, was die Religion betreffe, Gottes Wort. Noch iſt anzuzeigen übrig ein Geſpräch eines Predigers mit ſeinem Schulmeiſter über die Frage: ob das Zeitungsleſen auch dem Landmann zu verſtatten ſey, von dem Landinſpector *Otte* zu Arrild in Angeln, worinn jene Frage, wie billig, bejahend beantwortet wird, und die Schilderung eines *deutſchen* Volksfeſtes im J. 1795, vom Paſt. *v. Gehren* in Kopenhagen. Ein deutſcher ſonſt gutdenkender Fürſt lieſs ſeinem Gaſt, einem jagdluſtigen Fürſten zu Ehren, einen Hirſch auf gut fürſtlich zu Tode hetzen, darauf ein Wettrennen unter einem Pfahle hin anſtellen, an welchem eine lebende Gans an den Beinen aufgehängt war, der die Bauern im Vorbeygaloppiren den Hals abzureiſsen ſuchen muſsten, und endlich einen Tanz der Bauern, die bis unter die Arme in Säcke geſteckt wurden, halten! Die über dieſe Fürſtenluſt angeſtellten Betrachtungen ſind aller Beherzigung werth.

Dortmund, in Comm. b. Blothe: *Magazin von und für Dortmund.* Erſter Jahrgang. Erſtes Stück. 96 S. Zweytes Stück. 97—192. 8. (ohne Jahrzahl, ſo viel man aber ſieht von den Jahren 1795 u. 1796.)

Aufklärung der vaterländiſchen Geſchichte und Regimentsverfaſſung, ſo wie überhaupt alles, was ſonſt ein Intereſſe für Dortmund hat, iſt Abſicht dieſer Zeitſchrift, deren Vf. ſehr über die Unordnung und zweckwidrige Verheimlichung ihres vaterländiſchen Archives klagen. Die Abhandlungen ſind folgende: *Erſtes Heft.* Nummer 1. Allgemeine Einleitung von dem Zweck und den Gegenſtänden des Magazins, von *W. Schmemann.* 2. Ueber die Quellen und Hülfsmittel der Dortmundiſchen Geſchichte, als Einleitung in dieſelbe, von Arn. Mallinckrodt. Der vorzüglichſte Geſchichtſchreiber iſt *Detmar Mülher* und neben dieſem *Diedrich Weſthof* und *Johann Chriſtof Beurhaus.* Alle übrige, ausgenommen *Johann Kerkhörd*, ſind erbärmliche Legendenſchmierer. Den *Siegfried von Steine*, der im 10ten Jahrhundert gelebt haben ſoll, hält Rec. für einen Betrüger aus dem 16ten. 3. *Detmar Mülhers* kurzes Chronicon von 1622. 4. Ueber die Errichtung eines Schulſeminariums hieſelbſt von *F. Bädeker.* 5. Auszug aus den Stadtrechnungen von Exaudi 1794 bis 1795, von *Arn. Mallinckrodt. Zweytes Heft.* Nummer 1. Dortmundiſche Annalen oder Auszüge aus den dortmundiſchen Chroniken. Dieſe geſchmackloſen Chroniſten ohne alle Kritik (die wir überhaupt den Vff. beſſer empfehlen) zu extrahiren, ſcheint uns eine ſehr undankbare Arbeit zu ſeyn. Daſs die Karolingiſche Urkunde S. 112. eine offenbare Erdichtung ſey, hat bereits von *Ekhart* in *Commentariis de Rebus Franciae orientalis* I. 736. diplomatiſch erwieſen, und kann auch aus *Heumann de Re diplomatica Imperatorum* dargethan werden. 2. Etwas über Preuſsens Anſprüche an Dortmund v. M. Zur Zeit ein bloſser trockener Auszug aus den Archivsrepertorien, daraus gleichwohl ſchon *unſtreitige Folgerungen* gezogen werden wollen! 3. Project zu beſſerer Benutzung der gemeinen Weiden der hieſigen Reichsſtadt Dortmund, von dem Hn. Bürgerm. *Schäffer.* 4. Eini-

Einige Gedanken über Leichenbeſtattungen *v. M.* 5. Ueber den bisherigen Unfug bey den hieſigen Predigerwahlen. 6. Etwas über Titulaturen *v. M.* 7. Etwas in Betreff unſerer Straſsen *v. M.* 8. Chronologiſches Verzeichniſs einiger ausgehobenen in den Archivregiſtern aufgeführten Urkunden *v. M.* 9. Kurze Beſchreibung der Stadt und inſonderheit der Verfaſſung von Dortmund, aus einem alten Manuſcript. Hat den Druck nicht verdient. Der kindiſch ſpielende Vf. leitet Tremonia von Tres Monos ab und reducirt darauf alles, Rath, Zechhäuſer, Klöſter, Gerichtsdiener auf die Zahl drey. Wir ermuntern die patriotiſchen Herausgeber fortzufahren, was aber die hiſtoriſche Gegenſtände betrift, ſtatt der trockenen Extracte eigene Ausarbeitungen, und ſofern ſie auch den Ausländer intereſſiren ſollen, beſonders über die Theilnahme der Stadt Dortmund an dem Hanſehandel, über die Spuren des weſtphäliſchen Gerichts in dieſer Stadt, über alte weſtphaliſche Sitten, Anſtalten u. dgl. zu liefern.

Stockholm, b. Zetterberg: *Städernes med Handel Sjöfart och Bruksrörelſe Gemenſkap ägande Inkomſter.* (Die ſich auf Handel, Seefahrt, Bergwerks und dergleichen Gewerbe beziehenden Einkünfte der Städte.) 1795. 3 Alph. 4.

Hr. Advocatfiſcal Flintberg in Stockholm, hat ſeit einigen 20 Jahren, da er im Bergcollegium gearbeitet hat, ſich eine Menge von Kenntniſſen über ſchwediſchen Handel, Seefahrt, Gewerbe auf dem Lande und in den Städten betreffende Einrichtungen erworben, und man hat ihm ſchon verſchiedene dahin einſchlagende Schriften, wovon ein paar auch in dieſen Blättern angezeigt ſind, zu danken. Schon 1786 gab er *Apothekares, Badares och Chirurgers förmåner och ſkyldigheter* (Privilegien der Apotheker, Bader und Chirurgen und was ſie zu leiſten ſchuldig ſind) und *Borgerliga Förmåner och ſkyldigheter, i flöd af förfallningar* (bürgerliche auf Verordnungen gegründete Rechte und Verbindlichkeiten). In der letztern Schrift handelte er in alphabetiſcher Ordnung von den Rechten und Pflichten der Akademien, des Adels, der Landleute (*Allmogens*), der Becker, Buchbinder, Buchhändler, Buchdrucker u. ſ. w. Allein der Abſatz erſtreckte ſich nicht viel weiter als Stockholm, und kam den Koſten des Drucks nicht gleich. Er unternahm alſo ein anderes nicht bloſs für Stockholms Einwohner, ſondern allgemeiner nützliches Werk: *Bruksidkares, Städers och Borgerſkaps ömſe förmåner och ſkyldigheter*, worinn er die Vorrechte der Bergwerkshandthierung Treibenden, der Bürger und Städte ſowohl, als ihre Verbindlichkeiten, in 2 Theilen 1788 und 1789 aus einander ſetzte. Allein der darauf einfallende Krieg verurſachte, daſs, da man alle Lumpen bloſs zu Charpie und Bandagen für die ſchwediſche Armee ſammelte, die Papiermühlen ſtillſtanden, und das Druckpapier ſo hoch im Preiſe ſtieg, daſs er desfalls das Werk nicht fortſetzen konnte. Um inzwiſchen auf andere Art nützlich zu ſeyn, gab er 1794 *Anmarkningar til Sweriges Rikes Sjölag* heraus, wovon die zu Greifswald im v. J. erſchienene deutſche Ueberſetzung unter dem Titel: *Schwediſches Seerecht mit Anmerkungen*, in der A. L. Z. J. 1796. Nr. 290. iſt angezeigt worden. Die Schrift, von der wir hier jetzt eine Anzeige machen, ſteht mit jener in den Jahren 1788 und 1789 erſchienenen in einer gewiſſen Verbindung. Es waren darinn die Abgaben, welche auf dem Lande und in den Städten an die Krone unter verſchiedenen Benennungen bezahlt werden müſſen, angegeben. Hier aber ſind nun auch die Privatabgaben, die jede Stadt von Dingen, die auf Handel, Seefahrt und Bergnahrung Beziehung haben, nach beſtimmten Rechten und Verordnungen zu erheben hat, angeführt worden, ſie mögen nun Stadtzulage, Zoll-, Wag-, Hafen-, Brücken-, Schleuſen-, Fracht-, Anker-, Arbeits-, Ballaſt-, Buden-, Baum-, Träger- und Meſſer-, Armee-, Fähr-, Grund-, Gottes-, Hammer-, Einſchreibe-, Kohlen-, Krahn-, Laſten-, Markt-, Pack-, Paſs-, Pfahl-, Strand-, Stand-, Stempel-Geld u. dgl. m. heiſsen. Die Städte in ganz Schweden, von deren Einkünften hier Nachricht ertheilt wird, ſind nach dem Alphabet geordnet, in allen ſind ihrer 106 aufgeführt. Freylich nehmen die Nachrichten von den kleinern Städten nur *wenig* Raum ein, dagegen gehen die z. E. von Stockholm von S. 239 bis 336. Uebel dürfte es nicht geweſen ſeyn, wenn der Vf. bey den gröſsern Städten den etwanigen Ertrag dieſer Einkünfte zuſammen auch nur ungefähr angegeben hätte. Auch würde vielleicht eine allgemeine Einleitung nicht unwillkommen geweſen ſeyn. Allenthalben verweiſet der Vf. auf königl. gegebene Reſolutionen, wodurch er ſeinen Angaben die Authenticität giebt. Marſtrand hatte nach S. 185. ſonſt eine Stadtzulage von ½ Procent auf alle ausgehende und ein Procent auf alle einkommende Waaren; ſeit dem es aber zum Freyhafen erklärt iſt, ſind die Stadteinkünfte verändert und gröſstentheils aufgehoben, und die Stadt hat darüber noch kein neues Regulativ erhalten können. Bisweilen ſind auch ganze Taxen eingerückt worden; als z. E. S. 411. die Frachttaxe zwiſchen Yſtad und Pommern. Hin und wieder iſt kurz der Vortheile gedacht, welche pommerſche Schiffer in Schweden in Anſehung der Auslagen genieſsen. Ausführlichere und genauere Nachrichten davon erinnern wir uns in Hn. Prof. Möllers zu Greifsw. 1773 gedr. *Commentat. de jure Indigenatus praecipue Suecos inter ac Pomeranos reciproco*, geleſen zu haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. May 1797.

GESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhne: — *Aloyſius von Orelli.* Ein biographiſcher Verſuch. Nebſt Fragmenten aus der italieniſchen und Schweizergeſchichte, und ein Gemählde der häuslichen Sitten der Stadt Zürich um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. Von *S. v. O. v. B.* Mit einer Vorrede von *H. H. Füſsli.* 500 S. 8.

Schon an ſich intereſſant iſt für den Beobachter der Menſchen und Sitten eine Familienchronik; aber auch für den Liebhaber der Weltgeſchichte iſt ſie's, wenn ſie ſolche Perſonen darſtellt, deren Schickſal in das Schickſal eines ganzen Landes oder Zeitalters verwebt war. Eine ſolche Gallerie von Familiengemählden liefert uns hier der Vf. Sein Ahnherr, *Giovanni von Orelli*, ein Abkömmling der uralten edeln *Capitanei* von Locarno, lebte in der letztern Hälfte des XVten Jahrhunderts in der Lombardey, zu einer *Zeit* alſo und unter einem Himmelsſtriche, wo unter dem Einfluſſe theils der einwandernden griechiſchen Muſen, theils der neuerfundenen Buchdruckerey, theils auch der bewaffneten Fehden und friedlichen Staatsunterhandlungen ſo wohl die Cultur als die Aufklärung üppige, bald mehr bald weniger wohlthätige, Blüthen hervortrieb. Richtig bemerkt S. 4. der Vf., daſs nach ihrer Verpflanzung aus dem Oriente die griechiſche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem verſchiedenen Clima von der Lombardey, von der Schweiz und von Deutſchland gleichſam nach dem verſchiedenen Bodengeruche tingirt worden ſey. Wenn z. B. in Deutſchland der freyere offnere Geiſt die Sitten- und Glaubensverbeſſerung beförderte, ſo verbreitete er hingegen in Italien Zweifelſucht und Freydenkerey. Wenn auch in dem letztern Lande mitten in dem Schooſse der Ausſchweifungen ſich hin und wieder ein Sitten- oder Religionsverbeſſerer oder ein Jünger eines ſolchen erhob, ſo drangen ſie auf dem einheimiſchen Boden mit ihrer reinern Weisheit nicht durch, ſondern ſahen ſich zur Auswanderung genöthigt, ſo z. B. die *Martyr Vermillione*, die *Ochine*, *Socine*, und mehrere von den Nachkommen des *Giovanni von Orelli.* Die Geſchichte der letztern hat alles Intereſſe eines Ritterromanes. Giovanni war Page bey Franz Sforza, dem Herrn von Mailand und Genua; diente unter Ludwig XI gegen den Herzog von Burgund, und, als er den jungen Herzog Galeazzo nach Mayland zurückbegleiten wollte, erleichterte er unterweges dieſem die Rettung aus den Händen piemonteſiſcher Freybeuter, gerieth aber darüber ſelbſt in ihre Gewalt, und wurde von der Herzogin Bianca losgekauft. An dem Hofe des Galeazzo ſah Giovanni das Schauſpiel der zügelloſeſten Ausſchweifungen und Irreligioſität. Rein und unbefleckt blieb dabey ſein edles Sittengefühl; ſein Geiſt aber machte ſich vom Aberglauben und mönchiſcher Frömmeley los. In der Folge pflanzte ſich zugleich mit ſeinem moraliſchen Sinne auch ſein freyerer Geiſt auf ſeine Nachkommen fort. Zu gleicher Zeit als Kaiſer Friedrich III auf ſeiner Reiſe durch Italien den Galeazzo mit dem Herzogthume Mailand belehnte, beſtätigte er auch 1469 dem *Giovanni von Orelli* und *Giacomo von Muralt* die Freyheiten der *Capitanei* von Locarno. S. 15. Wegen ſeiner Grauſamkeiten und Ausſchweifungen zog ſich der Herzog den allgemeinen Haſs zu. In Mantua declamirte Cola, ein Grammatiker, öffentlich gegen ſeine Neroniſche Tyranney, und empfahl die republicaniſche Verfaſſung. Lampugnano, Ogliatus und Carl Visconti, deren Frauen der Herzog gewaltſam entehrt hatte, ermordeten ihn in der Stephanskirche. Die beiden letztern wurden aber hernach zum Tode verurtheilt, und Lampugnano auf der Stelle erſchlagen. Da mit dem letztern Giovanni von Orelli verwandt war, und er überdies mit der Schweſter deſſelben ein Liebesverſtändniſs hatte, ſo hätte ihn ſeine Verbindung mit einem Mörder leicht verdächtig machen und in Gefahr ſetzen können: allein die verwittwete Herzogin Donna, nunmehrige Regentin, ſicherte ihm ihren Schutz zu, und übergab ihm die Judicatur über die weitläuftigen borromeiſchen Lehne am langen See. Nach dem Tode des Herzogs blieb Orelli noch ſo lange bey deſſelben Gemahlin Iſabella, bis die unglückliche Prinzeſſin mit ihren minderjährigen Kindern eingeſchloſſen wurde. Durch Liſt und Gewalt hatte nun des erſchlagenen Herzogs Bruder Ludwig Sforza-Moro, ſich ſelbſt zum Herzogen von Mailand erhoben. Bey einem ſo gewaltſamen und ränkevollen Fürſten, wie dieſer war, blieb Orelli ungern in Dienſten. „All des Umtreibes bey Hofe und „der Kriegsdienſte müde, wendete er ſich wieder zu „den Wiſſenſchaften, mit denen er unter Franz Sforza war vertraut gemacht worden. Als er ſeine Entlaſſung ſuchte, erhielt er nur auf unbeſtimmte Zeit „die Erlaubniſs zur Rückkehr in ſein Vaterland. „Nach ſeiner Ankunft in Locarno heyrathete er ſeine „Anverwandtin *Virginia von Muralto*, der er lange „vorher, als ſie bey der Herzogin Iſabella als Hoffräulein geſtanden, nach damaliger Sitte ritterlich „und züchtiglich ſeinen Dienſt gewidmet hatte. Mit „ihr bekam er ein anſehnliches Vermögen, und hoffte „nun die häuslichen Freuden ruhig zu genieſsen: Weni-

„Wenige Wochen nach ſeiner Vermählung aber ſand-
„te ihm Herzog Moro Befehl, eilends nach Novarra
„zu gehen, weil ſich auf ihrem Rückzuge die Fran-
„zoſen dieſes Platzes bemächtigten.“ Novarra gerieth
wieder in die Hände des Herzogs, in dem ſiegreichen
Treffen aber wurde Orelli verwundet. In dem fol-
genden Jahre 1496 befand er ſich bey der kriegeri-
ſchen Expedition gegen die Piſaner. Bey dieſer Ex-
pedition kam er in Bekanntſchaft mit dem berühmten
Dominicaner, *Hieronymus von Savanarola* von Ferra-
ra, dieſem prophetiſchen Eiferer gegen die Laſter der
Klerifey und des päbſtlichen Hofes, der, wie S. 32
der Vf. ſcharfſinnig bemerkt, ſich auf ähnliche Weiſe
Einfluſs verſchaffte, wie z. B. heut zu Tage die Obern
gewiſſer geheimer Orden. In dem Umgange mit Sa-
vanarola verſtärkte ſich Orelli's Abneigung gegen das
Mönchsweſen, und die ängſtliche Frömmigkeit ſei-
ner Gemahlin ſchreckte ihn von den freyern Geſinnun-
gen nicht ab. S. 37—60 findet ſich eine intereſſante
Epiſode über die Flucht des Herzogs von Mailand und
ſeine gefängliche Wegführung nach Frankreich. Um-
ſonſt bemühte ſich um ſeine Rettung Orelli. S. 61. 62.
„Unzufrieden mit den leeren Worten, die er an dem
„kaiſerlichen Hofe zu Inſpruck erhalten hatte, und
„noch unzufriedener mit ſich ſelbſt, daſs er ſich aus
„einer ruhigen häuslichen Lage und von einer liebens-
„würdigen Gattin wider ſeinen erſten Willen hatte
„weglocken laſſen, ging er in ſein Vaterland Locarno
„zurück. Bald gewöhnte er ſich an ſeine neue Le-
„bensart; ſie ward ihm ſogar zur Freude, als ihm ſei-
„ne Gemahlin zu Zwillingen den Aloyſio und Fran-
„cesco gebahr. Lange konnte er auf ſeiner Meyerey
„Minutio ruhig nicht leben. Auch dieſe Gegend war
„zwiſchen die Factionen der Gibellinen und Welphen
„getheilt. Von jener Faction waren nebſt den Rusca und
„Muralten auch die Orelli, eifrige Anhänger der mai-
„ländiſchen Herzoge, ihrer Lehnsherren.“ Unter der
franzöſiſchen Oberherrſchaft niedergedrückt, ſahn ſie's
nicht ungern, daſs ſich nun die Schweizerkantone
in den Beſitz von Lugano und Locarno ſetzen woll-
ten. Unter Vorwiſſen des *Viſconti Galeazo* trat mit
ihnen Orelli in geheime Unterhandlungen. Während
daſs ſich dieſe verzögerten, begegnete ſeiner Fami-
lie folgender grauſenvoller Vorfall (S. 67—69): „Als
„an einem ſchönen Abend die Mutter auf einer Raſen-
„banke unter einem dickbelaubten Kaſtanienbaume
„ſich am kühlenden Schatten ergötzte, und die Kna-
„ben nahe bey ihr im Graſe ſpielten, umringelte eine
„groſse Schlange des einen Knaben (Francesco's) Kör-
„per. Auf ſein gichteriſches Angſtgeſchrey rannte
„zuerſt der kleine Aloyſius hinzu, und ſtreckte mit
„kindiſchem Muthe das Händchen zu des Bruders
„Hülfe aus, nach der Schlange. Pfeilſchnell um-
„ſchlang das fürchterliche Thier beide Kinder. Nun
„eilte die Mutter und mit ihr ein Hausgenoſſe herbey.
„Durch einen glücklichen und geſchwinden Schnitt
„mit der Senſe befreyte dieſer die unverletzten Brü-
„der, ehe noch die fuſsfällige Mutter ihr Gelübde,
„die Kinder dem h. Franciscus zu widmen, wenn er
„ſie retten würde, ausgeſprochen hatte. Die Mutter
„äuſserte in Gegenwart zweyer Geiſtlichen den
„Wunſch, ihr Gelübde erfüllt zu ſehen. Giovann,
„der, wie wir ſchon wiſſen, dem Mönchsweſen we-
„nig geneigt war, verſagte ſeine Einwilligung.
„Hierüber bedrohten die Geiſtlichen ihn und ſeine
„Kinder mit dem Zorne des Heiligen. Theologiſch
„bewies ihnen der Weltmann aus 4 Moſ. XXX, daſs
„einer Frauen Gelübde ohne des Mannes Einwilli-
„gung nicht bindend war. Allein nach eben dieſem
„Geſetze verſicherten die Geiſtlichen, daſs im Falle
„der Weigerung alsdann auch der Mann die Schuld
„tragen müſste. Dies ging der Mutter, die ihren
„Mann innig liebte, tief zu Herzen, ſtandhaft aber
„blieb er bey der Weigerung, und vollzog gleichwohl
„das Gelübde, indem er ſeine Zwillinge in einem *ex*
„*Voto* Gemählde dem h. Franciscus darſtellte, und
„ihm zu Ehren in der *Chieſa nuova* zu Locarno einen
„Altar bauen lieſs. Vollends verſöhnte er ihn mit
„einem Geſchenk an die Kirche. Wahrſcheinlich iſt
„es, wie der Vf. bemerkt, daſs das öftere Anſchauen
„des Gemäldes, welches die Rettung von der Schlan-
„ge ſo lebhaft ſchilderte, und das dadurch ſo oft er-
„neuerte Andenken der gemeinſchaftlichen Gefahr
„nicht wenig beytrug, dem Francesco und Aloys die
„Brudertreue und gegenſeitige Zärtlichkeit ſo tief
„einzuprägen, daſs weder Zeit noch Umſtände, nicht
„einmal die Verſchiedenheit ihrer religiöſen Meynun-
„gen ſie zu erſchüttern vermogten.“ Inzwiſchen be-
nutzte die guelphiſche Parthey aus politiſchen Abſich-
ten die Nichterfüllung des oben erwähnten *Gelübdes*
zur Verfolgung Giovann's, als eines Ketzers. Um
der Verfolgung auszuweichen, begab er ſich mit ſei-
ner Familie zu ſeinem alten Kriegsgenoſſen, dem
Marggrafen von Mantua, an deſſen Hofe man ſich
mehr mit den Künſten und der Gelehrſamkeit, als mit
den Welthändeln beſchäftigte. Hier wurden, gegen
die damalige Gewohnheit, ſeine Kinder frühe im Le-
ſen und Schreiben unterrichtet. Bald hernach kamen
ſie nach Mailand, woſelbſt ſie in dem Dominicaner-
kloſter unter der Aufſicht eines freydenkenden Mönchs,
der Giovannis vertrauter Freund war, die höhern
Wiſſenſchaften ſtudirten. Mit Hülfe der Schweizer-
kantone ſetzte ſich der junge Maximilian Sforza in
den Beſitz von Mailand, trat aber den Cantonen die
Landſchaften Lugano, Locarno, Mendriſio und Valle
Maggia als Eigenthum ab. Giovanni lieſs ſich in ſei-
nem Vaterland nieder; Francesco begab ſich zu einem
Oheim an dem ſpaniſchen Hofe. Als Ludwig XII mit
Heeresmacht gegen Maximilian Sforza vorrückte,
dienten unter den ſchweizeriſchen Hülfsvölkern des
letztern auch die Orelli, Vater und Sohn. Während
der Belagerung von Novarra hielt ſich der junge
Aloyſius, gleichſam als ahnete er ſein künftiges Schick-
ſal, ſehr gern an die Zürcher, und in ihrem Umgange
lernte er die deutſche Sprache. Während des nach-
herigen Feldzuges, als ſich Franz I des Herzogthumes
Mailand bemächtigte, hatte ſich Giovanni bey der
eidgenöſſiſchen Beſatzung in Locarno dadurch groſses
Verdienſt erworben, daſs er auf ſeine Unkoſten einen
deutſchen Prieſter von Uri kommen lieſs. Denn da

„kurz vorher drey eidgenöſſiſche Soldaten gefährlich „krank lagen und beichten wollten, muſsten ſie es „durch einen Dollmetſch thun. Das fiel allen Schweiſ„zern daſelbſt aufs Herz," ſagt der Locarner Bericht an die Stände, „und war ihnen unerträglicher, als „alle Beſchwerden des Kriegesdienſtes." Als der Herzog auf Mailand Verzicht that, und nach Frankreich reiſete, begleitete ihn der junge Aloys. „Am letzten „Abend führte ihn ſeine kränkelnde Mutter in die Kir„che, wo auf des h. Franciscus Altare die Rettung „der Zwillinge vorgeſtellt war: ſie hieſs ihn, ſich „aufs Knie werfen, und für ſeine Rettung danken: „Das that Gott und ſein Heiliger," ſprach ſie. „Ja, „entgegnete Aloys, Gott lieſs es dem Chriſtoph gelin„gen, der das Thier entzwey ſchnitt." Lange weilte der Jüngling nicht in Frankreich, ſondern kehrte durch die Schweiz nach Italien zurück. — Von S. 115 beginnt ſeine romanhafte Liebesgeſchichte. Um dieſe Zeit diente er als Condottieri bald dem Pabſte, bald den Venetianern, bald dem Kaiſer. Mitten unter dem Waffengeklirre neigte er den deutſchen Söldnern das Ohr, und hörte beſonders den Frundſperg, einen hitzigen Lutheraner, ſehr gern von dem neuen Glauben erzählen. „Dadurch unterſchied ſich der ſtark„gläubige Italiäner von dem freygeſinnten Deutſchen, „daſs jener eilfertig vor dem Altare das Knie bog, „ehe er es wagte, den Altar ſeiner Koſtbarkeiten zu „berauben. Von den mit Perlen und Juweelen beſetzten „*Reliquien* riſſen die profanen Deutſchen weg, was Gel„*des Werth* hatte, und die Schädel und Knochen warfen „ſie den Italiänern zu. Dieſe frommen Soldaten ſteck„ten ſie unter Küſſen in denſelben Sack zu dem, was „ſie von dem Altare raubten." (S. 197) Bey der Er„oberung von Rom fand unſer Orelli ſeinen geliebten „Bruder Francesco wieder, nach einer Trennung von „mehrern Jahren. Sie wurden itzt unzertrennlich, „theilten alle ihre Beute brüderlich, und hielten ihre „Untergebenen beſtmöglich von Ausſchweifung ab." Ganz unvermuthet entdeckte er in Rom auch ſeine theuergeliebte Fräulein Apollonia. Auf eine romantiſche Weiſe rettete er ſie aus den Händen der räuberiſchen Krieger. Bald darauf vermählte er ſich mit ihr, und kehrte mit reicher Ausbeute nach Hauſe. Francesco aber ging nach Neapel. Aloys beſchäftigte ſich nun von neuen mit den Wiſſenſchaften. Zwiſchen ihm und Giovanne von Muralto wurde von der neuen Religion öfters geſprochen. Ihr Drittmann war der alte Orelli, der ſich von dem Deismus, dem Syſteme ſeiner jüngern Jahre, nunmehr gern zu dem verbeſſerten Glauben hinlenkte. In Locarno formirte ſich eine Chriſtengemeine, in dem Sinne und Geiſte Servets. Um das Uebel in der Geburt zu erſticken, bediente ſich die Geiſtlichkeit des weltlichen Armes. Die neuen Lehrer flüchteten ſich. Um dieſe Zeit ſtarb Giovanni von Orelli, (im J. 1530) ohne die letzte Oelung empfangen zu haben, und ohne prieſterliche Abſolution; auch befahl er, für ihn nur eine Seelenmeſſe zu leſen, „und zwar nur um der Schwachen „willen." Von S. 217—232 liefert der Vf. eine ſehr umſtändliche Beſchreibung von der neuen politiſchen Verwaltung, welche die Schweizercantonen in den neu erworbenen italiäniſchen Landvogteyen eingeführt hatten; von S. 232 eine äuſserſt intereſſante documentirte Nachricht von der Einführung der Kirchenreform in Locarno, von der Unterdrückung derſelben; und von der eben ſo liebreichen als ehrenvollen Aufnahme der ausgewanderten reformirten Familien, z. B. der Orelli und Muralten in den reformirten Schweizercantonen. Aloys bekennte ſich zur reformirten Religion und rettete ſich nach Zürich; ſein Bruder Francesco blieb katholiſch in Locarno. Ohngeachtet der Verſchiedenheit ihres Glaubens blieben ſie einander innig und mit der brüderlichſten Liebe ergeben. Sehr rührend wird S. 385 der Abſchied des erſtern beſchrieben: „Schon war die Nacht „eingebrochen, als Franceſco mit einer Schachtel voll „Erde, die er ſelbſt in Aloyſius Meyerey ausgegraben „hatte, wider zurück kam: Dieſe Erde, Bruder, „(ſprach er zu Aloyſius in Gegenwart ſeiner Gattin „und Kinder) nimm mit, und bewahr ſie; ſie ſey „Zeuge, daſs ich keinen Zoll Land von dir nehmen „will, den ich dir nicht in ſeinem vollen Werthe ver„güte, und daſs ich nicht zugeben werde, daſs An„derer Eigennutz dich drücke. Dörne und Diſteln „müſſen meine Güter tragen, wenn ich etwas von „deinem Eigenthume mit Unrecht an mich bringe, „oder dazu ſchweige, wenn Andere es thun wollen. „Pflanze etwas in dieſe Erde, und erinnere Dich da„bey des Landes, aus dem Du gezogen biſt, und des „treuen Bruders, den Du zurücklaſſeſt!" S. 391. Eine ſehr anſchauliche und intereſſante Beſchreibung von der liebreichen und zugleich klug veranſtalteten Aufnahme der vertriebenen Locarner zu Zürich (den 12 May 1555). Es waren ihrer an der Zahl 116, und darunter drey adeliche Familien, *Orelli*, *Muralto*, *Dunus*. S. 394. Zu ihren Gunſten wurde ein beſonderer Gottesdienſt in italieniſcher Sprache eingerichtet. Ihre erſten Lehrer und Prediger waren Ochin und Beccaria. „Die täglichen Beyſteuern und Liebes„gaben der guten Zürcher," ſchreibt S. 400 Orelli an ſeinen Bruder, „werden unſre Leute verderben; ſie „ſingen und beten ſo oft, wie eure Mönche, aber ſie „arbeiten auch eben ſo wenig; in die Länge kann es „nicht gehen; das Volk hier iſt zu arbeitſam, um „nicht, ſo bald das Neue vorbey iſt, mit Verachtung „auf arbeitſcheue Sänger hinabzuſehen; wenn dann „nur andere es nicht entgelten müſſen." Glücklicher Weiſe indeſs wuſsten Orelli, Dunus und Muralto die ärmern Coloniſten in Arbeit zu ſetzen. S. 401 Gegen dieſe drey begüterten Familien machten die katholiſchen Zeloten in Locarno und im Mailändiſchen gleichſam eine Verſchwörung, daſs Niemand weder ihre zurückgelaſſenen Güter noch die auf denſelben wachſende Seide ankaufen ſollte. Franceſco ſchickte alſo die Seide nach Zürich, und nunmehr fing man an, ſie in Zürch eben ſo gut zu zwirnen und zu färben, wie in Italien. Von 401—430 liefert der Vf. eine ſehr intereſſante Beſchreibung ſo wohl von der religiöſen Mildthätigkeit der Zürcher als von der reichen Vergeltung derſelben durch die Einführung der neuen

Fabriken, mit denen ſie die Locarnerproſelyten bekannt machten. — Von 430—500. Fragmente aus Aloyſius Briefen an ſeinen Bruder Franceſco; ungemein ſchätzbar; ſie ſtellen uns die Beſchaffenheit des Zürcherſchen Geiſtes und Charakters, ſo wie er ſich in der zweyten Hälfte des XVIten Jahrh. äuſserte, in dem helleſten Lichte, und in jeder Schattirung, dar. Man ſieht gewiſs aus unſrer Anzeige, daſs ſich der Vf. durch dieſe Schrift um einen ſehr wichtigen Theil der Schweizergeſchichte ungemein verdient gemacht habe.

Venedig, b. Carlo Paleſe: *Delle guerre de' Veneziani* nell' Aſia dal MCCCCLXX al MCCCCLXXIII. Libri Tre *di Coriolano Cippico* riprodotti nel ſolenue ingreſſo di S. E. Cavaliere Meſſer Antonio Cappello alla dignita di Procuratore di San Marco M. DCC. XCVI. Mit Vorr. 100 S. kl. Fol.

Dieſes, einem neuen Procuratore di San Marco in Venedig von Herrn *Morelli*, dem verdienſtvollen Bibliothekar der S. Marcusbibliothek daſelbſt errichtete Denkmal, enthält beſage der Vorrede, die italiäniſche Ueberſetzung eines Werkes, das urſprünglich in lateiniſcher Sprache geſchrieben war, und im Jahr 1477 und folglich bald nach Endigung des in demſelben beſchriebenen Krieges unter dem Titel *Coriolani Cepionis Dalmatae Petri Mocenici Imperatoris geſtorum Libri tres*, aus der *Ratdoltiſchen* Officin zu *Venedig* zum Vorſchein kam. Er hieſs eigentlich Cippico, legte ſich aber den Namen *Cepio*, den einige alte römiſche Familien führten, vermuthlich aus Stolz bey. Er war nicht nur ein Gelehrter, ſondern auch ein guter Soldat, der in dieſem Feldzug groſsen Antheil nahm, welcher Umſtand für die Richtigkeit ſeiner Geſchichte bürgen mag. Man hat von dieſem Werke zwo andere Ausgaben, die eine davon kam 1544 zu *Baſel*, und die andere 1594 zu *Venedig* heraus, auch findet man daſſelbe in des *Petri Juſtiniani Hiſtoria rerum Venetar. Argent.* 1611. Der Verfaſſer der italiäniſchen Ueberſetzung, die 1570 zu Venedig gedruckt wurde, iſt unbekannt; und dieſe iſt es denn, die Hr. *Morelli*, nachdem er ſie mit dem Original genau verglichen und durchaus verbeſſert hatte, hier wieder abdrucken lieſs, und derſelben einige Anmerkungen beyfügte.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke d. jüng.: *Neue Bilder-Gallerie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Selbſtbeſchäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunſt, Sitten, und des gemeinen Lebens.* Fürs Jahr 1795 mit 146 Abbildungen. 320 S. Dritter Band. 1796. mit 22 Kupfertafeln. 400 S. Vierter Band. 1797. mit 23 Tafeln. 410 S. 8. (11 Rthlr.)

Der Text dieſer Bände iſt eben ſo unterhaltend und lehrreich, wie im erſten. Es werden Berge, Vulkane, Alaunwerke, Kalkbrüche, Gletſcher, der Rheinfall, der Schiffbau, Cooks Reiſen, Jagden, Stiergefechte, Turniere, gymnaſtiſche Uebungen, alte und neue Revolutionsſcenen, mythologiſche und allegoriſche Vorſtellungen, Telegraphen, Mühlen, berühmte Werke der Baukunſt, mehrere fremde Völker, nebſt verſchiednen merkwürdigern Thieren und Gewächſen ſo beſchrieben, daſs die Hauptſachen und jeder intereſſante Zuſammenhang auf eine gründliche, doch ſoviel möglich leichte und angenehme, Art erzählt werden. Die Kupfer kann man hingegen um ſo weniger rühmen, ob ſie gleich nicht zu den ganz ſchlechten gehören. Die Landſchaften ſind viel zu grell, oder zu bleich, und ohne Haltung illuminirt; groſse und erhabne Darſtellungen, wie die vom Veſuv, vom Geyſer, und dem Staubbach, haben durch Härten eine höchſt unangenehme Kleinlichkeit erhalten. Aus Leskens Reiſe, an das Ausländiſche nicht einmal zu denken, würde man ſchönere Abbildungen der Baſaltfelſen haben entlehnen können, als die hier gezeichneten Pfahlreihen des Stolpener Schloſſes. Daſs Fig. 144. 145. Anis vorſtellen ſolle, würde Rec. für ſich niemals errathen haben.

* * *

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen *erſchienen:*

Ulm, in der Stettiniſchen Buchhandlung: *Neues vollſtändiges Koch- Back- und Konfiturenlexikon, oder alphabetiſcher Auszug aus den neueſten und beſten inn- und ausländiſchen Koch- Back- und Konfiturenbüchern, in welchem das Beſte und Nützlichſte in dieſer Wiſſenſchaft in alphabetiſcher Ordnung zu finden iſt.* Neue Aufl. 1796. 430 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Verſuch einer kleinen deutſchen Sprachlehre für die heranwachſende Jugend*, von *Aug. Hartung*. 3te Aufl. 1797. 184 S. 8. (7 gr.)

Hannover, b. Hahn: *Die Zwillinge.* Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Neue Aufl. 1796. 110 S. 8. (6 gr.)

Aurich, b. Schulte u. Halle, b. Curts W.: *Betrachtung eines Greiſes über die Religion*, von *Chriſt. Fr. von Derſchau*, 2te Aufl. 1796. 184 S. 4. (21 gr.)

Halle, b. Curts W.: *Heydelbergiſcher Katechiſmus mit kurzen Erläuterungen und vielen Zeugniſſen der heil. Schrift.* 3te Aufl. 1796. 231 S. 8. (6 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. May 1797.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Strabonis rerum geographicarum libri XVII.* — Graeca ad optimos codices manuſcriptos recenſuit, varietate lectionis adnotationibusque illuſtravit, Xylandri verſionem emendavit *Jo. Phil. Siebenkees*, profeſſor Altorfinus. T. Imus. 1796. 470 S. 8.

Von den vier bisherigen Ausgaben des Strabo iſt die Aldiniſche nach einem ſehr fehlerhaften Codex abgedruckt, die zweyte von Hopper bereichert den Schriftſteller um nichts, Xylander verbeſſerte ſo viel man ohne Handſchriften beſſern kann, und gab eine *neue* Ueberſetzung, in der aber freylich nicht ſelten dem Griechen ein unrichtiger Sinn untergeſchoben wird; Caſaubonus endlich wurde der Wiederherſteller des Textes, ſo wie wir ihn bis jetzt beſaſſen. Die Abweichungen von fünf alten, durch ſeinen Schwiegervater Heinr. Stephanus erhaltenen Abſchriften, *beynahe* aber noch mehr ſein eigner Geiſt, die Tiefe *ſeines Scharfſinnes*, gründliche Kenntniſs der Sprache und einige Vertraulichkeit mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften, ohne welche ſich wohl niemand mit Glück an den Strabo wagen kann, geben ihm das beneidenswerthe Gefühl der wahren Beurtheilung und Auswahl unter mehrern Lesarten, ſetzen ihn ſo in den Ideengang ſeines Autors, durch bloſse Conjectur an vielen Orten das Fehlerhafte oft mit einem Worte, mit kleiner Wendung des Gedankens zu verbeſſern, daſs man bey künftiger Auffindung beſſerer Handſchriften gewiſs ſehr oft den nämlichen Ausdruck des Gedankens erkennen wird. Und dieſer Mann hatte die vielleicht übertriebne Beſcheidenheit, ſelbſt bey der auffallendſten Ueberzeugung der beſſern Wahl, nie die Lesart des Textes zu verdrängen; er ſtellt ſeine Muthmaſsung mit den Gründen zur Umänderung in die Noten, welche noch auſserdem einen reichen Schatz der Erklärung enthalten. Nach Caſaub. bot niemand weiter dem Strabo hülfreiche Hand; denn Almeloveens Ausgabe iſt bloſser minder correcter Abdruck der Caſauboniſchen, mit Einſchaltung einzelner aus *Palmer, Salmas.* etc. geſammelten Bemerkungen. Unterdeſſen haben wir noch lange nicht den reinen Text des Griechen, mehrere Stellen erwarten den Fleiſs des künftigen Verbeſſerers, manche ſind ſo verdorben, daſs Scharfſinn allein ohne Beyhülfe guter Handſchriften, mehr Schaden als Nutzen zu bringen droht; es fehlen hin und wieder einzelne Stellen nebſt einem beträchtlichen Theil des ſiebenten Buchs; und auf der andern Seite hat ſich nicht ſelten die Randgloſſe des Leſers durch ſpätere Abſchriften in den Text geſchlichen, wodurch Mangel des Zuſammenhangs und die Muthmaſsung von Lücken entſteht, welche nicht durch neues Hinzufügen, ſondern durch Abſchneidung des Ueberflüſſigen zur Vollſtändigkeit gebracht werden müſſen. Der Zeitpunkt, in welchem wir leben, ſchien der Erfüllung des allgemeinen Wunſches nach einer berichtigten Ausgabe nahe zu ſeyn. England verſprach dem alten Geographen Unterſtützung, und wer könnte ſie beſſer geben als der Gelehrte dieſes Landes, den eine ziemliche Anzahl von Handſchriften, Verbindungen mit allen Theilen Europens dazu auffodern, der ſich durch die Koſten der wichtigen Unternehmung nicht zurückſchrecken läſst; und doch harren wir ſchon Jahre auf die Erfüllung des Verſprechens. Eine nicht minder reiche Quelle öffnet ſich in den Schätzen der ehemals königl. Pariſer Bibliothek. Bréquigne unternahm es, den Text nach dem beſten der vorhandenen Mſcpt. zu liefern und die übrigen zur Berichtigung anzuwenden. Der erſte Theil erſchien 1765; er enthält die drey erſten Bücher, und zur Fortſetzung iſt die Hoffnung verſchwunden. Selbſt das Gelieferte beweiſt aber, daſs ſeine Handſchriften ihm gerade in den wichtigſten Stellen nichts beſſers an die Hand geben, als uns ſchon Caſaubonus geliefert hat. Erwartungsvoll griffen wir alſo nach dem vorliegenden Anfange der Ausgabe des nun verſtorbenen Hn. Prof. *Siebenkees*. Er lebte einige Jahre in Italien, verwendete einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit, um Materialien zur beſſern Ausſtattung des Strabo zu ſammeln, fand auch in Venedig und Rom Unterſtützung und Zugang zu den vorhandenen Handſchriften, und konnte ein Exemplar der Aldin. Ausgabe benutzen, an derem Rande *Heinr. Scrimger*, ehemaliger Prof. zu Genf, die Varianten von ſechs Mſcpt. bemerkt hatte. Reiche Ausbeute verſprach noch der Auszug nebſt den Verbeſſerungen der Lesarten, welche ſich von *Beſſarions* Lehrer, *Gemiſt. Pletho* über die zehn erſten Bücher des Strabo auf der Marcus Bibliothek in Venedig finden. Von ſo vielen Quellen, von dem Fleiſse des ſel. *S.* konnte man ſich zu groſsen Hoffnungen berechtigt glauben; aber auch dieſe Hoffnungen täuſchen. Alle gebrauchte Handſchriften erreichen bloſs das 14te und 15te Jahrh. und bieten in den Hauptſtellen, wo der Grieche der Wiederherſtellung am bedürftigſten iſt, die nämlichen verdorbenen Lesarten, die nämlichen Lücken dar, welche unſere Ausgaben zeigen. Daher muthmaſst Hr. *S.* ſelbſt, daſs ſie alle aus einerley Stamm, aus einem Codex des 12ten Jahrh. gefloſſen ſind, von welchem Scrimger noch 9 Bücher in

in ſehr verdorbenem Zuſtande auf der Strozíſchen Bibliothek zu Rom fand und benutzte. Hr. *S.* hat dieſe Handſchrift nicht ſelbſt geſehen, ſondern glaubt, ſie ſey nach Paris gekommen, weil der Catalog der königl. Bibliothek einen Codex aus dem 12ten Jahrh. anführt, der die erſten *zehn* Bücher enthält. Alles was wir von der neuen Ausgabe erwarten dürfen, beſchränkt ſich alſo auf die Berichtigung einzelner Wörter, die aber doch nicht ſelten dem Verſtande des Ganzen eine auffallende Wendung geben; und das Verdienſt des Herausgebers bleibt ſchon wegen der ſorgfaltig angeſtellten Sichtung der alten Lesarten wichtig. Caſaubonus bemerkt bloſs am Rande und im Allgemeinen die Abweichung der Handſchriften; hier aber wird beſtimmt angegeben, ob ſie alle, oder welche insbeſondere dieſer und jener Lesart folgen. Die gewiſſe Kenntniſs des Fehlers führt oft zur nahen Verbeſſerung; und bey künftiger Entdeckung ergiebiger Quellen, liegen in den kurzen bloſs kritiſchen Noten die Steine des Anſtoſses beyſammen, deren Beyſeiteſchaffung man erwartet. Denn wenn gleich Hr. *S.* die Hoffnung einer ſolchen Hülfe fallen zu laſſen ſcheint, ſo geben wir ſie doch nicht gerne auf. Es mögen wohl noch ältere Handſchriften verſteckt liegen, die, wenn gleich nicht alles Fehlende, doch einen beträchtlichen Theil deſſelben ergänzen. Hr. *S.* nimmt die gefundenen beſſern Lesarten ſogleich in den Text auf, welches niemand tadeln wird; aber er faſst zugleich den Vorſatz, die fehlerhaft geſchriebenen eignen Namen in ihre Reinigkeit herzuſtellen, wenn ihm auch die Quellen keine Hinweiſung geben, weil er es für Fehler des Griechen hält, welcher ausländiſche Namen ſo verſtümmelt lieferte, als der Franzos die unſrigen. Schwerlich wird man ihm das Factum zugeben; der Grieche verunſtaltete zwar ausländiſche Namen, aber immer auf einerley Art; wenn z. B. der ältere Grieche die *Ligures Lygies* nannte, ſo nannte ſie der ſpätere auch ſo, und Strabo durfte ſich keine eigne Nomenclatur bilden, ohne allgemein unverſtändlich zu werden. Und ſelbſt in dem zugegebenen Falle darf der Editor nicht ändern; wir verlangen von ihm die wahre Lesart des Schriftſtellers, nicht die Verbeſſerung der Geographie, welche ihre Stelle in den Noten finden muſs. Er hält ſich ferner für berechtigt, da wo ihn die Handſchriften verlaſſen, die Verbeſſerungen der Erklärer; unmittelbar als wahre Lesart in den Text zu ſtellen. Caſaubonus dachte hierin anders; doch da Hr. *S.* von ſeiner ſelbſt gegebnen Regel nur bey ſolchen Stellen Gebrauch macht, worüber die Richtigkeit der Veränderung nur eine Stimme ſeyn kann, ſo wollen wir die Anmaſsung nicht beſtreiten; nur ſollte er ſeiner eignen Vorſchrift mehr getreu bleiben, nie etwas aufzunehmen, ohne die ältere Lesart in den Varianten nachzuweiſen. S. 301. lieſt er nach Caſaubonus ganz richtig: πλέον ἂν εἴη ἢ τὸ λοιπον, ſagt aber nicht, daſs es eine Umänderung ſey, daſs die Ausgaben das ἢ nicht haben. Caſaubonus (S. 58.) ſchlägt ſtatt der unrichtigen Lesart καὶ τὰς Αἰθίοπας ἀυτὸν φαίνεται vor, κ. τ. Α, ἀυτῷ εἶναι φαίνεται zu leſen, Hr. *S.* behält S. 90. die Verbeſſerung, läſst aber das εἶναι weg. Eine andere Stelle berichtigt Caſaub. (S. 62.) durch die Interpunction und durch Einſchaltung des Wortchens ἢ; Hr. *S.* lieſt S. 96. wie Caſaub. vorſchlug, nennt aber ſtatt ſeiner etliche Handſchriften, welche ihm die Lesart an die Hand gaben. Bey Gelegenheit der ſechs Zonen des Polyb. fügt Caſaub. (S. 96.) die zum Verſtande des Ganzen unentbehrlichen Worte bey: καὶ δύο τὰς μεταξὺ τούτων; Hr. *S.* nimmt ſie S. 255. in den Text, ohne einen Wink zu geben, daſs man bisher anders geleſen habe. Bey den übrigen zahlreichen Umänderungen aber nennt er immer die Quelle, aus denen ſie entlehnt ſind, nämlich auſser dem Caſaub. die neue franzöſiſche Ausgabe des *Bréquigne*, die Conjecturen des Engländers *Tyrwhitt*, *Heynes animadv. in Apollodor.* und die Varianten, welche *Gronov* in den *variis geograph.* aus den erſten neun Büchern eines Mediceiſchen Cod. geſammelt und mit Erklärungen begleitet hat. Glückliche Herſtellung des Textes, die Hr. *S.* bloſs aus ſeinen Mſcpt. oder Einſichten bewirkte, ohne ſie anderswo ſchon vorzufinden, haben wir bey ſorgfältiger Prüfung in folgenden Stellen bemerkt. S. 58. παρὰ θαλάττῃ ξενίζειν, die ältere ſchlechtere Lesart war ἐπὶ; doch hat ſie auch ſchon *Gronov.* S. 116. (Caſ. 43.) erklärt er mit Recht die Worte δοκοῦσι bis ἀγνοουμένων für das Einſchiebſel aus einem Scholiaſten. S. 225. (Caſ. 84.) trift des Hn. *S.* Conjectur ſehr glücklich das Wort δεῖν, ſtatt des gewöhnlichen προάγειν δυοῖν. Richtig iſt auch S. 309. (Caſ. 116.) die Lesart der Mſcpt. μὴ μεῖον, wo es im gewöhnlichen Texte heiſst, ein Globus müſſe im Durchmeſſer gröſser (μείζω) ſeyn, als 10 Fuſs. Man las bisher (Caſ. 120.) Αἰθέριοις Αἰθίοψι muthmaſste aber nach der Wahrſcheinlichkeit und den Angaben des *Mela*, *Strabo* habe geſchrieben Ἑσπερίοις Α; Hr. *S.* bringt die Beſtätigung der Lesart aus dem *Pletho*, nimmt ſie aber nicht in den Text. Caſ. 122. war bisher ausgelaſſen, πολύ δ᾽ ἐστὶ (καὶ τὸ γνώριμον) καὶ το εὔκρατον; Hr. *S.* ergänzt S. 324. die eingeſchloſſenen Worte aus Gronov und einigen ſeiner Mſcpt. S. 330. verwandelt er richtig τὸ δὲ nach Gemiſt. Pletho in τῷ δὲ; S. 332. das Gewöhnliche συναγάγῃ — καὶ ποιήσῃ in συνάγουσι — καὶ ποιοῦσι; und S. 343. τὰ ἐκτὸς τοῦ Ταύρου in τὰ ἐντός. Groſser Gewinn entſpringt freylich für den Strabo nicht aus den gefundenen Verbeſſerungen; aber die Fortſetzung liefert wohl gewiſs eine beträchtliche Anzahl von Ergänzungen und Berichtigungen, denn Hr. *S.* verſichert in der Vorrede, daſs er bloſs aus den Excerpten des *Gem. Pletho* den Text in unendlich vielen Stellen (*ſexcentis locis*) zur alten Reinheit gebracht habe. Auch Xylanders Ueberſetzung finden wir häufig und richtig umgeändert. Beweiſe geben S. 18. 159. 182.

Ueberall gelingen aber freylich dem Hn. *S.* weder die Verbeſſerungen des Textes noch der Verſion. Es iſt Pflicht des Rec., auch dieſe Fehlgriffe zu bemerken, und wo es ihm möglich iſt, das Seinige zur Herſtellung der wahren Lesart beyzutragen; er ſieht ſich ſogar gezwungen, mit mehrerer Ausführlichkeit davon zu ſprechen, weil bisher die bloſse Hinwei-

ſung auf die Seitenzahl hinreichend war, beym Tadel und bey Berichtigungen hingegen zugleich die Gründe gefodert werden. Jede einzelne Stelle aber, wo die Verſion noch einer Aenderung bedurfte, nachzuweiſen, erlauben die Gränzen einer Rec. nicht. So iſt z. B. S. 4. *Abſque enim* etc. die ganze Periode verfehlt; S. 7. wird nach *jam tum* ausgelaſſen *quoque nuncupatum fuiſſe*. Wir wenden uns an den Text. Die Stelle S. 30. αὐτὸ μόνον etc., wo ſchon Caſaub. Schwierigkeiten fand, und die Hr. *S.* in der Note umzuſchmelzen ſucht, iſt nach der alten Lesart richtig, und giebt beynahe den nämlichen Verſtand, welcher in der Ueberſetzung vorgelegt wird, reiner als die vorgeſchlagene Verbeſſerung. Die ſchwere und dem Anſcheine nach völlig verdorbene Stelle S. 173. (Caſaub. 65.), in welcher Caſaub. und die ſpätern Erklärer mehrere Lücken bemerken, kann nach unſerm individuellen Gefühl ohne weitere Hülfe einer Handſchrift wieder hergeſtellt werden. Die Rede iſt davon, daſs die Länge der bekannten Erde die Breite um vieles übertreffe. Eratoſthenes ſucht zu bereden, ſagt Strabo, ὅτι κατὰ φύσιν ἐστὶ τὸ ἀπὸ ἀνατολῆς ἐπὶ δύσιν διάστημα μεῖζον λέγειν. Die Behauptung ſchien einem alten Leſer wichtig genug, um am Rande ſeines Exemplars den Satz anzuzeichnen, κατὰ φύσιν εἶναι ἀπὸ τῆς ἕω πρὸς τὴν ἑσπέραν μακροτέραν εἶναι τὴν οἰκουμένην. Läſst man dieſe Wiederholung, welche ſo wie die zwey nächſten Worte καθάπερ εἰρήκαμεν in den Text kam, aus demſelben, und verbindet das *Folgende* bloſs mit καὶ, ſo fällt die ganze Lücke weg, und der reine Zuſammenhang des Vortrags liegt vor Augen. Weiter unten aber bey der Bemerkung eines zweyten Defects, muſs entweder nach Caſaub. ergänzt werden ὅτι, oder wie uns natürlicher ſcheint, ὡς ἂν λέγοιτε; denn es ging unmittelbar vorher im Gegenſatze λέγοιτ' ἄν. Eben ſo verbeſſert ſich eine andere Lücke ſehr leicht. S. 317. (Caſ. 119.) „Poſidonius erzählt, *er habe einſt* von einem hohen Hauſe „an der Küſte Iberiens den Stern Kanobus *geſehen* (ἰδεῖν)." Dieſes Wort ſchien dem Gloſſator nicht richtig genug zu ſagen: *er habe einſt geſehen*, bemerkte ſich daher am Rande ποτὲ ὁρᾶσθαι. Die Gloſſe kam in den Text, und zwar eine Zeile höher, ſo daſs ſie allen Sinn verdirbt; man laſſe ſie weg, und das Ganze iſt zuſammenhängend. *Gemiſt. Pletho* und Gronovs Codex weiſen auch auf die wahre Lesart hin, nur daſs ſie einige Worte, die in den Ausgaben früher ſtehen, weiter unten anſetzen. S. 185. (Caſ. 69.) ἀλλὰ μὴ ἐὰν ἥττω, muſs dem Zuſammenhange zu Folge geändert werden in ἀλλὰ μὲν ἐ. ἡ. S. 186. ὡς αὐτὸς ὁ Ἵππαρχος κατονομάζει, ſoll heiſsen ὥς. S. 192. (Caſ. 71.) läſst Hr. *S.* die gewöhnliche und richtige Lesart ſtehen, verändert aber die Verſion nach Caſaub. vorgeſchlagener Verbeſſerung. S. 190. (Caſ. 71.) bezeichnet Hr. *S.* zweymal durch Punkte Lücken, die er im Texte vorausſetzt, weil es von dem Vorhergehenden abgeriſſene Sätze ſind; aber ſie geben den Anfang des Beweiſes, daſs Indien nicht weiter gegen Norden reichen könne, als die Parallele von Rhodus bis zur Breite von Byzanz. Caſaub. fand hier nichts Ausgelaſſenes, er kannte des Eratoſthenes Syſtem genauer. S. 199. (Caſ. 74.) fodert nach unſerer Muthmaſsung der Sinn das Wort Βάκτρων ſtatt des gewöhnlichen Βάκτρω. S. 227. (Caſ. 85.) müſſen die Worte ἐκεῖνο ὁπότερον ἂν ᾖ μεῖζον als eine Gloſſe aus dem Texte verwieſen werden. Der Leſer des Strabo wird die Nothwendigkeit der Aenderung, und die Urſache, welche den Satz hieher brachte, leicht fühlen. Strabo ſagt, „in Anſehung der Länge und Breite iſt der Begriff verſchieden, je nachdem man vom Ganzen, oder vom einzelnen Theile ſpricht. Bey der ganzen bekannten Erde heiſst die gröſsere Ausdehnung (von Weſten nach Oſten) Länge, die geringere (von Süden nach Norden) Breite. Beym einzelnen Theile hingegen heiſst Länge jedes kleinere oder gröſsere Stück, welches der ganzen Länge parallel liegt, ſollte es auch in der Breite ſich weiter ausdehnen als in der Länge." Der Gloſſator machte ſich die Bemerkung am Rande: *es mag die Breite um noch ſo viel gröſser ſeyn als die Länge*; ſie kam in den Text und verderbte allen Sinn. Der Leſer wird aus dieſem Vortrage zugleich lernen, daſs unſere Benennung der Länge und Breite nicht erſt durch Ptolemäus entſtund, wie man gewöhnlich annimmt. S. 243 (Caſ. 91.) hätte Hr. *S.* das Wort ἰσημερινὴν, welches ihm der Codex gab, in den Text nehmen ſollen; denn das gewöhnliche μεσημβρινὴν ἀνατολὴν hat keinen Verſtand. Die Stelle 305. (Caſ. 115.) vom Abſtande Maſſiliens nach Britannien iſt nicht verdorben, wie Hr. *S.* glaubt. — Druckfehler im Griechiſchen haben wir ſelten bemerkt; hier folgt das kurze Verzeichniſs. S. 116. ſtatt συνεῖχον leſe συνοικῶν. S. 157. συνέβη der Accent vergeſſen. S. 187. ὁυμηθέντα l. ὁρμηθέντα. S. 299. ἡμεσφαίρων l. ἡμισφ. S. 326. λιβικὸν l. λιβυκὸν. S. 340. ἐπιφέσεται l. ἐπιφανέσεται. — Dieſer Theil enthält die drey erſten Bücher; Hr. *S.* hat ſie in Kapitel zerlegt und dadurch dem Leſer eine Wohlthat erwieſen, die er mit der andern Hand ſogleich wieder wegnimmt, denn die gemachten Abſchnitte fallen ſo groſs aus, daſs der Dienſt, den man für das bequemere Citiren erwartet, völlig vernichtet wird. Und warum läſst doch wohl Hr. *S.* die Bemerkungen am Rande weg, durch welche Caſaub. die Stellen der ſo häufig angebrachten Verſe Homers und anderer Dichter bezeichnete? — Hr. *S.* ſagt in der Vorrede nichts vom Commentar; hoffentlich wird aber der Fortſetzer dieſes Werks ihn nicht weglaſſen; ein Strabo ohne Erklärungen verliert ſelbſt für den geübten Leſer die Hälfte ſeiner Nützlichkeit.

LITERARGESCHICHTE.

Altenburg, b. Richter: *Auserleſene Bibliothek für kleine akademiſche und ſcholaſtiſche Schriften*, theologiſchen, philoſophiſchen, philologiſchen, hiſtoriſchen und pädagogiſchen Inhalts, in Verbindung mit einigen Gelehrten verfaſst und herausgegeben von *Johann Friedrich Degen*, Director — der — Fürſtenſchule zu Neuſtadt an der Aiſch.

Altch. *Erſten Bandes erſtes Stück.* 1795. *Zweytes Stück.* 1796. 248 S. 8.

Hr. *D.* hat allerdings Recht, wenn er in der Vorerinnerung ſagt, daſs ein eigenes, für kleinere intereſſante akademiſche und andere Schriften, die durch den Buchhandel nicht in Umlauf kommen, beſtimmtes Journal, ein wahres Bedürfniſs ſey. Da nun dieſem Bedürfniſs durch dieſes neu angelegte Inſtitut abgeholfen, und der Wunſch ſo mancher Gelehrten, denen dergleichen kleinere Schriften bisher oft ganz unbekannt geblieben ſind, erfüllt werden ſoll: ſo verdient daſſelbe auch in unſern Blättern angezeigt zu werden, und dieſes um ſo viel mehr, da die, in den gegenwärtigen beiden Stücken gelieferten Anzeigen von 43 dergleichen kleinen Schriften allen Beyfall verdienen. Hr. *D.* verſpricht auch, wo nicht jedem, doch immer dem zweyten Stücke dieſer Bibliothek, einen eigenen Aufſatz beyzufügen, der dem Erklärer der heiligen oder Profanſcribenten, dem Literator, dem Pädagogen u. ſ. w. nicht unangenehm ſeyn ſoll, wie denn gleich an der Spitze des erſten Stücks eine Abhandlung *über Temenos und Temene* ſtehet. Möchte es doch einem ſo gemeinnützigen Inſtitut nicht an der nöthigen Unterſtützung fehlen!

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Erfurt, b. Keyſer; *Der deutſche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Leſebuch für Lehrer in Bürger- und Landſchulen. Herausgegeben von H. G. *Zerrener*. 5. B. Neue Aufl. 1796. 190 S. 8. (6 gr.)

Ebend., b. Ebend.; *Antihypochondriakus oder etwas zur Erſchütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung.* 1. Port. 3te Aufl. 1796. 134 S. 8. (6 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Breslau*, b. Korn; *Briefe über die Bäder zu Warmbrunn nebſt einigen Bemerkungen über Flinsberg und Liebwerda*, von *G. P. Mogalla*, der Phil. Med. Chir. D. 1796. 130 S. 8. — Da die Beſchaffenheit dieſer Quelle, und die Anſtalten zu deren Gebrauche, auſserhalb Schleſien nicht ſehr bekannt zu ſeyn ſcheinen, ſo wird manchem Leſer mit einem kurzen Auszuge aus dieſen Briefen gedient ſeyn können. — Die Zeit der erſten Entdeckung und Benutzung der Quelle zu *Warmbrunn* ſcheint noch über die des *Carlsbads* hinauszureichen. Das Hauptbad in ältern Zeiten war das ſogenannte Probſtbad, auch das ſteinerne Bad genannt. Das jetzige Gebäude iſt ein regelmäſsiges maſſives Viereck, welches im J. 1692 durch den Abt zu Gruſſau *Roſa* erbauet worden. Das jüngere, gräflich Schafgotſche Badehaus iſt eine Rotunde. Beide Bäder haben einen, für die Reinlichkeit ſehr groſsen Fehler, daſs man ſie nicht völlig ablaufen laſſen kann. Im probſteylichen Bade, über welches der jedesmalige Superior die Aufſicht hat, ſind die Stunden folgendermaſsen vertheilt. Von 4 bis 6 Uhr Morgens wird getrunken; alsdenn fangen die *adeliche Frauen* mit dem Baden an; dieſen folgt der *männliche Adel*; dann baden die *burgerlichen Frauen* der ſogenannten Honoratioren, die den *Männern deſſelben Standes* den Platz räumen; endlich baden die *gemeinen Frauen*, (vergeſſen ſie nicht, — ſagt der Briefſteller — daſs ich in der hier gewöhnlichen *Technologie* ſchreibe,) worauf die *gemeinen Burger* des Vormittags den Beſchluſs machen. Des Nachmittags fängt dieſelbe Ordnung von neuem an. Iſt die Anzahl der Badegäſte nicht zu groſs, ſo werden einer jeden Klaſſe jedesmal 1½ Stunden eingeraumt; im entgegengeſetzten Falle darf jeder Stand nicht über 1 Stunde baden. In dem gräflichen Bade fängt man, wenn die Anzahl der Gäſte groſs iſt, ſchon um 4 Uhr Morgens an zu baden; da hier keine Vorrichtung zum Trinken iſt. Uebrigens pflegt man es ſo einzurichten, daſs in den Stunden, die in dem probſteylichen Bade für die Männer angeſetzt ſind, in dem gräflichen die Frauen haben. — In dem dortigen einzigen Gaſthofe hat der Vf. Speiſe, Getränk und Aufwartung nicht zu rühmen gefunden. Auch werden noch geſellſchaftliche Unterhaltungen und zweckmäſsige Anlagen zum Vergnügen, ſehr vermiſst. In der Nähe iſt kein ſchattiger Spatziergang, kein Garten bereit, die Gäſte zu empfangen. Der *Grund davon* liegt nicht am Erdboden, ſondern in einem Mangel an Sorgfalt für das Vergnügen der Badegäſte. Nur der Beſuch entfernterer Gegenden kann angenehme Zerſtreuungen gewähren. Die Temperatur der beiden Bäder ſetzt der Vf. im Durchſchnitt auf 97°. und die der Trinkquelle auf 99° nach Fahr. feſt. Die Beſtandtheile des Waſſers ſind nach der, (bereits aus *Zöllners* Briefen über Schleſien, und aus den Crell. Annal. bekannten,) chemiſchen Unterſuchung des dortigen geſchickten Apothekers Hn. *Tſchörtner* angegeben (wobey Rec. doch die vitriolgeſäuerte Kalkerde neben dem kohlengeſäuerten Mineralalkali nicht zuſammen reimen kann): Unter den wirkſamen Beſtandtheilen ſtehet das hepatiſche Gas ohne Zweifel oben an.

Nach einigen medicíniſchen Bemerkungen theilt der Vf. Vorſchläge und Wünſche zu Verbeſſerungen der Anſtalt mit. Dieſe ſind: ein geräumiger Saal mit Zubehör, zur allgemeinen Zuſammenkunft in der Nähe der Bäder, und einige gedeckte Säulengänge zur Promenade für Trinker bey ſchlechtem Wetter; eine Maſchine, wodurch die Bäder öfter, als bisher geſchehen iſt, ausgeſchöpft werden könnten; die Anlage einiger ſchattigen Alleen; die Anlage einer Douche; verdeckte Trageſeſſel, die bey keiner Badeanſtalt fehlen ſollten u. ſ. w. — Das wenige, was der Vf. noch von dem Sauerbrunnen zu *Flinsberg* beyfügt, betrift die, vom Hn. *Tſchörtner* ebenfalls ſchon in den Crell. Annal. mitgetheilte chemiſche Zergliederung; (bey welcher Rec. ſeinen ſchon geäuſserten Zweifel an dem Beyſammenſeyn der vitriol- und ſalzgeſäuerten Kalkerde mit freyem Mineralalkali wiederholen muſs.) Zuletzt noch einiges von dem Geſundbrunnen zu *Liebwerda*; deſſen romantiſche Lage und die daſelbſt angetroffenen guten Einrichtungen, unſer Briefſteller mit Wärme preiſet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Carlsruhe, in Macklots Hofbuchhandl.: *J. L. Böckmann's* Prof. zu Carlsruhe, Verſuch *über Telegraphic und Telegraphen* (,) nebſt der Beſchreibung und Vereinfachung des Franzöſiſchen Telegraphen (,) und der Anzeige einiger von ihm vorgeſchlagenen neuen Methoden. Mit 3 Kupfern. 1794. 120 S. 8.

2) Frankfurt a. M., in der Andreäiſchen Buchh.: *Ueber Signal-, Order und Zielſchreiberey in die Ferne mit neuen Angaben und dreyzehn Kupfertafeln* — oder *über Synthematographe und Telegraphe in der Vergleichung* — aufgeſtellt mit Urkunden zur Ehre der Britten und Teutſchen gegen die Franzoſen und ihre anmaſsliche Erfindung von dem Heſſiſchen Profeſſor *J. A. B. Bergſträſser.* 1795. 116 S. 8.

3) Hanau, bey dem Vf. u. b. Wilh. Fleiſcher zu Frankf. a. M. in Commiſſ.: *Signalkunſt für Armeen*, als ein Beytrag zur Signalkunſt. Gewidmet allen Beförderern der freyen Künſte und Wiſſenſchaften von dem Major Freyherrn von *Bouchenröder*, nebſt einer Anzeige, wie Depeſchen und mehrere Briefe zugleich geſchwinder verſchickt werden können, als wie durch Eilboten möglich iſt. Desgleichen der Anzeige wie Luftballons bey Armeen und Veſtungen zu gebrauchen und zu dirigiren ſind. 4 Kupfert. 1795. 148 S. 8.

4) Leipzig, b. Breitkopf Sohn u. Comp.: *Ueberſichten und Erweiterungen der Signal-Order und Zielſchreiberey in die Ferne* oder *neue Synthematographe und Telegraphe.* Herausgegeben von *J. A. B. Bergſträſser*, Heſſiſch. Conſiſtorialrath. Mit 16 Kupfert. 1795. 204 S. 8.

5) Danzig, b. Brückner: *Gedanken über die Zeichenſprache des* Herrn Profeſſoris *Bergſträſser* und der (die) *Geſchwindpoſt des* Herrn Advocat *Linguet*, entworfen von *Carl Friedrich Lehmann* zu *Langfurth* bey *Danzig*, im Jahre 1786. mit VII. illum Kupfern. 1795. 34 S. 8.

6) Leipzig, b. Meyer: *Kurzer und verſtändlicher Unterricht über die Telegraphie* nebſt Beſchreibung einer neuen *Kanonenſprache*, nach Noten. Mit 1 Kupfert. 1795. 132 S. 8.

7) Wien, in der Dolliſchen Buchh.: *Aechte und genaue Darſtellung der neuerfundenen franzöſiſchen Fernſcheibmaſchine* genannt der *Telegraph.* Wodurch klar erwieſen wird, daſs die in Leipzig herausgekommene und zu Wien und andern Orten nachgedruckte Beſchreibung des Telegraphen durchaus falſch und ganz unrichtig ſey. 1795. 23 S. 8. mit eingedr. Holzſchnitten.

Unſtreitig iſt es ein charakteriſtiſcher Zug mancher groſsen Erfindung, daſs ſie eine ſo leichte Anwendung allgemein bekannter Grundſätze oder Erſcheinungen zu ſeyn ſcheint, daſs Jeder, der dieſe kennt, ſich wundert, nicht auch auf eine ähnliche Anwendung derſelben verfallen zu ſeyn. Sollte man es aber wohl als einen Beweiſs einer ſich auszeichnenden Beurtheilungskraft rühmen können, wenn man eine ſo leichte Anwendung allgemein bekannter Dinge, die Jedem, der zum Erſtenmal ernſtlich über eine Sache nachdenkt, beyfallen muſs, als eine neue Erfindung darſtellt? Weit entfernt, irgend Jemanden von der Bekanntmachung einer wirklichen oder eingebildeten Entdeckung abzuhalten, wird Rec. zu dieſer allgemeinen Bemerkung durch die Eitelkeit einzelner unſerer neuern *Telegraphiſten* veranlaſst, die ſich theils durch Bekanntmachung ſolcher Dinge, die man längſt beſſer gewuſst und ausgeübt hat, theils durch die auffahrende Zankſucht äuſsert, die allemal da ein *Plagium* zu ſehen glaubt, wo gröſstentheils bloſs Mangel an Bekanntſchaft der *Vorarbeiten* zu ſeyn ſcheint; — um den Erſtern mehr Vorſicht und genauere Bekanntſchaft mit den *Vorarbeiten* Anderer, und den Letztern, eben ſo wohlmeinend, mehr Ruhe, Mäſsigung und *Humanität* bey Beurtheilung Jener zu empfehlen, beſonders wenn ſie als *Parthey* in der Sache auftreten, und ſich als ſolche, nicht auch ein untrügliches *Richteramt* anzumaſsen. Rec. ſetzt dieſe allgemeine Bemerkung den Recenſionen der vorſtehenden Schriften vor, weil der eine oder der andere Theil derſelben, bey einem groſsen Theil dieſer Schriften ſeine gute Anwendung finden kann.

No. 1. Der durch die Einrichtung der franzöſiſchen *Telegraphen* bewieſene Nutzen derſelben, das Geräuſch ihrer Lobpreiſungen, und das Anſtaunen ihrer Wirkung, veranlaſste den Vf. zu Bekanntmachung dieſer Abhandlung, durch welche Er die Wünſche des Publikums nach einer zureichenden Erklärung der Wirkung dieſer angeſtaunten Einrichtung zu befriedigen ſucht, indem er demſelben die *Reſultate* ſeines eigenen Nachdenkens über das bisher in der *Fernſchreibekunſt* geleiſtete vorlegt, um dadurch auch vielleicht dieſer Kunſt hohe Beſchützer zu verſchaffen, welche geneigt werden möchten, eine fernere Ausbildung derſelben zu ihrem eigenen, und zum Nutzen ihrer

ihrer Länder zu bewirken. Der Begriff der *Telegraphik* wird dahin beſtimmt: ſie ſey eine Wiſſenſchaft, eine willkührliche Gedankenreihe, in beliebiger Entfernung, mit ungewöhnlicher Geſchwindigkeit beſtimmt und ſicher bekannt zu machen. Wer die Ausübung dieſer Kunſt verſteht, den nennt der Vf. einen *Telegraphen*. Doch erwähnt Er auch der bisher gewöhnlichern Bedeutung des Worts, nach welcher es das Werkzeug bezeichnet, durch welche die Bedingungen der obigen Erklärung erfüllt werden. Iſt die Buchſtabenſchrift des *Telegr.* geheim, ſo entſteht eine *Krypto - Telegraphie;* und wenn die geheime Schrift mit *Abbreviaturen* geſchrieben wird, eine *Tachy-Krypto - Telegraphie.* In andern Rückſichten iſt die *Telegr.* entweder *partiell*, oder *allgemein;* jene kann nur zu beſondern Zeiten, und unter beſondern Umſtänden angewendet werden; dieſe bleibt zu jeder Zeit, unter allen Umſtänden brauchbar. In den mehreſten Fällen kann eine *partielle* hinreichen; eine vollkommene *telegr.* Einrichtung erfodert aber eine *allgemeine*, (die bisher gewiſſermaſsen, doch nur durch eine Verbindung mehrerer *Methoden*, nicht geradezu für unmöglich erklärt werden kann.) Der Vf. beberührt etwas aus der Geſchichte der *Telegraphik*, ſchreibt *faſt alles*, was in derſelben geſchah, dem hohen Alterthum zu, und verweiſt Jeden, der nähere Belehrung darüber zu haben wünſcht, auf die Quellen, aus denen ſie zu ſchöpfen iſt. Was in neuern Zeiten dafür geſchah, erklärt Er, mehr für pflichtmäſsige Benutzungen unſerer glücklichern Lage, als für Beweiſe unſeres gröſsern Scharfſinns. Aus neuern Zeiten werden bloſs *Keſsler*, und *Robert Hook*, aus dem vorigen; *Dom Gauthey*, *Linguet*, und *H. Bergſtraſser*, aus laufenden Jahrhunderte genannt, die ſich mit Wärme für die Kunſt verwandt haben. Nach einer kurzen Erwähnung der Methoden *Dom Gauthey's* und *Linguets*, mit Verweiſung auf andere Stellen, wo mehr von ihnen zu ſagen ſeyn wird, verweilt der Vf. etwas länger bey den Vorſchlägen des *Hn. Bergſtraſser*, wundert ſich, daſs bey den viel verſprechenden Verbindungen deſſelben im Grunde *nichts* für die *Telegraphik* geſchah, und äuſsert ohne Zurückhaltung darüber einige Ihm, (und mit Ihm auch Andern,) wahrſcheinliche Vermuthungen. Der wichtigſte Zeitpunkt für die *Telegraphik* iſt die Anordnung einer *telegr. Correſpondenz* zwiſchen *Paris* und *Lille*, und die *decretirte* Einrichtung derſelben für ganz *Frankreich.* In einer Note wird eine auffallende Aeuſserung des Hn. *Bergſtraſser*, „die Franzoſen wollten durch ihre *Telegr.* Andere nur zum Beſten haben," beſcheiden und freymüthig gewürdigt, und mit eben dieſer Beſcheidenheit bereitet der Vf. auf ſeine in der Folge vorzulegenden Vorſchläge vor. Nach guten Wünſchen für die Benutzung dieſer Kunſt in Deutſchland, werden die weſentlichen Eigenſchaften einer guten telegr. Einrichtung dahin beſtimmt: daſs ſie 1) fähig ſey, jede willkührliche *Gedankenreihe* ſo mitzutheilen, daſs dieſe 2) für jede *Zwiſchenſtation* Geheimniſs bleibe, aber auch 3) wenn man will, auf jeder *Station* bekannt werden könne; die Mittheilung der Nachrichten muſs 4) ſehr ſchnell, 5) ohne Verwirrung und Miſsverſtändniſſe, auch 6) bey jeder Witterung, zu jeder Tageszeit möglich, 7) in der Nähe des Feindes nicht ganz unthätig, 8) möglichſt einfach, und 9) nicht zu koſtſpielig ſeyn. Je mehr dieſer Foderungen von einer *teleg.* Einrichtung erfüllt werden, deſto vollkommner iſt ſie. Anwendbar zu *telegr.* Einrichtungen ſind: Licht, Schall, *Elektricität.* Von der letztern nur kurz, wegen der Schwierigkeiten, denen ihre Anwendung unterworfen iſt. (Rec. glaubt irgendwo, ſchon vor geraumer Zeit eine Einrichtung von *Correſpondenzzimmern* in einem weitläuftigen Gebäude, die, wenn er nicht irrt, durch *Elektricität correſpondirten*, geleſen zu haben.) Anwendungen des Schalls: 1) Gebrauch der menſchlichen Stimme, ohne und mit Verſtärkung derſelben durch *Sprachröhre.* *Dom Gauthey's* Verſuche und Vorſchläge über die Benutzung der *Fortwirkung* des Schalles durch lange Röhren. 2) *Toninſtrumente. Hn. Bergſtraſser's* Verſuche und Vorſchläge zum Gebrauch von *Blasinſtrumenten;* ferner Glocken, Trommeln, Geſchütz nebſt leiſer Berührung der Schwierigkeiten dieſer Methoden jenſeits gewiſſer Gränzen, innerhalb welcher ſie allerdings nützlich gebraucht werden können — (und von jeher gebraucht worden ſind.) — Benutzung des Lichts. A. Feuerſignale; die *Pyrſi* der Alten, Feuerthürme, Fackelſignale. Hiebey bekennt der Vf. die Benutzung von *Hn. Bergſtraſser's Vorarbeiten* in Rückſicht des hiſtoriſchen, mit unverſtellter Anzeige des Umſtandes, durch welchen Mancher abgehalten wurde, die in der *Synthematographik* enthaltenen Belehrungen zu benutzen, und der ſicher bey Vielen der Sache ſelbſt nachtheilig geweſen iſt. B. Lichtſignale. Fahnen, *Aëroſtaten*, wirkliche Buchſtaben, oder andere ſtatt ihrer gewählte Zeichen. (Auffallend iſt hier der S. 47, gemachte Einwurf, von den bey Ausführung dieſer Methode eintretenden Schwierigkeiten, wegen des groſsen Raums, den die Auseinanderlegung dieſer Zeichen erfodern ſoll. Welcher Raum würde erfodert worden ſeyn, wenn der Vf. das Manuſcript zu dieſem Buche, in einzelnen Blättern hätte neben einander legen wollen? — Welch ein Raum würde zu Auseinanderlegung einer mäſsigen Bibliothek erfodert werden, — die ganz gemächlich in *Repoſitorien* ſteht. Die Aufſtellung der Buchſtabenzeichen wird hier dadurch ungemein erleichtert, daſs jedes ſo wohl wegen ſeines Inhalts, als auch wegen ſeiner Stelle, bequem auf dem *Rücken* gezeichnet werden kann.) Die zu ſichtbaren Signalen brauchbaren Dinge, theilt der Vf. ein: 1) in Flächen, die durch Farben bedeutend werden. 2) Flächen, die durch Farben und Charaktere Buchſtabenzeichen bilden. 3) Körperliche Zeichen mit durchſcheinenden Figuren, und 4) Solche, welche die Zeichen für die Charaktere ſelbſt bilden. (Ueber die *logiſche* Anordnung dieſer Eintheilung, wagt Rec. es nicht, gegen einen Lehrer der *Logik* zu diſputiren.) Kurze Berührung der Umſtände, welche die Anwendung dieſer Methoden ſchwierig machen. Erleichterung durch den Gebrauch von *Fernröhren.* Allgemein verſtändliche

liche Betrachtung über die Gröſse der Buchſtabenzeichen zum Signaliren. Signalirung des ganzen *Alphabets* und der Ziffern durch fünf auf beiden Seiten angeſtrichene Bretter, Tafeln, Läden, mit gerade und ſchräge-getheilten Feldern von zwey abſtechenden Farben. Farben, die ſich in der Ferne am deutlichſten unterſcheiden laſſen. *Tranſparente* Signale. Verſchiedene Methoden derſelben. Der Vf. wählt zu vollſtändiger Signalirung neun Zeichen, deren viermalige Veränderung ihrer Lage leicht zu unterſcheiden iſt. (Die S. 67. gemachte Schwierigkeit gegen den Gebrauch des dreyfachen Kreuzes des P. *Paulian*, ſcheinen dem Rec. nicht erheblich. Man erſpart dabey immer die Vorbringung eines neuen Ladens, und bey zehn einzelnen Zeichen, die bey dieſer Vorrichtung ſtatt finden, kann Jedem, der an unſere 24 Buchſtaben und *Lexika* denkt, der Einwurf wegen leicht möglicher Verwirrungen, kaum ernſtlich gemeynt ſcheinen.) Hülfsmittel, die Unterſcheidung der Farben und Geſtalten der Zeichen bey groſsen Entfernungen zu erleichtern. Correctionen falſcher Signale. Mittel das Geheimniſs der Signale zu ſichern, und Geſchwindigkeit ihrer Mittheilung. Mit dem, was der Vf. hier von Abkürzung der Signale vorträgt, iſt Rec. völlig einverſtanden, indem er glaubt, daſs bey angemeſſener Benutzung unſerer jetzigen Mittel, Nachrichten zu verſenden, eigentliche Signalpoſten, groſse weitläuftige Depeſchen, Befehle, Nachrichten etc. durch ſehr einfache *Zeichen zu* geben im Stande ſind; ſo daſs das Alphabet gleichſam nur als Nothbehelf, für Fälle, bey denen keine vorläufige Benachrichtigungen ſtatt finden konnten, gebraucht werden darf. Und wie viel Jedem *verſtändl. Abkürz. ſd. hir* (wie z. B. in den vier letzten Worten) bloſs durch Benutzung der allgemein bekannten *Abbreviaturen* noch möglich? — und wie viel mehr noch durch beſondere Verabredungen? — Unglaublichkeit der Koſten, welche die Anlegung der franzöſ. *Telegr.* gemacht haben ſoll. Signale vermittelſt undurchſichtiger, durch ihre veränderliche Geſtalt ſignalirender Zeichen. Vorzüge derſelben. Die Schwierigkeit ihrer Anwendung bey Nacht, die dem Vf. ſo groſs ſcheint, dünkt dem Rec. nicht ſo beträchtlich. (S. unten die Recenſ. v. No. 7.) *Robert Hooks*, und die Signale des franz. *Telegr.* Beſchreibung und Abbildung des letzern nach der bey *Baumgärtner* zu Leipzig, und einer von einem *Holländer* auf einem Quartblatt bekannt gemachten Beſchreibung des *Telegr.* zu *Lille*, bey welcher zugleich die Regierung des *Telegr.* durch Taue vorgeſtellt iſt. Hart ſcheint dem Rec. der Vorwurf, welchen Hr. *Böckmann* dem Vf. der Leipziger Abbildung des T. wegen ſeiner Bezeichnung des *Alphabets* macht. Sie iſt ja nichts als ein Beyſpiel zur Erläuterung deſſen, was der T. zu Signalirung des Alphabets etc. vermag. Es wäre Verſchwendung einer Menge nützlicher anzuwendender Zeichen, wenn ſie im Ernſt *ſo* gebraucht werden ſollten. Ein ſinnreicher Vorſchlag des Vf. zu einem *Telegr.* mit Einem Arme allein, der in rechtwinklichen Lagen gegen den Balken, Buchſtaben, in ſchiefwinklichen, Ziffern etc. bezeichnet. Ein Wink, beides bey unveränderter Lage des Arms zu ſignaliren. (Vielleicht durch Umdrehung der *Axe des Stativs?*) Brauchbarkeit der T. bey Armeen, und eine, wenn gleich nicht überzeugende, doch durch Verbindung vieler Umſtände ſehr wahrſcheinlich dargeſtellte *Conjectur: Chappe's Telegr.* ſey *Linguets* Erfindung. Vor dem *Epilogus*, in welchem der Vf. der *Telegraphik* baldige allgemeinere Benutzung im Groſsen auch bey andern Nationen wünſcht, folgt noch eine ſo freymüthige als beſcheidene Würdigung deſſen, was Hr. *Bergſtraſser* durch ſeine *Synthematographik* wirklich geleiſtet hat. Rec. kann nicht umhin, dieſe Schrift denen vorzüglich zu empfehlen, die eine Ueberſicht der ganzen Sache wünſchen ohne ins Einzelne zu gehen, indem ſie ſo wohl wegen der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes, beides in Rückſicht der (*eingeſtandenen*) einſichtsvollen Benutzung der Vorarbeiten, und der eigenen Vorſchläge, als auch wegen des gedrängten, verſtändlichen, nur ſelten vom ruhigen Ton der belehrenden Darſtellung abweichenden, Vortrages, vor mehreren der Uebrigen ſich auszeichnet.

No. 2. Es war ſehr wohl zu erwarten, daſs Hr. *Bergſtraſser* bey Bekanntwerdung der Einrichtung einer *telegraphiſchen Correſpondenz* an irgend einem Orte nicht ſchweigen, ſondern hervortreten, und ſeine um die Mitte des vorletzten Jahrzehends desfalls gethanen Vorſchläge, dem Publikum ins Gedächtniſs wieder zurückrufen würde. Auch konnte es freylich nicht ſehr befremden, daſs Hr. B. abermals die Einkleidung des Vortrages wählte, die er ſchon bey ſeiner *Synthematographik* gut fand, obgleich gerade dieſe gewiſs ſeiner Schrift bey Vielen, auf die Er zu wirken wünſchte, unſäglichen Schaden gethan hat. Man findet hier wieder, ſtatt eines planen und ſimplen Vortrages, — in welchem, nach mehreren Stellen zu urtheilen, Hr. B. ſich auszeichnen könnte — einen oft ganz ins andere Extrem ausſchweifenden Vortrag. Rec. erkennt Hn. *B's.* um die *Signalkunſt* überhaupt mühſam erworbene Verdienſte ſo herzlich an, als er ſie offen und nach ſeiner Ueberzeugung in der A. L. Z. (J. 1789. N. 312.) gewürdigt hat, (was freylich Hr. B., der ſich S. 12.) gegen *Kritik* völlig gleichgültig erklärt, und beurtheilende Journale kaum des Anſehns zu würdigen ſcheint, vielleicht nicht einmal weiſs. Aber die Aengſtlichkeit, mit welcher Hr. B. hier darnach ringt, daſs Niemanden — auch ihm ſelbſt nicht — der geringſte Anſpruch auf eine der zur *Telegraphik* umgetauften *Signalkunſt* näher oder entfernter anwendbare Erfindung, oder Benutzung bekannter Dinge, ſtreitig gemacht werde; (S. aller Orten durch das ganze Buch, wo nur die entfernteſte Veranlaſſung dazu iſt;) die Sonderbarkeit, mit welcher er die Benutzung ſeiner *Teſſaropentas* zur Signalirung da zu finden glaubt, wo man, hätte man ſignaliren wollen, gewiſs ohne *Teſſaropentas* ausreichen konnte, (und in einer Armee, in welcher man Generalen mit Grunde den Vorwurf machen durfte, ſie könnten nicht leſen, nothwendig Methoden anwenden *muſste*, die weniger Veranlaſſungen zu Miſsverſtändniſſen darboten, (S. die Nachſchr. S. 43. u. f. u. S. 52. ff.); die Sonderbarkeit, mit welcher der Vf. einen bey Leſung irgend einer Zeitung, die *Buchhändler*

Avertiſſements enthält, oder bey Anſehung eines *Meſs-* oder *Buchhändler Katalogs* kaum begreiflichen Mangel an *Literaturkenntniſs affectirt.* (indem Er S. 27. Note** fürchtet, H. Prof. *Bürja*, der ruhmwürdig bekannte Vf. einer nicht geringen Anzahl deutſch geſchriebener *Lehrbücher mathematiſcher Wiſſenſchaften etc.* ſey der deutſchen Sprache nicht mächtig; die Sonderbarkeit endlich, — (*endlich*, bloſs zu Abkürzung der Recenſ., dies Regiſter iſt ſonſt noch beträchtlicher Verlängerung fähig;) — mit welcher Er da *feine*, künſtlich angelegte *redneriſche* Wendungen entdeckt haben will, wo Hr. *Bürja* etwas plan und deutlich ſagt, was jedem, der lieſt und ſelbſt denkt, in mathematiſchen, und ſolchen Wiſſenſchaften, bey denen dieſe ihre nächſte Anwendung finden, alltäglich iſt, (S. 37. Note* vergl. mit Note* S. 10.); Alle dieſe Sonderbarkeiten können jedem Unbefangenen nicht anders als ſtark auffallen, und müſſen ſelbſt bey weniger *affectvollen* Leuten als der Vf. zu ſeyn ſcheint, zum Theil nahe an Unwillen gränzende Gefühle erregen. Die Schrift ſelbſt fängt mit *Auszügen*, aus Briefen des Vf. an deutſche Fürſten an; darauf folgen: Eine wörtliche Wiederholung von des Vf. Vorſchlag wegen Anlegung von *Signalpoſten*, aus ſeiner *Synthematographik;* Ein Schreiben des Vf. an den Hn. *Etatsr. v. Schirach* zu *Altona*, welches eine Berichtigung der Erwähnung der *Synthematographik* im *Polit. Journal* enthält; Auszüge aus Briefen des *Herz. Ferdinand v. Braunſchw.* und des Prinzen *Victor Amadeus v. Anhalt Bernb.* an den Vf., die ſchmeichelhafte Anerkennungen ſeiner Verdienſte um die *Synthematographik* enthalten. Nach dieſen beſtimmt der Vf. die *Begriffe*, welche er mit den Wörtern *Synthematograph* und *Telegraph* bezeichnet. In allen dieſen, werden die Vorzüge der *Synthematographen* im hellſten Lichte gehalten, und die der *Telegraphen* ſtehen im Schatten. Dem Rec. ſcheint eine ſolche Würdigung der Vorzüge beider eben ſo unvergleichbar, als etwa die Würdigung der Vorzüge eines öffentlichen Anſchlages, vor einem verſiegelten Schreiben. Jedes hat in ſeiner Art weſentliche Vorzüge, die dem andern fehlen, die aber wechſelſeitig vertauſcht, bey jedem für ſich betrachtet zweckwidrig ſeyn würden. Und wozu ſignalirt der *Synthematograph* für den ganzen *Horizont*, wenn das Signal nur für einzelne Beobachter, die den Schlüſſel beſitzen, verſtändlich iſt? Nur in dem Falle ſcheint er empfehlungswürdig, wenn der Signalirende den Standort ſeines Correſpondenten nicht beſtimmt weiſs. Die Nichtigkeit der Behauptung S. 21. oben: „daſs es unmöglich ſey mit fünf Feuern," (die ſo brennen wie die vom Vf. angeführten) „in der *Dekade* zu zählen;" iſt augenſcheinlich, wenn gleich die kürzeſte Widerlegung für eine Recenſion zu weitläuftig iſt. — *Ausdrücke für die einzelnen Buchſtaben des Alphabets*, mit Verweiſungen auf die *Synthematographik. Zeichen für das Alphabet*, und *Zeichen des Alphabets in Signalen. Ueber Hr. Bürja's Abandl. v. d. Telegr. Berlin b. Voſs* 1794. Der Vf. hat es gut gefunden, theils hier, theils weiter unten beträchtliche Stücke dieſer Abh. einzurücken, und ſie mit ſeinen Anmerkungen zu begleiten, von denen einige ſchon oben erwähnt ſind. *Ueb. die Manier das Alphabet in Raketen anzugeben. Ueb. Erfindungen in der Order- und Zielſchreiberey.* Alles wie oben die Vergleichung der *Synthematogr. und Telegraphik.* S. 53. ein abermaliges, unmöglich für einen Druckfehler zu rechnendes Beyſpiel, wie leicht es möglich iſt, bey Umſetzung der Zahlen der *Decade*, in die der *Teſſaropentas*, zu irren. Die *Decade* kann allemal, wenn der Vf. fünf Feuer wie die beſchriebenen zur Signalirung erlaubt, ohngefehr in dem Verhältniſs von 5 zu 3 kurzer ſignaliren. (Jene Irrung iſt in der Schrift No. 4. als Druckfehler für S. 55. dieſer angegeben; auch fehlt bey den übrigen daſelbſt angezeigten Druckfehlern, bey dem für S. 87. die Zeile, welches die 5te iſt.) *Ueber den engliſchen Telegraphen von* 1684. *nach Robert Hooks Angabe in der Akad. zu London.* In den von hier bis zum Ende der Schrift folgenden Erläuterungen der Anwendung der auf den Kupferplatten gezeichneten Maſchinen, Gebäude, und eigenen Vorrichtungen zu *Telegraphen*, findet ſich eine Vermiſchung vieles Ueberflüſſigen, mit geheimniſsvollen Winken, und Verweiſungen auf die *Synthematographik*, bey einer ſehr unnöthigen Verſchwendung von Kupferplatten, (unter denen die Copey eines Lagers von ſechs *Bataillons*, welches der Vf. zweymal S. 90. u. 95. für das Lager eines einzelnen *Bataillons* ausgiebt, beſonders auffällt). Nur bloſs die heftigen Ausfälle des Vf. auf Hn. *Böckmann* ſollen noch erwähnt werden, weil Hr. *Böckmann* entweder ſelbſt, oder ſeine Freunde es gewagt haben, in einer Zeitung die *telegraphiſche* Verſendung eines Gedichts von ohngefehr 200 Buchſtaben, *vielleicht für die Erſte* von dieſer Länge in *Deutſchland wirklich geſchehene* zu erklären; da doch Hr. *Bergſträſser* in ſeiner *Synthematogr.* 5te Send. S. 9—13. *gelehrt hat*, eine Ordre von ohngefehr gleicher Buchſtabenzahl mit Hn. *Böckmanns* Gedicht, in: — 542. einzelnen Zeichen, nach der *Teſſaropentas* in *neun Minuten* zu ſignaliren! — wozu auch bey den dürftigſten telegraphiſchen Einrichtungen, die alle Buchſtaben einzeln ſignaliren, weit unter der Hälfte dieſer Zeichen; und *mit* Beybehaltung des *Orderbuchs* des Vf., bey einer für die *Decade* (aber nicht ſo ſtiefmütterlich, ſondern) eben ſo vortheilhaft als für die *Teſſaropentas* gewählten Bezeichnung, S. e. c. etwa 200 Signale nöthig ſeyn würden; die alſo, wenn man auch auf eben ſo aufmerkſame und fertige Beobachter wie Hr. *Bergſträſser* rechnen dürfte, *die in neun Minuten fünfhundert zwey und vierzig Signale in gehöriger Ordnung notiren*, — auch kaum die Hälfte der Zeit zur Signalirung erfodert haben würden. Dabey iſt für die, durch die beträchtlich geringere Anzahl, der ſo geſchwinde auf einander folgenden Zeichen, beträchtlich verminderte Wahrſcheinlichkeit zu Miſsverſtändniſſen, und die zur Uebertragung der Ausdrücke aus der *Decade* in die der *Teſſaropentas*, und umgekehrt, erfoderliche Zeit, gar nichts gerechnet. — Wem dabey die Vorzüge der *Teſſaropentas* vor allen übrigen genannten Methoden nicht einleuchten wollen, der muſs entweder eine ſo unüberwindliche *Antipathie* gegen die *Teſſaropentas* haben, daſs er eine offene *Fehde* mit dem Erfinder derſelben nicht ſcheuet, oder — ſeinen Speer vor ihm ſenken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Carlsruhe, in Macklots Buchh.: *J. L. Böckmann's*, Prof. zu Carlsruhe, *Verſuch über Telegraphie und Telegraphen* etc.

2) Frankfurt a. M., in d. Andreäiſchen Buchh.: *Ueber Signal-, Order und Zielſchreiberey in die Ferne mit neuen Angaben und dreyzehn Kupfertafeln* etc. von dem heſſiſchen Profeſſor *J. A. B. Bergſträſser* etc.

3) Hanau, b. d. Vf. u. b. Fleiſcher zu Frankfurt a. M. in Comm.: *Signalkunſt für Armeen* etc. von dem Major Freyherrn *von Bouchenröder* etc.

4) Leipzig, b. Breitkopf Sohn u. Comp.: *Ueberſichten und Erweiterungen der Signal-Order und Zielſchreiberey in die Ferne* etc. von *J. A. B. Bergſträſser* etc.

5) Danzig, b. Brückner: *Gedanken über die Zeichenſprache* des Hn. Prof. *Bergſträſser* und der *(die) Geſchwindpoſt* des Hn. Adv. *Linguet*, entworfen von *Carl Friedrich Lehmann* etc.

6) Leipzig, b. Meyer: *Kurzer und verſtändlicher Unterricht über die Telegraphie* etc.

7) Wien, in der Dolliſch. Buchh.: *Aechte und genaue Darſtellung der neuerfundenen franzöſiſchen Fernſchreibmaſchine* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Nr. 3. Der einfache *Telegraph* d. Hn. M. *v. Bouchenröder* beſteht aus einem Balken, auf deſſen vorderen Seite ein Arm wie bey dem *Chappeiſchen* am Ende, und auf der hintern Seite ein gleicher Arm in der Mitte des Balkens ſo befeſtigt werden, daſs ſie ſich oberhalb des Balkens in drey um 45 Grad von einander verſchiedene Lagen, und in drey ähnliche Lagen unterhalb des Balkens bringen, und in dieſen, ſo wie auch in der, in welcher ein Arm auf der vordern, der andere auf der hintern Seite des Balkens platt aufliegt, erhalten laſſen. Dadurch entſtehen, wenn man jeden einzelnen Arm für ſich in ſeine zur Signalirung angewandte Lagen bringt, 12, und wenn man beide zugleich ſpielen läſst, noch 36 verſchiedene Signale, alſo in Allem 48 verſchiedene Zeichen, die zu allen Signalirungen durch Buchſtaben und Zahlen völlig hinreichend ſind. Werden nun vier ſolcher Balken, die an ihren äuſsern Enden und Mitten mit der beſchriebenen Einrichtung verſehen ſind, an ihren ſtumpfen Enden, wo ihnen die Einrichtung fehlt, zu einem recht winklichten Kreuze, fünf derſelben, zu einem ſogenannten *erzbiſchöflichen*, oder ſieben zu einem *päbſtlichen* Kreuze verbunden, ſo laſſen ſich Sylben und Wörter von vier, fünf, oder ſieben Buchſtaben zugleich darſtellen. Bey dem einfachen Kreuze iſt die *telegraphiſche* Einrichtung am untern Theile des Pfahles des Kreuzes mit angebracht, bey dem doppelten und dreyfachen Kreuze hingegen nicht. Auch iſt, weil man an den übrigen genug hat, die Lage des äuſsern Armes, in welcher er den Balken nach auſsen in gerader Richtung verlängert, nicht mit benutzt. Eben ſo laſſen ſich mehrere bloſs *horizontale* Balken, die an beiden Enden mit den *telegraphiſchen* Einrichtungen verſehen ſind, neben einander aufſtellen, wenn man das für vorzüglicher halten ſollte. Die Bedeutung der Zeichen bleibt, ſo wie der *Mechanismus* zu Bewegung der Arme, der Einrichtung eines Jeden überlaſſen; doch läſst der Vf. auch *Modelle* verfertigen, an denen man die von Ihm gewählte Einrichtung ſehen kann. — Da der Vf. die Bezeichnung der Signale Jedem ſelbſt überläſst, ſo wird es ihn auch nicht befremden, wenn Rec. erklärt, daſs er die vom Vf. gewählte, deren Unbequemlichkeit er auch ſelbſt (S. 73.) gefühlt zu haben ſcheint, gewiſs nicht wählen würde. — Zu den Nachtſignalen ſchlägt der Vf. eilf in gerader Linie, horizontal, und in gehöriger Richtung gegen den Poſten, für den ſignalirt wird, neben einander aufgeſtellte Feuer, vor: Fackeln, Lanternen, Pechpfannen etc. Nur Strohfackeln hält er aus angeführten Urſachen für weniger brauchbar. Die *ſpaniſchen Antorchas*, oder die *portugieſiſchen Arxotes*, von mit Pech beſprengten *Binſen*, würden wahrſcheinlich gute Dienſte leiſten. Neun dieſer Feuer werden zu Bezeichnung der Ziffern von 1—9, und zwey für die Null beſtimmt. Die Feuer, welche die einzelnen Ziffern einer Zahl bedeuten, werden in der Ordnung, wie dieſe nach den Stellen der *Decade* auf einander folgen, bedeckt. Der das Signal empfangende Poſten muſs dieſe Ordnung ſo genau als die Bezeichnung der einzelnen Feuer beobachten, und ſie bleiben, wie es ſcheint, bis zur Beendigung der Signalirung aller Ziffern einer Zahl bedeckt. Der Schwierigkeit, Zahlen zu ſignaliren, in denen dieſelbe Ziffer wiederholt vorkömmt, wird dadurch ausgewichen, daſs alle Zahlen, in denen ſolche Wiederholungen vorkommen, aus der zu ſignalirenden Reihe weggelaſſen werden. Nur die Null kann einmal wiederholt werden. Zu leichterer Ueberſicht der Uebereinſtimmung dieſer Zahlen mit der natürlichen Zahlenfolge, wird eine Tafel von ihnen, bis 1005 in der natürlichen Ord-

nung, gegeben. (Iſt das aber nicht gewiſſermaſsen wider die S. 12. unter 10 noch ausdrücklich hinzugefügte Bedingung? die dem Vf. ſo dringend ſchien, daſs er ſie, ob ſie gleich unter 8 daſelbſt ſchon mit enthalten iſt, nochmals beſonders wiederholte.) Zu Signalirung des *Alphabets* bleiben die eilf Feuer, aber jedes bezeichnet zwey nicht leicht mit einander zu verwechſelnde, doch aber zu errathende Buchſtaben. (Ein Signal für die Anzeige, ob Ziffern oder Buchſtaben ſignalirt werden ſollen, iſt nicht angegeben. Es iſt aber nicht ſchwierig, ſchon die Ordnung, in der man die Feuer nach einander aufſtellt, etwa von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt, könnte beides bezeichnen.) Für die denen dieſe Methode nicht gefällt, werden Methoden gegeben, die Ziffern der *Decade* mit vier und mit fünf Feuern zu bezeichnen, die ſich eben ſo wie die Signalirung durch eilf Feuer, für die Buchſtaben brauchen laſſen, und Jedem die Wahl anheim geſtellt. Der Vf. beſtimmt nicht ſelbſt, welche Er für die beſte hält, doch ſcheint Er für die mit eilf Feuern eine Vorneigung zu haben. (Rec. würde allemal eine der letztern wählen, weil ſie das *Signalgeräth* beträchtlich vermindern, und es ihm ſchwieriger dünkt, eine gröſsere Reihe von Feuern zu überſehen als eine kleinere, und die Ziffern dadurch beſtimmter, unmittelbar, und ohne Vergleichungstafel ſich angeben laſſen. — Allemal haben alle drey ihre eigenen Schwierigkeiten.) Dieſe beiden Artikel nennt der Vf. die *höhere* Signalkunſt, ſo wie Alles, was zu den Signalen für das Geſicht gehört; die Signale fürs Gehör die *niedere*. Wozu aber neue Benennungen? Die bisherigen geben ja gleich den weſentlichen Unterſchied der Signale an, und ſind ohne weitere Erklärung allgemein verſtändlich. Bey den letztern, über deren Nutzen im Kriege der Vf. aus Erfahrung ſpricht, werden nur drey verſchiedene Töne, ein tiefer, ein mittlerer, und ein hoher Ton gebraucht; bey Inſtrumenten, die nur einen Ton haben, wie Trommeln, verſchiedene Arten ſeiner Vervielfältigung. Bey dem Gebrauch der Signale fürs Gehör werden vorzüglich bezifferte Orderbücher empfohlen (die dem Rec. auch bey den Signalen fürs Geſicht entſchiedene Vorzüge zu haben ſcheinen). *Von den Verwirrungen bey den Signalen.* Bey denen fürs Geſicht hält der Vf. ſie kaum für möglich, weil die nächſten Poſten erſt das gegebene Signal wiederholen müſſen, ehe ein neues erfolgt. (Wie aber wenn dieſer Poſten unrecht wiederholt? Dieſer Umſtand ſcheint allerdings einzelne *Correctionsſignale* nothwendig zu machen.) Bey Begegnung und Kreuzung mehrerer Signale muſs beſtimmt ſeyn, wie ſie ſich weichen müſſen. Zu möglichſt ſchleuniger Ausbeſſerung der beſchädigten Einrichtungen, muſs hinreichender Vorrath auf allen Poſten vorhanden ſeyn. *Zu Sicherung des Geheimniſſes der Bedeutung der Signale* werden bloſs Verwechſelungen ihrer Bezeichnung für Buchſtaben und Ziffern vorgeſchlagen. (Wenn dieſe gleich in zahlreicher Mannichfaltigkeit möglich ſind, ſo ſcheinen ſie dennoch, wo es auf Geheimniſs ankömmt, beſonders bey den zum allgemeinen Gebrauch beſtimmten *Signalpoſten*, nicht hinlänglich. Auch ſcheinen dieſe Bezeichnungen, wo es auf Schnelligkeit ankömmt, nicht völlig gleichgültig zu ſeyn, ſondern ſo gewählt werden zu müſſen, daſs die am häufigſten vorkommenden Buchſtaben, am leichteſten ſignalirt werden können (S. die Schrift Nr. 1. S. 22.). *Ueber die Geſchwindigkeit, mit der die Signale verſandt werden können.* Mit Erwägung der Umſtände, auf welche es hiebey ohne Uebereilung und Uebertreibung der Signale ankömmt, ohne genaue Beſtimmung der Zeit, in welcher das *Alphabet* ſignalirt werden kann, wird nur im Allgemeinen darauf gerechnet, daſs eine durch Signalirung verſandte Nachricht etc. in Einem Tage von der äuſserſten Grenze Deutſchlands zur gegenüberliegenden, und wenn die Antwort unvorzüglich ertheilt wird, dieſe in eben dieſem Tage wiederum zurück kommen könne. *Von den Modellen und dem Mechaniſmus, durch welche* T*elegraphen für Tag- und Nachtſignale regiert werden.* Keines Auszugs fähig. (Der Druck- oder Schreibfehler: *arkantiſche Lampen* S. 82. ſcheint zu andern in der Schrift Nr. 4. S. 175. Anlaſs gegeben zu haben.) Noch eine Anleitung, jeden Fenſterflügel von ſechs Scheiben zum *Telegraph* zu benutzen. (Rec. hat in ſeinen letzten Schul- und Univerſitätsjahren eine ähnliche *Correſpondenz* durch Fenſterſcheiben angelegt und unterhalten, der er manche fröhliche Stunde verdankt. Die Art, der wir uns damals bedienten, iſt von der hier angegebenen um etwas verſchieden. Auch iſt Rec. keinesweges geſonnen, dem Vf. die Erſte Angabe der Seinigen dadurch ſtreitig zu machen, ſo wenig als irgend einem andern der neuern *Telegraphen* die Ehre des Vorganges. Er hat nie an der Möglichkeit, daſs Andere vor ihm ſich ähnlicher Methoden bedient haben, gezweifelt, und daſs noch viel ſinnreichere Benutzungen ähnlicher Dinge zur *Telegraphie* möglich ſind. *Telegraphie* war damals in einem engen Kreiſe junger Leute ſehr Mode, und Spuren einer der ſinnreichſten, freylich nur auf ein beſonderes Geſchäft eingeſchränkten, hat er unter den Papieren eines früh verſtorbenen Freundes gefunden. Hier iſt es unmöglich, etwas davon zu ſagen. Aber gewundert hat er ſich, daſs es vor einiger Zeit Mode geweſen ſeyn ſoll, durch ſogenannte *Handtelegraphen* das zu bewerkſtelligen, was Jeder viel ſimpler, und weniger auffallend, durch Benutzung zahlreicher Dinge, die man immer zur Hand hat, bewerkſtelligen kann.) Ein paar Worte über die Benutzung der Farben zur *Telegraphie* folgen, und der Abſchnitt beſchlieſst, mit dem Anerbieten des Vf.: mit einem Regiment von 1800 bis 2000 Mann, und 5000 Stück Louisd'or, in Zeit von zwey Monaten, eine auf 100 Stunden Weges ſich erſtreckende *Signalpoſt*, mit allem Zubehör, anzulegen und einzurichten. Im folgenden Art. thut der Vf. einen mit dem bey der Schrift Nr. 5. naher anzuzeigenden, ſehr ähnlichen *Vorſchlag zur geſchwinden Briefbeförderung*, der nur in Anſehung der verbeſſerten Anlage der *Stationen* von jenem verſchieden iſt. Noch *Vorſchläge zu drey Methoden zu Signal-*

rungen, aus feſten **Stationen**, durch weitreichende *Sprachröhre* nach D. *Gauthey's* Angaben, durch *Elektricität*, und eilf auf beträchtliche Weiten fortgeleitete *Schüſſe.* Was man von der erſtern weiſs, iſt aus *Bergſtr. Synthematogr.* 1. *Send.* S. 79ff. bekannt. Zu Anlegung eines *Kanals* für die zweyte von der Länge einer Stunde giebt der Vf. einen ſehr unzureichenden Anſchlag. *Eiſendrath*, von dem eine Länge von 150 Fuſs 1 Pfund wiegt, wird zur Leitung gewiſs zu ſchwach ſeyn. Nach des Vf. Geſtändniſs (S. 100. unten) hätte er die Vorſchläge zu *elektriſchen* Vorrichtungen lieber ganz weglaſſen ſollen. Ueber die dritte Methode, bittet der Vf. um Stillſchweigen. *Vom Gebrauch der* **Luftballons** *zum* **Recognoſciren** *der Stellungen des Feindes im Felde, des Zuſtandes von Feſtungen, und Verſendung von* **Depeſchen** *aus ihnen.* Nichts unbekanntes oder neues, als daſs der Vf. (S. 120. unten) die Ballons mit *fixer Luft* (!) füllen laſſen will. Auch iſt es Schade, daſs der Ausführbarkeit der Verſendungen von Depeſchen durch Luftballons, nichts als die Ungewiſsheit der Richtung der Winde in den obern Luftgegenden, entgegenſteht. Die Rec. dieſes kleinen Buchs iſt zu lang, als daſs es möglich wäre, noch etwas über deſſen letzten Artikel *von den Gegenſtänden, welche der Entwickelung und Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften hinderlich ſind, und verurſachen, daſs ſo vieles davon nicht ins Publicum kömmt*, zu ſagen. *Eine Ankündigung von* **Correſpondenzmaſchinen**, *zu ſehr geſchwinder Beförderung von Briefen, und einigen Zentner ſchweren Packeten, unten und über der Erde*, die auch zur Fortbringung der ſchwer beladenſten Schiffe gegen den Strom anwendbar iſt, von deren Daſeyn und Wirkung der Vf. ein Zeugniſs beybringt, beſchlieſst das Werk. — Da es dem Vf. ſelbſt ſchwerlich der Mühe werth ſcheinen möchte, Seine Mutterſprache noch richtig zu erlernen, ſo wagt Rec. den Rath: daſs es dem Vf. gefallen möge, nach dem Beyſpiele vieler angeſehenen Schriftſteller und Standesperſonen in Frankreich, ſeine etwanigen künftigen Schriften von Jemanden, der ſeine Mutterſprache richtiger kennt, durchſehen, und von groben Sprachfehlern reinigen zu laſſen.

(Der Beſchluſs folgt.)

Stockholm, b. Lindh.: *Kongl. Vetenſkaps Academiens nya Handlingar. Tom. XVII. for Månaderne Jan. Febr. Martius. år 1796. — Tom. XVIII. for Månaderne April, Majus, Junius.* (Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. XVII. Band. I. Quartal. XVIII. Band. II. Quart. für das Jahr 1796.) mit 2 Tabellen u. 5 Kupfertaf.

An der Spitze des 17. Bandes ſteht eine für die Schiffahrt ſehr wichtige Abhandlung des verdienten Viceadmirals Hr. von Chapman; von dem eine ausführliche Abhandlung vom Widerſtande der im Waſſer fortbewegten Körper, das ganze in dieſen Blättern angezeigte 2. Quart. der Abh. der Akad. vom J. 1795 einnahm. Man ſollte glauben, daſs, nachdem ſo viele Jahrhunderte bey alten und neuern Völkern Anker in Gebrauch geweſen, daran wohl ſchwerlich jetzt noch etwas mehr zu verbeſſern ſeyn könnte. Und in der That trift man auch Anker an, die an Form und Kraft die gröſste Vollkommenheit haben; aber man findet auch andre, obgleich von der Hand eben des Meiſters verfertigt, die weit ſchlechter ſind. Der Grund davon liegt darin, daſs man noch unzureichende Kenntniſs von der rechten Conſtruction eines Schiffsankers, d. i. keine gehörige Theorie davon hatte. Hr. *v. C.* hat darüber mit erfahrnen Schiffern vieler Nationen unterhandelt, und ſelbſt viele Unterſuchungen angeſtellt. Nach der Erklärung verſchiedener Theile eines Schiffsankers, beſtimmt er, was der Ankerflügel auf dem Boden des Meers für eine Lage haben muſs, um ſowohl am tiefſten einzuſchneiden, als der Kraft des Schiffs, ihn mit ſich fortzuziehen, den gröſsten Widerſtand zu geben. Und auf dieſem Problem beruht das vornehmſte in dieſer ganzen Theorie, wodurch er beſtimmt, daſs der Winkel, den der Ankerflügel mit dem Boden im Meer alsdann mache, gleich 112°, 13′ ſeyn muſs. Zweytens beſtimmt er die rechte Proportion zwiſchen der Länge des Ankerarms und der Ankerruthe, und nachdem er durch die Theorie auf dieſe Art die Form der Anker beſtimmt hat, lehrt er durch die Praxis deſſen richtige Dimenſionen zur Erhaltung ſeiner Stärke kennen. Eine Tabelle zeigt die Proportion der Theile der Schiffsanker von 11000 bis zu 2000 Pf. am Gewichte. Zuletzt ſucht er auch die Schwere der Anker für groſse Schiffe zu beſtimmen, und zwar wenn man die Breite des Schiffs quadriret, nach Quadratfüſsen derſelben. Und darnach muſs ein Anker für einen ſchwediſchen Dreydecker haben $3\frac{1}{2}$ Pf. Gewicht pr. Quadratfuſs, ein Zweydecker $3\frac{3}{8}$ und eine Fregatte $3\frac{1}{8}$ pr. Quadratfuſs, und den Grund einer ſo groſsen Schwere für die Anker ſchwediſcher Kriegsſchiffe findet er in den kurzen ſich brechenden Wogen der Oſtſee. 2) *O. von Acrel* Bericht von drey merkwürdigen Wunden am Kopf. Die eine, welche bloſs durch einen Wurf im Scherz mit der Kante eines Spec. Rthlr. verurſacht war, und der dem Kranken eine völlige Lethargie verurſachte, ward tödlich, da der Kranke erſt ſpät ins Lazareth kam, und in der Nacht verſchied, da er am folgenden Tage trepanirt werden ſollte. Die andere durch einen Fall aus dem Fenſter auf das Steinpflaſter, und durch Umwerfen des Wagens, ſo daſs der Beſchädigte mit dem Kopf auf einen Stein fiel; beide wurden durch den Trepan geheilt. Bey erſtem floſs doch drey Wochen hindurch aus der Oeffnung, die der Trepan gemacht hatte, ungemein viel Blut, wobey ſich doch die vorigen übeln Zufälle von Tage zu Tage verminderten. 3) *J. P. Weſtring* Beſchreibung eines Menſchen, der ohne Arme und Hände, Beine und Füſse, dennoch durch Uebung viele Geſchicklichkeit in allerhand Künſten und mechaniſchen Arbeiten erworben hatte. Auf der in Kupfer geſtochenen Figur deſſelben ſieht man, wie er mit einer am Arm feſtgemachten Feder, ſehr ſauber ſchreiben konnte. Er konnte rechnen, ſchnitzelte in Holz, konnte zeichnen, mit Oelfarbe mahlen, drech-

ſeln, Taſchenuhren verfertigen u. ſ. w. Als Advokat führte er verſchiedene Rechtshändel vor Gericht. Er ward 1787 verheirathet, und zeugte vier geſunde Kinder. 4) Hr. *Proſperin*, der ſchon in dieſen Abh. vom J. 1775 und 1785, eine Abhandlung von dem geringſten Abſtand der Kometen von unſerer Erde hat einrücken laſſen, giebt hier die zweyte Fortſetzung derſelben, worinn er die Berechnung der ſeit 1785 erſchienenen, und von den Hn. *Saron*, *Mechain*, *von Zach*, *Maskelyne* und *Bode* obſervirten Kometen anführt, und den geringſten Abſtand derſelben von der Erde, mit allen dazu gehörigen Circumſtanzen in einer angehängten Tabelle verzeichnet hat. Man ſieht daraus, daſs alle dieſe eilf Kometen unſerer Erde nur in etwas nahe kommen können. Der nächſte darunter kann uns doch nicht näher kommen, als die Entfernuug des Mondes 13mal genommen, und die andern beiden 20 und 26mal ſo weit als ſolche beträgt. Auſser dieſen können bloſs drey davon der Erde näher kommen als die Venus, und zwey nicht einmal ſo nahe als Mars in ſeiner nächſten Entfernung. 5) Hn. *Landerbeck's* Methode eine Differentialäquation zu integriren.

Folgende Abhandlungen machen den Inhalt des 18ten Bandes aus. 1) G. *Modeers* Beſchreibung der Gattung *Orthocera*. V. Linné nahm ſie mit unter *Nautilus* auf. Breyns machte, da ſie entweder gerade oder am untern Ende gewunden iſt, zwey Gattungen, *Orthocerus* und *Lituus*, daraus. Der Vf. ſetzt ſie auf der Gränze zwiſchen den gewundenen und ungewundenen Schalthierchen, und giebt folgende Kennzeichen an: *Teſta libera, tubuliformis attenuata, geniculata, ſaepius recta, quibusdam poſtice involuto — ſpiralis; intus diaphragmatibus tabulatis quaſi contignato, ſiphone perforatis.* Das Thier lebt im Meer und iſt ſo klein, daſs man es kaum mit bloſsen Augen bemerken kann. Die Schaale beſteht aus einer langgeſtreckten kegelförmigen Röhre mit verſchiedenen Kammern. In der oberſten wohnt das Thier, das übrigens ſelbſt in ſeinen natürlichem Zuſtande noch gar nicht gekannt iſt. Vermuthlich legt es ſo, wie es gröſser wird, auch eine neue geräumigere Wohnung an der vorigen an. Hr. *M* theilt ſie in ſolche mit einer geraden Schaale (*teſta recta*) und mit einer am untern Ende gekrümmten ja faſt gewundenen Schaale (*teſta oblituiformi*. Von erſten werden hier 12 Arten beſchrieben, nämlich: 1) *Orthocera ſtriata teſta recta, conico-elongata, articulis obſoletis, ſtriis elevatis transverſis rectis numeroſis.* 2) *Orth. undata, teſta recta conico ſubcylindrica, articulis obſoletis, ſtriis elevatis transverſis undatis numeroſis.* 3) *Orth. frondoſa t. r. conico-ſubcylindrica ſuturis geniculorum undulato — dentatis, ſerratis.* 4) *Orth. ſulcata t. r. conico-ſubcylindrica, articulis obſoletis, longitudinaliter ſulcata.* 5) *Orth. obliqua t. r. ſubarcuata lineari, parum attenuata, articulis longitudinaliter oblique multi-ſtriatis, ſiphone centrali.* 6) *Orth. Raphaniſtrum t. r. conico fuſiformi, articulis ſubtoroſis, ſtriis elevatis duodenis, ſiphone centrali.* 7) *Orth. Rapiſtrum t. r. attenuato-conica, articulis toroſis, ſubgloboſis, ſtriis elevatis duodenis, ſiphone centrali.* 8) *Orth. Radicula t. r. oblonga attenuata, articulis toroſis globoſo-obpyriformibus, glabris; ſiphone centrali.* 9) *Orth. ſipunculus t. r. cylindrica ſubattenuata laevi, articulis conſimilibus remotis, geniculis et ſiphone detecto centrali.* 10) *Orth. Faſcia t. r. attenuata, articulis oblongis ſtriatis, geniculis laevibus elevatis, ſiphone centrali.* 11) *Orth. cingulata t. r. lineari ſubulata, articulis toroſis pluribus oblongo-ſubovatis ſubtiliſſime ſtriatis, geniculis laevibus elevatis.* 12) *Orth. Raphanus t. r. oblongo-attenuata, articulis toroſis, ſtriis elevatis ſaepius ſedenis, ſiphone ſublaterali.* Die gröſsten, die der Vf. geſehen, hatten 9 Glieder. 2. Hr. Bergmeiſter *Lindblom's* Beſchreibung eines neuen Pferdegöpels bey Persberger Grube, wobey ſtatt cylindriſcher Körbe, koniſche zur Aufförderung der Erze angebracht ſind, mit Zeichn. Da ein Pferd bey beſtändiger Arbeit 174 Pf. ziehen kann; ſo kann dieſe Winde, die höchſtens 144 Pf. Kraft fodert, von einem Pferde leicht in Bewegung gebracht werden. 3. Hn. *Lejonmark* Zuſatz zu der vorigen Abhandlung, worinn er eine Vergleichung zwiſchen dieſem koniſchen und einem cylindriſchen Korbe anſtellt, die zum Vortheil des erſten ausfällt. Hr. *Delius* hat ſchon in ſeiner Bergbaukunſt einer Art koniſcher Körbe gedacht, welche in einer horizontalen Lage vom Waſſer getrieben werden; dieſe neuen aber ſtehen perpendiculär in einer von Pferden gezogenen Winde. 4. Hn. *Eſtlund's* entomologiſche Anmerkungen *zur Fauna Suecica*. Dieſer Beytrag zur Vermehrung derſelben betrift folgende Arten. 1) *Leptura laevis Fabr., nigra elytris pedibusque lividis, elytris ſutura apiceque nigris.* 2. *Leptura lateralis nigra elytris teſtaceis, humeris angulatis, linea laterali fuſca, apice elytrorum pedibusque nigris.* 3) *Ciſtela gibba fuſca elytris acuminatis convexis fuſco teſtaceis, pedibus rufeſcentibus.* 4) *Cicada tremula, flava elytris hyalinis, faſcia media fuſca.* 5) *Muſca notata, antennis ſetariis, piloſa lutea, alis hyalinis, macula thoracis triangulari caeruleſcente.* 6) *Muſca marginella antennis ſetariis piloſa fuſca nitida, alis fuſcis, margine interiore punctoque coſtali albis.* 7) *Conops cinereus (miopa Fabr.) antennis ſetariis cinerea, abdomine ſubovale hamoſo, ore verſiculoſo albo, alis fuſco hyalinis.* 5. Hn. Chirurgus *Hollberg's* Beſchreibung eines angebornen ſchwammigten Warzengewächſes an dem obern Augenliede, mit Zeichnung. Es ward ungeachtet ſeiner Gröſse, da es das ganze rechte Auge und einen Theil der Naſe und Wange bedeckte, glücklich weggeſchnitten und in 6 Wochen geheilt. 6. Des verſtorbenen Färbers und Oberdirector *Hards* Beſchreibung zweyer Farbcompoſitionen, zum Schwarz- und ächt Rothfärben. 7. Hn. *Schröters* Beobachtung über die Bedeckung der Sterne δ. 1 und 2. im Stier vom Monde den 14. März 1796. Am Schluſſe noch einige Zuſätze zu Hn. *Proſperin's* im vorigen Quartal eingerückter Abhandlung von der geringſten Entfernung der Kometen von der Erde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Carlsruhe, in Macklots Buchh.: *J. L. Böckmann's*, Prof. zu Carlsruhe, *Verſuch über Telegraphie und Telegraphen* etc.

2) Frankfurt a. M., in d. Andreäiſchen Buchh.: *Ueber Signal, Order und Zielſchreiberey in die Ferne mit neuen Angaben und dreyzehn Kupfertafeln* etc. von dem heſſiſchen Profeſſor *J. A. B. Bergſträſser* etc.

3) Hanau, b. d. Vf. u. b. Fleiſcher zu Frankfurt a. M. in Comm.: *Signalkunſt für Armeen* etc. von dem Major Freyherrn *von Bouchenröder* etc.

4) Leipzig, b. Breitkopf Sohn u. Comp.; *Ueberſichten und Erweiterungen der Singnal-Order und Zielſchreiberey in die Ferne* etc. von *J. A. B. Bergſträſser* etc.

5) Danzig, b. Brückner: *Gedanken über die Zeichenſprache* des Hn. Prof. *Bergſträſser* und der *(die) Geſchwindpoſt* des Hn. Adv. *Linguet*, entworfen von *Carl Friedrich Lehmann* etc.

6) Leipzig, b. Meyer: *Kurzer und verſtändlicher Unterricht über die Telegraphie* etc.

7) Wien, in der Dolliſch. Buchh.: *Aechte und genaue Darſtellung der neuerfundenen franzöſiſchen Fernſchreibmaſchine* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In der Schrift No. 4. ſetzt Hr. *Bergſträſser* die bey No. 2. erwähnten Angriffe gegen Hn. *Böckmann*, auf oben beſchriebene illiberale Weiſe bey dem entfernteſten Anlaſſe dazu, mit gleicher Heftigkeit fort. Rec. zeigt dieſs hier ein für allemal an, ohne ſich weiter auf dieſen Streit einzulaſſen, zumal, da der angegriffene Theil die weiſe Mäſſigung gehabt hat, darauf (ſo viel Rec. bekannt geworden) auch kein Wort zu erwiedern. Zum Beyſpiel nur einen Vorwurf. Hr. *Böckmann* ſchreibt bald *Dom*, bald *Don Gauthey* (S. 26. vergl. mit 24.) daraus wird nun ein groſses Verſehen gemacht, und eine beleidigende Folge gezogen; da es doch den Franzoſen ſelbſt völlig gleichgültig iſt, *Dom* oder *Don* zu ſchreiben. S. *Haas* Dict. Franç. — Die Schrift fängt mit einer ſehr ſchätzbaren charakteriſtiſchen Ueberſicht alles deſſen an, was über *Synthematographik* und *Telegraphik*, in öffentlichen Schriften enthaltenes, unter den *Bereich* des Vf. gekommen iſt. Bey der Mühe und dem Fleiſse, mit welchem der Vf. geſammelt hat, wäre es wahrer Undank, den Mangel einzelner hier fehlender Schriften, die oft dem fleiſsigſten Sammler entwiſchen, und andern vielleicht zufällig in den Wurf kommen, als Fehler rügen zu wollen. Rec. führt einige, vorzüglich *Signalbücher* für Flotten an. Zu 1670. oder bey den S. 81. als Nachtrag angezeigten Schriften des *Trithemius*, verdiente vielleicht noch mit erwähnt zu werden: *Recueil de pluſieurs machines militaires et feux artificiels pour la guerre et récréation .... auſſi le moyen d'eſcrire la nuict à ſon ami abſent. De la Diligence de Franç Thybourel. Maitr. Chir. et Jean Appier dit Hanzelet Calcogr. Au Pont-a-Mouſſon.* (S. Reichs-Anzeiger. 1795. No. 263.) Zu 1746. *Govertze Afbeelding van alle Seinen die geobſerveert worden in s' Lands Vloot. Amſterd.* 8. Zu 1762. *Les ſignaux de l'Eſcadre de Mr. Bompat. Toulon.* fol. Zu 1763. gehört das Original der unter 1767. aufgeführten Holländ. Ueberſetzung. Von dem unter 1765. angegebenen Buche hat man eine Holländ. und eine Engl. Ueberſetzung, jene von 1768. dieſe von 1788. Zu 1788. Zu 1779. *Abregé de l'Art des armées nav. ou. Elem. de tact. nav. avec un traité des evolutions et des ſignaux par un Capit. au Service de la France Amſterd.* 4. Auch fallen ohngefähr in dieſe Zeit die zu Copenhagen ohne Jahrzahl in Fol. herausgekommenen: *General Seigner og Ordres om Dag og Natten, till Anker eller under Segel.* Zu 1788. *Capt. West's Signals on a new Plan London* 4. Von dem ſchwediſchen Signalbuche, welches der Vf. bloſs erwähnt, findet man Nachricht in der A. L. Z. 1788. N. 118. Zu 1789. *Verſuch einer ſehr einfachen und allgem. Auflöſ. d. berühmten Problems einer Correſpondenz in ab- und unabſehbare Weiten, München bey Joſ. Lindauer* 8. Zu 1790. *D. Joſ. de Mazarredo inſtructiones y Sennales que pora el regimento y manobras de la Eſquadra del mando del Exmo. Sr. D. Luis de Cordova diſpoſo el mayor general de la Eſquadra. Cartagena* 4.; desgleichen: *Principi, progreſſi, perfezione, perdita, e riſtabilimento dell' antica arte di parlare da lunghi in guerra — dall' Abb. Requeno Turini.* Ferner ſind von den hier recenſ. N. 5, 6, 7. die von Hn. *Böckmann* erwähnte Holl. Abbild. des *Telegr.* zu *Lille*, ſo wie auch die Abh. im *N. T. Merkur; Was thaten die Teutſchen bisher für Telegraphie?* noch nicht mit angeführt, wahrſcheinlich weil ſie damals noch nicht erſchienen, oder in der Gegend des Vf. noch nicht bekannt geworden waren. Auch wird die *Literatur* des Seeweſens vor der Abth. *Marine* des *Nemnichſchen Katholikons*, noch eine Nachleſe liefern. Von einzelnen Artikeln in Seelexicis u. a. Büchern glaubt Rec. nur die Artt. *Signaux* und *Signal* in der Abth.

Marine zur Encyclopédie Franç, und im *Falconner*, *Romme Traité de la marine* S. 579. ff. erwähnen zu dürfen, um auch auf die hier noch mögliche Nachleſe aufmerkſam zu machen. Vielleicht hätten auch die *engliſchen Signal Towrs*, und die Art wie ſie ſignaliren, wenigſtens eine Erwähnung verdient. Die Manier muſs in Anſehung des Mechanismus ſehr einfach ſeyn; denn nach den monatlichen Liſten vom See-Etat, ſind zu jedem 1 Lieutenant, 1 Cadett und nur 2 Matroſen commandirt. Wenigſtens ſcheinen ſie auf eine Erwähnung mit der S. 74. gegebenen Nachricht gleiche Anſprüche zu haben. *Erörterung der Frage: wer der erſte vollkommnere Telegraph am Oberrheinſtrom geweſen? in e. unterth. Schreib. an Sr. Kurfürſtl. Gn. zu Maynz.* *Becher* heiſst dieſer merkwürdige Mann, und ihm wird in einem ähnlichen weiter unten eingerückten Schreiben die Erfindung der bisher nach *Leibnitz* benannten *Dyadik* zugeſchrieben. — (Die Zeichen, welche die *Grubenleute* in Bergwerken den ſo genannten *Schützern*, (denen, welche die *Waſſertreibwerke* regieren,) geben, ſcheinen dem Vf. entgangen zu ſeyn. Jene reden tief unter der Erde heraus, nicht ſelten auf beträchtliche Weiten, vermittelſt der ſo genannten *Klopfſtangen*, mit dieſem, durch einzelne Hammerſchläge, eine freylich nicht ſehr wortreiche Sprache; aber der Vf. wird ſich dabey ſeines S. 94. angeführten: ὁ σοφὸς πολλὰ ὀλίγοις τοῖς λόγοις, erinnern, welches zugleich eins der erſten Grundgeſetze jeder guten Signal-Einrichtung ſeyn muſs. Die Erfindung der *Klopfſtangen* ſcheint mit dem der *Feldgeſtänge* von gleichem Alter zu ſeyn, und dieſe fallt nach *Calvör* Tom I. S. 36. in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Kurz beſchrieben iſt der *Mechaniſmus* der *Klopfſt.* daſ. Tom. II. S. 52.) *Spiegeltelegraphe.* (Taf. III, nicht II. gehört zu ihrer Erläuterung.) Dem Anſchein nach, eine Spielerey, die bis jetzt noch ſchwerlich zum ernſtlichen Gebrauch auf beträchtliche Weiten anwendbar ſeyn dürfte. Allenfalls könnte ſie ein Vf. eines neuen Geiſterſehers zur Erklärung von Täuſchungen benutzen. Was der Vf. S. 91. unter „einer *linſen*- und *hyperbelförmigen* Röhre“ verſteht, iſt uns eben ſo unbegreiflich, als was „ein ſtumpfer Ausſchnitt von 18 Graden, wo möglich in *paraboliſcher* Form, ſeyn ſoll. *Ueber den Gebrauch prismatiſcher Körper in der Fernſchreibekunſt vom fürſtl. Heſſ. Kammeraſſeſſor Hn. Koppe.* Eine vorzüglich nette und ſinnreiche Vorrichtung, durch *prismatiſche*, und *eckſaulenförmige* Gerüſte, deren Seitenflächen mit abſtechenden Farben angeſtrichen ſind, nach mehreren Gegenden zugleich, nach verſchiedenen zuſammen gehörigen Schlüſſeln, zu ſignaliren. Wenn gleich die, nach dem ſchon oben erwähnten Schreiben an S. K. Gn. zu Maynz, in welchem *Leibnitz* die Erfindung der *Dyadik* abgeſprochen wird, beſchriebenen *Farbenſcheiben*, von eben dem Hn. K. *Koppe*, bloſs nach Einer Gegend, höchſtens vor- und rückwärts zugleich, daſſelbige leiſten, ſo wird ihnen doch nicht leicht Jemand die an der *prismatiſchen* Einrichtung gerühmten übrigen guten Eigenſchaften ſtreitig machen. *Kaſtentelegraphe.* Kaſtens, in denen Bretter oder Tafeln von verſchiedenen Farben, wie Schieber, von oben herunter in *Nuten*, ſich aus dem Kaſten in die Höhe, und zurück ſchieben laſſen. *Ein prismatiſcher Nacht und Tagtelegr.* Der obige *Koppiſche*, mit dem Zuſatz von fünf Fenſtern in einer Seite, die erleuchtet zu Nachtſignalen dienen. *Wagentelegr. Fahnentelegraph.* Jener hat zwey, wie Wagebalken, um ihre Mitten *vertikal* bewegliche Balken, die durch ihre verſchiedenen Neigungen ſignaliren, dieſer beſteht, aus bemahlten Brettern, Blechen etc., die wie Fahnen aufgezogen werden. (Bey dieſen wird allemal noch eine kleine Vorrichtung erfoderlich ſeyn, ſie in der gehörigen Lage gegen die nächſten Warten zu erhalten, wenn ein maſsiger Wind in der Richtung, in welcher zwey Warten von einander liegen, wehen ſollte.) *Eine Verbindung mehrerer dieſer Telegraphen.* (Alle dieſe von dem *Kaſtentelegr.* an, ſcheinen von Hn. *Bergſtraſser* ſelbſt zu ſeyn.) *Ein Farbentelegr. in einer Quadratförmigen Oeffnung einer Mauer.* (Dem *Böckmannſchen* ſehr ähnlich.) *Noch zwey andere T., deren Zeichen durch zwey Halbkreisförmige Ringe gebildet werden.* Bey dem einen ſind die beiden halben Ringe um einen gemeinſchaftlichen in der Mitte ihres Bogens liegenden Punkt beweglich, ſo daſs ſie in Einer Lage einander decken, und dann wie ein halber Ring erſcheinen. Bey dem andern ſind ſie jeder für ſich um eben dieſe Punkte beweglich, haben aber keinen gemeinſchaftlichen *Drehpunkt*, und bilden in Einer Lage einen ganzen *Ring*. Alle drey ſind von Hn. *Koppe*. Noch eine *Verbindung der Fahnen-, des erſten Halbringförmigen, zweyer Kaſten- und des einfachen prismatiſchen Telegr. mit der Einrichtung zu Nachtſignalen*, alles auf Einer Warte, mit vollſtändiger Wohnung für den Wärter etc. (die hier gebrauchten Fahnen ſind wie die oben erwähnten, aber mit dem wo möglich unbequemſten *Mechanismus* angebracht.) — Wenn irgend ein *Officier* von *avancirtem* Range, wie der Vf. erwähnt, nicht wuſste was *Dekadik* ſey; ſo kannte er doch wahrſcheinlich die Sache, wenn ihm gleich der griechiſche Name fremd war. Hätte er Luſt zu *Retorſionen*, ſo würden ihm Taf. XI. und XII. der unter No. 2. recenſ. Schrift, die *arkantiſchen Lampen* (S. 175.), die *tolandiſchen Teleſkope* (S. 191.) etc. auch dazu Stoff geben. Endlich noch *ein Telegraph in radförmiger Bewegung* (?) Hr. *Bürja* wird ſeinem anderweitig beſtätigtem Ruhme nichts entzogen glauben, wenn er dieſe Einrichtung, die er zuerſt vorſchlug, die der Hr. *Wegkomm. Karl* ſehr leicht fand, und auf Hn. *Bergſtraſsers* Veranlaſſung ausführte, an Hn. *Bergſtraſser* geradezu abtritt. — Von der Kenntniſs des *Maſchinenbaues* des Hn. *Bergſtraſser*, ſcheint das aber kein allzu groſses Vorurtheil zu begründen, wenn er glaubt: Ein nahe an 10 Fuſs im Durchmeſſer groſses *Schwungrad*; (das bey einigermaſsen beträchtlicher Entfernung der *Stationen* noch gröſser werden muſs) laſſe ſich ſo geſchwinde bewegen, „daſs es in Einer *Sekunde* drey Buchſtaben aufſtellen, und eine zur Beobachtung hinlängliche

Zeit, *pauſiren* laſſen könne.“ Doch iſt er mit 3000 bis 3600 Buchſtaben in einer Stunde zufrieden. Bald wird man Geſchwindſchreiber für die *Telegraphie* nöthig haben! Auch iſt ihm die Freude über dieſe Angabe — die jedoch, nach dem bekannten *facile eſt inventis addere*, leicht beſſer einzurichten wäre, — recht ſehr zu gönnen. Uebrigens iſt bey der auf dieſer Tafel A und B vorgeſtellten *telegr.* Warte, ſo elend für die Wärter geſorgt, daſs ſie in den 24 Fuſs hohen Thurm, durch eine etwas über 4 Fuſs hohe Thüre hineinkriechen müſſen. Nach dieſem Maaſsſtabe iſt auch die Groſse des Rades angegeben. In einem noch angehängtem Auszuge aus einem Schreiben eines verdienſtvollen *Privatmannes*, wird S. 199. ff. auf einige, dem Rec. ganz unbekannte, wenigſtens aus der *telegr. Fehde* mit Hn. *Böckmann* nicht erhellende, Dinge angeſpielt, auf die Rec. bloſs zum Beweiſe ſeiner Unpartheilichkeit aufmerkſam macht. Einige Aufgaben, welche die Verwandlung der Zahlen der *Decade* in die der *Teſſaropentas*, und umgekehrt betreffen, beſchlieſsen dieſe in vielen Rückſichten ſchätzbare Schrift.

Nr. 5. enthält für die Signalkunſt gar nichts Neues. Des Vf. Methode (dem in der Vorrede das Prädicat, *General - Brigade - Inſpector* beygelegt wird) iſt eine Modification der altgriechiſchen Signalirung der *Columnen*, und Zeilenweiſe unter einander und nebeneinander geſchriebenen Buchſtaben und Zahlen, bey welcher die Stelle der einzelnen Buchſtaben (oder Zahlen) durch zwey verbundene Signale angezeigt wird, deren eins die Zahl der *Columne*, das andere die der Zeile angiebt; mit dem einzigen Vorzuge vor der alten: daſs die erſte *Columne* nicht ſignalirt wird, ſondern ein Signal für eine Zeile ohne *Columnenſignal*, eine Zeile der erſten Columne bezeichnet. (Warum nicht einen Schritt weiter?) Uebrigens iſt aber alles auf die umſtändlichſte Weiſe für Tag- und Nacht Signale erläutert. Die letztern werden durch Erleuchtung verſchiedener durchſcheinender Streifen, auf einem undurchſichtigen Grund gegeben. Zur geſchwinden Beförderung von Briefen werden *Haubitzgranaten* mit einer Oeffnung ohngefehr wie eine *Sparbüchſe*, oder ein *Armenſtock* empfohlen, auf deren Auſsenſeite der Ort ihrer letzten Beſtimmung eingegraben ſeyn ſoll. Die in manchen Stücken einer Verbeſſerung fähige Einrichtung der *Stationen* etc. wird kurz beſchrieben, und die Einrichtung der *Haubitzgranaten* zur Briefbeförderung, die Art ſie zu *verſchlieſsen* etc. bis auf die ſubtile *Federzange* (die aber nicht mit abgebildet iſt) mit welcher der Kommandant des Orts, an welchen die *Haubitzgranate* zuletzt anlangt, oder eine andere dazu autoriſirte *Standesperſon*, die Briefe aus der Granate herausnehmen ſoll, abgebildet.

Nr. 6. Auch ein paar Bogen und eine Kupfertafel mit Stellungen des franzöſiſchen *Telegr.* Das Wenige, was über die Sache geſagt iſt, iſt gröſstentheils gut, ohne *Affectation*, und verſtändlich vorgetragen, enthält aber nichts neues, und ſchränkt ſich bloſs auf die Signalirung des *Alphabets* ein. Die Bezeichnung der *Tempo's*, in denen einzelne Kanonenſchüſſe einander folgen, um das *Alphabet* zu bezeichnen, iſt ſpaſshaft genug; (0 und 5, haben ein gleichviel geltendes Zeichen, wenn ſie gleich etwas verſchieden ausſehen und ſonſt iſt die Bezeichnung auch nicht völlig richtig gewählt;) aber die Signalirung wird ſo weitläuftig, daſs zu einer kurzen Sentenz von 27 Buchſtaben mit dem leichteſten Feldgeſchütz, beynahe eine Tonne Pulver auf jeder Station gehören würde. So übereinſtimmend mit dem Vf. Rec. übrigens die S. 8. als ein Beyſpiel einer Signalirung gegebene Sentenz, unſern *ſtreitrüſtigen Telegraphen* zu aufrichtiger Beherzigung angelegentlich empfehlen möchte; ſo wenig kann er ſich enthalten, beſonders in Rückſicht der Schluſserklärung, und bey dem wenigſtens durch dieſe Bogen nicht widerlegten Mangel an Kenntniſs deſſen, was ſchon vorhin in der Sache geſchehen iſt,) dem Vf. die S. 30. durch Noten geſchriebene Sentenz zu eigener Beherzigung zu empfehlen. Am Ende unterſchreibt ſich der Vf. *Cph. Schlapper.* Theol. Cand.

No. 7. Nach dieſer Abbildung ſpielt der franzöſiſche *Telegraph* nicht in freyer Luft, ſondern auf zwey ſchwarz angeſtrichenen, mit ihren *horizontalen* Durchmeſſern ſich berührenden *Kreisflachen*, auf denen ſie ſich in die acht bekannten, um 45 Grade von einander entfernten Neigungen, vermittelſt einer im Hausgen, auf deſſen Wand die ſchwarzen Kreiſe gemahlt ſind, gemachten Einrichtung, wie die Zeiger auf dem Zifferblatt einer Uhr ſtellen laſſen. Die Axe des Balkens, welcher die beiden Arme verbindet, liegt auf den beiden Halbmeſſern der Kreiſe durch ihre Berührungspunkte, und der Balken ſelbſt iſt unbeweglich. Die Durchmeſſer der beiden ſchwarzen Kreiſe ſind zu 12 Fuſs, die beweglichen Arme, wegen ihrer Befeſtigung von den Mittelpunkten der Kreiſe, 7 Fuſs lang, und nebſt dem Mittelbalken 1 Fuſs breit angegeben. Die letzten drey Stücke ſind weiſs angeſtrichen. Dieſer *Telegraph* macht alſo, da nur beide Arme zugleich gebraucht werden, und keiner mit dem mittelſten Balken zuſammenfallt, nur 49 verſchiedene Zeichen. (Der Mittelbalken iſt bey dieſer Einrichtung völlig überflüſſig.) Auf der Höhe zwiſchen 30 und 40 Grad oberhalb des Berührungspunkts der beiden Kreisflachen, iſt das *Fernrohr* zu Beobachtung des nächſten *Telegr.* unbeweglich feſt. Jedes Häusgen hat die Einrichtung doppelt auf den beiden gegeneinander über liegenden Seiten, deren Zeiger im Häusgen jedes Paar auf einer gemeinſchaftlichen *Axe* befeſtigt ſind, und zugleich regiert werden. Die Bezeichnung der 49 Zeichen iſt willkührlich, und die hier als Beyſpiel gegebene, der franzöſiſchen Sprache wenigſtens angemeſſener als die in der Leipziger Beſchreibung. Durch fünf Lanternen, deren eine auf der Mitte des Balkens auf dem Berührungspunkt der beiden ſchwarzen Kreisflächen, zwey auf den Mittelpunkten derſelben, um welche die Arme ſich drehen, und zwey auf den äuſserſten Enden der Arme befeſtigt werden, iſt der *Telegr.* zu Nachtſignalen eingerichtet. Die beiden letzterwähnten Lanternen haben

die Einrichtung, daſs bey jeder Lage des Zeigers der Boden der Lanternen unten bleibt. — Da dieſe Einrichtung alles leiſtet, was man zur Signaliſirung des *Alphabets* und der Ziffern gewöhnlich fodert; ſo können nur Augenzeugen über die wahre Geſtalt der franzöſiſchen entſcheiden. Diejenigen, welche Rec. zu fragen Gelegenheit hatte, behaupten; die Leipziger Abbildung ſey die wahre des auf dem *Louvre* errichteten. Aber auch ohne dieſe, iſt die von Hn *Böckmann* in der Schrift No. 1. gegebene Abbildung des *Telegr.* zu *Lille* ein Zeugniſs mehr für die Wahrheit der Leipziger Abbildung. Ihr Vf. kann alſo ohne allen Streit, die Aeuſserungen, die der Vf. der Wiener Beſchreibung ſich erlaubt, in der gelaſſenſten Ruhe auf dieſen zurückfallen laſſen.

OEKONOMIE.

Salzburg, in der Mayr'ſchen Buchh.: *Franz Damian Müllenkampfs*, Kurfürſtl. Maynziſchen Forſtrathes etc. Sammlung der Forſtordnungen verſchiedener Länder fortgeſetzt von *C. E. Freyherrn von Moll*, Hochfürſtl. Salzburgſchen Kammerdirectoren etc. *Zweyter Theil.* 1796. 250 S. nebſt Regiſter. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Im Jahre 1791. gab der Maynziſche Forſtrath Müllenkampf den erſten Theil einer Sammlung der Forſtordnungen verſchiedener Länder heraus. Er ſtarb noch in eben demſelben Jahre, und mit ihm ging auch die Sammlung zu Grabe. Der erſte Theil enthielt die Weimariſche Forſtordnung von 1775. Die Ordnung für den Speyeriſchen Bohuwald von 1782. jene für die K. K. öſterreichiſchen Vorlande von 1787. (1786.) und die Maynziſche von 1744. Der Hr. Kammerdirector Freyherr von Moll in Salzburg ſetzet gegenwärtig dieſes Werk mit dieſem zweyten Theile fort, welchen er dem Hn. von Burgsdorf zugeeignet hat. Dieſer Theil enthält: 1) Salzburgiſche Waldordnungen vom Jahre 1524. 1550. 1555. 1563. 1592. Wald- und Holzordnung das Halleiniſche Weſen allein betreffend, vom Jahre 1592. Waldordnung vom Jahre 1659. 1713. 1755. 2) Oeſterreichſche Waldordnungen ob und unter der Ens, von 1766. für Steyermark von 1767. und für Kärnten von 1745. So nützlich nun allerdings eine Sammlung der Kameraliſtiſchen- und Polizey-Geſetzgebung in Forſt- und Jagd-Sachen mehrerer Länder und Zeiten iſt; ſo gewiſs bleibet es auch, daſs es überflüſſig ſey, dieſe Ordnungen von Wort zu Wort abzudrucken, und ihren barbariſchen Stil beyzubehalten, der ſehr viele, dem Ausländer unverſtändliche Provinzial-Ausdrücke enthält. Der Herausgeber verſpricht nun zwar im dritten Theile eine Erklärung dieſer Ausdrücke, allein wer hat wohl Gedult und Zeit ſich erſt da hinein zu ſtudiren? Es würde daher weit beſſer ſeyn, wenn der Herr Herausgeber den Geiſt und Sinn der Geſetze in gedrängter Kürze, und in einer Sprache vortragen wollte, die jedermann verſtehet, und wodurch die Sammlung weit reichhaltiger an Materien *werden* würde. Nur hierdurch kann er ſich ein *Verdienſt* erwerben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Strasburg: Es iſt ein Gott. Eine Franzöſiſch-Republicaniſche Gottes-Verehrung*, auf das Feſt des 10 Aug. 1796. 68 S. 8. (6 gr.) So ſehr dieſe Rede dem auſserlichen Anſehn nach von den gewöhnlichen Predigten verſchieden iſt, ſo gleicht ſie ihnen doch darin, daſs ſie oft Declamationen ſtatt der Beweiſe giebt, und wenn ſie ſchon nicht durch die Kunſtwörter der ſcholaſtiſchen Theologie geweiht und dunkel wird, ſo zweifelt Rec. doch ſehr daran, daſs die Kunſtſprache der neueſten Philoſophie und der oft poetiſche Ausdruck einem gemiſchten Auditorium verſtändlich ſey. Folgende Stelle wird den Leſer in Stand ſetzen, ſelbſt über die Art des Beweiſes und des Vortrages zu urtheilen. — Das Daſeyn eines Gottes wird, wie gewöhnlich, aus dem Daſeyn des Weltalls, beſonders aber des Menſchen, bewieſen; zu welcher Abſicht es S. 49. heiſst: „Der Menſch iſt nicht bloſs ein *lebendiges*, ſondern ein *moraliſches* Weſen; das heiſst: es iſt „etwas in dem Menſchen, das mehr als Erſcheinung iſt, nicht „zur Sinnenwelt gehöret, ſondern einen unbedingten Werth „hat — Freyheit oder praktiſche Vernunft genannt. Nun darf „ich kühn fragen, warum iſt die Welt geſchaffen, welches iſt „der letzte Zweck der Weltſchöpfung? — der *Menſch*, *als* „*moraliſches Weſen*. — Jetzt klären ſich alle bisher dunkele „und unaufgelöſete Fragen über Urſachen, Abſichten und „Zwecke der Schöpfung auf, wenn der Menſch zu ſich, und „von ſich ſelbſt ſpricht: die Welt wäre ein Unding, wozu „wäre ſie, zu welchem Endzwecke wäre all das Groſse, Schöne und Göttliche in den Werken der Natur, in dem Schmucke der Gefilde, in den Blüthen des Frühlings, in dem Geſange der Vögel, in dem endloſen Reichthume der ganzen „lebenden Schöpfung, wenn nicht der Menſch als moraliſches „Weſen, dieſen Reichthum zu würdigen, da wäre, an dieſen „Blüthen ſich entzückte, das Groſse und Göttliche bewunderte und alle Schönheiten der Schöpfung in ſich vereinigte. — „Die Welt hat alſo Zweck, warum ſie da iſt, und fortdauert, „und dieſer Zweck iſt die moraliſche Vernunft im Menſchen. „Vermöge ſeiner moraliſchen Vernunft kann ſich demnach der „Menſch die Welt nicht ohne eine moraliſche Ordnung denken, weil ohne moraliſche Ordnung in der Welt der Gehalt „und der Zweck ſeiner moraliſchen Vernunft ungereimt wäre.... Der Beweiſs dafür liegt in dem Menſchen, wenn auch „die Erfahrung ihr Urtheil zurückhält. — S. 53. Daraus ergiebt ſich demnach eine moraliſche Ordnung in der Welt, da „der Menſch unter moraliſchen Geſetzen die Welt beurtheilt; „das eine kann ohne das andere nicht beſtehen. — Nur leuchtet uns aber auch die Gottheit in vollem Sonnenglanze ihres „Daſeyns; jetzt hat unſer Geiſt ſeinen Lauf *ſicher und groſs* „vollendet, er iſt an ſeinem Ziele. Wie kann, fragt nun der „Menſch, eine ſolche moraliſche Ordnung beſtehen ohne eine „erſte moraliſche Urſache? Ohne das *Daſeyn* eines Gottes iſt „ſie unmöglich.“ etc.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. May 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetſchke: Verſuch einer richtigern Theorie der Lehren, *von den Lehnſchulden* — dem *Lehns-Concurſe* und dem Verhältniſe der Lehns-Gläubiger zu den Allodial-Gläubigern, ingleichen des Lehns-Concurſes zu dem Allodial-Concurſe, von D. *Chriſtoph Chriſtian Dabelow.* Erſte Abtheilung. 1797. 180 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher durch ſeinen 1794 erſchienenen *Verſuch einer ausführlichen ſyſtematiſchen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger*, den *Allodialconcurs* in ein beſſeres Syſtem zu bringen bemüht war, will nun durch gegenwärtige Schrift auch der bisher ziemlich vernachläſsigten Lehre vom *Lehnsconcurſe* zu mehrerer Einheit und Richtigkeit der Grundſätze verhelfen. Zu dieſem Ende iſt ihm aber *die bisherige* Lehre von den Lehnſchulden gar nicht *haltbar*; dieſe ſoll ganz umgeſchaffen und auf andere Grundbegriffe zurückgeführt werden. Die Vorbereitung des abzuhandelnden Gegenſtandes nimmt daher den gröſsten Theil der ganzen Abhandlung ein, und dieſe erſte Abtheilung derſelben iſt nur als ein Prodromus anzuſehen. Sie enthält a) einige *Prolegomena* zu Berichtigung der nöthigen Grundbegriffe; b) die *Culturgeſchichte* und c) die *Literatur* der auf dem Titel angezeigten Lehren. Die zweyte Abtheilung wird, nach vorausgehender Dogmengeſchichte, die gewöhnliche Theorie der bemerkten Lehren, die dritte Abtheilung aber den Verſuch einer richtigeren Theorie, enthalten. Alle dieſe Abtheilungen ſollen, wenn ſie erſchienen ſind, nebſt ihrem Anhange, der mehrere einzelne Abhandlungen des particulären Rechts enthalten wird, unter einem Haupttitel vereiniget werden. Der Werth des ganzen Unternehmens, deſſen Gegenſtand einer ſyſtematiſchen Bearbeitung gar ſehr bedürftig iſt, wird ſich erſt aus der dritten Abtheilung beurtheilen laſſen: voritzt können wir nur über den vorgelegten Plan, und die Behandlung der vorausgeſchickten Vorerkenntniſſe, unſere Meynung ſagen. Die Prolegomena nehmen faſt die Hälfte dieſes Bandes S. 1—32 ein, und enthalten folgende 6 Kapitel: 1) *Vermögen einer Perſon.* Zwey Hauptbeſtandtheile deſſelben; 2) *Etwas über Eigenthum;* 3) *Eigene Vorſtellungen des Vf. vom Eigenthum;* 4) *Eigenthum einzelner und moraliſcher Perſonen; Miteigenthum und Geſammteigenthum; vollkommenes und unvollkommenes; eingeſchränktes und uneingeſchränktes; natürliches und bürgerliches Eigenthum.* 5) *Dingliche Rechte an fremden Sachen überhaupt und Nutzungseigenthum insbeſondere;* 6) *Verſuch einer allgemeinen Theorie von der Verſchuldung des Vermögens einer Perſon.* Die ſehr umſtändliche Beſtimmung des Begriffs vom Eigenthum, welche das 2 u. 3 Kap. einnimmt, hat Rec. gar nicht befriediget. Der Vf. tadelt die bisherigen Vorſtellungsarten und ſtellt einen ganz neuen Begriff auf: beides ſcheint aber ein verunglückter Verſuch zu ſeyn. Selbſt die von vielen angenommene Definition des Eigenthums: daſs es die *Befugniſs ſey, aus eigener Macht über die Subſtanz einer Sache zu verfügen*, findet er nicht paſſend, S. 32: „Denn „der *Finder einer herrenloſen Sache* könne ſolche ja „vernichten und über ihre Subſtanz nach möglichſter „Willkühr verfügen, ohne das Eigenthum daran zu „haben, welches erſt durch die Occupation begründet „werde, wozu allemal *animus rem ſibi habendi* ge„höre? — Der *Beſitzer im guten Glauben*, der doch „in den Geſetzen von dem Eigenthümer ſorgfältig un„terſchieden werde, habe ja auch die Befugniſs, aus „eigener Macht über die Subſtanz der Sache, die er „in gutem Glauben beſitzt, zu verfügen?" (Allein der Finder einer herrenloſen Sache, wenn er ſolche ſogleich vernichtet, muſs doch den Gedanken hegen, daſs er das Recht habe, es zu thun, er muſs auch *animum ſibi habendi* haben, indem er durch die Vernichtung ſeinen Wunſch befriediget, und jeden andern Competenten ausſchlieſst. Es gilt gleich viel, ob er einen guten oder ſchlechten Gebrauch davon mache. Der Beſitzer in gutem Glauben kann zwar die Sache veräuſsern: aber dies iſt nicht ein *unbedingtes* Recht: Denn er bleibt der Evictionsklage ausgeſetzt, ſo lange die Sache nicht verjährt iſt.) Der Vf. findet den Begriff des Eigenthums vorzüglich in den *allgemeinen Wirkungen* deſſelben: S. 39. „1) Daſs die Sache, „an welcher einer Perſon das Eigenthum zuſtehe, als „ihr *ausſchlieſslich gehörig*, und *von der Zueignung „aller übrigen Staatsbürger ausgeſchloſſen* angeſehen „werde; 2) daſs die Perſon, welche ſich im Eigen„thumsverhältniſs zu der Sache befinde, alle andere „von ſolcher Zueignung abhalten könne, welche ihr „Eigenthum an der Sache aufheben würde." Hieraus bildet er endlich (S. 41) dieſe lange Definition: „Eigenthum iſt das, durch gewiſſe in den bürgerlichen „Geſetzen beſtimmte Vorausſetzungen und Bedingun„gen, begründete Verhältniſs einer Perſon zu einer „Sache, vermöge deſſen dieſe Sache als ihr *ausſchlieſslich zugehörig*, und *von der Zueignung aller übrigen „Staatsbürger ausgeſchloſſen*, angeſehen werden muſs, „wenn nicht in dem einen oder dem andern von ihnen „wieder die Vorausſetzungen und Bedingungen exi-

„ſtiren, die in jener Perſon das Eigenthum möglich „machten.“ (Jeder Logiker wird hier einen Hauptfehler, nämlich die Umſchreibung der Sache durch *ſynonimiſche* Ausdrücke, rügen. Denn die Worte *Zugehörig*, *Zueignung* und am Ende gar das Wort Eigenthum ſelbſt, werden unbedenklich gebraucht, um den Begriff des Eigenthums zu beſtimmen. Wer aber nicht weiſs, was Eigenthum bedeutet, wird eben ſo wenig von *Zugehörigkeit* und *Zueignung* ſich einen deutlichen Begriff machen können. Iſt es nicht viel natürlicher und paſſender, diejenige beſondere Wirkung des Eigenthums, welche demſelben weſentlich anklebt, herauszuheben, und nach dieſer den Begriff zu beſtimmen. Dieſe beſteht, wie ſchon gedacht, in der Freyheit über die Subſtanz einer Sache aus eigener Macht unwiderruflich zu verfügen). Eigenthumsrecht iſt alſo weiter nichts, als die *Wirkung des Eigenthums gegen den Widerſpruch eines andern*, und bedarf nicht der weitläuftigen, dunkeln, tavtologiſchen Definition (S. 42): „Eigenthum für Recht genommen, „iſt das, unter Vorausſetzung des oben genannten „Verhältniſſes, oder des Eigenthums als Verhältniſs „genommen, begründete Recht einer Perſon an der „Sache, zu welcher ſie in ſolchem Verhältniſſe ſteht, „alle andere von ſolcher Zueignung abzuhalten, die „ihr Eigenthum aufheben würde, und von allen Befugniſſen, die das Eigenthum als beſondere Wirkungen hervorbringt, den möglichſten Gebrauch zu „machen.“ Wir können dem Vf. auch nicht zugeben, (S. 41 u. 63) daſs alle beſondere Wirkungen des Eigenthums, ſelbſt das Recht die Sache von jedem Beſitzer abzufodern und auf einen andern überzutragen, des Eigenthums ganz unbeſchadet, auf andere übergehen können. Dieſer Satz iſt nicht gehörig beſtimmt: Denn es iſt wohl zu unterſcheiden, ob die Abtretung *auf immer* und *unwiderruflich* geſchehe, oder nicht? Im erſteren Fall wird das Eigenthum ſelbſt übertragen; im letztern iſt die Wirkung deſſelben nur ſuſpendirt. Das *Nutzungseigenthum*, (*Dominium utile*) als der Hauptgegenſtand der folgenden Theorie von den Lehnſchulden — gehört nach ſeiner Vorſtellungsart nicht in die Claſſe der Eigenthumsrechte, weil ſich nach römiſchen Rechtsbegriffen, die man hier zum Grunde legen müſſe, *keine getheilte Proprietat* und daher auch *kein getheiltes Eigenthum* denken laſſe; ſondern er zählt ſolches zu den *dinglichen Rechten an fremden Sachen*, von welchen, nach Anleitung ſeines *Syſtems des geſammten heutigen Civilrechts*, ſieben verſchiedene Gattungen angenommen werden, nämlich 1) *Pfandrecht*, 2) *Dienſtbarkeit*, 3) *Zwangbannrecht*, 4) *Zinsrecht*, 5) *Retractsrecht*, 6) *Nutzungseigenthum*, und 7) *Erbrecht*. Seine Definition des Nutzungseigenthums, — wohin Emphyteuſis, Platzrecht, Lehn und Erbleihe gerechnet werden, — iſt folgende: „*Nutzungseigenthum* iſt das beſondere dingliche Recht an einer fremden Sache, vermöge deſſen „jemanden die vollkommenſte Nutzung derſelben, „verbunden mit einer eingeſchränkten Diſpoſition über „die Subſtanz der Sache, und dem Rechte, ſolche von „einem jedem Beſitzer, und ſelbſt von dem Eigen„thümer derſelben, oder dem ſogenannten Obereigen„thümer, abzufodern, zuſtändig iſt.“ Der *Obereigenthümer* ſoll alſo der *wahre Eigenthümer* ſeyn, ſelbſt dann, wenn er alle ſpecielle Wirkungen des Eigenthums abgetreten hat. (Was iſt aber durch dieſe Subtilität gewonnen? und warum ſoll man nicht dem Nutzungseigenthümer einen Theil des Eigenthums zugeſtehen, deſſen weſentliche Wirkung er ausübet? Warum ſoll das römiſche Recht uns daran hindern, welches doch andere von dem Vf. angenommene dingliche Rechte ebenfalls nicht kennt? — Doch Rec. ſuſpendirt hierüber ſein Urtheil, bis die Anwendung dieſer Vorerkenntniſſe auf die Lehre von den Lehnſchulden erfolgen wird).

Ueberhaupt hätte dieſe weitläuftige Erörterung der Grundbegriffe — welche der Vf. (S. 7. d. Vorrede) theils als einen *luſum ingenii*, theils als ein Bedürfniſs für die folgende Arbeit betrachtet — beſſer in die *dritte Abtheilung* gepaſst, wo derſelbe zu Gründung ſeines neuen Lehrgebaudes davon Gebrauch machen will: Dort würde ſie wahrſcheinlich mehr concentrirt, und in genauem Zuſammenhang mit den daraus zu folgernden Sätzen erſchienen ſeyn.

Die *Culturgeſchichte* hat der Vf. von der *Literatur* getrennt, weil er in Anſehung der Literatur es nicht bey der bloſsen trocknen Anzeige der Schriften bewenden läſst, ſondern damit zugleich eine gedrängte Ueberſicht ihres Inhalts und eine kritiſche Beurtheilung derſelben verbindet, um dadurch *zur Dogmengeſchichte* vorzubereiten; und dieſe letztere iſt von der Culturgeſchichte um deswillen abgeſondert, weil es ihm zweckmaſsiger ſchien, die Dogmengeſchichte mit den einzelnen Lehren ſelbſt zu verbinden. Culturgeſchichte und Literatur — welche dieſe Abtheilung enthalt — empfehlen ſich durch ſyſtematiſche Darſtellung, durch groſse Vollſtändigkeit, und durch gründliche Beurtheilung der einzelnen Schriften: Nur würde dabey, ſo wie bey der ganzen Vorbereitung des Werks, um ſolches zu ſeiner practiſchen Beſtimmung gemeinnütziger zu machen, mehrere Kürze ſehr heilſam geweſen ſeyn; und dann iſt der Name *Culturgeſchichte* ſchwerlich recht paſſend.

PHILOLOGIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Nachrichten von altdeutſchen Gedichten, welche aus der Heidelbergiſchen Bibliothek in die Vatikaniſche gekommen ſind.* Nebſt einem Verzeichniſſe derſelben, und Auszügen, von *Friedrich Adelung*. 1796. 272 S. 8. (18 gr.)

Die berühmte Heidelberger Bibliothek wurde bekanntlich, nachdem die Stadt 1622 durch Tilly mit Sturm erobert worden, geraubt, ein Theil der Manuſcripte, die man auf 80,000 Kronen ſchatzte, zerriſſen, und den Pferden, ſtatt des Strohes, untergeſtreut. Der Ueberreſt der Bibliothek aber durch den Kurfürſt Maximilian von Bayern, als eine ihm zugefallene Beute, dem Pabſt Gregorius XV, nach Rom

geſandt; doch behielten die gelehrten Cardinäle Franz Barberini, Colonna und andere, viele ausgeſuchte Stücke für ſich zurück. Unter den Mſcten vermuthete man bisher manche ſeltne deutſche, wohl gar aus Karls des Groſsen Nachlaſs oder deſſen Zeitraum. (Rec. würde dergleichen, wenn anders noch einige exiſtiren, nicht ſowohl in deutſchen als in pariſer Bibliotheken vermuthet haben; überhaupt aber läſst ſich aus der Geſchichte des Geſchmacks unſrer Landsleute die Beobachtung ziehen, daſs jedem Jahrhundert der deutſche Stil der nächſtvorhergegangenen Jahrhunderte dergeſtalt aneckelte, daſs es auch den beſten Stoff darüber zu Grunde gehen lieſs. So machten es die gebildeten Minneſinger mit den Schriften aus der Zeit der Karolinger und Ottonen; ſo die Meiſterſänger mit den Minneſingern; ſo das ſich verfeinernde ſechzehnte Jahrhundert mit den Producten des vierzehnten und funfzehnten. Man moderniſirte das Alte, und überlieſs die Originale der Verweſung. Selbſt im ſiebzehnten Jahrhundert dauerte dieſe Sitte noch fort und traf auch den Theuerdank und Froſchmäusler —) Einen vollſtändigen Katalog der Heidelberger Bibliothek gab es entweder in Deutſchland nie, oder er gieng bey der Plünderung verlohren. Des Vf. Bemühung, ihn auszukundſchaften, war fruchtlos. Doch exiſtirt im Vatikan ein, freylich ſehr fehlerhaftes, Verzeichniſs der *Codici tedeſchi in Bibliotheca Vaticana traſportativi dalla Bibliotheca Palatina*, und zwar enthält dieſes lauter Handſchriften deutſcher Dichter, nach des Vf. Auszügen zu urtheilen, aus dem 13—16 Jahrhundert, von denen wir zwar die meiſten ſchon beſitzen, die uns aber zur Vergleichung der Lesarten dienen können. Die Hinderniſſe, die der Literator überhaupt und insbeſondere der Erforſcher dieſer deutſchen Alterthümer in Rom zu bekämpfen hat, ſind nach Hn. Adelungs Bericht, äuſserſt abſchreckend. Die Vatikaniſche Bibliothek iſt bloſs im Winterhalbenjahre, d. h. vom 22ten November bis Oſtern, offen, und *ſoll* es alle Tage, den Freytag ausgenommen, Vormittags von 8—12 ſeyn. Da wird nun nicht geheizt, ſondern nur ein kleines Kohlenbecken ſteht in der Mitte der groſsen, hohen, empfindlich-kalten Zimmer des Vatikans, die Arbeitstiſche aber ſind an den Fenſtern. Ehe man die Bibliothek benutzen darf, muſs man erſt eine Bittſchrift an den Cardinal-Staatsſecretär machen, worinn die gewünſchten Bücher namentlich angeführt werden. Nun iſt aber kein gedruckter Katalog da, und die geſchriebenen ſind ſehr mangelhaft. Man muſs alſo die Freyheit, ſelbſt nachzuſuchen, bey den Cuſtoden erkaufen. Nicht eher als um 9 Uhr verſammeln ſich die Scriptoren und Aufſeher, *dann wird erſt der Schlüſſel zur Bibliothek vom Kardinalſekretär* (jeden Tag beſonders!) *geholt.* Damit vergeht, wenn Letzterer etwa nicht zu Hauſe, oder beſchäfftigt iſt, oder noch ſchläft, wieder eine Stunde. Wie lange kann man da arbeiten? Zu alle dieſem kommt noch der Argwohn, das Verlangte, zumal in einer Sprache, die man nicht verſteht, betreffe Dinge wider das Pabſtthum oder den Katholicismus u. ſ. w. Alle dieſe Hinderniſſe, und noch manche verdrieſsliche Kleinigkeiten hatte Hr. *A.* zu beſiegen, und beſiegte ſie. Binnen drey Monaten lernte er die deutſchen poetiſchen Codices aus der Heidelberger Bibliothek kennen, und konnte aus mehr als funfzigen Auszüge machen. Er giebt uns ein Verzeichniſs dieſer Handſchriften mit einigen kritiſchen Anmerkungen, und dann Auszüge aus nachſtehenden: 1) Wilhelm von Orleans, oder Oranſe (oder auch Wilhelm von Brabant), den einmal Hr. Caſparſon in Caſſel herausgeben wollte; 2) eine Liederſammlung (Minnelieder); 3) drey Handſchriften von Boners Fabeln; 4) ſieben Stücke aus dem Heldenbuche. Ob ältere deutſche Gedichte als die aus den obengedachten Jahrhunderten unter den Heidelbergiſchen Mſcten ſind, (denn daſs ſich einige der älteſten Denkmähler unſrer Sprache im Vatikan befinden, iſt auſser Zweifel); ingleichen ob wir noch mehr Auszüge von Hn. *A.* erhalten ſollen, ſagt er uns nicht. Indeſſen verdient er für das gegebene, und für die jedem künftigen Beſucher der Vatikaniſchen Bibliothek unentbehrlichen Nachrichten, von jedem patriotiſchen Literator Dank.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Nouvelle Grammaire Allemande*, ou méthode pratique pour apprendre facilement et à fond cette langue néceſſaire à préſent plus que jamais. A l'uſage des François et de ceux qui poſſèdent la langue françoiſe. 1797. 386 S. 8.

Der Herausgeber, Hr. Magiſter *Schade* in Leipzig, führt in der Vorrede die Urſachen an, welche ihn bewogen, die zu Lauſanne vor einiger Zeit erſchienene und wegen der Kriegesunruhen ſchwer zu bekommende *Grammaire Allemande* nachdrucken zu laſſen. Unſtreitig verdient ſie eine der beſten genannt zu werden, welche für Franzoſen, die Deutſch zu lernen wünſchen, je geſchrieben worden iſt, weil der Vf. darin alles Nützliche aus den Werken der berühmteſten deutſchen Sprachlehrer zuſammengetragen hat, weil ſie ſich durch eine faſsliche Schreibart ſowohl, als durch Genauigkeit in dem theoretiſchen Theile auszeichnet, und weil man in dem praktiſchen alles das Unanſtändige und Kindiſche nicht antrifft, welches die in der Meidingerſchen Sprachlehre enthaltenen Uebungen verunſtaltet. Um dieſer Auflage noch mehr Vollſtändigkeit zu geben, ſind von dem Herausgeber verſchiedene Zuſätze und Veränderungen gemacht worden, deren Werth aber Rec. jetzt nicht beurtheilen kann, indem er das Original nicht zur Hand hat, um es mit der Copie zu vergleichen. Doch fiel ihm eins und das andere bey Durchleſung dieſes Buches auf, worüber er ſeine Bemerkungen mittheilen will. S. 90 ſiehet man *l'an mille quatre cents quatre-vingt douze*, und weiter unten *l'an mille quatre cents quarante.* Die Franzoſen ſchreiben nicht nur *mil* für *mille* in der Jahrzahl, ſondern auch *cent* und *quatre-vingt* ohne *s*, wenn ein anderes Zahlwort folgt. Man ſehe *Panckoucke's Nouv. Gramm. raiſonnée* S. 44 u. 45., auch *Wailly's principes* S. 180. — S. 66

Combien compte-t-on de ſortes de pronoms? Die Antwort iſt *De ſix ſortes.* Das Wort *de* iſt hier unrichtig, weil *compter* den Accuſativ regiert, da hingegen *de ſortes* in der Frage nicht von *compter*, ſondern von *combien* abhängt. Der einzige Fall, wo ein *numerale cardinale* die Präpoſition *de* annimmt iſt, wenn *en* vorhergeht. So findet man z. B. in *Reſtaut: Combien y a-t-il de ſortes d'adverbes? R. Il y en a de deux ſortes.* — S. 124: *Les prunes etc. ne ſont pas auſſi bonnes que celles qui croiſſent dans votre jardin.* In negativer Redensart gebraucht man *ſi* vor einem Adjectiv, nicht *auſſi*. Daher führt *Wailly* bey dieſer Regel, welche auch *Reſtaut*, *Mauvillon* und alle bewährte franzöſiſche Grammatiker geben, zum Beyſpiele an: *L'Afrique n'eſt pas ſi peuplée que l'Europe.* — Eben ſo unrichtig iſt S. 130 *perſonne n'a dit autant de vérités que lui.* In negativer Redensart ſetzt man vor ein Subſtantiv *tant*, nicht *autant*. — S. 124 ſtehet zweymal *melon*, welches doch alle Franzoſen *melon* ſchreiben und ausſprechen. — S. 129: *Demandes-tu quelque choſe de moi?* Es müſste heiſsen: *me demandes-tu quelque choſe?* denn dieſes Verbum erfodert den Dativ der Perſon und den Accuſativ der Sache in der Bedeutung *einen um etwas fragen*, *etwas von einem verlangen*, *einen um etwas bitten*, und den Accuſativ der Perſon in der Bedeutung *nach etwas fragen* oder *etwas verlangen*. — S. 136 wird *ich bin geweſen* überſetzt durch *j'ai été* oder *j'eus été*. Das letzte iſt kein Perfectum, ſondern das zweyte Plusquamperfectum der Franzoſen. Eben ſo unrichtig wird S. 139 *ich habe gehabt* überſetzt durch *j'eus eu*. — S. 152 ſiehet man *oublîrai*. Es wird zwar ſo ausgeſprochen, aber von allen Franzoſen *oublierai* geſchrieben, weil der Infinitiv nicht *oublir*, ſondern *oublier* heiſst. Wäre es erlaubt *oublîrai* zu ſchreiben, ſo müſste man auch *lîrai* oder *ſcîrai* für *lierai* und *ſcierai* ſchreiben können, welches aber noch nie Mode geweſen iſt. — S. 153: *Ce dernier fut aſſez mépriſable pour lui reprocher ſa baſſe origine.* Aus dem Zuſammenhange dieſer Uebung erhellet, daſs hier *niederträchtig* ausgedruckt werden ſoll, wofür aber nicht *mépriſable*, ſondern *malhonnête*, *inſolent* oder in einem geringern Grade *impoli* paſst. — S. 219 *Rome n'a point dégénérée*, da doch ſtehen ſollte *Rome n'a point dégénéré*, weil dieſes Verbum, des ihm zukommenden *avoir* wegen, indeclinabel in ſeinem Particip bleibt. Wir wünſchten daſs dergleichen Fehler vermieden worden wären, damit ſprachkundige Franzoſen nicht das Zutrauen zu dieſem Buche verlieren möchten, das wirklich in mancher andern Rückſicht ſehr empfehlungswerth iſt.

Braunschweig, gedr. b. Kircher: *Franzöſiſche Sprachlehre für Deutſche*, von dem Abbé *Pierrard*. 2 Theile. 1797.

Der Vf. hat ſich bey der Bearbeitung dieſes Buches nicht nur der neuern ſpeciellen franzöſiſchen Sprachlehren, ſondern auch der philoſophiſchen eines *Beauzée* u. ſ. w. bedient. „Man muſs, ſagt er in der „Vorrede, zweyerley Grundſätze in allen Sprachen „annehmen, allgemeine und beſondere. Die erſten „ſind weſentlich, unveränderlich, ewig, wie die „Vernunft, auf welcher ſie beruhen; die andern ſind „willkührlich, ſo verſchieden als die Nationen, und „ſo unbeſtändig als der Geſchmack oder vielmehr der „Eigenſinn der Menſchen, von welchen ſie abhängen; ſie ſind jedoch nie den erſten zuwider, man „kann ſie im Gegentheil als freye Folgen aus denſelben anſehen." In dem gegenwärtigen Werke findet man nun dieſen doppelten Geſichtspunkt verfolgt, und auf die franzöſiſche Sprache angewendet. Das ganze iſt mit ſichtbarem Fleiſse gearbeitet; allein vieles, beſonders die logiſche Darſtellung der Materie eines Satzes, die Kunſtwörter *Subject*, *Prädicat*, *modificative*, *objective*, *hülfleiſtende Ergänzung*, *Hyperbat*, u. ſ. w. ſind gewiſs nicht allgemein verſtändlich. Nach unſerer Meynung paſſen die Ausdrücke der philoſophiſchen Grammatik nicht für eine Sprachlehre, welche gemeinnützig, wie dieſe, ſeyn ſoll; denn der Vf. widmet ſie nicht etwa ausſchlieſslich den Gelehrten, ſondern überhaupt den Deutſchen. Wie viele unſtudierte Officiere, Kaufleute u. ſ. w., wie viele Frauenzimmer finden ſich nicht in Deutſchland, welche das Franzöſiſche verſtehen und ſprechen, ohne die Materie und die mancherley Ergänzungen eines Satzes nach logiſchen Terminologien zu *kennen*! Dieſe ſind und bleiben allerdings unentbehrlich für den gelehrten Sprachforſcher; aber ſie ſind, wie *Shakeſpeare* im *Hamlet* ſagt, *caviar to the general*, oder, mit andern Worten, eine entbehrliche Speiſe für die ungleich gröſsere Volksklaſſe. Sehr gut wäre es freylich, wenn alle ſpeciellen Grammatiken mit Grundſätzen aus der philoſophiſchen oder vernünftigen Sprachlehre durchwebt würden, damit ſie nicht ſo handwerksmäſsig ausſähen; allein man gebe ſie in allgemein verſtändlichen Ausdrücken, wenn man Nutzen ſtiften will. Dennoch iſt unter den angegebnen Einſchrankungen Hn. P's Sprachlehre in der That zu empfehlen.

Leipzig, b. Linke: *Italiäniſches Leſebuch* für Anfänger, von *Georg Wilhelm Müller*. 1797. 179 S. 8.

Nach der Vorrede will der Herausgeber dieſer Sammlung italiäniſcher Aufſätze Anfängern in dieſer Sprache ein Buch liefern, welches ihnen die Erlernung derſelben erleichtern, beſonders eine Menge von Worten (warum nicht Wörter?) beybringen ſoll. Es enthält drey Hauptabtheilungen, von welchen die erſte überſchrieben iſt *Aneddoti*, *Storiette e Favole*; die zweyte *Del corpo umano*; die dritte *Saggi di Poeſia*. Die Einrichtung iſt nach der Gedikeſchen Manier gemacht; man findet nämlich hin und wieder einige Ueberſetzungen ſchwieriger Ausdrücke unter dem Texte, und am Ende ein Wortregiſter.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. May 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Cruſius: *Exegetiſches Handbuch des Neuen Teſtamentes.* Fünftes Stück. 1795. 204 S. Sechstes Stück. 172 S. Siebentes Stück. 1796. 168 S. Achtes Stück. 124 S. gr. 8.

Die Einrichtung dieſes Werks, von welchem dieſe 4 Stücke über die Geſchichte der Apoſtel, über den Brief Pauli an die Römer, über den erſten Brief Pauli an die Korinther, über den zweyten Brief Pauli an die Korinther zum erſtenmale erſcheinen, die vorhergehenden aber über die vier Evangeliſten ſchon zum zweytenmale aufgelegt worden ſind, iſt aus unſern davon gemachten Anzeigen (S. A. L. Z. 1789. B. II. S. 553. u. 1790. B. II. S. 98. u. a.) ſchon bekannt, und bleibt ſich in Anſehung der ſorgfältigen Erläuterung der Hebraiſmen und Erklärung des Sprachgebrauchs aus den Kirchenvätern und Profanſcribenten durchgängig gleich; auſser daſs der Vf. nunmehr in den Briefen *einer gewiſſen* Neologie gar zu ſehr nachhängt und *darüber* nicht ſelten bald auf tautologiſche, bald auf willkührliche und zum Theil gezwungene Erklärungen verfallen iſt. Hieher gehört unſtreitig ohne weitern Fingerzeig Röm. 1, 4. 5. „der *ſeiner heiligen* „*Geſinnung nach* (κατα πνευμα ἁγιωσ.) durch die Auf„erſtehung von den Todten *nachdrücklich* (ἐν δυναμει) „für den *Meſſias* erklärt worden iſt; — durch wel„chen ich das *apoſtoliſche Amt* als eine Wohlthat für „mich erhalten habe *nach ſeinem Namen*, d. i. *als ein* „*Apoſtel* Jeſu. K. 9, 1. ich geſtehe es bey dem *Meſ*„*ſias* (εν χριςῳ); ich lüge nicht beym *heiligen Geiſt* (ἐν „πνευ. αγ.), d. i. So wahr ich ein *Chriſt* und *Lehrer* „*des Chriſtenthums* bin, ich ſage die Wahrheit." Am meiſten ſcheint der Vf. mit eben dieſem πνευμα ἁγιον in Verlegenheit gekommen zu ſeyn bey 1. Cor. 12, 3. Hier wird es durch *göttliche Offenbarung* erklärt, d. i. durch *thätige Vernunft*, die ſich dem Menſchen durch das Bewuſstſeyn des Sittengeſetzes als der Charakter ſeiner höhern Natur angekündigt habe, welche immer von den Weiſen *der Gott in dem Menſchen* (το θειον) genennt worden ſey. Man ſah, wie ſich der Vf. weiter ausdrückt, in frühern Zeiten die Ausſprüche dieſer Vernunft für die Stimme Gottes an, und nannte die Ankündigung ihres Inhalts *Offenbarung*. Daher heiſst λαλειν ἐν πνευματι θεȣ, durch *göttliche Offenbarung* lehren, und die Worte: Niemand kann Jeſum einen Herrn heiſsen, d. i. ein Verehrer Jeſu — ein wahrer Chriſt ſeyn, wenn er nicht die *göttliche Offenbarung* beſitzt (ἐι μη εν πνευματι ἁγιῳ), nämlich ihrem Inhalte nach, d. i. wenn er nicht in der *geoffenbarten Lehre*, im Chriſtenthum recht unterrichtet iſt. Und dann v. 4. es giebt mancherley Gaben, aber ſie werden alle von *einem Geiſte* gewirkt, d. i. von einer und der nämlichen *Kraft Gottes*, *welche Offenbarung* ertheilt. v. 7. Einem jeden iſt das Vermögen, *die göttliche Offenbarung mitzutheilen* (ἡ Φανερωσις τȣ πνευματος) zum allgemeinen Nutzen verliehen. Ferner werden v. 9. πιςις, der *Wunderglaube*, oder die *Zuverſicht zu Wunderthaten*, und v. 10. ἐνεργηματα δυναμεως, *das Vermögen*, *Wunder zu thun*, als verſchiedene Gaben angeſehen, welche eine und dieſelbe *Offenbarung* (alſo doch wohl die thätige Vernunft?) erzeugen ſoll. Mit den χαρισματα ἰαματων v. 9. ging es, nach der Erklärung des Vf. ganz natürlich zu. Denn da die Orientaler ein vorzüglich lebhaftes Temperament beſitzen, bey welchem die Wirkung der Seele auf den Körper weit ſtärker, als bey andern Völkern ſeyn muſs: ſo konnten die erſten chriſtlichen Lehrer durch feyerliche Gebete, die ſie mit der Zuverſicht, daſs dieſelben auf das Gemüth der Kranken zu ihrer Beſſerung wirken würden, verrichteten, durch Umſtimmung des Gemüths eine Veränderung in dem Nervenſyſtem verurſachen, welche der Natur zur Geneſung förderlich war, und auf dieſe Art mancherley Krankheiten heilen. Auſserdem findet der Anfänger hier und da gute Sprachbemerkungen; ob ſie gleich nicht immer deutlich ausgedrückt und am gehörigen Orte ſtehen. So erklärt der Vf. z. B. Apoſtelg. 2, 1. das ἐπι το ἀυτο nach dem Heſych durch ἐις τον ἀυτον τοπον; und erſt K. 2, 44. und 4, 26. wird die Urſache angeführt und geſagt, daſs χωριον zu ſupliren ſey. Auch K. 3, 1. ſteht bloſs: ἐπι το ἀυτο *heiſst hier eben ſo viel, als* יחדיו, *zugleich*, *zu gleicher Zeit;* ohne daſs die Ellipſe: μερος τȣ χρονȣ: beygeſetzt worden iſt. Ganz unverſtändlich muſs für den Anfänger die Bemerkung ſeyn, daſs Apoſtg. 19, 1. τον Απολλω *der alte Accuſativ der 4ten Declination bey den Griechen ſey*; wenn es nicht, (da es nach den ältern Grammatiken die 5te Declin. ſeyn müſste.) etwa ein Druckfehler iſt und heiſsen ſoll: *der attiſche Accuſ. der 2ten Declin.* Ein ſolcher Druckfehler iſt auch 1. Kor. S. 2. ſtehen geblieben, nach welchem Paulus nicht 3 Jahre, ſondern 13 Jahre ſich zu Epheſus aufgehalten haben müſste. Röm. 5, 1. wird ἐιρηνη durch *Huld*, *Gunſt*, *Wohlwollen* erklärt. Dieſe Bedeutung hat freylich dieſes Wort; aber hier iſt wegen v. 10. offenbar Rückſicht auf die Feindſchaft zu nehmen, in welcher die Menſchen als Sünder mit Gott ſtehen. Und darauf weiſt auch die aus dem Phavorin angeführte Autorität hin. Bey K. 5, 12. erinnert der Vf. ſehr gut, daſs ἐφ' ᾡ *in quo*, welches die ſeltſame Mey-

nung erzeugte, daſs alle Menſchen in Adam geſündigt hatten, und ſeine Schuld die unſre geworden ſey, von dem Vulgatus ſtatt des elegantern το *quod* geſetzt worden, *weil* ſich alle Menſchen — (die Kinder nicht mit einbegriffen —) von der Sinnlichkeit zur Sünde haben verleiten laſſen. Bey K. 5, 16. iſt von dem Zeitwort *βασιλευειν* bloſs die Bedeutung angegeben worden: *ſich in einem angenehmen Zuſtande befinden, glückſelig ſeyn:* da es doch auch in eben demſelben v. dem Tode beygelegt wird. Es hätte alſo hier die Bedeutung: *toben*, *wüthen*, *die Oberhand haben:* eben ſo wenig übergangen werden ſollen, als im v. 21. wo es mit *χαρις* verbunden iſt, die Bedeutung: *Beglücken*, *der Glückſeligkeit fähig machen*, vergl. 1. Kor. 15, 25. Etwas unerwartet war es endlich dem Rec., daſs er bey 1. Kor. 1, 1 ., wo Paulus ſagt, daſs er die Lehre des Chriſtenthums nicht mit ſophiſtiſchen Spitzfindigkeiten vorgetragen habe, den Beyſatz las: *Sollte das nicht oft bey unſren dogmatiſchen Kanzelvorträgen der Fall ſeyn?* und ſogar bey 2. Kor. 11, 13. S. 96 u. 97. eine weitläuftige Rüge ſchlechter Prediger fand. Ueberhaupt iſt zu hoffen, daſs der fleiſsige und geſchickte Vf. bey der zweyten Auflage eben ſo viel wieder ſelbſt verbeſſern werde, als er es bey den 4 erſten Stücken zu thun für nöthig befunden hat.

Leipzig, b. Beygang: *Exegetiſches Handbuch des Alten Teſtaments für Prediger*, Schullehrer und gebildete Leſer. Erſtes Stück enthaltend den Joſua. 1797. 136 S. gr. 8.

Der Vf. ſagt in der kurzen Vorerinnerung, daſs er vor einigen Jahren aufgefodert worden ſey, ein exegetiſches Handbuch des A. T. nach dem Plane des exegetiſchen Handbuchs des N. T. auszuarbeiten; aber dabey nicht nur auf Prediger und gelehrte Schulmänner, ſondern auch auf gebildete Leſer überhaupt Rückſicht zu nehmen; daher er ſeit jener Auffoderung an dieſem Werke ununterbrochen gearbeitet und aus ſeinen Vorleſungen das erheblichſte ausgehoben habe, was zum Verſtändniſs des Sinnes und der Sprache ſowohl im Original, als in Luthers Ueberſetzung und zur Erläuterung der vorkommenden Sachen dienen konnte, um ſeinen Leſern, ſo viel als möglich, nützlich zu werden. Rec. hat dieſes 1. St. nach dem hier von dem ihm ganz unbekannten Vf. angegebenen Verſprechen geprüft und mit Vergnügen bemerkt, daſs derſelbe, unerachtet er alle vorhandene ſowohl ältere als neuere Hülfsmittel gebraucht — die alten Ueberſetzungen überall, wo es nöthig war, zu Rathe gezogen und oft gute kritiſche Winke gegeben, doch immer an gehörigen Orten Kürze mit Vollſtändigkeit verbunden, und dabey ſeine eigenen Erklärungen mit eben der Gründlichkeit und Freymüthigkeit vorgetragen hat, mit welcher er fremde, wenn er ſie nicht als unrichtig und unnütz ganz mit Stillſchweigen übergehen zu müſſen glaubte, entweder mit neuen Gründen zu unterſtützen, oder auf eine beſcheidene Art zu beſeitigen bemüht geweſen iſt. Auf dieſe Weiſe iſt es zu erwarten, daſs dieſes Werk, ohne allzu ſtark und theuer zu werden, neben den Roſenmüller'ſchen Scholien über das A. T. mit groſsem Nutzen zu brauchen ſeyn wird. Hier ſtehen nur einige Beyſpiele als Belege von der Erklärungsart des Vf. Bey K. , 1. behält er den Namen *Hure* bey. „Ich „finde, ſagt er, nichts anſtoſsiges darin, daſs eine „Hure die zwey Spione aufnahm, die ja nicht heilig, „wohl aber kühn und verſchmitzt ſeyn muſsten. „Und muſs denn Rahab damals noch eine Hure geweſen ſeyn? Kann nicht auch eine Hure Werkzeug „zur Ausführung groſser Unternehmungen werden? „Konnte nicht auch eben der Umſtand dazu beytragen, daſs die Spione bey ihr einkehrten, um minder verdächtig zu ſcheinen, oder ihr Vorhaben ſichrer „ins Werk zu führen?" Die Erklärung *Wirthin* verwirft er darum, weil in den übrigen morgenländiſchen Dialekten keine Spur von dieſer Bedeutung ſey, und weil es damals keine Wirthshäuſer gegeben habe. Auch die Erklärung *Nichtiſraelitin* oder *Heidin* verwirft er, weil dieſer Beyſatz unnöthig ſeyn würde; man müſste denn annehmen wollen, daſs die Rahab ehemals eine Iſraelitin geweſen, nachher aber zur Abgötterey übergegangen ſey. Allein dies, daſs die Rahab ehedem eine Iſraelitin geweſen, kann wohl nach dem Urtheil des Rec. nicht daraus gefolgert werden, weil ſie an den Hebräer Salmon (Matth. 1, 4. 5.) verheirathet geweſen iſt und die Hebräer nach dem Moſ. Geſetz keine Cananiterinnen haben heirathen dürfen. Denn dieſes Verbot konnte ja wohl bey der Rahab, wenn ſie auch wirklich eine Cananiterin war, eine Ausnahme verſtattet haben, weil ſie den Gott der Hebräer verehrte und ihren Götzendienſt nicht fortſetzte. Bey K. 4, 9. S. 14. legt der Vf. die Schwierigkeiten vor, welche mit der gewöhnlichen Erklärung von der Errichtung eines Denkmals mitten im Bette des Jordans verbunden ſind, und ſcheint zwar nicht ganz abgeneigt zu ſeyn, den ten v., der auch in der arabiſchen Ueberſetzung fehlt, für eingeſchoben zu halten, empfiehlt aber doch zuletzt die Bellermanniſche Erklärung als die unſtreitig richtige. Bey K. 6, 20. S. 24. macht der Vf. den Umſturz der Mauern von Jericho, ohne mit Hezel'n ſeine Zuflucht zu einem Erdbeben zu nehmen, auf folgende Art ſehr begreiflich. Er ſagt nämlich: „die Stadt kann eben nicht ſo groſs „geweſen ſeyn, da die Iſraeliten ſie in einem Tage „*ſiebenmal* und noch dazu, wie man ganz zuverläſsig „vorausſetzen kann, in einer ziemlichen Entfernung, „wo der Zirkel alſo auch ſehr groſs werden muſste, „umgehen konnten. Wäre eine neue Conjectur bey „dieſer Stelle nothwendig, ſo könnte man vielleicht „ſo überſetzen: *da fiel die Beſatzung der Stadt*, die „Soldaten, welche die Mauer beſetzt hatten und von „den Iſraeliten von allen Seiten mit vereinter Kraft „angegriffen wurden, *fielen*, wurden niedergehauen „und nun erſtiegen ſie die Stadt. Denn חומה bedeutet auch, mit einer Beſatzung bewachen, ſich gegen „den Feind vertheidigen, und in der 4ten Conjug. „einen Ort unzugänglich machen." Dem Rec. fiel bey dieſer Erklärung die Stelle eines vom Plato (de Leg. VI.

VI. ed. Bip. T. VIII. p. 305.) angeführten alten Dichters ein, welcher ſagt: es ſey beſſer, wenn eine Stadt mit ehernen und eiſernen *Mauern*, nämlich von *gewaffneten tapfern Bürgern*, als mit irdenen beſchützt ſey. (χαλκα καὶ σιδηρα δει ειναι τα τειχη μαλλ. ἢ κεραμινα.) Am weitläuftigſten iſt der Vf. bey K. 10, 11. S. 48—60. Er würdigt auf 12 Seiten die vom Dathe, Eichhorn, Hezel, Herder, Ilgen, Michaelis und von mehrern andern gegebenen Erklärungen vom Stein- oder Hagelregen, vom Stillſtehen der Sonne und vom dem Buche der Frommen. Die dem Vf. eigene Meynung iſt dieſe: S. 50. 51 und 55. „Ein ungewöhnlicher Hagel, den die Iſraeliten vielleicht noch nie geſehen „hatten, fiel auf das Heer, verwundete und tödtete „viele. — Man denke ſich den furchtbarſten Sturm, „das ſchrecklichſte Ungewitter, die Beſtürzung des „Feindes, ſo braucht man ja eben nicht bloſs und allein dem *Hagel* die ſchreckliche Niederlage beyzulegen. Ein Nationaldichter, der jene Begebenheit in „den Volksgeſängen erhob, brauchte einen kühnern „Ausdruck, und ſogleich fand der Sammler nicht „Schloſſen, ſondern Steine, die vom Jehova ſelbſt, der „für ſein Volk ſtritt, vom Himmel herabgeſchleudert „wurden. — Die folgenden Worte: *Sonne ſtehe ſtill* „u. ſ. w. ſind vielleicht ebenfalls aus einem Nationalgeſange genommen und hier eingeſtreut, wo der „Wunſch des nach Sieg dürſtenden Feldherrn, daſs „ſich Tag und Nacht verlängern möchten, mit dem „kühnern Ausdruck bezeichnet wird: *Sonne — Mond* „*ſtehe ſtill*. Wäre das auch nicht, ſo ſchiene mir der „kühne Ausdruck im Munde eines feurigen Feldherrn „auf dem Schlachtfeld ſehr natürlich zu ſeyn. — Eben „ſo kühn iſt der Ausdruck: *da ſtanden ſtille Sonne* „*und* (nicht zugleich, ſondern nachher) *Mond*. Es „ſchien nur ſo, weil es den Streitenden *vorkam*, als „hätten ſich Tag und Nacht *verlängert*, weil ſie ſo „viele und groſse Thaten binnen einer Zeit verrichtet „hatten, binnen welcher man ſie *gewöhnlich* nicht ausführen kann und ausführt. Weil nun nach dem geäuſserten Wunſche des Feldherrn das furchtbare Wetter erfolgte und das Treffen den glücklichen Ausgang hatte, ſo ſah man dies als höhere Wirkung des „Gebets des Joſua an und das Factum wurde ſo in den „Heldenliedern der Nation beſungen. — Was das „*Sepher Hajaſchar* betrift, ſo iſt ישר eigentlich *geraden Weges fortgehen* und daher *vielleicht*, auf den „Krieg übergetragen, *tapfer*, *muthig* auf den Feind „losgehen; dann wird's überhaupt für das griechiſche „[illegible] *brav*, *wacker*, *bieder* gebraucht. In dem Buche „*der Bravheit* waren nämlich die Beyſpiele der Tapferkeit, des Muths, der Bravheit aus der Geſchichte „der Iſraeliten geſammelt und in Geſängen vorgetragen, welche man vielleicht oft las und auswendig „lernte. Es waren Geſänge, wie etwa der auf den „Harmodius und Ariſtogiton, den uns Athenäus 15, „14. aufbehalten hat, oder die Schlachtgeſänge des „Tyrtäus u. a.“ — Der geographiſche Theil dieſes Buchs iſt mit vorzüglichem Fleiſse bearbeitet. Unerachtet der Vf. nach dem Plan des exegetiſchen Handbuchs des N. T. gearbeitet zu haben verſichert, ſo geht er doch in ſofern von demſelben ab, daſs er nicht bloſs die verſchiedenen Erklärungen der Ausleger, wie es dort geſchieht, anführt und den Leſern die Wahl unter ihnen überläſst, ſondern ſein eigenes freymüthiges Urtheil dazuſetzt und zur weitern Beurtheilung auf andere Hülfsquellen überall verweiſt. Wenn endlich der Vf. dieſes exegetiſche Handbuch für *Prediger*, *Schullehrer* und *gebildete Leſer* beſtimmte: ſo konnte es allerdings *Schullehrern* etwas befremden, daſs ſie von der Klaſſe *gebildeter Leſer* ausgeſchloſſen werden; *Prediger* aber als *Prediger* werden wohl ſchwerlich ihre Rechnung dabey finden, und ſcheinen daher bloſs dem Verleger zu Gefallen mit auf dem Titel genennt worden zu ſeyn; wenn nicht etwa der Vf. um *eben dieſer Leſer* willen ſtatt der zu erklärenden hebräiſchen Textes Worte die abgekürzte lutherſche Ueberſetzung zum Grund gelegt hat, welche daher, gewiſs zu groſser Unbequemlichkeit der *Schullehrer* und *gebildeten Leſer*, bey dem Gebrauch dieſes exegetiſchen Handbuchs zur Seite liegen muſs, um die Erklärungen verſtehen zu können. Uebrigens iſt die Handſchrift der nachſtfolgenden Stücke nach der Verſicherung des Vf. ſchon völlig ausgearbeitet, und alſo wird die Fortſetzung dieſes Werks ununterbrochen mit jeder Leipziger Meſſe folgen.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Lamarche: *Atlas céleſte de Flamſteed*, réduit par *M. J. Fortin*, Ingenieur-Mécanicien pour les Globes et Sphères. Troiſieme Edition, augmentée par les Citoyens *La Lande* et *Méchain*. 1795. 4. (15 Livr.)

Flamſteed's Himmelsatlas in gröſstem Format erſchien 1729 in 28 2 Fuſs langen Folioblättern. Dieſen Atlas reducirte *Fortin* 1776 auf den dritten Theil, oder auf 8 Zölle, und lieferte 30 Karten in 4to. mit den Stellungen der Sterne auf 1780. (Eben dieſen Fortin'ſchen Atlas gab Hr. *Bode* in Berlin 1782 auf 34 Blättern mit ſehr vielen Verbeſſerungen und Zuſätzen in länglichtem Format heraus, und trug über 5000 Sterne ein, da der brittiſche Original-Atlas, ſo wie deſſen verkleinerte Copie von *Fortin* nur 2019 enthalten hatte. Aus öffentlichen Ankündigungen iſt bereits bekannt, daſs jetzt Hr. *Bode* an einen neuen ungleich gröſsern Himmelsatlas mit 10,000 Sternen in 20 Blättern arbeitet.) Im J. 1789 vermehrte Hr. *Méchain* die Fortin'ſche Ausgabe mit vielen neuen Sternen; dieſe Zuſätze kamen aber nicht zur Notiz des Publicums, weil noch ein groſser Theil Exemplare der Erklärung zur erſten Ausgabe übrig war. *Fortin's* Nachfolger, Hr. *Lamarche*, entſchloſs ſich das Werk zum drittenmal heraus zu geben, und wurde vorzüglich durch Hn. *La Lande* dabey unterſtützt, welcher ihm aus ſeinem anſehnlichen Vorrath neu beobachteter Sterne manche Vermehrungen dieſer dritten Ausgabe mitgetheilt, auch einige Sterne, die zwar in Flamſteed's Verzeichniſſe, aber nicht in deſſen und in Fortin's Atlas ſtanden, am gehörigen Ort

eingeſchaltet hat. Dieſer neue Atlas beſteht, wie vorher, aus 30 Quartblättern, aber mit vielen neueingetragenen Sternen; worunter manche von der 5ten Gröſse, die bey Flamſteed fehlten, und von der 6ten Gröſse auch eine beträchtliche Anzahl. Er enthält, auſser den gewöhnlichen, folgende ſieben neue erſt ſeit den letztern zwanzig Jahren aufgenommene Sternbilder. 1) Der *Mauerquadrant*. Wie ehedem *de la Caille* ſeine Beobachtungen am ſüdlichen Himmel durch Einführung aſtronomiſcher Inſtrumente und anderer Kunſtwerke als neuer Sternbilder im Augedenken erhalten wollte, ſo glaubte Hr. *La Lande*, das groſse während der ſchrecklichſten Kriſen der franzöſiſchen Revolution von ihm unternommene Sternverzeichniſs verdiene ein ähnliches Denkmal an der nördlichen Hemiſphäre, und ſetzte den Mauerquadranten, womit vorzüglich jene Arbeit ausgeführt wurde, an den Himmel; er hat ſeinen Platz zwiſchen dem Drachen, Fuhrmann und Hercules; man findet ihn auch im *Hindenburg'ſchen Archiv für reine und angew. Mathem.* V. St. abgebildet. 2) Der *Erndtehüter*, oder *Meſſier*, dem franzöſiſchen Aſtronomen gleichen Namens zu Ehren ebenfalls von Hn. La Lande eingeführt, und ſchon auf deſſen Himmelsglobus von 1779 verzeichnet. 3) Der *Poniatowsky'ſche Stier* (das Familienwapen von *Stanislaus Poniatowsky*) durch den polniſchen Aſtronomen, Hn. *Poczobut*, vorgeſchlagen, und auch ſchon in Hn. *Bode's* Atlas von 1782 aufgenommen. Man wird dem *letzten* Könige der Polen dieſe Verewigung ſeines Namens am Himmel gerne gönnen. 4) Die *Friedrichs-Ehre*, von Hn. *La Lande Trophée de Frédéric* überſetzt, ſeit 1787 von Hn. *Bode* eingeführt. 5) *Der Einſiedler*, *Le Solitaire*, von Hn. *Le Monnier* in den Mém. de l'Acad. de Paris 1776 abgebildet. 6) Das gröſsere und kleinere *Herſchelſche Teleſcop* und 7) *der Georgs-Pſalter* (La Harpe de George), dieſe beiden von *Hell*, und das letztere dem regierenden Könige von England zum Gedächtniſs eingeführt. (Alſo drey Könige unſers Jahrhunderts haben von den Aſtronomen Monumente unter den Sternen erhalten, ein groſser, ein unglücklicher, und ein guter Konig; alle drey Freunde der Wiſſenſchaften.) In den Karten iſt eine Anzahl von ungefähr 100 Sternen, die ſich nach Hn. La Lande's Meynung, wogegen ſich aber bey einigen manches erinnern lieſse, nicht mehr an dem ihnen von Flamſteed zugeeigneten Orte am Himmel finden, durch ein beſonderes Merkmal angezeichnet; auch ſchlieſst nahe bey den Polen eine Ovallinie alle diejenige Sterne ein, deren gerade Aufſteigung jährlich abnimmt, ſtatt daſs ſie bey andern Sternen durchaus zunehmend iſt; die auf jener krummen Linie ſelbſt befindlichen Sterne ändern ihre jährliche gerade Aufſteigung gar nicht; hier iſt es eben, wo das Zeichen + der jährlichen Aenderung der Rectaſcenſion in — übergeht, und wo der Abweichungs- und Breitenkreis einen rechten Winkel bilden. Die Erklärung der Karten iſt von Hn. *La Lande* ganz neu ausgearbeitet; er macht mehrere kritiſche Bemerkungen über das Flamſteedſche Werk, und beſonders über die Entwerfungsart, welche Flamſteed gebraucht hat, und wo die himmliſchen Kreiſe (die Meridiane und Parallele des Aequators) in einer andern Geſtalt, als am Himmel, ſich dem Auge darſtellen. Hr. *Duc Lachapelle* in Montauban hat ein neubearbeitetes *Verzeichniſs* von 860 Sternen, die auf das Jahr 1800 reducirt ſind, hinzugefügt, auch manche Sterne aus Hn. *La Lande's* neueſtem Katalog von 1000 Circumpolarſternen eingetragen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Pyrmont: Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände des Chriſtenthums*, von *Ludwig Seebohm*. 1794. 92 S. Text 6 S. Vorrede und Inh. Anz. (4 gr.) — Das Produkt eines quietiſtiſchen Freundes vom innern Lichte und vom ſtillen Harren auf Gott, der es allerdings wohl ganz gut meynen mag, dem man auch das Verdienſt nicht abſprechen kann, auf praktiſche Rechtſchaffenheit zu dringen, bey dem es aber in Abſicht auf richtige Unterſcheidung der Begriffe, geſunde Auslegung der Schrift und theologiſche Kenntniſs jeder Art, (die er denn auch an den Religionslehrern nicht für nöthig achtet und ihnen daher füglich zumuthen kann, das, was ſie umſonſt empfangen haben, auch umſonſt zu lehren; dagegen er unſern Predigern Schuld giebt, daſs ſie Baſiliskeneyer ausbrüten und Spinnengewebe weben) noch erbärmlich finſter ausſieht. Wenn wir unſern Leſern ſagen, daſs der Vf. Vernunft und Schrift zu einer heilſamen Gotteserkenntniſs unzureichend findet und vielmehr ein inneres Licht, ein reines, heiliges, übernatürliches, göttliches Grundweſen annimmt, welches den Menſchen erleuchte, wofür er jedoch keine andern Merkmale, als in denen andere geſunde Köpfe die praktiſche Vernunft und das Gewiſſen erkennen, angiebt, und die aller elendeſten Beweiſe aus falſch und gegen allen Sprachgebrauch erklärten Schriftſtellen, dergleichen man auf jeder Seite zu Dutzenden finden kann, vorbringt, (z. B. der Glaube iſt eine Subſtanz der Dinge die man hofft Ebr. 11, 1. πιςις ἐλπιζομενων ὑποςασις) ſo werden ſie, um den Geiſt dieſes Buchs, das für ſie nicht geſchrieben iſt, zu ahnden genug haben. Den Vf. und ſeine Anhänger, für welche hinwiederum dieſe Blätter nicht geſchrieben ſind, hier widerlegen zu wollen, würde wohl mit Recht eine Thorheit heiſsen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Ueber die Einrichtung, den Bau und den Gebrauch der Feuerſpritzen nach hydrauliſchen Grundſätzen.* Ein praktiſches Handbuch für Spritzenaufſeher, Spritzenbauer, Brunnen- und Röhrenmeiſter. — Nebſt vorausgeſetzter Theorie der Pump-Saug-Hebe-und Druckpumpen. Bearbeitet von *Joh. Conr. Gütle*, Privatlehrer der Mathem. Naturlehre und Mechanik. I Th. 1796. 310 S. 8. mit 36 Kupfertafeln.

Hr. G. will hier für Praktiker die nützlichſten Reſultate der beſten über dieſen Gegenſtand erſchienenen Schriften in einem faſslichen Tone mehr hiſtoriſch als demonſtrirt vortragen. Es iſt alſo dieſe Schrift ſchon ihrem Zwecke nach bloſse Compilation. Die Schriftſteller, welche Hr. G. benützt haben will, ſind beſonders Karſten, Klügel, Prony, Boſſut, Langsdorf, Helfenzrieder, Heſſe, Voch, Belidor, Leupold *und einige* andere. Rec. weiſs es aus eigener Erfahrung, wie ſehr es Künſtlern, denen man ſonſt Geſchicklichkeit und natürliche Talente nicht abſprechen kann, an den gemeinſten hydroſtatiſchen Kenntniſſen zu fehlen pflegt, und daſs ſie eben durch dieſe mangelhaften Kenntniſſe in den unentbehrlichſten Grundlehren oft zu ſehr nachtheiligen Einrichtungen verleitet werden. Solchen Künſtlern — und mit unter auch manchen Oberaufſehern bey Maſchinen — kann allerdings eine mit guter Wahl und Sachkenntniſs gemachte Compilation hieher gehöriger Lehren nützlich werden. Zuerſt allgemeine hydroſtatiſche *und hydrauliſche* Grundlehren — eigentlich *bloſs hydroſtatiſche*, mit welchen allein auch Hr. G. ſelbſten nur bekannt zu ſeyn ſcheint. Nicht ſo glücklich iſt Hr. G. im Vortrag der Theorie der Pumpwerke, wo es nur zu ſehr hervorleuchtet, daſs er ſelbſt eines Theils dieſe Theorie nicht in ihrem ganzen Umfang ſtudirt hat, andern Theils mit den Erfoderniſſen eines ſchriftlichen Vortrags nicht bekannt genug iſt, wovon wir noch mehr Beweiſe, als hier folgen werden, vorlegen könnten. Unrichtig iſt der S. 35. angegebene Unterſchied zwiſchen Pumpwerk und Saugwerk; doch iſt dies noch ein Irthum ohne Bedeutung. Wichtiger iſt die Unrichtigkeit S. 39., wo der Vf. behauptet: „der Druck der Luft wirkt hierbey (nämlich bey „Saugwerken, bey welchen der höchſte Kolbenſtand „noch unterhalb der Oberfläche des äuſsern Waſſers „liegt) gar nicht mit, und alles würde im luftleeren „Raum eben ſo erfolgen.“ Die Geſchwindigkeit, mit welcher das Waſſer auch in dieſem Fall dem ſteigenden Kolben nachfolgt, rührt von der Verbindung der *beiden* Druckungen her, welche das äuſsere Waſſer und die Atmoſphäre auf das Waſſer iu der Röhre ausüben. Daſs es Hn. G. ſelbſt theils an richtigen Begriffen theils an der Geſchicklichkeit fehlt, ſich richtig und deutlich auszudrücken, darüber mag ſeine Theorie des Saugwerks (§. 25. h.) zum Beyſpiel dienen: „Man betrachtet allgemein den Druck auf die „Röhren am Pumpwerke im Verhältniſs zur ſtehen„den Höhe der Flüſſigkeit darüber; allein der Druck „der Laſt auf die Kolbenklappe einer Pumpe im Gan„ge, iſt beynahe verhältniſsmäſsig demjenigen einer „gehobenen Waſſerſäule. Denn ob ſchon der Druck „der Atmoſphäre auf die Oberfläche des Waſſers, „wenn die Kolbenklappe gehoben wird, wirklich ei„ner Laſt von 32 Fuſs Waſſer gleich iſt, ſo wird doch „dieſe Beyhülfe durch die Laſt der Atmoſphäre ins „Gleichgewicht geſetzt, die ſtets auf der Oberfläche „des dadurch gehobenen Waſſers liegt, ſo daſs aller „Vortheil, welcher von hydrauliſchen Maſchinen zu „erwarten ſteht, bloſs auf der bequemen Einrichtung „beruht, und daſs die Anreibung ſo viel als möglich „gehoben wird.“ Unmöglich kann irgend Einer von ſolchen Leſern, für welche Hr. G. ſchreibt, in dieſem §. Sinn finden, da Rec. bey aller Bekanntſchaft mit dieſer Theorie kaum hat errathen können, was hier des Vf. Meynung eigentlich ſeyn ſoll. Was aber dabey noch Jedem verſtändlich ſeyn wird, nämlich der Schluſs: „ſo daſs aller Vortheil“ etc. iſt unrichtig, und ſo finden alſo Hn. G's. Leſer hier theils *gar keinen*, theils *ganz falſchen* Unterricht. S. 53. hat Hr. G. nicht bedacht, daſs die Oberfläche von einem Cubikfuſs nicht = 1, ſondern = 6 Quadr. Fuſs iſt. Und dieſer Fehler iſt auch unter den Verbeſſerungen nicht angezeigt. Eine andere Unrichtigkeit in eben dem §. iſt wichtiger: „ein Fiſch, welcher einen Druck „von 2240 Pfund vom Waſſer leidet, in welchem er „ſchwimmt, *fühlt* von dieſem Druck *darum* nichts, „weil die Nebenſäulen jener, die über ihm iſt, das „Gleichgewicht halten.“ Welche unverzeihliche Vermengung von Begriffen! Noch erbaulicher iſt die Erklärung (§. 26. i.) von dem Erfahrungsſatz, daſs ein Menſch den Druck der Luft nicht fühlt. Was (§. 26. l.) vom Stechheber geſagt wird, iſt ganz gegen den Gebrauch, welchen man von demſelben zu machen pflegt, da er nicht ganz angefüllt werden *muſs* und gewöhnlich auch nicht ganz angefüllt wird; in dieſem Fall bleibt aber in demſelben, wenn man ihn, oben mit dem Daumen bedeckt, aus der Flüſſigkeit herauszieht, nicht, wie Hr. G. ſagt, *alles, was in demſelben ſich gefüllt hat;* ſondern es fällt wegen der

zwiſchen dem Daumen und der eingedrungenen Flüſſigkeit verſperrten Luft, die ſich auszudehnen ſtrebt, ein Theil der erwähnten Flüſſigkeit zurück. Des *ſchädlichen Raums* und ſeiner nachtheiligen Folgen wird zwar (§. 28. b.) erwähnt, aber ohne nähere Beſtimmung der Bedingungen, unter welchen dieſe nachtheiligen Folgen eintreten oder vermieden werden. Hr. G. begnügt ſich zu ſagen: „Hier ſetze „ich voraus, daſs die Maſchine keine ſo nach„theilige Abmeſſungen habe, und daſs alſo bey ihrem „Gang keine Luft mehr dem Effect hinderlich ſey." Er hätte mit andern Worten ſagen können: „ich ſetze „voraus, daſs meine Leſer ſchon wiſſen, was ſie hier „erſt lernen ſollen, wie nämlich die verſchiedenen „Abmeſſungen der Saugwerke beſchaffen ſeyn müſſen, „um nicht für den Effect ſonderlich nachtheilige Fol„gen zu haben." Von §. 28. c. bis §. 28. f. theilt Hr. G. noch die Erinnerung mit, daſs es noch einige Fälle gebe, wo das Waſſer unter dem Kolben zu ſteigen aufhöre; aber genaue Beſtimmung dieſer Fälle und Vorſchriften zu Einrichtungen, bey welchen ſolche Fälle nicht eintreten, ſucht man hier umſonſt. Der Leſer lernt daraus eigentlich gar nichts, weil er bloſs hört, daſs es dergleichen nachtheilige Einrichtungen gebe, ohne angegeben zu finden, was das für Einrichtungen ſeyen. Solche Sätze, wie §. 28. f., ſcheinen bloſs zur Ausfüllung des Platzes da zu ſtehen. Der erwähnte §. iſt überſchrieben: *Ein Fall, wo das Waſſer zu ſteigen aufhört, wenn es ſchon über die Saugrohrklappe gekommen iſt;* und der ganze §. lautet ſo: „man nehme an, die Saugrohrklappe liege mit dem „Waſſerſpiegel des Behältniſſes in einer Fläche oder ſo„gar noch tiefer, oder ſie ſey an irgend einer Stelle in ei„ner Entfernung von dem tiefſten Kolbenſtand ange„bracht, und man habe das Waſſer über dieſe Klappe ge„bracht und wolle es nun durch das Saugen noch höher „bringen, ſo findet bey dieſen neuen Fällen, welche „im Grund nur einen einzigen ausmachen, auch wie„der ein Stillſtand im Steigen des Waſſers ſtatt." Auf ſolche Weiſe erklärt Hr. G. den in der Ueberſchrift erwähnten Fall! Rec. hat dieſen §. hier nur als Muſter eingeſchaltet, um ſich daraus einen deſto richtigern Begriff von der Art machen zu können, wie Hr. G. ſeine Leſer abfertiget. Dennoch ſchämt ſich der Vf. nicht, dieſes Kapitel zu überſchreiben: *Theorie des Saugwerkes.* Nach §. 30. a. iſt der Vf. der Meynung, die Höhe eines Satzes bey Bergwerken hänge von dem Umſtand ab, ob die Röhrenwände den Druck auszuhalten vermögend ſeyn. Nach §. 31. glaubt er, der Kolben werde bey einem Saugwerk nicht bloſs durch ſeine eigene Schwere ſondern *noch dazu von dem Waſſer* niedergedrückt; er vergiſst alſo, daſs der ganze Druck der über dem Kolben ſtehenden Waſſerſäule von dem Gegendruck des unter demſelben befindlichen Waſſers aufgehoben wird, und denkt nicht mehr an ſeine Fiſche (S. 53.). Gegen §. 33. a. muſs Rec. bemerken, daſs er bey ſeinen Maſchinenanlagen die Stiefel von Kiefernholz immer als die ſchlechteſten und die von Hn. G. gar nicht erwähnten büchenen als die beſten befunden hat. Aeuſserſt unbefriedigend wird (§. 36. c.) erklärt, warum Saugwerke mit engern Saugröhren nicht ſo leicht gehen, als ſolche mit weitern. Noch weniger wird hier Unterricht zur nähern Beſtimmung dieſes ſchwerern Gangs ertheilt. Sehr handwerksmäſsig wird (§. 36. e.) das in der Ausübung von gemeinen Brunnenmeiſtern gewöhnlich beobachtete Verhältniſs der Saugröhrenweite zur Stiefelweite als Vorſchrift mitgetheilt. Dieſes iſt in vielen Fällen bey weitem nicht zureichend; dagegen kann in andern Fällen die Saugröhrenweite noch viel geringer genommen werden. Eine halbe Seite (§. 37. m.) enthält die Theorie von der Berechnung der bewegenden Kraft bey einer Saugpumpe — äuſserſt unbrauchbar und unrichtig. Nämlich zur Waſſerſäule, deren Grundfläche die des Kolbens und deren Höhe die Höhe des Stempels bey ſeinem niedrigſten Stand über die Oberfläche des Waſſers iſt, kommt noch, nach unſerm Vf., das Gewicht des Waſſers, das über dem Stempel bis zur Ausguſsröhre tritt, um die Kraft zu beſtimmen, welche zur Erhebung des Kolbens erfodert wird. Dies iſt gar keine allgemeine Regel; vielmehr in den wenigſten Fällen anwendbar, und zwar deſto weniger, je enger, je länger und je niedriger die Saugröhre iſt, und je ſchneller der Kolben ſpielen ſoll. Damit der Vf. nicht etwa glauben möge, es ſey hier nur um theoretiſche Spitzfindigkeiten zu thun, ſo fügt Rec. hinzu, daſs es eine Menge von Fällen giebt, wo die zur Betreibung des Kolbens erfoderliche Kraft 3 = 4 = 5 mal ſo groſs ſeyn muſs, als ſie obige Regel giebt, die überdas noch ſehr unrichtig den Ausdruck Gewicht enthält, da eigentlich *Druck* ſtehen ſollte; denn die Aufſatzſtücke auf dem Stiefel können (fehlerhaft) enger und (mit Nutzen) weiter als der Stiefel ſelbſt ſeyn, und in beiden Fällen würde das Gewicht, vom Druck verſchieden ſeyn. In einem dieſem §. angehängten Exempel glaubt der Vf. mit der bloſsen Anmerkung wegzukommen: „Bey der Anwendung muſs die Kraft „noch *etwas* gröſser ſeyn, als hier gefunden worden „iſt." Eben ſo unbrauchbar und eingeſchränkt iſt, das (§. 36. n.) angegebene Verhältniſs der Weite der Saugröhre zur Weite des Stiefels. Der ganz unbrauchbare Satz (§. 36. o.) enthält einen neuen Beweiſs, wie wenig der Vf. die Gabe hat, ſich verſtändlich auszudrücken; „Das Waſſer, ſagt er, bewegt ſich in der „Saugröhre zu der im Stempel, wie die Quadrate der „Durchmeſſer" anſtatt zu ſagen: Die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich das Waſſer in der Saugröhre bewegt, verhält ſich zu der, mit der es im Stiefel ſteigt, wie das Quadrat vom Saugröhrendurchmeſſer zum Q. des Stiefeldurchmeſſers. Bey der Theorie der Druckwerke läſst er ſich bloſs auf die Beſtimmung des Drucks ein, welchen das Waſſer gegen den Kolben im Stand der Ruhe ausübt; eine Beſtimmung, die ihren Platz ganz umſonſt ausfüllt, weil ſie in den wenigſten Fällen der Ausübung anwendbar iſt, und der Leſer ſelbſt die wenigen Fälle, wo ſie anwendbar wäre, aus dieſer Schrift nicht einmal kennen lernt. Wir zielen auch bey dieſer Erinnerung wiederum nicht auf theoretiſche Grübeleyen; denn es giebt Fälle, wo der Kolben

ben im Fall der Bewegung eines $3 = 5 = 10$ mal ſo groſsen Drucks bedarf, als derjenige iſt, welchen das Waſſer in der Steigröhre gegen den ruhig ſtehenden Kolben ausübt.

Bey den Feuerſpritzen ſcheint Hr. G. (§. 87. b.) keinen andern Vortheil als den des *ununterbrochenen* Strals zu kennen; die dabey eintretende vom ſel. Hofr. Karſten zuerſt bemerkte beträchtliche Erſparung an Kraft verdient vorzüglich erwogen zu werden. Hr. G. ſcheint aber ſogar der entgegengeſetzten Meynung zu ſeyn, und zu glauben, daſs ein Theil der Kraft in Anſehung der Wirkung auf das Waſſer verloren gehe, indem er auf die Zuſammendrückung der Luft im Windkeſſel verwendet werde, daher dann der Stral etwas von ſeiner Höhe oder Weite verliere. Ein ſehr unrichtiger Gedanke und eine ganz falſche Erklärung der Urſache von der Erfahrung, daſs Spritzen ohne Windkeſſel den Stral höher zu treiben vermögend ſind als die mit einem Windkeſſel. Unrichtig iſt S. 158. ff. der Satz, daſs bey einer Spritze die Stiefel *möglichſt weit* ſeyn müſſen. Auch ſtimmt damit die Angabe S. 170. nicht zuſammen. Aeuſserſt falſch iſt der Satz (§. 106. a.), wonach ſich die erfoderliche Stärke der Stiefelwand wie das Product aus dem Durchmeſſer des Stiefels in die verlangte Stralhöhe verhalten ſoll, folglich auch falſch die Berechnungen §. 106. b. und 105. c. Auch dem Satz (§. 108.) fehlt es an allgemeiner Brauchbarkeit. Das Verfahren (§. 115. a.), den Nachtheil enger Steigröhren zu beweiſen, wird jeder gemeine Künſtler und Werkmeiſter unrichtig finden, und aus der Unrichtigkeit dieſes Beweiſes den Schluſs ziehen, daſs der Satz ſelbſt, welcher bewieſen werden ſoll, unrichtig ſey. In einer z. B. 3 zölligen Steigröhre muſs freylich (bey einer beſtimmten Geſchwindigkeit eines beſtimmten Kolbens) das Waſſer 4 mal ſo ſchnell ſteigen, als in einer 6 zölligen Steigröhre, aber in der 6 zölligen muſs auch eine 4 mal ſo groſse Waſſermaſſe in Bewegung geſetzt werden, als in der 3 zölligen. — Es iſt alſo, wird Jeder, der nicht beſſere hydrauliſche Kenntniſſe hat als der Vf., ſagen, nicht abzuſehen, warum im letztern Falle, d. i. bey der weitern Steigröhre, weniger Kraft nöthig ſeyn ſolle, als bey der engern. „Bey Berechnung der Anordnung des Saugwerks, „ſagt Hr. G. §. 139. c., muſs die Ventilöffnung beſtimmt werden. — Man kann annehmen, daſs das „Verhältniſs des Durchmeſſers der Ventilöffnung *zum* „*Verhältniſs des Durchmeſſers* (anſtatt: zum Durch„meſſer) des Stiefels zwiſchen die Grenzen 2 : 1 und „und 3 : 1 fällt.“ Wo der Vf. dieſen ganz ungegründeten und ſehr ſonderbaren Satz her hat, weiſs Rec. nicht. Zur Berechnung des Nachtheils, welchen enge Ventilöffnungen verurſachen, ſtellt Hr. G. (§. 143. a. — §. 143. b.) wiederum eine ganz neue Theorie auf. Keiner der Leſer, für die Hr. G. ſchreibt, wird §. 143. a. verſtehen; erſt aus b und c ſieht man, was der Vf. haben will, und findet wiederum durchaus falſche Behauptungen. Wenn z. B. mit einem Stiefel, deſſen Weite 50 Quadr. Zoll betrüge, eine Steigröhre von gleicher Weite verbunden wäre, in der ſich nirgends ein Hinderniſs befände, ſo könnte die zur Bewegung des Kolbens erfoderliche Kraft = p geſetzt werden; würde nun in dieſer Steigröhre irgendwo eine Schiedwand mit einer Oeffnung von 20 Quadratzollen angebracht, ſo würde zur eben ſo ſchnellen Betreibung des Kolbens eine Kraft P erfodert, und es wäre P groſser als p; Hr. G. ſagt, es verhalte ſich $P : p = 50^2 : 20^2 = 25 : 4$. Der Erfinder dieſes unerhörten Satzes iſt der Vf. ſelbſt. Da noch nicht einmal $P : p = 5 : 4$ geſetzt werden kann, ſo erhellet aufs neue hieraus Hn. G's. eigene Unbekanntſchaft mit der Wiſſenſchaft, worin er unterrichten will. Nach §. 144. a und b. würde ſich in erwähnten beiden Fällen, wofern $P = p$ wäre oder einerley Kraft auf den Kolben wirkte, der Unterſchied der Wirkung in der Verſchiedenheit der Zeit ſo zeigen, daſs ſich die Geſchw. des Kolbens bey der freyen Steigröhre zur Geſchw. deſſelben bey der angebrachten Schiedwand wie 5 zu 2 verhielte, — wiederum eine äuſserſt unrichtige Angabe; die Geſchwindigkeiten würden für die Ausübung ſo gut als gar nicht verſchieden ſeyn. Der Beweiſs davon würde Hn. G. zu ſchwer ſeyn, aber als Modellenmacher kann er ſich davon durch Verſuche leicht überzeugen. S. 274. §. 175. a. ſagt Hr. G. ſehr richtig, die gemeinen Spritzenmacher ſähen aus Unbekanntſchaft mit den Grundſätzen der Hydrodynamik nicht ein, wie nachtheilig es ſey, das Waſſer bey den Spritzen durch enge Röhren dem Guſsrohr zuzuführen; nur klingt dieſe Erinnerung ſehr ſonderbar von einem Manne, der hier ſo viele Proben ſeiner eigenen Unwiſſenheit abgelegt hat, und *gleich* in den folgenden §§. neue Proben hiervon giebt. Mit dem Satz: „wenn die Röhre enge ſind (§. 175. b.) ſo ge„hört nach den Berechnungen mehr als noch einmal „ſo viel Kraft dazu, das Waſſer durchzutreiben als „bey weiten“ iſt gar nichts geſagt. Aus dem, was Hr. G. §. 176. ſagt, folgt keinesweges, daſs gröſsere Kraft dazu gehört, eine Spritze mit einer beſtimmten Geſchwindigkeit zu betreiben, wenn einem beſtimmten Spritzenrohr das Waſſer durch eine engere als wenn es demſelben durch eine weitere Röhre zugeführt wird. Im letztern Fall leidet das Waſſer zwar ein geringeres Hinderniſs bey ſeinem Eingang aus dem Stiefel in die weitere Leitröhre, aber dagegen auch wieder eine gröſsere bey ſeinem Eingang aus der weiten Leitröhre in das Spritzrohr; denn hätte das Leitrohr gleiche Weite mit dem Spritzrohr, ſo würde dabey gar kein neues Hinderniſs eintreten. Jeder gemeine Spritzenmacher, welcher dieſe Schrift ſoll benutzen können, wird auch dieſe Erinnerung zu machen im Stand ſeyn, und ſehr wohl fühlen, daſs Hr. G. ſeinen Satz ſchlecht erläutert, und gar nicht erwieſen hat. Es wird dieſes Verfahren die nachtheilige Folge haben, daſs der gemeine Künſtler noch mehr als vorher der Theorie lachen, und um ſo viel feſter überzeugt zu ſeyn glauben wird, daſs ſein bisheriger Glaube unwiderlegbar richtig ſey. Rec. kennt einen geſchickten Spritzenmacher mit ſeltenen Talenten, der in Lehren dieſer Art erſt zum höchſten Grad der Ueberzeugung, daſs ſeine Irrthümer Wahrheit

 ſeyn,

ſeyn, gelangt iſt, ſeitdem falſche Beweiſe gegen ihn gebraucht worden ſind, Beweiſe nach Hn. G's. Art. Für Springwerke ſcheint Hr. G. noch eine ganz eigene Theorie zu haben: „Allezeit," ſagt er S. 286. „wird der Durchmeſſer der Oeffnung des Rohrs, woraus das Waſſer am höchſten ſpringt, gegen den „Durchmeſſer des Rohrs, worinnen es fällt und drückt, „ſich wie 1 zu 6 verhalten." Woher der Vf. dieſen ganz ſonderbaren Satz genommen haben mag, iſt Rec. unbekannt; wohl aber weiſs Rec., daſs es für jede Weite des Springrohrs in Rückſicht auf Höhe des Strals deſto beſſer iſt, je weiter die Fall- und Zuleitungsröhren ſind, nur daſs die Erweiterung über eine gewiſſe Grenze keinen weiter für die Ausübung merklichen Vortheil mehr bringt. Von dem mechaniſchen Vortheil des Windkeſſels hat der Vf. gar keinen Begriff; hier (§. 193. b.) erklärt er ſich darüber deutlicher als oben: „Verſchiedene Spritzenbauer ſtehen in der Meynung, daſs der Windkeſſel die Wirkung der Maſchine verdopple. — Sie „vergeſſen zu bedenken, daſs die Wirkung der Spritze allemal nur in der Waſſermenge beſteht, welche „der Kolben im Steigen forttreibt, und das (bey unveränderter Geſchwindigkeit des Kolbens) die bewegende Kraft immer einerley Gewalt ausübt, es „mag ſolche das Waſſer unmittelbar bis zur Ausguſsſtelle oder einen Theil dieſes Waſſers in den Windkeſſel treiben und die nachherige Erhebung dieſes „Theils der Federkraft überlaſſen. — Der Windkeſſel hat alſo *ſchlechterdings keinen andern Nutzen*, als „dem Gang der Maſchine mehr Gleichförmigkeit zu „verſchaffen, und einen beſtändig fortgehenden Auslauf des Waſſers zu erhalten, welches bey Feuerſpritzen ſehr nützlich iſt." Wirklich giebt es viele Fälle, wo der Windkeſſel die Wirkung der Maſchine nicht nur verdoppeln ſondern ſogar 3 = und mehrfach verſtärken kann, alſo Fälle, wo die von Hn. G. verlachten Spritzenbauer Recht haben; dagegen giebt es nicht einen einzigen Fall, wo Hr. G. Recht hätte. Er weiſs nicht, daſs ohne alle Rückſicht auf Widerſtand bloſs dazu ſchon eine betrachtliche Kraft verwendet werden muſs, nur *bloſse Maſſe* in Bewegung zu ſetzen, und daſs alſo die *hiezu* erfoderliche Kraft erſpart wird, wenn eine Vorrichtung angebracht wird, welche hier bey Druckwerken die einmal in Bewegung geſetzte Waſſermaſſe ſo in Bewegung erhält, daſs ſie bey jedem Anfang eines Kolbenſchubs nicht erſt von neuem durch den Kolben in Bewegung geſetzt werden darf. Der Windkeſſel iſt eine ſolche Vorrichtung; durch ihn wird alſo die geſammte ſonſt zur Ueberwucht erfoderliche Kraft erſpart, und dieſe kann in manchen Fällen 3 = 4 mal ſo groſs als die geſammte Laſt ſeyn. Es iſt daher auch falſch, was §. 199. geſagt wird: „Die Waſſerſchichten (im Windkeſſel) üben eine Preſſung gegen einander aus, vermöge der nicht nur der hydroſtatiſche Druck der „Waſſerſäule ganz ausgehalten (und zugleich alle Nebenhinderniſſe mit überwunden werden), ſondern „noch überdies dieſer Waſſerſäule ihre ganze Geſchwindigkeit mitgetheilt wird." Wenn dieſes richtig wäre, ſo hätte es auch mit dem obigen Satz vom Effect des Windkeſſels ſeine Richtigkeit; aber die im Windkeſſel geſpannte Luft darf dem Waſſer in der Steigröhre nicht erſt Geſchwindigkeit mittheilen; das Waſſer, auf welches dieſe Luft wirkt, ſetzt ſeine Geſchwindigkeit vermöge ſeiner Trägheit fort, und die Luft hat nur den hydroſt. Druck, und die bekannten Nebenhinderniſſe zu überwinden. In einigen folgenden §§. (§. 200. a, b, c.) erwähnt der Vf. einige Sätze und Erfahrungen, die mit ſeinen vorhergehenden Sätzen gar nicht zu vereinigen ſind, und die nur zu beweiſen dienen, daſs es in ſeinem Kopfe ſehr chaotiſch ausſehen muſs. Daſs übrigens von Kolben, Ventilen und andern einzelnen Theilen zuſammengetragene einzelne Beſchreibungen in dieſer Schrift vorkommen, verſteht ſich von ſelbſten; aber gerade darinn werden wohl die Spritzenbauer, Maſchineninſpectoren u. d. gl. am wenigſten Hn. G's. Unterricht bedürfen. Wenn Hr. G. Geſchicklichkeit beſitzt, nützliche Modelle von mechaniſchen Werkzeugen und Maſchinen zu verfertigen, wie es nach einigen im Buche befindlichen Noten zu vermuthen iſt, ſo muſs ihm Rec. rathen, ſich dieſer ſelbſt einem Gelehrten nicht unanſtändigen Beſchäftigung ganz zu widmen, und ſich nie mehr einfallen zu laſſen, über *Maſchinenweſen* und deſſen Theorie ſchreiben zu *wollen*. Als Schriftſteller ſchien uns Hr. G. eine um ſo ſchärfere Rüge zu verdienen, damit man an ſeinem Beyſpiel die einzige Antwort auf die ſo oft vorgebrachte Frage beſtätigt ſehe: *warum erſchweren die hydrodynamiſchen Schriftſteller durch ihre algebraiſchen Berechnungen ſo ſehr das Studium der Maſchinenlehre, da ſich doch gewiſs alles Nöthige und Brauchbare aus dieſer Lehre in einer allgemein verſtandlichen Sprache vortragen lieſse?* Die einzige auf die geſammte Maſchinenlehre paſſende Sprache iſt nach Rec. Ueberzeugung die algebraiſche. Wer dieſe nicht lernen will, kann zwar ein guter Werkmeiſter werden, der nach Anderer Vorſchriften baut; aber nie ein guter Schriftſteller über Hydraulik.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Verſuch über die Einbildungskraft*, von D. *J. Gebh. Ehrenreich Maaſs.* Neue Ausg. 1797. 453 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Literatur, und beſonders der Kantiſchen Philoſophie.* Aus dem Engliſchen überſetzt und herausgegeben von *H. v. B.* 2te Aufl. 1797. 240 S. 8. (16 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde*, herausgegeben von *J. C. Loder*. Band I. St. 1. 1797. XVI u. 160 S. 8. 3 Kupfertafeln.

Hn. *L's.* Entſchluſs, dieſes Journal herauszugeben, fand ſo thätige Unterſtützung, daſs ſchon nach ein paar Monaten dieſes Stück erſcheinen konnte und die nächſten zwey ihm ſchnell folgen werden. Dies lieſs ſich auch faſt erwarten, nach dem verdienten Rufe und den Verbindungen des Herausgebers und nach dem Zuſtande unſrer Arzneykunde und Wundarzneykunſt, da wir in Hinſicht der Meiſter dieſer Künſte andern Ländern nichts nachgeben, in Hinſicht wiſſenſchaftlicher Benutzung und Bearbeitung der Beobachtungen ſie wohl übertreffen, und doch manche Umſtände unſre Praktiker von gröſsern Arbeiten mehr abhalten, es ihnen alſo willkommen ſeyn muſste, ein Archiv für kürzere Arbeiten zu finden. Schon dieſes Stück iſt durch wichtige Aufſätze unſrer verdienteſten Wundärzte geziert, und dieſe und andre haben fernere Beyträge zugeſichert. So läſst demnach dieſes verdienſtliche Unternehmen einen deſto beſſern Fortgang erwarten, da der Herausg. deshalb in Auswahl der Aufſätze die nöthige Strenge beobachten kann, und ein competenter Richter iſt. Der Gang, den ſo viele unſrer Journale, Magazine etc. genommen haben, und den wir bey manchem anfangs ſehr ſchätzbaren noch jetzt leider wahrnehmen, zeigt uns, wie nothwendig eine ſolche Auswahl iſt. Aus *Mangel an Beyträgen* ging noch keins von ihnen ein; ſondern alle aus *Ueberfluſs*, nämlich an unbedeutenden Beyträgen, deren Aufnahme Mangel an *Käufern* zur Folge hatte; und gerade dieſes Journal könnte unter andern Umſtänden beſonders leicht hieran ſcheitern. Es iſt ausgemacht, daſs manche treffliche Beobachtung für das gröſsre Publicum verloren geht, weil es ſo vielen unſrer Wundärzte an literariſcher Bildung und darauf gegründetem Muthe fehlt; die Bekanntmachung dieſer zu erleichtern, ſelbſt durch die angebotene Umänderung der eingeſandten Aufſätze, iſt alſo ſehr verdienſtlich. Wen überfällt aber nicht die ängſtliche Erinnerung, wie viele dieſer Männer unerſchöpflich in Mittheilung ihrer Beoabachtungen ſind, die nur *ſie* für wichtig halten können, weil *ſie* nichts wirklich Wichtiges ſahen und laſen! Der praktiſche Dünkel iſt wahrlich noch gröſser als der literariſche.

Voran geht der *Plan*, der aus öffentlichen Blättern ſchon bekannt, hier aber weiter auseinander geſetzt iſt. — Die Aufſätze ſelbſt ſind folgende: I. *Ueber den Nutzen des Bernardſchen oder Coſmiſchen Mittels im Geſichtskrebſe*, vom Generalchirurgus *Theden*. Hier werden 8 Beobachtungen glücklich geheilter Geſichtskrebſe vom Regimentschirurgus *Schneider* mitgetheilt. Er wandte das Coſmiſche Mittel an; der dadurch entſtandene Brandſchorf blieb meiſtens ein paar Wochen ſitzen, und lieſs dann ein reines Geſchwür zurück, welches beym Gebrauche des *balſamus Locatelli* bald heilte, ſo daſs in 3—4 Wochen die ganze Krankheit oft gehoben war. Er lieſs dabey Milchdiät führen. In 2 Fällen war die Heilung nicht vollkommen. Zweymal wurde dies Mittel auch beym Bruſtkrebſe angewandt; aber ohne Nutzen. Bekanntlich ſoll es bloſs beym Geſichtskrebſe Nutzen ſchaffen und Hr. *Th.* führt dieſe beiden Beyſpiele an, *damit nicht der Wundarzt durch den glücklichen Erfolg beym Geſichtskrebſe verleitet werden möchte, es auch beym Bruſtkrebſe anzuwenden.* Dieſe Warnung möchte Rec. gern unwirkſam machen. Durch jedes Mittel wird der Geſichtskrebs leichter geheilt, als der gröſsere und dickere Bruſtkrebs; aber auch bey dieſem iſt der ſtärkere und wiederholte Gebrauch dieſes Mittels gewiſs zu verſuchen, da bey dieſer traurigen Krankheit die Kunſt nur ſo wenig mit einiger Erwartung eines günſtigen Erfolgs verſuchen kann, und die Natur dabey ſo gar Nichts thut, daſs es, wenn man ſie für unheilbar erklärte, faſt ſo viel heiſsen würde, als ſie wirklich unheilbar machen. Wir haben ja auch ſchon eine Erfahrung, daſs die Cur auch eines *Bruſtkrebſes* durch dies Mittel gelang (*Richters* medic. und chirurg. Bemerk. Th. I. S. 46.). Deshalb hat es dem Rec. hingegen wahre Freude gemacht, hier wieder eine muthige Ausrottung eines fürchterlich-exulcerirten Bruſtkrebſes zu finden, der die Kranke ſchon ſo erſchöpft hatte, daſs ihr Puls 150 Schläge in Einer Minute that. Seit der Operation thut er nur 80 Schläge. Da ſie erſt einige Tage vor dem Schreiben dieſes Aufſatzes gemacht wurde, ſo war die Cur noch nicht vollendet; die Wunde war aber noch rein, bis auf ein paar Stellen, wo die Haut wieder Neigung zur Härte bekam. Jeder wird wünſchen, den fernern Verlauf zu hören. Söllte dieſe Stelle wieder krebſicht werden, ſo würde Rec. den Arſenik darauf ſtreichen. II. *Chirurgiſche Beobachtungen* vom Hofr. *Richter*. Die zwey erſten ſind beſonders intereſſant, da ſie ein praktiſcher Beweis ſind, daſs nicht jeder Brand ſtärkende Mittel fodert oder auch nur verträgt, und wie nöthig es iſt, wegen der antigaſtriſchen Behand-

lung ſich nicht nach allgemeinen Machtſprüchen, ſondern nach der Beſchaffenheit des Kranken und der Endemie zu richten. Ein junger Menſch von äuſserſt ruinirter Conſtitution bekam eine Hiebwunde in die Armbuge, wodurch er ſehr viel Blut verlor. Als der Arm nach geſchehener Unterbindung brandicht ward, bekam der Kranke China, litt darauf an Irrereden, Flechſenſpringen, Petechien, Frieſel, und am Rande des Brandigen war keine Spur von Entzündung. Ein Blick auf die üble Wirkung der China, den Hautausſchlag und die Spannung des Bauches veranlaſsten Hn. R., Purgirmittel zu geben; dieſe leerten ſtinkenden Unrath aus, wurden 8 Tage fortgeſetzt; die Petechien und Nervenzufalle verloren ſich; der vorher kleine und harte Puls wurde groſs und weich, und das Brandige ſetzte ſich durch gute Eiterung ab. Ein neuer Verſuch mit China und auch mit Vitriolſaure that abermals üble Wirkung, und erſt gegen das Ende der Heilung vertrug der Kranke die China. — Eine *gangraena ſenilis* wurde durch Abführungen ſchnell geheilt, da ein andrer Arzt vorher in Rückſicht des 70jährigen Alters der Kranken und des Sitzes der Krankheit an der groſsen Fuſszehe China und wegen der Schmerzen Opium gegeben hatte, aber mit Verſchlimmerung der Krankheit. Die 4te Beobachtung betrift die Operation eines eingeklemmten Bruches, wobey ein 3 Zoll langes Stück Darm an der hintern Seite des Bruches feſt verwachſen war. Dieſes wurde unabgeſondert zurückgelaſſen, um den Samenſtrang nicht zu verletzen; und weil ſolche Stücke ſich mit dem obern Theile des Bruchſackes nach und nach in den Unterleib hineinziehen, beſonders wenn derſelbe während der Einklemmung ſtark hervorgetrieben iſt, wie auch hier der Fall zu ſeyn ſchien. Der Erfolg beſtätigte dieſe Hoffnung, da am 5ten Tage nur noch 1 Zoll und am 20ſten gar Nichts mehr von dieſem Darmſtücke zu ſehen war. III. *Geſchichte eines nach einem complicirten Beinbruche entſtandnen und durch die Amputation geheilten Triſmus*, vom Hofrath *Siebold*. Bey einem Soldaten, der durch einen Kartätſchenſchuſs an allen 4 Extremitäten verwundet war, und beſonders am rechten Unterſchenkel eine ſtarke Zerſchmetterung erlitten hatte, zeigten ſich am 15ten Tage Krämpfe in den Geſichtsmuskeln, die ſich dann auf die Kinnbackenmuskeln fixirten und täglich ſtärkern Triſmus machten. Hr. *S.* hat beobachtet, daſs ſich dieſes gefährliche Symptom bey Wunden mit Knochenverluſt erſt dann einzuſtellen pflegt, wenn die Reproduction des Verlornen anfangen ſollte (auch bey andern entſteht es gemeiniglich erſt nach mehrern Tagen) und dann nach 5—6 Tagen tödtet. Nach ſeiner rühmlichſt bekannten Thätigkeit amputirte er am 21ſten Tage den Unterfuſs und der Triſmus verlor ſich, ſo daſs am 5ten Tage nach der Amputation von ihm keine Spur mehr war. Während dieſer Zeit wurden bey dem Gebrauche paſſender Mittel auch mehrere Würmer ausgeleert. Merkwürdig iſt noch, daſs ſich in der Wunde die Schmerzen vermehrten, ſo oft der Mund etwas auseinander geſperrt wurde. IV. *Geſchichte der Ausrottung eines äuſserſt verdorbnen Hoden*, vom Generalchirurgus *Murſinna*. Die Krankheit ſchrieb ſich von einer veneriſchen Hodenentzündung her. Es war ein ſtarker Waſſerbruch, bey deſſen Operation durch den Schnitt ſich der Hode von gewöhnlicher Gröſse, aber platt, mit Auswüchſen bedeckt und hinten und unten feſt mit der Scheidenhaut verwachſen, zeigte. Der Samenſtrang war auch mit ſeiner Scheidenhaut feſt verwachſen, daſs beide zugleich unterbunden werden muſsten, wobey dieſe Maſſe erſtaunende Härte zeigte. Am 20ſten Tage, da die Wunde ſich ſchon der Heilung näherte, entſtand Triſmus, der nach und nach äuſserſt heftig, mit erſchwertem Schlucken, Opiſthotonus, allgemeiner Starrſucht, kalten geſchwollnen Extremitäten begleitet wurde. Hiegegen wurden groſse Doſen Opium gereicht und Queckſilbereinreibungen und Breyumſchläge angewandt, am Halſe (ſymptomatiſch) und auf der Wunde, Blaſenpflaſter lange in Eiterung erhalten. Das Opium that gute Dienſte, ſobald es ſtarken Schweiſs bewirkte und nicht Erbrechen oder Durchfall, worauf immer Verſchlimmerung folgte, weshalb man die hierzu ſchicklichſte Bereitung dieſes Mittels auswählen muſs. Die Krankheit ſtieg 10 Tage, ſtand 10 Tage und verlor ſich dann allmälig, ſo daſs ſie 6 Wochen dauerte. Da die Unterbindung ſchon abgefallen war, ehe der Krampf entſtand; ſo war die harte Scheidenhaut wahrſcheinlich die Urſache, deren Druck durch das Abflieſsen des vorher enthaltenen Waſſers, das Zurückziehen des *Samenſtranges* und durch ihr Hartwerden, da die *Eiterung* ſchwach war, nach und nach zunahm. Hr. M. ſah ſchon 2mal nach der Caſtration den Kinnbackenkrampf und jedesmal, nachdem die Unterbindung ſchon abgefallen war; auch 2mal bey krebshaften Hoden und ſcirrhoſem Samenſtrange ohne Caſtration. Das feſte Unterbinden wird wiederholt empfohlen, da ſonſt leichter Krämpfe entſtehen, die durch neues feſteres Unterbinden und Mohnſaft ſich zuweilen noch heben laſſen. Angehängt iſt die Geſchichte eines langwierigen Kinnbackenkrampfs, der nach dem unvermutheten Abgange eines Bandwurms aufhörte. V. *Von einem beſondern Gewächſe an der Hand eines 14jährigen Knaben*, welches nach erlittener Quetſchung derſelben ſeit ſeinem 2ten Jahre nach und nach entſtanden war, vom Leibmed. *Lentin*. (Hiezu das erſte Kupfer.) Das Gewächs hatte den kleinen und den Ringfinger nach und nach ganz aus der Stelle gedrückt, ſo daſs Hr. *L.* die Amputation dieſer ſammt dem Gewächſe zum Gebrauche der übrigen Hand für rathſam hielt, die denn auch glücklich geſchah. Das Gewächs beſtand aus käſichter Subſtanz und aus kleinen in dieſer unordentlich liegenden Knorpeln. Wahrſcheinlich war es durch Zerreiſsung der Schleimbeutel entſtanden, aus welchen denn die leicht zu Knorpel gerinnende Feuchtigkeit ausſickerte. (Rec. ſah einen ähnlichen Fall, der durch bloſses Aufſchneiden, Herausdrücken dieſer Knorpel und nachherige Compreſſion geheilt wurde, die Geſchwulſt war aber bloſs am Daumen und hatte dieſen noch nicht verbogen; anſehnliche Verbiegungen ſolcher Art laſſen ſich aber

nicht

oft nach und nach durch Bandagen ziemlich heben.) VI. *Geſchichte einer ſehr beträchtlichen durch Exſtirpation geheilten Speckgeſchwulſt*, vom Hofchirurg. *Dotzauer* zu Hildburghauſen. Sie erſtreckte ſich mit ihrem Grunde vom 1ten bis zum 8ten, 9ten Rückenwirbel und an einer Seite unter der Achſelgrube durch zum groſsen Bruſtmuskel, und hing von hier bis aufs Heiligenbein herab; die Peripherie ihres Halſes betrug 27½ und die des untern Theiles 32 Zoll (S. tab. II.). Nach dem Ausbluten wog ſie 25 Pfund. Dieſe ungeheure Geſchwulſt war erſt etwa 4 Jahr alt. Sie wurde, nachdem ihr Hals mit einem Riemen zuſammengeſchnürt war, durch den Schnitt weggenommen bis auf ein kleines Stück, welches man, weil die Kranke eine heftige Ohnmacht, wahrſcheinlich durch Zerren an einem Rückennerven, bekam, ſitzen lieſs, und nachher durchs Haarſeil fortſchaffte. Einige Tage hatte die Kranke heftige Krämpfe, wohin auch die Blindheit zu rechnen iſt; ſie verſchwanden aber bald, und nach ¼ Jahr war die Wunde geheilt. VII. *Von den wirkenden Naturkräften bey Verletzungen des menſchlichen Körpers und dieſesmal beſonders bey wichtigen Kopfverletzungen*, vom Leibarzt *Stöller* zu *Langenſalza*. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt höchſt wichtig und gehört zu den wohlthätigen Bemühungen der neuern Wundärzte, die Natur weniger, als ſonſt, zu deſpotiſiren. Rec. hat auch das Vergnügen gehabt, in den diesmaligen Kriegsſpitälern *viele Kopf*verletzungen ohne Trepanation glücklich *geheilt* zu ſehen, die nach dem alten Glauben ohne dieſe Operation hätten tödtlich ablaufen ſollen. Hier ſind 2 Depreſſionen mit Fiſſuren beſchrieben, die bald und ohne übeln Nachlaſs geheilt wurden, obgleich äuſsre Umſtände die (vielleicht doch nur im letztern Falle) angezeigte Trepanation verhinderten. Zuletzt werden 3 Sectionen nach der Trepanation Geſtorbener erzählt, wobey aber die gefundene Zerſprengung der Grundfläche der Hirnſchale gerade zeigt, daſs hier kein Mittel helfen oder ſchaden konnte. VIII. *Eine Hemeralopie mit einem ſonderbaren Lichthunger verbunden*, beobachtet vom Hofr. *Vogel* zu *Roſtock*. Bey einem jetzt 1 jährigen Kinde bemerkte man ſchon früh ein ungewöhnliches Fliegen der Augen und beſondre Begierde nach dem Lichte. Nicht ſtark beleuchtete Dinge kann es nicht erkennen und während eines chroniſchen Fiebers ſah es gar nicht. Die Pupille iſt ungewöhnlich groſs und zieht ſich durch das Licht weniger als gewöhnlich zuſammen. (Der genannte Lichthunger und die Dunkelheitsſcheue ſcheinen dem Rec. doch weniger eine unerklärbare Idioſynkraſie zu ſeyn, als Folge des kindlichen Alters, welches einen ſeiner vorzüglichſten Reize im Sehen findet, und zugleich der Unmöglichkeit, bey ſchwachem Lichte dieſen Reiz empfinden zu können. Daſſelbe Fliegen der Augen als Folge des Suchens nach Licht ſah Rec. bey einem ganz zarten Kinde mit angebornem grauen Staare.) Der Vf. behandelt dies Uebel jetzt mit antiſkrophulöſen Mitteln, auf deren Erfolg wir begierig ſind. IX. *Einige Beobachtungen über den grauen Staar*, vom Hofrath *Hildebrandt*. In dieſem Stücke nur erſt die Beobachtung eines überall verwachſnen grauen Staars, der nach einem Stiche mit einer Gabel in die *ſclerotica* nahe an der Hornhaut entſtand. In den erſten Tagen erregte dieſe Verletzung keine ſtarken Zufälle, dann aber eine ſehr heftige Entzündung, die trotz der beſten Behandlung 3 Monate dauerte, und dieſe Verdunklung der Linſe verurſachte. Ob die Gabelſpitze bis in die Kryſtalllinſe drang, iſt nicht zu beſtimmen. X. *Geſchichte eines doppelten Abſceſſes im Mittelfleiſche*, beobachtet vom Generalchirurg. *Gerlach* in *Königsberg*. Der eine gab Veranlaſſung zu einer Urinfiſtel. Wie der Erfolg zeigte, rührten ſie nicht von einer vermutheten veneriſchen Vereiterung der Vorſteherdrüſe her, ſondern von Steinen im Blaſenhalſe (oder in der Harnröhre?). Eingelegte Kerzen, die viele kleine Steine fortſchafften, und der Gebrauch der Bärentraube, der die Schmerzen beym Harnen hob, erleichterte die Krankheit ſehr. Einen Katheter konnte man nicht in der Blaſe liegen laſſen, weil er zu ſchnell incruſtirt wurde. Unwillkührlichen Abgang des Harns aus gichtiſcher Urſache bey einem andern Kranken vermochte die Bärentraube nur zu erleichtern. Hr. *Metzger*, der dieſen Aufſatz mit einigen Zeilen begleitet hat, vermuthet, daſs dies Mittel gegen Gicht nichts vermöge; bey einem gichtiſchen Tripper fand es Rec. aber ſehr wirkſam. XI. *Ein einfaches Mittel gegen die Uebelkeit und das Erbrechen der Schwangern*, vom Leibmed. *Marcard* zu *Oldenburg*. Die Sauerbrunnen, die bey ſchleimichten Unreinigkeiten im Magen ſo ſchnelles Erbrechen erregen, ſollen dieſen unangenehmen und zuweilen ſelbſt gefährlichen Zufall am zuverläſsigſten heben, beſonders das Selterſerwaſſer, in andern Fällen auch Stahlwaſſer; freylich nur palliativ; aber eine Palliativcur, die man ſo oft wiederholen kann, als man will, iſt bey einem Uebel, das ſeine beſtimmten Grenzen hat, einer Radicalcur gleich zu achten. XII. *Ueber den Muttervorfall und ein neues Mutterkränzchen*, vom Profeſſor *Brüninghauſen* in *Wirzburg*. Dieſe Krankheit iſt faſt immer Folge der Geburtsarbeit und nicht, wie Einige behauptet haben, des unmäſsigen Beyſchlafes. Die geſtielten Mutterkränze hindern zu viel beym Sitzen und Gehen und beſchweren durch die erfoderliche Bandage; die gewöhnlichſten ungeſtielten Levretiſchen, von Korkholz mit Wachs überzogen, werden leicht reizend, weil das Wachs abſpringt. Hr. *B.* hat deswegen ein neues ſehr zweckmäſsiges angegeben, welches bey Hn. Prof. *Pickel* zu haben iſt. Es hat faſt die Geſtalt einer liegenden 8, damit Harnröhre und Maſtdarm nicht zuſammengedrückt werden und es doch hinreichend feſt liegt. Die obere Fläche iſt etwas concav, damit die Feuchtigkeit durch das Mittelloch beſſer abflieſst. Zugleich ſind 4 kleinere Löcher da, durch welche man Schlingen ziehen kann, um ihm beym Einbringen die rechte Lage zu geben. Am Rande der breiten Theile ſind ſchiefe Furchen eingeſchnitten, weil dieſe es noch feſter halten (Tab. III. fig. 3 u. 4.). Das Material iſt Lindenholz, mit Bernſteinfirniſs dick überzogen, da dieſer Näſſe und Wärme verträgt. XIII. *Geſchichte*

einer Zurückbeugung der Gebärmutter im 4ten Monate der Schwangerſchaft mit einem darauf erfolgten Abortus, vom Rath *Weineck* zu *Cahla*. Sie entſtand plötzlich nach einem Falle. XIV. *Gutachten des fürſtl. Oberſanitätscollegium zu Braunſchweig über einen muthmaſslichen Kindermord*, mitgetheilt vom Profeſſor *Rooſe*. Ein vortreffliches, menſchenfreundliches Gutachten. Die Schwangre hatte ſich wegen eines durch Erkältung der Füſse entſtandnen heftigen Fiebers ins Bette gelegt; und als man auf ihr Rufen hinzu kam, fand man zwiſchen ihren Schenkeln unter dem Deckbette das Kind tod, von welchem man wegen fehlerhafter Section nicht gewiſs beſtimmen konnte, ob es geathmet hatte. Da erbliche Anlage und andre Umſtände es glaublich machten, daſs ſie während einer Ohnmacht geboren habe, wovon mehrere Beyſpiele geſammelt ſind; ſo wurde ſie freygeſprochen. XV. *Kurze Nachrichten und Neuigkeiten*. Dr. *Weineck* heilte ſich durch das Coſmiſche Mittel ein bösartiges Geſchwür, welches er durch ins Geſicht geſprützte Krebsjauche bekommen hatte. — *Pelletan* macht im ehemaligen *Hôtel Dieu* den Steinſchnitt jetzt immer mit *Frère Coſme's Lithotome caché*, und *Flajani* in *Rom* verrichtet ihn nach *Cheſelden*. Bey der letztern Methode bedient man ſich in Neapel einer Sonde, deren Rinne den *Cul de ſac* an der Convexität hat. (Rec. zieht mit Hn. *Loder* das Hawkinſche Gorgeret vor, und würde dieſe beiden Methoden am wenigſten annehmen, da die unterliegenden Theile dabey am wenigſten geſchützt ſind, und bey der letztern der Schnitt gar zu unſicher iſt.) Eine ins Ohr gerathene Nadel machte Taubheit, und wurde nachher ausgebrochen; ſie müſſe durch die Euſtachiſche Röhre in den Schlund gerathen ſeyn. Kurze Nachricht von den Vorleſungen zu Pavia. Einrichtung der Entbindungsanſtalt in Marburg. XVI. *Anzeige von neuen Schriften*. Diesmal von *Sabatier's* Lehrbuch für praktiſche Wundärzte, *Lombard's* Bemerkungen über die Kopfverletzungen, *Kok's* Diſſertation über die Gefahr des Zurücklaſſens der Nachgeburt und *Stein's* Anleitung zur Geburtshülfe, fünfte mit §§. und Kupfern vermehrte Auflage.

Folgendes Buch iſt neu aufgelegt erſchienen:

Berlin, in d. akadem. Kunſt- und Buchh.: *J. H. Tieftrunks Cenſur des chriſtlichen proteſtantiſchen Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik mit beſonderer Hinſicht auf die Lehrbücher*, von D. *J. C. Döderlein* und D. *S. F. N. Morus*. I. Th. 2te Aufl. 1796. 380 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Eiſenach*, b. Krumbhaar: *Das Bad zu Ruhla*, von D. *Wilh. Heinr. Sebaſt. Bucholz*, fürſtl. ſächſ. Bergrathe und Hofmed. u. ſ. w. Nebſt einer kurzen geographiſchen, hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Beſchreibung des Orts Ruhla. 1795. 48 S. 4. mit 3 Vignetten und einer Tafel über das Verhältniſs der Beſtandtheile der ruhlaiſchen Mineralwäſſer. (18 gr.) Der Vf. redet zuerſt vom Alter und von der Lage des Städtchens Ruhla, von der Zahl der Einwohner deſſelben, von den daſigen Fabriken u. ſ. w., beſchreibt dann die Gebirgslagen und Foſſilien, die in dieſem Städtchen und in der Nähe deſſelben vorkommen, und theilt endlich lehrreiche Nachrichten von den Beſtandtheilen und Heilkräften der daſigen mineraliſchen Wäſſer mit. Die hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen und mineraliſchen Bemerkungen, die Hr. B. gröſstentheils von andern Schriftſtellern, z. B. von mehrern Geſchichtſchreibern und Geographen, vom Verfaſſer der mineralogiſchen Reiſen durch das Herzogthum Weimar und Eiſenach u. ſ. w. entlehnt hat, dünken uns weniger intereſſant zu ſeyn, als die, welche die mineraliſchen Wäſſer betreffen; wir wollen alſo nur bey dieſen letztern etwas verweilen und unſern Leſern die Hauptreſultate der Nachforſchungen des Vf. kürzlich bekannt machen. Der ruhlaer Geſundbrunnen iſt 1737 entdeckt und von dieſer Zeit an oft, ſowohl innerlich als äuſserlich, wider mancherley Krankheiten mit Nutzen gebraucht worden. Indeſſen hat man, bis auf die neueſten Zeiten, nur ſehr unvollkommne Kenntniſſe von den Beſtandtheilen und Tugenden dieſes Waſſers gehabt; die Regierung wünſchte daher, daſs ſorgfältige Verſuche in dieſer Rückſicht angeſtellt würden, und ſie veranlaſste den Vf., ſowohl die Brunnen- und Badeanſtalten zu beſichtigen, als auch die Wäſſer der verſchiedenen Mineralquellen der daſigen Gegend zu unterſuchen. Hr. B. hat dieſem Auftrage ſo, wie man von ihm erwarten konnte, entſprochen, und die Waſſer durch Hülfe einiger der vorzüglichſten Reagentien, und mittelſt der Abdampfung, Auflöſung der Rückſtände u. ſ. w. in ihre Beſtandtheile zerlegt und ſo die Miſchung der Wäſſer ſelbſt, als auch das Verhalten der verſchiedenen Theile derſelben zu einander genau beſtimmt. Ruhla hat eigentlich mehrere mineraliſche Quellen, deren Waſſer aber nur wenig von einander unterſchieden ſind; ſie führen alle freye Luftſäure, ſalzſaure, luftſaure und ſchwefelſaure Kalkerde und luftſaures Eiſen bey ſich, und gehören überhaupt unter die ſogenannten Stahlwaſſer. Der Vf. hat in einem Pfunde des Waſſers des Trink- und Badebrunnens $\frac{1}{16}$ Gran ſalzſaure Kalkerde, $\frac{3}{4}$ Gran luftſaure Kalkerde, $\frac{1}{4}$ Gran Gyps, $\frac{6}{11}$ Gran luftſaures Eiſen, $\frac{1}{18}$ Gran Extractivſtoff und $2\frac{2}{3}$ Kubikzoll Luftſäure entdeckt, und eben dieſe Beſtandtheile hat er auch, aber in einem von jenem etwas abweichenden Verhältniſſe, in den Waſſern der ſchraderiſchen Quellen, des ſtorchiſchen Brunnens und des Mühlbrunnens angetroffen. Das letztere iſt am reichlichſten mit Eiſen ($\frac{1}{2}$ Gran in 1 Pfunde) und mit ſalzſaurer Kalkerde ($\frac{1}{2}$ Gran in 1 Pfunde), und eben ſo reichlich, wie das Waſſer des Trink- und Badebrunnens, mit Luftſäure geſchwängert, und es verdient daher zum arzneylichen Gebrauche vorzüglich empfohlen zu werden. — Die kliniſchen Verſuche, mit welchen der Vf. die Wirkſamkeit dieſer mineraliſchen Waſſer zu erweiſen ſich bemüht, ſind von den Hn. *Storch*, *Hufeland* und andern Aerzten angeſtellt worden, und ſie machen es ſehr wahrſcheinlich, daſs das ruhlaer Bad eine Stelle unter den ſtärkenden, krampfwidrigen, und antarthritiſchen Heilmitteln behaupte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. May 1797.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Der Landtag im Herzogthum Wirtemberg*; im Jahr 1797. Erſtes Stück. 1797. 107 S. 8.

Auf den im vorigen Sommer mit dem franzöſiſchen General Moreau abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand zwiſchen der franzöſiſchen Republik und Wirtemberg wurde von dem Herzog von Wirtemberg ein ſogenannter *Landtag* (dergleichen ſeit 44 Jahren in Wirtemberg nicht gehalten worden iſt) auf den 22 Sept. 1796 ausgeſchrieben, um zu Entrichtung der zugeſagten Contributionen mit den ſämmtlichen Landſtänden die erfoderliche Berathſchlagung zu pflegen. Wegen des Rückzugs der Franzoſen aber und wegen anderer Hinderniſſe wurde dieſer Termin weiter hinausgeſetzt, und auf den 17 März 1797 beſtimmt. An dieſem Tage hat die zuſammenberufene Landverſammlung wirklich ihren Anfang genommen, und die Berathſchlagungen ſowohl als die verſchiedenen Vorfälle, welche ſich hiebey ereignet haben, enthalten in der That Merkwürdigkeiten, welche nicht bloſs für Wirtemberger allein Intereſſant ſind. Noch vor Eröfnung der Sitzungen wurde ſogleich über mehrere Fragen, insbeſondre über die Wahlfähigkeit der abzuſendenden Repräſentanten, geſtritten. Viele Städte und Aemter behaupteten, es ſey nicht nothwendig, daſs die abzuſchickenden Deputirten Mitglieder von Magiſtraten ſeyen; auch jeder andre *ſelbſtſtändige* Bürger könne hiezu auserſehen werden. Das Herzogl. Geh. R. Collegium erlieſs aber (im Sept. 1796) ein Reſcript hiegegen, und gab zu erkennen, es ſey dem Inhalt der alten Verträge, Landtagsreceſſe, und der Obſervanz gemäſs, daſs blos Mitglieder von Gerichten oder Räthen deputirt würden..... Hiernach ſind dann auch die Wahlen der Deputirten von den Landſtänden wirklich eingerichtet worden. Von 66 Städten des Herzogthums wurden ſolche Deputirte gewählt; zu denſelben kommen aber noch 14 Prälaten und Aebte, und eilf weitere Repräſentanten von ſo viel Städten und Aemtern, welche bisher ſchon durchgehends Mitglieder des engern und des groſsen *Ausſchuſſes* geweſen waren. Die Dauer dieſer Ausſchüſſe währt nur bis zu der erſten Sitzung des Landtags ſelbſt, wo dieſelbe auch jetzt (den 18ten März) der Ordnung gemäſs, die Reſignation ihrer Stellen erklärten, und von der Stimmenmehrheit der anweſenden Deputirten entweder die Annahme dieſer Aufſagung oder die Beſtätigung in ihren bisherigen Functionen erwarten. Ueber dieſe Reſignation gab es nun ſogleich in der *erſten* Seſſion der groſsen Verſammlung zu Stuttgart ſehr ernſthafte Debatten; worüber in der vor uns liegenden Schrift die Acten geſammelt ſind. Der Landtagsdeputirte von Tübingen, Bürgermeiſter *Hauff*, votirte gleich zum Anfang dahin, daſs, in Abweſenheit der Ausſchüſſe, über die Wahl eines neuen Ausſchuſſes geſtimmt, nur die Hälfte der bisherigen Ausſchuſsglieder eligibel erkannt, und jedes Votum der Repräſentanten genau protocollirt werden ſollte, fügte auch noch einige Punkte über den perennirenden Ausſchuſs, und über die abzugebende Rechenſchaft in der Amtsführung der bisherigen Ausſchuſsdeputirten bey. Hiegegen lieſs ſich der eine Landſchaftsconſulent *Kerner* in einige nachdrückliche Aeuſſerungen aus, durch welche die anweſenden Deputirten geſchreckt und zur proviſoriſchen Wiedereinſetzung der bisherigen Ausſchüſſe bewogen wurden. *Kerner* behauptete nämlich, das Vaterland ſey in Gefahr, und das Tübingiſche Votum ſey höchſt bedenklich. Der Tübingiſche Deputirte verlangte Erläuterung, wurde aber zum Stillſchweigen angewieſen; und die verlangte Protocollirung der einzelnen Stimmen, welche hierauf abgegeben wurden, ward unterlaſſen.

In der 2ten Sitzung trat der Tübingiſche Deputirte ſogleich mit einer Proteſtation gegen das illegale Verfahren der letzten Seſſion auf, und verlangte eine neue Stimmenſammlung über die Beſtätigung oder Aufhebung des Ausſchuſſes, mit Angabe genauer Determination. Dieſes feyerliche Votum machte groſses Aufſehen. Die Ausſchüſſe wollten aber keine Rückſicht darauf nehmen, und keine neue Stimmengebung vorgehen laſſen. Da ſtand der Tübingiſche Abgeſandte auf, und 25 andre ſtändtiſche Geſandte mit ihm, und zeigten ſich entſchloſſen, die Verſammlung zu verlaſſen. Die Furcht vor dieſer Trennung wirkte auf die übrigen; ſie traten zuſammen, und ſehr viele äuſserten nun, es ſollte noch einmal votirt werden. Da indeſſen dieſe Stimmengebung in dieſer Sitzung ſelbſt nicht mehr zu Stande kam, ſo übergaben noch an demſelben Tag die 25 ſtädtiſche Deputirte, mit dem Tübinger, eine Vorſtellung bey dem Geh. R. Collegium, zeigten darinn das geſetzwidrige Benehmen des Landſchaftsconſulenten an, rechtfertigten die bemeldete Proteſtation, und trugen auf eine zweyte Stimmengebung an, da zumal gewiſs ſey, daſs ein Theil der Deputirten ſelbſt gegen ihre Inſtruction, bloſs durch die unbefugten Gegenreden des L. Conſulenten abgeſchreckt, votirt hätten. — Ehe noch eine Reſolution von dem Geh. R. Collegium hierauf erfolgte, vereinigten ſich die Stände durch Privateröffnungen und bereits am folgenden Tage ward der Schluſs

zu einer neuen Stimmengebung gefaſst. Dieſe iſt hierauf erfolgt; und zum Nachtheil vieler Glieder der bisherigen Ausſchüſſe ausgefallen. Darüber wird der Herausgeber dieſer Actenſtücke in dem folgenden Heft das gehörige mittheilen. — Das gegenwärtige enthält in den geſammelten Berufungsſchreiben, Vorſtellungen und Votis noch verſchiedenes, das beſonders in unſern Tagen viele Aufmerkſamkeit verdient. — Daſs die bey Eröfnung des Landtags gehaltene Predigt *wörtlich* in *dieſe* Sammlung aufgenommen worden, dürfte dem Herausgeber doch kaum verdankt werden, ob ſie gleich nicht ohne Werth iſt.

Ohne Druckort: *Gallerie ausgezeichneter Handlungen und Karaktere aus der Franzöſiſchen Revolution.* Mit Kupfern von Küfner. *Erſter Band* (oder vielmehr des Erſten Bandes *Erſtes Stück.* Michaelismeſſe 1795. 112 S. 8. *Erſten Bandes. Zweytes Stück* (auf deſſen Titel, zwiſchen *Handlungen* und *Charaktere*, noch: *Reden* eingeſchaltet iſt). S. 113—250.

„Die Franken — heiſst es im Eingang des *Vorberichts* — haben ſeit ſechs Jahren Thaten und Charakterzüge vor uns aufgeſtellt, welche den Menſchen „auf ſeiner letzten kühnſten Höhe, ſo wie in ſeiner „tiefſten ſchrecklichſten Verirrung zeigen;“ (wer kann beſtimmen, wie hoch der Menſch ſteigen, und wie tief er ſinken kann?) „Züge, wozu ſich im Umfange „der Weltgeſchichte wenig *Gleiches*, ſchwerlich etwas „*Höheres* auffinden läſst.“ (Sollte nicht der *erſte* Satz dieſer Behauptung ſchon durch die franzöſiſche Particulargeſchichte wenigſtens ſehr zweifelhaft gemacht werden?) „Bisher glaubte man immer, daſs jener „Geiſt unter den Menſchen erloſchen ſey, der die al„ten Griechen und Römer zu Thaten der Kriege und „des Friedens antrieb, an denen wir nur, wie an den „Schöpfungen eines Homers, Shakſpears, Dante's, „Milton's hinaufſtaunen konnten.“ (Wer hat das bisher geglaubt? Und ſollte es jemand geglaubt haben, war es nicht aus Mangel tief genug eindringender Kunde, oder auch wohl aus Miſsverſtändniſs deſſen, was hie und da einer unſerer Meiſter, gewiſs in anderer Meynung und in anderer Abſicht geſagt hatte?) „Es ſchien, als habe die Gottheit in jenen beiden Völ„kern blos ein Beyſpiel aufſtellen wollen, wie weit „*Schönheit* und *Groſse* unter den Menſchen gedeihen „können, und nach dieſem aufgeſtellten Verſuche den „Prometheiſchen Funken wieder zurückgenommen.“ (Gut, daſs es doch nur ſo *ſchien!* So konnten ſich doch die übrigen Nationen des Erdbodens wegen eines ſolchen Particularismus einer Gottheit, der es einem *Verſuch* zu machen beliebt, einigermaſsen beruhigen!) „Hypochondriſche Philoſophen ſchwärmten ſchon: „die Menſchheit hätte unter Perikles und Auguſt ihr „volles Mannesalter erreicht; ſeitdem haben ſich ihre „zeugenden Kräfte erſchöpft, und ſie nickt jetzt ſicht„bar dem Greiſenalter zu; kaum daſs wir noch Kraft „genug haben, die Thaten und Werke zu faſſen, die „ſie damahls aufſtellte.“ (Wer ſind denn aber die hypochondriſchen Philoſopen, die *das* geſchwärmt haben ſollen?) „Wir ſind ſeitdem von dieſem Irrthume „zurückgekommen, und die *Amerikaner* und *Franken* „haben gezeigt und werden es vermuthlich immer „mehr zeigen; daſs das Groſse und Göttliche im Men„ſchen blos eines geſchickten Stoſses, blos günſtiger „auſserer Umſtände bedürfen, um jene Wunder der „alten Welt wieder zu erneuen. Der Gedanke iſt da„her ſehr natürlich, aus Frankreichs immer wichti„ger werdenden Revolution“ (wie undeutſch und ſchwerfällig, um nichts mehr zu ſagen!) „ſolche Sce„nen und Charaktere auszuheben, welche den Anbeter“ (freylich den Anbeter!) „der Alten mit der neuern „Zeit wieder ausſöhnen, und den tauſendfach ge„prieſenen, erzählten, beſungenen, gemahlten und „in Stein gehauenen Thaten, die nur die Herodot, „Thucydides, Livius, Salluſt, Tacitus, Plutarch er„zählen, an die Seite geſetzt werden können. In un„ſern Zeitungen darf man ſie freylich nicht ſuchen: „entweder ſind ſie hier ganz übergangen oder durch „Parteygeiſt, Sprache und Vortrag zu widerlichen „Carrikaturen entſtellt.“ (Alle? und überall?) „Aber „der Nationalconvent zu Paris ſelbſt hat Sorge getra„gen (wie leicht zu vermuthen war!) dieſe köſtlichen „Züge des Republikanergeiſtes der Vergeſſenheit zu „entreiſſen; und unter der Aufſicht der Ausſchüſſe „für den öffentlichen Unterricht ſind bereits einige „Sammlungen in dieſem Geiſt erſchienen. Dieſe und „der Moniteur und Berichte von Augenzeugen“ (wer waren dieſe? Franzoſen oder Deutſche?) „*ſollen*, „mit Zuziehung der beſten *engliſchen* und *franzöſiſchen* „Schriften über die Revolution, die Quellen bey dem „Werke ſeyn, wovon man hier dem Publikum das „erſte Heft vorlegt.“ (Hier werden nun die beiden Sammlungen: *Tableaux de la Revolution franç.* etc., bis zur 2.ten, und *Recueil des Actions héroiques et civiques*, bis zur fünften Lieferung, ausdrücklich erwähnt. Einige Zweifel von der Brauchbarkeit derſelben zu *Quellen* dringen ſich leicht auf und ſind bekannt genug.

Nach dieſen Grundſätzen, wenn man es ſo nennen will — enthält nun das *erſte* Stück:

I. *Einleitung.* II. *Revolutionsgemälde.* 1) Zug der Poiſſarden nach Verſailles. 2) Der Engländer Meſham erhielt die erſte Bürgerkrone. 3) Blutbad zu Montauban. III. *Danton's Portrait.* IV. *Ueber die franzöſiſche Revolution.* V. *Revolutionsanekdoten.* VI. *Rouſſeau;* ſo daſs, laut des Vorberichts, bey Nr. I. II. und V. die ſo eben erwähnten beiden Werke zum Grunde gelegt ſind. Nr. III gröſstentheils nach einem bekannten Aufſatze in den *Friedenspraliminarien* entworfen, Nr. IV. aus *Moore* entlehnt, und N. VI endlich aus dem Tagebuche des Herausgebers geliefert worden iſt. — Im *zweyten* Stücke findet der Leſer: I. *Einige Wirkungen der Revolution* (vom Herausg.) II. *Revolutionsgemahlde* (in fortlaufenden Nummern). 4) Plünderung des Zeughauſes zu Lyon. 5) Die Gebrüder Agaiſe. 6) Arbeiten auf dem Marsfelde. 7) Bundesfeſt. (ſämmtlich aus den Tableaux etc. III. *Rouſſeau* Beſchluſs. IV. *Revolutionsanekdoten.* V. *Ideen:*

1) Volksenergie. 2) Terrorism. 3) Fünfter Feldzug. VI. *Danton's Rede vom 27 März 1793.* — —

Man ſieht aus dieſen Inhaltsanzeigen, daſs man im Buche *mehr* erhält, als ſeine Aufſchrift, ſelbſt nach dem Zuſatze im Titel des *zweyten* Stücks, erwarten läſst. Gehört es aber auch *hierher?* Was ſoll uns *hier* eine ausführliche Biographie und Charakterzeichnung von *Rouſſeau*, ſo anziehend ſie wirklich an ſich ſeyn mag? — „Daſs R. hier eine Stelle fand, bedarf keiner „Entſchuldigung, da *Er* und *Voltaire* (den wir künf„tig aufſtellen werden) durch ihre Schriften mehr „Einfluſs auf die Revolution gehabt haben, als eine „ganze Nationalverſammlung.“ — Aber konnte nicht dieſer Einfluſs gezeigt werden, ohne bekannte Dinge vielleicht noch immer zu einſeitig, zu wiederholen? Und da dieſer Einfluſs blos angedeutet, nicht in klarer Darſtellung entwickelt worden iſt, wozu eine Lebensbeſchreibung, die ſehr füglich als bekannt vorausgeſetzt werden konnte? — Doch der Herausgeber behauptet, am Schluſſe des Vorberichts: es verſtehe ſich, daſs die Ausführung ſeines Plans erſt nach der Erſcheinung *mehrerer* Hefte beurtheilt werden könne; und ſo mag denn die Beurtheilung jener zweifelhaften Frage bis zur weitern Entwickelung dieſes Plans — von welchem freylich Rec. noch keine deutliche Vorſtellung zu haben, bekennen muſs — ausgeſetzt bleiben.

Die meiſten Aufſätze in den beiden vorliegenden *Heften* ſind blos überſetzt, und zwar ſo überſetzt, *daſs ſie* Spuren genug von Anhänglichkeit an die Urſchrift und von Uebereilung verrathen. So z. B. I. 22. „Es weicht, (ein Bataillon Nationalgarde) es öffnet ih„nen den Eingang (den Weibern); *ſie berſten in d r a n„gen Maſſen* hinein.“ — Und Uebereilung oder Vernachläſſigung muſs man es doch wenigſtens nennen; wenn man (II. 181.) *Mietan* ſtatt Niedan, und *Bienne* ſtatt Biel, findet. — Sonſt fehlt es, wenn man von den ſtrengen Foderungen abſieht, an Stoff zur Unterhaltung gar nicht, und die Kupfer ſind in Zeichnung und Stich, wenn auch nicht ganz untadelhaft, doch in der That recht gefällig.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Laterna Magica, ein ſatiriſch-moraliſcher Roman*, ohne *Vehme, Ritter, und Pfaffen.* Erſter Theil. 1795. 496 S. 8.

So weit iſt es alſo mit den Ritterromanen gekommen, daſs nun Romanenſchreiber auf dem Titel und in der Vorrede ſich dem Publikum dadurch zu empfehlen glauben, wenn ſie verſichern, daſs keine ſolche tumultuariſche und gräſsliche Scenen bey ihnen vorkommen, als bey den geharniſchten Schriftſtellern, die in der Rittermaske ihren Mitbrüdern den Rang abzulaufen meynten. Es geht zwar auch in gegenwärtigem Roman nicht ohne alle Abentheuer ab, es ſind aber ihrer ſo viele nicht, und, wenn ſie gleich nicht viel Intereſſe erregen, ſo bringen ſie doch nicht Schauder, Entſetzen, Eckel, und Abſcheu hervor; mit *einer* Entführung, mit *einer* Entweichung, mit *einer* Ohnmacht, mit *einem* Duell, worinnen auch nur einer zu bleiben *ſcheint*, iſt es gethan. Die Schilderungen von vierzehn oder ſechszehn Perſonen aus der jetzigen Welt (von Bürgerlichen und von Edelleuten, von Pfarrern und Hofmännern) iſt der Hauptendzweck des Verfaſſers, und er hat ihre Karaktere ſo lebendig dargeſtellt, daſs ſie dem Leſer vor Augen zu ſchweben ſcheinen. Vornehmlich iſt der höfiſche Schwätzer, der niedrige Kabalenmacher mit glatter Zunge und feinem Tone der groſsen Welt recht natürlich karakteriſirt. Bey der groſsen Menge der Perſonen wird der Leſer auch durch eine Menge von Begebenheiten, die durch ſie veranlaſst werden, zerſtreut, und ſeine Aufmerkſamkeit zertheilt. In dieſer Rückſicht hat der Vf. ſein Werk *Laterna Magica* betitelt, in ſo fern in ſeinem Roman eine Reihe von Sittengemälden ſchnell auf einander folgt. Weil es aber ſcheinen könnte, als wenn er ſich dadurch die Arbeit gar zu leicht mache, und, frey von allem Zwange eines gewiſſen Plans, die Zahl der Bände bis ins Unendliche vermehren könnte, ſo verſichert er, daſs der zweyte Theil das Ganze beſchlieſſen, und der Leſer dann überzeugt werden ſolle, wie, wenn gleich jetzt einige Epiſoden iſolirt da zu ſtehen ſcheinen, alles doch beſtimmt ſey, am Ende in einander zu greifen. Schon jetzt iſt es deutlich, daſs ein verdorbner Kaufmann, der unter einem angenommenen Namen auf dem Lande privatiſirt, ein Mann, der zwar die groſse Welt verabſcheuet, und die Einſamkeit vorzieht, aber doch die Menſchen ſo wenig haſst, daſs er vielmehr bey eingeſchränkten Umſtänden ſehr viel Wohlthaten ausübt, in Geſellſchaft, beſonders weiblicher, munter wird, und ſich ſogar verliebt, die Hauptrolle ſpielen ſoll. Unter den übrigen Perſonen ſticht am meiſten die Tochter eines Apothekers, nicht ſo wohl durch ihren eignen Karakter, der, auſser ihrer, ihren Stand und Erziehung überſteigenden, Aufklärung, ſich durch nichts auszeichnet, als durch das, was ſich mit ihr ereignet, hervor. Ihre erſte Verführung ſollte nur nicht vor den Augen des Leſers geſchehen; auch iſt ihr adelicher Verführer ſo ganz von der gewöhnlichen Art. Durch ſie aber wird ein Mennonit in die Geſchichte eingeflochten, deſſen ſchlichtes und gerades Weſen (ob man gleich dergleichen Charaktere in Romanen und Komödien ſchon viele gehabt hat) ſehr unterhaltend iſt. Etwas unwahrſcheinlich iſt es freylich, daſs er, den man anfangs als einen Scheinheiligen kennen lernt, und der ſelbſt jener Perſon nachſtellt, nachher ihr eifriger, und ganz uneigennütziger Retter wird. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt es, daſs der erſte Verführer ſelbſt, nachdem ſie ſchon ein Kind von ihm geboren, ſo viel Aufwand, Ueberredung, Ränke, und Gewalt anwendet, um ſie von neuem zu erobern. Moraliſche Belehrung findet man in dieſem Roman auf allen Seiten, nicht ſowohl in langen Anreden an den Leſer, deren etwa nur drey oder vier vorkommen, als vielmehr in den Sentimens, die die Perſonen äuſsern. Der herrſchende Ton des Vortrags aber iſt der komiſche, weil der Vf. eine

eine groſse Menge ſatiriſcher Züge in ſeine Schilderungen eingemiſcht hat. Wäre ſeine Satire minder geſchwätzig, und mehr originell, wiederholte er ſich in ſeinen ſatiriſchen Ein- und Ausfällen weniger, enthielte er ſich ſo niedriger Ausdrücke, wie *ſchwenzeliren*, *rabbeln*, *Mädchen mit breyartigen Seelen und ſlitzbogenmäſsig geſpannten Nerven* u. ſ. w. ſo würde man ihn noch mit mehr Vergnügen leſen. Seine Manier kann man aus folgender Stelle S. 24 beurtheilen: „Früher der Kirche zu entwiſchen, wäre, wenigſtens „in den Augen des für die Ehre Gottes, und nebenher für ſeine eigne Autorität, und damit ſteigenden „oder fallenden Revenüen ſtreitenden Predigers, wo „nicht Atheiſterey, doch wenigſtens eben ſo fürchterlicher Indifferentismus geweſen, der zuverläſsig am „nächſten Sonntag des Pfarrers Lunge und Fäuſte zur „Ehre Gottes in erſchreckliche Konvulſionen geſetzt, „und den Gottesverächter, und alle ihm ähnliche Belialskinder im Namen des dreyeinigen Gottes dem „Satan und ſeinen Engeln zur ſichern Verwahrung „feyerlich überliefert haben würde." — Durchgängig iſt die Erzählung des Vf. zu weitſchweifig und gedehnt (vornehmlich ſind die Perſonen zu oft und zu lang redend eingeführt) ſo daſs zu beſorgen iſt, der Eindruck, den die Lectüre ſeines Romans zurückläſst, werde eben ſo ſchnell vorübergehn, als der, den Schattenbilder an der Wand machen. Die Leichenpredigt S. 34 nimmt unnöthig Papier hinweg, indem jetzt wohl niemand mehr Luſt hat, alberne Leichenpredigten, es ſey im Ernſt oder im Scherz, zu leſen. In der Vorrede bekennt übrigens der Vf. ſelbſt, daſs er den Hauptfaden ſeiner Geſchichte einem alten engliſchen Roman zu danken hat.

Leipzig, b. Hilſcher: *Leben, Meynungen, und Schickſale Sebaldus Götz*, eines Kosmopoliten. Erſter Theil. 1795. 222 S. 8.

Der Kosmopoliten ſind ſeit einigen Jahren ſo viele in deutſchen Romanen aufgetreten, daſs mancher Leſer durch obigen Titel abgeſchreckt werden wird, der abermals einen genieartigen Sonderling mit paradoxen Grundſätzen und Handlungen erwarten läſst, und, da der Titel gar deſſen ganze Lebensgeſchichte, und eine weitläuftige Detaillirung ſeiner Meynungen anzukündigen ſcheint, ſo kann auch dadurch vielen Leſern zum voraus eine Abneigung gegen dieſes Werk eingeflöſst werden — aber in beiden Stücken täuſcht hier der Titel. Nicht eine förmliche Lebensbeſchreibung wird hier geliefert, ſondern nur der Zeitpunkt ausgehoben, wo der Kosmopolit die Abſichten eines Grafen unterſtützt, der, durch Hofkabale verdrängt, nicht ſowohl ſelbſt nach Hof zurückzukehren, als um des gemeinen Beſten willen dem verblendeten Fürſten die Augen zu öfnen wünſcht; die vorhergehenden Schickſale des Weltbürgers werden auf wenigen Seiten nachgeholt — und dann liebt er zwar die Unabhängigkeit, hat nach ſeiner groſsen Flüchtigkeit Lebensart und Ort des Aufenthalts ſchon oft verändert, liebt Incognito und Freymüthigkeit, ſetzt voraus, daſs alle Menſchen Betrüger ſind u. ſ. w. — allein er hegt keinen ſchwarzen und bittern Menſchenhaſs, er hat keinen unbiegſamen Eigenſinn, er rechtfertigt ſeine wunderlichen Launen mit ſophiſtiſchen Raiſonnemens, er handelt geheimniſsvoll, aber nicht bizarr, ſein Herz ſteht ſogar den Gefühlen zärtlicher Liebe offen. Nur Schade, daſs drey groſse Unwahrſcheinlichkeiten ſeinem Karakter Unbeſtimmtheit geben; erſtlich kann der Leſer nicht begreifen, wie ein Mann, der nur Hofmeiſter, Sprachmeiſter, Zeichenmeiſter, und Tanzmeiſter geweſen, zu der Feinheit und Weltkenntniſs kommt, womit er den geübteſten Hofleuten Trotz bietet; zweytens kann man nicht einſehn, wie ein Mann von ſeiner Offenheit und Geradheit ſich zu einer fortgeſetzten Verſtellung, obgleich aus den beſten Abſichten, entſchlieſſen, und dieſe ſo weit treiben kann, daſs er, mit der wärmſten Liebe für ein herrliches Mädchen erfüllt, den Wollüſtling bey einer Buhlerin ſpielt, und ſogar falſche Briefe unterſchiebt; drittens läſst es ſich nicht wohl erklären, wie ein Mann, dem es nirgends lange an einem Ort gefällt, ſo viele Beharrlichkeit haben kann, eine ſehr langwierige Intrigue durchzuſetzen. Bis zum Schluſs dieſes Bandes gelingt ihm noch alles nach Wunſch, aber die letzten Worte auf der letzten Seite laſſen ahnden, daſs er ſich dadurch nur in immer gröſsere *Labyrinthe* verwickeln werde. Da ſonſt nichts komiſches in dieſem Romane vorkömmt; ſo hätte auch das Poſſenſpiel im Eingang mit dem Bader, der Schlachten demonſtrirt, und Prügel dafür einerndtet, wegbleiben können. Der Vortrag des Vf. hat nichts vorzügliches, aber auch keine auffallenden Fehler; nur *die Sirenentriller der Beredſamkeit* (die noch dazu zweymal S. 102 und 164 vorkommen) thun eine üble Wirkung, und da der Vf. kein Synonym für *Plane* zu kennen ſcheint, und auf jeder Seite wohl dreymal von *Planen* redet, ſo iſt es doppelt widrig, daſs er immer *Pläne* für *Plane* geſetzt hat.

* * *

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Erfurt, b. Keyſer: *P. Fr. Achat Nitſch's Beſchreibung des hauslichen, gottesdienſtlichen, ſittlichen, politiſchen, kriegeriſchen und wiſſenſchaftlichen Zuſtandes der Römer, nach den verſchiednen Zeitaltern der Nation.* Zum Schulgebrauch und Selbſtunterricht. 2ter Th. Neue verb. Aufl. Herausgegeben von *J. H. M. Erneſti.* 1796. 1200 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ohne Druckort: *Kurzer Unterricht in der chriſtlichen Religion für die Jugend von der gemeinſten Faſſung.* 3te Aufl. 1797. 40 S. 8. (2 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. May 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft nach Schlözers Grundriſs bearbeitet* von *Chriſtian Daniel Voſs*, Herzogl. S. Weimariſchen Rath. 1 Theil. Allgemeine Einleitung. Philoſophiſche Urgeſchichte des Staats. Allgemeines Staatsrecht. gr. 8. 1796. 568 S. ingl. XVI Vorrede und Inhalt.

Hr. *V.* erklärt ſich in der Vorrede ſehr beſcheiden darüber, daſs er dieſes Handbuch, als nach Schlözers Grundriſs bearbeitet, auf dem Titel ſelbſt ankündige, da es doch keinen Commentar des Schlözeriſchen Werkes enthalte, ſondern im Weſentlichen von demſelben abweiche. Hr. *Schl.* ſagt er, behandele das Ganze mehr als eine Verbindung mehrerer Wiſſenſchaften; da er es hingegen zu einer in ſich ſelbſt zuſammenhängenden Wiſſenſchaft zu vereinen und auszubilden ſuche. Ueber das, was der Vf. als Zweck und Wirkung dieſer Wiſſenſchaft aufſtellt, wollen wir ihn ſelbſt ſprechen laſſen. S. 9. §. 5. „Zweck „und Wirkung dieſer Wiſſenſchaft iſt, die Zufriedenheit der Staatsbürger zu befördern. Durch ſie wird „auf Seiten der Regierung ein ſtetes Streben, die „Staatsverfaſſung und Verwaltung zu vervollkommnen unterhalten; durch ſie wird auf Seiten der Staatsbürger dieſs richtig erkannt und beurtheilt, alſo „auch nicht mehr verlangt werden, als geleiſtet werden kann. Zufriedenheit mit jeder Staatsverfaſſung „und Verwaltung wird alſo mit ihr und durch ſie unter den Staatsbürgern ſich immer allgemeiner verbreiten und feſter begründen." Die häufigen Klagen des Vf. über die wenige Achtung gegen dieſe Wiſſenſchaft und deren Vernachläſſigung S. 16. und 25. ſcheinen doch in unſern Tagen nicht mehr gegründet zu ſeyn, wenn man gleich ihr zum Beſten die auf Academien ſeit Jahrhunderten beſtehenden Einrichtungen nicht abgeändert hat. Rec. iſt mit dem Vf. ganz einerley Meynung, daſs es gut ſey, jeden Staatsbürger über die Verhältniſſe des Unterthans zur Regierung und den Zweck der Staatsverbindung zu unterrichten; aber das, was einem jeden davon zu wiſſen nöthig iſt, ſcheint ihm ſich auf ſo wenige und ſo faſsliche Sätze bringen zu laſſen, daſs es leicht mit dem Schulunterrichte verbunden, wenigſtens dieſer damit beſchloſſen werden konnte; und man hat in den neueſten Zeiten auch wirklich hie und da darauf gedacht, dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen. Wenn der Vf. vorſchlägt, ein eigenes Inſtitut zu errichten, in welchem S. 35. 36. jeder künftige Staatsbürger, ehe er ſeine Beſtimmung als Soldat, Oekonom im weitern Sinne, Kaufmann etc. antritt, einen Curſus dieſer Wiſſenſchaft und der Hülfswiſſenſchaften machen, und welches zu beſuchen er nach S. 368. ſogar gezwungen werden ſoll: ſo würde dieſs, wie es Rec. ſcheint, nicht nur, was auch Hr. *V.* zu Behauptung des Gegentheils ſagt, unausführbar, ſondern auch unnütz, wo nicht gar ſchädlich ſeyn. Es würde demſelben einen zu groſsen Theil der Zeit rauben, die er zur Erwerbung der Kenntniſſe und Fertigkeiten bedarf, welche ſeine individuelle Beſtimmung fodert. Die allgemeine Einleitung beſchlieſst Hr. *V.* S. 42—88. mit zwey Aufſätzen, die wir ſchon aus deſſen Bibliothek der Staatswiſſenſchaft kennen, (S. A. L. Z. d. J. N. 82.) Der eine iſt *der Geſichtspunkt, aus welchem der Grundriſs der allgemeinen Staatswiſſenſchaft entworfen, und beurtheilt werden muſs;* der 2te *Schlözers und Schmalzes gegen einander geſtellte und geprüfte Grundriſſe der Staatskunſt, nebſt des Vf. Anmerkungen.*

In dem Kap. 9. giebt uns der Vf. einen Grundriſs der allgemeinen Staatswiſſenſchaft, die er in vier Hauptabſchnitte theilt, a) *philoſophiſche Urgeſchichte des Staats*, b) *allgemeines Staatsrecht*, c) *Staatsklugheit*, d) *allgemeine poſitive Staatenkunde.* Mit jenen beiden beſchäftigt ſich dieſer 1ſte Theil. Bey der philoſophiſchen Urgeſchichte verweilt der Vf. vielleicht für die meiſten Leſer zu lange. So konnten ſich die Bande der Geſellſchaft knüpfen, ſo konnte perſönliches Grund- und Erb-Eigenthum entſtehen, dann Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft, Geſetze und Obrigkeit. Der Vf. läſst eines natürlich und ungezwungen auf das andere folgen; aber dennoch ſind wir überzeugt, daſs nicht *ein* Staat eben ſo ſich wirklich bildete. Der Vf. iſt zu billig, ſeine Urgeſchichte für etwas mehr als eine Hypotheſe auszugeben; er bemerkt auch ſelbſt S. 230. ſehr richtig, daſs alle Geſellſchaftsglieder das Bedürfniſs eines Oberhaupts fühlen: wir halten daher die Unterſuchung über die Entſtehung der Staaten für minder wichtig, ſo viel Intereſſe ſie auch für den denkenden Staatsbürger hat. Darinn aber ſind wir des Vf. Meynung nicht, daſs es jenes Gefühl der Nothwendigkeit eines Oberhaupts war, welches dieſem die uſurpirte Herrſchaft überlieſs, ſicherte und näher beſtimmte. Oefter war es gewiſs Furcht oder Schwäche. Der Urgeſchichte folgen *Zuſätze und Erläuterungen, einige beſondere Verhältniſſe und deren Einfluſs auf die Urgeſchichte des Staats betreffend.* Den erſten dieſer Zuſätze: *Ob dieſs die erſte und einzige Entſtehungsart eines Staats geweſen ſey*, haben wir oben erwähnt. Im 2 Kap. *Unein-*

geſchränkt monarchiſch war die erſte Form der Obrigkeit, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſucht der Vf. darzuthun, daſs wenn gleich die meiſten Staaten bey ihrer Entſtehung eine monarchiſche Form erhalten haben, doch nicht nach der Meynung der meiſten Philoſophen, welche ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt haben, die erſte Verfaſſung eine monarchiſche geweſen ſeyn *müſſe*, und auch die Entſtehung einer ariſtokratiſchen nicht unmöglich, ja ſelbſt nicht unwahrſcheinlich ſey. An eine demokratiſche Verfaſſung hingegen habe anfänglich gar nicht gedacht werden können, dieſe ſey nicht die Sache des Zufalls und des Bedürfniſsgefühls, ſondern „*das Werk einer Requiſition gewiſſer Rechte.*" (S 233.) Rec. iſt hier der entgegengeſetzten Meynung. Ob er gleich nicht behaupten will, daſs die Entſtehung einer ariſtokratiſchen Verfaſſung auf die von dem Vf. angegebene Weiſe unmöglich ſey; ſo hält er ſolche doch für höchſt unwahrſcheinlich, und es iſt ihm viel glaublicher, daſs die Hausväter ſich zu gegenſeitigem Schutz und Sicherheit ihres gemeinſchaftlichen Intereſſe wegen verbunden, und gegen jeden fremden Angriff für einen Mann zu ſtehen, ihre inneren Uneinigkeiten hingegen durch ſelbſt gewählte Schiedsrichter zu ſchlichten vereinigt, alſo eine Demokratie gebildet haben konnten, als daſs unter den Reichſten und Mächtigſten in dem rohen, in einen Staat noch nicht verbundenen Volke bey der nothwendigen Verſchiedenheit ihres Reichthums und Anſehens eine Theilung der obrigkeitlichen Machtgewalt ſtatt gefunden haben ſollte.

Im 2ten Kap. handelt der Vf. kürzlich die Frage ab: *hat Religion einen nothwendigen Einfluſs auf die Entſtehung des Staats und der Obrigkeit gehabt?* Er beantwortet ſie mit Nein. Rec. iſt damit völlig einverſtanden; einen *nothwendigen* Einfluſs hatte ſie nicht, aber einen höchſt wahrſcheinlichen, da es dem Klügeren eines rohen abergläubiſchen Volkes nicht ſchwer wurde, dieſes unter dem Vorgeben zu vereinigen und zu beherrſchen, daſs er mit der Gottheit in einer engeren Verbindung ſtehe, und von ihr mit höheren Kräften auch den Auftrag oder das Recht, Führer und Herrſcher zu werden, erhalten habe.

Wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, was der Vf. in den folgenden Kapiteln *über den Einfluſs des Klerus, Erblichkeit der obrigkeitlichen Würde, Domainen und Abgaben, Verſchiedenheit der Stände und Entſtehung des Adels in dieſer Periode der geſellſchaftlichen Verbindung* ſagt und bemerken nur, daſs er den damaligen Adel für eine körperlich edlere Menſchenrace hält. Wohlhabenheit, ſagt er, war deſſen Mutter. Seine Lage veredelte ihn, ſo wie Armuth den Dienenden verſchlechterte. Was jetzt Vorurtheil iſt, war damals Wahrheit.

Der dem *allgemeinen Staatsrechte* gewidmete 2te Abſchnitt theilt ſich wieder in 2 Theile, von welchen der erſte das *gemeine Recht*, oder die *rechtliche Beſtimmung des Zwecks der Verhältniſſe und gegenſeitigen Foderungen und Leiſtungen, in der bürgerlichen oder politiſchen Geſellſchaft;* der 2te aber das *eigentliche Staatsrecht; oder die rechtliche Beſtimmung der Verhältniſſe und gegenſeitigen Foderungen und Leiſtungen im Staate*, in ſich faſst. Jener zerfällt wieder in 4 Abſchnitte; 1) *Rechtliche Befugniſs und rechtlicher Zweck der Gemeine oder bürgerlichen Geſellſchaft*, 2) *allgemeine rechtliche Beſtimmung des geſellſchaftlichen Vertrags*, 3) *rechtliche Verhältniſſe der einzelnen Gemeineglieder, Bürgerrecht in der Gemeine*, 4) *Rechte der Gemeine oder bürgerlichen Geſellſchaft, als Korporation oder moraliſche Perſon.* Dieſe Ueberſchriften ſcheinen Rec. zum Theile nicht deutlich zu ſeyn, und auch der Ausführung fehlt es hie und da an der beſonders in einem Handbuche nöthigen Deutlichkeit. In dem 2ten der obigen Abſchnitte wird unterſucht, was der Vereinigungs-Vertrag ſey, wer ſolchen abſchlieſsen könne, und was für Rechte der Einzelne der Gemeine in demſelben übertrage, und übertragen könne. S. 274. ſagt der Vf. §. 8. „Jeder Vertrag iſt die „Wirkung des freyen Willens aller einzelnen Paciſcenten. Von dieſem bleibt alſo auch ſeine Fortdauer „und ſeine Auflöſung abhängig. In dem Augenblicke, wo alle Paciſcenten, durch ihren eigenen freyen „Willen beſtimmt, den Vereinigungstractat nicht länger wollen, hört er auf." §. 9. „Daher muſs auch „jeder einzelne Paciſcent das Recht haben, ſeiner „Seits den *geſellſchaftlichen* Vertrag aufzuheben, ſobald ſich ſein Wille auf eine freye Weiſe für die Zurücknahme ſeiner Verbindlichkeit beſtimmt hat." Und hieraus ſchlieſst er in einem der Abſchnitte des 2ten Theils weiter, daſs man auch einſeitig von dem *Unterwerfungs* Vertrag abgehen könne. Rec. bezweifelt zwar den erſten Satz keineswegs, aber die daraus, wie es ihm ſcheint, ganz unrichtig in dem §. 9. gezogene Folgerung. Soll der einzelne Paciſcent einſeitig von dem Vertrage abgehen können: ſo ſetzt dieſs wohl einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Vorbehalt dieſes Rechts voraus. Wenn der Vf. in der Anmerkung ſagt: „Man ſieht leicht ein, daſs „dieſs denjenigen nicht rechtfertigen kann, welcher „in dem Augenblicke der Gefahr aus Furcht davon „läuft; denn der Wille eines ſolchen iſt nicht auf „eine freye Weiſe beſtimmt:" ſo ſcheint dieſes Rec. die Bedenklichkeiten gar nicht zu heben, ſondern vielmehr die Unbeſtimmtheit zu vermehren. Wenn iſt denn der Wille des Menſchen, beſonders des ungebildeten, ſo frey, daſs er nicht durch Leidenſchaften und Begierden beſtimmt werde? Haben meine Mitbürger ein Recht, mich zu nöthigen, meinen Geſellſchafts-Vertrag zu erfüllen: ſo kann ich davon ohne ihre Einwilligung nicht abgehen, es mag Vernunft oder Leidenſchaft mich dazu treiben. In Rückſicht auf ſie iſt dieſs gleichgültig. Haben ſie kein Recht: ſo bin ich ihnen von meinem Beweggrunde Rechenſchaft zu geben nicht ſchuldig. Die Behauptung: S. 292. Anmerk. a) „daſs Niemand ein Recht habe, ſich des Rechts der Aeuſserungsfreyheit zu begeben," ſcheint uns ſo allgemein, wie ſie hier ſteht, nicht richtig zu ſeyn. Eine völlige Entſagung der Aeuſserungsfreyheit würde allerdings pflichtwidrig ſeyn, weil nur durch ſie zur Vervollkommnung, denn er-

ſten Zwecke unſers Daſeyns, fortgeſchritten werden kann; aber in einzelnen Fällen kann eine ſolche Entſagung zur Pflicht werden, wenn nämlich die Aeuſſerung unſerer Meynung dem Staate oder unſern Mitbürgern ſchädlich werden kann. Weniger noch haben uns die Gründe überzeugt, durch welche der Vf. S. 293. zu beweiſen ſucht, daſs man dem Staate kein Recht über ſein Leben übertragen, ja ſich nicht einmal verbindlich machen könne, es für den Staat zu wagen. Durch jene Behauptung ſoll die Unrechtmäſsigkeit der Todesſtrafen bewieſen werden. Allein das iſt theils ungegründet, theils iſt damit die Sache noch lange nicht erſchöpft. Rec. weiſs z. B. gar wohl, daſs die Menſchen noch weit von der Vollkommenheit entfernt ſind, das Intereſſe aller ihrem Intereſſe vorzuziehen; allein daſs dieſs pflichtwidrig ſey, und der Staatsbürger nicht einmal das Recht habe, ſich zu verbinden, allenfalls auch mit Aufopferung ſeines perſönlichen Zwecks bey dem Staatsvertrage — der Sicherung ſeines Lebens und Eigenthums — das Beſte Aller zu befördern, wie theils in der oben angezogenen Stelle, theils im §. 25. S. 301. behauptet wird, davon hat er ſich noch nie überzeugen können. Auf dieſe und ähnliche Sätze, z. B. „der Einzelne kann „ſich ſelbſt nie weniger ſeyn, als ihm das Ganze iſt,“ S. 511. gründet der Vf. noch mancherley Folgerungen.

Den 2ten Theil, der vom Staatsrechte handelt, *hat der Vf.* wieder in 4 Abſchnitte getheilt; 1) *rechtliche Veranlaſſung des Unterwerfungsvertrags, oder Entſtehung des Staats;* 2) *allgemeine formale rechtliche Beſtimmung des Unterwerfungsvertrags und deſſen Verhältniſs zum Vereinigungsvertrage;* 3) *rechtliches Verhältniſs der Einzelnen unter einander, als Staatsbürger, und gegen die Obrigkeit als Unterthanen; oder Bürger- und Unterthanen-Recht im Staate,* 4) *rechtliches Verhältniſs der Obrigkeit zu der Souveränität und den Unterthanen*, oder *Herrſcherrecht im Staate*, womit ſich der erſte Band dieſes Werks ſchlieſst. Wir würden zu weitläuftig werden müſſen, wenn wir auch hier dem Vf. in ſeinen Unterſuchungen näher folgen wollten, und bemerken nur, daſs er überhaupt ſehr freymüthig in ſeinen Urtheilen iſt, und dieſes auch bey dieſen Unterſuchungen beweiſst. Darin geben wir ihm völlig Beyfall, daſs er bey der Frage: was iſt Recht im Staate *in abſtracto?* nicht auf das Verhältniſs unſerer Staaten Rückſicht nimmt; aber oft geht er in ſeinen Behauptungen auch zu weit; z. B. S. 437. „wo erwieſen werden kann, daſs in einem „Staate kein Unterwerfungsvertrag zum Grunde liegt, „da iſt zu gleicher Zeit die rechtliche Exiſtenz des „Staats, als ſolcher, vernichtet.“ — So ſehr der Vf. ſonſt die Souveränität beſchränkt: ſo ſoll ſie doch nach S. 368. das Recht haben, diejenigen, welche Belehrung bedürfen, zu zwingen, gewiſſe Schriften, oder Proclamationen *mit Nachdenken* zu leſen. S. 369 und 370. iſt nach Rec. Meynung die Behauptung, daſs die Religion nur als Wiſſenſchaft ein Gegenſtand der Fürſorge der Souverainität ſeyn kann, ganz unrichtig. Ihr Zweck iſt nicht bloſs Aufklärung des Verſtandes, ſondern vorzüglich Beſſerung des Herzens und Veredlung der Geſinnungen, alſo höhere Sittlichkeit; und vorzüglich in dieſer Rückſicht muſs es der Souveränität wichtig werden, die Ausartung derſelben in Gedächtniſsſache und Ceremonielweſen zu verhindern. Wir wollen nicht ſchlechte Staats-Bürger ſeyn, um Bürger des Himmels zu werden; wir wollen aber es uns auch nicht verhehlen, daſs durch einen vernünftigen Religions-Unterricht gewiſs ſicherer als durch einen Curſum der Staatswiſſenſchaft gute Bürger gebildet werden. Ueberhaupt wollen wir uns, wenn wir uns durch Vorurtheile hindurch gearbeitet haben, hüten, durch zu raſche Schritte die Linie zu überſchreiten, neben welcher dieſſeits und jenſeits Irrthum wohnt.

Nürnberg, in Comm. der Grattenaueriſchen Buchh.: *Friedrich Karl Gward* d. W. W. D., der Rechte, Land und Staatsökonomie Privatlehrer zu Würzburg, *Abhandlung über die politiſchen Fragen; welches ſind Juſtizſachen? welche Gegenſtände gehören zur Polizey? wie ſind die Gränzlinien zwiſchen beiden zu beſtimmen? wobey ein neuer Ideengang eines Syſtems für Polizey und Jurisprudenz in Hinſicht einer deutſchen Legislation aufgeſtellt wird. — Erſter Theil.* 1795. 414 S. 8. ohne Vorrede u. Inh.

Rec., den die Unterſuchungen über Weſen und Grundgeſetze der Polizey ſchon ſeit vielen Jahren beſchäftigten, ſah mit Vergnügen eine Schrift erſcheinen, die vollen Aufſchluſs über dieſen Gegenſtand, und entweder Beſtätigung oder Widerlegung, oder wenigſtens Ermunterung zu neuer fortgeſetzter Beſchäftigung zu gewähren verſprach.

Nach dieſen Vorausſetzungen und Hoffnungen war freylich ſein Erſtaunen nicht gering, als er (S. 66.) den Vf. als das Reſultat des ganzen Werks ankündigen ſah: „daſs er der oberſten Legislation anheim„ſtelle, mit einer zweckmäſsigen Authenticität zu be„ſtimmen, was in das Fach der Polizey oder in den „Umfang der Jurisprudenz aufgenommen werden ſol„le, weil keine weſentliche Differenz zwiſchen Poli„zey und Jurisprudenz, und folglich keine charakte„riſtiſche Grenzlinie zwiſchen beiden angegeben wer„den könne, worüber der zweyte Theil der Abhand„lung gänzlichen Aufſchluſs geben ſolle.“ — In der That erhalten wir hier alſo nur eine Antwort auf die Fragen: Sind Juſtiz und Polizeyſachen weſentlich unterſchieden? und haben ſie beſtimmte Grenzen? Das alles ſcheint im Widerſpruch zu ſtehen; aber das, was Andre logiſche Sünden und Verwirrung der Ideen, nennen würden, iſt bey unſerm Vf. wirklich Methode, ſo gleichförmig bleiben ſich einzelne Sätze ſowohl, als ganze Kapitel in Stellung der Ideen, Verbindung und Zweckmäſsigkeit derſelben. S. 96. z. B. führt die Erwähnung von dem Begriff, welchen Schott von dem Weſen des Polizeyrechts giebt, den Vf. ganz ungezwungen auf die Quellen deſſelben in Deutſchland, die jener Schriftſteller angiebt; dabey empfiehlt

Digitized by Google

er zu den Polizeyordnungen einzelner Städte und Oerter Bergius Sammlungen, wünſcht aber freylich, daſs letzterer nur Auszüge liefere, und läſst beyläufig einen gleichen Wunſch an Hn. Prof. Schmidt in Anſehung ſeines *Theſaurus franconicus* ergehen: dann fällt ihm noch ein, daſs eine Grundlegung der römiſchen Polizeywiſſenſchaft aus dem *tit. D. de nundinis* zu erſehen ſey in der *Leipziger Sammlung von wirthſchaftlichen Polizey-Kammer- und Finanzſachen* 4ter Bd. S. 360. wie auch ein Auszug eines Schreibens an den Vf. der Sammlungen, vom Nutzen des *Seeſchlamms* und einem *Compendio politiae Juſtinianeae*, S. 613. — u. ſ. w. — Das dritte Kapitel kündigt in ſeiner Ueberſchrift an: Allgemeine Begriffe, Lehrſätze und Vorbereitungsmaterialien über Polizey und Jurisprudenz zur Beantwortung obiger politiſchen Fragen und zur Herſtellung eines Syſtems für Polizey und Jurisprudenz, in Hinſicht einer deutſchen Legislation. — Man findet hier, auſser vielen Diſcuſſionen über Weſen und Zweck des Staats, nicht nur den wahren Begriff der Polizeywiſſenſchaft (wornach ſie iſt: „die Lehrmeiſterin, welche die Grund„ſätze angiebt, wodurch moraliſche, civile oder poli„tiſche Rechte und Pflichten, Verhältniſſe und Bedürf„niſſe eines perſonellen und reellen Weſens zum in„nern politiſchen Gleichgewicht hergeſtellt, gegen „Colliſionen geſchützt, und nach Möglichkeit vervoll„kommet werden, um in einer Staatsgeſellſchaft glück„lich leben zu können." Die Jurisprudenz, meynt der Vf. ſey nicht nur ein *Ausfluſs der Polizey*, ſondern auch ein Umriſs dieſer ſogenannten Polizey ſelbſt, wo denn z. B. „was die Wirkungen des Burgerrechts, „*quoad munera* betrifft, folgendes zu bemerken iſt: „*Munera* heiſsen hier keine Schenkungen, oder frey„willige, willkührliche Gratialien, die die Staats„ökonomie gar nicht kennt, ſondern ſolche Gaben „oder Verrichtungen, welche den Unterthanen *autho„ritate publica pro bono publico* aufgelegt ſind." u. ſ. w. drey Seiten hindurch, worauf der Vf. dem Hn. Hofr. und geheimen *Referendair* Seuffert zu Würzburg wegen einer *vielbedeutenden* Abhandlung: über das Verhältniſs des Staats gegen ſeine Diener; mit Ehrfurcht und *allem curialmaſsigen Reſpect*, wiederum auf drey Seiten, mehrere Fragen vorlegt, die er ihn zu beantworten bittet, und dann noch vier Seiten über die *munera* zu differiren fortfährt, wobey er unter andern Rabners, Triſtram *Schandi*, und *Schwifts* Satiren, auch Gellerts und Aeſops Fabeln, citirt. — Nach dieſem ſkizzirten Syſtem beſinnt ſich der Vf., daſs auch *wohl Prolegomena nöthig wären*, zur Vorbereitung eines im zweyten Theil aufzuſtellenden Polizeyſyſtems, und um dieſe *etwas ſyſtematiſcher* vorzutragen wählt er folgende Abtheilungen: 1) Von Geſetzen: 2) Von der Freyheit und dem Menſchenrecht: 3) Von der Gleichheit: 4) Von der Seele. — —

Gewöhnlich bleibt der Vf., wenn er mit Schriftſtellern zu thun hat, die nicht ſeiner Meynung ſind, ſehr kaltblütig: aber da iſt ein gewiſſer *quidam*, der ihm S. 205. in den Wurf kömmt, und welcher freylich eine nachdrückliche Rückſprache veranlaſst. „So unbedeutend," heiſst es unter andern, „manchen ei„ne Mauſs ſcheinen mag, ſo wichtig habe ich die Nah„men gefunden, die ſich in Mus endigen; eine ſolche „Mus mahlte mich mit einem *Benzel* ab, welchen man „in eine der ſchwärzeſten Dinten *taugte*, und nun bin „ich ein Stein des Anſtoſses in den Augen vieler Kurz„ſichtigen, ohnerachtet ich nie *ein Stein der Franken* „war noch ſeyn will, und ehe mich mit *der Toden*„ſenſe wegmähen laſſen, und in eine beſſere *Welt hin*„über gehen will, als durch das Unglück meines Mit„menſchen eine zeitliche vorübergehende Verklärung „erhalten. O nie eine Mus kann dir ſchaden, glaubſt „du! Du irreſt dich." — u. ſ. w. — Doch das, was wir geſagt haben, möchte wohl hinlänglich ſeyn, unſern Leſern zu zeigen, daſs dieſes Chaos ſo chaotiſch ſey, daſs keine ſchöpferiſche Kraft ein einigermaaſsen wohlgeordnetes Ganzes daraus hervorzurufen vermöge!

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. Ohne Druckort: *Der Lebensgenuſs des Weiſen.* 1796. 64 S. 8. Eine Reihe von Betrachtungen über Beſtimmung des Menſchen, über die Unzufriedenheit, über die Quellen des Lebensgenuſſes, über die Art, wie man ſein Leben recht froh genieſsen kann, die zwar recht gut gemeynt ſind, aber von keiner Seite ſich auszeichnen. Als populäre Schrift hat ſie zu wenig Kraft und Leben, um lebendige Ueberzeugung hervorzubringen, und als wiſſenſchaftliches Product kann ſie wegen Mangel an Bündigkeit und Strenge des Raſonnemens gar nicht betrachtet werden. Der Vf. ſpricht viel von Sittlichkeit, und es ſcheint, als gründe er auf das Bewuſstſeyn derſelben hauptſächlich den höchſten Lebensgenuſs und die Zufriedenheit mit ſich und der Welt; nur Schade, daſs er ſelbſt keine feſten Grundſätze darüber in dieſer Schrift äuſsert. So ſetzt er S. 16—19. die Beſtimmung des Menſchen in dem Streben zur Sittlichkeit S. 19. f. aber in der Befriedigung des Triebes nach Glückſeligkeit, den Grund aller geſelligen Pflichten in die Selbſtliebe, und meynt S. 21. „auch bey den erhabenſten Opfern der Tugend ſey Eigenliebe immer die Prieſterin, die ſie darbringe." Ungeachtet der reinen populären Sprache und der vielen, aber bekannten, Wahrheiten, welche dieſe Schrift enthält, kann ſie doch bey dem Mangel an Uebereinſtimmung der Grundſätze und eines beſtimmten Zwecks, bey keiner Klaſſe von Leſern feſte Eindrücke hervorbringen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 23. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte.* Sechzehnten Bandes erſtes bis ſechſtes Stück. Herausgegeben von *Ernſt Gottfried Baldinger,* — Hochf. Heſſiſch. geh. Rath und Leibarzt, der med. Facult. zu Marburg Prof. Primarius. 1794. 571 S. Siebenzehnten Bandes erſtes bis ſechſtes Stück. 1795. 556 S. 8.

Rec. beſchränkt ſich bloſs auf die Anzeige und Beurtheilung der wichtigern Aufſatze in dieſen Bänden einer medicinischen Zeitſchrift, die ſich noch immer durch Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, und zuweilen auch durch Reichhaltigkeit der Aufſätze vortheilhaft empfiehlt. *Fries über die Naturgeſchichte und das Klima der Stadt Uſtiug.* Schon im November, und noch im März, friert da oft das Queckſilber. Das *Mutterkorn* wächſt unter dem Rocken ſehr häufig, und wird auſserordentlich groſs. An den Anbau der Kartoffeln hat man, ungeachtet der Befehle der Regierung, noch nicht gedacht: das Volk ſättiget ſich den Winter hindurch lieber mit Beeren und Schwämmen, und bereitet ſich in Zeiten, wo Getreidemangel iſt, ſein Brod aus den Rinden der Tanne. Die Viehzucht wird auf das unverantwortlichſte vernachläſsigt. Die holſteiniſchen Kühe, die man an der Dwina angeſetzt hatte, hat man ausſterben laſſen. Die Stadt enthält 8,300 Menſchen, und eine beſſere Cultur verbreitet ſich in derſelben immer mehr. *Rodſchied naturhiſtoriſche und mediciniſche Beobachtungen aus Rio-Eſſequebo.* Sie enthalten Zuſätze und Verbeſſerungen zu Fermin's und Ludwig's Werken über Surinam, und mehrere andere Bemerkungen. Der Vf. beſchreibt das Land auf der Weſtküſte, eine äuſserſt ſchöne, fruchtbare Ebene, die bis jetzt nur von etlichen Eingebornen bebauet iſt, und giebt Nachrichten von denjenigen Pflanzen, die für den Lebensunterhalt und andere Bedürfniſſe der Eingebornen von Wichtigkeit ſind. Zwey beygefügte Kupfertafeln ſtellen die vornehmſten Geräthſchaften der Eingebornen, und eine Zuckermühle dar, die der Wind treibt. — *Sieben Aufſätze* von einem Ungenannten, der ſich mit *W.* bezeichnet, von dem es aber in der Folge ſehr bemerklich macht, daſs er Hr. Weikard ſey. Einen jungen Mann heilte die geſalzene, harte Koſt in dem von den Franzoſen belagerten Maynz von den Flechten. Auch einige Quenten von dem Extracte des Bilſenkrautes führten den Tod nicht herbey, den der nachher genommene Mohnſaft ſchnell bewirkte. Hr. *W.* ſcheint überhaupt auf das Bilſenkraut wenig zu bauen; doch beſtätigt er, daſs es bey ſeiner betäubenden Kraft zugleich den Leib öffne. — *Vermiſchte Aufſätze von Hn. D. B—ng (Bücking).* Die weitläuftigern Aufſätze ſind von geringerm Belang, als die vom Vf. ſogenannten mikrologiſchen. Man handele unrecht, wenn man bey Rheumatiſmen u. dgl. ſtatt der Wachsleinwand Wachstaffent anwendet, der keinen Geruch hat, und daher von geringerer Wirkſamkeit iſt, als die Wachsleinwand. Nachtheile des Ausklebens der Apothekerſchachteln mit Goldpapier. Salzige Pulver, in ſolchen Schachteln aufbewahrt, können das Kupfer im Goldpapier auflöſen, und die Arzney kann giftig werden. — *Naturhiſtoriſche und mediciniſche Nachrichten aus Cochinchina,* mitgetheilt von Hn. *von Murr,* aus Briefen von dem Miſſionär Joh. de Loureyro, und dem P. Lorenz Kaulen. Das beſte Aloeholz, von den Indianern *Calambà* genannt, beſtehet aus den Knoten der Aeſte oder des Stammes des *aloexylum agallochum.* Die Sineſen ſchätzen den Zimmet von Cochinchina weit höher, als den von Ceylon. — In China wird ein Extract aus den Theeblättern bereitet, und um hohen Preis in kleinen runden Kuchen verſendet. Man bedient ſich deſſelben wider die Entzündungen des Halſes und des Mundes, und um den Schlaf zu verſcheuchen. Die Nachrichten von dem berühmten Botaniker Loureyro, die Hr. von Murr giebt, ſind intereſſant. Mit vieler Mühe konnte er den Dioſkorides aus Europa erhalten, durch den er die indianiſchen Pflanzen von ſelbſt kennen lernte. Ein Schiffscapitain ſchenkte ihm etliche Werke Linnés. — *Hn. Hofrath Metzgers Nachricht von Anderſch diſſ. de nervis.* Das Manuſcript iſt nebſt der Kupfertafel noch vorhanden, und wird zum Verlag ausgeboten. — *Baldinger Literatur der vornehmſten Schriftſteller zur anatomia pathologica.* Die wichtigern Schriftſteller ſind ziemlich vollſtändig verzeichnet.

Der ſiebenzehnte Band enthält: *Nachrichten den Pyrmonter Brunnen betreffend, und Bemerkungen über die daſigen Brunnenliſten von 1774 bis 1794.* Die Zahl der Curgäſte iſt faſt von Jahr zu Jahr geſtiegen, und hat beſonders, ſeit Hn. Markards Werk erſchien, ſehr zugenommen. Im Jahr 1774 waren 535 Perſonen in Pyrmont, im J. 1794 betrug deren Zahl 1033. Seit 1788 war die Zahl der Curgäſte nie unter 900. Und doch werden nur Liſten gedruckt, ſo lange viele Curgäſte da ſind: ſo bald die Geſellſchaft ſo klein iſt, daſs ſie ſich überſehen kann, verlieren die Liſten ihren Werth, und es werden keine mehr gedruckt.

Baldingers Nachricht von einem neuen, von Hn. Oberhofr. Stein erfundenen Inſtrument (dem Kliſeometer) *und deſſen Gebrauch in der Geburtshülfe.* — *Geſchichte einer merkwürdigen Geſchwulſt des Eyerſtockes.* In den beiden Fällen, die beſchrieben werden, war die Verhärtung mit Waſſerſucht verbunden, und die Krankheiten nahmen den gewöhnlichen tödtlichen Ausgang. — *Siebolds des Jüngern vorläufige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Klinicums an dem Juliushoſpital zu Würzburg.* Es ſind 11 Betten für männliche und eben ſo viele für weibliche Kranken beſtimmt. Die Eintheilung derer, die das Spital beſuchen, in auſcultirende und prakticirende, von welchen die erſtern ihren medieiniſchen Curſus bis hin zu der allgemeinen Therapie vollendet haben müſſen, verdient, ſo wie ſie ſchon lange in mehrern praktiſchen Lehranſtalten eingeführt iſt, überall eingeführt zu werden: nur muſs man pünktlich darauf halten, daſs keiner zugelaſſen werde, der nicht allgemeine und beſondere Pathologie wohl gefaſst hat; denn ſonſt werden ſolche Anſtalten leicht Schulen der Empirie, und mehr ſchädlich als nützlich. *Eine Krankengeſchichte, zur öffentlichen Conſultation vorgelegt.* Es war eine hartnäckige Nervenkrankheit, mit Vollblütigkeit und Unordnung des Monatlichen. Sie iſt merkwürdig, wegen der vielen fruchtlos angewendeten Mittel aus der Klaſſe der antiſpaſmodiſchen. Der Mohnſaft allein linderte die Krämpfe wirkſam. *Roſenbach Geſchichte einer Entzündungskrankheit im Unterleibe, und des darauf erfolgten Abſceſſes.* Dieſe Geſchichte iſt ein ſchöner Beweis von dem Beſtreben der Natur ſich Hülfe zu ſchaffen. Die Entzündung, die ihren Sitz wahrſcheinlicher Weiſe in dem Darmfell und den untern Schichten der Bauchmuskeln hatte, ging in Eiterung über. Ein ſehr gefährliches Abzehrungsfieber befiel nun den Kranken, der durch Abgang des Eiters durch den Stuhl, durch die Oeffnung des Abſceſſes nach auſsen, und durch eine faſt durchaus zweckmäſsige Behandlung gerettet wurde. — *Bücking vom malo mortuo, oder dem Todtenbruche.* Der Vf. folgt dem Aſtruc, und ſeine Beſchreibung iſt, wie die des Aſtruc, nicht genugthuend. Die Araber beſchrieben dieſe Krankheit zuerſt, und ganz anders, als Aſtruc. Vergl. *Avicenna Canon. L. IV. fin. 3. tr. 2. cap. 11.* der das Uebel für verwandt mit dem Krebs hält, und es überhaupt ſehr genau charakteriſirt. Schon die Erklärer des Avicenna im Mittelalter fehlten, daſs ſie das *Sephiroth*, welches der Name des Todtenbruches bey den Arabern war, für einen Scirrhus hielten. — *Bemerkungen über verſtellte Krankheiten, nebſt einigen Fällen.* Dem Vf., der ſich nur mit F. bezeichnet, gefallen die gewöhnlichen Methoden, ſolche Krankheiten zu ergründen, nicht. Ein Arzt, der in dieſem wichtigen Geſchäft einen fehlerfreyen Ausſchlag geben will, müſſe daſſelbe mehr aus pſychologiſchen, als aus medieiniſchen Gründen zu berichtigen ſuchen. Die Grundurſache der Verſtellung müſſe erforſcht werden, durch Vergleichung der Unternehmungen eines Menſchen mit den Umſtänden, unter denen er ſich befindet. Wenn man dann auf Verſtellung ſchlieſsen könne, ſo müſſe man mit einem ſolchen Menſchen ganz entſcheidend ſagen, daſs er ſich verſtelle, und er werde ſich bald verrathen. Rec. giebt zu, daſs dieſer Weg zuweilen nützlich ſeyn kann; aber der einzige iſt er nicht: doch werden bey weiten die meiſten vorgegebenen Krankheiten weniger durch phyſiſche Wege, mehr durch genaue Beobachtung ſolcher Menſchen, und dadurch erkannt, daſs ſie in den Zeiten, wo ſie ſich vergeſſen, zu Handlungen und Aeuſserungen veranlaſst werden, die mit der Krankheit, die ſie zu haben vorgeben, unvereinbar ſind. So entdeckte jener Officier die angebliche Taubheit ſeines Soldaten dadurch, daſs er demſelben ſchnell befahl den Hoſenlatz zuzuknöpfen, und der angeblich taube Menſch dieſen Befehl eben ſo ſchnell befolgte. Unter den Fällen iſt einer von einer Frau, die nur durch den thieriſchen Magnetismus von ihren Ekſtaſen geheilt werden zu können vorgab, bald aber alle dieſe Vorſpiegelungen unterlieſs, da man ſich nicht mehr um ſie bekümmerte, ſondern gleichgültig den Zeitpunkt erwartete, wo ſie aufſtund. — *Hartogs Zuſätze zu Ploucquets init. biblioth. med. pract. et chirurg. T. I — III.* — *Baldinger Beantwortung der Frage: ob ein Feldarzt im Felde Zeit habe, medieiniſche und andere Bücher zu leſen?* Hr. B. erzählt, wie er, als königl. preuſsiſcher Feldarzt, ſeine Zeit benutzt, wie und was er ſtudiert habe, und welche Bücher ſeine Bibliothek im Felde ausmachten, und beweiſt dadurch, *daſs man, bey* gehöriger Sparſamkeit mit der Zeit, auch im Felde, und bey den ſo mannichfaltigen Geſchäften eines Lazaretharztes, Muſse genug habe, um ſtudieren zu können. — *Pathologiſche Literatur für angehende Aerzte*, von Hn. *Baldinger. Deſſelben kurze Ueberſicht der Noſologie und deren vornehmſten Schriftſteller. Deſſelben Verzeichniſs der vornehmſten Schriftſteller von einheimiſchen Krankheiten.* Die Manier des Vf. in ſeinen literariſchen Werken iſt ſchon bekannt. Zuweilen ſtöſst man auf gute Urtheile, wie z. B. von *Fr. Boiſſier de Sauvages noſologia methodica*: auſser dem iſt beſonders bey den noſologiſchen Schriftſtellern nicht bemerkt, wodurch ſich der eine vor den andern vornehmlich auszeichnet. Auch von Druckfehlern ſind dieſe Verzeichniſſe nicht frey. — *Nenndorfer Brunnennachricht*, von Hn. Hofr. *Schröter.* Sie betrifft vornehmlich die äuſserlichen Einrichtungen, und die Beſtimmung der Koſten für Wohnung, Bäder, Tiſch u. dgl. Angefügt iſt eine Nachricht von Hn. Hofmed. *Taube* in Zelle, die die groſse Wirkſamkeit dieſer Bäder bey Gichtkrankheiten beweiſt. *Baldingers Nachricht von Franc. Tavares medicamentorum ſylloge. Conimbric.* 1788. — *Nachrichten eines reiſenden Arztes, Polen und andere Gegenſtande* betreffend. Das Medicinalweſen bey den Ruſſen auf dem Lande ſey eine Null. An Gelehrſamkeit ſey in Polen nicht zu denken. Der König von Polen ſey eine Encyklopädie von Kenntniſſen. Ueber den Zuſtand der Gelehrſamkeit in Gallicien, beſonders in Lemberg, weitläuftig. Wenn die Nachrichten des ungenannten Vf. das Gepräg der Wahr-

heit haben, woran ſich aber mit Grunde zweifeln läſst; ſo iſt der Zuſtand des mediciniſchen Studiums äuſserſt auf dieſer Akademie herabgeſunken, und auſser Hn. Hacquet werden alle Lehrer der Heilkunde bitter getadelt. — *Wiener Neuigkeiten, die daſige Medicinalverfaſſung betreffend. Früchte der Publicität, gepflanzt und gereift in dem botaniſchen Garten zu Wien.* Es ſey jetzt alles in beſſerer Ordnung, der ganze vorige mediciniſch-botaniſche Garten ſey umgeriſſen worden, und der Garten gehöre jetzt unter die guten in Europa. — *Hippokratis und Brendels Semiotik*, von Hn. *Baldinger*, oder eigenlich Hn. B. hingeworfene Gedanken über den Werth der ſemiotiſchen Schriften des Hippokrates, über etliche Erklärer derſelben, über das *calidum innatum*, das *impetum faciens* des Hippokrates, über die mechaniſche und organiſche Secte, und über die Art, wie Hr. *Baldinger* die Zeichenlehre ſtudiert und gelehrt hat. — *Geſchichte einer nicht oft vorkommenden ſehr krampfhaften Krankheit, nebſt einer Leichenöffnung eines am Blutſturz verſtorbenen Kranken*, von Hn. D. *Weiſe*. Es iſt eine krampfhafte Krankheit, vom Schrecken entſtanden. Merkwürdig iſt es, daſs ſich die Frau in der erſten Schwangerſchaft und bey dem dreyvierteljährigen Säugen des Kindes vollkommen wohl, und in den nachherigen Schwangerſchaften erträglich befand. Rec. glaubt gern, daſs ihr die vielen Mittel, die ſie genommen hat, nicht genutzt haben: er würde die Heilung durch eine ſtreng und lange fortgeſetzte Diät, und durch den Aufenthalt auf dem Lande verſuchen, und unter den Arzneyen höchſtens nur von der Eichenmiſtel Erleichterung hoffen. *Literatur für Schiffsärzte*, von Hn. *Baldinger*. Dieſer gut geſchriebene Aufſatz enthält *in nuce* brauchbare Erläuterungen über die Urſachen der Seekrankheiten; über die verſchiedenen Arten derſelben (die Peſt würde Rec. nicht darunter gerechnet haben, wenigſtens in unſern Zeiten nicht) über die Diſpenſatorien für Krankheiten der Seefahrer, und am Ende ein Verzeichniſs von Schriften über die Erhaltung der Geſundheit und die Krankheiten der Seefahrenden. — *Baldinger über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Landkarte der ganzen bekannten Welt, worauf die jedem Orte einheimiſchen Krankheiten verzeichnet ſind.* Von eben demſelben iſt ein anderer Aufſatz, mit der Ueberſchrift: *Bilguer iſt tod, aber ſeine Verdienſte leben.* Da Hr. B. mit dieſem Wundarzte ſo genau bekannt war, und mit demſelben gemeinſchaftlich in den Feldlazarethen arbeitete, ſo hätte Rec. genauere und umſtändlichere Nachrichten von dieſem merkwürdigen Manne durch Hr. B. zu erhalten gewünſcht. Der Aufſatz enthält faſt nichts, als was die perſonelle Bekanntſchaft des Hn. B. mit dieſem Wundarzte betrifft, z. B. „*Abends um 5 Uhr, wenn unſere Geſchäfte geendiget, im Sommer ritten wir zur Erholung auf dem Schlachtfelde zu Torgau, und bey der Zuhauſekunft war oft ein Karpfen aus dem groſsen Teiche bey Torgau unſer geſellſchaftliches und freundſchaftliches Nachteſſen, und unſer Geſpräch eine wahre mediciniſch-chirurgiſche Conferenz* u. ſ. w.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Abdallah*, eine Erzählung. 1795. 356 S. 8.

Zum Theil gehört dieſer Roman wieder zu denen, die durch ſchwarze Einwirkungen eines geheimen Bundes, durch magiſche Wunder, und durch gehäufte Schreckensſcenen zu erſchüttern ſuchen. Das orientaliſche Koſtume hilft zwar dieſen, nun ſo oft wiederholten, Dingen einigermaſsen ein neues Anſehn geben, allein es ſtellt auch alles gigantiſcher dar, und verleitet den Vf. zu Uebertreibungen. Nicht allein aber die ſchrecklichen Viſionen, ſondern auch die fürchterlichen Begebenheiten geben dieſer Erzählung ein finſtres melancholiſches Anſehn. Ein Sohn, der durch ſophiſtiſche Grundſätze ſeines Lehrers, und durch abentheuerliche Liebe zu einer Perſon, deren Beſitz er auf ordentlichen Wegen nie hoffen kann, verleitet wird, ſeinen Vater zu verrathen, und in den Tod dahin zu geben, ſoll den Satz bewähren, daſs, wer einmal verleitet worden iſt, den Glauben an Gott, Vorſehung und Tugend aufzugeben, durch ſeine Leidenſchaften leicht zu Verbrechen hingeriſſen werden kann, vor denen die Natur zurückbebt. Die Verbindung der Umſtände (z. B. daſs der Vater, der doch dem Sohn ſeine Rettung zu danken hat, den Fluch nicht zurücknehmen will, den er darauf geſetzt, wenn der Sohn eine andre heirathet, als die er ihm vorgeſchrieben, das Beſtreben des Sohnes, einem Freunde, der ſein Nebenbuhler iſt, zuvorzukommen) die Gradation der Entſchlieſsungen, der Kampf bis auf den letzten Augenblick, ehe der Sohn die unnatürliche That begeht, alles, was nöthig war, um eine ſolche entſetzliche Handlung wahrſcheinlich zu machen, hat der Vf. gut angelegt und gut ausgeführt. Auch die Verabſcheuung, die alle, der Tyrann ſo gut als die Geliebte, gegen den Vatermörder zu erkennen geben, erſt die Verbitterung aller der Freuden, die er durch die Greuelthat zu erlangen geſucht, und ſeine Wuth bey erwachender Reue iſt mit ſehr ſtarken Zügen geſchildert. Oft aber verfällt der Vf. über dem Beſtreben, ſeine Gemälde recht ſchwarz zu machen, ins Gräſsliche, z. B. S. 286.: „Er verſuchte „es, ſich mit allen Kräften aus *Abdallahs* Armen zu „ſchleudern, aber dieſer drängte ihn zu feſt an ſich; „*Raſchid* biſs ihn *mit den Zähnen* wüthend in den „Arm, um ſich frey zu machen; ſie rangen unter einem dumpfen *Gebrüll* gegen einander, kräftig *warfen ſie ſich hin und her*, die Erde dröhnte unter ihren Tritten; endlich warf *Abdallah* den ermüdeten „*Raſchid* nieder, *er knieete auf ihn*. — Willſt du jetzt „*Zulmen* zurückgeben, ſchrie er, und *ſtierte* ihn mit „einem *eiſernen* Blick an. — Nein, *und müſst' ich* „*ewig dafür verdammt werden*, brüllte ihm *Raſchid* „zu — *Abdallah* zog einen Dolch, und ſtieſs ihn in „die Bruſt des Ueberwundenen, ein groſser Blutſtrom „ſtürzte hervor, und floſs über die Erde; unter „*krampfhaften* Zuckungen ſtarb *Raſchid*, ein Schleyer „zog ſich über ſein ſtarres *hervorgetriebnes* Auge." — Wenn der Vatermörder in der Raſerey ſich ſelbſt ge-

tödtet hätte, ſo wäre der Schluſs des Romans eben ſo wahrſcheinlich als ſchrecklich geweſen, indem ihn aber der Vf. auch noch wunderbar machen wollte, verdarb er ihn ganz. Die Leiche des getödteten Vaters muſs ſich emporrichten, muſs ſprechen, muſs den Sohn in die Arme ſchlieſsen wollen, der Sohn muſs den Geiſt zurückſtoſsen, und dem *Geiſt* mit der Fauſt auf den Schädel ſchlagen, (noch dazu hat der Vf. ſich ſo unbeſtimmt ausgedrückt, daſs man es eben ſo gut ſo verſtehen könnte, als hätte der Geiſt den Sohn auf den Kopf geſchlagen,) wenn man nun auch dies für eine Viſion der entzündeten Phantaſie des Sohnes annehmen will, ſo bleibt doch hernach die Todesart des Sohnes zu unbeſtimmt. Am andern Morgen, heiſst es, habe man den *Abdallah* mit *wildverzerrtem Geſicht* auf der Erde liegen gefunden. Iſt dies ſo zu verſtehn, er ſey durch die Entzündung im Blut, die die Raſerey verurſacht, geſtorben, ſo iſt dies ein für ihn zu gelinder Tod; ſoll es darauf deuten, daſs ein Geiſt der Hölle ihm das Genicke gebrochen, ſo wäre dies zu *fauſtiſch*. Daſs aber der mehr als teufliſche *Omar*, der unter der Maske der Freundſchaft der Urheber aller der Greuel iſt, und der Vernichtung und Zerſtörung zu ſeinem Tagwerk zu machen geſchworen hat, ſo ungehindert alles vollführen, und ſeine Schadenfreude befriedigen kann, iſt gar zu entſetzlich. Der Vf. geſteht es in der Vorrede ſelbſt, daſs das orientaliſche Koſtume ſeinen Stil zuweilen zu bilderreich gemacht habe. So läſst er z. B. in einer, faſt eine Seite langen, Beſchreibung vom einbrechenden Abend S. 75. das Abendroth ein bleiches goldnes Netz nach dem Abendſtern auswerfen, und den Strom vom Kuſs des Himmels erröthen. Nur ſelten iſt er durch das Beſtreben nach energiſchen Ausdrücken unverſtändlich worden. Folgende Stelle S. 74. gränzt ſehr nahe an Nonſenſe: „Sein Geiſt war „aus ſeinem Körper entflohn, und brannte wüthend „und verzehrend in ſeinen Augen" gleich, als wenn die Augen nicht zum Körper gehörten; der *Zorn* kann wohl im Auge glühen, aber von der Seele ſagt man dies nicht, und *wen* ſoll der feurige Blick *verzehren?* Wenn nun überdies unmittelbar vorher geſagt wird, *Abdallah* habe ſo ſtarr und unverwandt nach *Zulma* geſehn, als wenn *alle* ſeine Sinne todt wären, ſo weiſs man nicht, was man aus den brennenden *Augen* machen ſoll.

Leipzig, in d. Sommeriſchen Buchh.: *Die Wittwe*, aus dem Engliſchen der Madame *Maria Robinſon*, Verfaſſerin von Vacenza und mehrern Werken. 1795. 197 S. 8. (15 gr.)

Auſser obigem Titel hat dieſe Ueberſetzung noch zwey Titelblätter, welche anzeigen, daſs ſie auch als Anfang von einer ganzen Folge ähnlicher Ueberſetzungen verkauft wird. Auf dem zweyten ſteht: *Unterhaltende Bibliothek für Reiſende, erſtes Bändchen*, auf dem andern: *Auswahl der beſten engliſchen Romane, erſtes Bändchen.* Die Sprache des Ueberſetzers hat eben ſo viel Reinheit, als der Druck Eleganz, und dies war bey dieſem kleinen ſentimentaliſchen Romane, der ſich mehr durch Ausführung, als Anlage des Plans empfiehlt, allerdings nothwendig. Die Stelle S. 18.: „Wo ein Geheimniſs iſt, da iſt gemeiniglich *Schaden*" iſt im Deutſchen nicht deutlich genug. Das Wort *hurt* bedeutet nicht bloſs Verluſt und Nachtheil, ſondern auch Unrecht, *etwas Böſes*, und ſo hätte hier überſetzt werden ſollen: „Da ſteckt insgemein etwas Böſes dahinter." S. 20. könnte man fragen, wie ein *Liebhaber* ſeine *eheliche Verbindlichkeit* aufheben könne, es iſt aber das *Eheverſprechen* nur undeutlich ausgedrückt. Da S. 37. von *Wittwen* die Rede iſt, ſo ſollten ſie nicht *Tyrannen*, ſondern *Tyranninnen* heiſsen. — Einen *Irrthum* kann man nicht *gegen* jemanden begehen, aber *error* bedeutet auch einen *Fehler*, und ſo hätte dies Wort S. 63. überſetzt werden ſollen. — Man ſagt nicht vom *Sturm*, er *lagere* ſich, wie S. 68. ſteht, ſondern er *lege* ſich. — *Beweiſe* kann man nicht *zerreiſsen*, wie S. 94. geſagt wird, aber wohl (*break*) *zernichten*. — Mit *ſchmutzigen* Weibern wird niemand eine *Stunde* tändeln mögen, wie S. 98. ſteht, es iſt aber der Schmutz der Seele gemeynt, und alſo ſollte *niedrig denkend*, oder ſo etwas dafür geſetzt ſeyn. — *Sieben iſt das meiſte* S. 148., wo vom Würfelſpiel die Rede iſt, wird niemand verſtehn, es hätte ſo ſollen ausgedrückt werden: *Ich parire höchſtens auf ſieben.* — *Sinkende Jahre* (des Lebens) S. 148. für *zu Ende eilende* iſt ein Angliciſmus, wenn der Ueberſetzer noch *hinſinkende* dafür geſetzt hätte! — Eine Nachricht in einem Briefe S. 164. wird nicht *überbracht*, ſondern *überſchrieben.* — Die niedre Volksklaſſe S. 190. iſt nicht in Unwiſſenheit *aufgebracht* (*brought up*) ſondern *aufgezogen*.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Freymaurer*, oder compendiöſe Bibliothek alles Wiſſenswürdigen über geheime Geſellſchaften. 4. 5. Heſt. 1796. 172 S. 8. m. 1 Kupf. (12 gr.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Göttingiſches Magazin für Induſtrie und Armenpflege.* 4. B. 2tes Heſt. 1796. 7 Bog. 8. (8 gr.)

Berlin, b. Maurer: *Annalen des Theaters.* 17tes Heſt. 1796. 104 S. 8. (8 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Kleine Aufſätze*, von *Gr. von Vargas.* 3ter Th. 1796. 248 S. 8. (20 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. May 1797.

PHILOLOGIE.

Wien, b. Schrämbl: *Collectio Veterum Auctorum. M. A. Plauti comoediae ſuperſtites viginti,* noviſſime recognitae ac notis et indice verborum illuſtratae. Tom. I. Amphitruo, Aſinaria, Aulularia. XXX u. 261 S. Tom. II. Capteivei, Curculio, Caſina, Ciſtellaria. 287 S. 1792. Tom. III. Epidicus, Bacchides, Moſtellaria. 287 S. Tom. IV. Menaechmei, Miles Glorioſus, Mercator. 320 S. 1793. Tom. V. Pſeudolus, Poenulus, Perſa. 305 S. 1794. Editio accurata. kl. 8. mit Kupfern.

Hr. Schrämbl, der durch ſeine Sammlung deutſcher ſogenannter Claſſiker, und neuerlich durch die Ankündigung eines Nachdrucks der ſämmtlichen Wielandiſchen Schriften zur Genüge bekannt iſt, begann bereits vor mehreren Jahren ein ähnliches Unternehmen mit den claſſiſchen Werken der lateiniſchen Schriftſteller, welchem jedoch, wie wir vermuthen, der gegenwärtige Krieg zum Theil die gehoffte Unterſtützung entzog, da der vor uns liegende, noch nicht vollendete Plautus das einzige iſt, was wir bisher zu Geſicht bekamen. Plautus erſcheint hier in einer angenehmen Geſtalt. Papier und Druck ſind artig, und die Kupfer von Schütz haben zu dem Preiſe des Ganzen einen verhaltnisſmäſsigen Werth. Vor dem erſten Bändchen befindet ſich das Bildniſs des Dichters, die übrigen Kupferſtiche ſind Vorſtellungen einzelner Scenen aus den Captivis, dem Epidicus, den Menaechmis und dem Pſeudolus. Ganz anders verhält es ſich, mit der inneren Behandlung des Komikers, die Hr. *Schrämbl* einem Profeſſor an dem Gymnaſium Annäum zu Wien, Hn. *Span*, übertrug. Dieſer erklärt ſich in einem kurzen Vorbericht folgendermaſsen: „*qui hic editur Plautus, eum mea recenſitum cura, ſic adornavi, ut quaecunque poetae latinitatem concernunt, in indicem verborum, operis calci ſubnexum, conjecta invenias. Ubi vero ſenſus abſtruſas aut alluſio quaedam lectorem moratura videbantur, ibi notulis, quas Arabicis, ut vocant, literis ſignatas cuivis tomulo appendi, lectionem Comici expeditiorem reddere annifus ſum. Ita et brevitati et commodo legentium, ſi modo indicem verborum conſulere non pigeat, ſatisfeciſſe exiſtimo.*“ Hr. *Span* kündigt eine neue Recenſion des Textes an. Allein überall fand der Rec. den Brunkiſchen Text der zweyten Zweybrücker Ausgabe vom J. 1788. zum Grund gelegt, und die Aenderungen des Herausgebers ſo äuſserſt ſparſam, und von ſo geringem Belange, daſs beide Texte nur ſehr wenig verſchieden ſind. Wir wollen unſeren Leſern an dem Luſtſpiele: *Die Gefangenen*, welches wir nebſt einigen anderen Stücken in beiden Abdrücken gegen einander hielten, die Beweiſe dieſes Urtheils vor Augen leger.

	Text d. Zweybr. Ausg.	*Text der Schrämbl. Ausg.*
Prol. 32.	*equitem* Alium	*militem* Al.
I, 1, 17.	venatici	venatici *canes*
I, 1, 21.	*potis*	*poti'ſt*
I, 1, 33.	*quo*	*quocum*
I, 2, 65.	quia *mihi natali'ſt dies*	quia *mi eſt natalis dies*
II, 1, 48.	*te* erga	*ted* erga
II, 3, 20.	*ac* ſi non	ſi non
III, 1, 7.	*quoi*	*qui*
III, 2, 7.	*do*	*dedi*
III, 4, 49.	*vivas*	*vivat*
III, 5, 1.	huic *actutum*	huic
IV, 2, 116.	*panticinatus*	*manticinatus*
V, 3, 11.	datu'ſt. *Stal.* Iſtic, huius filius.	datu'ſt huius filius. *Stal.* Iſtic.

In der Interpunction unterſcheiden ſich beide Abdrücke dadurch, daſs Brunk hier, ſo wie in allen von ihm beſorgten kritiſchen Ausgaben, gröſstentheils die Regeln der franzöſiſchen Interpunction befolgt, alſo *omnia quae habeo*, nicht *omnia, quae habeo* u. dergl. drucken läſst, Hr. Span hingegen ſich nach den Geſetzen ſeiner Mutterſprache richtet. Wichtigere Verſchiedenheiten ſind uns in dem ganzen Stück nicht vorgekommen. Ueberdies werden die Gründe, warum Hr. Span den Brunkiſchen Text verläſst, ſehr ſelten angeführt, da der kritiſchen Noten äuſserſt wenige ſind, und dem gelehrten Leſer, der mit der Sprache, dem Metrum und den kritiſchen Hülfsmitteln des Dichters bekannt iſt, mag es öfters ſchwer werden, dieſe Gründe zu errathen und, wenn er ſie erräth, überzeugend zu finden. Brunk erlaubte ſich bey der Recenſion des Plautus keinesweges diejenigen Freyheiten, welche er ſich anderwärts nahm. Nachdem die Exemplare der erſten Zweybrücker Ausgabe vergriffen waren, erſuchte man ihn um eine neue Reviſion des Textes, und er unterzog ſich dieſer Arbeit, mit bloſser Benutzung des vorhandenen kritiſchen Apparats, ohne den Text nach eigenen Einfällen und Vermuthungen umzubilden. Hr. Schrämbl hätte daher weit beſſer gethan, wenn er den Brunkiſchen Text von Wort zu Wort hätte abdrucken laſſen, im Fall er keinen Gelehrten kannte, der durch vieljähriges Studium des Dichters, und etwan durch den Gebrauch unbenutzter Hülfsmittel, in höherem Grade, als Hr. Span, zu einer neuen Bearbeitung des Plautus berechtiget war. An einigen Stellen fanden

wir Varianten zweyer Wiener Handſchriften angeführt: allein auch dieſs geſchieht ſo äuſserſt ſelten, daſs man unmöglich glauben kann, Hr. Span habe jene Handſchriften ordentlich verglichen, und ſo bleibt das Verſprechen des Hn. Schrämbl, ſeinen Abdrücken der lateiniſchen Claſſiker Collationen der Wiener Handſchriften zuzugeben, bis jetzt ſo gut als unerfüllt. Man erfährt nicht einmal, was für Codices des Plautus in der Wiener Bibliothek vorhanden ſind (Hr. Hofr. *Denis* wird darüber in dem Verzeichniſs der lateiniſchen Manuſcripte der Kayſerlichen Hofbibliothek ohne Zweifel befriedigende Auskunft geben), und wäre es Rec. nicht ohnehin bekannt, daſs der in Wien befindliche, auf Papier geſchriebene Codex des Plautus ſich beſonders durch gute und neue Leſarten auszeichnet; ſo wüſste er, gleich anderen Leſern, von dem Werthe jener Handſchrift noch immer nichts. Wir verweiſen die Leſer dieſer Blätter auf eine, unter dem Titel: *Oeſterreichiſcher Mercur* im J. 1793. zu Wien herausgekommene Zeitſchrift (St. 29.), wo man von dem erwähnten Codex einige merkwürdige Notizen findet.

Was den erklärenden Theil des vor uns liegenden Werkes betrifft, ſo bemerken wir, daſs Hr. *Span*, auſserdem, was der oben angeführte Vorbericht enthält, noch folgende Aufſätze anſtatt einer Einleitung voranſchickt. S. VII – XIV. *Deſcriptio theatri Romani et Graeci. E. Jul. Caeſ. Bulengeri l. de theatro.* (Mit dem bloſsen Abdruck dieſer Abhandlung, ohne berichtigende Zuſätze und weitere Ausführungen, iſt jedoch dem heutigen Leſer wenig geholfen.) S. XV bis XXVI. *Fragmentum diſſertationis ab Henr. Stephano ſcriptae de latinitate Plauti.* S. XXVII — XXX. *Notitia biographica.* In den am Ende jedes Bändchens beygefügten ſogenannten *Eruditionsnoten* vermiſſen wir allen Plan, und ſehn nicht, was für eine Claſſe von Leſern Hr. Span bey ihrer Abfaſſung vor Augen hatte. Anfängern und Freunden des Plautus, die nicht Gelehrte ſind, müſſen (auſser der im Index verſprochenen Worterklärung), mehrere Aufſchlüſſe gegeben werden, als in den flüchtig hingeworfenen *notulis* des Hn. Span enthalten ſind, und dem Kenner der Literatur iſt das wenige entbehrlich, was der Herausgeber in einer wahrhaft Minelliſchen Manier, aus den früheren Commentatoren zuſammenſtellt. Denn neue Bemerkungen und Erläuterungen ſucht man vergebens. Das Luſtſpiel *Amphitruo* iſt mit 18 ſolchen Anmerkungen, die eben keine groſse Erudition verrathen, ausgeſtattet. Not. 1. handelt von dem Genetiv *Alcumenas*, und den Abkürzungen *bellum'ſt* für bellum eſt, *vin* f. visne, *facin* f. facisne. N. 2. erläutert die Worte des Prologs: *quivis formidat malum.* N. 3 und 4. ſind zum Theil kritiſchen Inhalts. Der Herausg. erklärt ſich für die Leſart *verna verbo* (I, 1, 25.) in dem Sinne: *ein Sklave auf Befehl.* Allein unſtreitig iſt der Brunkiſche Text *verna verbero* der beſſere; nur müſſen die Worte: *Sum vero verna verbero* nach dem Wiener Codex (ſ. den öſterr. Mercur a. a. O.) dem Soſia, nicht dem Mercur, deſſen Rede die Gedankenreihe des erſten keineswegs unterbricht, in den Mund gelegt, und mit dem folgenden verbunden werden. Soſia ſagt:

In ſervitute expetunt multa iniqua:
Habendum et ferendum hoc onus eſt cum labore.

Gleich darauf fällt ihm der Gedanke ein:

Sum vero verna verbero. Numero mihi in mentem fuit.
Diis advenientem gratias pro meritis agere atque alloqui.
Nae illi edepol, ſi merito meo referre ſtudeant gratias,
Aliquem hominem allegent, qui mi advenienti os occilla probe etc.

Not. 11. lautet alſo: *quid hoc ſit hominis. Quaenam ſit haec mulier, quae talia loquatur. Haec ſecum Amphitruo.* N. 1. in Aſinar. *Deſpuas. Deſpuebant Veteres, quae abominabantur, ne evenirent* u. ſ. w. In den letzten Bändchen bemerken wir, daſs der Herausg. zuweilen ſeiner Manier untreu wird, und die Noten der früheren Ausleger, jedoch mit Erwähnung ihrer Namen, von Wort zu Wort beybehält. Was dem gegenwärtigen Abdruck zum beſonderen Lobe gereicht, iſt eine ſeltene Freyheit von Druckfehlern, deren Rec. in dem Texte nur äuſserſt wenige entdeckte. Die Zahl der Verſe iſt, nach dem Beyſpiel der Zweybrücker Ausgabe, nicht am Rande von fünf zu fünf, ſondern oben zu Anfang jeder Seite angezeigt, und immer nur der erſte Vers einer Seite vorausgedruckt. Wir wünſchen nicht, daſs dieſe Sitte allgemeiner werden möge, da ſie, wie einen *jeden die* Erfahrung lehren kann, das Nachſchlagen ungemein erſchwert.

Sollte Hr. Schrämbl in günſtigeren Zeitumſtänden ſich entſchlieſsen, auf den Plautus noch mehrere Claſſiker folgen zu laſſen, ſo können wir demſelben unmöglich rathen, in der angefangenen Weiſe fortzufahren, ſondern glauben, daſs ein *wörtlicher* Abdruck der anerkannt beſten Ausgabe eines jeden Schriftſtellers ohne alle erklärende Noten, trotz des Unweſens, das in unſeren Tagen mit den Handausgaben der Claſſiker getrieben zu werden anfängt, noch eher ſeine Liebhaber finden wird, wenn anders Papier und Lettern ſich nicht verſchlimmern, und auf die Correctur eine gleiche Sorgfalt, wie bisher, gewendet wird.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Beyträge zur Kritik der Sprache, insbeſondre der Deutſchen.* Von *Wilh. Mackenſen.* Erſtes Stück. 1794. X und 146 S. 8. (8 gr.)

Hr. *M.*, welcher ſich ſeitdem durch mehrere Aufſätze in den *Campiſchen Beyträgen* gezeigt hat, trat, wenn man ausnimmt, daſs die hier gelieferte zweyte Abhandlung ſchon zum Theil im Januar der *Berlin. Monatsſchrift* von 1794. ſtand, in dem angezeigten Werkchen zuerſt als ein ſchätzenswerther Sprachphiloſoph auf, dem man nur ein wenig zu viel Verbeſſerungsſucht Schuld geben kann. Er ſelbſt unterſcheidet in der Vorrede Philoſophie und Kritik der

Sprache. Jene iſt ihm eine Unterſuchung der Gründe der Sprache, ob ſie als Gründe gelten können, ob ſie das, was ſie begründen ſollen, auch wirklich begründen, und ob die Geſetzgebung, welche die Sprache für ſich entworfen, auch mit ſich ſelbſt übereinſtimme; dieſe hingegen die Unterſuchung, ob die Sprache auf jene Gründe auch wirklich baue, und ihren eignen Vorausſetzungen treu bleibe. Die letzte iſt weniger bearbeitet worden, als die erſte, weil man mehr glänzen, als nützen, wollte. Das Ganze des Buchs zerfällt in fünf Abhandlungen. I. *Allgemeine Betrachtungen über die deutſche Sprache.* Der gründliche Deutſche fühlt es, nach des Vf. Meynung, daſs ſeine Sprache ungründlich ſey; aber ſtatt die Sprache aus ſich ſelbſt zu kritiſiren, hält er ſich bey Nebendingen auf. Adelung war der erſte, der den deutſchen Styl kritiſirte; allein ſeine Kritik betrifft mehr den Styl der Schriftſteller, als den Geiſt der Sprache. Die Sprache iſt ſchon überflüſſig reich (in einiger Rückſicht freylich!), und wir wollen ſie noch immer bereichern. Bey einem Ueberfluſs an Dichtern fehlt es uns noch immer an guten Geſchichtſchreibern. Unſere Sprache drückt ſo viele Sachen äuſſerſt unbeſtimmt aus, welche von andern, z. B. der Franzöſiſchen, aufs beſtimmteſte ausgedrückt werden. Doch kommen wir dafür in anderen Stücken, der griechiſchen Genauigkeit näher. In manchen Punkten haben die ſorgfältigen Griechen die aus der Kindheit *der Sprache* übrig gebliebenen Spuren der erſten Rohheit zu vertilgen verabſäumt. Die deutſche Sprache iſt zum Glück groſser Vervollkommnung fähig. Sie kann kräftig ſeyn, ohne ſich in Hyperbeln zu verlieren. Es iſt nicht unmöglich, ihr einmal den Wohlklang der Griechiſchen mitzutheilen. Sie kann harmoniſch werden, aber nie muſikaliſch. Alles dies belegt Hr. *M.* mit gut gewählten Beyſpielen, wider die ſich nur ſelten etwas erinnern läſst. Zuletzt, nach dem er die in *Kant's* Schriften herſchende Vollendung oder vielmehr Vollendetheit des Styls geprieſen hat, beklagt er noch, daſs ſo viel ſeichte Köpfe, welche *Kant's Manier* mehr abſtehlen als nachahmen, eben durch die Manier täuſchen, und von vielen für gründlich und tiefſinnig gehalten werden. II. *Ueber einige fehlerhafte Eigenthümlichkeiten der deutſchen Sprache.* Viele der hier getadelten Eigenthümlichkeiten ſind, wie Hr. *M.* auch zum Theil ſelbſt eingeſteht, nicht der deutſchen Sprache allein eigen; und es iſt denn doch Unbilligkeit, wenn er von einigen Dingen behauptet: die Griechen, Franzoſen etc. thaten dies *nie*, das ſie denn doch zuweilen thun. Wir ſagen freylich *Kantiſche Philoſophie*, aber dafür ſagen die Griechen wieder Κρόνιος παῖς und βίη Ἡρακληείη und Ἡράκλειαι στῆλαι. Alles, was man in ſolchen Fällen thun kann, iſt, daſs man beweiſst, eine von beiden Arten zu reden, ſey philoſophiſch richtiger, als die andern (z. B. *beatior eſt quam divitior* nicht ſo richtig, als *quam dives* ſeyn würde); aber dann muſs man die einmal angenommene Art einer Sprache nicht durchaus umzuändern verlangen, wie viele Kritiker jetzt thun. Den Krieg, den Hr. *M.* hier den Adjectiven ankündigt, welche Nebenumſtände des Orts und der Zeit bezeichnen, (der *hieſige*, *dortige*, *heutige*) hat er ſeitdem weiter fortgeführt, aber damit nicht mehr ausgerichtet, als wenn er die Franzoſen bereden wollte, niemals mehr *le plus homme de bien* zu ſagen. Wirklich ſcheint Hr. *M.* die Regel einſchärfen zu wollen: drücke dich ſo aus, daſs du nie über deine Ausdrücke ſchikanirt werden könneſt; aber das eben iſt zu viel verlangt. (Rec. erinnert ſich hiebey an eine Kritik über die Worte in einem durchſchoſſenen Kalender: *den erſten November zu ſchwitzen eingenommen*, woraus man den Sinn erzwingen wollte, der Beſitzer habe den Novembermonat des Schöpfungsjahrs eingenommen). Unläugbar richtig ſind verſchiedne von Hn. *M's.* Kritiken, und verdienen alle Beherzigung; z. B. über den Satz: *Ein Wuſt von Worten iſt kein Verluſt.* Nicht zu vergeſſen den wunderſeltſamen Perioden, der S. 73. zur Schau geſtellt wird, aber ſeiner Länge wegen hier nicht wiederholt werden kann. III. *Ueber die Entſtehung der Hülfswörter.* Jemand hatte geglaubt, der ganze Reichthum der Zeitwörter in der deutſchen Sprache habe bey ihrer Entſtehung nur in *haben*, *thun* und *ſeyn* beſtanden. Eine ſonderbare Behauptung! Hn. *M's.* Behauptung, daſs gerade dieſe drey zu allerletzt entſtanden, iſt indeſſen noch weit ſonderbarer. *Seyn* war ſchon bey den Lateinern Hülfswort; *haben* ward es in ſpätern Zeiten. Beide gingen in die deutſche Sprache ſchon als Hülfswörter über. *Werden* allein war deutſche Erfindung. So denkt ſich Rec. die Sache. Mögen alſo immerhin *ſeyn* und *haben* äuſſerſt künſtliche Begriffe ſeyn, die nur in der höhern Cultur der Sprache entſtehen konnten; wem ſie überliefert werden, der hat ſie wohlfeilen Kaufs. Uebrigens müſſen wir freylich nach beſtem Vermögen dahin arbeiten, den Gebrauch der Hülfswörter in unſerer Sprache einzuſchränken. An gänzliche Verbannung iſt unmöglich zu denken. IV. *Ueber die Entſtehung der Figuren.* Bisher glaubte man, der Trop afficire den Ausdruck einzelner Begriffe, die Figur den Ausdruck ganzer Sätze. Hr. *M.* erfodert zu einer Figur, daſs in derſelben etwas zuſammengeſetzt werde, damit die Seele (des Hörenden oder Leſenden) wieder etwas auseinander zu nehmen habe. Ihm iſt es alſo eine Figur, wenn der Zornige über ſeinen Feind ausruft: *Er ſoll mir nicht wieder über die Schwelle kommen!* vermuthlich würde es ihm keine Figur ſeyn, wenn der Zornige ruft: *Warte!* (d. i. ich werde es dir empfindlich zu machen wiſſen); oder wenn der Geſchichtſchreiber ſagt: *Welcher König hat je ſo edel gedacht?* Denn in der That iſt doch hier nichts auseinander zu nehmen. V. *Vermiſchte Bemerkungen.* Etwas gegen *Sanctius* und *Pickbourne*, welche den Participien die Zeitbezeichnung abſprechen. Unterſchied zwiſchen *Denkart* und *Denkungsart* u. d. gl., worinn wir ſehr beypflichten. Gegen die Ausdrücke ein *Studirter*, ein *Gereiſter*. Empfehlung der franzöſiſchen Wendung, *es iſt* nicht das Schickſal, was die Menſchen plagt, ſondern *es ſind* die Menſchen ſelbſt; über

Digitized by Google

den falſch verſtandnen Gebrauch des Ausrufs *deſto beſſer! deſto ſchlimmer!* Von Schottels Sprachpatriotismus. — Die Fortſetzung dieſer Beyträge verſpricht Hr. *M.* nicht mit Gewiſsheit, und ſie ſcheint auszubleiben.

ROSTOCK und LEIPZIG, b. Stiller: *Die erleichterte lateiniſche Syntaxis* nach Anleitung der vorzüglichſten ältern und neuern Grammatiker, zum Gebrauch junger Styliſten den Bedürfniſſen unſers Zeitalters gemäſs eingerichtet von M. *Georg Ludwig Otto Plagemann*, Rector der lat. Stadtſchule in Roſtock. 1794. 204 S. 8.

Rec. ſchätzt jeden Schullehrer herzlich, der, nicht zufrieden mit der in ſeiner Gegend etwa hergebrachten Grammatik, ſeinen eigenen Weg geht, und auf eine bequemere Methode ſinnt, der Jugend die Anfangsgründe gelehrter Sprachen faſslicher und angenehmer zu machen. Neu iſt freylich die vom Vf. gewählte Methode nicht, wofür er ſie auch im Ganzen nicht ausgiebt: es iſt die, durch mehrere Beyſpiele junge Leute die Regeln ſelbſt abſtrahieren zu laſſen; aber dieſe Beyſpiele ſind immer ſo gut gewählt, und die daraus abgeleiteten Regeln ſo ungemein deutlich, daſs die Abſicht, Jünglinge wenigſtens fehlerfrey ſchreiben zu lehren, gewiſs erreicht werden kann. — Einige Bemerkungen erlauben wir uns um ſo lieber, da wir des Hn. *V.* eigenen Wunſch dadurch zu befriedigen hoffen. S. 30. „Zwey oder mehrere Adjec„tiva, die Beziehung auf Ein Subſtantivum haben, „werden mit Et, Ac etc. verbunden. Es giebt aber „Fälle, wo die Conjunction wegbleiben muſs. Blei„ben muſs ſie in folgenden und ähnlichen Fällen: „*Magna et pulcra domus.* Weggelaſſen wird ſie a) wo „ein redneriſcher Affect iſt, z. B. *o rem praeclaram,* „*inſignem, admirandam!*" (Dieſs ſcheint doch nicht ganz beſtimmt zu ſeyn, denn im redneriſchen Affect braucht man eben ſo oft auch das Polyſyndeton. In dem angeführten Beyſpiele ſind die Adjectiven ziemlich ſynonym, und lieſs ſich vielleicht die Regel beſſer ſo faſſen: Wo im redneriſchen Affect bloſs eine Gradation der Begriffe ſtatt findet, da bleibt die Conjunction weg: geben hingegen die Adjectiven oder Participien verſchiedene Begriffe, da iſt es beſſer, ſie mit Et zu verbinden, um jeden derſelben einzeln mehr herauszuheben, und bemerklicher zu machen.) b) „wo „das eine Adjectiv mit dem Subſtantiv ſo coaleſciert, „daſs es mit demſelben nur Einen Begriff macht: z. „B. *civile bellum* giebt nur Einen Begriff: *Bürgerkrieg,* „wenn ich alſo noch einen dazu ſetzen will, etwa „*periculoſiſſimum*, ſo muſs dieſs *ohne Et* geſchehen: „*periculoſiſſimum civile bellum.*" — S. 33. „In guten „Schriftſtellern ſteht kein einziges Wort ganz über„flüſſig, kein *Quidem*, kein *Quod ſi*, kein *Mihi*, *Tibi*, „*Sibi* etc." — Eine Bemerkung, die doch wohl mehr beym *Leſen* der Alten ihren Nutzen hat, als hier, wo nur auf *Lateinſchreiben* geſehen werden ſollte. Auch iſt ſie mit einem falſchen Beyſpiele belegt: *Habeo libros, non illos quidem multos, ſed tamen pulchros.* Das pleonaſtiſche Wort iſt hier nicht *quidem*, ſondern *illos*. — S. 39. vom Gebrauche und Unterſchiede des *Sui*, *Sibi*, *Se*, des *Suus*, und *Ejus*, *Ei*, *Eum* etc. Der Vf. ſchmeichelt ſich in einer Vorerinnerung, dieſs vorzüglich aus einander geſetzt zu haben. Dieſes Lob geſtehen wir ihm gern zu, wenn es auf Menge und gute Auswahl der Beyſpiele ankommt; wenn er aber S. 48. behauptet, daſs alle Mühe, dieſen ſchwankenden Gegenſtand durch bloſse Regeln der Jugend deutlich und beſtimmt vortragen zu wollen, vergeblich angewandt ſey, ſo iſt doch Rec. bey *Anfängern* mit dem Unterſchiede zwiſchen *Selbſt* und *einem andern*, zwiſchen *Sein* (eigen) und *deſſelben* u. ſ. w. ſo ziemlich ausgekommen. Alle Subtilitäten werden freylich dadurch nicht erſchöpft. Sehr faſslich hat auch *Bröder* davon gehandelt, am genaueſten aber *Bauer* in ſeiner Anleitung etc. nur nicht lichtvoll genug für die Jugend. — S. 138. von der ſo genannten Conſecutione temporum, das gewehnliche, aber richtig gefaſst. Auf die Feinheiten derſelben wollte ſich der Vf. abſichtlich nicht einlaſſen. — Eine artige, aber wohl noch ſehr problematiſche Bemerkung S. 146. daſs Cicero oft den Conjunctiv ſetze, bloſs um ſeiner Philoſophie als Akademiker treu zu bleiben.

KLEINE SCHRIFTEN

MATHEMATIK. *Marburg*, in der akad. Buchh.: *Kurze Anweiſung fur gemeine Feldmeſſer.* 1795. 74 S. 8. mit 3 Kupfertafeln. (6 gr.) Ja wohl eine kurze Anweiſung!, aber die auch auf den wenigen Bogen viel mehr Gründliches und Brauchbares enthalten könnte, und daher füglich ungedruckt hätte bleiben können. Sie iſt in Fragen abgefaſst. Die dritte Frage heiſst ſo. „*Was fur Winkel findet man auf dem Felde? Ant„wort.* Eine Ecke, welche die Handwerksleute Winkel nen„nen, nämlich eine Ecke, worauf der Winkelhaken paſst, muſs „man eigentlich einen *rechten* Winkel nennen; denn jede Ecke „iſt ein Winkel. Es giebt daher (alſo daher?) auch ſchiefe „Winkel, welche gröſser oder kleiner ſind, wie ein rechter" u. ſ. w. Wer den rechten Winkel ſo definirt, und überhaupt nicht weiſs, wie Ecken und Winkel von einander unterſchieden ſind, der ſollte erſt ſelbſt in die Schule gehen, ehe er als Schriftſteller auftreten darf.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. May 1797.

PHYSIK.

Norwich, b. Marſh und London, b. Johnſon: *Lectures on Electricity* by *J. O. Morgan.* Vol. I. 248 S. Vol. II. 477 S. 1794. 2 Kupfert. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorleſung, welche dem Buche als Einleitung vorausgeſchickt iſt, wird im allgemeinen von dem gegenwärtigen Zuſtande der Electricitätslehre, von ihrem mannichfaltigen Nutzen, und von der Art, wie der Vf. ſie behandeln will, geredet. Mit Ausſchlieſsung aller Verſuche, welche bloſs zur Beluſtigung dienen, und wovon man ſchon eine groſse Menge von Büchern habe, ſollen hier nur ſolche vorkommen, welche ſich näher auf den philoſophiſchen Theil dieſer wichtigen Lehre beziehen, und wodurch die oft ſo verworrne Sprache der Electriker deutlicher beſtimmt, und der Forſchungsgeiſt erweckt wird. Zu dieſem Zwecke finden wir das Buch ſehr nützlich, ſo wie es ſich denn auch durch mehrere neue Ideen und Verſuche vortheilhaft empfiehlt. Wir wollen einiges zur Probe auszeichnen. Die Erregung der elektriſchen Kraft durch Reibung iſt dem Vf. mehr ein *chemiſcher* als *mechaniſcher* Proceſs. Durch die Reibung werde bloſs eine groſse Menge von Berührungspunkten zwiſchen den reibenden Flächen hervorgebracht, und dieſe ſey nöthig, wenn die Verwandſchaften der an einander gebrachten Körper ſollen thätig werden können, um gebundenes elektriſches Fluidum fahren zu laſſen, ſo wie kein Wärmeſtoff aus Körpern ſich entwickele, wenn dieſe nicht nahe vereinigt werden, um durch chemiſche Wirkung auf einander eine Verminderung ihrer Capacität erleiden zu können. Selbſt wenn Schwefel beym Schmelzen elektriſch werde, ſo rühre dies wahrſcheinlich nur daher, daſs geſchmolzner Schwefel die Wand des Gefaſses, worinn man ihn ſchmelzt, in mehreren Punkten, als im feſten Zuſtande, berühre, und wenn daher die Materie des Gefaſses von der Art ſey, daſs ſie durch ihre Anziehung zum Schwefel, des letztern Verwandtſchaft zum elektriſchen Fluidum ſchwäche, ſo ſey natürlich, daſs dadurch ein Theil dieſer Flüſſigkeit frey werden müſſe. (Zur Beſtätigung dieſer Lehrmeynung dient, daſs Schwefel nicht in Gefäſsen von unterſchiedenen Materien, gleich ſtark elektriſch wird.) — Wenn die ſich an einander reibenden Stoffe *vollkommen* gleichartig ſeyen, ſo könne durch Reibung kein elektriſches Fluidum abgeſchieden werden, weil keine verſchiedenen Anziehungen, oder Verwandtſchaften im Spiele ſeyen. — Verſuche wobey Körper elektriſch werden, auch wenn ſie ſich ſonſt nur innigſt berühren. Bey Betrachtung des elektriſchen Anziehens und Abſtoſsens leichter Körperchen, wird auf die Reaction der elektriſchen Materie bey ihrer Bewegung aus einem Körper in den andern, und auf den Widerſtand der Luft Rückſicht genommen, und gezeigt, daſs das Abſtoſsen nur ſcheinbar ſey, und ſeinen Grund nicht in urſprünglichen Repulſionskräften habe. Auf die Erregung der elektriſchen Kraft vermittelſt der Reibung, habe die Dicke des Glaſes, oder überhaupt des geriebenen Körpers keinen Einfluſs, dickes oder dünnes Glas, Glasſtangen oder Röhren von demſelben Durchmeſſer, ſeyn von gleichem Effekt(?) Sehr ſchön ſetzt der Vf. die verſchiedenen Modificationen des elektriſchen Lichtes und des Funkens aus einander; Wie Geſtalt und Stärke deſſelben von den Abmeſſungen, der Form des Conductors, und einzelner Theile deſſelben, von der Beſchaffenheit der ihm genäherten Körper, von dem Zuſtande der Luft und andern Umſtänden abhängen. Den Conductor, wie gewöhnlich, ſenkrecht gegen die Umdrehungsaxe des geriebenen Körpers zu ſtellen, ſey nicht vortheilhaft, weil der gröſste Theil ſeiner Länge ſich auſserhalb des Wirkungskreiſes des geriebenen Körpers befinde. Der einfache Funken ſey kräftiger, wenn, wie bey der groſsen Nairniſchen Cylindermaſchiene, der Conductor parallel mit der Axe des Cylinders ſey. Die Theorie, nach welcher der Vf. die elektriſchen Erſcheinungen erklärt, iſt nun zwar im Wenſentlichen die Frankliniſche d. h. er nimmt nur *ein* Fluidum an, und erklärt alles durch *Uebermaaſs* oder *Mangel* deſſelben; doch ſucht er manches an ihr zu verbeſſern, und aus einem andern Geſichtspunkte darzuſtellen. So gefällt ihm z. B. nicht, wenn Franklin, um zu erklären, wie elektriſche Flüſſigkeit auf der Oberflache des Glaſes ſich anhäufen könne, annimmt, das Glas habe auf der Oberfläche weitere Poren, als tiefer hinein, und elektriſche Flüſſigkeit ſammle ſich daher in dieſen weitern Poren, indem die tiefer hineinliegenden engern ihr den Durchgang verſagten. Auch ſey es ganz überflüſſig, Zurückſtoſsungskräfte in den Theilchen der elektriſchen Flüſſigkeit anzunehmen, um die Leidner Flaſche, und überhaupt den Ladungsproceſs zu erklären. Kein Körper ſey fähig eine ſeine Anziehungskraft überſteigende Quantität elektriſcher Flüſſigkeit zu faſſen, und mehr anzunehmen, als er ſchon im natürlichen Zuſtande enthalte. Werde daher auf irgend einem Theile ſeiner Oberflache (z. E. auf der innern Belegung einer Leidner Flaſche) elektriſches Fluidum angehäuft, ſo müſſe dagegen auf ei-

nem andern Theile ſeiner Oberfläche (der äuſsern Belegung) wieder eine eben ſo groſse Menge ſeines natürlichen Fluidums von ſelbſt abgeſetzt werden, und ſo entſpreche jenem Ueberfluſſe, jener Anhäufung auf der einen Seite, immer wieder zugleich Mangel oder Leere auf der andern, ohne daſs man eine beſondere Abſtoſsungskraft des auf der einen Seite angehäuften Fluidums anzunehmen brauche. Leitende Subſtanzen unterſchieden ſich von Nichtleitern nur darinn, daſs ſie auf keinem Theile ihrer Oberfläche Ueberfluſs, auf einem andern Mangel verſtatteten, die leitende Beſchaffenheit ihrer Theile laſſe keine ſo ungleichförmige Vertheilung des elektriſchen Fluidums weder auf ihrer Oberfläche noch im Innern ſtatt finden, wie hingegen bey Nichtleitern der Fall ſey. Wenn ein Conductor auf ſeiner Oberfläche, von der Maſchiene her, einen Ueberfluſs bekommen zu haben ſcheine, ſo befinde ſich dieſer Ueberfluſs eigentlich nur in der Luftſchicht, zunächſt um den Conductor, und er habe dieſer Luftſchicht jenen Ueberfluſs nur zugeführt. Dann aber entſpreche dieſer Luftſchicht, worinn Ueberfluſs herrſche, immer wieder eine entferntere, worinn ſich Mangel befinde, und zwiſchen beiden Schichten ſey eine Schicht im *natürlichen* Zuſtande. Die ſcheinbare Ladung des Conductors, ſey alſo vielmehr in den ihn umgebenden Luftſchichten zu ſuchen, und der einfache Funken, im weſentlichen von dem der Leidner Flaſche nicht verſchieden. Der Conductor ſey an und für ſich im natürlichen Zuſtande, und der einfache Funken beſtehe nur in einer Entladung, der den Conductor umgebenden Luftſchichten, in deren einer ſich Ueberfluſs, in der andern Mangel befinde, wie auf beiden Belegungen der Leidner Flaſche. Der Theil eines Körpers, worinn ſich Mangel befinde, äuſsere eine ſehr ſtarke Anziehung gegen das angehäufte Fluidum auf der anderen Seite, und durch eine leitende Verbindung zwiſchen beiden Seiten werde das natürliche Gleichgewicht wieder hergeſtellt. Man ſieht aus dem angeführten, daſs der Vf. in manchen Stücken von Franklin abweicht, und daſs er insbeſondere in *leitenden* Materien keine Elektriſirung durch *Vertheilung* ſtatt finden laſſen will. Ob ſeine Erklärungen dadurch einfacher und naturgemäſser werden, iſt hier der Ort nicht zu entſcheiden, doch ſcheint uns, auch bey allen Modificationen des Frankliniſchen Syſtems, der Dualismus doch noch immer ſehr groſse Vorzüge zu haben. So viel iſt indeſſen gewiſs, daſs in jedem Syſteme der verſchiedene bejahte und verneinte Zuſtand der einen elektriſirten Körper umgebenden Luftſchichten eine ſehr wichtige Rolle ſpielt, worauf bisher nicht genug geachtet worden iſt. Wir übergehen hier, wie der Vf. auch bey den Erklärungen des Electrophors, des Condenſators, des Verdopplers u. ſ. w. Rückſicht darauf nimmt. Gegen Bennets Theorie des Verdopplers macht er erhebliche Erinnerungen. Man dürfe dies Werkzeug nicht mit der Leidner Flaſche vergleichen. Nach des Vf. Meynung iſt es im weſentlichen eine Verbindung zweyer Elektrophore. Der bewegliche Verdoppler. Bey allen dieſen Werkzeugen, um kleine Grade der elektriſchen Kraft bemerkbar zu machen, fühlt der Vf. doch auch die Schwürigkeiten, die dabey noch ſtatt finden, und worauf Cavallo ſchon hingewieſen hat. Von dem elektriſchen Lichte werden folgende 6 Sätze umſtändlicher unterſucht, und durch Verſuche erläutert. 1) In allen flüſſigen und feſten Körpern laſſe ſich das elektriſche Fluidum leuchtend darſtellen. 2) Die Schwürigkeit aber, dies zu bewerkſtelligen, wachſe mit der Leitungskraft des Körpers. 3) Je lockerer ein Körper ſey und 4) je geringer die Abmeſſungen deſſelben, deſto leichter werde die elektriſche Flüſſigkeit leuchtend, und in einem deſto lebhaftern Glanze erſcheine ſie, wenn ſie ihn durchſtröme. So iſt z. B. der Funken einer Batterie äuſserſt glänzend, wenn man ihn durch einen ſehr feinen Silber- oder Golddrath ſchlagen laſt. 5) Bey den elektriſchen Körpern ſey, wie bey brennenden, der Fall, daſs das Licht, welches am brechbarſten iſt, (das violette) am leichteſten ausſtröme. 6) Die Einwirkung verſchiedener Materien auf das elektriſche Licht, habe groſse Analogie mit ihrer Wirkung auf das Sonnenlicht. Merkwürdig iſt, daſs, wenn der Vf. den Funken durch Holz von unterſchiedener Dicke ſchlagen lieſs, derſelbe von der Violetfarbe bis zur rothen, durch alle prismatiſche Farben ging. War die Spitze des Drathes, von welchem ſich der Funken durch das Holz entladete nahe unter der Oberfläche des Holzes, ſo erſchien violettes Licht. Wurde die Spitze immer tiefer unter die Oberfläche gebracht, ſo zeigte ſich bey der Entladung blaues, grünes etc., und wenn die Spitze am tiefſten ſtack, rothes Licht. In den Erläuterungen, welche der Vf. dieſen und andern Thatſachen beyfügt, ſcheint er anzunehmen, daſs das Licht nicht in der elektriſchen Materie ſelbſt zugegen ſey, ſondern nur aus den Körpern abgeſchieden werde, wenn die elektriſche Materie ſie durchſtrömet. Der zweyte Band dieſer Vorleſungen macht den Anfang mit ſehr intereſſanten Verſuchen über die verſchiedene Leitungskraft dieſer oder jener Körper. Wenn gleich der Vf. ſelbſt geſteht, daſs eine Menge angeſtellter Verſuche ſeinem Wunſche, ein allgemeines Geſetz in jener Kraft, oder auch die Urſache ihrer Verſchiedenheit in dieſen oder jenen Körpern zu entdecken, nicht entſprochen habe, ſo muſs man doch ſehr mit Danke erkennen, daſs er ſo wohl ſchickliche Apparate zu ſolchen Verſuchen angegeben, als auch den Weg gezeigt hat, auf eine beſtimmtere und zuverläſſigere Weiſe das Vermögen zu ſchätzen, welches dieſe oder jene Körper haben, die elektriſche Materie durchzulaſſen, oder fortzuleiten, und die Verſuche ſelbſt, welche er mit Waſſer, Weingeiſt, Oelen, Luftarten, Säuren, Metallen, Harzen, Hölzern und andern Körpern angeſtellt hat, bleiben doch immer zu allerley Folgerungen ſchätzbar, (zumal da in dieſem Fache noch ſo wenig bisher geleiſtet worden iſt). Die Leitungskräfte werden theils nach der gröſsern oder geringern Schlagweite beurtheilt, in der der elektriſche Funken von dieſen oder jenen Materien, auf einen Drath überſpringt, theils nach der

Aus-

Ausdehnung welche insbeſondere flüſſige Materien erleiden, wenn ſich das elektriſche Fluidum durch ſie hindurch bewegt, theils nach dem Reſiduum, welches in einer Leidner Flaſche zurück bleibt, wenn ſie durch allerley Materien *ſchnell* entladen wird. Daſs hiebey mancherley Vorſichten zu beobachten ſind, bedarf wohl keiner Erinnerung. Die von dem Vf. beſchriebenen Apparate verſtatten hier keinen Auszug. Insbeſondere war es nöthig, auch auf die Temperatur und auf die verſchiedene Schlagweite Rückſicht zu nehmen, in ſo fern ſie von der Geſtalt der Theile abhängt, durch welche ſich der Entladungsfunken bewegt, z. E. ob man ihn von einer Spitze auf eine Spitze, von einer Spitze auf eine Kugel, von einer Kugel auf eine andere u. ſ. w. ſchlagen läſst. Der Vf. hat überall genau die Abmeſſungen angegeben. Merkwürdig iſt, wie ſehr die Leitungskraft des kochenden Waſſers von der des temperirten (60° Farenheit) unterſchieden iſt. Das kochende war ſo ſehr leitend, daſs wenn man in demſelben ein paar Dräthe zum Ueberſpringen des Entladungsfunkens einer Leidner Flaſche, auch bis auf einen ſehr kleinen Abſtand einander näherte, ſich doch kein Licht oder Funke zwiſchen ihnen hervorbringen lieſs. Bey Verſuchen mit dem Weingeiſte zeigte ſich die Leitungskraft immer deſto ſchwächer, je mehr er ſich dem reinen Alcohol näherte. Die Leitungskraft der Oele iſt ſehr gering. Darum dienen ſie, hölzernen in einem Backofen aus*gedorrten* Stäben eine iſolirende Eigenſchaft zu er*theilen.* Doch ſeyen ſolche in Oel getränkte oder gekochte Stäbe nicht dauerhaft iſolirend, weil ſie ſehr bald wieder Feuchtigkeit aus der Luft anzögen. (Der Rec. bedient ſich nun ſchon mehrere Jahre, iſolirender Geſtelle aus Stäben von Forrenholz, welches mehrere Tage in einem Backofen gelinde ausgetrocknet, und nachher auſsen mit einer Harzkompoſition überzogen worden, und findet ſolche Geſtelle ſehr dauerhaft iſolirend, und bey weitem dem Glaſe vorzuziehen.) Bey den Verſuchen mit dem Weingeiſte und Aether, zeigte ſich eine beträchtliche Menge Dampf und eine Aenderung der Temperatur, wenn die Entladung durch dieſe Flüſſigkeiten geleitet wurde. Verſuche über die Schlagweite, wenn der Entladungsfunken durch verſchiedene Luftarten fährt. In gemeiner Luft wächſt die Schlagweite in einem gröſsern Verhältniſſe, als in dem Verhältniſſe des Grades oder der Stärke der Ladung. In inflammabler Luft iſt die Schlagweite gröſser als in jeder andern Luftart, für einerley Stärke der Ladung. Am geringſten iſt die Schlagweite in dem überſauren Kochſalzgas. Die Schlagweiten in dem inflammablen Gas, der gemeinen Luft, und dem überſauren Kochſalzgas (*dephlogiſticated marine*) ſtanden in dem Verhältniſſe 400; 300; 125. Aus mehreren Verſuchen ſchlieſst der Vf., daſs, wenn eine feuchte Atmoſphäre die Kraft eines elektriſchen Apparats vermindere, dies bloſs den Feuchtigkeiten, welche an die Theile des Apparats ſich anhängen, und keinesweges der vermehrten Leitungskraft der Luft beyzumeſſen ſey. Die Leitungskräfte der Mineralſauren kommen denen der Metalle am nächſten, diejenigen der Metalle ſind aber unter ſich ſelbſt nicht merklich verſchieden. Unter allen nicht leitenden Subſtanzen findet der Vf. das Schelllack am vorzüglichſten. Wenn er S. 137. etc. von verborgnem Waſſer in dem Schwefel redet, und ſich des Ausdrucks bedient „*when ſulphur is melted, its fluidity is remarkably great, owing to its water of cryſtallization,*“ und dann weiter fortfährt „*if the heat be continued, the water evaporates, and the ſulphur aſſumes a Solidity, which in the moſt conſiderable fire is retained, till the ſulphur is diſperſed;*“ ſo gründet ſich dieſes auf unrichtige Vorſtellungen aus der ältern Chemie. — Wenn alcaliſche Salze, Erden, Kalche, Cremortartari, Luftſäure, mit dem Waſſer vermiſcht werden, ſo fand der Vf. die Leitungskraft des letztern dadurch im geringſten nicht geändert. Aber Seeſalz, Salpeter und mehrere andere Salze änderten die Leitungskraft des Waſſers merklich. Verſuche über die Leitungskraft der vollkommnen und unvollkommnen Leere. Je vollkommner die Leere ſey, deſto ſchlechter leite ſie das elektriſche Fluidum. Nun Anwendungen der Lehre von der Elektricität, auf die Naturerſcheinungen im Groſsen. Vom Gewitter und den Blitzableitern. Von dem Urſprunge der atmoſphäriſchen Elektricität, vom Nordlichte, von dem Erdbeben. Von dem Einfluſſe der Elektricität auf die Vegetation, und auf das thieriſche Leben. Ueber die Galvaniſchen Verſuche. Zuletzt eine Beſchreibung des elektriſchen Apparats, und der vorzüglichſten Erfoderniſſe deſſelben zu glücklicher Anſtellung der Verſuche. — Wir haben bereits von dem eigenthümlichen Inhalte dieſer Schrift ſo viel ausgezeichnet, daſs dies hinlänglich ſeyn wird den Leſer zu überzeugen, daſs er auch in den übrigen hier nur im allgemeinen angeführten Artikeln mehrere neue Aufſchlüſſe und Ideen erwarten darf, die aber wegen ihrer engen Verbindung unter einander hier keinen Auszug verſtatten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Agram, in der Biſchöflichen Buchh.: *Wald-Scenen, und Naturſchönheiten.* 1794. 173 S. 8.

Das Buch zerfällt in zwey Hälften; die *Wald-Scenen* gehen bis S. 78.; das übrige nehmen die *Naturſchönheiten* ein. Die *Wald-Scenen* entſtanden dadurch, daſs der Vf., der ſich unter der Dedication *Schwerdling* unterſchreibt, ſich aus *Hirſchfeld's* Theorie der Gartenkunſt, die er geliehen bekam, Auszüge machte. Als nun die neue Druckerey, die der Biſchof zu *Agram*, der Hauptſtadt von *Croatien*, anlegte, Beſchäftigung haben wollte, machte Hr. *S.* aus jenen Auszügen ein Buch. Er verband ſie nämlich zu einem Ganzen, und that eigne Zuſätze hinzu; aus den mancherley Beſchreibungen wirklicher Parks, und aus den idealiſchen Vorſchlägen zu neu anzulegenden, die bey *Hirſchfeld* vorkommen, zog er eine Schilderung zuſammen, die eben dadurch, daſs hier

das alles *einem* Park beygelegt wird, etwas zu überladen geworden iſt. Theils einige allgemeine Züge aus der Natur, theils ein Paar empfindſame Epiſoden S. 41—82. hat Hr. *S.* hinzugeſetzt, worinn *Hirſchfeld's* Styl gut copirt, und die Sprache auch ganz rein iſt, eine Stelle S. 40. ausgenommen, wo *Sack* für *Taſche* ſteht. — In der andern Hälfte, die *Naturſchönheiten* überſchrieben iſt, findet man Beſchreibungen von Waſſerfallen und Seen, namentlich, vom Rheinfall bey *Schafhauſen*, vom Thal *Dowerdale* in England, vom Waſſerſturz zu *Terni* in Italien, vom Sturz des Fluſſes *Niagara* in Amerika, von einer unbenannten Gegend in der Schweiz, vom Waſſerſturz *Piſevache* im Walliſerlande, vom Thal *Lauterbrunn* und dem Staubbach im Canton Bern, vom See zu *Keswick* in England, und vom Genferſee, alles im Ton guter Reiſebeſchreibungen. Die Quellen aber, woraus der Vf. dieſe Schilderungen geſchöpft, ſind nirgends angezeigt.

Jena, in dem akademiſchen Leſeinſtitut: *Erzählungen in Karl Stille's Manier und Abſicht*, erſte Sammlung. 1795. 204 S. 8.

In eben der Abſicht, in welcher Hr. *Miller* 1786. *die Geſchichte Gottfried Walthers, eines Tiſchlers*, und Hr. *Demme*, unter dem Namen *Stille*, 1792 und 1793. zwey Bände *Erzählungen* herausgab, nämlich, durch ein Volkslesebuch die niedrigſten Stände zu belehren, ſind gegenwärtige Erzählungen abgefaſst. Daſs Genügſamkeit, Fleiſs, Wirthſchaft, Verträglichkeit in der Ehe, und gute Kinderzucht das zeitliche Glück gründen, und aus den entgegengeſetzten Fehlern Unglück und Verderben entſpringen, wird hier in drey erdichteten Geſchichten aus der Sphäre des bürgerlichen Lebens anſchauend gemacht. Die zwey erſten, *die Brüder* überſchrieben, ſtellen zwey, mit einander kontraſtirende, Söhne eines *Tiſchlers* dar, wovon der eine bey allen ſeinem Fleiſse durch ſeinen und ſeiner Frau Hang zum Groſsthun, durch ſein Wetteifern mit Reichen und Vornehmen, und durch das Beſtreben, ſeine Töchter für vornehme Männer zu bilden, ſich und die Seinigen zuletzt unglücklich macht, der andre hingegen bey allen Hinderniſſen, womit er anfangs kämpfen muſs, und bey allen unverſchuldeten Unglücksfallen, wodurch er zurückgeworfen wird, dennoch in ſeinem Alter Gemächlichkeit genieſst, und an ſeinen Kindern Freude erlebt. Der Held der dritten Erzählung, *Geſtändniſſe eines Selbſtmörders* überſchrieben, iſt zwar ſelbſt kein Handwerker, ſondern der Sohn eines Mannes, der mit einem erkauften Titel von ererbtem Gelde lebte, aber doch der Enkel eines Tuchmachers. Seine Geſchichte ſtellt eine, in jedem Betracht, von Seiten der Aeltern ſo wohl als der Hofmeiſter, verkehrte Erziehung dar, unter andern werden auch die Folgen der ſogenannten ſpielenden Bildung ſehr gut gezeigt. Von Ausſchweifungen in der Liebe entkräftet, ergiebt er ſich der Spielſucht, und als er einſt dadurch ſein halbes Vermögen verloren, ſtürzt er ſich in einen Fluſs, aus dem man ihn wieder herauszieht. Nicht allein aber der Endzweck dieſer Erzählungen iſt populär, ſondern auch die einzeln Züge, die eingeſtreuten Bemerkungen, und die ganze Einkleidung, wozu die Dichtung, daſs ein Tyroler dies alles erzähle, viel beyträgt. Nur die Satire in der vorausgeſchickten Einleitung, und die Diſſertation über die Aufklärung vor der dritten Erzählung ſind etwas langweilig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Halle*, in d. Rengerſchen Buchh.: *D. Martin Luthers kleiner Katechiſmus katechetiſch* erläutert von D. *Friedrich Eberhard Boyſen*, Oberhofprediger und Conſiſtorialrath in Quedlinburg. 1797. 124 S. Die Beſchaffenheit dieſer wirklich im laufenden Jahre herausgekommenen Erläuterungen des Lutheriſchen Katechiſmus glaubt Rec. durch folgenden kleinen Auszug ſattſam darzuthun: S. 9. ſagt Hr. D. Boyſen: die natürliche Religion lehrt *nichts von der Gnade* und Barmherzigkeit Gottes, und von ſeiner Wahrhaftigkeit — die Dreyeinigkeitslehre iſt *der Kern der* chriſtlichen Wahrheit S. 12, 13. und die Chriſten haben den zuverläſſigſten Grund, das Geheimniſs von der Dreyeinigkeit als eine Grundlehre ihres Glaubens und ihres Lebens anzunehmen, weil die *Möglichkeit des* Gnadenſtandes auf Erden und die *Gewiſsheit des ſeligen* Zuſtandes nach dem Tode *nur aus* demſelben erkannt wird, und bis *zum Augenſchein merkbar hervorbricht.* — In den erſten Jahrhunderten, da der Glaube der *Chriſten noch rein war* S. 23. Moſes beſchrieb die Schöpfung der Erde nicht etwa aus alten Ueberlieferungen, wie *manche Aftergelehrte* behauptet haben, ſondern aus Eingebung des heiligen Geiſtes. — Die Schrift nennt Jeſum *unzählichemal* Gott S. 37. Warum ſagt der Engel nicht *der Heilige*, der von dir gebohren wird? Antwort: Weil *das Heilige* die Unſündlichkeit ſeiner menſchlichen Natur andeutet, und dieſes Beywort iſt nie von einem Menſchen gebraucht worden S. 42. Der Einfluſs der Lehre von der Rechtfertigung in ein tugendhaftes Leben wird S. 65. ſo gezeigt: *Weil du dein Recht in Chriſto ausgeſtanden haſt*, ſo muſs dirs eine unerlaſsliche Pflicht ſeyn, die Sünde anzufeinden u. ſ. w. — — Und dies alles von einem Doctor der Theologie im Jahre *Ein Tauſend Siebenhundert Sieben und Neunzig!*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Gotha, b. Perthes: *Journal der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche in der Natur und Arzneywiſſenſchaft.* Herausgegeben von Freunden der Wahrheit und Freymüthigkeit. Fünfter Band. XVII — XX. Stück. Intelligenzblatt XIII — XVI. 1796. 8.

Zwölf ausführlichere Aufſätze und vierzehn kürzere Bemerkungen füllen dieſe vier Stücke. Unter jenen zeichnen ſich aus: *Rooſe über die Erzeugung der thieriſchen Wärme.* St. XVII. 1. *Ueber Sömmerrings Entdeckungen das Organ der Seele betreffend.* St. XVIII. 1. *Mitchell, Prof. in Neu-York, Bemerkungen über das oxydirte Stickgas, über die Natur des Contagiums und die Erſcheinungen des Fiebers.* St. XX. 1. *Fortſetzung der Geſchichte des Browniſchen Syſtems.* St. *XIX. 1.* Mehr Rügen der ſchriftlichen Aeuſserungen Frank des Jüngern; des praktiſchen Benehmens Frank des Aeltern und anderer Wiener Spitalärzte, rhapſodiſch vorgetragen, als ein wohlgeführter Geſchichtsfaden des Syſtems ſelbſt. Das Ganze wahr, gründlich, und trotz mancher Perſönlichkeiten doch beſcheiden; denn nicht jedem iſt es gegeben mitunter die Wahrheit ſo derb und unartig zu ſagen, als ſie Tode contra Brown et Weikard ſagt. Ja unſer Geſchichtſchreiber giebt ſeinen Gegnern unter andern wohl noch zu viel zu, wenn er S. 37. ſagt: „Jeder vernünftige Arzt wird gerne zugeben — — daſs — — es Stoll mit der Allgemeinheit der gaſtriſchen Krankheiten *zu ſehr übertrieben hat.*" Rec. kennt manchen vernünftigen Arzt, der glaubt, Stoll habe hierin gar nicht übertrieben, und Rec. ſelbſt möchte ſchlecht beſtehen, wenn obiges Dictum zu einem ſtrenggeltenden Vernunftmeſſer erhoben werden ſollte. Wie oft wird man es denn noch ſagen müſſen, und wie lange noch werden es gewiſſe Aerzte nicht hören wollen, daſs *Stoll* in ſeiner *Ratio medendi* eine gallichte Conſtitution beſchrieben hat, und daſs man ihn ſehr übel verſteht, wenn man ſeine Heilmethode unter dieſen Umſtänden für allgemein gültig ausgiebt? — Die Erklarung des Hofr. Frank über das Browniſche Syſtem, kann man in der Vorrede zu der *Ratio inſtituti clinici ticinenſis — quam reddit Joſephus Frank M. D. Viennae apud Cameſina* 1797 leſen. — *Ueber das Einathmen künſtlicher Luftmiſchungen.* St. XVIII. 3. Eine kürzere und gründlichere Widerlegung erinnert ſich Rec. lange nicht geleſen zu haben, als hier S. 82. Girtanner hat nämlich einen Schwindſüchtigen, dem die Aerzte höchſtens noch drey Wochen zu leben gaben, in kurzer Zeit, vom 3. April bis 27. Auguſt 1795 geheilt, ſo daſs der Kranke Göttingen geſund verlieſs. „So ſehr nun aber auch, heiſst es, dieſe einzelne Erfahrung zum Vortheile der neuen Methode zu ſprechen ſcheint, ſo iſt doch folgendes dabey zu erinnern: der Kranke iſt noch 1795 an ſeiner Schwindſucht geſtorben." — Am unzweckmäſsigſten hat Rec. den Aufſatz über *Sacombes Aufklärungen in der Geburtshülfe* gefunden. Einmal ſteht es ſelbſt einem Journal der Widerſprüche nicht gut an, wenn man St. XVII. S. 105. lieſt: „Sacombe, ein Schriftſteller, deſſen Werk ſich durch unbefangenes klares Räſonnement; durch ſeinen edeln humanen Endzweck der Wahrheit das Intereſſe und den Egoiſmus aufzuopfern, rühmlichſt auszeichnet, und würdig iſt, von jedem Freunde der Natur und der Wahrheit ſtudirt und aufbewahrt zu werden;" und St. XX. S. 138. wieder folgendes, freylich von einem andern Verfaſſer, findet: „daſs Sacombe offenbar Sätze behauptet, von deren Wahrheit ſich kein rationeller Geburtshelfer überzeugen wird; — ganz bekannte Sachen als neue Erfindungen auspoſaunt. — Deutſchen Geburtshelfern kann man auf jedem Fall beſſere Werke empfehlen." Und dann iſt auch das *J. d. T. u. E.* als der geſammten Heilkunde, nicht aber einzelnen Diſciplinen derſelben zu Gebote ſtehend, für eine ſo lange Beleuchtung eines ſpeciellen Gegenſtandes nicht geeignet, die ihren Platz in andern Archiven zweckmäſsiger eingenommen hätte, hier aber — ſie zählt 127 S. — offenbar zu gedehnt iſt. Doch könnten auch manche andre Journale, Archive, Bibliotheken etc. ſich dieſe Erinnerung geſagt ſeyn laſſen.

Ohne Druckort: *Erklärung der Phyſiologie.* Herausgegeben von *Aloys Rudolph Vetter. Erſter Band.* Einleitung. Elementartheile. Lebensverrichtungen. 1794. 292 S. 8. *Zweyter Band.* 536 S.

Der Vf. ſcheint ſich in Abſicht der Ordnung der abgehandelten Materien ganz an *Hallers* Grundriſs der Phyſiologie gebunden zu haben. In der Einleitung iſt die Rede von feſten und flüſſigen Theilen. Letztere werden in Blut, in abgeſonderte und rohe Säfte eingetheilt. Die phyſiſchen, ſogenannten todten Kräfte, als die Federkraft, die Schwere, die Anziehungskraft u. ſ. w. welche der Lebenskraft ganz entgegen wirken, und durch ſie bekämpft werden müſſen, heiſsen hier ſehr uneigentlich *gemeinſchaftliche Lebenskräfte.* Der Wille der Seele hingegen, der

Inſtinkt, der Bildungstrieb, die Zuſammenziehbarkeit, die Reizbarkeit, die Nervenkraft, ſind die eigenthümlichen Lebenskräfte. Die Eintheilung der Verrichtungen in die der Seele, des Lebens, in die natürlichen und die Geſchlechtsverrichtungen wird hier beybehalten. — Die Faſer wird als Grundſtoff des menſchlichen Körpers und aller ſeiner Theile angenommen. Communication und Nutzen des Zellgewebes. Abſonderung, Natur, Nutzen und Nachtheil des Fettes. — Die groſse Empfindlichkeit des Herzens ſucht der Hr. *V.* in den vielen Nerven, welche es beſitzet; indeſs andere dieſem Theil alle Nerven abſprechen. (Rec. ſetzt den Grad der Empfindlichkeit eines Theiles nicht in die Menge ſeiner Nerven, ſondern in ſeinen Bau, in ſeine Beſtimmung, in ſeinen nähern oder entferntern Zuſammenhang mit dem Senſorium, in ſeine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vom Willen der Seele. — Das Herz iſt und bleibt einer der kraftvollſten, ſtärkſten Muskeln des menſchlichen Körpers. Die durch das einflieſsende Blut bewirkte Zuſammenziehung deſſelben, und die Erſcheinungen bey heftigen Leidenſchaften bezeugen Leben, Reizbarkeit und durch Nerven belebte Muskelfiebern des Herzens, man mag ſie nun ſehen oder nicht ſehen, einräumen, oder wegdemonſtriren.) Der Vf. ſpricht nun von den eigenen Gefäſsen des Herzens, vom Kreislauf des Blutes und von der Reizbarkeit des Herzens, welche er, gegen Haller, nicht für eine eigene, für ſich beſtehende, ſondern für eine von Nerven abhängende Kraft der Muskelfiber hält. Die Wärme des Blutes wird durch die Zumiſchung des neuen Chylus, durch die daher rührende Zerſetzung der Beſtandtheile und das Reiben des Blutes an den Wänden der Gefäſse erklärt. Der Grund der verſchiedenen Temperamente wird in der verſchiedenen Menge und Proportion der Beſtandtheile des Bluts geſucht. (Richtiger werden wohl die Temperamente auf den Bau und die Organiſation der feſten Theile, auf Nerven und Lebenskraft, als auf die Miſchung des Blutes gegründet, welche ſelbſt als Wirkung angeſehen werden muſs; und die Wärme iſt, der neuern Chemie zufolge das Reſultat des phlogiſtiſchen Proceſſes, der Vereinigung nämlich des Kohlenſtoffes, mit dem Sauerſtoff.) Die Bewegung des Bluts wird in die fortrückende, in die Seitenbewegung und in die innerliche Bewegung eingetheilt. Nun ſpricht der Hr. *V.* vom Puls, von abgeſonderten Säften, von Abſonderungswerkzeugen, von den verſchiedenen Gattungen der Drüſen, und ſucht die Haupturſache der Verſchiedenheit in der Abſonderung mit Recht in den Organen und vorzüglich in ihren Nerven, (oder ihrer eigenthümlichen Lebenskraft.) Es werden die Werkzeuge des Athemholens und der Stimme auseinander geſetzt, und die Bruſthöle, und die hieher gehörigen Theile, die Lungen, der Kehlkopf, deſſen Bänder und Muskeln etc. anatomiſch beſchrieben. Der Hr. *V.* bleibt nicht bey den gewöhnlichen Eigenſchaften der Luft, ihrer Schwere, Federkraft, Flüſſigkeit, Anziehungskraft, ſtehen, ſondern er ſpricht auch von ihren Beſtandtheilen, nämlich der Lebensluft und der Stickluft. Jene iſt zum Athmen weſentlich nothwendig. — Anfänger finden hier dieſe neuere Theorie ſehr faſslich vorgetragen, und ſowohl auch phyſiſche Erſcheinungen im allgemeinen, als auch auf phyſiologiſche Gegenſtände angewandt, beſonders auf das Geſchäfte des Athmens und die Erzeugung der thieriſchen Wärme.

Im zweyten Band ſind die thieriſchen, natürlichen und Geſchlechtsverrichtungen in eben dem Geiſte vorgetragen. Rec. hält eine nähere Anzeige für überflüſsig, kann aber dieſes Handbuch jedem Studierenden als nützlich und brauchbar mit gutem Gewiſſen zur Nachleſe empfehlen.

Jena, in der akad. Buchh.: *Hiſtoria ſyſtematis ſalivalis*, phyſiologice et pathologice conſiderati, cui accedunt ex eadem ducta corollaria chirurgica. Auctore *Joanne Bartholomaeo Siebold*, Med. et Chir. Dre. Cum II tabulis aeneis. MDCCXCVII. 172 S. 4. maj. (1 Rthlr. 8 gr.)

In dem Vorberichte ſagt der Vf., daſs er bey dem Nachleſen der Schriftſteller über das Syſtem der Speicheldrüſen, welches er in der Abſicht unternahm, um mehrere Punkte in bloſs chirurgiſcher Hinſicht dieſe Organe betreffend weiter zu erörtern, gefunden habe, daſs bey alle dem, was über Phyſiologie und Pathologie dieſes Syſtems geſchrieben iſt, *doch noch* manches hinzuzuſetzen, zu erinnern und zu verbeſſern ſey. Dies veranlaſste ihn die vorliegende Schrift auszuarbeiten, welche allerdings von Anatomen und Aerzten mit Danke aufgenommen zu werden verdient.

Die Einleitung enthält die Literatur über die Speicheldrüſen, wohin der Vf. mit den meiſten neueren Anatomen auch das Pankreas rechnet. Er theilt die Literargeſchichte dieſes Gegenſtandes in drey Perioden, wovon die erſte die Griechen, Araber, Arabiſten und andere Zergliederer bis auf *Franz Sylvius*, die zweyte *Sylvius*, ſeine Anhänger, Gegner und andere Zergliederer menſchlicher und thieriſcher Körper bis auf *Haller*, die dritte *Haller* und die neuern Schriftſteller über das Speicheldrüſenſyſtem bis auf unſere Zeiten enthält. Den meiſten Schriften iſt eine kurze Notiz von ihrem Hauptinhalte beygefügt, und der Vf. hat die Literatur fleiſsig geſammelt. Der erſte Abſchnitt enthält die Phyſiologie der geſammten Speicheldrüſen; das erſte Kap., die Anatomie derſelben. Der Vf. ſchickt das allgemeine voran und beſchreibt dann ſowohl die gröſsern als kleinen Speicheldrüſen, zu welchen letztern er die Gaumendrüſen nicht rechnet; da ſie bloſsen Schleim abſondern. Der Vf. iſt bey der Beſchreibung der Gefäſse und vorzüglich der Nerven, welche zu den am Kopfe liegenden Speicheldrüſen gehen, ſehr genau geweſen und hat hiezu zwey Kupfertafeln geliefert, welche nach ſaubern Präparaten verfertigt ſeyn müſſen. Der Stich an dieſen Tafeln iſt zwar nicht ſchlecht, doch könnte er reiner und die Zeichnung hin und wieder geſchmack-

-voller, vorzüglich bey der zweyten Tafel, ſeyn. Auch die Bauchſpeicheldrüſe wird in dieſem Kap. genau beſchrieben. Bey jeder Drüſe ſind die Abbildungen aus den beſten Werken angeführt. Kap. 2. Hygrologiſche Betrachtung des Speichels. Der Vf. klagt hier mit Recht, daſs die neuern Chemiker zu wenig für die Unterſuchung der Beſtandtheile unſerer Säfte im geſunden ſowohl als kranken Zuſtande geleiſtet haben, und liefert dann einen nicht unwillkommenen Beytrag zur analytiſchen Geſchichte des Speichels, ſowohl aus den Speicheldrüſen am Kopfe als aus dem Pankreas. Er fand beide ſich einander völlig gleich. Die chemiſche Analyſe iſt von ſeinem Freunde *C. Juch.* Auch die Menge des abgeſchiednen Speichels hat der Vf. berechnet, aus den Speicheldrüſen am Kopfe flieſse bey vollkommener Ruhe, ohne Beyhülfe der Muskelbewegung, während dem Kauen und Reden jede Stunde ungefähr eine halbe Unze Speichel in den Mund aus; da nun die Bauchſpeicheldrüſe etwa dreymal ſo groſs als jene Drüſen zuſammenengenommen ſey; ſo könne man auch annehmen, daſs ſie dreymal ſo viel Speichel abſondere. Das dritte Kap. enthält die eigentlich phyſiologiſche Betrachtung in Rückſicht der Verrichtungen u. ſ. w. des Speicheldrüſenſyſtems. Gegen Spalanzani behauptet der Vf. mit Recht, daſs der Speichel allerdings zur Verdauung beytrage; er hält dafür, daſs die Speiſen im Munde ſchon den erſten Grad der Gährung, nämlich die Weingährung, *im Magen* die ſaure und ferner in den dicken Därmen die faule Gährung erleiden; doch modificire die Lebenskraft alle dieſe Proceſſe.

Der zweyte Abſchnitt enthält die Pathologie und Pathogenie des Speichelſyſtems. Der Vf. handelt hier vollſtändig und mit groſser Beleſenheit von den organiſchen Fehlern, von den fehlerhaften Kräften, den fehlerhaften Verrichtungen des Syſtems überhaupt und dann jeder Drüſe insbeſondere, von dem Einfluſſe der fehlerhaften Beſchaffenheit dieſes Syſtems und dann jeder Drüſe insbeſondere auf die thieriſche Oekonomie. Das Kap. von der Pathogenie iſt vorzüglich gut gerathen. Sehr befriedigend zeigt insbeſondere der Vf. die Uebel, welche aus Mitleidung durch die verſchiedenen Nervenzweige bey manchen Fehlern der Speicheldrüſen am Kopfe entſtehen, wozu ihm die genaue anatomiſche Unterſuchung der Nervenäſte von verſchiedenen Hirnnervenpaaren ſehr zu Statten kommt.

Der dritte für den praktiſchen Chirurgen beſonders wichtige und dieſem ſehr zu empfehlende Abſchnitt enthält die anatomiſch - chirurgiſchen Betrachtungen über das Speicheldrüſenſyſtem. Der Vf. beſchäftigt ſich hier vorzüglich mit der Frage, ob die Parotis, wenn ſie ſcirrhös geworden iſt, gänzlich weggenommen werden könne und dürfe oder nicht; er widerlegt die Einwendungen, welche gegen dieſe Operation gemacht ſind, und beſtätigt ſeine Meynung vorzüglich durch einen Fall, wo ſein Vater einer Kranken die Parotis völlig ausſchnitt, und die, un-

wohl vom Blutverluſte als von der Menge der zerſchnittenen Nervenäſte entſtanden, dennoch glücklich wieder hergeſtellt wurde. Der Vf. giebt die Punkte an, worauf man bey dieſer gefährlichen Operation beſonders zu achten habe, die ſich vorzüglich auf die Vermeidung der Verletzung des Stammes und der Hauptäſte der Carotis beziehen, welche die Ohrdrüſe bedeckt. Zuletzt handelt der Vf. noch von der Exſtirpation der Kieferdrüſe, von der Heilung der Speichelfiſtel des Stenonianiſchen Ganges und von der Vermeidung des Whartonianiſchen Ganges bey der Einſchneidung des Zungenbändchens.

Sehr gute Ordnung, Vollſtändigkeit und Nutzbarkeit in anatomiſcher ſowohl als chirurgiſcher Hinſicht zeichnen dieſe Schrift ſowohl vor den meiſten Inauguralſchriften als auch vor andern mediciniſchen Werken unſerer Zeit aus. Sie wird immer ein vorzüglicher Beytrag zur Kenntniſs des Speicheldrüſenſyſtems bleiben, und es iſt ſehr zu wünſchen, daſs mehrere einzelne Gegenſtände auf eine ſo vollſtändige Art behandelt werden mögen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Marburg, in der akad. Buchh.: *Verſuche in einigen Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Erbauung* von *Jo. Philipp Steinmetz*, Prediger zu Arolſen, im Fürſtenthum Waldeck. 1795. Vorr. XXXI S. 144 S. (8 gr.)

Wegen der Herausgabe dieſer Predigten, deren überhaupt nur 4 ſind, entſchuldiget ſich der Vf. in der Vorrede eben ſo wahr, als beſcheiden. Jeder Schriftſteller, ſpricht er ganz richtig, hat ja doch auch ſein Publikum; jeder kann in ſeinem, wenn auch gleich engem, Bezirke durch die Herausgabe ſeiner Religionsreden vielleicht mehr Nutzen ſtiften, als man wohl denkt; wenn ſie nur nicht überhaupt den Zweck öffentlicher Religionsvorträge verfehlen, oder in einer niedrigen, undeutſchen, unſerm Zeitalter nicht mehr anpaſſenden Sprache geſchrieben ſind. Sollten ſie dann, geſetzt auch daſs ſie ſonſt ihre Fehler hätten, nicht auch ihren Nutzen haben, und Erbauung, d. i. richtige Religionserkenntniſs, und darauf ſich gründende Beruhigung und rechtſchaffene Geſinnungen befördern können? Aus dieſer letztern Erklärung ſieht man, daſs *vernünftige Erbauung*, wie ſie auf dem Titel heiſst, wirklich *vernünftig chriſtliche* Belehrung und Ermunterung ſeyn ſoll, wie das auch durchgängig aus dem Inhalte der Predigten ſelbſt erhellet. Ihre äuſsere Einrichtung hat viel Aehnlichkeit mit der der Zollikoferiſchen Predigten, dem Hr. *St.* überhaupt in vielem glücklich nachahmt; nur ein wenig zu lang würde Rec. die eine oder die andere finden, wenn die Arolſenſchen Chriſten eben ſo wenig gern lange, als die ſeines Orts, in der Kirche zu bleiben gewohnt wären. Die abgehandelten Materien ſind: über die Fühllo-

bindlichkeit zum Mitgefühl bey den Leiden Andrer; das Betragen Jeſu in Abſicht der ſinnlichen Freuden der Menſchen; einige Urſachen des Mangels an Zufriedenheit unter den Menſchen.

Quedlinburg, b. Ernſt: *Die Evangelien erklärt, und zu Kanzelvorträgen vor Landgemeinen angewandt.* Erſter (s) Heft. 1796. 10 Bog. 8. (8 gr.)

Der ungenannte Verfaſſer dieſer neuen Materialien-Sammlung für Landprediger behauptet nicht ohne Grund, daſs man bey der groſsen Menge von Predigten und Predigtentwürfen immer noch zu wenig auf das Eigenthümliche der Landleute Rückſicht genommen habe, und daſs es, ohne den Verdienſten einiger vorzüglichen Predigtſammlungen für Landleute zu nahe zu treten, kein ſehr gewagtes Unternehmen ſey, die Evangelien aufs neue zur Berathung des angehenden oder des mit Geſchäften überhäuften Landpredigers zu bearbeiten. Wir geben ihm hierinn völlig Recht und billigen den Plan, den er ſich bey dieſer Sammlung fruchtbarer Sätze zu Kanzelvorträgen auf dem Lande, gemacht hat. Er ſchlieſst von demſelben leicht zu findende und zu bearbeitende dogmatiſche und die allgemeinern moraliſchen Wahrheiten aus, und ſchränkt ſich auf die vorzüglich für Landgemeinen nöthigen und nützlichen ſpeciellern Sätze ein. Dahin rechnet er Erklärung häufig vorkommender aber miſsverſtandner Bibelausdrücke, mit praktiſcher Anwendung verbunden; Rüge der unter den Landleuten herrſchenden Fehler, Irrthümer u. ſ. w. Anleitung und Ermunterung zu dem Guten, das er in ſeiner Lage thun kann; Werth, Vortheile, Vorzüge ſeines Standes; richtige Würdigung andrer Menſchen und Stände u. ſ. w. — Er will nicht künſtliche Diſpoſitionen liefern, ſondern das, was er von jedem Thema zu ſagen für nothwendig hält, in eine ſolche Verbindung bringen, daſs die Bearbeitung deſſelben ſich mehr der für den Landmann nützlichen Homilie nähert.

Alles recht gut und wir müſſen auch von der Ausführung dieſes Plans bekennen, daſs ſie uns gefallen hat. Nur von der Erklärung der Evangelien darf man nicht viel erwarten. Hier vermiſst man nicht nur etwas dem Aehnliches, was *Seyfarth* und *Küinöl* neuerlich geleiſtet haben — denn dieſer Weitläuftigkeit möchte der Abſicht des Verfaſſers zuwider ſeyn, ſondern man findet auch kaum irgend eine eigentliche Erklärung einer ganzen Perikope; nur bisweilen Angabe des Zuſammenhanges, ſummariſche Inhaltsanzeige und Ueberſetzung mehrerer oder wenigerer Verſe. Die Hauptſätze aber zu Predigten, welche aus den Evangelien hergeleitet ſind, ſind ganz ihrer Beſtimmung angemeſſen, und dabey nicht ſparſam gegeben; denn es ſind auf jeden Sonntag zehn und mehrere, wovon allerdings manche zu locker mit dem Texte zuſammenhängen. Die Bearbeitung fängt mit dem Evangelium am Trinitatisfeſte an, und geht bis zum 6ten Sonntag nach Trinitatis. Wir wollen zur Probe die beſſern Themata, welche aus dem Evangelium am Johannisfeſte abgeleitet ſind, herſetzen. 1) *Soll man darum etwas unterlaſſen, weil es andre nicht thun?* 2) *Von der Aufmerkſamkeit auf ſonderbare Vorfälle.* 3) *Von der Hoffnung beſſerer Zeiten.* 4) *Ueber die Thorheit für unmündige Kinder ſchon im Voraus zu beſtimmen, was ſie werden ſollen.* 5) *Wie glücklich ſind wir, daſs unſre Kinder die Schule ſo nahe haben.* — Zu ſpeciell finden wir für die Canzel den Satz: *Soll man ſeine Kinder ſtudieren laſſen?* und wie wenig führt der Text auf dieſe Frage! — Die Sprache iſt ſehr faſslich ohne ins Platte zu fallen; nur wenig Ausdrücke kommen vor, die dem ähnlich wären: *Vom Pochen auf ſeinen Glauben.* — Wir merken noch an, daſs bereits das 2te Heft dieſer brauchbaren Arbeit erſchienen iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wetzlar*, b. Winkler: *Fortſetzung der Schrift von der Neutralität des Wohnorts des Kaiſerl. und Reichskammergerichts in Kriegszeiten.* 1796. 40 S. 8. — Dieſe Fortſetzung enthält die Neutralitätsverhandlungen des Kammergerichts während des jetzigen Krieges ſeit dem Cuſtiniſchen Ueberfall im J. 1793, welche alle bisher fruchtlos waren, ſo daſs dieſes Gericht bey dem feindlichen Ueberzug im J. 1795 ſeine Erhaltung bloſs der damaligen Demarcationslinie und einer preuſsiſchen Beſatzung zu verdanken hatte, bey dem zweyten Ueberfall im vorigen Jahre aber allen Kriegslaſten ausgeſetzt war, auch eine Contribution von 20,000 Liv. bezahlen ſollte, die jedoch nachher, bey dem geſchwinden Rückzug der Franzoſen, nicht eingetrieben wurde. Der Vf. wiederholt und unterſtützt noch mehr die Gründe, warum ſowohl die Verlegung des Gerichts unthunlich, als die Erlangung einer völligen Neutralität, das einzige, auch der Verfaſſung und dem Herkommen ſehr angemeſſene, Rettungsmittel deſſelben ſey, und er wird ſich freuen, daſs ſein patriotiſcher Wunſch nunmehr realiſirt, und wirklich ein *Aequivalent von Neutralität* durch königl. preuſsiſche Vermittelung, vor kurzem erlangt worden iſt, auf deren weitere Folgen indeſſen das Publicum ſehr begierig ſeyn muſs. Die Schrift iſt mit vieler Beleſenheit ausgeſchmückt; nur daſs zuweilen, wie S. 16. 18. 23. einige überflüſſige Allegata vorkommen. Die Beylagen ſind ſchätzbar, und finden ſich nirgends ſo beyſammen; die ganze Abhandlung verdient daher einer Sammlung von öffentlichen Staatsſchriften einverleibt zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. May 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Unter der Aufſchrift: Germanien: *Kritik der deutſchen Reichsverfaſſung.* Erſtes Bändchen. 1796. 270 S. u. VIII S. Vorrede 8.

Nach dem Plane des Vf. theilt ſich dieſe Kritik in 5 Zweige oder beſondere Kritiken nämlich: 1) *der Regierungsform*, 2) *der Kriegsverfaſſung*, 3) *der Finanz-*, 4) *der Civil- und Criminaljuſtiz- und* 5) *der Polizeyverfaſſung.* Dieſes erſte Bändchen beſchäftigt ſich mit der Kritik der Regierungsform, und der Vf., der nach der Vorrede ſelbſt Geſchäftsmann iſt, will durch das Urtheil ſeiner aufgeklärten und weiſen deutſchen Zeitgenoſſen, welchen er dieſen Verſuch zur Prüfung übergiebt, ſich beſtimmen laſſen: ob er die Ausführung ſeines Entwurfs weiter vor die Hand nehmen oder unterlaſſen ſoll.

In einer kurzen Einleitung ſchickt er einige allgemeine Begriffe über die Rechte des Souverains und des Staatsbürgers voraus und zeigt, daſs das deutſche Reich ein Staatenſyſtem ſey, alſo deſſen Endzweck auf Vertheidigung ſeiner Selbſtſtändigkeit gegen äuſsere Angriffe und auf Erhaltung der Regenten- ſowohl, als der Unterthanen-Rechte in den einzelnen Staaten gehen müſſe. Die Frage; durch welche Mittel iſt dieſer Endzweck zu erhalten? führt ihn dann zu der bereits erwähnten Eintheilung der Staatsverfaſſung, und er geht nun zur *Kritik der Regierungsform des deutſchen Reichs* ſelbſt über, die er in 2 Abſchnitte theilt, 1. *Darſtellung der Regierungsform des deutſchen Reichs nach ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit.* Hier geht der Vf. die verſchiedenen Rechte der höchſten Gewalt einzeln durch; zeigt, daſs ſolche Kaiſer und Reich zuſtehen, und beſtimmt S. 57. den Begriff der deutſchen Regierungsform alſo: ſie ſey *eine Pantokratie der Repräſentanten der einzelnen vereinigten deutſchen Staaten unter der geſetzmäſsigen Autorität des Veto eines aus ihrer Mitte ſelbſt gewählten Einzigen.* Nach dieſem Begriffe wird nun in dem 2ten Abſchnitte, welcher wieder *Kritik der Regierungsform des deutſchen Reichs* überſchrieben iſt, in 4 Kapiteln betrachtet: 1. *die Pantokratie der Repräſentanten der einzelnen deutſchen Staaten*; 2. *das Veto des Kaiſers*, *oder das Recht deſſelben, die Reichsgutachten zu beſtätigen oder ihnen die Beſtätigung zu verweigern*; 3. *die Wahl des Kaiſers*; 4. *die Repräſentation und executive Gewalt des Reichs.* Für eine Pantokratie (Geſetzgebung Aller) erklärt der Vf. das deutſche Reich, weil er, nach Rec. Meynung, nicht unrichtig vorausſetzt, daſs die Reichsſtände als Repräſentanten ihrer Staaten bey der allgemeinen Reichsverſammlung anzuſehen ſeyen. Er zeigt erſt, daſs eine ſolche Pantokratie weder dem allgemeinen Staatsrechte, noch der Klugheit entgegen ſey, und fragt dann; 1) wie ſteht es mit der Verwaltung der deutſchen Pantokratie auf dem Reichstage zu Regensburg aus? S. 70. Hier findet er den erſten Fehler in der Verzögerung der Geſchäfte, welche daher entſtehe, daſs die Repräſentanten nicht perſönlich, ſondern durch Bevollmächtigte, auf dem Reichstage erſchienen. Er hält daher für nöthig, den Geſandten auf ſolche Fälle, wo Gefahr bey dem Verzuge iſt, allgemeine uneingeſchränkte Vollmacht zu geben. Die erſte und wichtigſte Angelegenheit ſolcher Männer würde (S. 76.) ein allgemeines ſyſtematiſches Geſetzbuch ſeyn, das alle Zweige der Geſetzgebung umfaſste, und auch die Rechte und Pflichten der Regenten der einzelnen deutſchen Staaten ſowohl in Anſehung ihres Verhältniſſes zu dem geſammten Reiche, als zu ihrem eigenen Staate und ihren Unterthanen beſtimmte. Leider wird eine ſolche Beſtimmung der gegenſeitigen Rechte, zu welcher Klugheit und Sittlichkeit rathen, ſo lange zu den frommen Wünſchen deutſcher Vaterlandsfreunde gehören, bis die Nothwendigkeit ſie gebietet.

Das 2te, was er hier in Betrachtung zieht und als dem Geiſte der Pantokratie und der alten deutſchen Verfaſſung entgegen laufend darſtellt, iſt die Abſonderung der Stände in 3 Collegien, deren nachtheilige Folgen er entwickelt und dann zu dem 3ten Puncte: der Art, wie die Reichsgutachten abgefaſst werden, fortgeht. Der Vf. ſagt hierbey, beſonders in Rückſicht der Ungleichheit der Rechte der höhern Reichs-Collegien und des Städtiſchen, ingleichen über die Rechte und Gränzen der Directorialämter, und über die Trennung der Reichsſtände in 2 Religions-Theile, welche ihn auf das Reformationsrecht führt, manches, das von unſern Pantokraten beherzigt zu werden verdient. Er ſpricht hierbey immer mit Würde, ohne Bitterkeit. Nur die Darſtellung der Rechte, welche die Reichsgeſetze den Landesherren über den Glauben ihrer Unterthanen geben, reiſset ihn zu einer Wärme hin, in welcher er ausruft: „Nirgend iſt eine Spur vorhanden, daſs die „Menſchheit und ihre erſten unveräuſserlichen Rech„te in dem gehorchenden Theile der Staatsglieder „reſpectirt worden wären; allenthalben ſtehen die „Menſchen unter dem Einfluſs der Macht und Will„kühr: ihr ganzer Zuſtand iſt, auch da wo er erträg„lich iſt, precär, und es bedarf nur eines äuſsern

„Anlaſſes, der die bisherige Anhänglichkeit der Für„ſten an menſchliche und vernünftige Grundſätze „wankend und ſie ſelbſt geneigt macht, die ihnen er„theilten Rechte an ihre Stelle zu ſetzen und ſie in „ihrer Strenge anzuwenden, und die Menſchen ſind „wieder, was ſie zur Zeit des Weſtphäliſchen Frie„dens galten, Zubehörungen der Grundſtücke ihrer „Herren." Am Schluſſe dieſes Kapitels wird noch von der Kreisverfaſſung gehandelt und die Meynung geäuſsert; daſs nur eine Erhöhung und beſſere Einrichtung des Kreismilitärs Deutſchlands Ruhe und Integrität ſichern und erhalten könne.

In dem 2ten Kap. von dem kaiſerlichen Veto ſagt unſer Vf. (S. 191); keine Staatsverfaſſung beſtehe durch ſich ſelbſt und unabhängig von dem Willen und Charakter derer, die ſie handhaben ſollen: Doch ſey gewiſs, daſs eine mehr als die andere Stoff enthalte, aus welchem ſich Trennungen, Unordnungen, Langſamkeit und Stillſtand entwickeln können; und in dieſem Falle ſey die deutſche Regierungsform durch die Trennung der legislativen Gewalt in 2 Theile. Vorausgeſetzt, daſs die deutſchen Reichsſtände ſich immer als wahre Repräſentanten ihrer Staaten betrachteten und es für Pflicht hielten, ſo zu ſtimmen, wie es der vernünftige Wille derer ſeyn muſste, welche ſie repräſentiren: dann möchte des Vf. Behauptung nicht zu bezweifeln ſeyn; bey den übrigen Mängeln unſerer Verfaſſung hält aber Rec. dieſe Trennung für eine Wohlthat, und die Geſchichte lehrt, wie nützlich zuweilen dem deutſchen Staatsbürger die von dem Kaiſer verſagteGenehmigung reichsſtändiſcher Beſchlüſſe war.

In dem 3ten Kap. von der Wahl des Kaiſers, unterſucht der Vf., wie die Churfürſten zu dem ausſchlieſslichen Wahlrechte gekommen ſeyen, welches ſonſt allen Reichsſtänden zugeſtanden habe? ob die Erwerbart rechtmäſsig ſey? und was es für das deutſche Reich für Folgen habe? Die 2te Frage verneint er, weil die übrigen Stände den Churfürſten ihr Wahlrecht nie ausdrücklich übertragen hätten. Demjenigen, was der Vf. über die Wahlfreyheit ſagt, kann Rec. nicht durchgehends Beyfall geben. Es iſt freylich nicht gut, daſs nur ſo wenige fähige Wahlcandidaten vorhanden ſind, daſs dieKaiſerwahl beynahe nur eine Ceremonie geworden iſt. Dieſs liegt aber, nach Rec. Meynung, weniger in den von dem Vf. angegebenen Gründen, als in dem geringen Ertrage der Kaiſerwürde, und den Aufwande, den ſie erfodert; und ſo lange die verbundenen Fürſten nicht dem zu erwählenden Kaiſer eine zur Beſtreitung des Aufwands hinreichende, ſichereEinnahme anweiſen können, wird es durch die Wiedererneuerung des Fürſtenbundes wohl ſchwerlich möglich werden, ohne weitere Rückſicht unter den deutſchen Fürſten, wie derVf. S. 228 glaubt, den beſten, gerechteſten, mit den Grundſätzen der Regierungskunſt und der allgemeinen Verfaſſung des deutſchen Reichs vertrauteſten deutſchen Mann unbedenklich wählen zu können."

Im letzten Kapitel wird von der Repräſentation der Staatsbürger ſowohl in Rückſicht der einzelnen deutſchen Staaten, als des ganzen Reichs gehandelt, und der Vf. ſchlieſst ſolches, und zugleich dieſes erſte Bändchen, mit folgendem kurzen Entwurfe, wie nach ſeiner Meynung die deutſche Regierungsform eingerichtet ſeyn ſollte, um den allgemeinen Staatsrechtlichen Grundſätzen gemäſs zu ſeyn, und Vaterlandsliebe hervorzubringen (S. 20?): „Es müſste jeder das Reich mit conſtituirende deutſche Staat aus „dem Mittel ſeiner ſelbſt gewählten ſeine geſetzgebende „Gewalt repräſentirenden und ausübenden Landſtände, „das zu einer ſolchen Stelle in allen Rückſichten fähigſte „Mitglied, zur Beſorgung der Geſchäfte der allgemeinen „Reichsgeſetzgebung ſchicken, die dann zuſammen das „deutſche geſetzgebende Corps bildeten, und die ge„ſammten höchſten vollſtreckenden Mächte dieſer Staa„ten müſsten den deutſchen Kaiſer wählen, dieſem die „höchſte executive Gewalt im Reiche übertragen und „in dieſer Rückſicht demſelben ſo wie dem ganzen „Reiche überhaupt huldigen.

Der Vf. hat nach Rec. Urtheile dem, wozu er ſich in der Vorrede verbindlich gemacht hat, im allgemeinen vollkommen Gnüge geleiſtet. Er iſt in ſeiner Kritik, bey welcher er ſowohl die Geſchichte und Entſtehung der dermaligen Verfaſſung, als die Grundſätze des allgemeinen Staatsrechts immer zu Rathe gezogen hat, weder bitter, noch beleidigend, in ſeinen Vorſchlägen weder überſpannt, noch reformationsſüchtig. Sein Vortrag iſt gröſstentheils gut und deutlich, und wenn er für den der deutſchen Verfaſſung kundigen Leſer viel Ueberflüſsiges ſagt: ſo hat er dieſes ohne Zweifel um deswillen gethan, weil er bey dem geſtiegenen Intereſſe für dergleichen Unterſuchungen vorausſetzen durfte, daſs ſeine Schrift auch Leſer finden würde, die mit dem Gange unſerer Reichstagsgeſchäfte und mit der deutſchen Geſchichte weniger bekannt ſeyen. Wir wünſchen, daſs der Beyfall des Publikums den Vf. ermuntern möge, ſeinen Entwurf bald weiter fortzuſetzen.

Unter den vorgeblichen Druckorten Regensburg und Wezlar: *Entwurf zu einer Verfaſſung für das deutſche Reich* mit Reflexionen über den Einfluſs der franzöſiſchen Revolution auf die Kultur der Deutſchen von *Philopatros.* 1796. 142 S. 8.

Daſs wir hier den ruhigen Geiſt der Prüfung vermiſſen würden, der die zuvor beurtheilte Schrift vortheilhaft auszeichnet, davon überzeugten uns ſchon die erſten Zeilen der Vorrede: „Jede Anſtalt und je„de Einrichtung, welche ein Werk ſeines (des Men„ſchen) Willens ſind, müſſen gerecht und zweckmä„ſsig ſeyn. Geht ihnen der Beyfall des Rechts ab; „ſo müſſen ſie aufgehoben und vernichtet werden, „wenn auch der Erdkreis in Trümmern zerfallen „ſollte."

Der Vf. theilt ſeine Abhandlung in 5 Abſchnitte: der erſte enthält *Reflexionen über den Einfluſs der franzöſiſchen Revolution auf die Kultur der Deutſchen*, in welchen von dem Einfluſſe dieſer Begebenheit auf die öffentliche Meynung, beſonders in Rückſicht der

Staatsverhältniſſe gehandelt wird. „Man wird leicht „einſehen", ſagt der Vf. S. 18, „wie gierig die Deutſchen nach dieſen (politiſchen) Meynungen haſchten, und wie groſse Freunde von ihnen ſie werden „muſsten. In Deutſchland ſuchte man erſt ihr Daſeyn „zu rechtfertigen, und ihre Erſcheinung genau zu beſtimmen; in Frankreich führte man ſie ſchon in die „wirkliche Welt ein, und machte ſie zu Beherrſcherinnen der Menſchen." — „Man ſieht und erkennt „bey uns, daſs dieſe Meynungen unausrottbar, und „unſterblich wie der menſchliche Geiſt ſelbſt ſind. „Man weiſs, daſs ſie jeder Widerſtand nur deſto ſtärker und mächtiger macht, und daſs ſie der letzte „der Franzoſen eben ſo muthig vertheidigen wird, „als die ganze Nation." — „Zugleich kann man „nicht leugnen, daſs die Laſten und das Unrecht in „Deutſchland einen Grad erreicht hatten, der eben ſo „unerträglich, als entehrend für die Menſchen war." Doch dieſs mag zur Probe des Vortrags genug ſeyn. In dieſem einſeitigen declamatoriſchen Tone der auch den Wahrheiten, die er ſagt, mehr ſchädlich als nützlich iſt, fährt der Vf. fort. Rec. iſt mit den Mängeln unſerer Verfaſſung und mit dem Drucke, der in einzelnen Staaten Deutſchlands herrſcht, wohl bekannt, und hält es für Pflicht des Schriftſtellers, offen und freymüthig darüber zu urtheilen, und die Nothwendigkeit nicht zu verhehlen, ihnen abzuhelfen, und Deutſchland eine gut organiſirte Conſtitution *zu geben*; aber auf dieſem Wege und durch ſolche Schreyer erhalten wir gewiſs keine Verbeſſerungen. Rec. iſt ſelbſt nie mit unſerer Verfaſſung zufriedener, findet die Mängel nie erträglicher, als nach Durchleſung ſolcher Schriften. Geſchieht den Regierungen Unrecht: ſo tritt der billig denkende Mann auf ihre Seite, ſo wie auf die Seite des Unterthans, wenn dieſer unter ungerechtem Drucke ſeufzt. Durch Declamationen über Preſsfreyheit machen ſolche Schriftſteller den Schaden nicht wieder gut, welchen ſie ihr durch ihre unanſtändige und zügelloſe Schreibart (wie hier S. 66. 71. 75.) thun.

Wir theilen unſern Leſern, um ihre Geduld nicht zu ermüden, nur die Ueberſchriften der folgenden Abſchnitte mit. Zweyter Abſchnitt: *Eine rechtliche Staatsverfaſſung iſt Pflicht.* Dritter: *Deutſchland hat noch keine rechtliche organiſirte Verfaſſung.* Vierter: *Ueber die topographiſche Eintheilung des deutſchen Reichs.* Fünfter: *Conſtitutionsacte.* Von der deutſchen Verfaſſung entwirft der Vf. folgendes Bild: „Das Charakteriſtiſche der deutſchen Regierungen iſt „zügelloſe Willkühr der Fürſten, Befreyung der Adlichen von Abgaben und Anſprüche der Privilegirten auf alle einträglichen Staatsämter, Verſpottung „des Rechts vor Gericht, Unterdrückung der Gewiſſens-Denk- und Preſsfreyheit, Behandlung der Menſchen als Sachen, beſtändige Vermehrung der Abgaben, unſinnige Wuth Soldaten zu halten, und Verfolgung jedes freyen Mannes." An eine Ausbeſſerung iſt bey einer ſolchen Verfaſſung freylich nicht zu denken. Unſer Philopatros übernimmt alſo das verdienſtliche Werk, eine ganz neue Conſtitutionsacte zu entwerfen. Daſs die Verfaſſung republicaniſch werde, iſt leicht zu erwarten; damit aber die beiden mächtigſten Stände des Reichs ihn nicht ſtören mögen: ſo erlaubt er ihnen, den Theil von Deutſchland, der jenſeits der Donau und der Elbe iſt, ihren Staaten einzuverleiben, und begnügt ſich für ſeine neue Republik mit dem Striche, der innerhalb dieſer Flüſſe und der Elbe liegt. Eine nähere Prüfung der Conſtitutionsacte wird hier wohl Niemand erwarten; auch iſt der Vf. ſchon allen Einwürfen in ſeiner Schluſsanmerkung entgegen gekommen. Wer es unbillig finden könnte, daſs in der neuen Republik, Zehenden, Dienſte etc. dem Eigenthümer entzogen werden ſollen, dem antwortet er (S. 138). „Das Volk iſt die Quelle alles äuſſern Rechts und „kann daher Niemanden Unrecht thun." Vortreflich! Erſt das Volk zu belehren (S. 140) und zu überreden, dieſes oder jenes zu thun, und dann rufen: das Volk kann nie Unrecht thun! Sollte man glauben, daſs ein ſolcher Schriftſteller die Dreuſtigkeit haben könne, „mit den Worten zu ſchlieſsen? Hier lege ich meine „Feder nieder;" — „ich habe meine Pflicht als Menſch „und als Bürger gethan."

Wahrſcheinlich iſt dieſe Abhandlung aus einer, durch mehrere ähnliche Schriften ſehr bekannten Feder gefloſſen. Es iſt zu beklagen, wenn Männer, denen es nicht an Gaben fehlt, ihrem Vaterlande nützlich zu ſeyn, entweder aus Gewinnſucht, oder aus einem Geiſte der Unzufriedenheit und Widerſpenſtigkeit, welchen ſie Freyheitsſinn nennen, ein Gewerbe daraus machen, die beſtehenden Verbeſſerungen und Einrichtungen zu läſtern.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Willmans: *Heinrich* eine Geſchichte aus dem Engliſchen des Herrn Cumberland 1796. 8. Erſter Band. 456 S. Zweyter Band. 483 S. Jeder Band mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr. 16 gr)

In einem der Einleitungskapitel zu den zahlreichen Büchern dieſes Werkes findet ſich S. 146 des 1 B. folgende Stelle. „Eine Geſchichte erweckt unſtreitig Ueberdruſs, wenn ſie in einer gemeinen und „platten Sprache erzählt wird; wenn ſie mit gezierten „Redensarten oder blühenden Schilderungen, die das „Intereſſe nicht befördern, geſpickt iſt; wenn ſie in einem pedantiſchen künſtlichen Styl, der ſich zu den „Charakteren im gemeinen Leben nicht ſchickt, vorgetragen wird; wenn plumpe Spaſse und Zoten „die Stelle des Witzes einnehmen; wenn der Erzähler entweder zu oft von der Hauptſache abweicht, „oder zu lange und zu umſtändlich bey Dingen, die „nicht wichtig ſind, verweilet, u. ſ. w." Wir müſſen geſtehn, daſs ſich alle dieſe Fehler mehr oder weniger in vorliegender Geſchichte finden. Der Vortrag macht allerdings Anſprüche auf Leichtigkeit und Laune, iſt aber um ſo künſtlicher und pedantiſcher, ja obendrein voll Wiederholungen. Die Reden der Perſonen ſchicken ſich gut genug zu ihren Charakteren, aber dieſe ſind meiſtens gemein und

plump. Man wird einräumen, daſs z. B. ein verſoffenes Weib wie Mrs. Cawdle keine geſchickte Gelegenheit, iſt ſich nach der Abſicht des *Vfs.* 2 B. S. 13 über den Enthuſiasmus (im Sinne des engliſchen Sektengeiſtes genommen) luſtig zu machen, und daſs, wenn derſelbe „unter den Auſpicien ſeines würdigen „Freundes Ezechiel aus einer reinen Quelle flieſsend „dargeſtellt wird," die Darſtellung im höchſten Grade langweilig ausfällt. Der Ueberſetzer hat indeſſen ſeine Arbeit redlich gethan, nicht ſo redlich wäre beſſer geweſen: er hätte die Predigten des Methodiſten alle wegſchneiden ſollen. Der *Vf.* hat übrigens bey dieſem Fündling den des Fielding vor Augen gehabt, nur iſt der ſeinige ein gut Theil zahmer geworden und überhaupt die Bemühung ſichtbarer als das Gelingen. Er hat ſich zu nah an die Form jenes Romans gehalten, um nicht den freyen Geiſt deſſelben zu verfehlen.

Weimar, im Induſtrie-Comtoir: *Die blaue Bibliothek aller Nationen. Eilfter Band.* 1797. 290 S. 8. (18 gr).

Der Wunſch und die Ahndung, daſs dieſes Inſtitut durch die neue Verlagshandlung einen ſchnellern Fortgang erhalten werde, geht bereits in Erfüllung, indem der *eilfte* Band dem *zehnten* ſo geſchwind nachfolgt. Dieſer neue Band ſetzt aber nicht die Reihe des *franzöſiſchen* Feenmärchen fort, ſondern kehrt zu der Gattung von *orientaliſchen* Erzählungen zurück, denen der *fünfte, ſechſte, ſiebente* und *achte* Band der blauen Bibliothek gewidmet waren, wo man nämlich nicht Carricaturen von Copien des morgenländiſchen Geſchmacks, nicht ſchwülſtige und mit Bildern überladene Produkte europäiſcher Schriftſteller, ſondern Uebertragungen wirklicher arabiſcher Volksmährchen, wie ſie *Galland* und *Cazotte* ins europäiſche Publikum gebracht, findet. Die erſte Hälfte des gegenwärtigen Bandes (bis S. 141) iſt diesmal aus der *engliſchen* Sprache übergetragen, nämlich, ſie beſteht aus *arabiſchen* Erzählungen, die der jüngere *Ruſſel* (S. A. L. Z. 1796. Intellig. No. 40. S. 327) in einer Handſchrift nach London brachte, und die *Will. Beloe* in ſeinen *Miſcellanies* 1795 in *engliſcher* Sprache bekannt machte. Es ſind dreyzehn Mährchen (das zweyte ausgenommen, alle nicht ſonderlich lang, beſonders aber ſind die fünf letzten nur von der Gröſse eines Apologs) in deren zweyen nur etwas Wunderbares eingeflochten iſt, in denen ſonſt aber die Dichtungen in den Grenzen der gewöhnlichen Welt bleiben. Vier, oder fünf, die blos zur Beluſtigung dienen, (die zweyte von S. 8 an iſt unſtreitig die unterhaltendeſte) ausgenommen, ſind die übrigen ſo reich an Lebensweisheit, als nur irgend Mährchen ſeyn können. Die Pflicht des Ueberſetzers war es freylich, nichts am Original zu ändern, doch wünſchten wir, daſs er folgenden widrigen Zug S. 53 ausgelaſſen hätte: „Da es ihm in dieſem Augenblick *aufſtieſs*, ſagte er: „Dies iſt für den Kaliphen!" — Von S. 142 an ſtehn vierzehn Erzählungen, theils aus den *Nouveaux Contes Arabes, ou, Supplement aux mille et une nuit par l'Abbé* ***, die 1763 erſchienen, und zuerſt in der Sammlung: *Die eilf Tage, neue arabiſche Mahrchen*, Jena 1789 überſetzt wurden, theils aus den *Contes Tables et Sentences, tirées de differens Auteurs Arabes et Perſans*, die der Ueberſetzer von den *Inſtituts politiques et morales de Tamerlan* 1788 herausgab, überſetzt. Acht davon ſind ſehr ernſthaften, und zum Theil tragiſchen Inhalts, (die rührende Erz. S. 270 findet man auch ſchon aus den *Contes Fables et Sentences* im Anhang *der eilf Tage* überſetzt) beſonders iſt die S. 218 von gröſserm Umfang, und reich an Abentheuern. Nur in wenigen Stellen S. 151, 228, 247 ſcheint es, daſs der franzöſiſche Ueberſetzer ſeine eigne Manier dem orientaliſchen Original untergeſchoben hat. Will man ſich aber recht augenſcheinlich überzeugen, daſs entweder die verſchiednen franzöſiſchen Ueberſetzer ſehr verſchieden mit den morgenländiſchen Originalen, die wir nur durch das Medium franzöſiſcher oder engliſcher Dollmetſcher beurtheilen können, umgegangen ſind, oder daſs ſolche Volksmährchen im Orient ſelbſt ſehr verſchieden erzählt werden: ſo muſs man acht Erzählungen aus der zweyten Hälfte dieſes Bandes mit eben ſo viel ähnlichen Erzählungen des *ſiebenten* Bandes vergleichen, und man wird ſich überzeugen, daſs *einerley* Stoff im ſiebenten Bande weitläuftiger *und beredter*, hier aber kürzer und gedrängter ausgeführt worden. Nämlich die Mährchen S. 142, 173, 188, 198, 206, 212, 263 des gegenwärtigen Bandes ſind im Grunde dieſelben, die ſchon in des *Cazotte* Fortſchung der *tauſend und einen Nacht* im *ſiebenten* B. der blauen Bibl. S. 225, 283, 42, 165, 60, 156, 189, 87 vorkamen, und die man auch in der *Neuen tauſend und einen Nacht* verdeutſcht von C. A. *Wichmann* Dresden und Leipzig 1790 findet. Auch in dieſem Bande (welcher auch beſonders mit dem Titel: *Neue arabiſche und perſiſche Mahrchen* verkauft wird) hat die Ueberſetzung eben ſo viel Genauigkeit als guten Ausdruck, nur bey zwey Stellen ſtieſsen wir an. S. 22 klingt der Ausdruck: *Nun muſs es mir ſchon in die Hände gehn* (für *über den Hals kommen*) etwas fremde, S. 30 lauten die Worte: *Und darauf haben ſich die Thore des Himmels geöfnet gegen mich* zu myſtiſch.

* * *

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Gotha, b. Perthes: *Eichenblätter oder die Märchen aus Norden*, von *M. Reinecke.* 3tes B. 1796 190 S. 8. (14).

Stendal, b. Franzen und Groſſe: *Situationen von Carl Auguſt R****y.* 2tes B. 1796. 207 S. 8. (12 gr).

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. May 1797.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Des Lords Bolingbroke Briefe über das Studium und den Nutzen der Geſchichte.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von *C. F. R. Vetterlein.* 1 Th. XVI, und 218 S. 2 Th. 341 S. *ohne Inhalts Anzeigen.* 1794. 8.

Es gereichte in der That unſrer Literatur zum Vorwurf, daſs ſie von einem ſolchen Werke des Genies, des Geſchmacks und des Witzes, wie das Bolingbrokiſche, bisher keine andre, als die vor 36 Jahren herausgekommne, ſchülerhafte und längſt vergeſsne Verdeutſchung eines gewiſſen Bergmann aufzuweiſen hatte. Dieſem Mangel iſt nun abgeholfen; Hr. *V.* überſetzt treu, aber nicht ſclaviſch wörtlich, und hat oft mit Glück die einzelnen Schönheiten des Originals ins Deutſche zu übertragen gewuſst, ohne deshalb der Sprache oder dem Sinn Gewalt anzuthun. Nur, wenn man ganze Briefe der Ueberſetzung gegen die Urſchrift hält, glaubt man den feinen Firniſs des Weltmanns zu vermiſſen, welcher die Bolingbrokiſche Schrift auszeichnet, und dabey der Art des Vfs., die Gegenſtände anzuſehen und darzuſtellen, eine gewiſſe Harmonie giebt, die wir im Deutſchen nicht immer wiederfinden. Dagegen erhält die Ueberſetzung durch die, mit gehöriger Sparſamkeit und kluger Wahl angebrachten, gelehrten und kritiſchen Anmerkungen einen neuen Werth für alle Klaſſen von Leſern. Nicht nur die häufigen aus den römiſchen Klaſſikern, oder aus engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Autoren angeführten, Stellen ſind darin erklärt und nachgewieſen, ſondern auch manche Anſpielungen, die nur dem vertrauten Zirkel, für welchen *B.* zunächſt ſchrieb, verſtändlich ſeyn konnten, aus Pope und andern gleichzeitigen Schriftſtellern erläutert, und einige leichte Irrthümer, wozu der Vf. durch ſeinen individuellen Charakter, oder als Engländer verleitet wurde, mit Beſcheidenheit und Schonung verbeſſert. In der Vorrede wird das Original richtig gewürdigt, und eine zweckmäſsige Literatur des Werkes ſelbſt, der in verſchiednen Sprachen vorhandnen Ueberſetzungen und andrer daſſelbe betreffenden Schriften, nebſt einigen, zum beſſern Verſtändniſs des Ganzen dienenden Nachrichten von den bürgerlichen Verhältniſſen des Vfs. vorausgeſchickt.

Bey der Arbeit ſelbſt hat der Ueberſetzer neben der engliſchen Ausgabe von 1752, die in demſelben Jahre zu Berlin erſchienene franzöſiſche Ueberſetzung benutzt, welche unter den Augen des Vf. herausgekommen, und von ihm ſelbſt an manchen Stellen, wo die Original-Ausgabe ſich Weglaſſungen erlaubt hatte, wieder ergänzt worden iſt.

Der 1 Band enthält die 6 erſten Briefe an Lord Clarendon, welches die eigentlichen *Briefe über die Geſchichte* ſind; der 2 Band, welcher den *Plan und Abriſs der neuen Geſchichte von Europa* enthält, beginnt mit dem Briefe an Pope, der im Original der neunte iſt, hier aber, nach der Bemerkung des franzöſiſchen Ueberſetzers, an der rechten Stelle erſcheint, um jenem Plan der neuen Geſchichte, welcher im 7. und 8 Briefe weiter ausgeführt wird, zur Einleitung zu dienen. Im Engliſchen machen dieſe 9 Briefe nur Einen Band aus; Hr. *V.* hat ihnen noch Bolingbrokes Brief an den Lord Bathurſt, *über den rechten Gebrauch der Einſamkeit und des Studierens*, und ſeine *Betrachtungen über die Verbannung* angehängt. Den übrigen Raum im 2 Theil nehmen 7, von dem Ueberſetzer hinzugefügte *Fragmente, über einige Gegenſtände des Studiums der Geſchichte; als Zuſätze und Erläuterungen einiger Stellen in Bolingbrokes Briefen*, ein.

Die Ueberſetzung gewinnt, je ſorgfältiger man ſie mit dem Original vergleicht; der Rec. hat kaum einige Stellen gefunden, wo es ihm ſchien, als ob ſtatt des gewählten Wortes ein noch paſſenderes hätte genommen werden können. *Public virtue*, wenn es im Gegenſatz von *private virtue* vorkömmt, wäre vielleicht durch: öffentliche Tugend, beſtimmter, als durch: Bürgertugend, ausgedrückt worden. — Th. 1. S. 21., wollte B. durch: *extraordinary*, nicht: etwas ſonderbares, ſondern nur: etwas auſserordentliches andeuten, wie auch aus der Folge erhellet. — S. 179. ſteht ſchlechtweg: dem Vaterlande, für: *our country*, da doch B. hier bloſs in Beziehung auf England ſpricht. — Th. 2. S. 31., iſt nicht von Lord Clarendons *groſsem Aeltervater*, ſondern ſchlechthin von ſeinem Aeltervater (*your great-grand-father*) die Rede; und: *the ſpirit, that prevailed in the parliaments... has been debaſed*, iſt (S. 192.) wohl zu bildlich durch: der Geiſt.. kriecht nun, überſetzt worden. Doch dies alles ſind höchſtens Nachlaſsigkeiten, die ſowohl, als einige durch das ganze Buch herrſchende Mängel, als z. B. die zu häufig vorkommenden ausländiſchen Wörter, wie: (1. 20.) irregulair, (1. 135.) Raffinerien, für *refinements*, (2. 71.) eludiren, (2. 192.) reſpectiren, Vigueur u. a. m., oder der Gebrauch des Wortes: wo, für: irgendwo, ſo-

Digitized by Google

mehrere, (z. B. 1. 151., „die er wo dem Atticus verſpricht“) bey einer neuen Reviſion leicht zu verbeſſern ſeyn würden. Der Ueberſetzer würde alsdann auch wohl thun, engliſche Geſchlechtsnamen oder Bezeichnungen von Würden unverändert zu laſſen, ſtatt, (wie Th. 1. S. 6.) *Stephens*, durch: Stephanus, und S. 10.) *Sir John Marſham*, durch: Herr Johann, zu überſetzen; vielleicht nähme er auch (Th. 2. S. 121. und ebend. Anm.) die unnöthige Veränderung des Textes. zurück. Es heiſst nämlich im Engliſchen: *If the French would not yet have abandoned Philip, as we had found, that the Caſtilians would not, etc.*; ſo glaubt er hier einen Schreibfehler des Originals verbeſſern zu müſſen, und überſetzt: „Hätten aber „die *Spanier* Philippen noch nicht *fahren laſſen* wol„len, wie wir denn finden, daſs die *Caſtilianer* auch „da nicht wollten etc.“ da doch aus dem Folgenden: *all that the old plan... required, had been obtained, but ſtill France and Spain had given nothing to purchaſe a peace... They would have purchaſed it, and France as well as Spain would have contributed a larger ſhare of the price etc.*, deutlich erhellet, daſs nicht von Spanien allein, ſondern von Frankreich und Spanien die Rede iſt.

Die angehängten Fragmente ſind eigentlich Abhandlungen über verſchiedne, von B. hingeworfne, aphoriſtiſche Sätze, und waren wahrſcheinlich für bloſse Anmerkungen zu lang gerathen. Um ſie nicht umkommen zu laſſen, giebt ſie Hr. *V.* als einen Zuſatz, durch welchen aber der Werth des Buches nicht ſehr vermehrt wird. Wir begnügen uns, ſie nur kurz anzuzeigen. Nr. 1. *Ueber das Vergnügen* (an) *der Geſchichte.* Nr. 2. *Beſtreben des Menſchen, ſich ein Andenken zu ſtiften.* Nr. 3. *Die Kraft des Beyſpiels.* B. ſagte: Beyſpiel wirkt, ſeines zugleich geiſtigen und ſinnlichen Eindrucks wegen, im Allgemeinen ſichrer und ſtärker als Lehre. Dieſes iſt nun weitläuftiger ausgeſponnen, und zugleich die Erziehung, wo man uns von Jugend auf Muſter zur Nachahmung vorhält, als ein Grund der Macht des Beyſpiels angeführt. N. 4. *Furcht vor der Rüge, der letzte Grund der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit. Ueber Alexanders des Groſsen Geſchichte.* Wir erfahren hier, daſs, ſo fabelhaft auch manche Nachrichten von Alexanders Zuge lauten mögen, die gleichzeitige innre Geſchichte Griechenlands doch allen hiſtoriſchen Glauben verdiene. N. 5. *Was man in der Geſchichte zu erwarten habe, Gewiſsheit oder Wahrſcheinlichkeit? Gedanken eines Akademikers.* Wo das letztere behauptet wird. Nr. . *Glaubwürdigkeit der Geſchichte Roms in den älteſten und älteren Zeiten.* N. . *Ueber die eingeſtreuten Urtheile, Lehren und Sentenzen der Geſchichtſchreiber im Gange der Erzählung.* Hier werden die Gründe für und wider dieſen Gebrauch aufgeſtellt, das Urtheil aber dem Leſer überlaſſen. — Mit dieſen Fragmenten ſind 60 Seiten ausgefüllt.

In Anſehung der Rechtſchreibung ſcheint Hr. *V.* ſich bloſs nach der Ausſprache richten zu wollen, er ſchreibt daher: *Gebat* und *ſein* (eſſe); aber wird auch jedermann mit ihm *ſtets* für *ſtäts*, und *Stat* für *Staat* ausſprechen?

Gera, b. Rothe: *Die beiden vornehmſten Epochen des türkiſchen Reichs, unter Muhammeds II. und Muhammeds IV. Regierung.* 1790. 19 Bog. 8.

Ein Leſebuch, nach des Vf. eigner Angabe nicht für Hiſtoriker, ſondern für Dilettanten, geſchrieben. Aber wenn dieſe nicht durch den damaligen Türken-Krieg gereizt wurden, das Buch in die Hand zu nehmen, ſo möchte es wohl wenige Leſer erhalten haben. Die Erzählung iſt trocken und ohne Annehmlichkeit, in Muhammeds II. Regierung dürftig, in Muhammeds IV. Regierung ohne Auswahl; ein Auszug aus franzöſiſchen Schriftſtellern und hin und wieder aus Kantemir, in einer aller Schönheit und alles Schmuckes beraubten, ſelbſt nicht fehlerfreyen, Schreibart.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Himburg: *Verſuch einer Theorie des deutſchen Styls* etc. von Dr. *Wilh. Kosmann*, Prof. des deutſchen Styls und der mathematiſchen Wiſſenſchaften (zu Berlin), wie auch Aſſeſſor der konigl. preuſs. Societät der Wiſſenſchaften zu Frankf. a. d. Oder. *Dritter und letzter Theil.* 1795. 411 S. u. 2 S. Vorrede. 8. (1 Rthlr.)

Dachte Rec. es doch gleich, daſs der dritte *Theil* allein die Theorie des Stils ſelbſt, zu welchen die beiden erſten Theile nur vorbereitet hatten, nicht würde faſſen können. Hr. K. hat ſich anders beſonnen, und wollte nun zu Oſtern 1796 die *erſte* eigentliche Theorie des Stils liefern, und dieſe ganze Wiſſenſchaft in einer neuen, obgleich ihr ganz eigenthümlichen, Form auftreten laſſen. Das wäre allerdings, wenn dies neue Werk nur recht gut gerathen iſt oder geräth (denn noch iſt es, ſo viel wir wiſſen, nicht erſchienen), gar nicht übel; aber dann, dächten wir, hätte es dieſes dritten Theils des alten Werks eigentlich gar nicht bedurft. Indeſſen er iſt einmal da, und unſre Leſer wollen wiſſen, was er enthält. Nun denn alſo, er enthält gröſstentheils ganz abgedruckte Stücke, wovon der Vf. S. 324. ſelbſt geſteht, daſs ſie „zum Theil keine Meiſterſtücke ſind“, mit ſeinen darauf folgenden gar mannichfaltigen Erläuterungen und Bemerkungen. Die gewählten Stücke ſind aus der nicht ſehr meiſterhaften Ueberſetzung von Hume's engliſchen Geſchichte (das Original hatte Hr. K. (S. 15.) nicht bey der Hand) S. 2 — 23., aus dem engliſchen Zuſchauer S. 2, — 26., eine Erzählung, die Genugthuung betitelt, von der es (S. 26.) ins Auge leuchtet, daſs ſie das Product eines Anfängers ſey S. 2 6., eine philoſophiſche Phantaſie, *kommen Sie im dreyſsigſten Jahrhundert wieder* S. 64 bis 92., Schubarts Hymne auf Friedrich den Groſsen S. 93 — 99. und ein Gedicht von Demoiſelle Rudolphi, Werth des Lebens S. 10 — 101. Nimmt man noch andre aus fremden Büchern abgedruckte Stellen

(z. B. S. 245—251. aus Möſers Phantaſien) dazu, nehmen dieſe Aufſätze wenigſtens ſieben Bogen ein. Konnte er denn zum Gegenſtande ſeiner Kritiken keine beſſeren, allenfalls in den Händen der meiſten Leſer vorauszuſetzenden, Stücke wählen, die keines neuen Abdrucks bedurften? Gern höbe Rec. aus dieſen Kritiken einige Goldkörnchen aus, wenn er nur nicht zu unvermögend wäre, ſie heraus zu finden. Alſo ein paar Proben, wie Hr. K. kritiſirt! Bey Hume ſteht: die Soldaten wären durch den Antrieb ihrer Vorgeſetzten, wiewohl nur mit Mühe, dahin gebracht worden, laut gegen den verhafteten König Karl I um Gerechtigkeit zu ſchreyen. Da habe der König zu einem ſeiner Bedienten geſagt: *Arme Seelen! für wenig Geld würden ſie eben das wider ihre Befehlshaber thun.* Hiebey macht Hr. K. S. 124. folgende Bemerkung. „*Arme Seelen!* Warum nicht lieber: „*arme Menſchen!* Arm an Geiſt kann wohl jemand „ſeyn, niemanden kann aber Armuth der Seele tref„fen. Man müſste denn den Ausdruck durch *armſe„lig* rechtfertigen und ſo viel ſagen wollen, als *arm„ſeelige Geſchöpfe.* Dies würde ſo viel ausdrücken als „Weſen, welche auf einer ſolchen niedern Stufe der „Kultur ſtünden, daſs ſie nicht einmal fähig wären, „diejenigen Kräfte zu fühlen, oder nur im dunkeln „Gefühl zu ahnden, zu welchen ſich der Menſch durch „ſein Vermögen auf Eigennutz Verzicht thun zu kön„nen, emporſchwingen kann. Die Armuth kann mir „*nicht* angerechnet werden, ſobald ſie auf Gründen „*beruhet*, welche von mir unabhängig ſind; alſo „kann dies zwar auch Armſeligkeit oder die Armuth „an Seele, der Mangel an Seelenkräften nicht, aber „ich kann mich dann auch, wenn mich dieſelbe trift, „den übrigen Menſchen nicht gleich ſtellen, ſondern „muſs mit Thieren niedrer Vollkommenheiten *rangi„ren.* Arme Menſchen! würde dann in dem Munde „des Königs demſelben zu gröſserer Ehre gereichen, „als die Worte armſeelige Geſchöpfe. Nach jenem „Ausruf ſcheint er ſie bloſs als Verführte zu beklagen, „da er ſie nach dieſem mit ſchnöder Verachtung be„handelte und Thieren gleich ganz *unter ſich* herab „ſetzte." Wir müſſen bitten, dieſe Stelle zugleich als eine Probe des lichtvollen und correcten Kosmanniſchen Stils anzunehmen. Bey einer andern Gelegenheit (S. 331.) ſagt Hr. K. einmal: *Ich fühle daſs ich dunkel werde;* aber hier bey den Kritiken über den deutſchen Hume hat er es nicht gefühlt, ſondern ſchiebt die Schuld — auf die Leſer. Er ſchaltet daher eine eigne Vorleſung (die zwanzigſte) über die ſymboliſche Erkenntniſs ein, welche alſo anhebt: „Bey der Auseinanderſetzung des Humiſchen Beyſpiels „kann ich vielleicht manchem unter meinen Leſern" (Vorleſungen ſetzen eigentlich *Zuhörer* voraus; allein ſchwerlich iſt von dieſem ganzen dritten Theile auch nur Eine Zeile als Vorleſung vorgetragen worden) „dunkel geſchienen haben. Der Grund dieſer Dun„kelheit liegt in dem, was ich von der ſymboliſchen „Erkenntniſs als bekannt *zum vorausſetzen* (voraus„ſetzen) muſste. Es wird alſo nicht zweckwidrig „ſeyn, wenn ich über dieſe Erkenntniſsart einiges zu „mehrerer Erläuterung hier beybringe!" Und da läuft denn die Materie von der ſymboliſchen Erkenntniſs mit Hn. K. 45 S. lang davon, ohne daſs ihm einfällt, es ſey zweckwidrig. — Wer verſteht folgende Stelle aus dem zweyten Humiſchen Beyſpiele nicht, ungeachtet ſie etwas unbehülflich überſetzt iſt? „Man nahm bey allen Irrländern eine ſo groſse Nei„gung zum Aufſtande wahr, daſs man es unnöthig „fand (wie es denn auch gefährlich war), das Ge„heimniſs (d. i. den Empörungsplan) vielen anzuver„trauen; und der beſtimmte Tag rückte heran, ohne „daſs die Regierung das geringſte entdeckt hatte." Da thut nun Hr. K. die ſonderbare Frage: Wenn man bey allen Irrländern eine ſo groſse Neigung zum Aufſtande wahrnahm, kann man denn wohl *dieſe Wahrnehmung* ein Geheimniſs nennen? Nun höre man um aller Muſen willen, wie er die Stelle verbeſſert. „Unerachtet man bey den Irrländern eine ge„wiſſe Neigung zum Aufſtande leicht wahrnehmen „konnte, ſo ſuchte man dennoch ein Geheimniſs dar„aus zu machen, theils weil man es unnöthig fand, „dieſe Bemerkung vielen anzuvertrauen, theils weil „man daſſelbe für gefährlich hielt; eben hiedurch „verurſachte man aber, daſs der beſtimmte Tag her„anrückte, ohne daſs die Regierung das Geringſte „entdeckt hatte." Und das iſt der Mann, welcher ſich (S. 157.) auszurufen erdreiſtet: Ich muſs geſtehen, daſs es mir ganz unbegreiflich fällt, wie Hume dieſen Perioden ſo *ohne alles Nachdenken* dahingeworfen haben kann. In der That muſs er in irgend einer Vernunftlehre das Hauptſtück von der Erklärung einer mit Verſtand geſchriebnen Schrift erſt wiederhole durchſtudieren, ehe er kritiſiren und verbeſſern will. Am allerwenigſten hätte er ſich an den engliſchen Zuſchauer wagen ſollen. Auch wo Hr. K. Recht hat, iſt ſeine Kritik wenigſtens immer excentriſch. Man leſe z. B. das, was er S. 248 ff. über folgende allerdings fehlerhafte Stelle ſagt: „Niemand war gefälli„ger, niemand gegen Perſonen, die nur irgend ein „*Zeichen* von Verdienſt aufzuweiſen hatten, *herablaſ„ſender*, als Bernhard." Konnte dieſe nicht abgefertigt werden, ohne der Formel $a^2 + b^2 = c^2$ oder der mathematiſchen Werke eines Käſtner zu erwähnen? Auch das, was er S. 275. über die Redensart: *an dem glatten Stabe des Wohlwollens immer näher und näher ſchleichen* ſagt; iſt ſehr unterhaltend. Selbſt wenn er eine Stelle lobt und bewundert, kann man ſelten ſeiner Meynung ſeyn. Was hat die Wiederholung des Namens *Pfund* in folgender Stelle vorzügliches, ungeachtet Hr. K. (S. [illegible]) ſagt ſie ſey ſehr *glücklich* angebracht: „der Namen *Pfund* fand dort einige Ver„wandten und Freunde, und der junge mit reichlicher „Baarſchaft verſehene *Pfund* fand ihrer noch weit meh„rere." Oft läſst Hr. K. die Gelegenheit, etwas mit Recht zu tadeln — ja ſogar etwas Mathematik dabey anzubringen, wie er ſonſt für ſein Leben gern thut — aus den Händen. So ſagt er (S. 294.) kein Wort zu folgender Stelle: „der Tod macht unter mancherley „Querſtrichen bisweilen auch einen *geraden*;" ſondern verbraucht den Platz lieber zu einer andern

äuſserſt feinen und richtigen Bemerkung: „Ein Brief, „den Wilhelminens Erzieherinn durch einen Eilboten „oder Gouvernante durch eine Stafette. — Denn ent- „weder muſs ich *beidesmal ausländiſche* oder *beides- „mal acht deutſche Wörter* gebrauchen — erhielt."

Neugierig ſind wir denn allerdings, ob das verheiſsene anderwärtige rhetoriſche Werk des Hn. Profeſſors noch erſcheinen, und fehlerfreyer, zweckmäſsiger, beſonders aber deutlicher und verſtändlicher ausfallen werde, als das gegenwärtige. Der Entwurf, den man dazu in den letzten Vorleſungen findet, verſpricht nicht viel. Hält er aber ſeine Ausführung noch einige Zeit im Pult zurück, ſchneidet und feilt er fleiſsig daran, ſo wird er vielleicht in dieſem Felde, wo unſtreitig noch viel zu leiſten iſt, etwas dankenswerthes zu leiſten im Stande ſeyn.

Leipzig, b. Schäfer Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronenſis Moralia*, id eſt, *Opera, exceptis vitis, reliqua.* Graeca emendavit, notationem emendationum, et latinam Xylandri interpretationem caſtigatam, ſubjunxit, animadverſiones explicandis rebus ac verbis, item indices copioſos, adjecit *Daniel Wyttenbach*, Hiſt. Eloqu. Litt. gr. et in lat. illuſtri Athen. Amſtelod. Profeſſor. *Ad editionem Oxonienſem emendatius expreſſa. Editio in Germania unica.* Tomi I. Pars I. 1796. CXXIV u. 427 S. gr. 8.

Wenn man ſich über die Frage, ob es recht ſey eine im Auslande ſo eben erſchienene neue Ausgabe eines alten Autors, ohne Erlaubniſs des Herausgebers oder Verlegers, nachzudrucken, hinwegſetzt, oder einen ſolchen Nachdruck zu den erlaubten zählt, entweder weil der ausländiſche Verleger auf Abſatz in Deutſchland nicht eben rechnenete, oder weil der ausländiſche Druck für die mehrſten Liebhaber in Deutſchland viel zu theuer ſey, oder endlich weil gegen engliſche und holländiſche Verleger gewiſſermaſsen Repreſſalien gelten, ſo muſs man ſich allerdings freuen, daſs die Beſorgung eines der deutſchen Sparſamkeit angemeſsnen Abdrucks der Wyttenbachiſchen Ausgabe des Plutarchs in ſo gute Hände gefallen iſt. Alles iſt bey dieſem Abdruck auf *Vollſtändigkeit*, *Correctheit* und *Wohlfeilheit* berechnet. Nichts iſt daher übergangen worden, was die Originalausgabe enthält. Der gelehrte Verleger hat nicht bloſs die leicht bemerkbaren Druckfehler derſelben getilgt, ſondern auch ſolche verbeſſert, deren Wahrnehmung einen geübteren Blick und deren Berichtigung genauere Kenntniſs der Sprache und Sache vorausſetzte. Man vergleiche nur folgende Stellen der Vorrede: p. VI, lin. 1. ſteht im Original *interitum*; p. XXIV, l. 2. v. u. quae; p. XXV, l. 14. *εἰδέειν*; p. XXXIV, l. 13. v. u. λιίους in λιτούς; p. XXXI, l. 10. v. u. *producit*; p. XL, l. 10. ἀναγνώσθηται; p. LXXIX, l. 30. *habebant*; p. LXXXV, l. 19. *ſcriptiones.* Ferner im Texte und in der Verſion: p. 21, l. 30. *conſtructam*; p. 41, 7. ἀμβλυώτου; p. 78, l. 3. τ'; p. 78, l. 4. ὀνομάσσουσι; l. 5. v. u. Νῆ; p. 78, l. *ult.* βίοτον; p. 79. l. 23. fehlt im Originale ganz; p. 106, l. 11. μηλιττα; p. 97, l. 12. *Phoenices*; p. 183, l. 2. v. u. ἐν Κίρκης; l. 3. v. u. *monente* u. ſ. w. Neue Druckfehler hat Rec. in dieſem Abdrucke nicht entdeckt; nur ſehr wenige ſind durch ein Verſehen aus der engliſchen Ausgabe beybehalten worden. So muſs p. 322. l. 4. v. u. ſt. δυναμένοις, der Note zufolge, δυναμένη, u. p. 328, l. 4. wegen des Sylbenmaſses οἱ δ' ἔχοντες geleſen werden. — Die lateiniſche Verſion, welche ſich in der Originalausgabe unter dem Text in zwey Columnen befindet, ſteht hier dem Texte gegen über, und am Schluſs jeder Seite die *annotatio critica.* Dadurch iſt Platz erſpart, und durch Beyfügung der Seitenzahlen, ſowohl der Wyttenbachiſchen als der griechiſch-lateiniſchen Editionen auch für die Bequemlichkeit des Leſers geſorgt worden. Der Druck ſelbſt iſt, wie in dem neulich erſchienenen Athenaeus, zuſammengeengt, ohne das Auge zu beleidigen; und mit Vergnügen hören wir, daſs auch luculentere Exemplare auf gutes Schreibpapier abgezogen worden ſind. Uebrigens hätte der Zuſatz auf dem Titel: *Editio in Germania unica* füglich wegbleiben *können.* Wenn ſonſt niemand in Deutſchland *einen ſolchen* Nachdruck unternimmt, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daſs dieſer der einzige iſt und bleibt. Ein ausſchlieſsendes Recht aber dazu zu haben, wird der Verleger doch damit nicht behaupten wollen?

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Berlin, b. Maurer: *Annalen des Theaters.* 18tes Heft. 1796. 104 S. 8. (8 gr.)

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen.* Aus dem Franzöſiſchen des *Le Grand.* 4ter Th. 1797. 252 S. 8. (18 gr.)

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Mineraloge oder Compendiöſe Bibliothek alles Wiſſenswürdigen aus dem Gebiete der Mineralogie.* III — V Heft. 1796. 300 S. 8. (18 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Der Phyſiker, oder Compendiöſe Bibliothek des Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Naturlehre.* II Heft. 1796. 96 S. 8. (6 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. May 1797.

MATHEMATIK.

Jena, in der Crökerſch. Buchh.: *Ausführliche Beſchreibung einer neuen und bereits practicirten Methode, Gegenden zum militairiſchen Gebrauch aufzunehmen und zu zeichnen*, nebſt einer Abhandlung über die verſchiednen Arten der Mappirungen, und den militairiſchen Gebrauch derſelben, durch ausführliche Beyſpiele erläutert von *Joh. Laur. Jul. v. Gerſtenbergck* der W. W. D. und der Herzogl. lat. Geſ. zu Jena Mitgl. 178 S. 8. mit drey Kupfertafeln. 1796.

Der Vf. hat nicht unrecht, wenn er in der Vorrede behauptet, daſs der gewöhnliche Unterricht in den Militärwiſſenſchaften und insbeſondere im Aufnehmen und Zeichnen der Situationsplane nicht recht zweckmäſsig ſey, und „daſs man „ſich von der ernſtlichen Beſtimmung dieſes Gegen„ſtandes, nämlich durch einen zweckmäſsigen Situa„*tionsplan* und die dadurch erlangte Localkenntniſs „von einer vorliegenden Erdſtrecke, den darauf aus„zuführenden taktiſchen Entwürfen eine logiſtiſche „Berichtigung nach Zeit und Raum zu geben," gewöhnlich zu weit entferne, „wenn man den Unter„richt mit der Vorzeichnung und Nachbildung der in „einem militäriſchen Plan vorkommenden Theile an„fange, dann zu Copierung fingirter oder auch ſolcher „Plane, welche ehemalige wirkliche Begebenheiten „darſtellen, fortſchreite, und ſich damit beruhige, ei„nige höchſt einfache Erdſtrecken, ohne die geringſte „Hinſicht auf die darauf auszuführenden militäri„ſchen Operationen aufgenommen zu haben. Daſs „der Unterricht viel belehrender ſey, wenn der Leh„rer die aufzunehmenden Erdſtrecken mit Auswahl „ausſuchte, und nach wahrſcheinlich taktiſchen Grün„den Diſpoſitionen zum Grunde legte, den Schüler „aber zugleich in deren Beurtheilung und der darauf „abzweckenden Benutzung des Locals übte" u. ſ. w. Dieſen Aeuſſerungen des Vf. müſſen wir unſern vollkommenen Beyfall ertheilen; daſs er aber in gegenwärtiger Schrift viel neues geſagt habe, davon haben wir uns beym Durchleſen derſelben nicht überzeugen können, wenn wir ſie gleich als eine brauchbare Anleitung zur Kenntniſs der verſchiedenen Arten der Mappirungen, und des militäriſchen Gebrauchs derſelben, empfehlen dürfen. Der Vf. hat ſehr gut angegeben, auf was für Gegenſtände der Officier bey Verfertigung militäriſch topographiſcher Entwürfe vorzüglich Rückſicht nehmen müſſe, und was die dadurch erlangte Localkenntniſs für Einfluſs auf die Kriegsoperationen haben. Er zeigt nicht nur, wie militäriſche Mappirungen über *eigene* Länder anzuſtellen ſind, ſondern was auch bey den Mappirungen *feindlicher* Länder zu beobachten iſt, und wie ſie zu erhalten ſind. Dann giebt er eine allgemeine Ueberſicht der *geometriſchen* Operationen, die bey dieſem Geſchäfte vorkommen, und der Verfertigung der Brouillons vermittelſt des *Coup d'Oeil*. „Ein fleiſsig „gefertigter Brouillon ſey der getreueſte Wegweiſer „in der Verkettung der Situationen; aber nur dem Militäriſten allein ſey es möglich (?), im Brouillon„niren eine ſolche Stärke zu erlangen, daſs man den „Brouillon kaum noch von eben demſelben mathema„tiſch aufgenommenen Plane unterſcheiden könne (!) „— Denn er (der Militäriſt?) ſey mit zu vielen „Hülfsmitteln ausgerüſtet, deren ein anderer gänzlich „beraubt iſt. (Alſo der Geometer ſollte nicht eben ſo gut brouillonniren können als der Officier? So wohl die Sprache des Vf., als auch die Art ſeines Ideenganges machen, daſs man ihn zuweilen etwas unverſtändlich findet. Was ſoll das heiſſen, „*daſs man den „Brouillon kaum noch von eben demſelben mathematiſch „aufgenommenen Plane unterſcheiden könne.*" Meynt der Vf., daſs z. E. die Allignements bey militäriſchen Richtungen und Wendungen, der gleichförmige Schritt und das Augenmaaſs, das Ueberziehen einer Planche mit einem Netze von Quadraten, das ſo beliebte Stockviſir, die kleinen Taſchenaſtrolabien, die Stockmenſul, die Stockſcheibe, *Lucas Voch's* Schreibetafel und mehrere andere zum Gebrauche des militäriſchen Aufnehmens vorgeſchlagene, und hier in dieſem Buche beſchriebene Werkzeuge, dem Brouillonniren mathematiſche Genauigkeit gewähren? und daſs es nur durch *dieſe Hülfsmittel dem Militairiſten möglich ſey*, eine ſolche Stärke im Brouillonniren zu erlangen?) Was der Vf. S. 96 und 97. zum Nachtheile des Aſtrolabii und zum Vortheile der Zollmanniſchen Scheibe ſagt, iſt von andern ſchon längſt widerlegt worden.

Jena, in der Crökerſ. Buchh.: *Theoretiſch practiſcher Unterricht das Waſſer durch Röhrenwerke zu leiten*, für Cameraliſten Bau- und Brunnenmeiſter, wie auch Oekonomen auf dem Lande, abgefaſst von *Joh. Laur. Jul. von Gerſtenbergck* — 2ter u. practiſcher Theil. 1796. 171 S. 8. 3 Kupfertafeln u. 2 Tafeln Röhrenſtücke.

Dieſer Theil enthält die Anlegung und den Bau der Röhrenleitungen und öffentlichen Brunnen und die

Digitized by Google

die hiebey obwaltenden Rechte und Policeyanſtalten. Der Vf. iſt beſonders ausführlich in der Beſchreibung der bey den Röhrenleitungen vorfallenden Arbeiten und hat ſich ſelbſt in die einzelnen Handgriffe eingelaſſen; ſchade, daſs die Kupfer nicht ſo ſind, wie es immer die lichtvolle Darſtellung erfodert: ein Wunſch, der ſchon bey der Anzeige des 1ſten Theiles iſt gethan worden. Alle Umſtände, welche in der Ausübung bey Leitung des Waſſers vorkommen, laſſen ſich in Rückſicht der Anlage und der Verfaſſung betrachten: daher theilt der Vf. dieſen Theil in 2 Abſchnitte. Was nun den Bau und die verſchiedenen Anlagen der Röhrenleitungen betrifft, ſo werden erſt die dazu erfoderlichen Baumaterialien kennen gelehrt, wobey der Vf. ziemlich ausführlich iſt, beſonders bey der Beſchreibung der Beſchaffenheit der hölzernen Röhren und ihrer Bearbeitungsart. — Der Vf. ſcheint nach S. 7. hölzerne Röhren vorzuziehen, beſonders kieferne, weil das Holz überall zu haben, am wohlfeilſten ſey und der Bearbeitung die wenigſte Schwierigkeit entgegenſetze. Dieſe Behauptung iſt zu allgemein und gilt nur für holzreiche Gegenden. Wo der Holzverbrauch nothwendig eingeſchränkt werden muſs, (und das iſt der Fall an ſehr vielen Orten Deutſchlands), ſollte man auch bey der Leitung des Waſſers durch Röhren, keine von Holze brauchen, zumal da man mit denen von Eiſen oder gebrannten Thon ſehr gut auskommt. Eiſerne Röhrenleitungen kommen zwar in der erſten Anlage theuer, ſind aber von groſser Dauer, da gut gegoſſene eiſerne Röhren nicht ſo leicht vom Roſte angegriffen werden, als manche aus Vorurtheil oder Unkunde ängſtlich beſorgen. Thönerne Röhrenleitungen ſind wohlfeiler und ebenfalls hinreichend dauerhaft, wie die Erfahrung längſt gelehrt hat und noch lehrt. Der Vf. zeigt dies ſelbſt, S. 46. u. f. und ſagt dabey ausdrüklich, daſs er ſie wegen ihrer Dauer und Reinlichkeit den hölzernen vorziehe. Hier ſcheint mit S. 7. §. 8. ein Widerſpruch, wenigſtens dem Zuſammenhange nach, zu ſeyn. — Das Zuſammenfügen der eiſernen Röhren mit hölzernen Stücken, wird (S. 57.) mit Recht empfohlen. Indeſſen hat Rec. an den Einfallsröhren der Waſſerſäulenmaſchine auf drey Weiber Fundgrube zu Marienberg folgende auch ſehr zu empfehlende Zuſammenfügung geſehn: die Röhrenſtücke ſind ganz glatt gegoſſen und mit ihren Grundflächen an einander geſtoſsen, ſo daſs ſich die Ränder genau berühren, dann hat man da herum ein 6 Zoll breites und 3 bis 4 Linien dickes eiſernes Ziehband gelegt und mit Bley vergoſſen. Dieſe Art Einfaſſung hat in Abſicht der geringen Koſten, der groſsen Haltbarkeit und der wegfallenden Reparaturen, ſehr viel Vorzügliches. — Die zum Bau gehörigen Werkzeuge (S. 73.) ſind zu kurz weggekommen. Man findet ſolche unter andern in *Leupold's* bekannten *Theat. hydrotech.* vorgeſtellt. — Nun folgt: Auffuchung, Eichung und Faſſung der Quellen; Führung der Röhrenfahrten nach der Verſchiedenheit der Erdſtrecken; Bau der gemeinſchaftlichen Sammelbehälter, in welche die Röhrenleitung ihr Waſſer ausgieſsen: Waſſeraustheilung; Bauart der öffentlichen Brunnen; Vorausſchlagung und Abwartung der Röhrenleitungen. — Der Vf. zeigt ſich hier, wie durch das ganze Buch, als ein Mann von guten praktiſchen Kenntniſſen in dieſem Fache; hat auch ſelbſt Anlagen gemacht, wie er gelegentlich mit bemerkt. Es wäre gut geweſen, wenn der Vf. *Langsdorf's* Lehrbuch der Hydraulik (welches 1794. herausgekommen iſt) oder *Buat's principes d' hydraulique*, benutzt hätte, ſo wie es die Abſicht ſeines Buchs erfoderte, zumal da letzterer Schriftſteller und nach ihm erſterer eine brauchbare und mit der Erfahrung genug übereinſtimmende, oder vielmehr nach letzterer eingerichtete Theorie von der Bewegung des Waſſers in Röhrenleitungen, gegeben hat. Unter andern würde er hievon haben können guten Gebrauch machen bey der Beantwortung der Frage (S. 119): Welche verhältniſsmäſsige Abwage iſt auf eine beſtimmte Länge erfoderlich, wenn das Waſſer vom Orte des Einfluſſes bis zu dem des Ausguſſes fortflieſsen und ſich daſelbſt ergieſsen ſoll? —

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Jacob Friedrich Malers*, weil. Hochf. Markgraſſ. Bad. Kirchenr. u. Rectors *Geometrie und Markſcheidekunſt*, durchgeſehn, verbeſſert und vermehrt, und mit einer neuen Vorrede begleitet von *Abraham Gotthelf Käſtner*, Kön. Grosbrit. Hofr. u. Prof. der Phyſ. u. Math. zu Göttingen. Aufs neue vermehrt und verbeſſert von *W. F. Wucherer* Hochf. Bad. Rath u. Prof. der Math. 1795. 256 S. 9 Kfert. 8. (1 Rthlr.)

Dieſes für ſeinen Zweck ſehr brauchbare Buch hat von Hn. *W.* noch mancherley nöthige Ergänzungen und Verbeſſerungen erhalten, die Hr. *W.* in ſeiner Vorrede richtig aufzählt. So iſt unter andern die Kenntniſs von den Inſtrumenten etwas vollſtändiger gemacht; Es ſind leichtere Zeichnungen der Perpendikel und Parallele mitgetheilt worden; Ergänzungen der Tafeln zur Verwandlung der Maaſse, Abkürzung und Theilung der Felder; darüber die beſten neuern Schriften empfohlen; Verbeſſerungen der Zuſammenſetzung der Körper aus ihren Netzen; Lamberts Regel zur Viſirung der Fäſſer; u. ſ. w. Die Markſcheidekunſt hat keine Zuſätze und Verbeſſerung erhalten, welches doch nöthig geweſen wäre; ſie findet ohnehin auch im Badenſchen ihre Anwendung. Uebrigens gedenket Hr. *W.* ſehr dankbar des verſtorbenen Malers als ſeines väterlichen Lehrers und Freundes.

Lissabon b. Ferreira: *Taboas Logarithmicas dos Senos, Tangentes e Secantes de todos os graos e minutos do Quadrante, e dos numeros naturaes desde* 1 *ate* 10000. Seguidas de outras Muitas taboas uteis e neceſſarias em a navegaçao. *Por Joſe Melitaõ da Mota.* 1790. 8.

Dieſe Sammlung mathematiſcher Tafeln iſt zum Dienſt der portugieſiſchen Marine beſtimmt. Sie enthält 1) eine Tafel der Logarithmen der Sinus, Tangenten und Secanten für alle Grade und Minuten des

Quadranten bis auf 5 Decimalſtellen berechnet; 2) eine Tafel der Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1 bis 10000, gleichfalls nur in den 5 erſten Decimalſtellen, 3) eine Tafel der wachſenden Breiten oder der Maridiantheile in den reducirten Karten, 4) eine Tafel, die Gradtheile in Zeittheile und umgekehrt zu verwandeln. Da der Titel *viele* bey der Schiffahrt nützliche Tafeln verſpricht, die Sammlung aber, wie man aus der Inhaltsanzeige ſieht, dürftig ausfällt, ſo vermuthet Rec., daſs ſie hiemit noch nicht vollſtändig ſey. Sie ſcheint übrigens mit Sorgfalt abgedrukt zu ſeyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Bieling, und in Commiſſion b. Fleiſcher in Leipzig: *Praktiſche Erklärung der epiſtoliſchen Texte* zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Chriſtenthums aus allen Ständen von *Joh. Paul Siegm. Bunzel*, Pfarr. zu Pommelsbrunn 1795. II. Th. S. 251 — 488. 1796. III. Th. 489 — 716. u. XII S. Vorrede und Inh. Anzeige.

Der II. Th. dieſer Paräneſen über die Sonn- und Feſtags-Epiſteln hat mit dem I. in No. 18:. d. J. 1795. angezeigten nicht nur das Jahr ſeiner Erſcheinung, ſondern auſser der Form und Behandlungsart auch *die theologiſchen* Grundſätze durchaus gemein; daher *wir uns* begnügen, uns auf unſer dort geäuſsertes Urtheil zu berufen. So iſt es, um doch etwas anzuführen wohl ſehr zweifelhaft. ob Phil. 2, 10. die *καταχθονίων*, welche vor Chriſto ihre Kiee beugen ſollen, die *Menſchen* bedeuten, welche noch künftig gebohren werden ſollen, und nicht vielmehr die bereits Verſtorbnen oder ob es überhaupt mit dieſer Bezeichnung ſo genau zu nehmen und nicht vielmehr mit *im Himmel* und *auf Erden* und *unter der Erden* alles gemeynt ſey, was an irgend einem denkbaren Orte von Geſchöpfen Gottes lebt; überhaupt aber iſt die Bearbeitung jener ſchönen Stelle ziemlich mager ausgefallen; *da ſie* an fruchtbaren Confectarien weit reicher geworden ſeyn würde, wenn der rührende Eingang von V. 1 — 5. mehr benutzt worden wäre. S. 277. hätte, da in die Geſchichte Jeſu zurückgegangen ward, des *Geiſtes Gottes*, der in *ſichtbarer Geſtalt* über Jeſu bey ſeiner Taufe *geſchwebt* habe, nicht ohne dieſen Hebraiſmus zu erläutern erwähnt werden ſollen: und bey der Betrachtung über Röm. 11, 33 — 36. konnte man erwarten, daſs der Vf. in der Auseinanderſetzung deſſen, was zum Glauben an Gott und zur Unterwerfung unter die Rathſchlüſſe ſeiner Weltregierung gehört, tiefer eindringen würde. Uebrigens fehlt es auch hier nicht an guten exegetiſchen Erläuterungen, wovon wir nur die S. 341. über die Abſicht, warum Jeſu Jünger ſich nach ſeiner Trennung ſo bald nicht von Jeruſalem entfernen ſollten, und über die Ep. am 11. Sonnt. n. Trinit. Joh. 3, 13 — 18., wo beſonders die Verbindung recht gut angegeben iſt, erwähnen. Mit Vergnügen fand Rec. in der Vorrede zum III Th., daſs Hr. B. ſeine Bemerkungen über den I Th. meiſtens gegründet gefunden hat und insbeſondere den in jener Beurtheilung befindlichen Erinnerungen über Vorbilder, Weiſſagungen und Genugthuung, einigen Beyfall ſchenkt. Man findet auch in dieſem Theile die Erklärung groſsentheils liberaler und minder von den Feſſeln der Dogmatik abhängig, mit unter vielleicht nur zu ängſtlich geſchäftig, läſtigen Conſequenzen in Anſehung der aus gewiſſen Schriftausſprüchen zu folgernden Dogmen auszuweichen, wie denn z. B. Epheſ. 6, 10—17 jüdiſch dämonologiſche Begriffe ſchwerlich wegzuläugnen ſeyn möchten, von denen ja wohl Paulus nach ſeiner Privatüberzeugung nicht ganz frey geweſen ſeyn mag, ohne daſs dergl. darum *objective* nach Maasgabe ſolcher Stellen dem chriſtlichen Lehrbegriffe überhaupt einzuverleiben ſind. Noch weniger aber ſcheint es exegetiſche Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben, daſs 2 Petr. 3, 3 — 14 eine bloſse Hindeutung auf den Untergang des jüdiſchen Staats bedeute, und wenn gleich die bey dieſer Gelegenheit angeführte Stelle Luc. 21, 25 ff. überhaupt von dieſer Revolution, nicht aber von dem Ende der Welt handelt: ſo iſt es doch gewaltſam, die Zeichen an Sonne Mond und Sterne, die überhaupt wohl nur furchtbare Meteore bedeuten, von Veränderungen in der jüdiſchen Verfaſſung zu erklären; noch mehr aber 2 Petr. 3, 10 unter dem Himmel die Vornehmen und Machthaber der Juden, unter den Elementen die Beſtandtheile des jüdiſchen Staats und unter der Erde das geſamte Volk zu verſtehn; — da es in den Briefen der Ap. nahmentl. an die Theſſal. gar nicht an Spuren der damals gangbaren und den Ap. ſelbſt vielleicht nicht ganz unglaublichen Meynung fehlt, daſs die Ankunft des Meſſias zum Weltgericht und das Ende der Dinge nahe ſey, auch die letzten Kap. der Apokalypſe dieſe Begebenheit mit den vorher angekündigten Untergange des Judenthums in nahe Verbindung ſetzen, und ſelbſt Chriſtus, nachdem des letztern von ihm erwähnt worden Gelegenheit genommen hatte, in jene entferntere Zukunft hinaus einige jedoch weit gemeinere Blicke zu thun. Die ſchwere Stelle Gal. 3, 20 ff. iſt nicht ohne Fleiſs bearbeitet. Doch würde Rec., ſtatt daſs der Vf. bey *μεσιτης ἑνός ὐκ ἔςιν* ſupplirt *σπέρματος* und die Sache ſo erklärt: „Moſes als Vermittler des Geſetzes hat auf dem verheiſsnen einzigen Helfer keine Rückſicht: die Stelle mit Morus u. a. lieber fragweiſe nehmen: „iſt er nicht ein abgeordneter des einen unveränderlichen Gottes“ — „denn Gott iſt ja unveränderlich — 1 Tim. 1, 9 iſt die Erklärung, den Gerechten iſt kein Geſetz gegeben nebſt den daraus hergeleiteten Folgerungen gewiſs unrichtig *νόμος δικαίοις ὀυ κεῖται* heiſst vielmehr nach dem Zuſammenhange v. 8 es fällt ihnen nicht zur Laſt — ſie machen ſich für für deſſen Uebertretung nicht verantwortlich. — Wenn übrigens der Vf. S. 676 die Freyheit des Willens darinn beſtehn läſst, daſs der Menſch dasjenige wählet, was ihn glücklich macht und ſich hingegen immer mehr unabhängig von dem macht, was ihn reizt ſolche Handlungen zu begehn, die früher oder ſpäter traurige Folgen nach

ſich ziehen — und wenn Tugend überhaupt faſt ausſchlieſsend als das Beſtreben nach Glückſeligkeit dargeſtellt wird: ſo möchte Rec. ſeine vorhergehende Behauptung vom *gemilderten* Evdämonismus faſt zurücknehmen. Soll endlich Rec. über die ganze Arbeit ſeine Meynung ſagen: ſo dünkt ihm freylich die praktiſche Anwendung zuweilen etwas mager und die Behandlungsart für Zuhörer und Leſer aus dem Volke nicht intereſſant genug. Das fällt aber weniger des Vf. Fleiſse als der Beſchaffenheit der epiſtoliſchen Perikopen, die als aphoriſtiſche aus dem Zuſammenhange geriſſene Ermahnungen und Anweiſungen ſich zum Theil gar nicht in ein Ganzes vereinigen laſſen und keinen Stoff zu einer irgend gründlichen moraliſchen Belehrung hergeben, zur Laſt. Sie ſchicken ſich daher weit weniger zu Homilien und Paränesen, als die evangeliſchen und es dürfte zweckmäſsiger geweſen ſeyn, wenn der Vf. zuerſt allemal ohne eingeſtreute Reflexionen die ſimple Erklärung aufgeſtellt, dann aber wenn auch für die Leſer nur kurze Winke zur praktiſchen Anwendung und einer mehr ſynthetiſchen weitern Ausführung des Einzelnen, was darinne auf chriſtliche Glaubens und Sittenlehre Beziehung hat, gegeben hätte.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Amynt, oder einige Winke zur Belehrung, zur Ermunterung und zum Troſte derer, die ſich dem Predigerſtande gewidmet haben.* Von *Karl Auguſt v. Raden.* 1797. 160 S. 8. (8 gr.)

Die Winke, welche nach der unbeſtimmten Angabe des Titels alle dem Prediger wichtigen Gegenſtände betreffen können, ſchränken ſich zu Folge der Vorrede auf ein: *Etwas zur Aufmunterung und Beruhigung* für diejenigen ein, die in den gegenwärtigen Zeitumſtänden in Gefahr ſind, es zu bereuen, den Predigerſtand gewählt zu haben. Man muſs dem Verfaſſer zugeſtehen, daſs er mit dem, was unſer Zeitalter für den Prediger Beunruhigendes hat, bekannt, vielleicht aus eigner Erfahrung bekannt iſt. Er ſetzt dieſes in der Sprache des Unmuths in *Briefen* oder *Geſprächen* auseinander, und beantwortet es dann, meiſtentheils auf eine befriedigende Weiſe. Candidaten des Predigtamtes und junge Prediger, die bald über die groſsen Foderungen, welche man jetzt an ihren Stand macht, erſchrecken; bald über den öffentlichen Unterricht, den ſie bey ihren Zweifeln und ihren vom kirchlichen Syſtem abweichenden Meynungen geben ſollen, geängſtigt werden; bald über die herrſchende Gleichgültigkeit und Lauigkeit gegen die Religion und die öffentlichen Gottesverehrungen und über die anſcheinende Fruchtloſigkeit ihrer mühſamen Arbeiten bekümmert ſind; werden dieſe wenigen Bogen nicht leſen, ohne dem Vf. zu danken. Er ſtellt die Urſachen der Unruhe in ein ſolches Licht, daſs ſich ihre Wirkung auf das Herz verändert, und giebt eine Anſicht der Zeitumſtände, nach welcher nicht blos die Lage des Predigers ſondern auch andrer Stände auf eine Art verändert erſcheint, die zwar allerdings gröſsere Anſtrengung erfodert, aber auch ein Beweis von der gröſsern Ausbildung unſers Zeitalters iſt, worüber ſich der denkende und wohlwollende Menſch doch mehr freuen als betrüben wird. — Was wir ungern vermiſst haben, iſt mehrere Rückſicht auf diejenigen, die über den *Religionseid* beunruhigt ſind; wofür wir gern das Geſpräch über *das* Hofmeiſterleben hingegeben hätten, in welchem die Klagen übertrieben und die Antworten nicht paſſend ſind, da ſie keine Beruhigungsgründe, ſondern blos Gedanken, wie es beſſer werden könnte, enthalten. — Angehängt iſt eine Predigt, deren Beurtheilung wir einem homiletiſchen Journale überlaſſen müſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen,* b. Dieterich: *Abhandlung über die anſteckenden Krankheiten,* von *Joh. Friedr. Chriſt. Pichler.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1796. 115 S. 8. (6 gr.) Weder die Theorie, noch die Behandlung der anſteckenden Krankheiten hat durch dieſe Abhandlung, die durch die bekannte Preisaufgabe der ehemaligen *Societé Royale de médecine* zu Paris veranlaſst wurde, etwas gewonnen. Der Vf. ſcheint mit den neuern Unterſuchungen über die Natur der anſteckenden Krankheiten nicht bekannt zu ſeyn: er hängt der Humoralpathologie ganz an, und leitet die Entſtehung und Wirkung aller Miaſmen einzig von dem Verderbniſs der Säfte ab. So erklärt er z. B. die Entſtehung der Krätze auf folgende Art: Wenn durch eine ſchlechte Lebensart der Chylus verdirbt, ſo wird das Blut unrein, und es erzeugen ſich in demſelben unreine Feuchtigkeiten, die im Stande ſind, die Feuchtigkeit gewiſſer Hautdrüſen zu verändern, und ſie in eine bösartige, krätzige Materie, in die eigentliche Materie der Krätze, welche die gleiche Krankheit bey andern zu erregen vermag, zu verwandeln. Was er von der Einwirkung der Miaſmen auf die beiden feſten Theile ſagt, läuft alles auf die unbeſtimmten Aeuſserungen hinaus, daſs ſie auf das Senſorium wirken, das Nervenſyſtem afficiren, u. ſ. w. Er denkt ſich die Mittheilung der Miaſmen nicht anders, als durch die Säfte und nimmt zwey Wege dieſer Mittheilung an, die Aſſimilation, und die Einverleibung. Die Claſſe der anſteckenden fieberhaften Krankheiten erweitert er ohne Grund, indem er alle Faulfieber, ſogar alle nachlaſſenden gaſtriſchen Fieber, und alle Ruhren, unter die anſteckenden Krankheiten rechnet. Die *febris gaſtrica remittens* entſteht nach ſeiner Meynung, wenn die Feuchtigkeiten in den Gefäſsen des Unterleibes verdorbener ſind, als das Blut, und wenn verdorbene Galle vorhanden iſt, ſo heiſsen dieſe Fieber *febres biliofae putridae.* Die Vorſchriften, die der Vf. zur Verhütung der anſteckenden Krankheiten im Allgemeinen, und der einzelnen Krankheiten dieſer Art beſonders giebt, ſind die allgemein bekannten, und viele, die von Wichtigkeit ſind, ſind weggelaſſen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. May 1797.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre*, von *Immanuel Kant.* 1797. 235 S. 8. (18 gr.)

Unſre kritiſche Anzeige der zahlreichen Schriften über die philoſophiſche Rechtslehre, welche ſeit einigen Jahren verfaſst und herausgegeben, aber in der A. L. Z. aus zufälligen Urſachen noch nicht recenſirt worden ſind, könnte keinen fröhlichern Anfang nehmen, als mit der Bekanntmachung des Einen *Meiſterwerks*, das nach ſo vielen *Verſuchen* einer kritiſch ſeyn ſollenden Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaft endlich erſchienen iſt. — Keime zu dieſem Syſtem lagen zwar ſchon in den meiſten frühern Büchern und Abhandlungen ſeines Urhebers; ſelbſt in der Kritik der reinen Vernunft (in der Lehre von den Ideen der reinen Vernunft S. 358. 373. der zweyten Ausg.) *war ſchon* die Grundidee aller äuſsern Geſetzgebung beyläufig angedeutet, und wie natürlich ſich das gröſse, regelmäſsige Ganze aus dieſen unſcheinbaren Keimen entwickeln und ausbilden lieſs — das liegt nun jedem, der ſehen und urtheilen kann, vor Augen. Aber gleichwohl waren dieſe vorläufig hingeworfenen Ideen bis auf den heutigen Tag ſo gut wie verloren. Kaum einer und noch einer hat es auch nur wirklich verſucht, dieſen edeln Keim eines formalen Rechtsbegriffes für ſich rein zu entwickeln und zu einer reinen Metaphyſik des Rechts auszubilden; manche der Beſten (in Vergleichung mit andern, für die es gar keine Kritik der Vernunft giebt) haben ihn zwar nicht ganz umkommen laſſen, aber doch nur in einem wilden Stamm der bisherigen eudämoniſtiſchen, allenfalls auch empiriſch coſmopolitiſchen und daher in Bezug auf den Staat revolutionären, Naturrechts gleichſam eingeimpft, ohne durch ihn die ganz rohe, materiale Natur dieſes Grundſtammes umbilden und veredeln zu können, und ſo darf es uns nicht befremden, daſs durch eine ſolche unzureichende Künſteley nichts als unſelige Mitteldinge von Gewächſen, meiſt unedler, theils aber doch etwas veredelter Art und Natur zum Vorſchein gekommen ſind, vor welchen die ältern, unkritiſchen Rechtslehren doch wenigſtens den Vorzug der Gleichartigkeit ihres Beſtandſtoffes und einer gewiſſen Harmonie ihrer Theilorgane unter ſich ſelbſt behaupten dürften.

Da bey einem ſolchen Werke die Bekanntmachung und Empfehlung ſchon zu ſpät, die *ausführliche* kritiſche Prüfung aber leicht zu früh kommen möchte: (beyläufige Fragen und kurze Erinnerungen des Rec. pflegen nicht ſowohl Prüfung zu veranlaſſen als den Leſer zu benachrichtigen, *daſs der Rec. anderer Meynung ſey*, woran dem denkenden Leſer wenig gelegen ſeyn kann) *) ſo glaubt der Rec. durch eine gedrängte Darſtellung der Gedankenkette des Vf. in ihren weſentlichen Gliedern, mit Uebergehung aller übrigen noch ſo trefflichen und fruchtbaren Nebengedanken, ſich ſowohl die bisherigen als die künftigen Leſer der Kantiſchen Rechtslehre einzig und allein zu verpflichten, und er unterzieht ſich dem angenehmen Geſchäfte, von dieſer Epoche machenden Begebenheit in der Philoſophie des Rechts eine kunſtloſe und einfache Geſchichtserzählung in dieſen Jahrbüchern der Literatur niederzulegen.

In der Metaphyſik der Natur ſtellt die Vernunft die Naturgeſetze, in der Metaphyſik der Sitten Geſetze der Freyheit oder *moraliſche Geſetze* auf. Beziehen wir dieſe moraliſchen Geſetze auf die Freyheit ſowohl im äuſsern als innern Gebrauch der Willkühr, ſo heiſsen dieſelben *ethiſch*, und die Uebereinſtimmung der freyen Handlungen mit denſelben, als ihren Beſtimmungsgründen — Moralität; auf den bloſs äuſsern Freyheitsgebrauch bezogen, nennen wir ſie *juridiſch*, und die Uebereinſtimmung mit denſelben, Legalität. Die *Geſetzgebung* ſelbſt, ſie mag ſich auf innere oder äuſsere Handlungen beziehen, iſt eine *innere*, welche die Handlung als praktiſch nothwendig vorſtellt, durch die Idee des Geſetzes ſelbſt; eine *äuſsere*, welche auch eine andere Triebfeder, als die Idee der Pflicht ſelbſt zuläſst, nämlich eine pathologiſche Beſtimmung der Willkühr der Neigungen und insbeſondere der Abneigung. Ein ethiſches Geſetz, als ſolches, kann kein äuſseres ſeyn (ſelbſt nicht die eines göttlichen Willens); denn die äuſsere Geſetzgebung nöthigt zu gewiſſen Leiſtungen durch Zwang, es wäre aber widerſprechend jemanden zu zwingen (d. h. *von auſsen* zu beſtimmen), daſs das Geſetz der *innere* Beſtimmungsgrund der Handlungen ſeiner Willkühr ſeyn ſolle. Juridiſche Geſetze dagegen *können* äuſsere ſeyn, obgleich die dadurch beſtimmte Pflicht, welche Rechtspflicht heiſst im Gegenſatze der Tugendpflicht, als Pflicht betrachtet und abgeſehen von dem Zwange, als dem vom Rechtsgeſetze herrührenden Beſtimmungsgrunde, auch ein Object der innern Geſetz-

*) Dieſer Auszug ſoll indeſſen, unſrer Abſicht nach, eine künftig zu liefernde, prüfende und vergleichende Beurtheilung des angezeigten Werks nicht ganz verdrängen. Die Herausgeber d. A. L. Z.

ſetzgebung iſt und in ſofern zu den indirect ethiſchen Pflichten gehört. — Die Metaphyſik der Sitten hat alſo zwey weſentlich verſchiedene Theile, die Tugendlehre oder Ethik und die Rechtslehre. Die Ethik iſt die Wiſſenſchaft der innern und ethiſchen; die Rechtslehre das Syſtem der äuſsern und juridiſchen Geſetze der praktiſchen Vernunft. Die Sphäre der juridiſchen Geſetzgebung liegt zum Theil innerhalb der Sphäre der ethiſchen; allein die Triebfeder iſt weſentlich verſchieden; bey jener Zwang, bey dieſer aber einzig und allein die Pflicht. Die gegenwärtige Schrift handelt die Rechtslehre ab; die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Tugendlehre hofft der Vf. in Kurzem liefern zu können. —

Die Rechtsgeſetze ſind theils *natürliche*, zu denen die Verbindlichkeit auch ohne wirkliche äuſsere Geſetzgebung durch die Vernunft a priori erkannt werden kann, theils *poſitive*, die ohne wirkliche äuſsere Geſetzgebung gar nicht Geſetze ſeyn und verbinden würden. Die *Rechtslehre* iſt der Inbegriff der Geſetze, für welche eine äuſsere Geſetzgebung *möglich* iſt.

Der Begriff des Rechts iſt nicht empiriſch, ſondern rein. *Das Recht* iſt der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkühr (nicht der Wunſch, oder das bloſse Bedürfniſs) des einen mit der Willkühr des andern (ihrer Form, nicht der Materie nach) nach einem allgemeinen Geſetze der Freyheit zuſammen vereiniget werden kann. Meine Handlung iſt *recht*, die oder deren Maxime dieſen Charakter an ſich trägt, eben ſo auch mein Zuſtand. Wer mich alſo daran hindert, der thut mir *Unrecht*, denn dieſes Hinderniſs kann mit der Freyheit nach allgemeinen Geſetzen nicht beſtehen. — Der *Zwang* iſt ein Widerſtand, der der Freyheit geſchieht. Der Zwang, welcher einem Hinderniſſe der Freyheit nach allgemeinen Geſetzen entgegen geſtellt wird, iſt als Verhinderung eines Hinderniſſes der Freyheit mit der Freyheit nach allgemeinen Geſetzen zuſammenſtimmend, d. i. *rechtmäſsig*. Das Recht iſt mit der Befugniſs, zu zwingen, analytiſch verbunden. Denkt man ſich nun das Recht, als *ſtrictes oder enges Recht*, d. h. ſondert man alles Ethiſche davon ab, ſo iſt die Triebfeder der Rechtspflicht, als ſolcher, nicht das Bewuſstſeyn einer moraliſchen Verbindlichkeit, ſondern das Princip der Möglichkeit eines äuſsern Zwanges, der mit der Freyheit von jedermann nach allgemeinen Geſetzen zuſammen beſtehen kann. Hierin iſt alſo der Begriff des Rechts ſelbſt, als ſtricten Rechts, unmittelbar zu ſetzen. — Nach dieſem ſtricten Begriffe iſt die *Billigkeit* kein Recht; denn ſie wäre ein Recht ohne Zwang (*jus latum*), weil ſich hier nicht beſtimmt angeben lieſse, wie viel oder auf welche Weiſe dem Anſpruche deſſen, welcher aus dieſem Grunde etwas fodert, genug gethan werden könne. Eine ſolche Foderung gehört lediglich für das Gewiſſensgericht; jede Frage Rechtens muſs aber vor einen bürgerlichen Gerichtshof gezogen werden können; ein Gerichtshof der Billigkeit ſchlieſst aber einen Widerſpruch in ſich. — Ein ſogenanntes *Nothrecht*, d. i. eine gewaltthätige Selbſterhaltung wäre ein Zwang ohne Recht. Dieſe iſt zwar in ſubjectivem Sinne *unſtrafbar*, weil ein Strafgeſetz für einen ſolchen Fall die beabſichtigte Wirkung gar nicht haben könnte, aber darum nicht objectiv geſetzmäſsig und *unſträflich*. Die entgegengeſetzte Behauptung würde einen Widerſpruch der Rechtslehre mit ſich ſelbſt enthalten. Nach Abſonderung dieſer beiden uneigentlich ſogenannten Rechte (*jus aequivocum*), läſst ſich nun die *natürliche Rechtslehre* ſelbſt ſyſtematiſch *eintheilen*. Sie beſchäftigt ſich entweder mit dem angebornen, oder mit dem erworbenen Rechte. Das *angeborne Recht* kommt jedermann zu, unabhängig von allem rechtlichen Act, von Natur; zu dem *erworbenen* wird ein ſolcher Act erfodert.

Das angeborne Mein und Dein heiſst auch das innere, und iſt weſentlich nur ein einziges, nämlich — *Freyheit*, Unabhängigkeit von eines Andern nöthigender Willkühr, ſo fern ſie mit jedes Andern Freyheit nach einem allgemeinen Geſetze zuſammen beſtehen kann. Alle andere innere Befugniſſe, als der rechtlichen Gleichheit, daſs jeder von Natur ſein eigener Herr und ein unbeſcholtener Menſch iſt, endlich auch die Befugniſs, das gegen andre zu thun, was an ſich ihnen das Ihre nicht ſchmählert, wenn ſie ſich deſſen nur nicht annehmen wollen — liegen ſchon im Princip der angebornen Freyheit und ſind wirklich von ihr nicht (als Glieder der Eintheilung unter einem höhern Rechtsbegriffe) *unterſchieden*. Alle übrigen Rechte ſind äuſsere und erworbene, und mit dieſen hat es (da das angeborne ein einziges iſt) die Rechtslehre vornehmlich zu thun. In Anſehung dieſer iſt das Recht theils ein *Privatrecht* im Naturzuſtande, d. h. ein Inbegriff derjenigen Geſetze, die keiner äuſsern Bekanntmachung bedürfen, theils ein *öffentliches Recht* im bürgerlichen (durch öffentliche Geſetze das Mein und Dein ſichernden Zuſtande. d. i. ein Inbegriff derjenigen Geſetze, die einer öffentlichen Bekanntmachung bedürfen, um einen rechtlichen Zuſtand hervorzubringen. Von dem innern Rechte handelt Hr. K. der Kürze halber bloſs in den Prolegomenen; von dem äuſsern Privatrechte im erſten, von dem öffentlichen Rechte im zweyten Theile ſeiner allgemeinen Rechtslehre.

Das Privatrecht vom äuſsern Mein und Dein überhaupt. Zuerſt wird die Art und Weiſe beſtimmt, etwas Aeuſseres als das Seine zu *haben*; dann die Art etwas Aeuſseres zu *erwerben* und endlich die drey verſchiedenen Arten des äuſsern Privatrechtes.

Juridiſch mein iſt dasjenige, womit ich ſo verbunden bin, daſs der Gebrauch, den ein Anderer, ohne meine Einwilligung von ihm machen möchte, mich lädiren würde. Die ſubjective Bedingung der Möglichkeit des Gebrauchs überhaupt iſt der *Beſitz*. Denkt man ſich dieſen Beſitz als *ſinnlich* (phyſiſch, empiriſch) d. h. mit Inhabung, (*detentio*,) Raum- und Zeitverbindung; z. B. wenn ich einen Apfel in der Hand; das Verſprochene ſchon empfangen, ein Geſinde in meinem Hauſe habe; ſo würde mich der, welcher die Sache ohne meinen Willen gebrauchen woll-

wollte, in Anſehung des *innern Meinen*, der Freyheit; lädiren, aber dadurch würde nichts *Aeuſseres*, als das Meinige, beſtimmt. Soll es es ein *Aeuſseres Mein* in ſtricten Verſtande geben, ſo ſetzt dies einen *intelligiblen*, *bloſs rechtlichen Beſitz* (*poſſeſſio noumenon*) voraus, da ich einen äuſsern Gegenſtand, abgeſehen von allen Raum- und Zeitbedingungen, *ohne Inhabung*, *habe*, der Gegenſtand in meiner Gewalt iſt (*in poteſtate mea poſitus*), weil mein zu deſſelben beliebigen Gebrauche ſich beſtimmender Act der Willkühr dem Geſetze der äuſsern Freyheit nicht widerſtreitet. Denn ohne allen Beſitz könnte ich nicht durch den eigenmächtigen Gebrauch, den der Andre von einer Sache macht, afficirt und lädirt werden. Die Rechtmäſsigkeit eines phyſiſchen Beſitzes des innern Mein iſt aus dem Grundgeſetze des Rechts *analytiſch* erweislich, und die Behauptung deſſelben geht nicht über das Recht einer Perſon in Anſehung ihrer ſelbſt hinaus. Die Behauptung eines äuſseren, bloſs rechtlichen, intelligiblen Beſitzes iſt aber *ſynthetiſch*, und ſie bedarf alſo einer Deduction. Dieſe beruht auf einem rechtlichen Poſtulat der praktiſchen Vernunft: *Es iſt möglich*, *einen jeden äuſsern Gegenſtand meiner Willkühr als das Meine zu haben* d. i. eine Maxime, nach welcher, wenn ſie Geſetz würde, ein Gegenſtand der Willkühr an ſich (objectiv) herrenlos (*res nullius*) werden müſste, iſt rechtswidrig. Ich denke mir etwas, als Gegenſtand meiner *Willkühr*, wenn ich das Bewuſstſeyn habe, von der phyſiſchen Möglichkeit, daſſelbe zu gebrauchen. Die Unterſagung des wirklichen Gebrauches von etwas Brauchbaren wäre eine praktiſche Vernichtung deſſelben; die Freyheit würde ſich ſelbſt des Gebrauches ihrer Willkühr in Anſehung eines Gegenſtandes berauben, obgleich dieſer Gebrauch *formaliter* mit jedermanns äuſserer Freyheit übereinſtimmte; — d. h. die Freyheit würde ſich durch ein ſolches Verbot ſelbſt widerſtreiten. So entſteht ein *Erlaubniſsgeſetz* (*lex permiſſiva*) der praktiſchen Vernunft, welches uns die Befugniſs giebt, allen andern eine Verbindlichkeit aufzulegen, die ſie ſonſt nicht hätten, ſich des Gebrauchs gewiſſer Gegenſtände unſerer Willkühr zu enthalten, weil wir zuerſt ſie in unſern Beſitz genommen haben. Durch dieſes Poſtulat „der Rechtspflicht, gegen andere ſo zu handeln, daſs das Aeuſsere (Brauchbare) auch das Seine von irgend jemanden werden könne“ erhält auch der Begriff *eines bloſs rechtlichen* (nicht phyſiſchen) *Beſitzes* objectiv praktiſche Realität; denn dieſer iſt die intelligible Bedingung der Möglichkeit, nach jenem nothwendigen Rechtsgrundſatze zu handeln. — Wie iſt nun aber dieſer reine praktiſche Begriff anwendbar auf Gegenſtände der Erfahrung, deren Erkenntniſs von Raum- und Zeitbedingungen abhängig iſt? Unter Rechtsbegriffe, als Vernunftbegriffe, kann nicht der empiriſche Begriff des *Innehabens*, ſondern nur der reine Verſtandesbegriff des *Habens* ſubſumirt werden. Ein *Gegenſtand iſt mein*, heiſst nun: mein, zu deſſelben beliebigen Gebrauche ſich beſtimmender, Wille widerſtreitet nicht dem Geſetze der äuſsern Freyheit; mein Wille iſt alſo rechtlich mit ihm verbunden. — Die Rechtsregel, wodurch das Mein und Dein beſtimmt wird, muſs als ein Vernunftgeſetz, den Charakter der *Allgemeinheit*, mithin auch der Reciprocität der Verbindlichkeit haben. Die Willenserklärung, wodurch ich beſtimme, daſs etwas das Meine ſeyn ſoll, und wodurch ich jeden andern verbinde, ſich des Gegenſtandes meiner Willkühr zu enthalten, erhält ihre geſetzliche Kraft nur durch eine *allgemeine* Regel des äuſsern rechtlichen Verhältniſſes, wodurch ich mich zugleich jedem andern in Anſehung des äuſsern Seinen zu einer gleichmäſsigen Enthaltung verbunden erkläre. Soll demnach der Zwang zu Behauptung des Meinen der Freyheit nach allgemeinen Geſetzen (dem Rechte) keinen Abbruch thun; ſo muſs ich auch den andern ſicher ſtellen, daſs ich mich in Anſehung des Seinigen nach ebendemſelben Princip verhalten werde. Da nun dazu jeder *a priori* verpflichtet iſt, ohne daſs es eines beſondern rechtlichen Acts bedürfte: ſo darf ich auch vor dem Entſtehen einer bürgerlichen Verfaſſung, d. h. vor dem Zuſtande einer wirklichen allgemeinen äuſsern, mit Macht begleiteten, Geſetzgebung, mein Beſitzthum gegen jeden vertheidigen, indem keiner einen geſetzlichen Willen hat zum Widerſprechen; mein Beſitz iſt aber gleichwohl nur *proviſoriſch - rechtlich*. Eben daſſelbe Poſtulat aber, wornach es rechtlich möglich ſeyn ſoll, etwas Aeuſseres als das Seine zu haben, berechtigt auch das Subject, jeden andern, mit dem es zum Streit des Mein und Dein über ein äuſseres Object kommt, zu *nöthigen*, mit ihm in eine bürgerliche Verfaſſung zu treten, um jeden proviſoriſchen Beſitz allgemein zu ſichern und in einen *peremtoriſchen* zu verwandeln.

Das *Princip der äuſsern Erwerbung* iſt: Was ich (nach dem Geſetz der äuſsern *Freyheit*) in meine *Gewalt* bringe, und wovon, als Object meiner Willkühr, Gebrauch zu machen ich (nach dem Poſtulat der praktiſchen Vernunft) das Vermögen habe; endlich, was ich (gemäſs der Idee eines möglichen vereinigten Willens) *will*, es ſolle mein ſeyn, das iſt mein. Die *Apprehenſion* beſtimmt nämlich den empiriſchen Beſitz. Die *Bezeichnung* erklärt ihn in der Erſcheinung. Die *Zueignung* erhebt ihn zu einem bloſs rechtlichen Beſitz.

Das äuſsere Recht iſt ſeiner Form (Erwerbungsart) nach entweder ein *Sachenrecht*, oder ein *perſönliches Recht*, oder ein *dinglich-perſönliches Recht*. Auch das Objeckt und der Rechtsgrund iſt hier verſchieden.

Das *Sachenrecht*; Recht in einer Sache (*jus reale*, *in re*) wird gewöhnlich als ein Recht gegen jeden Beſitzer derſelben erklärt. Da dieſem Rechte keine Verbindlichkeit *der Sache* ſelbſt entſprechen kann, ſo iſt die Realdefinition des Sachenrechts: ein Recht des Privatgebrauchs einer Sache, in deren (urſprünglichen oder geſtifteten) Geſammtbeſitze ich mit allen andern bin. Denn durch einſeitige Willkühr kann ich keinen andern verbinden, ſich des Gebrauchs einer Sache zu enthalten, wozu er ſonſt keine Verbindlichkeit

haben würde; alſo nur durch vereinigte Willkühr Aller in einem Geſammtbeſitze. Die erſte Erwerbung einer Sache kann keine andere, als die des *Bodens* ſeyn; denn ſonſt könnte jeder eine ſolche Sache ohne Rechtsverletzung aus ihrem Platze ſtoſsen. Ein jeder Boden kann aber urſprünglich erworben werden (zufolge des Poſtulats der praktiſchen Vernunft) und der Grund der Möglichkeit dieſer Erwerbung iſt die urſprüngliche Gemeinſchaft des Bodens überhaupt, (*communio poſſeſſionis originaria*) deren Begriff nicht empiriſch und von Zeitbedingungen abhängig iſt, wie etwa der gedichtete, aber nie erweisſliche eines uranfänglichen Geſammtbeſitzes (*communio primaeva*), ſondern ein praktiſcher Vernunftbegriff, der *a priori* das Princip enthält, nach welchem allein die Menſchen den Platz auf Erden nach Rechtsgeſetzen gebrauchen können. Der rechtliche Act dieſer Erwerbung iſt *Bemächtigung (occupatio)*, d. h. eine Erwerbung eines äuſsern Gegenſtandes der Willkühr durch *einſeitigen* Willen, welcher aber an und für ſich für andere nicht verbindlich und für jemand berechtigend iſt, ſondern zu dieſem Behufe als ein, in einem *a priori* vereinigten d. i. durch die Vereinigung der Willkühr Aller, die in ein praktiſches Verhältniſs gegen einander kommen können; abſolut gebietenden Willen, enthaltener, und darum allein geſetzgebender, alſo verpflichtender und berechtigender, Wille betrachtet werden muſs. Die phyſiſche Beſitznehmung iſt alſo nur der empiriſche Titel der Erwerbung; der Vernunfttitel der Erwerbung iſt eben dieſe Idee eines *a priori* nothwendig zu vereinigenden Willens Aller, d. i. der bürgerliche, Zuſtand. — Im Naturſtande kann alſo nur proviſoriſch erworben werden; nur in einer bürgerlichen Verfaſſung peremtoriſch. Nach dem Poſtulat der rechtlich praktiſchen Vernunft iſt aber ein Zwangsrecht vorhanden, dieſen bürgerlichen Zuſtand hervorzubringen und der Idee deſſelben gemäſs etwas wirklich zu erwerben. — Die Befugniſs der Beſitznehmung eines Bodens erſtreckt ſich ſo weit, als das Vermögen, ihn in ſeiner Gewalt zu haben. Die *Bearbeitung* iſt nur ein Zeichen der Beſitznehmung, welche durch viele andere minder mühſame Zeichen erſetzt werden kann. Die erſte Bearbeitung oder Formgebung des Bodens giebt auch gar keinen Titel der Erwerbung; vielmehr muſs das Recht dazu erſt aus dem Eigenthume der Subſtanz gefolgert werden. Ein ſolcher äuſserer Gegenſtand, welcher der Subſtanz nach das Seine von jemanden iſt, iſt deſſen *Eigenthum, dominium*. Dies kann nur eine körperliche Sache ſeyn. Der Menſch iſt zwar ſein eigner Herr (*ſui juris*), aber nicht Eigenthümer von ſich ſelbſt.

Ein *perſönliches Recht* iſt der Beſitz der Willkühr eines Andern, als Vermögen ſie, durch die meine, nach Freyheitsgeſetzen zu einer gewiſſen That zu beſtimmen. Die Erwerbung deſſelben kann weder urſprünglich und eigenmächtig ſeyn, noch durch eine rechtwidrige That eines Andern, noch durch deſſen bloſse Verlaſſung oder Verzichtthuung, ſondern allein durch eine Uebertragung (*translatio*) hervorgebracht werden, welche nur durch einen gemeinſchaftlichen Willen möglich iſt, vermittelſt deſſen der Gegenſtand immer in die Gewalt des einen oder des andern kommt, alsdann einer ſeinem Antheile an dieſer Gemeinſchaft entſagt, und ſo das Object durch Annahme deſſelben (mithin einen poſitiven Act der Willkühr) das Seine wird. Der Act der vereinigten Willkühr zweyer Perſonen, wodurch überhaupt das Seine des Einen auf den Andern übergeht, iſt der *Vertrag*. Es wird alſo zu einem Vertrag erfodert der *vereinigte* Wille beider, welcher alſo *zugleich* declarirt werden müſste. Die empiriſchen *Actus* der Declaration ſind aber niemals zugleich, ſondern *folgen einander* nothwendig in der Zeit. Allein von dieſer ſinnlichen Bedingung der Apprehenſion muſs bey einem rechtlichen, folglich rein intellectuellen Verhältniſſe abſtrahirt, beide Acte müſſen als aus einem einzigen *gemeinſamen* Willen hervorgehend und der Gegenſtand (*promiſſum*) durch Weglaſſung der empiriſchen Bedingungen nach dem Geſetz der reinen praktiſchen Vernunft als erworben vorgeſtellt werden. Durch den Vertrag erwerbe ich aber (wofern es nicht *pactum re initum* iſt) nicht unmittelbar eine äuſsere Sache, ſondern nur das Verſprechen eines Andern, folglich nur ein *perſönliches* Recht, nämlich gegen eine *beſtimmte* phyſiſche Perſon und zwar auf *ihre Willkühr* zu würken, mir etwas zu *leiſten*, *nicht ein Sachenrecht*. Die Uebertragung geſchieht nach dem Geſetz der Stetigkeit die Sache iſt keinen Augenblick *res vacua*. Durch die Uebergabe entſteht erſt ein dingliches Recht. Ohne einen beſondern Beſitzvertrag braucht der Veräuſserer einer Sache auch nicht alle Gefahr, die die Sache treffen möchte, während er ſie noch in ſeiner Gewahrſam hat, zu tragen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reinicke: *Leſebuch nützlicher Kenntniſſe aus der Natur. Erſtes Bändchen.* 1793. 200 S. *Zweytes Bändchen,* 1794. 204 S. *Drittes Bändchen.* 1795. 188 S. *Viertes Bändchen.* 1796. 188 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Compilation enthält zuſammen 88 verſchiedene, wohl ausgewählte und gut behandelte Materien aus der Naturgeſchichte, Phyſiologie, Phyſik und Chemie, die faſt ſämmtlich ein allgemeines Intereſſe haben, und aus guten Quellen geſchöpft ſind. Bücher dieſer Art haben an ſich immer das Verdienſt, daſs ſie eine wünſchenswerthe Unterhaltung, und den Geſchmack an derſelben mehr verbreiten, wenn ſich auch die Vf. nicht mehr als die Auswahl und Zuſammenſtellung dabey zueignen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 30. May 1797.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre von Immanuel Kant.* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Das *auf dingliche Art perſönliche Recht* iſt das Recht des Beſitzes eines äuſsern Gegenſtandes, *als einer Sache* und des Gebrauches deſſelben *als einer Perſon.* Das Mein und Dein nach dieſem Rechte iſt das *Häusliche* und das Verhältniſs in dieſem Zuſtande iſt das der Gemeinſchaft freyer Weſen, die durch den wechſelſeitigen Einfluſs nach dem Princip der äuſsern Freyheit eine Geſellſchaft von Gliedern eines Ganzen ausmachen, welches das *Hausweſen* heiſst. Das Recht der häuslichen Geſellſchaft iſt 1) das *Eherecht.* Durch den Geſchlechtsgenuſs macht ſich ein Menſch ſelbſt zur Sache; dies widerſtreitet dem Rechte der Menſchheit in ſeiner eigenen Perſon, wofern die eine Perſon nicht die andere gegenſeitig wieder erwirbt. Dies geſchieht lediglich in der *Ehe*, d. i. in der Verbindung zweyer Perſonen verſchiedenen Geſchlechts zum lebenswierigen wechſelſeitigen Beſitz ihrer Geſchlechtseigenſchaften. Der eheliche Vertrag iſt demnach nicht beliebig, ſondern durch das Geſetz der Menſchheit nothwendig. Das Verhältniſs der Verehlichten iſt ein Verhältniſs der *Gleichheit*, ſowohl der Perſonen als auch der Glücksgüter, womit doch die Herrſchaft des Mannes über das Weib beſteht. Vollzogen wird der Ehevertrag nur durch eheliche Beywohnung. 2) Das *Aelternrecht.* Die Erzeugung iſt praktiſch nicht als ein Act zu betrachten, wodurch ein freyes Weſen *hervorgebracht* und dadurch, wie ein anderes Gemächſel, das Eigenthum der Aeltern, ſondern als ein ſolcher, wodurch eine Perſon ohne ihre Einwilligung eigenmächtig auf die Welt geſetzt worden. Für dieſe That haftet auf den Aeltern die Verbindlichkeit, ſie, ſoviel in ihren Kräften ſteht, mit dieſem ihren Zuſtande zufrieden zu machen. Kinder haben ein angebornes Recht auf ihre Verſorgung durch die Aeltern, auf nöthige Pflege, pragmatiſche und moraliſche Erziehung. Sie ſind das Beſitzthum, aber nicht das Eigenthum der Aeltern. Nach der Entlaſſung hört alle Rechtspflicht zwiſchen ihnen auf. 3) Das *Hausherrenrecht.* Der Form nach iſt der Hausherr im Beſitz des Geſindes (wozu auch *ex pacto* die mündig gewordenen Kinder gehören können); der Materie aber oder dem Gebrauche nach iſt er nicht Eigenthümer; denn durch ein ſolches Pactum hörte die Perſon auf, Perſon zu ſeyn. Der Gebrauch iſt daher rechtlich kein *Verbrauch*, die Dienerſchaft nie lebenslänglich und unauflöslich, der Dienſt nicht unbeſtimmt, und die Kinder ſind jederzeit frey. — Angehängt iſt noch eine dogmatiſche Eintheilung der erwerblichen Rechte aus Verträgen, eine transſcendentale Erörterung des Begriffes vom Gelde, und ein Beweiſs von der Unrechtmäſsigkeit des Büchernachdruckes (aus dem Begriffe eines *mandatum*). — Von der realen, empiriſchen unterſcheidet ſich die *ideale Erwerbung*, die keine Cauſalität in der Zeit enthält, mithin eine bloſse Idee der reinen Vernunft zum Grunde hat, indem das Subject von einem Andern erwirbt, der entweder *noch nicht iſt* (von dem man bloſs die Möglichkeit annimmt, daſs er ſey,) — wie bey der *Erſitzung* (*uſucapio*); oder indem dieſer eben *aufhört zu ſeyn*, wie bey der *Beerbung* — *per pactum ſucceſſorium* oder *teſtamentum*; oder endlich, wenn er *nicht mehr* iſt, wie bey dem unſterblichen Verdienſt, oder dem Anſpruche auf den guten Namen nach dem Tode. Dieſe drey Erwerbungsarten laſſen ſich zwar nur in einem öffentlichen rechtlichen Zuſtande zum Effect bringen, gründen ſich aber ſchon *a priori* im Naturzuſtande, als nothwendig und ſind alſo *juris naturae.* Die Erſitzung ſtützt ſich auf dem Poſtulate der rechtlich praktiſchen Vernunft, weil auſserdem, wenn ein bisher unbekannter Beſitzer eine Sache von dem redlichen Inhaber jederzeit vindiciren könnte, ganz und gar kein ſicherer Beſitz möglich wäre. Durch ein Vermächtniſs erhält der Erbnehmer ausſchlieſslich das Recht der Wahl, ob er die hinterlaſſene Habe zu der ſeinigen machen wolle oder nicht; bis dahin iſt die Sache nach dem Tode des Erblaſſers zwar *res vacua*, aber nicht *res nullius.* Der gute Name ſelbſt nach dem Tode gehört zum Mein und Dein des Subjects, welches in rechtlicher Hinſicht als Noumenon betrachtet, mithin von deſſen Ende als Phänomen abſtrahirt wird. — Das Naturrecht muſs aber nicht bloſs lehren, was *an ſich recht* iſt, wie nämlich hierüber ein jeder Menſch für ſich zu urtheilen habe, ſondern auch was vor einem Gerichtshof recht d. h. *Rechtens* iſt. Ein Gerichtshof muſs in ſubjectiver Abſicht zu ſeinem eigenen Behuf ein ſolches, von dem objectiven Rechtsprincip verſchiedenes, Princip annehmen, wornach ihm eine ſichere Rechtsentſcheidung (*juſtitia diſtributiva*) möglich iſt. Bey dem Schenkungsvertrage bleibt es objectiv unbeſtimmt, ob der Schenkende ſich dem Zwange zur Leiſtung unterworfen habe; vor einem Gerichtshof wird dem Beſchenkten das Recht zum Zwange zugeſprochen, wofern der Schenkende ſich die Freyheit, von ſeinem Verſprechen abzugehen, nicht ausdrücklich vorbehalten

hat. Bey dem Leihvertrage nach dem Urtheile im Naturzuſtande *caſum ſentit commodatarius*, vor einem Gerichtshofe *caſum ſentit dominus*. Im Naturzuſtande würde durch eine ehrliche Erwerbung z. B. Kauf einer Sache von einem Nichteigenthümer, nur ein *perſönliches* Recht in Anſehung einer Sache (*jus ad rem*), nicht aber ein wahres Eigenthumsrecht entſtehen; der erſte Beſitzer dürfte ſich die Sache vindiciren. Vor einem Gerichtshofe aber müſste dieſes Recht als ein Sachenrecht angenommen und behandelt werden, weil es ſich ſo am leichteſten und ſicherſten aburtheilen lieſse. Die Sicherheit durch Eidesablegung gilt im Naturzuſtande nichts; vor einem Gerichtshofe muſs ſie anerkannt werden, wiewohl auch im bürgerlichen Zuſtande ein Zwang zu Eidesleiſtungen der unverlierbaren menſchlichen Freyheit zuwider iſt. —

Aus dem Privatrecht im natürlichen Zuſtande geht nun das *Poſtulat des öffentlichen Rechtes* hervor: du ſollſt, im Verhältniſſe eines unvermeidlichen Nebeneinanderſeyns, mit allen andern, aus jenem heraus, in einen rechtlichen Zuſtand übergehen d. h. in einen ſolchen, welcher die Bedingungen enthält, unter denen allein jeder ſeines Rechts *theilhaftig* werden kann, wo alſo eine austheilende Gerechtigkeit iſt. Dieſes bahnt den Uebergang zum zweyten Theile.

Das *öffentliche Recht* d. h. der Inbegriff der Geſetze, die einer allgemeinen Bekanntmachung bedürfen, um einen rechtlichen Zuſtand hervorzubringen, begreift 1) das *Staatsrecht* d. h. die Rechtsgeſetze für das Verhältniſs der einzelnen Menſchen, welche ſich zu einem rechtlichen Zuſtande vereiniget haben; 2) das *Völkerrecht* d. h. das Recht der Staaten im Verhältniſs zu einander; 3) das *Weltbürgerrecht* d. h. das Recht, ſofern es auf die mögliche Vereinigung aller Völker geht. Dieſe drey Formen des rechtlichen Zuſtandes beziehen ſich nothwendig auf einander.

Staatsrecht. Ein *Staat* iſt die Vereinigung einer Menge von Menſchen unter Rechtsgeſetzen. Jeder Staat enthält drey Gewalten in ſich (gleich den drey Sätzen in einem praktiſchen Vernunftſchluſs): die geſetzgebende, die vollziehende und die rechtſprechende. Die geſetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen, damit ſie niemand unrecht thun könne. Die geſetzgebenden Glieder (nicht bloſs paſſive Theile) des Staats ſind *Staatsbürger*, denen geſetzliche Freyheit, bürgerliche Gleichheit und Selbſtſtändigkeit zukommen muſs. Wer ſeine Exiſtenz nicht unabhängig von andern erhält z. B. ein Dienſtbote, der iſt nur *Staatsgenoſſe*, ob er gleich nach Principien der Freyheit und Gleichheit behandelt werden und das rechtliche Vermögen haben muſs, ſich zu einem activen Bürger empor zu arbeiten. Die Idee, wornach die Rechtmäſsigkeit des Acts, durch welchen ſich das Volk zu einem Staate conſtituirt, allein gedacht werden kann, iſt der *urſprüngliche Contract*, wodurch alle und jede ihre geſetzloſe Freyheit (ſelbſt Richter zu ſeyn) gänzlich aufgeben, um ihre Freyheit in einem rechtlichen Zuſtande unvermindert wieder zu finden. Die drey Gewalten im Staate ſind einander bey- und untergeordnet; keine darf die Function der andern uſurpiren. Der Wille des Geſetzgebers iſt irreprehenſibel, das Ausführungsvermögen irreſiſtibel, der richterliche Ausſpruch inappellabel. Der Regent beſitzt die ausübende Gewalt; wäre er zugleich Geſetzgeber, ſo würde er Deſpot ſeyn. Der Regent ſteht unter dem Geſetz und wird durch daſſelbe, folglich von einem Andern, dem Souverain, verpflichtet; er kann von dieſem abgeſetzt, ſeine Verwaltung reformirt, aber nicht beſtraft werden, weil dies letztere ein Act der ausübenden Gewalt ſeyn würde. Weder der Staatsherrſcher, noch der Regierer kann *richten*, ſondern nur Richter, als Magiſtrate, einſetzen; das Volk richtet ſich ſelbſt. In der Vereinigung dieſer drey Gewalten beſteht das *Heil des Staats*, d. h. der Zuſtand der gröſsten Uebereinſtimmung der Verfaſſung mit Rechtsprincipien, wornach zu ſtreben die Vernunft uns kategoriſch verpflichtet, wenn auch die Glückſeligkeit des Menſchen vielleicht im Naturſtande oder unter dem Deſpotiſmus beſſer beſtehen ſollte.

Die praktiſche Vernunft gebietet: der jetzt beſtehenden geſetzgebenden Gewalt zu gehorchen, ihr Urſprung mag ſeyn, welcher er wolle. Dieſer Urſprung der oberſten Gewalt iſt für das Volk, das unter derſelben ſteht, *in praktiſcher Abſicht unerforſchlich*. Da es nicht rechtmäſsig darüber urtheilen kann, ſo würde es für jede Widerſetzlichkeit mit allem Rechte beſtraft werden. Der Herrſcher im Staate hat gegen die Unterthanen lauter Rechte und keine Zwangspflichten. Wenn das Organ des Herrſchers, der Regent, auch den Geſetzen zuwider verführe, z. B. mit Auflagen, Recrutirungen wider das Geſetz der Gleichheit in Vertheilung der Staatslaſten; ſo darf der Unterthan dieſer Ungerechtigkeit zwar Beſchwerden, aber keinen Widerſtand entgegenſetzen. Auch in der Conſtitution kann kein Artikel enthalten ſeyn, der es einer Gewalt im Staate (z. B. ſogenannten Ephoren) möglich machte, ſich im Falle der Uebertretung der Conſtitutionalgeſetze durch den oberſten Befehlshaber, ihm zu widerſetzen, mithin ihn einzuſchränken. Eine ſolche Conſtitution ſtände mit ſich ſelbſt in Widerſpruch und führte zum Deſpotismus. Es giebt alſo ſchlechterdings kein Recht des Aufſtandes, noch weniger des Aufruhrs, am allerwenigſten zur Vergreifung an der Perſon und an dem Leben des Staatsoberhaupts. Jeder Verſuch dieſer Art iſt nicht nur geſetzwidrig, ſondern auch die ganze geſetzwidrige Verfaſſung vernichtend. Eine Veränderung der fehlerhaften Staatsverfaſſung kann alſo nur vom Souverain ſelbſt durch *Reform*, aber nicht vom Volke, mithin durch *Revolution* verrichtet werden, und wenn ſie geſchieht, ſo kann jene nur die *ausübende* Gewalt, nicht die geſetzgebende, treffen. — Iſt aber einmal eine Revolution gelungen, ſo müſſen ſich die Unterthanen der neuen Ordnung der Dinge fügen. Der entthronte Monarch kann nicht rechtlich beſtraft werden, er kann gemei-

ner

ner Staatsbürger werden, kann aber auch ſein altes Recht geltend zu machen ſuchen. — Der Souverain iſt nicht Eigenthümer, ſondern *Oberbefehlshaber der Unterthanen*, aber *Obereigenthümer des Bodens*, in ſofern die Beſtimmung alles Privateigenthums von ihm abhängt. Daher kann er jede Corporation im Staate, die ein auf Nachfolger übertragbares Eigenthumsrecht behauptet, z. B. Ritterorden, Orden der Geiſtlichkeit u. dgl. aufheben, doch muſs er die Ueberlebenden entſchädigen. Aus eben dieſem Grunde kann er die Privateigenthümer des Bodens *beſchatzen*. Hierauf beruht auch das Recht der Staatswirthſchaft, des Finanzweſens und der Polizey, welche letztere die öffentliche Sicherheit, Gemächlichkeit und Anſtändigkeit beſorgt. Endlich drittens gehört auch zur Erhaltung des Staats noch das Recht der Aufſicht, daſs ihm nämlich keine Verbindung, die aufs öffentliche Wohl der Geſellſchaft Einfluſs haben kann, verheimlicht werde. *Indirect*, d. i. ſofern der Oberbefehlshaber als Uebernehmer der Pflicht des Volks betrachtet wird, kommt ihm das Recht zu, dieſes mit Abgaben zu ſeiner eigenen Erhaltung zu belaſten. Dahin gehört das Armenweſen, Findelhäuſer und das Kirchenweſen. Der Souverain kann Aemter ertheilen, aber nicht nach ſeinem Gutbefinden wieder nehmen; denn das letztere konnte der vereinigte Wille des Volks über ſeine bürgerliche Beamte nie beſchlieſsen. Eben ſo wenig kann derſelbe einen Erbadel oder erbliche Staatsämter und Würden einführen, aus dem nämlichen Grunde. Nur durch ein eigenes Verbrechen kann jemand die Würde als Staatsbürger verlieren und Leibeigener werden; dann kann der Herr (*dominus*) über ſeine Kräfte, wenn gleich nicht über ſein Leben und ſeine Gliedmaſsen diſponiren. Durch einen Vertrag kann ſich niemand dazu verpflichten, folglich auch nicht zu der Qualität und Quantität nach unbeſtimmten Arbeiten verdingen. — Das *Strafrecht* iſt das Recht des Befehlshabers gegen den Unterwürfigen, ihn wegen ſeines Verbrechens mit einem Schmerz zu belegen. Der Souverain kann folglich nicht beſtraft werden. Die richterliche Strafe muſs jederzeit nur darum über einen Verbrecher verhängt werden, *weil er verbrochen hat;* denn das Strafgeſetz iſt ein kategoriſcher Imperativ, der keinem Vortheil untergeordnet werden darf. Das Princip und Richtmaaſs für die Art und den Grad der Beſtrafung iſt: Was für unverſchuldete Uebel du einem Andern im Volk zufügſt, das thuſt du dir ſelber an. Der Dieb kommt in den Sklavenſtand. Der Mörder muſs ſterben. Nur wenn der Staat darüber zu Grunde ginge, kommt dem Souverain, als Majeſtätsrecht, die Befugniſs zu, eine andere Strafe, z. B. Deportation zu verhängen. Bey Kindermörderinnen und duellirenden Officiers kommt zwar die unerſetzliche Geſchlechtsehre und Kriegesehre in Colliſion; der kategoriſche Imperativ der Todesſtrafe bleibt aber, obgleich nach den ſubjectiven Verhältniſſen eine Ungerechtigkeit daraus entſpringt. — Begnadigen kann der Souverain keinen, der gegen einen Unterthan etwas verbrochen hat, ſondern höchſtens nur den Majeſtätsverbrecher. — Der Unterthan kann auswandern, ohne jedoch ſeine liegende Habe aus dem Staate herauszunehmen. — Die *Staatsform* iſt entweder autokratiſch, oder ariſtokratiſch, oder demokratiſch. Die einfachſte iſt freylich für die Handhabung des Rechts die beſte, aber für das Recht des Volkes ſelbſt die gefährlichſte. Die Aenderung der Staatsform durch Gewalt des Volks iſt Vernichtung aller bürgerlich rechtlichen Verhältniſſe, mithin alles Rechtes ſelbſt. Aber auch der Souverain ſelbſt kann nicht eigenmächtig das Volk einer andern, z. B. der demokratiſchen Verfaſſung unterwerfen. Die Staatsformen ſind der *Buchſtabe* der urſprünglichen Geſetzgebung im bürgerlichen Zuſtande; aber der *Geiſt* des urſprünglichen Vertrages enthält die Verbindlichkeit der conſtituirenden Gewalt, die Regierungsart jener Idee angemeſſen zu machen und allmählich zur einzig rechtmaſsigen Verfaſſung, nämlich der einer *reinen Republik*, d. h. einem repräſentativen Syſtem des Volks auszubilden, wo das Geſetz ſelbſt herrſchend iſt und an keiner beſondern Perſon hangt. Dies iſt der abſolut rechtliche Zuſtand, worin jedem das Seine *peremtoriſch* zugetheilt werden kann.

Völkerrecht. Die Staaten exiſtiren im äuſsern Verhältniſs gegen einander betrachtet, in einem nichtrechtlichen Zuſtande. Dieſer iſt ein Zuſtand des Kriegs, aus welchem diejenigen, welche einander benachbart ſind, herauszugehen verbunden ſind. Es iſt daher ein Völkerbund nothwendig zum Schutz gegen äuſsere Angriffe, womit jedoch keine ſouveraine Gewalt verbunden ſeyn darf. Der Staat darf ſeine Unterthanen zum Kriege gegen andere Staaten gebrauchen, nicht aus dem Princip des Eigenthumes; denn der Staatsbürger iſt frey; ſondern aus dem Princip der *Pflicht* des Souverains gegen das Volk. Die Läſion eines Staats, die Bedrohung oder auch nur die fürchterlich anwachſende Macht berechtigt den gefährdeten Staat zum Kriege. Dieſer muſs aber nach ſolchen Grundſätzen geführt werden, nach welchen es immer noch möglich bleibt, aus jenem Naturzuſtande der Staaten herauszutreten und in einen rechtlichen über zu gehen. Kein Krieg unabhängiger Staaten gegen einander kann daher ein Strafkrieg, Ausrottungs- oder Unterjochungskrieg ſeyn. Solche Vertheidigungsmittel, deren Gebrauch die Unterthanen unfähig machen würde, Staatsbürger zu ſeyn, z. B. Giftmiſcher, Scharfſchützen u. dgl., wie auch Plünderungen des Volkes ſind unerlaubt. Nach dem Kriege macht der Sieger die Friedensbedingungen und zwar ſich ſtützend auf ſeine Gewalt. Der überwundene Staat verliert nicht ſeine ſtaatsbürgerliche Freyheit. Das überwältigte Volk wird nicht leibeigen. Zum Recht des Friedens gehört das der Neutralität, der Garantie und einer Defenſivallianz. Vor einem allgemeinen Staatenverein iſt alles Recht der Völker und alles durch den Krieg erwerbliche oder erhaltbare äuſsere Mein und Dein bloſs proviſoriſch. Der ewige Friede — das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts — iſt aber eine unausführbare Idee. Ausführ-

Digitized by Google

bar ſind aber allerdings ſolche politiſche Grundſätze, die darauf abzwecken und die Idee von ſolchen Verbindungen der Staaten, die zur continuirlichen Annäherung zum ewigen Frieden dienen, nämlich ein permanenter Staatencongreſs, ohne welchen das Völkerrecht bloſs in Büchern exiſtirt.

Das Weltbürgerrecht. Die materiale Bedingung der Möglichkeit einer rechtlichen Gemeinſchaft aller Völker des Erdbodens iſt die Kugelgeſtalt ihres Aufenthalts, als *globus terraqueus.* Die Vernunftidee einer *friedlichen*, wenn gleich noch nicht freundſchaftlichen, durchgängigen Gemeinſchaft aller Völker auf Erden, die unter einander in wirkliche Verhältniſſe kommen können, iſt nicht etwa philanthropiſch (ethiſch), ſondern ein *rechtliches Princip.* Jeder Erdbürger hat das Recht, die Gemeinſchaft mit allen zu *verſuchen*, und zu dieſem Zweck alle Gegenden der Erde zu *beſuchen.* Er hat aber kein Recht der *Anſiedelung* auf dem Boden eines andern Volks, ſondern dazu wird ein beſonderer Vertrag erfodert. In neu entdeckten Ländern darf ein Volk nur in ſolcher Entlegenheit vom Sitze desjenigen Volks, das in einem ſolchen Landſtriche ſchon Platz genommen hat, ſich anbauen, daſs keines derſelben im Gebrauch ſeines Bodens dem andern Abbruch thut. Gewaltthätigkeit oder Betrug gegen die alten Einwohner bleibt Unrecht, wenn auch die Cultur dieſer Völker, das Weltbeſte und die Gründung eines geſetzlichen Zuſtandes dabey beabſichtigt würden. Wer das Gegentheil behauptet, der muſs auch die Maxime der Staatsrevolutioniſten gut heiſsen: daſs es, wenn Verfaſſungen verunartet ſind, dem Volke zuſtehe, ſie mit Gewalt umzuformen, und überhaupt einmal für allemal ungerecht zu ſeyn, um nachher die Gerechtigkeit deſto ſicherer zu gründen und aufblühen zu machen. — Der kategoriſche Imperativ: *Es ſoll kein Krieg ſeyn*, kann durch keine theoretiſche Demonſtration der Unmöglichkeit eines allgemeinen Friedens wankend gemacht werden. Die Idee eines Republicaniſmus aller Staaten ſammt und ſonders, als der dazu tauglichſten Conſtitution, ſoll durch allmählige Reform realiſirt werden. Dieſe allgemeine und fortdauernde Friedensſtiftung erſchöpft den ganzen Endzweck der Rechtslehre innerhalb der Gränzen der bloſsen Vernunft. Der ewige Friede iſt das höchſte politiſche Gut, dem wir uns continuirlich annähern, oder — das moraliſche Geſetz für betrügeriſch erklären und unſer Daſeyn, als vernünftige Weſen, verwünſchen müſſen. Dieſe Idee iſt nun einmal gründlich entwickelt, und ſie wird hoffentlich nie wieder vergeſſen oder verdrängt werden. Und wenn dann durch ihre Wirkung nach Jahrtauſenden die Menſchheit ihrem Ziele näher gerückt iſt, ſo gebührt der erſte Dank dafür, dem Verdienſte des eben ſo menſchenfreundlichen als tiefen Denkers, wenn auch ſein Name alsdann vielleicht nicht mehr genannt werden ſollte.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Schöne: *Erzählungen aus der Naturgeſchichte* für Kinder. 9½ Bogen. 1796. 8. (8 gr.)

Der unterthänigſte Diener der „Hochgebornen G. G. und F. F. H**** und S** v. B*** ſeiner theuerſten Freundinnen," wofür ſich der Vf. in der Zueignung bekennt, hätte eben ſowohl gethan, wenn er uns mit ſeiner Autorſchaft, wie mit ſeinem Namen, verſchont hätte. Die Compilation oder Zuſammenſtoppelung, die er liefert, iſt ein offenbarer Misbrauch des Aushängeſchildes auf dem Titel. Was wollte er wohl mit der trocknen Beſchreibung aller Flüſſe, die kein Kind aushalten wird, mit den Betrachtungen über die Helden und Thomas Morus, die kein Kind verſteht, und mit den herzbrechenden anakreontiſchen Verſen, wenn ſie nicht etwa für die Schlafſtunde berechnet ſind?

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Kindergeſpräche, deutſch und franzöſiſch,* zur Erleichterung des erſten Unterrichts in der franzöſiſchen Sprache. 1797. 227 S. 8.

Dieſe Geſpräche ſind von dem ungenannten Vf. entworfen, um Müttern und Lehrerinnen den erſten Unterricht in der franzöſiſchen Sprache zu erleichtern. Sie haben wirklich Intereſſe für Kinder, ſind durch ihren Inhalt dem Geſchmack, durch ihre Einfachheit der Faſſungskraft derſelben angemeſſen, und liefern weit mehr Wörter und Redensarten von Dingen, die ſie kennen, als die den üblichen Grammatiken angehängten Geſpräche. Wir fanden aber bey Durchblätterung dieſer Bogen häufige Verſtoſse wider die Rechtſchreibung, die billig in einem Lehrbuche ſorgfältig vermieden werden müſsten. Hier nur die auffallendſten der erſten Seiten: S. 1. ſollte *râteau* für *rateau* ſtehen; S. 2. *âge* für *age;* S. 3. *à* (Präpoſition) für *a* (Verbum); S. 4. *écharpe* für *echarpe;* S. 6. *vîte* für *vite;* S. 8. *realiſes* für *realiſes;* S. 10. *dépenſe* für *depenſe; mène* für *mêne; étage* für *etage;* S. 11. *écoutez* für *ecoutez; nous avons été* für *nous avons étez; couteaux* für *couteaus; dreſſoir* für *redreſſoir; un tourne-broche* für *une tourne-broche*, u. ſ. w. Von den Fehlern wider den franzöſiſchen Syntax will er nur einen erwähnen; S. 77. iſt nach *quoique* der Indicativ geſetzt. Das alles muſs bey einer neuen Auflage verbeſſert werden, wenn das Buch nicht ſchaden ſoll.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. May 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleiſcher d. Jüng.: *Ausführliche Geſchichte der Dogmen oder der Glaubenslehren der chriſtlichen Kirche.* Nach den Kirchenvätern ausgearbeitet von *Samuel Gottlieb Lange*, Profeſſor zu Jena. *Erſter Theil.* 1796. 328 S. gr. 8.

Erſt in unſern Zeiten hat man den groſsen Werth der chriſtlichen Dogmengeſchichte erkannt und richtig beſtimmt. Gewiſſermaaſsen iſt ſie wichtiger als die Dogmatik ſelbſt, indem dieſe letztere, wenn ſie mehr als ein gewöhnlicher eingeſchränkter Verſuch ſeyn ſoll, den Lehrbegriff einer gewiſſen Kirche mit Vernunft und Schrift in Uebereinſtimmung zu bringen, offenbar eine durch Exegeſe und Philoſophie geläuterte Dogmengeſchichte abgeben muſs. Allein die bisherigen Beyträge zu derſelben waren an Gehalt ſo verſchieden, als an Methode. Hr. L. hat für ſein Werk *die chronologiſche* gewählt: und in der That hat ſie *ihre eigenen* Vortheile; wenn gleich die vollſtändige Geſchichte einzelner Dogmen bequemer zu ſeyn ſcheint. Mit Recht verwirft er auch den Plan nach einem philoſophiſchen Princip, nach dem die Kirchengeſchichte überhaupt in unſern Tagen umgeformt werden ſollte. Der feſte Gang, den er in dieſem erſten Theile nimmt, zeigt genugſam, mit welchem eindringenden Beobachtungsgeiſte er ſich ohne die vorhandenen Führer ganz zu vernachläſsigen, ſeinen Weg ſelbſt zu bahnen verſucht habe.

In einer *Einleitung* giebt er die vorzüglichſten Urſachen an, welche ſo viele Erweiterungen und Zuſätze zu den urſprünglichen Lehren des Chriſtenthums veranlaſst haben. Die erſte iſt ihm die Nothwendigkeit; manche Zuſätze waren nöthig, um die chriſtliche Religion auch ſolchen Menſchen verſtändlich und annehmlich zu machen, welche keine Juden waren, und bey denen alſo nicht ſo viel wie bey dieſen vorausgeſetzt werden durfte; eben ſo auch diejenigen Erweiterungen, durch welche man den Gegnern der reinen Chriſtusreligion begegnen, und ihre Einwürfe gründlich widerlegen muſste: beides alſo ſind im Grunde keine Verfälſchungen. Andere Urſachen ſind der Hang zur Speculation und zum Philoſophiren über Gegenſtände der überſinnlichen Welt, welchem ſich die Lehrer der chriſtlichen Religion nur gar zu bald ergaben. — Herrſchſucht der verordneten Lehrer der Religion; — endlich auch ihre Unwiſſenheit. Es dürfte wohl hier dienlich ſeyn, die Zuſätze zur eigentlichen Religion von denen zu unterſcheiden, durch welche ſich Religionswiſſenſchaft oder Theologie bildete,

Als eine Haupteinleitung zum Ganzen geht unter der Aufſchrift: *Chriſtus und ſeine Apoſtel,* (S. 12–52) ein Abriſs ihres Lehrbegriffs, verglichen mit dem Jüdiſchen, voran. *Jeſus*, ſagt der Vf., trat unter den Juden als Reformator auf; ſeine Lehre iſt mit den Glaubenslehren des damaligen Judenthums, die einzige Lehre von Gott, als dem liebevollen Vater aller Menſchen, ausgenommen, vollkommen übereinſtimmend; dahingegen ihr praktiſcher Theil ſo weitläuftig und vollendet erſcheint. Daſs er hier nichts von *Chriſti* höherer Natur, nichts von der Inſpiration der Apoſtel, und allen jenen Lehren, zu denen man nur durch einen Uebergang in die überſinnliche Welt kommen kann, geſagt habe, entſchuldigt er in der Vorrede (S. XVIII) damit, weil es für den Hiſtoriker in jene für ihn nicht erkennbare Welt keinen Uebergang gebe, indem dahin nach Vernunft und Schrift nur ein Glaube führe, der ganz auſserhalb dem Felde der Geſchichte liege; ob er gleich übrigens mit Ueberzeugung dasjenige annehme, was *Jeſus* von ſich ſagt, und ſeine Jünger von ihm bezeugen. Allein dieſer Grund möchte wohl zu viel beweiſen. Iſt er gültig: ſo darf niemand die Geſchichte einer Religion beſchreiben, in der Begriffe und Lehren aus einer überſinnlichen Welt vorkommen. Der Hiſtoriker verſichert ja aber nicht, daſs ſie ihm aus Zeugniſs oder Erfahrung bekannt geworden ſind; ſeine Verbindlichkeit geht nicht weiter, als zu zeigen, daſs ſie der Stifter jener Religion wirklich gelehrt, und welche Beweiſe er für dieſelben beygebracht habe. Sogar wenn er ſie nicht glaubt, kann er ſie nicht weglaſſen, ohne mangelhaft in ſeiner Darſtellung zu werden. Uebrigens glaubt der Vf. (S. 29), daſs *Chriſtus* ſelbſt die moſaiſche Idee von einer *Theokratie* beybehalten habe; nur freylich, daſs ſie durch die Lehre von Gott, als dem Vater aller Menſchen, eine nicht nachtheilige Erweiterung erhalten habe. „Dieſe chriſtliche Theokratie ſey nämlich *das Reich Gottes oder das Himmelreich,* von dem ſo oft im N. Teſt. geredet werde, und welches man ſehr fälſchlich in unſern Zeiten beynahe allgemein unter den Schriftauslegern für nichts weiter als für Chriſtenthum überhaupt, oder für chriſtliche Religion und Kirche zuſammengenommen, nehme; da es doch ſelbſt in *Jeſu* Reden als ein noch erſt in der Zukunft durch ihn zu ſtiftendes Reich vorgeſtellt werde.“ Ohne uns hier in exegetiſche Erörterungen einzulaſſen, die viel zu weit führen würden, bemerken wir nur, daſs jene im Grunde jüdiſche Redensart offenbar mehr als Einen Verſtand im N. Teſt. habe; nach unſerer Einſicht freylich nicht immer, aber doch ſehr oft das Chriſtenthum ſchlechtweg bezeichne; und

im Vater Unſer, wo die dringendſten Bedürfniſſe und Wünſche des Chriſten in ſolcher Simplicität zuſammengefaſst ſind, ſchwerlich etwas anders als die Wohlthaten *Chriſti* andeuten könne. Was der Vf. S. 32 ſagt, *Chriſti* Hauptgeſchäfte ſey geweſen, ein Verbeſſerer des Judenthums zu werden, und ſeine Lehre ſey daher eine verbeſſerte und erweiterte jüdiſche, das geben wir ihm gern zu; ſind auch darinn völlig ſeiner Meynung, (S. 35) daſs das Judenthum und Chriſtenthum ſehr genau zuſammenhängen, und eigentlich nur Ein Ganzes ausmachen; daſs alſo auch das A. Teſt. weſentlich mit zu den heil. Schriften der Chriſten gehöre; ja nach der urſprünglichen Abſicht *Jeſu* und ſeiner Apoſtel, auch für den Chriſten Religionsquelle ſeyn müſſe. Von den Apoſteln ſieht er *Johannem* und *Paulum* als Erweiterer der chriſtlichen Glaubenslehre an; doch beide ſowohl durch ihre Kenntniſſe, als durch gewiſſe Umſtände dazu berechtigt: jenen durch die Lehre vom *λογος* als *Θεος*; dieſen durch die Lehre vom Glauben an *Jeſum*, und von ſeinem Tode, als Opfer für die Sünden.

Indem er zu *den apoſtoliſchen Vätern* übergeht (S. 53.) findet er das Chriſtenthum in ihrem Zeitalter beynahe noch unverändert; nur daſs der Vortrag gekünſtelter und dadurch unverſtändlicher wird. Vom Briefe des *Barnabas* vermuthet er nicht unwahrſcheinlich, daſs ihn ein Alexandriniſcher Judenchriſt im Anfange des zweiten Jahrhunderts untergeſchoben habe. Die Aechtheit des zweyten Briefs vom *römiſchen Clemens* wird durch innere Gründe treffend beſtritten. Den *Hirten des Hermas* nennt er wenigſtens erträglich; aber für die Dogmengeſchichte wenig brauchbar; nur daſs es ihm ſcheint, ſo weit man das Geſchwätze ſeines Schriftſtellers verſtehen kann, daſs er den *λογος* vom *πνευμα ἁγιον* gar nicht unterſchieden habe. (S. 80. fg.)

Deſto länger beſchäftigt ihn *Juſtin der Martyrer*, (S. 91 — 136.) aber eigentlich ſind es nur ſeine beiden Apologien, weil der Vf. ſeine übrigen Schriften bezweifelt. Hier dünkt es uns doch, daſs Hr. *L.* dieſe beiden Schriften, zumal die gröſsere Apologie, die man ſonſt am meiſten ſchätzt, zu tief herabgewürdigt habe. Man kann zugeben, daſs ſich darin der Philoſoph faſt durch nichts ankündige; daſs man keine Speculationen, keine Rückſichten auf Unterſcheidungsſätze einzler heidniſcher Schulen oder Vergleichungen der Lehren, des Chriſtenthums mit den Lehren der heidniſchen Philoſophen daſelbſt antreffe; es fehlen doch theils die Spuren davon nicht ganz; theils muſs man billig den gemeinfaſslichen Apologeten, den *Juſtin* hier machen wollte, von dem philoſophiſchen Dogmatiker, den er kaum im Vorbeygehen zeigen wollte, unterſcheiden. Jene Perſon hat er doch nicht übel vorgeſtellt; es mangelt auch ſeiner Schrift bey allen Wiederholungen und andern Fehlern, doch nicht an Plan und Ordnung; und wir möchten ſie alſo nicht mit dem Vf. zu den ſchlechteſten rechnen, die wir von den Kirchenvätern haben. (S. 98.) Aber ſeinem Abriſſe des darin enthaltenen Lehrbegriffs können wir faſt durchgehends unſern Beyfall nicht verſagen. Nur bey dem merkwürdigſten Theil deſſelben müſſen wir etwas ſtehen bleiben. Der Vf. behauptet nämlich, (S. 105. fg.) wie bereits in ſeiner Abhandlung (*Diſſ. in qua Juſtini M. Apologia I. ſub examen vocatur Jenae*, 179.) *Juſtinus* habe den *Λογος* und den heil. Geiſt für ein Subject gehalten; man finde bey ihm nicht die geringſte Spur von der ſpätern Dreyeinigkeitslehre; und beſonders ſey die Stelle (*Apol.* 1, *c.* 33. *p.* 64 *ed. Bened.*) *το πνευμα και την δυναμιν, την παρα τȣ Θεȣ, ὀυδεν ἀλλο νοησαι θεμις, ἢ τον λογον, ὁς και πρωτοτοκος τῳ Θεῳ ἐςι*, entſcheidend. Er muſste ſich freylich ſelbſt den Einwurf machen, (S. 115.) daſs doch *Juſtinus* in andern Stellen ausdrücklich von der Verehrung des Vaters, *Jeſu Chriſti*, und des prophetiſchen Geiſtes rede, findet aber zwey Auswege, auf welchen eine Vereinigung dieſer widerſprechendſcheinenden Aeuſserungen möglich ſey; wovon ihm folgende die wahrſcheinlichſte dünkt, wenn gleich nicht völlige Befriedigung giebt. Juſtinus rede unter beiden Namen, *J. Chriſtus und prophetiſcher Geiſt* nur von Einen Subjecte; aber als J. Chriſtus würde der *Logos* verehrt, in ſo fern er in *Jeſu* war, und durch *Jeſum* lehrte, als prophetiſcher Geiſt, in ſo fern er durch Propheten und Apoſtel die Welt erleuchtete; (denn allerdings unterſcheidet *Juſt.* den prophetiſchen Geiſt oft genug von *Chriſto*;) es ſey alſo ohngefähr der *Sabellianiſche* Lehrbegrif. Hr. *L.* beſorgt ſelbſt (S. 118.), daſs dieſe Vereinigung manchen zu gekünſtelt vorkommen dürfte; vielleicht muſs man es aber um den anſcheinenden Widerſpruch zu heben, gerade umgekehrt anfangen. Der *Stellen in* denen *Juſt. Chriſtus* und den *prophetiſchen Geiſt* unterſcheidet, ſind ſo viele und ſo klare, daſs die einzige, welche dieſen Unterſchied aufzuheben ſcheint, wohl einer andern Erklärung fähig ſeyn muſs. Und da iſt denn dieſes die natürlichſte, daſs J. bloſs in der Stelle Luc. 1, 30 die er eben anführt, den *heil. Geiſt*, durch den *Maria* empfangen ſollte, für das *Wort* oder den *Erſtgebohrnen* ſelbſt zu halten, berechtigt zu ſeyn glaubte. Die bibliſche Vieldeutigkeit des Wortes Geiſt kann ihn entſchuldigen. Er iſt in unſern Augen ein Subordinatianer der Trinitätslehre, deſſen erſten Verſuch dieſer Art man aber nicht zu ſtrenge beurtheilen darf. — Von dem bekannten, für die Dogmengeſchichte nicht unbeträchtlichen *Fragmente Juſtins über die Auferſtehung der Todten*, wo auch Lehrſätze Griechiſcher Philoſophen verglichen werden, hat der Vf. keinen Gebrauch gemacht. Hingegen ſucht er durch mehrere innere aus *dem Geſpräche mit dem Tryphon* gezogene Gründe darzuthun, daſs kein ehemahliger Heide noch viel weniger *Juſtin der Martyrer*, Verfaſſer dieſes Buchs ſeyn könne; ſondern daſs ein Judenchriſt es geſchrieben haben müſſe. (S. 137 — 189) Schon die Gewandheit im Denken und im Vortrage ſey darinne ganz verſchieden von der in den Apologien herrſchenden Mittelmäſsigkeit und Verwirrung; auſserdem verrathe auch der Vf. des Dialogs Kenntniſſe der jüdiſchen Theologie, die man *Juſtin dem Märt.* nicht zutrauen könne; ja er behaupte darinne Grundſatze, welche häufig den in den Apologien vorkommenden, gerade entgegengeſetzt

ſetzt wären, wie er z. B. in dem Geſpräche alle heidniſche Philoſophen verwerfe, und bloſs die jüdiſchen Propheten als wahre Weiſe gelten laſſe; auch von den Kräften der menſchlichen Vernunft in Erforſchung der Wahrheit geringſchätzig denke; Gründe die beym erſten Anblicke nicht unbedeutend, aber reiflich erwogen, doch nicht entſcheidend ſind. Denn auſserdem daſs dieſes wahrſcheinlich nicht wirklich gehaltene, ſondern in *Platons* Manier nachgeahmte Geſprach einen ganz andern Ton erfoderte, als eine demüthige Schutzſchrift an den Landesherrn, zeigt ſelbſt der vorhergedachte fragmentariſche Aufſatz *Juſtins*, daſs ihm zuſammenhängendes Denken ſo gar fremd nicht geweſen iſt. Wie viel Kenntniſs jüdiſcher Theologie ihm zugetraut werden dürfe, läſst ſich jetzt gar nicht beſtimmen; im Geſpräche ſelbſt kommen ſchlechte Proben Hebräiſcher Sprachkenntniſs vor. Daſs er gegen einen Juden die heidniſchen Philoſophen nicht präconiſirt, um das Chriſtenthum zu vertheidigen, war ſehr natürlich. Hr. *L.* ſchreibt zwar, er habe ſich ſelbſt einen Juden genannt; aber in der angeführten Stelle ſpricht augenſcheinlich *Tryphon.* (p. 102. *ed. Bened.*) Gegen die äuſsern Gründe, welche nach des Vf. Geſtändniſs (S. 143) alle für die Aechtheit des Dialogs ſind, ſtellt er zwey denkbare Fälle auf, in denen derſelbe doch nicht vom *Juſtin* ſeyn könnte; die er aber ſelbſt nur möglich findet. Sorgfältig iſt der Lehrbegriff des Buchs abgeſchildert; wenn aber jüdiſche oder altteſtamentliche Ideen und Bilder in demſelben zum Beweiſe beygebracht werden, daſs ſie von einem Juden herrühren; ſo läſst ſich wohl nicht mehr darthun, als daſs es ein den Juden ſich nähernder Chriſt geweſen ſey. *Athenagoras* wird mit Recht der erſte eigentliche chriſtliche Philoſoph genannt, der auch platoniſche Philoſophie mit dem Chriſtenthum vereinigt; wenigſtens übertrifft er die erſten Verſuche dieſer Art beym *Juſtinus* merklich. Weil hier die beſte Gelegenheit war, die neuere Meynung von dem platoniſchen Urſprunge der kirchlichen Dreyeinigkeitslehre zu beurtheilen: ſo thut dies der Vf. beſonders auch in Rückſicht auf die darüber von *Hn. D. Keil* herausgegebene Schrift. Seiner Meynung nach, iſt die Lehre vom λογος als θεος aus der jüdiſchen Theologie; aber die Lehre vom λογος als einem Theil der höchſten Gottheit ſelbſt, aus der platoniſchen Philoſophie entſprungen. Das wohl zuſammenhängende Lehrſyſtem des *Athenagoras* iſt (S. 204—222) im Abriſſe dargeſtellt; der Vf. glaubt unter andern erwieſen zu haben, (S. 206—213), daſs derſelbe zwar den Vater, Sohn und Geiſt geglaubt, ſie auch gewiſſermaſsen unterſchieden; aber gar keinen Begriff von Perſonalität des Logos und des Pneuma gehabt, und ſie als bloſse Eigenſchaften der Gottheit betrachtet habe.

Ungern übergehen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, die Bemerkungen des Vf. über den *Tatianus*, *Theophilus von Antiochien*, (bey dem richtig gezeigt wird, daſs ſeine Τριας noch gar nicht die kirchliche Dreyeinigkeit ſey,) und *Irenäus*. Den ſcharfſinnigen Forſcher und freymüthigen Schriftſteller, ohne Declamation und Hypotheſenſucht, haben wir überall angetroffen. Die Fortſetzung des Buchs ſoll uns daher auch ſehr willkommen ſeyn. Der Vf. gedenkt es bis auf *Auguſtinum* — vollkommen das rechte Ziel, wenn noch *Cyrillus von Alexandrien* ihm zur Seite geſtellt wird, — in vier bis fünf mäſsigen Octavbänden zu vollenden. Eine Erleichterung dieſes wünſchenswerthen gedrängtern Umfangs wird es ohne Zweifel ſeyn, wenn Hr. *L.* künftig von den Originalſtellen der Kirchenväter nur diejenigen in die Anmerkungen einrückt, welche entweder beſonders wichtig ſind; oder mit deren Ueberſetzung man die Urſchrift nothwendig vergleichen muſs.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Chriſtliche Religionsgeſänge für Bürgerſchulen.* Zunächſt für die Freyſchule in Leipzig. Neue vermehrte Auflage. 1795. 444 S. 8. (8 gr.)

Wenn ſchon die ſo ſchnell auf einander erfolgten Ausgaben dieſes Buchs, welches im Jahr 1792. unter dem Titel: *Sammlung einiger Lieder für die Freyſchule in Leipzig*, und im Jahr 1793. mit obigem Titel erſchien, für daſſelbe eine gute Meynung erregen, ſo kann man ſich bey Durchleſung deſſelben noch weniger enthalten, es unter allen bisher zum Vorſchein gekommenen, für das beſte ſeiner Art zu erklären. Denn bey Vergleichung einzelner Geſänge mit der Form, in welcher ſie in andern Geſangbüchern erſcheinen, hat wenigſtens Rec., der die Schwierigkeiten der Verbeſſerung alter Lieder und einzelner Gedanken und Ausdrücke ſehr gut kennt, ſeinen Beyfall allemal auf die Seite dieſer Religionsgeſänge neigen müſſen. Man vergleiche nur das Lied Nr. 66. *Folgt mir! ſpricht Chriſtus, unſer Freund* etc. mit dem alten: *Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held* etc. oder Nr. 496. *Laſs nur, o Chriſt, den Höchſten walten* etc. mit: *Wer nur den lieben Gott läſst walten* etc., und man wird ſich nicht der Freude erwehren können, dieſe alten Lieder, in einem ſo ſchönen neuen Gewande, mit Beybehaltung des alten Geiſtes, auftreten zu ſehen. Die Vf. haben daher ihren auf dem Titel angezeigten Endzweck, den ſie auch in der Vorrede deutlicher angegeben haben, auf eine ſehr rühmliche Weiſe erreicht, und denſelben in jeder neuen Auflage immer noch mehr zu vervollkommnen geſucht. Dies kann man aus einer Vergleichung des nämlichen Lieds Nr. 66. mit Nr. 54. der zweiten Ausgabe ſehen. Ein nicht geringer Beweis, daſs die Herausg. dieſen Geſängen immer mehr Vervollkommnung zu geben ſuchen, iſt auch die Vermehrung derſelben, ſo daſs die erſte Ausgabe 118, die zweyte 387, die dritte aber 545 enthält, wozu beſonders die Hinzufügung neuer und mitunter in andern Geſangbüchern vergeblich geſuchten Rubriken viel beygetragen hat. So ſind die Rubriken: *Werth der Religion: Aufklärung des Verſtandes: Schätzung der Würde andrer: Beſcheidenheit und Gefalligkeit: Pflichten gegen das Alter:*

Google

Demuth: Umgang mit guten Menſchen: Einſamkeit: bei dem Abgange eines Lehrers: am Geburtsfeſte eines Lehrers: bey dem Freudenfeſte eines Schulfreundes ganz neu hinzugekommen, und zeigen, was für eine Moral man hier zu ſuchen habe. Wir können daher dieſe Sammlung chriſtlicher Religionsgeſänge einem jeden, dem es um wahre Erbauung zu thun iſt, und beſonders Schulmännern, welche die Religion nicht bloſs als Sache des Gedächtniſſes, ſondern als Angelegenheit des Herzens und Verſtandes anſehen, nicht genugſam anempfehlen, da beſonders letztere nicht leicht eine dogmatiſche oder moraliſche Lehre abhandeln können, worauf ſie nicht in dieſem Buche einen paſſenden Geſang finden ſollten, der, wenn er deutlich erklärt wird, den Schülern ein vortreffliches Mittel werden muſs, das von dem Lehrer Geſagte anzuketten und feſtzuhalten. Auſserdem aber, daſs dieſe Lieder eine ſehr reine Moral, und von ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten gereinigte Glaubenslehre enthalten, zeichnen ſie ſich beſonders von Seite der Einheit ihres Inhalts aus, welches den Vf. bey Abänderung alter Geſänge, in denen dieſes nothwendige Erfoderniſs eines guten Geſanges meiſtentheils vernachläſsigt iſt, viel Mühe gemacht haben muſs, und ihnen daher nicht zum Vorwurfe der Verſtümmelung, die bey einem ſolchen Endzwecke Verbeſſerung genannt zu werden verdient, ſondern zum verdienten Lobe angerechnet werden muſs. Bey ſo vielen Vorzügen wäre es unbillig, mit den Vf. wegen einiger wenigen und kleinen Härten im Sylbenmaaſse, oder auch darüber zu rechten, daſs ſie ihrem Grundſatze in der Vorrede: „es muſs der Geſang ſo beſchaffen ſeyn, daſs jeder, der nur einen mäſsigen Grad der Ausbildung hat, Antheil daran nehmen könne," nicht überall ſcheinen treu geblieben zu ſeyn, da manche Geſänge von ziemlich erhabner Poeſie, und höhere philoſophiſche Gedanken darin anzutreffen ſind. Letzteres läſst ſich vielleicht durch Localumſtände entſchuldigen, in denen die Vf. einen Grad der Ausbildung für mäſsig anſehen konnten, der auf andern Schulen, leider noch, ein ſehr hoher iſt.

Leipzig, b. Barth: *Schulgebete zum Gebrauch für Bürgerſchulen.* Zunächſt für die Freyſchule in Leipzig. 1795. 68 S. 8.

Dieſe Gebete, welche bey der zweyten Ausgabe des Freyſchulengeſangbuchs als Anhang befindlich waren, ſind, da die letzte Ausgabe deſſelben ziemlich ſtark geworden iſt, hier beſonders gedruckt. Sie zeichnen ſich ebenfalls durch die würdigſten Vorſtellungen von Gott, und durch eine Sprache aus, die dem Ideenkreiſe, den Bedürfniſſen und Empfindungen des jugendlichen Alters angemeſſen iſt, und werden daher, beſonders da auf verſchiedene Zeiten und Claſſen Rückſicht genommen iſt, nicht ohne weſentlichen Nutzen, vor vielen andern Büchern dieſer Art, in Schulen gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Nordhauſen*, b. C. G. Groſs: *Kurze Ueberſicht der Glaubenslehren und Lebenspflichten fur Bürger und Landleute* 1796. mit Vorrede u. Inhaltsverzeichniſſe 10 B. in 8. (8 gr.) Wenn dieſes Werkchen Käufer oder wohl gar Leſer findet, ſo kann es mit unſerer jetzigen Aufklärung unmöglich ſo weit gekommen ſeyn, als der Vf. (der ſich unter der Vorrede Eh. C. Ch. Cr. unterzeichnet) eben in dieſer Vorrede beklaget. Was die Religion Jeſu betreffe, meynt er, ſo könne die Aufklärung unſeres Zeitalters mit Recht eine Verblendung heiſsen. Denn die heilige Schrift, die ſich von den alteſten Zeiten her als ein von Gott *geoffenbartes Buch* bewieſen habe, ſey den groſsen Weiſsen unſeres Jahrhunderts ein Stein des Anſtoſses und ein Fels der Aergerniſs; man mache ſie, man mache die göttliche Offenbarung verdächtig, ja man trachte dieſe ganz auszurotten — und warum? freylich nur weil die Vorſchriften der von Gott geoffenbarten Religion nicht nach dem Geſchmacke der verderbten Menſchen ſeyen, nicht mit ihren Fleiſch und Blute, nicht mit ihren laſterhaften Thaten übereinſtimmen. — Zur Bewahrung vor dieſem Verderbniſs des Zeitalters hat alſo der Vf. dieſe kurze Ueberſicht u. ſ. w. geſchrieben! Wie gut er ſeine Zeit kennen mag, daſs er ihr mit einem ſo ärmlichen Auszuge aus irgend einem alten Compendio der Dogmatik und Sittenlehre zu Hülfe zu kommen ſucht! Denn wer eines derſelben kennt, wo richtige Auslegung der Schriftſtellen, Geſchichtskenntniſs, Beſtimmtheit der Begriffe u. ſ. w. überall mangelt, der weiſs, was er hier zu erwarten hat. In vielen Stücken übertrifft aber unſer Vf. die meiſten. Bey ihm lieſst man unter den Glaubensſätzen folgende: Die ganze Schrift hat die Gerechtigkeit durch den Glauben an Jeſum Chriſtum zu ihrer Hauptabſicht (S. 9.) Das Wort Gottes hat eine beſtändige, *ubernaturliche*, göttliche Kraft, es mag mündlich oder ſchriftlich verkündigt werden, und dieſe Kraft wirkt alles, was der Menſch zu ſeiner Seligkeit bedarf. (S. 11.) Es geſchahe im A. T. keine Vergebung der Sünde ohne Blutvergieſsen; *wie viel weniger im N. T.* (S. 30.) Bey ihm findet man Erklärungen von dieſer Art: Die Heiligkeit Gottes iſt nichts anders, als ein *beſtändiges Beſtreben* nach ſeiner beſten Einſicht u. ſ. w. zu handeln. (S. 15.) Die Gerechtigkeit Gottes iſt ein unveränderlicher Vorſatz ſeines Willens *alles weislich zu beherrſchen* (Ebend.) Aufrichtigkeit in Worten beſteht darin: daſs man alles dasjenige gerade herausredet, was der andre wiſſen muſs oder wiſſen kann, *ohne meinen, ſeinen und andrer Schaden* (S. 104.) Nach dem Vf. iſt es die erſte Pflicht der Eheleute: Sie *muſſen* Kinder zeugen, nach der Verordnung Gottes: ſeyd fruchtbar u. ſ. f. — Wie doch ein ſolcher Schriftſteller glauben kann für die Bedürfniſſe unſrer Tage zu ſchreiben!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. May 1797.

MATHEMATIK.

Augsburg, b. Doll: *Anfangsgründe der Rechnungskunſt* zum Gebrauch der deutſchen Schulen. Von *F. A. Nömer* Director der deutſchen Schulen in Dillingen. 1796. 142 S. 8.

Das Werkchen iſt in drey Abſchnitte abgetheilt. In dem erſten werden die Lehren vom Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren mit ganzen Zahlen vorgetragen. Der Vf. vermeidet aber dieſe Ausdrücke, und wählt dafür deutſche Benennungen. Gegen einige derſelben iſt nichts einzuwenden; aber für *multipliciren* läſst ſich einmal nicht *vermehren*, noch für Multiplicand die *Vermehrungs-Zahl* ſetzen. Die vorzüglichſten Mathematiker haben ſchon ſeit 10 und mehr Jahren öfters und nachdrücklich vor dieſer falſchen Ueberſetzung gewarnt. Das *Vielfache* einer Zahl nehmen heiſst doch in der That viel mehr, als *ſie nur vermehren*; und die Zahl, die das Multiplum *beſtimmt*, den Multiplicator, kann man doch ein für allemal nicht blos den *Vermehrer* nennen. S. 38 wird unrichtig angegeben, die Zahl, welche in Subtraction vermindert wird, heiſse der Subtrahend, und die man abzieht, der Subtractor. Die erſtere iſt vielmehr der *Minuend* und die letztere der *Subtrahend*. Findet ſich ja in einigen Rechenbüchern das Gegentheil, ſo hätte der Vf. dieſen Fehler rügen, oder gar nicht anführen ſollen.

Die Lehre über die 4 Species ſelbſt trägt Hr. *N.* faſslich genug vor, und ſein Talent, die Operationen deutlich vorzuſchreiben, iſt nicht zu verkennen. Der IIte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit Zahlen von ungleicher Art oder ungleichem Werthe. Die Vorſtellungsart iſt nicht recht philoſophiſch, und die Beyſpiele, welche hier beygebracht werden, gehören unter die Lehre von Verhältniſſen und Proportionen. Aber dieſer gedenkt der Vf. gar nicht: nicht einmal im IIIten Abſchnitt, wo er die Regel de Tri docirt. Auch nicht auf einem Blatt wird nur bemerkt, daſs dieſer Rechnungsart immer zwo Verhältniſſe zum Grunde liege, deren Vergleichung nöthig ſey, und daſs die Glieder dieſer Verhältniſſe *gleichartiges* enthalten müſſen. Der Satz, durch welchen nach dem 4ten gefragt wird, meynt er, müſſe *allezeit* die 3te Stelle einnehmen; als ob dieſer Satz nicht das zweite Glied der erſten Verhältniſs wäre, und alſo natürlich unmittelbar neben dieſes gehörte! In der Note giebt der Vf. zwar zu erkennen, daſs es auch noch eine andre *Satz-Ordnung* gebe, als die des alten Schlendrians, die er lehrt; es ſcheint ihm aber, die ſeinige ſey *ordentlicher*; und mit dieſem Videtur iſt die ganze Unterſuchung zu Ende. Wenn aber nun der angehende Arithmetiker nach dem *Grunde* der Vorſchrift fragt? was will der Vf. ihm antworten? — Er zeigt doch ſonſt gute Einſichten, und den Willen, Kindern deutliche Begriffe beyzubringen; wird daher ſich nicht unter die Lehrer gerne rechnen laſſen, welchen es eben recht iſt, wenn die Kinder nicht nach Gründen fragen, ſondern blos Praecepta *befolgen*. — Es iſt doch ſo natürlich, als irgend etwas in der Welt, daſs der Jüngling, der 2 Glieder multiplicirt, und darauf deren Produkt durch das erſte dividirt, die Erklärung fodre; warum iſt das 4te Glied, das dadurch herauskommt, das rechte? warum iſt dieſer Quotient die befriedigende Zahl? . . . Die Antwort hierauf läſst ſich gar nicht genügend geben, ohne daſs man von der Vergleichung zweyer Verhältniſſe ſpreche. — Die Vorſchriften über die *verkehrte* Regel de Tri würden viel faſslicher und richtiger ausgefallen ſeyn, wenn der Vf. ſein Abſehen darauf gerichtet hätte, darzuthun, *wie* man bey den hier einſchlagenden Problemen allemal eine Gleichung zweyer Produkte ſich denken, und dieſe gehörig formiren müſſe, wie 4. 4 = 2. 8; und 4. 12 = 6. 8, bei den zwey erſten Beyſpielen im Buch. Anſtatt der anfangs noch unbekannten Zahl (hier 8) wäre ein willkührliches Zeichen einzuſetzen, und darauf die Auflöſung der 2 gleichen Produkte in 4 Glieder vorzunehmen. — Dieſe Operation iſt ſehr einfach und leicht. — — Zum Schluſs fügt der Vf. noch etwas weniges von Geſellſchaftsrechnungen bey. Des Reeſiſchen Kettenſatzes wird gar nicht gedacht, noch erfährt der Anfänger etwas von den Vortheilen der Decimal-Rechnung; noch von der Exiſtenz der einfachſten Buchſtabenrechnung. — Eine ſolche Beſchränkung geht allzuweit!

Stendal, b. Franzen u. Groſſe: *Anweiſung zur Rechenkunſt, nebſt einigen ſinnreichen Aufgaben.* 1792. 320 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat ſich blos auf diejenigen Rechnungen eingeſchränkt, welche im gemeinen Leben nicht wohl entbehrt werden können. Sein Buch ſollte ſich vor andern, die für jenes Bedürfniſs bereits geſorgt hatten, durch Deutlichkeit im Vortrage, beſonders bey Anwendung der gegebnen Regeln; durch einleuchtende paſſende Beyſpiele mit Anwendungen und durch allerley gezeigte Kunſtgriffe, gewiſſe Arten von Berechnungen weit kürzer zu machen, als man ſonſt wohl zu thun gewohnt ſey, vornemlich auszeichnen. Rec.

hat ſich nicht überzeugen können, daſs der Vf. in ſeinem Buche dieſes ſo geleiſtet habe, wie man es nach ſolchen Aeuſserungen zu erwarten hätte. Zwar hat er verſtändlich und richtig geſchrieben, allein wahre ſcientiſche Methode beym Vortrage hat er nicht gebraucht, vielleicht auch nicht gekannt. Seine Manier iſt im Ganzen völlig die Peſcheckiſche, das heiſst, er giebt kurze Beſchreibungen von den Rechnungsarten, macht eine Menge Unterabtheilungen, giebt Rechnungsregeln für jede einzelne, erläutert ſie durch zahlreiche ganz umſtändlich ausgearbeitete Exempel und ſetzt am Ende noch eine Anzahl derſelben unberechnet, aber mit dem Facit, zur Uebung hin. Die Anwendungen, wovon er ſpricht, beſtehn in nichts weiter, als daſs er ebenfalls wie Peſcheck, die Exempel ſo fingirt, daſs die Zahlen mit Nahmen aus dieſer oder jener Kunſt, Lebensart u. ſ. w. benennt ſind. Im Anfange iſt er beſonders ſo ermüdend weitläuftig und ſo überläſtig deutlich, daſs er z. B. mit der Numeration erſt S. 27 fertig wird. Abgehandelt ſind die Rechnungsarten mit unbenannten und benannten Zahlen, worauf die Regel de tri, nach den ſogenannten 3 Hauptpunkten, in Multiplications- Diviſions- und Proportionsexempeln folgt. Weitere Ausführungen derſelben z. B. bey der Geſellſchaftsrechnung, oder wo zuſammengeſetzte Verhältniſſe gebraucht werden, finden ſich hier nicht. Nach derſelben wird erſtlich die Lehre von Brüchen abgehandelt und dann wieder eine Regel de tri mit Brüchen gelehrt. In einem Anhange finden wir eine Sammlung von bekannten Rechnungskunſtſtücken, z. B. Summen aufzuſchreiben, ehe man noch die Poſten geſehen hat die ein andrer dazu dictiren will; Geld im Beutel auszurechnen; magiſche Quadrate zu verfertigen, die Aufgabe von Meſſer, Gabel und Ring u. dergl. nebſt den nöthigen Auflöſungen, aber ohne alle Entwickelung der Gründe, auf welchen dieſe Auflöſungen beruhen.

Frankfurt und Leipzig: *Beytrag zur Civilbaukunſt, worin die Starke des Holzes und Eiſens,* nach gemachten Verſuchen erläutert wird, *von Aufbauung der Ufermauern und Waſſerbehälter,* nebſt einer vollſtändigen Abhandlung *vom Bauen ohne Holz* für jene Gegenden, wo der Gips gut iſt. 1796. 216 S. 8. (16 gr.)

Ein neu aufgewärmter Titel von *J. N. Arnou'ds Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Cöln, wie auch Sr. Churf. Durchl. zu Pfalzbayern verordneten Geometers und Baumeiſters, Beytragen zur Civilbaukunſt aus eigenen Erfahrungen geſammlet und mit Zuſätzen verſehn* Cölln am Rhein 1791. Das Buch iſt ganz unverändert geblieben, der alte Titel herausgeſchnitten, und auf einem Octavblatte, mit dem neuen vertauſcht worden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, b. Diesbach: *Moritz und Henriette,* eine wahre Geſchichte von *Joſeph Kottnauer.* [illegible] S. 8.

Dieſer, ganz kleine, Roman (denn, wenn man die kleinen Seiten und den äuſserſt weitläuftigen Druck in Anſchlag bringt, ſo betragen dieſe eilf Bogen kaum fünfe von der gewöhnlichen Art) enthält in der Kürze (der Held wird ſelbſt erzählend eingeführt) ſo viel romantiſche Ereigniſſe, Todesfälle, Verfolgungen, Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten, Entführungen, daſs bey einer andern Form der Erzählung, der Stoff zu ein paar Bänden hingereicht hätte. Allein, weder die Charakteriſirung der beiden Liebenden, noch die Darſtellung ihrer Liebe intereſſirt den Leſer in einem ſolchen Grade, daſs durch alle jene Vorfälle Theilnahme oder Neugierde erregt würde. Der Ton der Erzählung hat ungemein viel narkotiſches.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Gemählde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen,* von *Gotthelf Wilhelm Chriſtoph Starke.* Dritte Sammlung. 1796. 302 S. 8.

Daſs der Vf. ein eignes Talent für Schilderungen habe, iſt aus ſeinen vielen gedruckten Aufſätzen ſchon hinlänglich bekannt. Durch den Fleiſs und die Sorgfalt, die er auf Sprache und Ausdruck verwendet, erhebt er ſich über die gemeinen Schriftſteller unſers Zeitalters; durch die ſanfte Lebenswärme, die ſeine für häusliches Glück und ſtille Zufriedenheit ſo rein geſtimmte Seele in alle ſeine Schriften haucht, erweckt er ſich überall theilnehmende Leſer, und durch das gute moraliſche Gefühl, welches ſich weder in ſtrenge Predigten ergieſst, noch den Ton einer verſchrobnen Empfindſamkeit annimmt, macht er *ſich den Herzen* ehrwürdig, die er durch Reiz und *Anmuth zu gewinnen* wuſste. Auch in dem vorliegenden Theile der häuslichen Gemählde, die keiner neuen Anpreiſung bedürfen, da Rec. in einem entlegenen Theile von Deutſchland Zeuge davon iſt, mit welcher Begierde ſie geleſen werden, hat der Vf. ſeinem Publicum viel angenehme und lehrreiche Schilderungen mitgetheilt, welche den Aufſätzen in den beiden vorhergehenden Theilen ſeiner Gemählde keinesweges nachſtehen, wofern ſie dieſelben nicht durch eine ſorgfältigere Politur noch übertreffen. Einige darunter würde Rec. als ganz vorzüglich wohlgerathne Cabinetſtücke auszeichnen, wenn er es nicht für zuträglicher hielte, den Geſchmack der Leſer hierüber allein entſcheiden zu laſſen. Andre Stücke dagegen haben dem Rec. weniger gefallen und hierunter rechnet er vor allen andern das komiſch - ſatyriſche Gemählde des jungen Schriftſtellers. Der Vf. iſt viel zu gutmüthig, als daſs er ſich im Felde der komiſchen Satyre auf ſeinem rechten Platze finden ſollte. Auch ſchien ihm *der böſe Schein* etwas unnatürliches und geſuchtes zu haben; wenigſtens veranlaſste er beym Rec. den Wunſch, daſs der Vf. lieber an andern Beyſpielen zeigen möchte, wie es ſo leicht nicht im gemeinen Leben vorkommen werde, daſs ein rechtſchaffner Mann ausrufen müſste: der Schein war gegen mich; aber mein Herz war ſchuldlos; wofern er es nur nicht für überflüſſig halten will, die goldne Regel zu beobachten: Meide auch den böſen Schein. Geſetzt aber auch, es wäre unmöglich, ihn in allen Fällen zu vermeiden, ſo muſs doch der Zuſammenhang unſers

ganzen Betragens eine Bruſtwehr ausmachen, die unſern guten Namen gegen alle Verläumdungen hinlänglich in Sicherheit ſtellt. Ein Schriftſteller von ſo mächtigen Einfluſſe auf die Moralität der Menſchen, wie *St.* wird es uns verzeihn, wenn wir ihn bitten, alle ſeine Kräfte zu verwenden, um die Menſchen in tugendhaften Geſinnungen immer mehr zu befeſtigen und ihnen die Muthloſigkeit zu nehmen, welche ſo leicht aus dem Gedanken entſtehen kann, als ob es ſich nicht der Mühe verlohne, ſtrenge Tugend auszuüben, weil man bey aller Vorſicht dem Verdachte eines fehlerhaften Betragens doch nicht ausweichen könne.

Leipzig, b. Göſchen: *Der Vormund*, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von *Aug. Wilh. Iffland*, 1795. 246 S. 8.

Ebend. *Die Reiſe nach der Stadt*, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von *A. W. Iffland*, 1795. 264 S. 8.

Vormünder ſind genug auf der Bühne dargeſtellt worden, aber doch meiſtens von der komiſchen, oder gar von der eigennützigen und niederträchtigen Gattung. *Fagan* ſchildert in der *Pupille* mehr die Mündel, als den Vormund; in *Gellerts* zärtlichen Schweſtern iſt der Vormund nur Epiſode, und *Martini's* Schauſpiel unter dieſem Titel iſt gar zu matt. Einen gewiſſenhaften, edeldenkenden und fein fühlenden Vormund kraftvoll zu zeichnen, war Hrn. *Iffland* vorbehalten, und er hat es mit aller der Energie gethan, womit er in vielen ſeiner Schauſpiele würdige Charaktere den Herzen der Leſer werth zu machen weiſs. Sobald hier der Vormund überzeugt iſt, daſs ſeine Mündel ihn liebt, macht er ihr nicht allein ſelbſt (ſo ſehr er ihre Liebe zu ſchätzen weiſs) die bündigſten Gegenvorſtellungen über die Ungleichheit des Alters, ſondern ruht auch nicht eher, als bis er ſie mit einem braven Jüngling verbunden hat. Ob er gleich nie über ſeine Mündel tyranniſirt, ſo dringt er doch auf Eingezogenheit und Enthaltung von Modeſucht und Ueppigkeit; doch ſind auch dann ſeine Befehle immer mit vernünftigen Gründen unterſtützt. So trocken er ſcheint, ſo gefühlvoll iſt er: ſo zurückhaltend er aus Vorſatz iſt, ſo feurig kann er werden; aber auch dann bleibt ſeine Sprache edel. Ein ſtörriſches und ſcheues Aeuſserliche hat er durch viele empfindliche Kränkungen, die ihm widerfahren ſind, bekommen; er bleibt aber dabey ein warmer Menſchenfreund nicht bloſs in Worten, ſondern auch in ſeinen Thaten: kurz, er gehört zu den *bourrus bien faiſans*. Wenn er S. 1 6 bey ungerechten Beſchuldigungen nicht auffährt, ſondern in Ohnmacht fällt, ſo macht dieſs zwar ſeinem Herzen Ehre; aber für einen Mann, der doch ſonſt ſeine Leidenſchaften ſo ſehr in der Gewalt, und der ein ſo gutes Gewiſſen hat, iſt es doch zu unmännlich. Die *Pupille* von *Fagan* iſt auch eine Mündel, die ihren Vormund liebt; aber das franzöſiſche Stück dreht ſich blos um die Verlegenheit, es ihm zu geſtehn, und um die Miſsverſtändniſſe, die daraus erwachſen. Die Mündel des Hrn. *Iffland* iſt kein, eben aus dem Kloſter genommenes, Mädchen, das von der Liebe überraſcht worden, ſondern ein feiner edler Charakter; das Gefühl der Dankbarkeit geht bey ihr in Liebe über; offen, natürlich, rührend iſt S. 75 das Geſtändniſs ihrer Liebe. Wirklich überraſcht es den Leſer, daſs ſie ſich am Ende doch bereden laſst, von der Hand ihres geliebten Vormunds einen andern anzunehmen; zwar iſt dieſer ihrer allerdings würdig, zwar hat er alles gethan, des Vormunds Ehre zu retten; aber der Vormund verdiente doch den Preis. *La Pupille* von *Fagan* hat nur einen Aufzug, hier ſind fünf Akte, und dennoch reich an ſchönen Situationen. Die Beſchuldigungen boshafter Verwandten gegen den edlen Vormund, die Bewerbungen zweier Liebhaber um die Mündel, und die Bemühungen ihrer Väter, ſie ihnen zu verſchaffen, machen, daſs es nie an Handlung fehlt; die raſchſpielenden Scenen reiſsen den Leſer mit ſich fort, ſelbſt da, wo die, gegen den Vormund verhängte, Unterſuchung einige Zeit erfodert, bis die Handlung wieder fortrücken kann. Die zwei humoriſtiſchen Charaktere, der biedre Obriſt, und der tückiſche Kammerrath ſind zwar von der Art, wie deren ſchon viele in des Vf. Schauſpielen da waren; doch hat er auch durch neue Züge ihnen hier Intereſſe zu geben gewuſst. Kürze, Lebhaftigkeit und Nachdruck ſind bekannte Vorzüge in dem Dialog des Vfs.; in dieſem Stück aber kommen vornehmlich viel kurze Schlagreden vor, die bey aller ihrer Kürze groſse Gedanken enthalten. Wenn es S. 11 und 13 heiſst: „Es neh„men ſich Leute *um uns* an," ſo wäre *unſrer* ſprachrichtiger. Nur ein einzigmal haben wir eine für den Dialog zu ſchwere Conſtruction gefunden, nämlich S. 19: „Ihren ſchönen Mund auf ſeiner grämlichen „Stirne, iſt der Polizeymeiſter wieder aufgewacht!"

Die *Reiſe nach der Stadt* hat weniger Handlung, und iſt mehr Sittengemählde, als der *Vormund*. Die Frau eines gutmüthigen Pachters ſchmeichelt und preſst ihrem Mann die Einwilligung ab, daſs die ganze Familie eine Reiſe in die Stadt zu ihrem Schwager, einen Hofrath, unternimmt, wo ſie ihre Tochter und ihre beiden Söhne nicht allein mit den Stadtſitten bekannt zu machen, ſondern auch wohl der Tochter einen ſtädtiſchen Mann, und wenigſtens doch einem Sohne Luſt zum Stadtleben einzuflöſsen hofft. Die Art, wie der Pachter zu der Reiſe überredet wird, der Kontraſt der ländlichen Einfalt mit der ſtädtiſchen Verdorbenheit, die Nachſtellungen nach dem Gelde der Landleute veranlaſſen mehrere ſchöne Gemälde, bis endlich der Pachter zornig wird, und ſchnell zurück geht, ja, ohne ſeine Frau, die trotzend zurückbleibt, abreiſt; doch beſinnt ſich dieſe bald eines beſſern, und folgt ihm nach. Die beiden Auftritte, wo man den nachgekommenen Geliebten des Landmädchens, einen Sohn eines Schulmeiſters, von der Untreue ſeiner Schöne bereden will, und die Erzählung von dem Pharaoſpiel, wozu man die Kinder des Pachters verleitet, ſind ein wenig zu lang. Der letzte Aufzug iſt im Ganzen zu leer; doch entſchädigt die Verſöhnungsſcene zwiſchen dem Pachter und ſeiner Frau, eben ſo natürlich als rührend, für alles. Die

phlegmatiſche Gelaſſenheit des Pachters, die mit Ueppigkeit verknüpfte Armuth, die Falſchheit, und der perſiſſirende Ton des Hofraths ſind meiſterhaſt gezeichnet, die andern Charaktere aber minder wichtig. — *Einen Konto* für *ein Konto*, das oft in dieſem Stücke vorkommt, iſt provinciell.

KLEINE SCHRIFTEN

Physik. *Prag*, ohne Anzeige des Verlegers: *Vindiciae Phlogiſti conſcriptae a Joh. Bapt. Joh. Zauſchner*, A. A. L. L. Philoſoph et Medic. Doct. Hiſtor. Natur. Special. P. P. O. cet. 1794. 74 S. 8. (6 gr.) Die Erfahrungen, welche das Daſeyn eines brennbaren Grundſtoffes in der Natur zu erweiſen ſcheinen, ſind ſchon von mehrern Chemiſten mit Sorgfalt geſammlet und zur Beſtätigung der Meynungen, die *Becher*, *Stahl* und andere Naturforſcher vertheidigt haben, benutzt worden; indeſſen haben, wie man weis, jene Scheidekünſtler den Zweck, den ſie durch ihre Arbeiten zu erreichen ſich vorgeſetzt hatten, nicht ſo vollkommen, als ſie wünſchten, erreicht; der Vf. der vor uns liegenden Abhandlung, hat es ſich daher zur Pflicht gemacht, dieſen Gegenſtand aufs neue zu bearbeiten, und die in unſern Zeiten ſo ſehr beſtrittene Lehre vom Daſeyn, den Eigenſchaften, Wirkungen u. ſ. w. des Phlogiſtons gegen die Einwendungen der Herren *Lavoiſier*, *Morveau*, *Fourcroy*, *Girtanner* und anderer Schriftſteller zu rechtfertigen. Er hat in dieſer Rückſicht die Verſuche, welche der Meynung des *Stahl* günſtig ſind, ſowohl, als die, deren ſich beſonders *Lavoiſier* zur Widerlegung derſelben und zur Beſtätigung ſeiner eignen Hypotheſe bedient hat, gegen einander geſtellt und ſie zugleich durch mehrere gute Bemerkungen erläutert. Er meynt, die Wärme, die man bey dem Verbrennen eines Körpers gewahr wird, und auch das mit derſelben verbundene Licht, komme von dem verbrennlichen Körper ſelbſt, und nicht von der ihn umgebenden Luft, her, denn ein Gemiſch aus Schwefel und Kupfer oder einem andern Metalle entzünde ſich auch ohne Zutritt der freyen Luft und gebe, wenn es zu brennen angefangen hat, Wärme- und Lichtmaterie von ſich, auch erhalte man in jeder Gasart und im luftleeren Raume elektriſche Funken u. ſ. w. indeſſen geſteht er ein, daſs beym Verbrennen der entzündlichen Körper, ſo wie beym Verkalken der Metalle und bey andern Proceſſen etwas Luft in die brennenden Körper u. ſ. w. übergehe, daſs dieſe die Zunahme des Gewichts, die man gewahr wird, verurſache, und überhaupt eine bedeutende Rolle bey ſolchen Operationen, bey welchen Phlogiſton entweicht, ſpiele u. ſ. w. Die brennbare Luft hält H. Z. für eine Zuſammenſetzung aus Waſſer und entzündlichem Weſen und er glaubt, daſs dieſes Urtheil durch einige von *Kirwan* und andere Chemiſten angeſtellte Verſuche vortrefflich beſtätigt werde. Auch andere Erfahrungen, die *Prieſtley*, *Gren*, *Bergmann*, ſelbſt *Lavoiſier* und mehrere Antiphlogiſtiker gemacht haben, geben, meynt er, unwiderlegbare Beweiſe für das Daſeyn eines brennbaren Grundweſens ab, und er hält ſich für überzeugt, daſs man, ohne einen ſolchen Stoff anzunehmen, viele Erſcheinungen, die uns die Natur darbietet, oder die wir in unſern Laboratorien bemerken, entweder gar nicht, oder nur auf eine ſehr unvollkommne Art zu erklären im Stande iſt u. ſ. w. Wenn wir auch dem Vf. nicht überall Beyfall geben können, ſo müſſen wir ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs er die Gründe, die ſeiner Meynung günſtig zu ſeyn ſcheinen, zur Vertheidigung derſelben ganz gut zu benutzen gewuſst hat.

Geschichte. Ohne Druckort: *Vindiciae D. Lutheri, hoſtilis in Principes animi civiliumque ſeditionum accuſati, et autem vera laeſorum per alios Principum iurium, turbataeque civilis tranquillitatis ſtrenui vindicis.* 1796. 8 Bogen in 8. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer erneuerten Schutzſchrift waren die bey Gelegenheit der franzöſiſchen Revolution gegen *Luthern* und die Proteſtanten überhaupt wiederholten Vorwürfe, daſs ihre Lehrſätze den Rechten und der Macht der Fürſten gefährlich wären. Auch *Pius* VI. hat ſie in ſeiner *Ludwig* XVI. gehaltenen (wiewohl, müſſen wir hinzuſetzen, wahrſcheinlich untergeſchobenen) Leichenrede anzubringen, vor gut befunden; und da der Vf. dieſer Schrift des Nachdrucks jener Rede zu Waizen, in Ungarn im J. 1793. gedenkt, auch einige Erläuterungen aus der Ungriſchen Kirchengeſchichte beybringt, ſo hat er wahrſcheinlich zur Belehrung der röm. Katholiſchen in dieſem Reiche geſchrieben — ſo weit ſich nämlich der dortige Clerus belehren laſſen will. Er hat ſich allerdings befliſſen, ſolches möglichſt ordentlich, deutlich und vollſtändig zu thun. Nachdem er die Beſchuldigung ſelbſt in ihrer Stärke vorgetragen hat, öffnet er folgende Quellen, aus welchen ſie gefloſſen iſt: Der unverſöhnliche Haſs des römiſchen Clerus gegen *Luthern*; der vernachläſſigte Unterſchied zwiſchen der Hierarchie und der weltlichen Obrigkeit; *Luthers hitzige Gemüthsart* und ungeſtümer Ausdruck; die *von ihm einigen* Fürſten bitter vorgeworfenen Fehler und Ausſchweifungen: aus dem Zuſammenhange geriſſene und aufs ſchlimmſte erklärte Stellen ſeiner Schriften; endlich der Bauernkrieg. Seine Rechtfertigung gegen die gedachten Vorwürfe hat er aus dem Stillſchweigen gleichzeitiger Staatsſchriften und Urkunden über dieſelben; aus den öffentlichen Bekenntniſsſchriften der Evang. Lutheriſchen Kirche; aus ſeinen beſondern Schriften, aus der Gewogenheit der Fürſten gegen ihn; aus ſeinem nachdrücklichen Widerrathen einer bewaffneten Vertheidigung der Reformation; endlich aus ſeinem ganzen Charakter und Leben, gezogen. Um die Ueberzeugung zu vollenden, entwickelt der Vf. auch noch umſtändlich die Verdienſte *Luthers* und der Reformation um die Fürſten, und um den Staat, ſelbſt um R. Kathol. Fürſten und Länder, p. 70. ſq. und ſtellt beſonders p. 106—111. in einem Parallelismus die dem Staate höchſt nachtheiligen päpſtlichen, und deſto vortheilhaftern proteſtantiſchen Grundſätze neben einander. Es hätte zwar noch einiges zur Verſtärkung des Beweiſes hinzugefügt werden können; z. B. daſs *Luther* bisweilen ſogar in der empfohlnen Unterwürfigkeit gegen eine rechtmäſsige Obrigkeit, im Einſchärfen des leidenden Gehorſams der mächtigſten Reichsfürſten gegen den Kaiſer, u. dgl. m. viel weiter gegangen iſt, als Rechtslehrer von jeder Religion in unſern Zeiten zugeben dürften. Ueberhaupt aber hat er der Abſicht ſeiner Schrift, nach ihrer Beſtimmung, ein Genüge gethan. Er macht auch nicht durchgängig den Apologeten; ſondern geſteht und entſchuldigt Schwachheiten auf eine befriedigende Art.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 1. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

Rostock u. Leipzig, in d. Koppenſchen Buchh.: *Ueber den Werth der Ehrbegierde, beſonders in ihrer Anwendung auf Erziehung und Unterricht.* Ein Verſuch, von *D. C. H. Holſten*, Prediger am Dom in Güſtrow. 1793. 536 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Daſs es jetzt, wie der Vf. dieſes Buchs meynt, ſchon ziemlich allgemein geltender Grundſatz in der Pädagogik geworden ſey: *Man müſſe junge Leute hauptſächlich durch Ehrbegierde zu bilden ſuchen;* davon weiſs Rec. freylich Nichts: wohl aber, daſs es bey einer gewiſſen Gattung auf Ehre haltender Menſchen herrſchendes Vorurtheil iſt. Indeſſen auch dieſes zu heſtreiten iſt keine unnütze Mühe, und die Frage: *ob es wohl rathſam ſeyn dürfte, die Ehrbegierde bey der Jugend zu erregen oder zu unterhalten, um ſich derſelben als eines Sporns bey ihrem Unterrichte und bey ihrer Erziehung zu bedienen?* deren Unterſuchung unſers Vfs. Hauptabſicht iſt, betrifft immer einen für die praktiſche Erziehungslehre wichtigen Gegenſtand. Hr. H. verneint dieſe Frage unbedingt und trägt die Ausführung ſeines Satzes in drey Abſchnitten vor. 1) *Erläuterung der einſchlagenden Begriffe,* als: Ehre, Achtung, Beyfall, Zutrauen, Ehrgefühl, Ehrtrieb, Ehrbegierde, Streben nach einem guten Namen, welche vier letztern Begriffe, wie der Vf. meynt, leicht verwechſelt werden. In den beiden letzten §§. dieſes Abſchnittes nimmt ſich der Vf. vor, den Begriff *Ehrbegierde* genauer zu entwickeln, wobey er denn die Wirkſamkeit derſelben bey der Menſchenbildung einräumt. 2) *Von der moraliſchen Natur und den ſchädlichen Folgen der Ehrbegierde.* Hier beſchreibt er die Ehrbegierde als eine an ſich ſelbſt verdächtige und in ihren Folgen ſchädliche Leidenſchaft, die durchaus zur Immoralität und Irreligion den Grund lege: und warnt die Erzieher ſehr nachdrücklich ſich ihrer nie als eines pädagogiſchen Motivs zu bedienen. Denn, heiſst es S. 85.: „Entweder ich bin ganz blind, oder diejenigen, welche „die Jugend durch Ehrbegierde zu ziehen ſuchen, müſſen ſie — nothwendig ehrſüchtig und ſtolz machen, „um ſie durch Ruhmſucht und Stolz zur Anſtrengung „ihrer Kräfte zu ſpornen. Wenn nun diejenigen, die „die Jugend bilden ſollen und die alſo Menſchenwohlfahrt in ihren Händen haben“ (iſt doch von Pädagogen etwas zu viel geſagt!) „Menſchen von „der Art ziehen wollten, ſo möchte wohl die ganze „Welt gegründete Urſache haben, ſie mit gemeinſchaftlicher Stimme bey dem Schöpfer des menſchlichen Glücks zu verklagen.“ Bey Darlegung der ſchlimmen Folgen unterſcheidet er *phyſiſche, moraliſche* und *politiſche* Unordnungen, die durch die Ehrbegierde angerichtet werden ſollen. Zur erſten Gattung rechnet er, daſs die natürliche Originalität des Charakters durch ſie verloren gehe; daſs Einige durch ſie ſchüchtern und ängſtlich, Andere dagegen verwegen und dummdreiſt gemacht werden. Der Moralität wird ſie ſchädlich, indem ſie bey eintretender Colliſion mit der Pflicht dem Gewiſſen leicht untreu macht, durch Einbildung und falſchen Glanz täuſcht und die Gemüthsruhe und Zufriedenheit untergräbt: und für die bürgerliche Geſellſchaft hat ſie nachtheilige Folgen, indem ſie die Menſchen eigennützig, räſonnirſüchtig und zur Inſubordination geneigt macht. 3) *Widerlegung der Einwürfe, wodurch man die Ehrbegierde überhaupt und die Zuläſsigkeit derſelben als pädagogiſches Princip zu vertheidigen ſucht.* Daſs ſie dieſes nicht ſeyn könne noch dürfe wird dem Vf. jeder Sachkundige leicht zugeben. Hr. H. geht alſo von einer grundloſen Hypotheſe aus, wenn er dafür hält, daſs es *allgemeingeltender Grundſatz* zu ſeyn anfange, die Jugend durch Ehrbegierde zu erziehen. Er denkt ſich Pädagogen, die weder auf Moral noch auf bürgerliche und conventionelle Ordnung die geringſte Rückſicht nehmen, ſondern ihrer Zöglinge Gefühl nur allein für Ehre, Ruhm und Beyfall, als des Menſchen höchſtes Gut zu ſtimmen ſuchen. Aber, wo ſind denn dieſe Pädagogen? Schon daraus alſo daſs hier gegen Geſpenſter gefochten wird, läſst ſich ſchlieſsen, daſs dieſe aſcetiſch polemiſche Schrift viel Ueberflüſſiges enthalten müſſe. Auſserdem aber verräth Hr. H. auch noch mancherley Schwächen, die ihm das Zutrauen des kaltblütigen Forſchers nicht erwerben. Doch eben, weil der ganze Streit eigentlich ein Luftgefecht iſt, möchte ſich kaum die Mühe belohnen, alle dieſe Schwächen aufzudecken. Alſo, daſs es dem Hn. Domprediger an pſychologiſch-moraliſchen Principien zu fehlen ſcheint; daſs er mit ſeinem Biſchen Erfahrungsphiloſophie einem Gegenſtande des innern Sinnes genug zu thun wähnt; daſs er den ſel. *Gellert*, wie auch die Hn. *Feder* und *Campe* der Unbeſtimmtheit beſchuldigt, und ſich doch eben dieſes Fehlers im hohen Grade ſchuldig macht; daſs er es unternimmt das Ehrgefühl, den Ehrtrieb und die Ehrbegierde zu erklären, ohne den Begriff der Ehre, der doch jenen allen zum Grunde liegen muſs, entwickelt zu haben: daſs er die Verworrenheit ſeiner Begriffe hinter bildliche Ausdrücke und andächtig klingende Phraſen zu verſtecken ſucht; daſs er ſich die Gegenſtände durch Uebertreibung und will-

Digitized by Google

kührliche Zuſammenſtellung bildet, wie er ſie zu Erreichung ſeiner Abſicht braucht, nicht, wie ſie die Natur giebt; daſs er folglich ſeiner Behauptung zu gefallen der Ehrbegierde alles nur erſinnliche Schlimme nachſagt, und ſie wenigſtens als die Erſtgeburt der Erbſünde und als die Quelle aller menſchlichen Fehler und Thorheiten darſtellt; daſs er ſich nicht undeutlich anmaſst, im ausſchlieſslichen Beſitz der menſchlichen Herzenskenntniſs zu ſeyn; über das alles mag ſich die Kritik einmal wegſetzen; und wir wollen darum eben ſo wenig mit ihm hadern, als er mit denen zürnen will, die ſeine Beſorgniſſe allenfalls für ängſtliche Thorheiten halten wollen: aber, daſs er ſich über Andersdenkende Urtheile erlaubt, die gerade ſo ausſehen wie hämiſche Ausfalle auf beſtimmte Individuen und Schriftſtellerklaſſen; damit erweiſet er ſeiner an ſich guten Sache fürwahr einen ſehr ſchlechten Dienſt, und veranlaſst den Argwohn, daſs er durch Verunglimpfung Anderer ſeiner Ehrbegierde ein Opfer bringen wolle. Einige Stellen mögen das beurkunden.

Um die verdammungswürdige Ehrbegierde recht zu brandmarken, ſagt Hr. *H.* S. 138.: „Was mag wohl „ſo manchen nützlichen Mann bewogen haben ſich zu „Tode zu ſtudiren, wie man davon noch wohl neuere „Beweiſe von berühmten jungen Gelehrten anführen „könnte, als die Ehrbegierde? und, was hat wohl „der Welt, wenn man den Nachrichten trauen darf, „die das Publicum darüber haben will, den ſeligen „D. in J." (fürwahr ſehr leicht zu entziffern!) „ſo „früh entriſſen, als eben dieſe Unart, die ſich nicht „damit begnügen wollte, die Opfer, die ſie darbringen konnte, in Demuth zu den Füſsen Gottes niederzulegen?" Was muſs das Publicum, von dem Hr. *H.* ſeine Nachrichten hat, nicht für helle Augen haben, daſs es ſogar die Begierden der Menſchen ſehen kann! Da unſer Vf. ſich ſo gern auf die Bibel beruft, ſo wird er uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn auch einmal dahin verweiſen, und bitten die Stelle Röm. XIV, 4. auf ſich anzuwenden. — Wenn ferner unſer Vf. von dem moraliſchen Unfuge redet, den die Ehrbegierde anrichten ſoll; ſo beſchuldigt er ohne alles Bedenken die Gelehrten unſers Zeitalters überhaupt (ſich ſelbſt doch wohl ausgenommen) der eitein Ehrbegierde, die geradehin zur Irreligioſität führt. „Wenn wir," heiſst es S. 150. „in die groſse „Welt der Gelehrten eintreten, ſo finden wir, daſs „ſich das menſchliche Herz hier ſo ganz in ſeiner Alltagskleidung zeigt und ſehr wenig Achtung gegen „die Religioſität zu Tage legt. — Einige von den „Sammlern unſerer Monatsſchriften ſcheinen es recht „eigentlich zum Zweck zu haben, daſs ſie ein Zeughaus für die Gegenſüſsler der Religion anlegen wollen; gleich als wenn der menſchliche Geiſt nicht in „andern Ländern noch Eroberungen genug machen „könnte und alſo, um ſeine Kräfte zu üben, *ins Reich „Gottes einfallen oder wenigſtens doch deſſen Granzen „zu brandſchatzen* ſuchen müſste!" — Iſt das nicht baarer frommer Unſinn! Fürwahr der Menſch braucht, um ſeine Geiſteskräfte zu üben, nicht ins Reich Gottes einzufallen noch deſſen Gränzen zu brandſchatzen: denn, das Reich Gottes ſteht dem menſchlichen Geiſt offen und iſt ihm von Gott ſelbſt dazu eröffnet, daſs er ſeine Kräfte darin üben ſoll: und damit geſchieht der Religion ſo wenig Abbruch, (vorausgeſetzt, daſs man Religion und Kirchenſatzungen nicht für Eins nimmt!) daſs vielmehr diejenigen verdienen Gegenfüſsler der Religion genennt zu werden, die ſo gern das Recht behaupten möchten, das Reich Gottes vor der menſchlichen Vernunft zu verſchlieſsen und von den Schätzen deſſelben nur ſo viel ihnen beliebte, unter die Genoſſen des blinden Glaubens auszuſpenden. Auf eine ſolche peinliche Anklage erwartet man natürlicher Weiſe einen ſtrengen Spruch. Hier iſt er S. 153. „Und kurz und gut, unſer gegenwärtiges „Zeitalter hält, was die Alten ſo allgemein nicht thaten, gewöhnlich alles das, was über die natürliche „Menſchenliebe und über die bürgerlichen Tugenden „hinausgeht, für Thorheit und für Einfalt im unwürdigſten Sinne dieſes Ausdrucks." Wider dieſes Urtheil möchte auch wohl keine Appellation gelten: denn, Hr. *H.* weiſs gar zu genau, wie es in den Herzen der Menſchen ausſieht: wie könnte er ſonſt mit ſolcher Zuverſicht S. 184. ſagen: „Denn unmöglich „konnen wir glauben, daſs es genug ſey die Menſchen, ſo Alte als Junge, nur mit ihrer Pflicht bekannt zu machen, *da es in eines jeden Menſchen Herzen eben ſo hergeht, wie gegenwärtig in Frankreich.*" — Aber es iſt unſerm Vf. noch nicht genug, die diſſentirenden Gelehrten und Schriftſteller als Menſchen *ohne* Religion oder gar als Feinde derſelben proſtituirt zu haben: er muſs auch noch einige bedeutungsvolle Winke hinzufügen, um ſie, wo möglich, den Regierungen als gefährliche Feinde der öffentlichen Ruhe verdächtig zu machen. Schon im 3ten §. S. 26. erklärt ſich Hr. *H.* als einen Patron der korperlichen Strafen in den Schulen und widerſpricht denen, welche meynen, daſs durch dergleichen Strafen das natürliche Ehrgefühl abgeſtumpft werde. Und da die ſogenannte Erziehung durch Ambition etwa von manchen Leuten als ein gutes Surrogat der verworfenen Prügelzucht empfohlen wird; ſo merkt man wohl, daſs der Hr. Domprediger der leidigen Ehrbegierde hauptſächlich darum den Krieg angekündigt hat, weil ſie die Orbile, die ſo lange mit dem Katechismus in der Einen und mit dem Stocke in der andern Hand in den Schulen regierten, um ihr althergebrachtes Anſehen bringen ſoll. In dieſem Eifer kann er nicht umhin zu zeigen, wie der vorgeblich allgemein geltende Grundſatz der Ehrbegierde auch für die bürgerlichen Verhaltniſſe gefährlich werden müſſe und ſchlieſst dieſe Deduction alſo: „Nur dies kann ich „nicht bergen, daſs ſich mir der Gedanke mit unwiderſtehlicher Macht aufdringt, als ob man, *um „allgemeine Revolutionen* in allen Standen zu bewirken, nur alle körperlichen Strafen auf Schulen ganz „abſchaffen und die Kinder von Jugend an durch „Ehrbegierde erziehen dürfe. O, möchten dies alle „Fürſten beherzigen; ſo würden ſie gewiſs nicht, *um „ſich ſelbſt kein Unglück zu bereiten,* *wie ſonſt in* unſern

„ſern Tagen leicht möglich werden dürfte, durch übel „verſtandene Grundſätze *einiger Philanthropen* bewo„gen, den Lehrern an öffentlichen Schulen in Ab„ſicht der Diſciplin die Hände binden wollen." — Weiſs denn Hr. *H.* ſo gewiſs, daſs den Lehrern an öffentlichen Schulen die Hände jucken vor Begierde körperliche Strafen auszuüben? — Wie gebrechlich übrigens das moraliſche Lehrgebäude unſeres Vf. ſeyn müſſe, ſieht man unter andern aus den elenden Behelfen, zu welchen er, um nicht in grobe Inconſequenzen zu verfallen, bisweilen ſeine Zuflucht nehmen muſs. Er hatte oben (§. 4.) zugegeben, daſs man die Jugend durchs Ehrgefühl von Untugenden zu entwöhnen ſuchen dürfe. Damit ihm nun dieſes nicht als Widerſpruch gegen ſeine eigene Maxime vorgeworfen werden ſoll, ſagt er S. 335. „Beſon„ders aber iſt hierbey endlich auch noch dieſes zu be„merken, daſs man zur Hintertreibung des morali„ſchen Böſen auch allenfalls viel eher noch einige „moraliſche Koſten wagen dürfe," (das heiſst, ein moraliſches Uebel zu laſſen, oder gar befördern dürfe, um ein Anderes zu verhindern) „als zur Bewir„kung des moraliſchen Guten, eben *weil jenes immer* „*nothwendiger bleibt als dieſes.*" Welche armſelige Diſtinction! — Sollten wir die Seite berührt haben, an welcher Hr. H. empfindlich iſt; ſo rathen wir ihm diejenigen Gelehrten nachzuahmen, von welchen er S. 136 und 137. ſpricht. Da ſagt er ja *ſelbſt*, *daſs von anonymiſchen Recenſenten* Vieles zu *beſorgen iſt.* Indeſſen verſichert der gegenwärtige Rec. daſs er eben nicht anders würde urtheilen können, wenn er auch ſeinen Namen zu unterſchreiben verpflichtet wäre.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Klugheitslehren für Jünglinge.* Aus des Grafen von Cheſterfield Briefen an ſeinen Sohn, in einen zweckmäſsigen Auszug mit nöthigen Abänderungen gebracht, von *J. H. Campe.* zweyte beſondere Auflage. 1793. 152 S. 8. (7 gr.)

Dieſe Klugheitslehren enthalten das Weſentlichſte und Beſte aus einer beſondern Sammlung von Briefen des Gr. v. Ch., welche der Engliſchen Originalausgabe der bekannten Briefe dieſes Mannes als ein Anhang beygelegt, aber in der deutſchen Ueberſetzung, man weiſs nicht, aus was für Urſachen; übergangen war. Herr C. lieſs ſie alſo als Eines der leſenswürdigſten Stücke der Cheſterfieldſchen Werke durch Hn. *Rudolphi* überſetzen, und ſchob einige treffliche Stellen aus den übrigen Briefen des Grafen an ſolchen Orten ein, wo ſie in den Zuſammenhang zu paſſen ſchienen. Ein ſolcher Auszug ſchien dem Hn. Campe in moraliſcher Hinſicht für junge Leute zuträglicher als das ganze Cheſterfieldſche Werk zu ſeyn, weil der einſeitige Hauptzweck des Gr. nur die Auſsenſeite ſeines Sohnes abzuglätten, um ſie ſchimmernd und einnehmend zu machen, einen nachtheiligen Einfluſs auf ſeine Urtheile über moraliſche Gegenſtände gehabt hat; und dann auch, weil der Sohn dieſes Weltmannes für eine Laufbahn beſtimmt war, zu der nur ſehr wenige junge Leute fähig ſind.

Schon der Titel zeigt, daſs das Buch nicht eigentlich *Sittenlehren* im ſtrengeren Sinne, ſondern *Klugheitslehren* geben ſoll. Das gröſste Verdienſt derſelben wird alſo ſeyn, wenn ſie ohne Nachtheil der Sittlichkeit anwendbar, auch beſtimmt genug und ſo faſslich vorgetragen ſind, daſs jungen Leuten der Gebrauch derſelben wichtig und leicht wird. Und dieſen Vorzug haben ſie wirklich. Da indeſſen der Herausgeber ſich einmal die Freyheit genommen hat, den Grafen bisweilen zu verbeſſern; ſo hätte er auch manche Klugheitslehren noch beſtimmter geben und Miſsverſtand verhüten können. So guckt z. B. der Verſtellungsgeiſt des Hofmanns hier und da durch, als: S. 92. wo der Gr. ſagt: „Im Fall die unerwarteten „Anerbietungen der Freundſchaft aus einem verſchla„genen Kopfe und kalten Herzen kommen, kann es „nützlich ſeyn, wenn man ſich *das Anſehen giebt,* als „nähme man ſie an, indem man gleichwohl bey ſich „ſelbſt beſchlieſst, ganz und gar nicht darauf zu rech„nen." Desgleichen S. 128. „Wenn du am meiſten „zu verrichten haſt, ſo bemühe dich dir *die Mine ei*„*nes Müſſigen zu geben.*" Auch das „*er war glück*„*lich,*" von dem ausſchweifenden und lüderlichen George, möchte manchem jungen Menſchen die Meynung beybringen, daſs man wohl eine Zeit lang die Lüſte der rohen Jugend genieſsen, alsdenn ſich beſſern und doch noch glücklich werden könne. In der Stelle S. „Ich nehme einmal an, es wären alle die La„ſter dieſer Liederlichen (Lüderlichen) Burſche an „ſich vollkommen *unſchuldig;* ſo würden ſie doch „immer die, welche ſie ausüben, herunter ſetzen und „entehren" ſoll anſtatt unſchuldig vielleicht *unſchädlich* ſtehen: denn, wie kann ein Laſter vollkommen unſchuldig ſeyn? wie kann Etwas an ſich vollkommen unſchuldiges einen Menſchen entehren und herunterſetzen? — Die Schreibart iſt edel und rein: doch lieſs ſich von einem Sprachkenner, wie Hr. Campe iſt, erwarten, daſs er Ausdrücke, wie folgende, in einem Buche für Jünglinge nicht dulden würde: z. B. S. 25. Anderer Leute ihre Laſter. S. 26. Fertigkeit eines Laſters. S. 50. verſchiedentlichen. S. 100. auslachender Weiſe. S. 101. gefällige Beſtimmung. (vielleicht Beyſtimung.) S. 121. zu ſpät geweſen zu ſeyn wünſchen wirſt. S. 133. Wir treiben zuſammen verſchiedene Stunden, u. e. a.

Leipzig, b. Leo: *Kinder-Zeitung oder Denkwürdige Neuigkeiten für die Jugend.* 52 *Nr.* (jede zu 2 Bogen) *in* 12 *Monatsheften* vom April 95 — März 96. 4. Pr. anfangl. 2 Rthlr. 12 gr. geſetzt, dann erhöht auf 3 Rthlr.

Es iſt gut daſs der Herausgeber dieſes ſehr gefällig und auf ſchönes Papier gedruckten Wochenblatts, (Hr. M. Gottlob Euſebius Fiſcher zu Leipzig, der ſich ſelbſt mittelbar durch verſchiedne Winke insbeſondere durch gelegentliche Anzeige ſeiner übrigen Schriften kenntlich macht,) ihm auſser dem Titel einer Zeitung auch den von denkwürdigen Neuigkeiten für

Digitized by Google

für die Jugend gegeben hat: denn ſchwerlich würde man in einer Zeitung die mancherley Dinge, die es ihm hier zuſammen zuſtellen gefallen hat, ſuchen. Beſser wäre es vielleicht geweſen, die erſtere Aufſchrift, deren Gegenſtände in ſeinem Plane nur Nebenſache ſind, da ſie einem anlockenden Aushängeſchilde ähnlich ſieht, und übrigens ſo fern ſie zu Colliſionen mit Inſtituten derſelben Art, welche aber ihrem Zwecke treuer bleiben, führt, dem Vertriebe ſeiner Schrift doch wohl mehr Schaden als Vortheil bringt, gänzlich weggelaſſen hätte. Man kann nicht läugnen, daſs ſich in dieſen Blättern auſser den etwas magern und willkührlich beygebrachten politiſchen Nachrichten und Erklärungen, vielerley nützliche Belehrungen aus der Naturgeſchichte, Phyſik, Diätetik, Erd- und Völkerkunde, Moral u. dgl. ingleichen zweckmäſsige Berichte von guten und ſchlechten Handlungen, Auszüge aus Biographieen merkwürdiger Menſchen, z. B. *Frankens*, *Moritzens*, *Herzliebs*, *Mozarts* — auch Gedichte, jedoch von ſehr ungleichem Werthe u. ſ. w. befinden, auch daſs die Schreibart bis auf wenige Nachläſſigkeiten, (wie z. B. S. 48. „abgezehrt, ſollten ihr [einer armen Frau von welcher die Rede iſt] auch die letzten Tage qualvoll werden") ziemlich untadelhaft iſt. Indeſſen ſcheint, wie es bey ſolchen Unternehmungen oft geht, um den Raum zu füllen manches gar nicht hierher gehörige mit aufgenommen zu ſeyn; ſo wie man auch hier und da den Urtheilen und Aeuſserungen mehr Beſcheidenheit und Reife wünſchen mögte. — Wer ſucht z. B. in einer Sammlung denkwürdiger *Neuigkeiten* für die Jugend die wenn ſchon nicht übel gerathene kurze Belehrung über die Selbſtbefleckung, bey der ein nahmenloſes alſo keinen Eindruck machendes Beyſpiel (und ein anderes iſt freylich hier nicht möglich) zum Grunde liegt. S. 37. die Nachricht über das von Kant aufgeſtellte Moral-Princip, welches man doch ja Kindern und jungen Leuten lediglich auf dem praktiſchen nicht aber zuerſt auf dem hiſtoriſchen und polemiſchen, ſo leicht zur Sectirerey Schein-Weisheit und ſittlichen Eigendünkel führenden Wege bekannt machen ſollte. — Welche ärmliche Lückenbüſser geben die unter Anleitung ſeines Hofmeiſters von einem Knaben an ſeine Aeltern gehaltene Dankſagungsrede für das Weyhnachtsgeſchenk, und das höchſt magere ſeine moraliſche Urtheilskraft noch gar nicht im Zuſtande der Reife darſtellende Tagebuch eines Studenten ab! Welcher Papier-Verderb ſind die Verzeichniſſe von pädagogiſchen Schriften, auſser denen die beurtheilt werden. — Wie fade ſind Räſonnements wie folgendes S. 58. bey Gelegenheit der der katholiſchen Geiſtlichkeit gegenwärtig widerfahrenden Decimationen: „wie gut ſind unſre lutheriſchen Geiſtlichen daran, denen man darum nichts nehmen kann weil ſie — nichts haben" — oder S. 65. über die aus der gegenwärtigen phyſiſchen Schwäche der Menſchen vermeyntlich herrührende kürzere Dauer der Kriege. So ſind auch manche naturhiſtoriſche Bemerkungen bekannt genug; was doch der Vf. am neuen Kinderfreunde tadelt. Da dieſe Blätter unter dem Titel *Niederlauſitziſche Denkwürdigkeiten für das Volk und die Jugend* in einem andern Verlage fortgeſetzt werden ſollen: ſo iſt zu wünſchen, daſs ſolche Auswüchſe wegfallen mögen. —

NATURGESCHICHTE.

Offenbach, b. Weiſs u. Brede: *Neues Bilderbuch mit intereſſanten Naturgegenſtanden.* Zu einem Geſchenke für wiſsbegierige und gute Kinder beſtimmt, von D. *Gatterer*, wirklichem Bergrath und ordentl. öffentl. Profeſſor. 116 S. u. 17 Kupfertafeln.

Ein und dreyſsig Thiere ſind hier auf eine dem Zwecke angemeſsne Art, kürzlich, und mit ihrer Geſchichte, beſchrieben. Die Kupfer ſind zwar gewiſs nicht zu den feinen und gefälligen zu rechnen, aber ſie haben in ihrer Art eine Vollendung und einen ſo wahren Ausdruck, daſs ſie von dieſer Seite mehr als manche andre, die netter und bunter ſind, empfohlen zu werden verdienen. Wenn man Kindern Bilder in die Hände geben will, ſo muſs man ſorgen, daſs ihnen der Sinn für Wahrheit und Beſtimmtheit nicht verdorben wird. Die Richtung, die *die frühern* Empfindungen des Kindes erhielten, *kann ſich noch* deutlich in den Handlungen des Mannes äuſsern. Daſs man bey einer ſolchen typographiſchen Kleinigkeit, wie dieſes Bilderbuch iſt, die Nummern verwechſelte, iſt nicht wohl zu verzeihen.

Leipzig, b. Cruſius: *Leitfaden bey dem naturhiſtoriſchen Unterrichte* nach *Bechſteins gemeinnütziger Naturgeſchichte des In- und Auslandes* für Gymnaſien und Schulen. 9½ Bogen. 1795. 8. (6 gr.)

Es war ein guter Gedanke des Hn. *Richter*, der ſich in dem Vorberichte als Lehrer am gothaiſchen Gymnaſium, und als Vf. nennt, daſs er die Bechſteiniſche Naturgeſchichte, die einem Lehrer ſehr gute Gelegenheit zur weitern Ausführung geben kann, und wegen ihres ſyſtematiſchen Vortrags allerdings ſchon bey einer Anwendung auf Schulen Vorzüge hat, in einen Auszug brachte, der wohlfeil genug iſt, und doch den Schülern ohne beſchwerliches Nachſchreiben zur Wiederholung dient. Allgemeine Eigenſchaften der Klaſſen, Kennzeichen der Gattungen und merkwürdigſten Arten, bey letztern auch der Nutzen, oder andre Auszeichnungen ſind ſo kurz und beſtimmt, als es ſich nur thun lieſs, durch das ganze Thierreich ausgehoben, und in einer leichten geordneten Ueberſicht aufgeſtellt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Junius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Gerold: *Hof- und Staats-Schematismus der Röm. Kaiſerl. auch Kaiſerl. Königlichen und Erzherzoglichen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien etc.* mit Kaiſerl. Königlicher Freyheit. 1797. 477 S. 8.

Ein, in Rückſicht ſowohl auf den innern Plan, als auf die Namenliſte ſehr buntſcheckigtes Gemählde. Nach der Verſchiedenheit der Verfaſſung von den *ſieben* Königreichen und *dreyzehn* Herzogthümern, und der Sprachen von den vier Hauptnationen und übrigen Völkerſchaften, welche bis zum 17 April 1797. die Oeſterreichiſche Monarchie ausmachten, wird jeder Staatskundige es ſo erwarten. Selbſt der Deutſche bedarf für die deutſchen Benennungen eines Commentars, Z. B. bey *Schanzelmaut*, *Sommelien*, *Extraweib*, *Compilations-Commiſſion*, *Spielgrafen*, *Tatzamt*, *manipulirende Officiere*, bey *Gries-Aufſchlag*, u. ſ. w.

Die Entſtehung und das ſubjective Verhältniſs dieſes Staats Calenders iſt indeſs ſchon eine hinlängliche Entſchuldigung für deſſen Unvollkommenheiten. Schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts wurde den Wiener Zeitcalendern eine Inſtanzien-Nachricht beygefügt und der *Status particularis regiminis Ferdinandi II.* (8. p. 365.) iſt ein vollſtändiger Staats-Calender des J. 1637. ſogar mit Inbegriff des Türkiſchen Reichs. In ſtatiſtiſcher Form und Bearbeitung kam 1708. der erſte Oeſterreichiſche *Schematismus* in zwey Theilen heraus, und zwar durch das mühſame Privatunternehmen des Hofbuchhändlers *Schönwetter*. Seitdem hat die Regierung wenig oder gar keine Notiz davon genommen, ſo daſs bis 1740. das Skelett immer mehr verwitterte und auch ſeitdem durch die vielen Veränderungen äuſserſt erſchwert und unvollkommen geblieben, ja bisweilen die, ſeit dem letzten Jahrzehenden beſtehende jährliche Herausgabe ganz unterbrochen worden. Der jetzige Privatunternehmer, Hr. Reichshofraths-Buchdrucker *Gerold*, erhält ihn mit 80 Formen ſtehender Lettern im Satze, und die Vollendung erfolgt ſpäteſtens im Aprilmonat jedes Jahrs.

Es umfaſst dieſer Staatskalender ſämmtliche hohe Beamten und Landsſtellen der Monarchie, mit Ausſchluſs von Belgien, insbeſondere die ſämmtliche Dienerſchaft der Stadt Wien, bey welcher zugleich die Wohnungen angezeigt ſind. Die Doctoren aller Facultäten (S. 234—258.) werden wegen ihrer Anwartſchaft auf das Decanat darin aufgenommen. Die Aufnahme des Cardinals-Collegiums rührt noch von der Römiſchen Advocatie her. Das Verzeichniſs des *Corps diplomatique* nebſt der Namenliſte der Reichsagenten füllt volle 62 Seiten (264—356.) und enthält jeden Geſchäftsmann eines Adelichen und einer Corporation in Deutſchland und Italien, mit Ausſchlieſsung der Schaar von Hof-Kriegs-Agenten. Bey dem zehnfachen Hofſtaate iſt der von der Tochter Ludwigs XVI. nicht angeführt; auch vermiſst man darin die groſse Rubrik der Kammerherrn. Vom Militär findet man bloſs die General-Commando's, die Garden, und einige Gerichte und Kanzleyen. Der bekannte *Grafferſche Miliz-Almanach*, und der *Ghelenſche Hof- und Ehrenkalender* füllen beide Lücken. Nur erinnert ſich Rec. nicht, in irgend einem Oeſterreichiſchen Staats-Kalender die Liſte der vielen Kaiſerlichen *Titular-Geheimden-Rathe* gefunden zu haben.

An ſyſtematiſchem Plan und ſtatiſtiſcher Erläuterung gebricht es ganz. S. 260. findet ſich eine einzige ſtatiſtiſche Erläuterung nämlich von der Leopoldiniſchen Ritter-Akademie in Wien, und eine beygedruckte Abhandlung, von dem Gange und Zuſammenhange der K. K. Hofſtellen, Inſtanzien, Gerichtsſtellen und Aemter, giebt für das Ganze nur eine ſehr magere Aushülfe. Zur Benutzung des Chaos im Namenverzeichniſſe dient daher mit Nutzen ein in der ſtarken Seitenzahl doch noch nicht mit einbegriffenes Real- und Namenregiſter nach dem Alphabet. Als Beylagen dieſes Schematismus ſind folgende, in demſelben Format, Verlage und Geiſte verfaſste Verzeichniſſe anzuſehen, deren Inhalt ſich ſchon aus dem Titel ergiebt.

1) *Kurze Ueberſicht der alt und neuen Häuſer-Numerirung in der K. K. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, um im Nothfall zu Addreſſen mit den alten Numern alſo gleich die neuen zu finden.* —

2) *Vom K. K. Hofe und der verſchiedenen prinzlichen Hofſtaate, den Geburts, Namens und andern Hoffeſten.* —

3) *Namen der in Wien jetzt lebenden Schriftſteller, in alphabetiſcher Ordnung mit Anzeige ihres Charakters.* —

4) *K. K. und Oeſter. Merkantil- und Wechſelgericht, die K. K. privileg. Niederlagsverwandten, Groſshändler, Schatzungscommiſſarien etc. und Verzeichniſs der Meſſen verſchiedener Städte in den K. K. Erblanden.** —

5) *Die privilegirten anſehnlichſten Fabriken in und um Wien, in alphabetiſcher Ordnung.* —

6) *Die ſämmtlichen Künſtler nebſt ihren Wohnungen, in alphabet. Ordnung.* —

Digitized by Google

7) *Nützliche Anſtalten, als Inſtitute, Spitäler, Verſatzamt, Poſt etc.*

8) *Verſchiedene Feuchten-, Körner-, Leit-, Geometriſche Werk-, und Längen-Maaſsen, wie auch Vergleichung der Ellen, Gewichte, und Münzen mit dem Wiener u. ſ. w.*

Topographie und Statiſtik iſt dabey der Hauptzweck. Diejenigen Lücken, welche durch dieſe und den oben angeführten *Ehrenkalender* und *Militär-Almanach* noch nicht gedeckt ſind, werden durch die Zahl der Provinzial- und Partialkalender der Oeſterreichiſchen Monarchie ausgefüllt. Auswärts ſind dieſe gröſstentheils gar nicht im Gebrauch, und ſelbſt nicht einmal ihr Daſeyn bekannt. Die Stadt Wien hat noch einen *Almanac de la Cour imperiale et royale*, ein *Commerzialſchema*, *ein Taſchenbuch für den weiblichen Adel*, einen *Univerſitäts-Schematismus*, eine *Rathstafel* u. ſ. w. Vom Königreich *Ungarn* kommt jährlich ein *Schematismus typis univerſitatis Peſthienſis*, — *bey Streibig* zu *Raab* das *Calendarium titulare Jaurinenſe* und *bey Spaiszer* zu *Ofen* die *Ecclesiaſticae et politicae dignitates regni Hungariae*, ſo wie vom Erzbisthum *Gran* insbeſondere zu *Tyrnau* ein *Catalogus perſonarum eccleſiaſticarum Dioeceſis* heraus. — *Siebenbürgen* beſitzt zwey Staats Kalender, das Ungariſch-Lateiniſche *Ujeſo Kalendarium* (bey Hochmeiſter zu *Hermanſtadt*) und das *Calendarium majus Tranſilvanicum titulare* (bey Samuel Sarvi ſeit 1764). Bekannter ſind der Böhmiſche *Titular* und *Familien-Kalender*, und der *Böhmiſche Schematismus*, (beide im Schönfeldſchen Verlage zu Prag), der Schematismus für die Königreiche *Gallizien* und *Lodomirien* (Lemberg bey Piller) iſt davon gänzlich abgeſondert. Für *Mähren* und *Oeſterreichiſch-Schleſien* giebt es (zu Brünn bey Siedler) einen ausführlichen Schematism, und für die dortige Geiſtlichkeit zwey *Catalogi venerabilis cleri*, nämlich *Olomucenſis* (bey Löſerth) und *Brünenſis* (bey Siedler). — Der Schematismus des *Erzherzogthums Oeſterreich ob der Ens* (Linz bey Trattner) — für *Oeſterreich* und *Vorarlberg* (Inſpruk bey Wagner.) — Der Schematism, für *Vorderöſterreich* (Freyburg bey Satron) und der *Vorderöſterreichiſche* Taſchen-Kalender (Coſtanz bey Dallmann.) — Der Inſtanz-Kalender für *Steyermark*, *Krain* und *Kärnthen* (Gräz bey Widdmanſtädt) und für *Trieſt*, *Görz* und *Gradiska* (Trieſt in der Gubernialbuchdruckerey) zeigen ſchon in der Benennung die Gränzen ihres Inhalts an. Endlich gehören der *Calendrier de la cour et des Pays-bas;* (Brüſſel bey v. d. Berghen) nebſt dem *Brügſche Almanach* und andern Belgiſchen Staatskalendern in die groſse Reihe hiſtoriſcher Erinnerungen.

So iſt auch ſubjectiviſch, für einzelne Klaſſen von Beamten und Unterthanen durch nützliche Namenverzeichniſſe geſorgt. Das *Oeſterreichiſch-Genealogiſche Handbuch* bey Hartl) und der *Ehrenkalender* (bey Ghelen) enthalten den Hofſtaat. Der *Univerſalhandelſtands-Kalender* (Wien, bey Weimar) und das *Taſchenbuch für Kauf- und Handelsleute* (bey Rehm) ſind für dieſen Stand ſehr befriedigend. Der *Ritterordens-Almanach* (von Ernſt Klopſtock zu Wien und Presburg). Der *Almanach für Geiſtliche* (Prag in der Normalſchule), und der von Birkenſtockſche *Schulalmanach*, (Wien bey Stranck) haben wieder ihre eignen Leſekreiſe. Und was endlich das Militär betrifft, ſo iſt der *Grafferſche Miliz-Almanach* ſeit 1790. ein fortlaufendes ſtatiſtiſch-commentirendes Namenverzeichniſs für die Armeen.

Turin, gedr. b. Fortana; con Privilegio di S. R. M.: *Il Corſo delle Stelle oſſervato dal Pronoſtico moderno Palmaverde Almanaco Piemonteſe per l'Anno* 1797. 144 S. 12.

Das Kriegs- und Revolutionsweſen in Italien hat die dortige Staatsliteratur ſchon ſeit einigen Jahren theils unterbrochen, theils ganz umgeſchaffen, und mit noch mehreren Unvollkommenheiten begabt, als ihr ſchon vorhin anklebten. Der *Calendario di Corte* von *Modena* und das *Sacro Milano*, nebſt dem *Stato militare* ſind erſtorben. Daſs der uralte ſogenannte *Cracas* von *Rom*, dieſer Antipode der Staatsverwaltung anderer chriſtlicher Staaten, und das *Diario Bologneſe* für das Jahr 1798, ſich nicht mehr ähnlich ſeyn werde, iſt nach dem Verluſt von mehreren Quadratmeilen Landes und einer Menge Unterthanen ſchon entſchieden. Ob der *Minerva Veneta*, dem *Annuario Veneto* und den *Calendarj* von *Cremona*, *Padua* und *Bergamo* nicht auch gleiche Abänderungen *bevorſtehen*, iſt nicht unwahrſcheinlich. Wie *es endlich mit* dem *anno* 1798. *di Genova*, — (bekanntlich iſt die Jahreszahl zugleich der Titel des Genueſiſchen Staatskalenders) — und dem *Almanacco Toſcano* gehen werde, ſcheint bis jetzt nur von der Willkühr Frankreichs abzuhängen. Selbſt der *Calendario della Corte di Napoli*, und der *della Corte di Parma* können noch ein Spiel des Kriegsglücks werden.

Was nun die *Sardiniſchen* Staats-Kalender betrifft, ſo iſt ihre Metamorphoſe, nicht ſowohl durch den *Subjections-Vertrag* mit Frankreich, als auch durch die Thronbeſteigung Carl Emanuel's II. vollendet worden. Das Gepräge jenes Friedensſchluſſes zeigt ſich ſchon in dem Geſchlechts-Verzeichniſſe der *Real Caſa* §. 74. — wo man die von Frankreich dictirten neuern Titel, der beiden jüngern Brüder des Königs und ſeines Oheims (*Marcheſe di Suſa*, *Conte d'Aſti* und *Marcheſe d'Jvrea*) ſindet. Aus Schonung ſind ſogar die beiden Schweſtern des Königs verläugnet, und es iſt zu bewundern, daſs in der Cardinals-Liſte das Erzbisthum von *Rouen* von der Cenſur nicht unter die Rubriken *in partibus* verwieſen worden. Die Civilbeamtenliſte zeigt allenthalben Spuren von Reformen und Veränderungen, und das Miniſterium (S. 96.) iſt ſogar noch nach dem Abdruck verändert. Vom *Corps diplomatique* und andern auswärtigen Verhältniſſen iſt keine Spur als die bekanntlich hergebrachte Benennung des Abts *von St. Gallen* unter den Rittern der *Annunziata*. Unter den Bisthümern, deutet die Rubrik der *Vacanzen* auf die zu erwartenden Veränderungen. Das Militär und die Hof-

dienerſchaft fehlen hier ganz, und der *Calendario per la Real Corte (di Torino)*, deſſen Plan dieſe beiden Gegenſtände umfaſste, iſt gar nicht herausgekommen. Von dem Herzogthum Savoyen, das ſonſt zwey Provinzial-Staatskalender, zu *Chamberi* und zu *Anneci* hatte, findet man hier kaum noch eine Erinnerung, in dem Namen des Letzten vom Fürſtenhauſe *Savoyen-Carignan*. Daſs endlich, bey jener groſsen Sparſamkeit, der diesjährige *Almanacco de teatri di Torino* ſehr mager ausfallen werde, war zu erwarten.

Damit, unter ſo traurigen *Realitäten*, der *Glaube* die Piemonteſer ſelig mache, iſt S. 12. eine Staatszeitrechnung von dem Geſchenke eines Wunderbildes (1452.) und ſodann von einem zu Turin (1453.) wirklich vollzogenen Wunder eingeſchaltet.

Leipzig, in der Weidmannisch. Buchh.: *Churfürſtlich-Sächſiſcher Hof- und Staats-Kalender* auf das Jahr 1797. S. 296. u. 96. gr. 8.

Die 61ſte Fortſetzung ſeit 1728., ungeachtet 69 Jahre ſeitdem verſtrichen. Denn 1730 und 1734. iſt wegen des Mangels an Unterſtützung, und wegen der durch Auguſts III. Tod entſtandenen Veränderungen, ſo wie von 1756 bis 1763. wegen des Preuſsiſchen Heer-Ueberzugs, die Herausgabe unterblieben. Schon dieſes macht das Alter dieſes Staatskalenders ehrwürdig, daſs ihn ſtets dieſelbe Buchhandlung verlegte. Er enthält S. 35—88. die Hofdienerſchaft, (unter dieſer Eilf *katholiſche* Kapläne, auch zwey *Kammertürken*;) abgetheilt nach dem funfzehnfachen Hofſtaate, von welchem drey Abtheilungen für *verſtorbene* Prinzen gehören. S. 89—223. folgen die *Civilbeamten*. S. 225—241. der ſummariſche *Militär-Etat* und S. 243. das *Corps diplomatique*. Das *unregimentirte* Militär und die Geiſtlichkeit fehlen leider, ganz. Ein dreyfaches Regiſter S. 245—296. erleichtert dagegen den praktiſchen Gebrauch auf eine ſehr zweckmäſsige Weiſe.

Das *jetzlebende Europa* macht den 2ten Abſchnitt des Handbuchs aus, S. 1—96. Das Kurfürſtliche Haus womit das Buch anhebt, iſt darin zum zweytenmal aufgeführt, bekanntlich ohne Erwähnung der Wittwe des Herzogs *Carl* von Curland, nach deſſen Tode die Rubrik dieſes Landes darinn ganz aufgehört hat. Die Geſchlechtsliſten von *Albani*, *Altieri*, *Borgheſe*, *Chigi*, *Colonna*, *Conti*, *Corſini*, *Doria*, *Monaco*, *Odescalchi*, *Orſini*, *Palm*, *Paar*, *Piombino*, *Roſpiglioſi*, *Ruspoli*, *Sforza*, geben dieſem Verzeichniſſe eine Vollſtändigkeit, welche man kaum im *Krebel* und *Varrentrapp*, noch weniger aber in Specialkalendern, findet.

Mit Churfürſtl. gnädigſtem Privilegium, verlegt durch beide Churfürſtl. Kammerfouriers, und gedruckt zu München, in der Franzöſiſchen Hof- und Landſchaftsbuchdruckerey: *Seiner Churfürſtl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern etc. Hof- und Staats-Kalender für das Jahr* 1797. 420 S. gr. 8.

Einer der voluminöſeſten deutſchen Staatskalender, aus dem *Bairiſchen* und *Pfalziſchen* unter mancherley Abwechſelungen bis zu dieſer Seitenzahl angewachſen. Der erſte Bairiſche vom J. 1727 war ein Zwerg gegen dieſen, und hob ſich nur während des Kaiſerthums von Karl VII. Der Pfälziſche blieb noch 1773 ein Duodezbändchen, bis daſs im Jahre 1779 die Vereinigung mit erſtem erfolgte. Dieſes *Opus* kommt nicht in den Buchhandel, ſondern wird von den privilegirten Cammerfouriers verkauft, daher Rec. ſich nicht erinnert, in kritiſchen Blättern eine Anzeige davon gefunden zu haben. Die jährliche Erneuerung erfolgt jedoch ſo regelmäſsig, daſs man es dem Kurfürſten und dem Hofe am Neujahrstage zu übergeben pflegt.

Der Zeitkalender giebt alle Galla-, Feyer- und Feſttage, folglich die Lebensweiſe des Hofes, an. Das Beamtenverzeichniſs iſt für das Civil vollſtändig, enthält aber von dem Militär nichts als die Generalität und den Stab; — die Geiſtlichkeit iſt von dem Plan ganz ausgeſchloſſen. Das Volumen füllt ſich durch die höchſtzahlreiche Hofdienerſchaft an, ſodann mit der Mannichfaltigkeit der *wirklich nicht dienenden* oder *dermalen nicht frequentirenden* oder *charakteriſirten* Beamten u. ſ. w., wie auch mit Courtoiſien und Titulaturen. Mit dieſer Staatsorganiſation geht der Mangel an Kultur in der Sprache ziemlich parallel. Aus dem Inhalte ergeben ſich überdem noch politiſche und ſtatiſtiſche Merkwürdigkeiten mancher Art. Zu jenen darf man wohl die Agentſchaften in *Paris* und *Strasburg* (S. 111.), den Chargé d'Affaires im *Haag* neben der in München accreditirten Geſandſchaft der *Republik der vereinigten Niederlande*, und S. 407 u. f. die Herrſchaft Ravenſtein und das *Marquiſat* — Bergen op Zoom, ſo wie endlich das *achtfache* Perſonale der Bothſchaft in Rom, rechnen. Die Angabe des Grafen *v. Oberndorf* in allen ſeinen Stellen, ſogar mit Weglaſſung des Interimsdirectoriums der Kurpfalz, und die Gouvernements von Düſſeldorf und Jülich (S. 125.) liefern Erinnerungen an die neueſte Kriegsgeſchichte, ſo wie die Beamtenliſte der von *Nürnberg* occupirten Herrſchaften, welche in der oberpfälziſchen Dienerſchaft angeführt iſt, Beyträge zu den innern deutſchen Staatsverhältniſſen darbietet.

Leipzig, b. Barth: *Johann Chriſtoph Maiers*, d. W. W. M., *Beſchreibung von Venedig.* Zweyte durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit Grundriſſen und Kupfern. 1795. I. Theil. 476 S. II. Theil. 424 S. III. Theil. 436 S. IV. Theil. 224 S. gr. 8.

Die erſte Ausgabe dieſes Werks iſt in der A. L. Z. 1788. B. II. S. 115. und 1792. B. I. S. 209 folg. ausführlich angezeigt und nach Verdienſt gelobt worden; daher kann jetzt bloſs von der *Vermehrung* und *Verbeſſerung* dieſer 2ten Ausgabe die Rede ſeyn. Und

 dieſe

dieſe 2te Ausgabe hat groſse Vorzüge vor der erſten. Nicht nur das *Aeuſsere* hat ſehr gewonnen: die deutſchen Lettern ſind mit lateiniſchen, das ſchmuzige gelbe Papier mit weiſserm und ſtärkerm vertauſcht, der Druck iſt correcter geworden und gefällig fürs Auge und das Titelblatt der drey erſten Bände iſt mit ſaubern Vignetten geziert: ſondern auch vorzüglich iſt der *innere* Werth und die Brauchbarkeit dieſer Beſchreibung in dieſer zweyten Ausgabe beträchtlich erhöht worden. Eben den richtigen Beobachtungsgeiſt, die reife Sachkenntniſs und den unermüdeten Fleiſs des Vf., durch welche dieſe Beſchreibung einen ſo vorzüglichen Werth für den Politiker, Geographen, Geſchichtforſcher, Philoſophen und beſonders auch als Leitfaden für den Reiſenden im venetianiſchen Gebiet hat, finden wir in den Zuſätzen und Verbeſſerungen wieder; es iſt keine Mühe geſpart, um die Ortbeſchreibungen zu berichtigen, das Verzeichniſs der merkwürdigen Dinge in und um Venedig zu completiren, die geographiſche Beſchreibung des venetianiſchen Gebiets vollſtändiger zu machen, und zu allem dieſem iſt eine genaue *Inhaltsanzeige* jedem Bande hinzugefügt worden, die wir bey der erſten Ausgabe ungern vermiſsten, und durch die die Brauchbarkeit des Werks beträchtlich vermehrt wird. Die wichtigſten Zuſätze hat unſerer Meynung nach der zweyte Band erhalten, von denen Rec. einige bemerken will, um ſein Urtheil über die Vorzüge dieſer Ausgabe mit Beweiſen zu belegen. Im achten Buch, das von der peinlichen und bürgerlichen Gerichtsverfaſſung handelt, giebt dem Abſchnitte *von der Staatsinquiſition* ein helles Licht, die Erwähnung der bekannten groſsen Gährung im J. 1762, wie eine mächtige Parthey die Aufhebung der Staatsinquiſition verlangte, aber der groſse Rath, überzeugt durch Foſcarini's Gründe, die durch den alten ehrwürdigen Senator Antonio Georgi unterſtützt wurden, durch 743 Stimmen gegen 213, die Beybehaltung der Staatsinquiſition decretirte. (S. 131—40.) Dieſe Nachrichten ſind freylich nicht neu, ſondern oft wörtlich aus des zu früh verſtorbenen *Siebenkees*, Verſuch einer Geſchichte der venetianiſchen Staatsinquiſition, (die der Vf. auch im Anfang des Abſchnitts angeführt hat,) genommen; aber um ein ähnliches Bild des Ganzen zu entwerfen, war ihre Einrückung nothwendig. Neu hinzugekommen ſind die Nachrichten über den Advocatenſtand in Venedig. (S. 152 f.) Die Anzahl der Advocaten beläuft ſich auf 240, ſie müſſen alle in einem für ſie beſtimmten Quartiere wohnen oder wenigſtens ein Zimmer darin haben, (dies hat Aehnlichkeit mit dem Juden-Ghetto in Venedig und Rom) und ihre weſentlichſten Vortheile ſind die Conſultationen, die 2 Stunden (der Advocat hat die Uhr dabey in der Hand) dauern und mit 2—3 Zechinen bezahlt werden. Uebers Lotto iſt S. 176. eingerückt, daſs in 26 Ziehungen, vom 21. Jul. 1787 bis zum 19. December 1789, der Einſatz 1,331504 Silberducaten, (ein Silberducat iſt circa 1 Reichsthaler) die erhobnen Gewinne 669,628, und alſo der Gewinn des Staates 661,876 betragen habe. S. 177. findet man neue Nachrichten, über die Beytreibung der rückſtändigen Zölle, wie ſie durch eine Verordnung von 1788 beſtimmt worden iſt; eben ſo ſind die bis 1788 fortgeſetzte Liſte der Gebornen und Geſtorbnen (S. 230.), die Nachrichten von der neuen Aſſecuranzgeſellſchaft (S. 247.), die Beſchreibung der Caſſini (S. 261.) neue Zuſätze. Das 13te Buch über *Sitten und Gebräuche* iſt durchaus mit höchſt intereſſanten und charakteriſtiſchen Zuſätzen, die keinen Auszug leiden, vermehrt; eben ſo hat der Vf. im 14. Buch, *über Sprache, Literatur und Künſte*, ſeiner Anzeige nach, das Zanettiſche Werk, *de pittura Veneziana*, ſehr benutzt, und von S. 349. an eine venetianiſche Kunſtgeſchichte geliefert, die er in 5 Perioden eingetheilt hat: 1) in die des *langſamen Wiederauflebens der Kunſt*, dieſe begreift das 13te und 14te Jahrhundert; 2) in die *der merklichern Fortſchritte* vom 15ten Jahrhundert. Andreas von Murano war der erſte Stifter der guten venetianiſchen Schule; 3) in die *des höchſten Flors* vom Anfange des 16ten bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts. In dieſer Periode glänzen die Namen eines Tizian, Paul Veroneſe, Tintoretto, Baſſano, Palma u. a. 4) die Periode des *Herabſinkens der Kunſt zum Handwerk* und 5) die ihres *gegenwärtigen wandelbaren Zuſtandes*. Angehängt iſt ein Verzeichniſs der Kupferſtiche nach venetianiſchen Meiſtern gemacht. Der IVte Theil iſt ganz neu hinzugekommen und eine Ueberſetzung der bekannten *Memoires hiſtoriques et politiques ſur la Republique de Veniſe* vom Conte *Curti*, nobile venetiano. Der Vf. glaubte durch dieſe ſeiner Beſchreibung geſchehene Einverleibung eines fremden Werks ein helleres Licht über venetianiſche Verfaſſung verbreiten zu können, und wollte theils durch dieſe Nachrichten eines Einländers das Mangelhafte ſeines Buchs ergänzen, theils aber auch durch die Uebereinſtimmung derſelben mit den ſeinigen, einen Zeugen für die Wahrheit ſeiner Erzählung beybringen. Was bloſse Wiederholung geweſen ſeyn würde, ſo wie Vorſchläge zu Verbeſſerungen, die auſserhalb Landes unintereſſant ſind, ſind weggeblieben. Wir bedauern, daſs der Vf. verhindert worden iſt, ſein detaillirtes Urtheil über einige Stellen der Memoires hinzuzufügen; die wenigen Anmerkungen ſind unbedeutend. Auſser den Titelvignetten iſt noch ein ſaubres Kupfer von der Marcuskirche und ein geometriſcher Abriſs der Lagunen Venedigs hinzugekommen. Sichtbar gefeilt hat der Vf. am Ausdrucke, jedoch iſt ſeine Sprache noch nicht ganz correct, ſein Ausdruck oft unedel, z. B. S. 120. im 2ten Theil heiſst es gegen die Regierung *losziehen; alles was eine Gondel vermag*, für, alle die eine Gondel halten können S. 297. S. 316. ein *ſtockhafter?* Deutſche. S. 366. *Weichichkeit* u. ſ. w. Die jetzige Lage Venedig's muſs die Begierde dieſes Werk zu ſtudiren gewiſs bey vielen, die es noch nicht kennen, entzünden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Junius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Wolfiſchen Buchhandl.: *Nachrichten über das franzöſiſche Kriegsſpitalweſen* mitgetheilt von *Georg Wedekind* Ärzte der Rheinarmee. Erſter Band mit einem Kupfer. 1797. 378 S. gr. 8.

Die franzöſiſche Republik ſorgt der Verſicherung des Vf. zufolge für ihre Krieger ungleich beſſer, wenn ſie krank oder verwundet ſind, als das ehemalige franzöſiſche Königreich. „Unſre Spitäler ſind ſehr reinlich, die Koſt und Bedienung „weit beſſer als ehedem und es wird überhaupt „an nichts geſpart, was zur Herſtellung der Kranken nothwendig iſt“ ſagt Hr. *W.* in der Vorrede. Dieſer Band enthält eine Sammlung gedruckter und ungedruckter Actenſtücke zur Kenntniſs des franzöſiſchen Kriegsmedicinalweſens aus der Kriegsepoche ſelbſt und ſoll, wenn ſie den Beyfall deutſcher Aerzte findet, fortgeſetzt werden: er zerfällt in vier Abſchnitte: *I. Reglement der Geſundheitspflege bey den Armeen und in den Militärſpitälern der franzöſiſchen Republik. II. Apothekerbuch für die Militärſpitäler der franzöſiſchen Republik. III. Unterricht über die Mittel, die Geſundheit und die Reinheit der Luft in den Krankenſalen der Militärſpitäler der Republik zu erhalten, und IV. Einige Bemerkungen und Berichte über Krankheiten, Wunden etc.* Das *Reglement* iſt vom Nationalconvente im 2ten Jahre der Republik decretirt und hier von Hn. *W.* getreu überſezt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet worden. Es enthält unter 24 Titeln oder Aufſchriften, Verordnungen wie die Feld- und Militärſpitäler, und was dahin gehört, eingerichtet und verpflegt werden ſollen. Das Gehalt der Oberärzte, Oberchirurgen und Oberapotheker der Armee iſt monatlich 600 Liv. der Aerzte, Wundärzte und Apotheker der erſten Claſſe 400 Liv. der Wundärzte und Apotheker der zweyten Claſſe 300, der dritten Claſſe 200 Liv. der Unterbedienten und Krankenwärter der erſten Claſſe 90 und der zweyten 60 Liv. Das *Apothekerbuch* faſst in 18 Abſchnitten pharmacevtiſche Formeln von Tiſanen, Waſſern, Pulvern, Pillen, Salben, Pflaſtern etc. in ſich, welche blos als *Muſter der Beſtimmtheit und Simplicitat* (das ſie aber nicht ſind) den Medicinalperſonen vorgelegt werden, um zum Beſten des Dienſtes, wie Hr. *W.* ſagt, mehr Einförmigkeit und Leichtigkeit in ihre Vorſchriften zu bringen. Am Schluſs deſſelben ſteht ein Modell zu der Viſitentabelle, in welche bey dem Krankenbeſuch der Apotheker auf der Stelle die Verordnungen des Arztes einzutragen hat. — *Der Unterricht die Reinheit der Luft zu erhalten* iſt von den Mitgliedern des Geſundheitsraths vor einigen Jahren ſchon ausgefertigt worden und beſchränkt ſich vorzüglich auf Anempfehlung der Reinlichkeit in den Krankenſalen, der Luftzüge (hier iſt die Abbildung eines Ofens mit Trichtern verſehn, angebracht, welchen der Oberwundarzt Salmon zu Nancy erfand) der Dünſtung mit Salzgeiſt und der Aufſtellung des Kalchwaſſers in offnen weiten Geſchirren, weil daſſelbe beſonders wirkſam iſt, die Kohlenſäure aufzunehmen. Alles Räuchern, ſelbſt mit Eſſigdampf wird miſsrathen und für nachtheilig erklärt. — Die nun folgenden Aufſätze ſind: *Bericht der Obergeſundheitsbeamten der Rheinarmee über die Ruhr.* In dieſer gut geſchriebenen Abhandlung beſchreibt D. *Lorenz*, Oberarzt der Rheinarmee die 1793 unter den Soldaten eingeriſſene Ruhr, und giebt nicht nur hier die Urſache, Zufälle und Folgen, ſondern auch die Heil- und Verhütungsmittel dieſer Krankheit an. — *Wedekind über die Ruhr.* Als die nächſte Urſache dieſes Fiebers nimmt der Vf. dieſes Aufſatzes die *Maſtdarmentzündung* an: jede Reizung von innen und auſsen, welche hinreichend iſt, den Maſtdarm zu entzünden, als ſcharfe Galle, Cruditäten etc. iſt die *erregende*, und die *entfernte Urſache* alles was zur Erzeugung eines ſolchen Reizes Gelegenheit giebt, als Erkältung u. ſ. w. wobey aber noch eine gewiſſe Geneigtheit des Maſtdarms zur Entzündnng erfodert wird, um dieſe Krankheit epidemiſch zu machen, welches gewöhnlich am Ende des Sommers und in den erſten Herbſttagen geſchieht. Zu den häufigen Gelegenheitsurſachen zählt er auſser der Erkältung und Indigeſtion vorzüglich die *Anſteckung*, welche evident iſt, ob ſie ſchon einige läugnen wollen. Auch Obſt kann, (aber wohl nicht) weil es kühlt und weichen Leib macht, in Menge, uud bey einem erhitzten und zur Ruhr diſponirten Körper genoſſen, dieſe Krankheit erregen. Er theilt ſie in die einfache oder katarrhaliſche, in die inflammatoriſche und faulichte. Die Heilung derſelben beruht auf der Hinwegräumung der nächſten Urſache, der Entzündung in dem untern Theil der dicken Eingeweide, oder auf der geſchickten Beſeitigung aller innern und äuſsern reizenden Urſachen, ſie ſeyen nun ſcharfes Blut, reizende Galle, Würmer etc. mithin ſind ausleerende Mittel, ſchleimichte Klyſtire und viel Getränk hier angezeigt. Salmiak mit Schwefel und etwas Kampfer war oft da noch wohlthätig, wo ſich ſchon Meteoriſmus vorfand. Den Brechweinſtein zieht Hr. *W.* der Ipecac. vor, weil er mehr als dieſe auf den Stuhl wirkt: Mittelſalze, Manna, Tamarinden

den, Weinſteinrahm ſind in der Ruhr die beſten Abführungsmittel: die Rhabarber ſoll nie im Anfang dieſer Krankheit gereicht werden, weil ſie mehr auf die dicken als auf die dünnen Gedärmen wirke, ſie zu ſehr reize und oft Bauchgrimmen verurſache. Aeuſserſt viel ſey an einer ſtrengen Diät bey der Cur dieſer Krankheit gelegen. Wiederholte Klyſtire mit Opium verſetzt, werden nebſt der Hoffmanniſchen Wachslatwerge ſehr angerühmt. Bey der faulichten Ruhr wird nebenher das Waſchen der Schenkel und des Unterleibs mit Löffelkrautgeiſt, Kampfer und Alkal. volat. fluor. ſehr empfohlen. — *Ueber die Krankheiten, welche im Winter 1794 ſowohl unter den Soldaten als unter den Bürgern verſchiedner Gemeinden des oberrheiniſchen Departements epidemiſch waren*, in einem Brief des Dr. *Megalin* zu Sulz an Dr. *Lorenz*. Die Anſtalten und die Einrichtung des Spitals zu Giebweiler waren ſo elend — (wie läſst ſich das mit dem, was Hr. *W*. in der Vorrede ſagte, vereinbaren —) daſs wegen der unproportionirten Menge der Kranken, in Hinſicht des Raumes und der Verpflegung nothwendig das Hoſpitalfieber einreiſſen muſste. Dieſes Faulfieber, welches nicht nur unter den Soldaten viele hinraffte, herrſchte auch in den Städten Sulz, Iſenheim, Bollweiler etc. wüthete im Winter und gegen das Frühjahr am heftigſten und nahm im May merklich ab. Es hatte in der erſten Periode einen wahren inflammatoriſchen Character und erheiſchte Aderlaſſen. „Ich weiſs nicht, ſagt der Vf., woher es kömmt, daſs „man bey allen hitzigen Fiebern nichts als Galle und „Fäulniſs ſehen will? Es ſcheint, daſs man auf die „verſchiedenen Jahrsconſtitutionen gar nicht mehr „Rückſicht nehme, auf die Hippocrates, Sydenham „und die gröſsten Meiſter in der Kunſt ſo beſonders „achteten. Heut zu Tage mag ein epidemiſches Fie„ber im Sommer oder im Winter, im Frühjahr oder „im Herbſt eintreten, darauf ſieht man nicht, es wird „immer zu einem Faul- oder Gallenfieber oder zu ei„nem bösartigen Schleim- oder Faulfieber geſtempelt, „obwohl es eben ſo ſelten iſt, im Frühjahr Fieber zu „ſehen, die nichts entzündungsartiges an ſich hätten, „als man im hohen Sommer oder im Herbſt Fieber „wahrnimmt, die nicht etwas gallichtes oder faulich„tes verriethen." Das Aderlaſſen muſste aber in den erſten 3 oder 4 Tagen unternommen werden, dann wurden erſt Brechmittel oder Abführungen mit beſtem Erfolg gereicht. Oft rührte die bösartige Beſchaffenheit der Krankheit nur daher, weil man in der erſten Periode derſelben nicht antiphlogiſtiſch genug verfahren war, und oft lieſs nach einer zur rechten Zeit unternommenen Aderlaſs der bittre Geſchmack und die ſtärkſte Neigung zum Erbrechen nach. Das zweyte Stadium machte die antiſeptiſche Methode, den Gebrauch des Kampfers, der China, Arnica, Blaſenpflaſter etc. nothwendig. In einer dieſem Aufſatz angehängten Nachſchrift giebt Hr. *W*. über die beſtimmte Anwendung der antiphlogiſtiſchen und antiſeptiſchen oder vielmehr reizenden Methode und beſonders über das Blutlaſſen folgende Regel: wo die Zufälle nicht ſowohl Folgen des Reizes als vielmehr Folgen einer heftigen Reaction ſind, da findet die Aderlaſſe ſtatt, nie aber wo das Lebensvermögen oder die Reaction geſchwächt iſt. — *Lombard Bemerkungen über die Kopfbeſchädigungen für die jungen Wundärzte bey den Feldſpitälern*. (Im Auszug) Bey Hirnerſchütterungen iſt vorzüglich darauf zu ſehen, ob der Kopf in einer horizontalen oder verticalen Direction getroffen worden iſt: die horizontalen Verwundungen ſind minder gefährlich als die verticalen. Die durch ein ſchneidendes Inſtrument hervorgebrachte Wirkung iſt von der durch einen ſtumpfen oder runden Körper erregte ſehr verſchieden, und bey ſonſt gleichen Umſtänden minder gefährlich. Ueber die ſchickliche oder unſchickliche, über die zeitige und ſpäte Anwendung des Trepans werden in dieſem intereſſanten Aufſatz wichtige und auf Erfahrung ſich gründende Winke gegeben: der kalten Umſchläge aber, von denen *Schmucker* ſo herrliche Wirkungen bey Kopferſchütterungen ſah, wird nirgends Erwähnung gethan. — *Einige Bemerkungen über die Behandlungsart der Schuſswunden* von *Boy*, oberſten Wundarzt der Rheinarmee (nun todt). Ein Theil der franzöſiſchen Wundärzte legen auf friſche Schuſswunden reizende Mittel als Weingeiſt mit Waſſer, Wein und beſonders das Salzwaſſer: andre hingegen wenden erweichende und ſchmerzſtillende Mittel an, als laues Waſſer, erweichende Abſude, einfache Digeſtiv-Salben. Die erſte Methode verwirſt der Vf. ganz und gar, weil er durch dieſe reizende Mittel den Tetanus ſtatt zu verhüten, erſt entſtehen ſah. Laues Waſſer zieht er allen *hochgeprieſenen* Decocten und Salben vor. Die *republikaniſche* Verfaſſung, ſagt er, iſt allein auf Wahrheit gegründet und die mediciniſche Charlatanerie muſs mit der politiſchen verſchwinden." Die Wunde ſoll wohl öfters benetzt und angefeuchtet, aber bis zur Entſtehung der Suppuration ja recht ſelten verbunden werden. Der Verband muſs ſo angelegt ſeyn, daſs die Gefäſse ober- und unterhalb der Wunde hinreichend unterſtützt und die Bandagen nicht nur von dem unterſten Theile des Gliedes bis zur Bleſſur herauf, ſondern auch weiter bis an das obere Ende des Gliedes hin angelegt werden. Das Aderlaſſen iſt bey Schuſswunden nicht überall anwendbar, ſondern nur da, wo das Temperament des Kranken und die beſondre Beſchaffenheit der Zufälle ſie nöthig machen. Eben ſo nachtheilig für die Kranken iſt die faſt zum Grundſatz gewordene Meynung, alle Schuſswunden ohne Unterſchied zu erweitern und durch Einſchnitte die Figur der Wunden zu verändern. Fremde in der Wunde ſteckende Körper, der freye Ausfluſs von ſtockenden Säften u. ſ. w. machen freylich Inciſionen nothwendig; im Ganzen aber ſind ſie immer mehr ſchädlich als heilſam. Wo Einſchnitte gemacht werden müſſen, da ſollen ſie gleich nach der Verwundung und ehe noch irgend ein Entzündungszufall eintritt, oder wenn dieſer Zeitpunct verſäumt wurde, dann, wenn die Eiterung vollkommen im Gang iſt, vorgenommen werden. Die ganz losgetrennten Knochenſplitter ſollen gleich beſeitiget, die noch feſtſitzenden aber der Natur überlaſſen und nur die ſcharfen Spitzen abgenommen werden. Den Gebrauch

brauch des Setaceums bey Schuſswunden erlaubt er nur da, wo mit Eiter angefüllte Nebenhöhlungen ſind, welche weder durch die Lage des Theils, noch durch einen ſchicklichen Verband ausgeleert werden können. Endlich noch etwas von dem Miſsbrauch der Quellmeiſsel, Bourdonnets und dem Nutzen der Einſpritzungen. Selbſt die Schuſswunden in Articulationen erfodern nicht immer die Amputation. Einen 22jährigen Jäger, dem der äuſsere Rand der Knieſcheibe und der Condylus der Tibia von einer Kugel zerſchmettert wurde, heilte der Vf. ohne Operation in ſechſthalb Monaten glücklich. Doch ſoll die Amputation überall, wo ſie angezeigt iſt, vorgenommen werden, wenn ſie anders gelingen ſoll, nie aber in kalten Wintertagen gleich auf dem Schlachtfeld, oder wenn der Körper noch ganz vor Kälte ſtarrt. — In einem auf 10 Seiten abgedruckten Anhange widerlegt Hr. *W.* einige ihn betreffende Aeuſserungen in dem Journal der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche.

Leipzig, in der von Kleefeldiſchen Buchhandl.: *Baſſiano Carminati's*, der praktiſchen Arzneykunſt öffentlichen Lehrers zu Pavia, *Inbegriff der allgemeinen Geſundheitslehre und der praktiſchen Arzneykunde. Zweyter Band. Arzneymittellehre. Erſter Abſchnitt.* 1796. 222. S. 8. (15 gr.)

Das Urtheil, das wir im Jahrgange 1794, No. 208 unſerer Zeitung über die Verdeutſchung der Geſundheitslehre des Hr. *Carminiati* gefällt haben, iſt auch auf die ohnlängſt herausgekommene Fortſetzung dieſes Werkes vollkommen anwendbar. Wir bemerken hier, daſs der erſte Band dieſer Ueberſetzung jezt auch in der von Kleefeldiſchen Buchhandlung verkauft wird; der neue Verleger hat dieſen Band mit einem neuen Titelblatte und Jahrzahl 1796 verſehen laſſen, die Ueberſetzung iſt aber dieſelbe, die wir a. a. O. angezeigt haben. Wir brauchen uns alſo bey der Anzeige derſelben nicht aufzuhalten, und erinnern nur, daſs dieſer Abſchnitt von den 12 Kapiteln, die den Inhalt des 2ten Bandes der Originalausgbe ausmachen, nur die 4 erſten (*von der Erfindung der Arzneymittel, von der Wirkung der A. M. und dem Uebergange derſelben in das Blut, von der Zubereitung, Zuſammenſetzung und Verſchreibung der A. M. und von den erweichenden Arzneymitteln*,) in ſich begreift, und daſs der Ueberſetzer denſelben ohne alle Anmerkungen dem Drucke übergeben hat.

Leipzig, b. Schäfer: *Annalen der Arzneymittellehre.* Herausgegeben von D. *Joh. Jakob Römer. Erſten Bandes zweytes Stück.* 1796. 207 S. 8. (14 gr.)

Da wir unſere Leſer ſchon ehedem (A. L. Z. Jahrg. 1795. III. S. 529) ſowohl mit dem Plane, den Hr. R. bey der Herausgabe dieſes Werkes zu befolgen ſich vorgeſetzt hat, als auch mit den Abſichten, die er durch daſſelbe zu erreichen gedenkt, bekannt gemacht haben, ſo gehen wir ſogleich zur Anzeige des Inhalts des neuen Stückes, das wir vor uns haben, über. 1) *Abhandlung von der Wirkung des Mohnſafts* von Herrn *de la Guerene.* Der Vf. führt erſt kürzlich die Meynungen der ältern und neuern Aerzte von der Natur dieſer Drogue, von den Wirkungen, die ſie im menſchlichen Körper hervorbringt u. ſ. w. an, und folgert dann aus einigen Beobachtungen, die er zu machen Gelegenheit gehabt hat, daſs dieſer Saft nicht unter die erhitzenden und ſtimulirenden Heilmittel gehöre, daſs vielmehr der Gebrauch deſſelben Wirkungen nach ſich ziehe, die denen, die man von ſolchen Mitteln erwartet, geradezu entgegengeſetzt ſind, daſs der Einfluſs deſſelben auf die thieriſche Wärme, auf die Bewegung der Schlagadern und den Kreislauf des Blutes nicht direct und unmittelbar, ſondern nur mittelbar ſey, und von der erſten und wahrſcheinlich einzigen Wirkung des Mittels auf die Empfindlichkeit abhänge u. ſ. w. 2) *Aloys Caccialupi von der Vortreflichkeit und dem Nutzen der Dünſte und eingeathmeten Dämpfe bey den Krankheiten der Organe des Athemholens.* Die Meynung einiger Aerzte, daſs der Keichhuſten und die Maſern von einer und derſelben Urſache, nämlich von einem eignen ſogenannten Miasma, ihren Urſprung haben, ſcheint dem Hrn. *C.* nicht ganz ungegründet zu ſeyn; er hat mehrere Thatſachen geſammlet, die dieſe Behauptung zu rechtfertigen geſchickt ſind, und führt zugleich einige kliniſche Verſuche an, welche ſeine Leſer von dem Nutzen des Einathmens der Dämpfe einer aus temperirenden, mildernden und erweichenden Kräutern, oder einer aus ſtarkriechenden Vegetabilen, z. B. aus Poley, oder aus Honig, Eſſig und Waſſer bereiteten Brühe im Keichhuſten überzeugen ſollen. Wir glauben, daſs man ſich in der genannten Krankheit allerdings Vortheile von dieſer Heilmethode verſprechen kann, zumal wenn man ſie zugleich mit der Anwendung anderer Mittel, die ſich oft bey Patienten von dieſer Art wirkſam bewieſen haben, verbindet. 3) *Chemiſche Zergliederung der Mineralwaſſer zu Wolkenſtein und Wieſenbad in Sachſen.* Das Wolkenſteiner Mineralwaſſer enthält, den hier beſchriebenen Verſuchen zufolge, luftſaure Kalkerde, Glauberſalz, Kochſalz und Mineralalkali (welche Beſtandtheile zuſammen ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Gran im Pfunde ausmachen), und das Waſſer des ſogenannten Wieſenbades bey Annaberg hat luftſaure Kalkerde, etwas Kochſalz und Mineralalkali (zuſammen 3 Gran in einem Pfunde) in ſeiner Miſchung. 4) *C. G. Kühn litterariſche Notiz von einigen ſeltnern kleinen Schriften über ſchwediſche Geſundbrunnen* (vozüglich über die Mineralwaſſer zu Mederi und Gothenburg). Die hier verzeichneten 10 Schriften ſind wenigſtens in Deutſchland ſelten; ob ſie auch leſenswürdig ſind, hat uns der Vf. nicht geſagt. 5) *Einige Bemerkungen vom Gebrauche der dreyfarbigen wilden Ackerviole* von *C. Strack*, *dem Jüngern.* Der Vf. dieſes Aufſatzes macht die Aerzte, die keine gewünſchten Erfolge nach dem Gebrauche dieſes Gewächſes beobachtet haben, auf einige Umſtände aufmerkſam, die einen Einfluſs auf die verſchiedene Wirkung eines und deſſelben Mittels haben können, und nennt dann einige Schriften, in welchen die Anwendbarkeit dieſes Pflanzenkörpers zur Heilung

lung der Milchborke ſowohl, als der Skrofeln, der Kratze, der Flechten u. ſ. w. durch Beobachtungen bewieſen wird. 6) *Neuerdings empfohlne Mittel gegen die Gicht.* Die Rede iſt hier vom Kalmus, vom Sadebaum, vom Cajeputöl, und von einigen andern Arzneyen, die unlängſt *Rave*, *Thunberg* und *Hoffmann* zur Heilung der Gicht vorgeſchlagen haben. 7) *Gemeiner Tulpenbaum.* Der Herausgeber theilt eine kurze Nachricht von den Verſuchen mit, die *Ruſh* mit der Rinde der Wurzel dieſes Baumes und dem aus derſelben bereiteten Extracte (einem bloſs bittern Mittel) angeſtellt hat, und wünſcht, daſs mehrere Erfahrungen damit gemacht werden möchten. 8) *Gelbe peruvianiſche Rinde.* Dieſes neue Heilmittel iſt bitterer und zuſammenziehender, als die gewöhnliche peruvianiſche Rinde, und enthält, nach *ô Ryan's* Verſuchen, dreymal ſoviel gummöſe und harzige Theile, als die Letztere, und zweymal ſo viel, als die rothe China; bey den kliniſchen Erfahrungen, die mit der gelben Rinde angeſtellt worden ſind, hat ſie ſich ungemein wirkſam erwieſen, und ſie ſcheint allerdings vor den übrigen Chinaarten, die bisher bekannt geworden ſind, den Vorzug zu verdienen. 9) T. X. *Balmis*, Wundarzt der ſpaniſchen Truppen, *von den beyden amerikaniſchen Gewächſen, der Agave americana und Begonia balmiſiana, als ſpecifiſchen Mitteln gegen die Luſtſeuche.* Wenn man den Behauptungen dieſes Schriftſtellers trauen darf, ſo gehört die amerikaniſche Agave unter die beſten antiſyphilitiſchen Arzneyen; Hr. B. hat ſehr viele Verſuche mit dieſer Pflanze angeſtellt und ſo gefunden, daſs ſie oft ganz allein zur vollkommnen Heilung der veneriſchen Krankheiten hinlänglich iſt, und daſs ſie ſelbſt dann, wenn das Queckſilber den Abſichten des Arztes nicht entſprochen hat, nur ſelten die Erwartungen deſſelben unbefriedigt läſst. Die andere Pflanze, von der in dieſem Aufſatze geredet wird, iſt eigentlich ein abführendes Heilmittel, das nach dem Urtheile des Vf. beſonders bey Perſonen von einem ſtarken und feſten Baue, die nicht leicht ſchwitzen, und bey fetten, aufgedunſenen, unempfindlichen Körpern, ſo wie bey Kranken, die an Skrofeln, an der Waſſerſucht, an Verſtopfungen der Eingeweide und an Drüſengeſchwülſten leiden, auch in allen den Fällen, wo man zähe Säfte zu verdünnen hat, und wo die Thätigkeit und der Ton der feſten Theile wieder hergeſtellt werden muſs, ſehr anwendbar iſt. 10) *Kurze Anweiſung, Pflanzen zum mediciniſchen Gebrauche zu ſammeln.* Der Herausgeber hat dieſe Abhandlung aus dem ſchon 1785 herausgekommenen erſten Hefte des *Herbarii vivi plantarum officinalium* entlehnt, und er meynt, daſs ſein Entſchluſs, ſie hier aufs neue abdrucken zu laſſen, keiner weitläuftigen Rechtfertigung bedürfe. Wir geſtehen, daſs die Regeln, die Hr. *Roth*, der Vf. dieſes Aufſatzes, giebt, recht gut ſind, und wir wünſchen, daſs ſich die Apotheker bey der Einſammlung der Vegetabilien und ihrer Theile nach denſelben richten mögen. 11) *Recenſionen und kurze Nachrichten,* z. B. vom Nutzen des Opiums in den Blattern, vom Eybenbaume und vom Gebrauche des aus den Blättern deſſelben bereiteten Extracts, vom Nutzen der Stickluft in der Schwindſucht, von der beſten Bereitungsart der ſauren Seife u. ſ. w.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Neuer Kinderfreund, von Engelhardt und Merkel.* VI. Bändchen 1795. 14 Bog. VII. Bändch. 1796. 12 Bog. VIII. Bändch. 13 Bog.

So weit Rec. die Fortſetzung dieſer für erwachſenere Kinder in der That angenehmen und lehrreichen Schrift durchlaufen hat; findet er ſie nicht minder, wo nicht noch in höherm Grade empfehlungswerth als die erſten fünf umſtändlich von ihm angezeigten Bändchen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. Ohne Druckort: *Pflanzen-Beluſtigungen, oder Anweiſung, wie man auf eine leichte und geſchwinde Art alle Pflanzen wie in Kupfer geſtochen ſauber abdrucken kann,* für Kinder, Zeichner und Stickerinnen, ſo wie auch für die, welche in Stammbüchern geſchwind eine Zeichnung liefern wollen. Erſtes Heft mit 12. ſaubern Abbildungen. 1796. 8. (8 gr.) Ein groſser Titel zu einem Werkchen deſſen Text aus $13\frac{1}{2}$ Zeile beſteht, und welches in keinem Stück mit dem Titel übereinſtimmt, als in dem, daſs es Kindern eine artige Unterhaltung gewähren kann, wenn ſie nach der Vorſchrift ſelbſt ſolche Abdrücke machen wollen. Daſs weder für Botanik, noch für Zeichnung, etwas erſprieſsliches von dieſer Kunſt, Pflanzen durch ſich ſelbſt abzudrucken, zu erwarten ſey, das haben endlich die Junghanſiſchen Verſuche, das *Non plus ultra* derſelben, hinlänglich dargethan. Rec. wüſste ſich wenigſtens keinen Fall zu denken, in dem man ſagen könnte, es ſey mit dieſer Beſchäftigung nicht bloſs geſpielt worden, als etwa der, daſs ein Botaniker in einer entfernten Weltgegend die Bekanntwerdung ſeiner gefundnen Seltenheiten durch leichte Copirung einigermaſsen ſichern wollte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Junius 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HOF, b. Grau: *Kurze Darſtellung der neuen Preuſſiſchen Gerichtsordnung*, zur Erleichterung des Studiums derſelben. 1797. 510. S. gr. 8.

Wir möchten des Vf. Begriffe von *Kürze* wohl kennen. Seine *kurze* Darſtellung der Gerichtsordnung (ſollte heiſsen: des *erſten Theils* der Gerichtsordnung, denn nur *dieſen* hat ſie zum Gegenſtande) iſt, im Verhältniſſe zu dem Erſten Theile der *Gerichtsordnung* ſelbſt, (welche gröſsere Schrift und kleineres Format hat) ſehr lang und *langweilig* zugleich, und doch dabey unvollſtändig. — Gleich die *Einleitung* in die *Proceſsordnung*, als den erſten Theil der *Gerichtsordnung*, iſt ein Meiſterſtück von Präciſion, welche auf 16 Seiten in lauter kurzen §§, deren einer aus dem andern folgt, eine *allgemeine Ueberſicht* des ganzen Proceſſes giebt, in welcher nichts enthalten iſt, was *in die ſpeciellern* Theile gehört; dagegen iſt die Einleitung in Hn. *C. J. A. Meyers* (ſo nennt ſich der Vf. unter der Vorrede) *kurze Darſtellung* etc. ein auf 12 Seiten, ohne Paragraphenabſchnitte, eng zuſammen geſchichtetes Gemengſel von *allgemeinen* Grundſätzen und *ſpeciellen* Vorſchriften, welche letztere um ſo weniger hieher gehören, da ſie bey den einzelnen Theilen doch nothwendig wiederholt werden müſſen. Wenn z. B. §. 53 der *Einleitung in die* Proceſsordnung nur *im Allgemeinen* angeführt wird, daſs es nach geſchloſſener Inſtruction, den Parteyen frey ſtehe, rechtliche Ausführungen ihrer Anſprüche oder Einwendungen anzufertigen, oder anfertigen zu laſſen; ſo ſagt Hr. *M.* „zu Verfertigung der miteinander zu „übergebenden *implorantiſchen* und *imploratiſchen* „(warum iſt dieſe barbariſche Terminologie noch „beybehalten?) Deduction wird eine Friſt von 8 Tagen, „höchſtens 6 Wochen, vorgeſchrieben, die auf keine „Weiſe verlängert werden darf. Iſt von dieſen De„ductionen keine, oder nur Eine davon, oder ſind „ſie beide eingekommen, ſo werden die Acten nach „Ablauf der hiezu vorgeſchriebenen Friſt, ohne Ver„zug zum Spruch vorgelegt." (Wie verwirrt! warum ſagt Hr. *M.* nicht: nach Ablauf dieſer Friſt werden die Acten zum Spruch vorgelegt, die Deductionen mögen eingekommen ſeyn oder nicht). Dieſe *ſpeciellere* Vorſchrift wegen Einreichung der Deduktionen gehört offenbar in den Titel: *Vom Beſchluſs der Sache*; (in welchem ſie auch *in der Gerichtsordnung ſelbſt* ſteht), aber in *dieſem* Titel ſucht man ſie bey Hn. *M.* vergebens. — Wenn ferner in der *Einleitung zur Proceſsordnung* §. 56 geſagt wird: „den Parteyen „ſteht in allen nicht ganz unbedeutenden Sachen ge„gen ein zu ihrem Nachtheil ausgefallenes Urtel das „Rechtsmittel der Appellation an einen zweyten Rich„ter offen;" ſo läſst ſich Hr. *M.* folgendergeſtalt vernehmen: „Glau*bet* eine Partey durch ein Urtel „beſchwer*et* zu ſeyn; ſo kann ſie appelliren, wel„ches Rechtsmittel, der Regel nach, in allen Fällen „zuläſſig iſt. Die appellable Summe muſs mehr als „30 Thaler betragen" (dies iſt einestheils nur halb wahr, da es nur von *Obergerichten* gilt; anderntheils ſteht es, ſo wie es hier geſtellt iſt, mit dem unmittelbar vorhergehenden: „die Appellation iſt, der Regel nach, in *allen* Fällen zuläſſig" in offenbaren Widerſpruche). „Binnen 10 Tagen, von Zeit des pub„licirten Erkenntniſſes an, muſs *der Appellationsbe„richt* (?) eine Anzeige und Ausführung der Be„ſchwerden übergeben, wenigſtens dieſe beſtimmt „angezeiget, und zur Ausführung und Begründung „derſelben eine Friſt geſuchet werden." So führt Hr. *M.* hier auch in einer Note (warum nur *dieſes* in einer *Note*?) die ſpeciellen Vorſchriften wegen der *reviſibeln* Summe an. In den beſondern Titeln: *von Appellationen* und: *von der Reviſion* iſt nun dieſes alles wiederholt. Dergleichen *ſpecielle* Vorſchriften, die nicht in die *Einleitung* gehören, könnte Rec. noch ſehr viele anführen. — Die Definition von *Inſtruent*, S. 1. *der Einleitung* in der Note: „Die Gerichtsper„ſon, welche die Inſtruktion beſorgt, heiſſet der In„ſtruent;" iſt ſehr befriedigend! — Was Hr. *M.* S. 3 über die Abweichung der Verfahrungsart vom ordinären Proceſſe ſagt, hat gar keinen praktiſchen Nutzen. Die Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen Ober- und Untergerichten, S. 4. gehört auch nicht hieher. — Warum die Vorſchriften *von perſönlichen Erſcheinen und von der Vertretung durch Bevollmächtigte*, (welchen Vorſchriften in der Gerichtsordnung ein beſonderer Titel gewidmet iſt) in die *Einleitung* aufgenommen ſind, läſst ſich ſchlechterdings nicht abſehen. Eben ſo gut hätte Hr. *M.* den ganzen Titel: *vom Gerichtsſtande* der *Einleitung* einverleiben können. — Wenn Hr. *M.* S. 9 ſagt: „der *Inſtruent*, ein „Deputirter des Gerichts, der die Klage inſtruirt und „aufnimmt etc." ſo ſollte man glauben, die *Aufnahme* der Klage erfolge ſpäter als die *Inſtruction* derſelben. Die Note zu der angeführten Stelle giebt auch zu der Miſsdeutung Anlaſs, als ob der Juſtizcommiſſarius, als Bevollmächtigter der Partey, die Klage *inſtruiren* könne.

Schon dieſe Proben, zuſammen genommen mit der ſchwerfälligen Schreibart, in welcher man auf

barbariſche, aus dem *Preuſſiſchen* Geſchäftsſtile längſt verwieſene, Kunſtausdrücke und auf Idiotismen ſtöſst, verrathen einen Verfaſſer, der in der Kenntniſs der Preuſſiſchen Juſtizverfaſſung Neuling, und alſo in den Geiſt derſelben noch nicht eingedrungen iſt. Wie kann aber ein ſolcher Mann auf den Einfall kommen, zur Belehrung Preuſſiſcher Praktiker zu ſchreiben?

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Ephemeriden der theoretiſchen und practiſchen Rechtsgelahrtheit*, herausgegeben von *Friedrich Gottlieb Julius Burchard*, B. R. D. der Herz. Mekl. Juſtiz-Canzley zu Roſtock und des Conſiſtorii Fiskal. *Erſtes Heft.* 1796. 88 S. 8. (8 gr.)

Die Fortſchritte, ſagt der Hr. Herausgeber, unſerer Zeiten in der Geſetzgebung, Auslegung der Geſetze und Aufſtellung neuer Theorien im ganzen Gebiete der Jurisprudenz zu zeigen, zugleich aber auch die Ausübung der Gerechtigkeit in den verſchiedenen Provinzen Deutſchlands darzuſtellen, iſt der Zweck dieſer Zeitſchrift. Ohne Mittheilung aus fremden Gegenden Deutſchlands kann dieſelbe *nur* ein örtliches Intereſſe erhalten; ich muſs daher um Beyträge aus allen Gegenden Deutſchlands bitten. Ohne Scheu werde ich es rügen, wenn es noch Städte giebt, wo die Gerichtsordnung zu den Seltenheiten gehört, ſo daſs man ſich ſtatt der gedruckten mit Copien behelfen muſs; ohne Scheu werde ich Beyſpiele von Machtbefehlen, Verſchleppungen und andern Mängeln in Juſtizſachen geben; aber lieber wird es mir ſeyn, Fälle von merkwürdiger Ausübung der Gerechtigkeit, von intereſſanten Verordnungen, von gerechten, ſtandhaften Verfahren mittheilen zu können. Die Erſcheinung der Hefte, wovon zwey einen Band ausmachen ſollen, iſt an keine beſtimmte Zeit gebunden.

Nun zur Anzeige des Inhalts des vorliegenden erſten Heftes: — *Nr.* 1. Eine weitläufige Kritik des erſten und zweyten Bandes des *Dabelowiſchen* Verſuchs einer ausführlichen Erläuterung der Lehren vom Concurs der Gläubiger. *Nr.* 2. Rechtliche Entſcheidung der beiden Rechtsfragen: 1) Kann ein Ehegatte, ſeiner *in pactis dotalibus per modum contractus initis* eingegangenen Verbindlichkeit zuwider, ſein Vermögen alieniren, oder es durch andere Diſpoſitionen auf einen Dritten transferiren? 2) Kann der überlebende Ehegatte ſeine Gebührniſſe aus der Eheſtiftung, wenn der Verſtorbene ſein geſammtes Vermögen durch Handlungen der Freygebigkeit an Fremde übertragen hat, von ſämmtlichen Beſchenkten zu fodern berechtigt ſeyn? — Der hier erzählte, vor dem Kammergericht in Berlin verhandelte Rechtsſtreit, bey welchem die obigen beiden Fragen zur Sprache kamen, iſt nach manchen Hinſichten intereſſant und lehrreich. Die ſehr gründlich abgefaſsten Entſcheidungsgründe des Kammergerichts ſind vollſtändig mitgetheilt, und der Richter hat, wie Sachkundige voraus ſchon vermuthen werden, die erſte jener Fragen verneinend, die zweyte aber bejahend entſchieden. *Nr.* 3. *Sodomia generis.* — Ein von Natur einfältiger, ganz ungebildeter und unterrichteter Pferdeknecht begeht mehrmalen, faſt ohne allen Scheu, mit einem Mutterpferde Unzucht. Die Juriſtenfacultät zu Roſtock erkennt hierauf: — Daſs Inquiſit auf zwey Jahre ins Zuchthaus zu bringen, und daſelbſt zur ſchweren Strafe anzuhalten, jedoch zu gleicher Zeit mit allem Fleiſse in dem Chriſtenthume zu unterrichten, demnächſt aber, nach geſchehener Entlaſſung aus dem Zuchthauſe, aus den Gränzen des Schwaanſchen Amtes auf Lebenszeit zu verweiſen ſey. — *Nr.* 4. Ueber die Octaven des Antony-Termins in Mecklenburg. — Eine uralte Gewohnheit theilt in Meklenburg das Jahr in Rückſicht der gewöhnlichen Zahlungstage in zwey ſehr ungleiche Theile, den Antony- und Trinitatis-Termin nämlich. Ueber die Dauer dieſer Termine aber walten mannichfaltige Streitigkeiten ob, weswegen hier zwey dieſen Gegenſtand betreffende Gutachten geliefert werden. *Nr.* 5. Nichtadeliche Gutsbeſitzer in Meklenburg gegen die adelichen Gutsbeſitzer wegen einiger Prärogativen der Letzteren. — Es iſt dieſs ein für Meklenburg ſehr intereſſanter Streit, der wahrſcheinlich noch zu groſsen Weiterungen Anlaſs geben wird. In den folgenden Heften will der Hr. Herausgeber den weiteren Gang der Sache vorlegen. — *Nr.* 6. Miſcellen — Hier wird ein von der Juriſtenfacultät zu Rinteln in einem ertheilten rechtlichen Gutachten aufgeſtelltes Paradoxon, und dann ein von einem Unterrichter veranſtaltetes ganz nichtiges Verfahren gerügt. — —

Dieſes erſte Heft der Ephemeriden *hat, wie die* Inhaltsanzeige lehrt, hauptſächlich nur für meklenburgiſche Geſchäftsmänner Intereſſe; der Hr. Herausgeber iſt auch in ſeinen Einleitungen und Bemerkungen zu wortreich; desgleichen fehlt es dem Ganzen an einem beſtimmten Plane, und auf Abwechslung iſt nicht genug Rückſicht genommen. Allein Hr. B. ſcheint doch ein Mann zu ſeyn, der aus vorliegenden Materialien das Wichtigſte gut zu wählen weiſs, und es läſst ſich daher nicht zweifeln, daſs er bey erweiterter Correſpondenz, ein brauchbares Werk zu liefern wohl im Stande ſey.

Hannover, b. den Gebrüder Hahn: *Das Roſstauſcher Recht.* Von *J. C. E. Münter*, Doctor und adjungirtem Procurator bey Königlich Churfürſtl. Juſtiz-Canzley zu Celle. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 1795. 288 S. 8. (16 gr.)

In dieſer neuen Ausgabe, die um 48 Seiten ſtärker, als die erſte, iſt, hat der Vf. manches gebeſſert und verändert. Zuſätze von Bedeutung haben wir jedoch beym Vergleichen nicht entdeckt.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Sommer: *Landwirthſchafts- Garten- und Forſtkalender, oder Verzeichniſs der in jedem Monat vorfallenden Verrichtungen, ſowohl im Felde als in Küchen- Blumen- Baumgarten und Wäldern, auch entdeckten Betrügereyen mancher unterer Forſt-*

Forſtbedienten. Mit einem Anhange, wie man ohne Zuthun der Bienen Wachs bereiten, auch Maulwürfe, Erdflöhe, Schnecken und Kornwürmer vertreiben könne. Auf Verlangen herausgegeben von *C. H. Meisner.* 1796. 1 Alph. 10 B. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſer Titel erzählt die Reichhaltigkeit der Materien, die in dieſem Buche abgehandelt ſind, ausführlich genug. Ob übrigens der kalendermäſsige Vortrag auch *auf Verlangen* gewählt worden, will Rec. dahin geſtellt ſeyn laſſen. Da man bey dieſer Art des Unterrichts die Materien gleichſam nur immer fragmentenweiſe überſehn kann, ſo iſt, wenigſtens Rec. von dieſer Methode nicht ſonderlich erbaut, denn wer ſich mit den einzelnen Geſchäften ſelbſt hinreichend bekannt gemacht hat, der wird auch wohl mit der Zeitfolge und mit den Monaten fertig werden. Indeſſen kann der Vf. doch hoffen, daſs ſein Buch Liebhaber finden wird, da die vorgetragenen Materien vollſtändig, lehrreich und deutlich dargeſtellt ſind. Die Feld- und häuſslichen Geſchäfte des Acker- Wein- und Pflanzenbaues, ingleichen des Bierbrauens, Brandteweinbrennens etc. nehmen bey weiten den gröſsten Theil dieſes Buches ein, da der Obſt- und Küchengarten, ingleichen die Geſchäfte des Forſtweſens nur kurz abgefertigt ſind. Der nützlichſte Theil des ganzen Buches iſt nach Rec. Ueberzeugung der Anhang, der von Thierkrankheiten *handelt.* Man findet hier keine Sammlung ohne Wahl aufgehäufter Recepte, ſondern der Leſer wird auf die Kennzeichen und Beſchaffenheit einer jeden Krankheit aufmerkſam, zugleich aber auch mit den zweckdienlichſten Vorbeugungs- und Heilmitteln bekannt gemacht. — Nur möchte ſich Rec. doch nicht getrauen, nach Bourgelets angeprieſenen Vorſchlägen den Roz mit *Merc. ſubl. corr.* und Kalkwaſſer *ſicher* zu heilen; auch die, als Vorbeugungsmittel gegen die Rindviehſeuche vorgeſchlagenen Kuren, möchten wohl ihres Endzwecks verfehlen. — Wenn alſo auch der ganze übrige Theil des Buches den praktiſchen Landwirth ohne alle Belehrung lieſse, – gegen welche Behauptung ſich Rec. hiemit feyerlich verwahrt haben will! — ſo kann er die lezten Bogen deſſelben doch als einen ziemlich ſichern Erſatz eines Theils ſeiner Auslagen betrachten.

PRAG, in der Herrlſchen Buchhandl.: *Franz Fuſs* wirklichen Mitglieds der k. k. privilegirten ökonomiſch-patriotiſchen Geſellſchaft im Königreich Böheim *Anweiſung zur Erlernung der Landwirthſchaft durch alle ihre Theile.* Für Wirthſchafts-Amtsſchreiber und mindere Beamten, auch Bürger und Bauern. 1795. 400 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn man bedenkt, daſs von dieſer Schrift faſt 100 Seiten abgehn, die von den Krankheiten der Thiere und ihrer Heilung handeln; ſo ſieht man leicht, daſs die Anweiſung zur Erlernung der Landwirthſchaft durch alle ihre Theile hier ſehr compendiariſch ausfallen muſs. Statt der in einem 2ten und 3ten Theile zu erwartenden Supplemente und Erläuterungen hätte der Vf. beſſer gethan, ein nach der Ordnung der Naturreiche in drey Bänden wohlgeordnetes Werk zu verfaſſen; da er ſonſt gute Kenntniſſe in der Naturlehre und Oekonomie an den Tag legt. Beſonderes Verdienſt hat dieſer Theil durch die bey jeder nützlichen Thierart angegebenen Krankheiten derſelben, mit beygefügten Heilmitteln, welche wir mit Grund empfehlen können: nur bezweifeln wir (S. 273) die glückliche Heilung der Stollbeulen bey Pferden, wenn ſolche Waſſer enthalten, falls nicht durch eine geſchickte Hand die Haut oder Blaſe, in welcher ſich die wäſſerigte Materie geſammlet hatte, glücklich herausgeſchälet, und dann die Wunde langſam und bedächtig zugeheilet wird. Daſs die Schubartiſchen Proſelyten in Böhmen den zu häufigen Anbau der Futterkräuter vornehmlich des ſpaniſchen Klees, nothgedrungen wieder aufgegeben, alſo dabey nicht ſo groſse Vortheile, als man ihnen vorſpiegelte, gefunden — wird S. 152 u. f. nach der Wahrheit angezeigt, und angehenden Oekonomen die nützliche Lehre gegeben, blos theoretiſchen Vorſchlägen aus der Studierſtube nicht zu viel zu trauen.

SCHÖNE KÜNSTE.

STETTIN, b. Kaffka: *Erzählungen,* von *C. A. Stutz.* Zweyter Band. 1790. 212 S. 8.

Von den drey proſaiſchen Erzählungen, oder kleinen Romanen, die dieſen Band ausfüllen, iſt die erſte die längſte, indem ſie die ganze Hälfte des Bandes, ſieben Bogen, beträgt. Es iſt eine ſpaniſche Geſchichte, die der Vf. im dritten Theile gewiſſer *Erzählungen aus der wirklichen Welt* ganz kurz (vermuthlich nach einem franzöſiſchen Originale) erzählt fand, und die er weiter ausführte, um ſie, wie er meynte, dadurch intereſſanter zu machen. Rec. zweifelt aber, daſs ihm dieſe Abſicht gelungen ſey. Denn, wenn Hr. *S.* gleich nicht ſchlecht erzählt, ſo hat ſein Vortrag doch keine unterſcheidenden Vorzüge, welche den Leſer feſſeln könnten; beſonders dialogirt er zu oft, und mit zu wenig Lebhaftigkeit. Die zweyte Erzählung wird S. 157 abgebrochen, und eine Fortſetzung davon verſprochen. Der Anlage nach ſcheint ſie ein Gewebe gräſslicher, nur allzugräſslicher Zufälle zu werden, und der Vf. dabey mehr auf eine Reihe ungewöhnlicher Leiden und ungewöhnlicher Rettungen, als auf Kraft der Darſtellung zu rechnen. Die dritte iſt eine Poſſe von der Art, wie ihrer ſo unzählige, in dramatiſcher und undramatiſcher Form, über die Mittel, einen alten geckenhaften Vater zu gewinnen, und einen phantaſtiſchen Nebenbuhler zu entfernen, ſind geſchrieben worden.

THORN u. DESSAU, b. Vollmer: *Hans von Bonſen,* Haupt und geheimer Oberer des preuſſiſchen Bundes. Eine dialogiſirte Rittergeſchichte aus dem

funfzehnten Jahrhunderte. 1795. 1. Th. 272 S. 2. Th. 268 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn einmal eine Rittergeſchichte geſchrieben werden ſoll, ſo läſst man es ſchon gelten, daſs darin ein paar hundert Perſonen auf einmal auftreten. Es macht zwar dem Leſer einige Mühe, ſich auf den erſten vier, fünf Seiten eines jeden Theils nur allein mit dem Perſonale des Stücks bekannt zu machen: man weiſs aber auch alsdann, daſs dieſe Mühe durch die beſtändigen Abwechslungen der mannigfaltigſten Auftritte, die weder an Zeit noch an Ort gebunden ſind, dem Leſer überflüſsig vergolten werden wird. Wir können auf Treu und Glauben verſichern, daſs es der Vf. hieran auf keine Weiſe habe fehlen laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Kiel*, b. Bohn: *D. H. Hegewiſch* an Deutſchlands Patrioten, Anzeige von der *Art, wie ein Cenſor in Leipzig ein ihm vorgelegtes Manuſcript hat behandeln wollen.* 1793. 72 S. gr. 8. In einigen handſchriftlichen Aufſätzen des Vf., die ſein Verleger, weil ſie in Leipzig gedruckt werden ſollten, der dortigen Cenſur übergeben hatte, wurden nicht nur groſse Stellen ganz durchſtrichen, ſondern auch andere von dem Cenſor (Hn. Hofrath *Wenk*) abgeändert; und Hr. *H.* ſah dieſes als eine Art von Beruf an, „deutſche „Patrioten auf das Schickſal, das uns bevorſteht, aufmerkſam „zu machen: ſie aufzufodern, bey einer der wichtigſten Angelegenheiten, die eine Nation haben kann, nicht gleichgültig, „nicht unthätig zu bleiben." S. 6. So entſtand dieſe Abhandlung, die unſtreitig zu den beſten gehört, welche wir über den ſeit einiger Zeit ſo häufig behandelten, und *pro* und *contra* oft heftig verfochtenen Gegenſtand erhalten haben. Den Miſsbrauch der Preſſe zu verhüten, ſagt der Vf., giebt es 2 Wege: 1. Cenſur, 2. uneingeſchränkte Preſsfreyheit, und Beſtrafung der geſetzwidrigen Miſsbräuche. Die deutſchen Geſetzgeber wählten den erſten; die Cenſurgeſetze ſind aber nicht ſtrenge, die Strenge wird nur hinein commentirt. Hr. *H.* zeigt hierauf genauer an, was in ſeiner Handſchrift durchſtrichen und was abgeändert worden. Der eine Aufſatz: *Ueber die Einführung der chriſtlichen Religion in Schweden*, in welchem jetzt der Cenſor nicht nur änderte, ſondern auch den letzten Theil ganz durchſtrich, war 3 oder 4 Jahre zuvor von derſelben Cenſur, obgleich von einem andern Cenſor gebilligt und in dem *deutſchen gemeinnützigen Magazin* (Band III. St. 2. S. 40.) abgedruckt worden. Noch auffallender ſcheint es aber Rec., daſs in dem 2ten Aufſatze: einer *Ueberſetzung des Kapitels 54. von Gibbons bekannter Geſchichte vom Verfall und Untergang des römiſchen Reichs*, der Cenſor ſich ermächtigte, Stellen in der Ueberſetzung abzuändern, dem Geſchichtſchreiber einen andern Sinn unterzuſchieben und den Ueberſetzer dem Vorwurfe der Verfälſchung ſeines Originals, oder der Uebereilung Preis zu geben. Um unſere Leſer ſelbſt beurtheilen zu laſſen, ob dieſe Stellen etwas gefährliches enthielten, wollen wir hier nur ein Beyſpiel ausheben. Statt der Worte des Ueberſetzers: „Eine unpartheyiſche Diſcuſſion wird uns über ihre (der Reformatoren) Furchtſamkeit eher erſtaunen, als uns über ihre Verwegenheit ärgern laſſen," wollte der Cenſor folgende unterſchieben: „Eine unpartheyiſche Diſcuſſion wird uns eher *eigene* Furchtſamkeit der erſten Reformatoren *vermuthen*, als uns über ihre Verwegenheit ärgern laſſen." Niemand kann es dem Vf. verargen, wenn ihn dieſe Behandlung unwillig machte. Er fodert S. 49. alle Gelehrte auf, einmüthig ihre Stimme gegen ſolche Cenſurmiſsbräuche zu erheben, da die reine Stimme der Wahrheit noch mächtig genug ſey, deutſche Fürſten von den nachtheiligen Folgen dieſer Art von Deſpotismus zu überzeugen. „Laſst uns," ſagt er S. 52. „dem Reichsoberhaupt und den geſammten „Ständen vorſtellen, wie nöthig es iſt, daſs ſolche Männer zu „Cenſoren beſtellt werden, wie die Reichsgeſetze erfodern, „*verſtändige Männer.*" Verſtändige Männer ſeyen aber nach unſrer alten deutſchen Sprache nicht bloſs gelehrte Männer. „Wir würden weniger frey ſeyn," fährt er fort, „als die Spanier und die Unterthanen des Pabſts, wenn es von der Entſcheidung *eines* Mannes abhängen ſollte, was der Schriftſteller ſchreiben, was das Publicum leſen dürfe." Die Leſer werden dem Vf. um ſo mehr ihren Beyfall ſchenken, da er zwar mit Wärme, aber, ungeachtet des Gefühls erlittenen Unrechts, nicht mit Heftigkeit ſchreibt. Zugleich zeigen wir eine andere kleine Schrift deſſelben Vf. an, welcher er ſeinen Namen nicht vorgeſetzt hat.

Kiel, in der königl. Schulbuchh.: *Ueber die Neutralität bey dem gegenwärtigen Kriege.* 1793. 48 S. 8. Das Gerücht, als ob die ſeit dem J. 1791 gegen Frankreich verbundenen Mächte einige Mindermächtige nöthigen wollten, von der angenommenen Neutralität abzugehen, veranlaſste dieſe Abhandlung, in welcher der Vf. zeigt, daſs es ungerecht ſey, einen neutralen Staat zur Theilnahme an dem Kriege zu nöthigen, ſo lange dieſer keines der kriegführenden Völker vor den andern begünſtigt, und daſs es Klugheit und Selbſterhaltung Mindermächtigen zur Pflicht mache, ſich zur Theilnahme nicht nöthigen zu laſſen. Er geht dann auf die Veranlaſſung oder auf den Vorwand des gegenwärtigen Krieges über, und findet, daſs es doppelt hart ſeyn würde, Regenten, die durch die Güte und Weisheit ihrer Regierung ſich die Liebe ihrer Unterthanen ſo erworben haben, daſs ſie die in Frankreich aufgeſtellten Grundſätze nicht fürchten dürfen, zu zwingen, ihre treuen Unterthanen in einen, ihnen ganz gleichgültigen, Meynungskrieg zu verwickeln. Hierdurch wird er auf verſchiedene Bemerkungen über die Rechtmäſsigkeit dieſes Strafkriegs, und auf den Ausgang ähnlicher Kriege geführt.

Die Nachſchrift enthält eine kurze Geſchichte, wie im J. 1690 die Dänen und Schweden ihre Neutralitätsrechte gegen England behaupteten. Nach Rec. Urtheile ſind des Vf. Bemerkungen treffend und wahr; ſelbſt aber diejenigen, die hierin anderer Meynung ſeyn ſollten, werden wenigſtens eingeſtehen müſſen, daſs er ſie mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Freymüthigkeit vorgetragen habe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Junius 1797.

GESCHICHTE.

ERFURT, b. Keyſer: *Geheime Geſchichte des Hauſes von Medicis und anderer vornehmen Familien in Italien.* Nach dem Franzöſiſchen des Herrn *A. von Varillas.* 1795. 506 S. 8.

Wer hätte es erwarten ſollen, daſs der ſelbſt unter ſeinen Franzoſen als Schriftſteller längſt begrabene und vergeſſene *Varillas* im Jahr 1795 unter uns aufleben würde? und gerade durch das Buch, welches den neuern verdorbenen hiſtoriſchen Geſchmak vorzüglich befördert hat, durch ſeine *Anecdotes de la Maiſon de Florence?* eines der allererſten Muſter Franzöſiſcher Anekdotenjagd; oder der Sucht, über die Geſchichte entfernter Jahrhunderte und Länder geheime Nachrichten ohne den geringſten Gewährsmann oder Beweis zu verbreiten; auch wohl manche hin und wieder zerſtreute und nicht allgemein bekannte Erzahlungen durch lebhaften Witz in unerhörte Anekdoten zu verwandeln, u. dergl. m. So ſagt Hr. *Varillas* hier S. 3. „Ich für meine Perſon habe keine andere Abſicht als dieſe, hier *ſolche Nachrichten* vorzutragen, *die andern Schriftſtellern entweder ganz unbekannt waren*; oder gefliſſentlich von ihnen mit Stillſchweigen übergangen wurden.“ Anſtatt nun zu melden, woher Er denn dieſe ſo unbekannten Wahrheiten genommen habe, fährt er bloſs fort: *Ich muſs demnach ſagen u. ſ. w.* Alſo auf ſein Wort ſoll man ihm die geheime Geſchichte des 15 und 16 Jahrhunderts glauben: ihm, der bey manchem Wahren und Brauchbaren, mancher freyen und richtigen Beurtheilung, auch einer unterhaltenden Schreibart, doch faſt alles auf ſeine eigene Art verbräumt; mehr weiſs als die Zeitgenoſſen; öfters nur den ſeichten Raiſonneur über ungeprüfte Nachrichten abgiebt; offenbare Unrichtigkeiten und halb verſtandene Dinge einmiſcht; der z. B. S. 203 keck hinſchreibt, *Hermolaus Barbarus* habe den *Themiſtius* in ſolcher Pracht und Majeſtät erſcheinen laſſen, daſs ſeit der Zeit niemand etwas daran zu verbeſſern wagte; S. 444 daſs *Adrian VI.* der Sohn eines Flamändiſchen Bierbrauers geweſen ſey; S. 488 daſs *Savonarola* die Gabe der Weiſſagung beſeſſen habe, u. dergl. m. Der Ueberſetzer wundert ſich, daſs ein Werk, ſo vorzüglichen Inhalts, ein ſo vollſtändiges Gemählde voll Geiſt und Leben, bisher unüberſetzt geblieben iſt: und wir würden uns wundern, daſs er es vorzüglich habe finden können, wenn es uns nicht der Geſchmack unſers Zeitalters, der in der Geſchichte nur auf Form und Façon, aber weit weniger auf innern Gehalt ſieht, begreiflich machte. Vielleicht, ſetzt er hinzu, ward mancher Ueberſetzer durch die vielfaltigen *Schmähungen* zurückgeſchreckt, womit der berühmte *Bayle* den *ehrlichen Varillas* bey jeder Gelegenheit in ſeinem *Dictionnaire* überhäuft. Als wenn erwieſene Vorwürfe Schmähungen wären; als wenn nicht alle Kenner der Geſchichtkunde ſeit hundert Jahren eben ſo über die hiſtoriſchen Romanſchreiber *Varillas* und *Maimbourg* geurtheilt hätten, wie ſie einſt über die *Varillas* und *Maimbourgs* unſerer Tage, ſo ſehr ſie auch, noch mehr als dieſe, poetiſche Schilderungsgabe in ihrer Gewalt haben mögen, urtheilen werden. Der Vf. hatte auch anfänglich den Vorſatz, jene Vorwürfe zu prüfen, und daher dieſes Buch mit kritiſchen Anmerkungen zu begleiten. Allein da ihn Kriegsunruhen von ſeinem ehemaligen Wohnorte vertrieben haben: hatte er auch die dazu nöthigen Hülfsmittel nicht in den Händen. Es wäre jedoch beſſer geweſen, bis er dieſe gebrauchen konnte, die Ueberſetzung ungedruckt zu laſſen. Der Druck- oder Schreibfehler giebt es in derſelben etwas viele; wie einigemal *Trimulce* an ſtatt *Trivulce* oder *Trivulzio*, *Cineſius* ſtatt *Syneſius*, *Paleologen*, *Porphirogeneten*, *Chalcondilos*, u. dergl. m. mit denen wohl ſchon die Urſchrift ſelbſt begabt ſeyn mag. Die *Fabrik des heil. Peter* (S. 467.) hätte durch *Peterskirche*, und ebendaſ. *Pater Paul* durch *Paul Sarpi* überſetzt werden ſollen.

Unter der Aufſchrift, BERLIN und POTSDAM: Merkwürdige *Geſchichte* des Fürſten *Franz Rakoczi*, und der durch die Ungariſchen Miſsvergnügten erregten Unruhen und Kriege. 1795. 246 S. 8.

Es iſt immer ſonderbar, und ſelbſt gegen die erſten Regeln der hiſtoriſchen Methode, wenn ein anonymiſcher Schriftſteller Begebenheiten aus längſt verfloſſenen Zeiten erzählt, ohne im geringſten zu melden, woher er ſeine Nachrichten genommen habe. Glauben kann er eigentlich nicht verlangen: und es iſt eine falſche Einbildung, daſs Leſer, die eben keine Geſchichtkenner ſind, ſich an dem, was er ihnen vorzuerzählen gut findet, begnügen müſſen. Für Recenſenten iſt ein ſolches Verfahren am beſchwerlichſten: denn dieſe kommen öfters nur langſam auf die Spur, woher der Anonymus geſchöpft, epitomirt oder abgeſchrieben habe. Glücklicherweiſe entdeckten wir bey gegenwärtigen Buche die Quelle gar bald, deren ſich der Vf. höchſt wahrſcheinlich bedient hat. Sie gehört allerdings unter die beſten: und er konnte ſie daher mit Ehren nennen; nur un-

Digitized by Google

terläſst dieſes mancher hiſtoriſche Schriftſteller, wenn er alles aus Einem Buche nimmt, und ſich auf eigene Kenntniſſe, die aus mehrern andern Werken gezogen ſind, nicht verlaſſen kann. Es iſt die *Hiſtoire des Revolutions de Hongrie*, welche im J. 1739 im Haag in ſechs Oktav Bänden erſchienen iſt. Da ſtehen im 5ten und 6ten Bande die *Memoires du Prince Rakoczy*, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und am Ende (T. VI. p. 65. fg.) ſein Teſtament nebſt verſchiedenen Schreiben, gerade wie ſie hier in einem Anhange (S. 2·3. fg.) beygefügt ſind. Schlägt man auch im erſten Bande dieſes Buchs das J. 1692 nach, (p. 397. fg.) mit welchem unſer Ungenannter anfangt: ſo wird man zwiſchen beiden eine merkliche Uebereinſtimmung bis auf die Redensarten ſelbſt bemerken; z. B. p. 401. *L'année 1694. ne produiſit pas des evenemens plus intereſſans. Des viciſſitudes continuelles dans les premieres charges de l'Empire Ottoman le rendoient incapable, etc.* Dafür ſagt der Deutſche S. 7. Auch das J. 1694, war eben ſo wenig fruchtbar an wichtigen Unternehmungen. Ewiger Wechſel und ewiger Streit um die erſten Staats- und Kriegsbedienungen bey der Pforte hielten die Türken ab, u. ſ. w. Es könnte unterdeſſen wohl ſeyn, daſs unſer Anonymus nur einen wörtlichen franzöſiſchen Auszug aus dieſem gröſsern Werke gebraucht hätte: denn unſere Bücherfabrikanten pflegen ſonſt, wenn ſie auf eine ſo reichliche Quelle gerathen, weit mehr abzuſchreiben, als dieſer gethan hat. Warum er übrigens ſeine Geſchichte mit dem J. 1692 angefangen habe, ſagt er uns nicht. Auch fällt ſie wie vom Himmel herab, indem der Vf. folgendergeſtalt beginnt. „Das hohe Kaiſerhaus wünſchte ſchon im Anfange des J. 1692 Friede mit ſeinen Unterthanen zu haben.“ Leſer, für die er etwan geſchrieben haben könnte, werden nicht wiſſen, warum denn der Kaiſer mit ſeinen eigenen Unterthanen habe Friede machen wollen. Die ſogenannte hiſtoriſch geographiſch politiſche Excurſion, die S. 51 fg. ſteht, ſollte daher, aber richtiger bearbeitet, ſich an der Spitze des Buchs finden. Wir übergehen einige kleinere Fehler, die beſonders in Namen begangen worden ſind.

STUTTGART, b. Metzler: *Verſuch eines Leitfadens zu Vorleſungen über die Erfindungen in den erſten Weltperioden*, von *Friedrich Chriſtian Franz*, Profeſſor zu Stuttgart. 1795. 9 Bog. 8.

Ein Leitfaden, der, wie der Vf. ſelbſt ſagt, nach *Goguet* und *Gatterer* gezogen iſt; bey dem er aber auch *Adelung*, *Beckmann*, *Büſch*, u. a. m. benutzt hat. Ihm gebührt die gute Wahl und Zuſammenſtellung des vorhandenen Stoffs, mit Belegen aus den Quellen. Freylich beruht bekanntermaſsen hier vieles auf bloſsen Muthmaſsungen; bisweilen iſt auch wohl aus einem alten Schriftſteller zu viel gefolgert; oder ſeine Vorſtellungsart von einer Erfindung im höchſten Alterthum als Thatſache angenommen worden. So ſchreibt der Vf. S. 26. „Lange aſsen die Menſchen die Getreidekörner ohne weitere Zubereitung, bis ſie nach *Poſidonius* (beym *Seneca* Ep. 9.) von der *natürlichen Operation des Eſſens die Kunſt zu mahlen* abzogen.“ Woher nun das *Poſidonius* ſo gewiſs wiſſen mag? Da möchten wohl Steine natürlicher die erſten Mühlen geweſen ſeyn, als Zähne. S. 55 werden dem *Peter Crinitus* einige Zeilen lateiniſche Verſe beygelegt, von denen er aber ſelbſt ſagt, daſs er ſie aus einer alten Handſchrift genommen habe. Auch iſt die erſte Zeile derſelben hier unrichtig abgedruckt; ſelbſt die gewöhnliche Leſeart hat *Voſſius* (*Ariſtarch. ſeu de Arte Grammat.* L. I. c. 9.) verbeſſert. Daſs *Paul Lucas* nach S. 110. Ueberbleibſel des ägyptiſchen Labyrinths geſehen haben ſollte, wie er freylich vorgab, glauben die Gelehrten ſchon lange nicht mehr. S. 121 ſchreibt der Vf. „*Moſes iſt nicht der älteſte wahre Geſchichtſchreiber überhaupt*, weil er ſich auf eine *Geſchichte der Kriege des Herrn* beruft.“ Wie aber, wenn dieſes bloſs ein hiſtoriſches Gedicht war?

WIRZBURG, b. Stahel: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeſchichte zum Gebrauch der ſtudierenden Jugend eingerichtet.* Neueſte von dem Hn. Pr. *Müller* in Maynz durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1790. 1 Alph. 8 Bog. 8.

Dieſes Lehrbuch gehört ſo ſehr zu dem gewöhnlichen Schlage von Büchern dieſer Art, und erhebt ſich ſo ganz und gar nicht über das mittelmäſsige, daſs wer etwa verführt würde, hier den berühmten Johannes Müller für den Herausgeber anzunehmen, gar bald ſeinen Irrthum entdecken müſste. Der Herausg. iſt ein geiſtlicher Lehrer, der denſelben *Namen* führt. Wir haben uns vergeblich bemüht, *eine beſſernde* Hand irgendwo zu bemerken; wohl aber findet man hin und wieder, aber im Ganzen ſparſam Noten, die nicht ſowohl den Text verbeſſern, als denſelben, in dem Tone eines Recenſenten, der einzelne Stellen des Buches durchginge, kritiſiren. So ſteht S. 288. „Der Umſchmelzer dieſes Paragraphen iſt mit Gregor VII zu gelinde, und Schröckh zu hart umgegangen. Wenn doch unſere Geſchichtſchreiber einmal nur Wahrheit, *exactiſche* Wahrheit ſagten!“ Anmerkungen dieſer Art ſind dem Lehrling, dem dieſes Lehrbuch in die Hände gegeben wird, ſchädlich, dem ſchlechten Lehrer unnütz, und dem geſchickten unnöthig. Das Buch ſelbſt iſt eine Art von Commentar über Tabellen, die voran ſtehen, aber nichts weiter ſind, als ein Verzeichniſs von allerley Arten von Begebenheiten und Namen, nach der Jahrzahl. Auch das Werk ſelbſt iſt ohne alle Methode geſchrieben. Die Erzählung ſpringt aus Aſien nach Europa über, und man iſt auf derſelben Seite bald in Süden, bald im Norden. In der Einleitung, wo viele überflüſsige Worte über den Nutzen der Geſchichte gemacht werden, und manches andre Nothwendige ausgelaſſen iſt, wird geſagt, daſs die ältere Geſchichte, bis 400 Jahr nach Chriſti Geburt fortgehe, und das Buch ſelbſt iſt gleichwohl in die Geſchichte vor und nach Chriſti Geburt getheilt. Die Geſchichte der Schöpfung, Sündfluth, des Thurmbaus u. ſ. w. iſt ganz ſo erzählt, wie man ſie in dem Curas, Zopf, u. dgl. Büchern ſind. Auch weiſs der Vf. genau, daſs der König David einen Schatz von 850,000,000 Gulden, (vermuthlich nach dem

14 Fl. Fuſse.) geſammelt hat, und was der böſe Onkel Benzin über dergleichen hiſtoriſche Wahrheiten ſagt, kümmert ihn wenig. Salomo iſt ihm immer noch der weiſeſte Fürſt, mit dem ſich Gott ſelbſt unterhalten hat; ſein Tempel iſt immer noch von auſserordentlicher Schönheit. Hingegen wird der arme Nebukadnezar *von Gott*, 7 Jahr lang in einem viehiſchen uns unerklärbaren Zuſtand geſetzet. Man kann ſich leicht vorſtellen, daſs in einem ſolchen Buche keine geſunde Ideen von der Entſtehung der Vielgötterey vorkommen können, oder daſs ein erträglicher Unterricht, von der Regierungsform der Nationen, und von den Dingen, welche den Charakter eines Volks darſtellen, gegeben werde. Faſt alles, was der Vf. von dieſen Theilen der Geſchichtkunde aufgenommen hat, iſt dürftig, halb wahr, oder ganz falſch, und ohne alle Auswahl. So verſichert er der lieben Schuljugend, daſs Lykurgs Eiſen-Geld ſchwer geweſen ſey! Die Entſtehung des Dictators, die Entſtehung der Zehnmänner zur römiſchen Geſetzgebung, iſt voller falſchen Umſtände; die Tribunen der Bürger heiſsen noch immer Tribunen des *Volks*, und das *Volk* ſtreitet mit dem *Adel*. In die römiſche Geſchichte iſt die Karthaginenſiſche, und dieſe wieder in die Syracuſaniſche eingeſchoben. Alles iſt ſo obenhin erzahlt, daſs man z. B. nicht einmal erfährt, welche Parthey Marius, welche Sylla anführte. Cäſar erobert Gallien *ohne Erlaubniſs* des Staats; Antonius Armee in der Schlacht bey Actium, iſt *meiſtens* mit der Elephantiaſis behaftet. Daſs in der mittlern Geſchichte Mohammed die gehörigen Weiſungen erhält, verſteht ſich von ſelbſt, ſo wie auch, daſs nichts richtiges von der Entſtehung der Lehen, des Adels u. dgl. geſagt iſt. Die neuere Geſchichte von Columbus oder von Luthers Empörung bis auf Joſeph wird auf 5½ Bogen abgethan. Da ſich nun die Erzählung nicht bloſs über die univerſaliſtiſch-merkwürdigen Begebenheiten erſtreckt, ſondern ethnographiſch alle Völkerſchaften durchwandert, ſo kann ſie freylich nichts weiter gewähren, als die gemeinſte Ueberſicht. So nimmt der 7jährige Krieg nur eine halbe Octavſeite, groſsen Drucks ein. Auch in dieſer kurzen Erzählung laufen manche Fehler mit unter. So wurde der Grund zu dem 7jährigen Kriege weder allein, noch hauptſächlich, durch Englands und Frankreichs amerikaniſche Streitigkeiten gelegt. Indeſſen iſt doch dieſe neue Geſchichte im Ganzen beſſer, als die ältere und mittlere.

Frankfurt u. Leipzig: *Lebensbeſchreibung Kaiſer Joſeph II. bis an ſeinen Tod. Aus authentiſchen Quellen.* 1790. 16 Bog.

Dieſes kleine Werk hat an und für ſich ſelbſt vor den bisherigen zahlreichen Lebensbeſchreibungen des Kaiſer Joſephs nichts auszeichnendes. Dazu kommt noch, daſs es in einem pretiöſen Stil geſchrieben iſt, beſonders im Anfange, wodurch ſeine Leſung eckelhaft wird. Allein auſser daſs darinn Joſephs innere Verbeſſerungen, beſonders diejenigen, welche die Kirche angingen, gut geſammelt ſind, enthält es ſehr viele Briefe, welche Joſeph an Leute aller Art geſchrieben hat, und die Recenſenten wenigſtens gröſstentheils ganz neu waren. Nun iſt es freylich hiebey bedenklich, daſs ſich der Herausgeber nicht nennt, und daſs man die Authencität dieſer Briefe auf anonymiſche Autorität annehmen ſoll; auf die Autorität einer Schrift, die auf ſchmutzigem Papiere, mit den gröbſten Druckfehlern verſtellt, aus irgend einer Winkeldruckerey gegangen ſeyn muſs; auch, wie die Schreibart beweiſt, keinen Wiener zum Verfaſſer hat. Unterdeſſen haben doch faſt alle dieſe Briefe einen Character von innerer Wahrheit, der ihre Aechtheit dem Rec. ſehr glaubwürdig macht. Dahin gehört aber nicht ein Brief, den der Kaiſer vor dem Ausbruche des bairiſchen Succeſſionskriegs an den König von Preuſſen geſchrieben haben ſoll, und den wir ſchon glauben, in einer andern Sammlung angetroffen zu haben. Er iſt in einem ſo unartigen Tone geſchrieben, und ſtimmt ſo wenig mit denjenigen Briefen überein, welche ſich in dem 5ten Theile der Originalausgabe der Werke des Königs Friedrichs befinden, daſs ihn niemand für ächt halten wird. Aber es iſt nicht ſo mit den andern, ungeachtet auch in einigen derſelben, beſonders in denen, die während des bayriſchen Feldzugs an die Kaiſerinn Maria Thereſia gerichtet ſind, unanſtändiger Spott, z. B. über den König von Brandenburg, herrſcht. Die übrigen betreffen gröſstentheils nicht Staatsſachen, ſondern mehr innere Angelegenheiten. Sie ſtellen Joſeph zum Theil ganz ſo dar, als man ihn aus ſeinen Thaten kennt. Voll Ueberzeugung von den groſsen Mängeln, die in der Verwaltung ſeiner Staaten herrſchten, voller Verlangen, ſie zu verbeſſern, aber bloſs nach ſeinem deſpotiſchen Willen, und plötzlich; voller Gewiſsheit, nicht nur, daſs er das Recht habe, dabey zu verfahren wie er wolle, ſondern daſs er es auch am beſten verſtehe, wie verfahren werden müſſe. „Das Privatbeſte“ ſchreibt er in einem Briefe an einem Vertrauten S. 116 „iſt eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliehre, um dem Vaterlande ein Opfer damit zu bringen, kann ich auf der andern Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen.“ Alle ſeine Urtheile ſind entſcheidend, ſeine Ausdrücke ſchneidend, ſeine Plane und Hoffnungen zuverſichtlich, als wären es Erfüllungen. Indeſſen leuchtet doch allenthalben ſeine gute Abſicht, und ſein Wunſch, das Wohl ſeiner Staaten zu befördern, hervor. In dem vorher angeführten Briefe ſagt er: „Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daſs ich von der Vorſehung dazu beſtimmt ſey, mein Diadem mit aller Laſt der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt werden; ſo müſste Misvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage, und der Wunſch nicht zu ſeyn, diejenige meiner Empfindungen ſeyn, die ſich unwillkührlich meinem Geiſt darſtellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Abſichten in meinem Innerſten überzeugt, und hoffe, daſs, wenn ich einſtens nicht mehr bin, die Welt billiger, gerechter und unpartheyiſcher, dasjenige unterſuchen, prüfen und beurtheilen wird, was

ich für mein Volk gethan.“ Wir haben nicht unterlaſſen können, beym Leſen dieſer Briefe die Bemerkung zu machen, daſs in keinem derſelben die Empfindungen der Freundſchaft und des innern Wohlwollens, die Ergieſsungen des Herzens, in welchen man den Menſchen allein erblickt und der Monarch ganz verſchwindet, angetroffen werden, die man in Friedrichs II. Briefen ſo häufig findet. Wenn ein an den Prinzen Carl von Naſſau im Anfang des Jahres 1789. geſchriebener Brief nicht mehr ein Product der Staatskunſt iſt, ſo beweiſet er, daſs ſich Joſeph damals noch mit groſsen Eroberungen gegen die Türken ſchmeichelte. Die Erzählung der auswärtigen Angelegenheiten iſt der ſchlechteſte Theil des Buchs.

VOLKSSCHRIFTEN.

Magdeburg, b. Scheidhauer: *Sammlung angenehmer und lehrreicher Erzählungen.* Ein Beytrag zu den Volksbüchern für mancherley Leſer. 1796. 278 S. 8. (18 gr.)

Geſchichtchen, wie man ſie zu Dutzenden aus den Kalendern und andern bekannten Volksbüchern und Reiſebeſchreibungen abſchreiben kann. Die Abſicht des Vf. iſt: Landleuten, wiſsbegierigen Bürgern, Handwerkern u. ſ. w. ein Buch in die Hände zu geben, welches ihnen Unterhaltung, Vergnügen und Unterricht gewähren und ſie vor andern ſchädlichen Leſereyen bewahren ſolle. Er hofft, daſs nicht das das Geringſte darunter angetroffen werde, was wider die guten Sitten ſey oder die Phantaſie erhitzen und verderben könne. Das nun freylich eben nicht. Doch hätten wohl für die gedachten Leſer zum Theil zweckmäſsigere Geſchichten gewählt und dieſe beſſer, pragmatiſcher und lehrreicher erzählt werden können. Gleich die erſte Geſchichte: der Räuber, tiſcht das Paradoxon, dem Vernunft und Erfahrung ſo laut widerſprechen, von Neuem auf: daſs bey einer Lebensart, die an ſich ein Verbrechen iſt, dennoch jemand ein würklich tugendhafter und hohe Achtung verdienender Menſch ſeyn könne. Was kann ſchädlicher ſeyn, als dergleichen Hirngeſpinnſte dem gemeinen Mann in den Kopf zu bringen! Der eigne Witz und die Laune des Vf., wie ſie ſich in der 18ten (Geſpenſter-) Geſchichte oder in dem angehängten Luſtſpiel zeigen, haben nicht viel Reizendes. Die abgeſchmackten Verdrehungen fremder Wörter in dem Munde gemeiner Leute, als: ein accrater Mann, er hat ſeine Studiis abſolvirt, Unverſität u. dgl. können ja von Leſern, wie ſie der Vf. ſich denkt, nicht einmal als lächerlich bemerkt werden. Uebrigens iſt manches in dieſer Farce pöbelhaft genug.

KLEINE SCHRIFTEN

Philosophie. Ohne Druckort: *Privatgedanken über die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele,* herausgegeben von einem Zweifler. 1795. 80 S. 8. Dieſe Schrift iſt aus einer freundſchaftlichen Correſpondenz entſtanden. Der Herausgeber, der ſich bey ſeinem Nachdenken über die Unſterblichkeit der Seele in faſt unauflösbare Schwierigkeiten verwickelte, theilte ſeine Meynungen einigen Freunden mit, und bat ſie um Mittheilung der ihrigen. Dieſe Briefe hat er ohne eine Abänderung abdrucken laſſen. Rec. zweifelt nicht an dieſer Verſicherung, aber er ſiehet nicht ein, wozu das alles nützen ſoll. In dem Vorbericht heiſst es: „die Lehre von der Unſterblichkeit ſoll dieſe Schrift in keinem nachtheiligen Lichte zeigen. Aber Gründe mit Beſcheidenheit aufgeſtellt, verdienen immer gehört und geprüft zu werden.“ Dies wäre nun ſchon ganz gut, wenn nur in dieſer Schrift Gründe oder ſonſt etwas, das eine Prüfung verdiente, vorkäme. Der Herausgeber, der in den Briefen mit F*** bezeichnet iſt, kann ſich nicht von der Gewiſsheit der Unſterblichkeit überzeugen; unterdeſſen hofft und glaubt er ſie. „Es iſt wahrſcheinlich, daſs die Seele nach dem Tode fortlebt — das *wie, und in welcher Geſtalt?* iſt und bleibt ein Räthſel.“ Man ſollte glauben, er habe bey dieſem Glaubensbekenntniſs keinen Stoff zu einem polemiſchen Briefwechſel weiter gefunden, und damit ſchon aufgehört, ein Zweifler zu ſeyn. Allein er ſpricht immer noch von Zweifeln und ihren Gründen, von einer Hypotheſe, ohne daſs etwas davon zum Vorſcheine kommt. Der Gegner ſcheint mit dem Glauben nicht zufrieden, er macht auf Gewiſsheit Anſprüche; er gründet ſich hauptſächlich auf den Beweis aus dem *Inſtinct* nach Unſterblichkeit, doch immer mit der Miene, als behielte er die wichtigſten Gründe in Petto. Und ſo wird der Leſer immer von einem Briefe zum andern mit der falſchen Erwartung getäuſcht, er werde nun Gründe und Gegengründe auf eine intereſſantere Art entwickelt finden. Die Streitfrage, ſo wie andere eingemiſchte, als über das Wiederſehen und Erkennen der Freunde im andern Leben, ſind viel zu flüchtig, und ohne Rückſicht auf die Kritik des Erkenntniſsvermögens und die moraliſchen Gründe der Religion behandelt, die Streitenden miſchen zu viel aus der poſitiven Religion ein, ſind noch ſo wenig in ihren Begriffen aufgeklärt, und treffen den Punkt, auf welchem das ganze Intereſſe der Sache beruht, ſo wenig daſs ihr Briefwechſel für andere kein beſonderes Intereſſe haben kann. Die Schrift: *Blicke über das Grab,* deren Vf. S. 34 *Feder* genennt wird, ſcheint zu dieſer die Veranlaſſung gegeben zu haben, daher iſt von jener und ihrem Vf. ſo oft die Rede. Der Herausgeber iſt ganz der Meynung des letztern, er verdankt ihm, wie er ſagt, die Läuterung und Befeſtigung ſeiner verwickelten Begriffe. Daher findet er an der Vergeltung des Gutem in jenem Leben ſo viel Anſtoſs und glaubt, die Gewiſsheit von der Fortdauer würde der Reinheit der Tugend ſchaden, und ſie in ein eigennütziges Streben nach Belohnung verwandeln. Dieſes hätte Stoff zu intereſſanten Betrachtungen geben können, allein kaum daſs der letzte Brief einige Augenblicke dabey verweilt. Der Gegner hingegen kann ohne Belohnung und Strafen ſich nicht einmal Pflicht als beſtehend denken. S. 39. Warum nun tugendhaft handeln? Etwa blos wegen des Bewuſstſeyns: ſeine Pflicht erfüllt zu haben? Schöne Belohnung! Sobald keine Belohnung — ſobald keine Strafen! So gibt's auch keine Pflicht! *Phyſiſch.*“ S. 35. ereifert er ſich über den genannten Schriftſteller ſo, daſs er ausruft: „Beynahe muſs ich beherzigen: die Philoſophen haben keine Vernunft. — Bey Gott! es iſt unerhört, wie es in unſerm philoſophiſchen Jahrhunderte hergeht!“ — Das angehängte Geſpräch über Unſterblichkeit iſt ganz unbedeutend. Uebrigens iſt die Schreibart rein, der Ton lebhaft (nur zuweilen ſchreiben die Briefſteller zu hitzig und leidenſchaftlich), auch das Aeuſſere, vorzüglich der mit einer Vignette geſtochene Titel empfehlend. Demungeachtet hätte das Publicum doch nichts verloren, wenn dieſe Gedanken *Privatgedanken* geblieben wären.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 6. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lingen, b. Jülicher: *J. Konynenburgs*, Profeſſors der Theologie und Kirchengeſchichte an der Remonſtrantiſchen Pflanzſchule zu Amſterdam, *Unterſuchung über die Natur der altteſtamentlichen Weiſſagungen auf den Meſſias. Eine von der Teylerſchen theologiſchen Geſellſchaft zu Haarlem auſſerordentlich gekrönte Preisſchrift.* (Aus dem Holländiſchen überſetzt.) 1795. 351 S. 8.

Die von der Teylerſchen theologiſchen Geſellſchaft im Jahr 1792 aufgegebene Preisfrage, die Meſſianiſchen Weiſſagungen betreffend, war ſo abgefaſst: „Giebts in den Schriften des A. T. unmittelbare, nicht bloſs allgemeine, ſondern auch beſtimmte Weiſſagungen vom Meſſias und ſeiner neuen Oekonomie? — Weiſſagungen die darauf allein, und auf nichts anders ſich beziehen? — Finden ſich dergleichen, ſo *verlangt* man eine Angabe aller oder wenigſtens der *vorzüglichſten* derſelben, nebſt einer Darſtellung und Entwickelung der Gründe *warum*, und der exegetiſchen Regeln *wonach* die Anwendung jener Weiſſagungen auf die Gegenſtände welche ſie betreffen, geſchehen *kann* und *muſs*.“ Obgleich die von dem Hn. Prof. zur Beantwortung dieſer Frage eingeſchickte Abhandlung dem Zweck der Geſellſchaft nicht geradezu entſprach, ſo wurde ihr doch ein auſserordentlicher Preis zuerkannt. Da die Geſellſchaft ſie nicht in ihrem Namen wollte drucken laſſen, ſo glaubte der Vf. berechtigt zu ſeyn, ſie ſelbſt herauszugeben; und daher erſcheint ſie hier ohne die öffentliche Genehmigung, welche gewöhnlich den von der Geſellſchaft herausgegebenen Schriften voranſteht. — Vorläufig bemerkt Rec. daſs der erſte Theil der Preisfrage nicht beſtimmt genug ausgedrückt zu ſeyn ſcheint. Die Geſellſchaft ſcheint nämlich vorausgeſetzt zu haben, daſs der Meſſias, von welchem im A. T. geweiſſagt wird, kein anderer ſey oder ſeyn könne, als Jeſus von Nazareth; und dann wäre der Sinn der Frage: Giebt es in den Schriften des A. T. Weiſſagungen, welche ſich bloſs auf Jeſum, und auf die von ihm geſtiftete neue Oekonomie beziehen? Hingegen findet Hr. Konynenburg im A. T. einen ganz andern Meſſias, einen Meſſias, der noch nicht erſchienen iſt, und auch nie erſcheinen wird. Indeſſen verdienen ſeine Unterſuchungen, (welche mit den *Eichhorniſchen*, *Eckermanniſchen* etc. zwar nicht ganz, doch aber in vielen Stücken übereinſtimmen,) die ſorgfältigſte Prüfung gelehrter Bibelforſcher. Da wir uns in dieſe nicht einlaſſen können, ſo begnügen wir uns die Reſultate dieſer freymüthigen Unterſuchungen in möglichſter Kürze darzulegen.

Propheten waren Männer, welche den Beruf hatten, dunkle, verborgene Dinge, zumal in der Religion, zu offenbaren und auszulegen. Als Männer, denen das wahre Wohl des Staats am Herzen lag, bekleideten ſie in der Folge den Poſten der *Staatsgeſchichtſchreiber*, und ſchrieben vorzüglich während der königlichen Regierung die Jahrbücher, worinn alle Staatsbegebenheiten aufgezeichnet wurden. In dieſer Beziehung lernten ſie das Staatsintereſſe ſehr genau kennen, und erlangten bald einen ſo unmittelbaren Einfluſs auf Regierungsgeſchäfte, daſs ſie oft den Fürſten als Räthe dienten, und mit der gröſsten Freymüthigkeit theils die Fehler der öffentlichen Verwaltung rügten, theils die wirkſamſten Mittel angaben, um das Land blühend und glücklich zu machen. Daher kam es, daſs ſie, gleichſam durch höhere Eingebung getrieben, die Aufmerkſamkeit des Volks nicht bloſs auf das gegenwärtige Intereſſe, ſondern auch auf die entferntere Zukunft zu heften ſuchten, daſs ſie künftige Begebenheiten vorherſagten, um auf dieſem Wege unmittelbarer auf den Geiſt ihrer Zeitgenoſſen wirken zu können. — Da die ganze jüdiſche Oekonomie als ein politiſches Syſtem betrachtet werden muſs, welches auf dem Grundſatz der Kenntniſs und Verehrung des einzigen wahren Gottes beruhet, ſo iſt auch der allgemeine und einſtimmige Charakter aller jüdiſchen Orakel darin zu ſuchen, *daſs ſie beſtändig politiſch waren im Moſaiſchen Sinne*, das heiſst, daſs ſie die Wohlfahrt des Staats entweder durch neue politiſche Verbindungen, durch Abwendung von Gefahren, die den Staat bedroheten, durch Ermahnung des Volks zu einem beſſern Betragen, oder durch Verheiſſungen eines künftigen Glücks, und bey zunehmenden Sittenverderben durch entgegenſtehende Drohungen allgemeiner Unglücksfälle im ſtrengſten Sinne zu befördern trachteten. — Was nun die *Meſſianiſchen Weiſſagungen* insbeſondere betrifft, ſo ſtimmen ſie mit allen übrigen jüdiſchen Orakeln in folgenden Eigenheiten überein: 1) Sie gründen ſich alle auf die Idee von *Jehovahs* Oberherrſchaft, von ſeiner beſondern Vorliebe für Iſrael, und von ſeiner fortdauernden höchſten Regierung (Deut. 32, 8. 9. Mal. 1, 2.), welche Joſephus und nach ihm viele chriſtliche Theologen Theokratie nennen. 2) Alle ſetzen die Volksidee voraus, daſs *Davids* Thron in ſoferne erblich ſeyn ſollte, in ſofern immer jemand aus ſeiner Familie denſelben beſitzen, und dieſe nie ausſterben würde (2. Sam. 23, 1—3. 1. Kön. 8, 25. 2. Chron. 21, 7. vergl. Jer. 33, 14—22. Ezech. 34,

20—30. Zachar. 12, 8.). 3) Alle ſuchen der Nation mehr Tugend einzuflöſſen durch die wiederholte lebhafte Erinnerung an *Jehovahs* gnädige Aufſicht, deren *Iſrael* ſich *ewig* zu erfreuen haben ſoll, auch dann, wenn es ſeiner Abtrünnigkeit und Widerſpenſtigkeit halber von ihm verlaſſen ſeyn würde. Jedoch wird hiebey immer die Bedingung der Bekehrung oder des erneuerten Gehorſams vorausgeſetzt, wozu von Seiten der Obrigkeit die Wiedereinführung, und von Seiten des Volks die genaue Beobachtung des moſaiſchen Gottesdienſtes erfoderlich war (Jer. 3, 12 – 19. Zachar. 7, 11 — 14.). 4) Verheiſsen ſie dieſes Heil unter einem Fürſten wie David, der die ganze Nation, ſowohl *Juda* als *Iſrael* unter ſeiner Fahne verſammeln, zu *Jehova* zurückführen, und von dieſem geleitet, in Segen und beſtändigem Frieden herrſchen, zuvor aber noch alle Heyden ſeinem Scepter unterwerfen und zur Verehrung *Jehovas* bekehren ſoll. Dies alles ſoll jedoch unter den erſtaunlichſten Revolutionen und ſchrecklichſten Verwüſtungen geſchehen, welche gleichſam die Grundpfeiler der Erde erſchüttern werden. (Mich. 5. Jer. 31. Joel. 2. 3. Zachar. 2, 8. 9. 12 — 14. Mal. 4.). Endlich 5) werden alle dieſe Weiſſagungen eingeſchärft und beſtätigt, Kraft der Autorität der Propheten, als welche Knechte *Jehovas* ſind, auf denen ſeit Davids Zeiten Jehovas Geiſt immer geruhet hat (Amos 3, 7.), indeſs im Gegentheil die falſchen Propheten, die mehr für ihren Eigennutz als für das wahre Wohl des Landes ſorgen, oder den abgöttiſchen Völkern gegen *Iſrael* dienen, ganz und gar ausgerottet werden ſollen (Zach. 13.). — Dies ſind nach des Vf. Ermeſſen die *fünf* Haupteigenheiten, wodurch ſich die *Meſſianiſchen* Weiſſagungen auszeichnen.

Die vornehmſten Stellen des A. T., welche den *Meſſias*, als ſolchen charakteriſiren, und auf keine andere Perſon gedeutet werden können, ſind: *Joel* 2, 15. — 3, 1. 2. *Amos* 9, 8—15. *Hoſ.* 1, 10—12. 2, 18—22. 3, 4. 5. *Jeſ.* 59. 60. 65. 66. *Mich.* 4 u. 5. *Zeph.* 2. 3, 9 — 20. *Jerem.* 31. 32. 23. 33. 30. *Ezech.* 34. 37. 36. (Auf Dan. 9, 24 — 27. läſst ſich der Vf. nicht ein, weil ihm das ganze Buch mehr Geſchichte als Weiſſagung zu enthalten ſcheint, und auſser der Einkleidung in Geſchichte, auch nichts von dem dichteriſchen Charakter an ſich trägt, wodurch ſich alle Schriften der übrigen jüdiſchen Propheten ſo beſonders auszeichnen, welches auch der Grund zu ſeyn ſcheint, warum die jüdiſchen Sammler dem Daniel ſeinen Platz nicht unter den prophetiſchen, ſondern unter den hiſtoriſchen Büchern anweiſen.) Hingegen werden *Zach.* 2, 10 — 12. 3, 6—10. 6, 12. 13. 8, 21. 22. 14, 8. 9. 9, 9. 10. *Hagg.* 2, 7 — 10. und *Mal.* 2, 17. 3, 1 — 12. noch zu den Weiſſagungen gerechnet, welche auf keine andere Perſon als auf den Meſſias gedeutet werden können. Dieſe Stellen werden überſetzt und erläutert. Die Meynungen älterer und neuerer Ausleger, welche Manche dieſer Stellen auf die Befreyung aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, oder auf die unmittelbar hierauf folgende Zeit, auf Serubabel, auf die Maccabäiſchen Fürſten etc. deuten, werden mit einleuchtenden Gründen widerlegt.

Das Hauptreſultat von dem allen iſt: die Propheten verheiſsen einmüthig einen *Fürſten*, einen *König* wie David, der *Jeruſalem* von aller fremden Herrſchaft befreyen, hier das Panier der Freyheit aufſtecken, die gröſste Wohlfahrt gründen, Ueberfluſs an irdiſchem Segen verſchaffen, aber dennoch zugleich als *Hirte* und *Lehrer*, Jehovas Verehrung dauerhaft wiederherſtellen ſoll, ſo daſs andere Völker ſogar, und folglich auch die, welche ehemals noch in Chaldäa zurückgeblieben waren, nach Jeruſalem hinſtromen, an jenem Segen Antheil nehmen, und ſich mit deſſen Einwohnern zu wahrer Gottesverehrung vereinigen werden. Den Charakter des künftigen Retters ſchildern die Propheten nur im Allgemeinen und in unbeſtimmten Ausdrücken, indem ſie weder eine andere Abſtammung deſſelben als die aus *Iſrael* angeben, (denn die Stelle Mich. 5, 1. wo *Bethlehem* genannt wird, ſoll nichts beweiſen,) noch die Zeit worin er geboren werden ſollte, genau beſtimmen, noch die Umſtände, welche bey ſeiner Thronbeſteigung eintreten ſollten, noch endlich ſeine beſondern Schickſale während ſeiner Regierung näher bezeichnen, ſondern ihn bloſs als einen Fürſten beſchreiben, deſſen Herrſchaft beſtändig dauern würde. Die Schilderung, welche der Vf. nach Angabe der Meſſianiſchen Weiſſagungen von der neuen Oekonomie unter dem Meſſias entwirft, iſt mahleriſch, und hat *eine auffallende* Aehnlichkeit mit den *Schilderungen des goldnen Zeitalters*, die wir bey römiſchen und griechiſchen Dichtern finden.

Den Beſchluſs dieſer Abhandlung machen exegetiſche Regeln, welche man beobachten muſs, wenn man den Charakter des *Meſſias* irgend einer wirklichen Perſon zuſchreiben will. Der Raum verſtattet uns nicht, einen Auszug zu geben. Wir bemerken nur, daſs der Vf. ſeinen exegetiſchen Regeln zwey Sätze als Grundlage vorausſchickt: *Erſtlich:* Die Anwendung, welche Jeſus, ſeine Apoſtel, und überhaupt die Verfaſſer des N. T. von Weiſſagungen des A. T. machen, darf keinesweges als erſte Auslegungsregel derſelben für uns gelten. *Zweytens:* Die Weiſſagungen haben keinen doppelten Sinn. — Hierüber werden wohl die neueſten und beſten Ausleger mit dem Vf. einverſtanden ſeyn. Aber gegen einige von den darauf folgenden *zwölf* exegetiſchen Regeln dürfte manches zu erinnern ſeyn. Die *fünfte* Regel heiſst: „Keine Stelle, welche einem Wiederherſteller des jüdiſchen Staats, er heiſse nun Prophet, Prieſter, Heerführer, Fürſt, König, oder wie man ſonſt will, in Rückſicht auf ſeine Perſon, ſeine Beziehungen und Verrichtungen, irgend eine Vereitelung ſeiner Abſichten oder ein Leiden zuſchreibt, kann als eine Weiſſagung auf den Meſſias betrachtet werden.“ Nach des Vf. Meynung haben alſo die Propheten von einem *leidenden* Meſſias nichts gewuſst. Die Stellen, welche von jüdiſchen und chriſtlichen Auslegern für Beſchreibungen *der Leiden des Meſſias* angeſehen worden ſind (z. B. Jeſ. 53. Pſ. 22. 72.), werden kürzlich durch-

durchgegangen, und es wird gezeigt, daſs ſie nicht von dem Meſſias handeln. Sie beziehen ſich auch auf ganz andere Perſonen. Auch läſst ſich Kummer und Leiden mit den übrigen durchgängig ſo frohen Zügen dauerhaften Glücks im Bilde des Meſſias durchaus nicht vereinbaren. Auch dann, wenn Jeruſalem oder der ganze jüdiſche Staat von einem oder dem andern Fürſten *etwa* angefallen werden *möchte*, ſoll ja der Meſſias noch triumphiren, und den Feind ſich unterwerfen. Es iſt daher eine ſichere Regel: „Alles was vorzüglich erhaben, herrlich, glorreich, dauerhaft und beſtändig iſt; alles was einen ſo weiten Umfang hat, daſs die menſchliche Einbildungskraft ſich dabey in die Zukunft verliert, und wovon das Weſen weder zur Zeit des Propheten, noch vorher jemals exiſtirte; alle ſolche Stellen ſind unmittelbare Meſſianiſche Weiſſagungen." Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daſs die Weiſſagungen der Propheten ihrem buchſtäblichen Sinne nach bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben ſind, und wahrſcheinlich nie in Erfüllung gehen werden. Auf die ſchwer zu beantwortende Frage, in welchem Sinne der Erlöſer, an dem ſich ſo gar nichts von irdiſchem Glanze findet, ſich den Namen des Meſſias zugeeignet und von ſich gebraucht habe, und wie ihn die Juden ſeiner Zeit verſtanden haben mögen, glaubte ſich der Vf. dem Zwecke der Preisaufgabe gemäſs nicht einlaſſen zu müſſen. Gewiſs iſt es, daſs zur Unterſuchung eines *ſo reich*haltigen Gegenſtandes eine beſondere Abhandlung erfodert wird. Was beſonders deutſche Gelehrte ſeit einigen Jahren über dieſe wichtige Materie geſchrieben haben, iſt bekannt. Die Sache iſt aber bey weitem noch nicht ins Reine gebracht, und daher iſt ſehr zu wünſchen, daſs dieſe Unterſuchungen von gründlichen Bibelforſchern fortgeſetzt werden mögen.

Salzburg, b. Duyle: *Der Theolog nach dem Geiſte der neueſten Literatur und den Bedürfniſſen der gegenwärtigen Zeit.* Eine Schrift für junge Theologen auf Schulen und Univerſitaten, von *Tiberius Sartori*, des unmittelbaren Reichſtifts Zwifalten Kapitularen u. ſ. w. 1796. 8 Bog. 8. (6 gr.)

Man darf in dieſer kleinen Schrift keine wiſſenſchaftliche Anweiſung erwarten, *wie* diejenigen, die ſich dem Predigerſtande widmen, das lernen und leiſten können, was ſie nach der ſehr gegründeten Meynung des aufgeklärten Vf. lernen und leiſten ſollen; ſondern es iſt eine mit Wärme und Lebhaftigkeit verfaſste, und zunächſt für die *geiſtlichen* Schüler des Vf. beſtimmte Erinnerung, *was* ſie als Theologen, oder eigentlich als künftige Prediger und Seelſorger nach dem Geiſte der neueſten Literatur (d. i. nach unſerm Vf. der neueſten Philoſophie) zu ſtudiren haben. „Ich wollte zeigen, heiſst es in der Vorrede: „daſs es zu einem würdigen Religionslehrer lange nicht genug ſey — nur Tonſur und Weihe zu haben, einen ſchwarzen Rock zu tragen, zur Noth ein Bischen Latein oder die Rubriken des Breviers und Miſſals zu verſtehen, oder nur ſo viel Theologie zu wiſſen, als in unſern gewöhnlichen Schulcompendien ſteht, und allenfalls nöthig iſt, einen Caſus im Beichtſtuhle zu entſcheiden oder etwa bey einer biſchöfflichen Viſitation zu beſtehen. Moralität," heiſst es ferner in der Einleitung (S. 9.) „iſt das Hauptobject, auf das ſich alle theologiſche Wiſſenſchaften beziehen und ewig richten ſollen. Erkenntniſs und Verbreitung der Moralität iſt das weſentliche Geſchäfte des ganzen *Prieſterſtandes.*" (Möchte ſich doch der Vf. nicht des Wortes, *Prieſter*, bedienen, oder vielmehr möchten doch auch unter den Katholiken die *Prediger* nicht mehr in mancher Rückſicht noch *Prieſter* ſeyn wollen.) Es wird darauf (S. 10.) die wahre Beſtimmung des Predigers weitläuftiger und vortreflich geſchildert; ſo daſs jeder Menſchenfreund wünſchen muſs, die Stimme eines ſo aufgeklärten katholiſchen Geiſtlichen möge unter ſeinen Glaubensgenoſſen recht groſsen Eindruck machen! — Das Ganze zerfallt in zwey Abſchnitte: 1) was der Geiſtliche als Theologe ſeyn (d. h. welche Theile der Theologie er vorzüglich ſtudieren; 2) was er als Philoſoph ſeyn ſoll. Dieſe Theile der Theologie und Philoſophie werden einzeln durchgegangen, und durchgehends darauf gedrungen, daſs ſie nach dem Geiſte der neueſten Philoſophie mit der beſtändigen Rückſicht: wie dadurch Moralität befördert werden könne, ſtudirt werden müſsten. — Wenn wir dieſes richtig verſtanden, in Anſehung des Predigers zugeben; ſo müſſen wir doch geſtehen, daſs ſich auch der Vf. wie ſo viele warme und eifrige Anhänger Kants nicht genug vor der Gefahr gehütet hat, falſch und ſo verſtanden zu werden: als komme bey dem Prediger nicht ſo viel auf gründliche Kenntniſs der Schrift, als auf gute Anwendung derſelben an. (S. 35 und 36.) Wir freuen uns übrigens, daſs der Vf. ſo dringend das Studium der Kantiſchen Philoſophie empfiehlt, und daſs er ſelbſt ſo tief in den Geiſt derſelben eingedrungen iſt. Nur wünſchten wir, daſs nicht auch Er mit der auffallendſten Härte die Behauptung ſo oftmals wiederholte, daſs bis auf Kanten gar keine Philoſophie geweſen ſey. Die Schilderung der Philoſophie bis auf Kanten (S. 55. f.) iſt ſo unrichtig, ſo übertrieben, ſo gehäſſig, daſs wer nicht ſchon erklärter Anhänger der neuern Schule iſt, das Buch voll Unwillen aus der Hand legen muſs. — So iſt es ja auch offenbar falſch, daraus, daſs in der Sittenlehre bisher die Glückſeligkeit der Menſchen zum Princip gemacht wird, erklaren zu wollen, daſs man (S. 90.) die Menſchen wie das Vieh ums Geld verkaufte, und Freunde gegen Freunde die gröſsten Schurken ſpielten; daſs ſo viele Politiker den Mantel nach dem Winde hiengen, jetzt demokratiſch, dann ariſtokratiſch, jetzt freygeiſteriſch, dann wieder religiös ſchienen u. ſ. w. Wie kann man doch dem Glückſeligkeitsprincip, bey dem kein vernünftiger Moraliſt behauptet hat, man dürfe um ſeines Vergnügens willen Unrecht thun; bey dem ſie faſt alle ſagen: man müſſe ſein Vergnügen in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſuchen, die Schuld von den laſterhafteſten Handlungen beylegen? Oder wie kann man glauben, daſs nun bey einem richtigern Mo-

ralprincipe, wofür wir allerdings auch das Kantiſche erkennen, Grauſamkeiten, Bedrückungen und Niederträchtigkeiten aufhören werden. Giebt es nicht ſchon unter den Puriſten ganz ſinnlich, ſelbſtſüchtig und laſterhaft handelnde Menſchen? Solche auffallende Ungerechtigkeiten gegen die ältere Moral thun der guten Sache auſserordentlichen Eintrag. Wir haben es für nöthig gefunden, dieſes an einem Buche zu tadeln, das jungen Studirenden beſtimmt iſt, und dieſen übrigens ſo wichtige Wahrheiten ans Herz legt. Denn wenn wir auch nicht in die Empfehlung eines oberflächlichen Studiums der Arzney und ſogar der Vieharzneykunde einſtimmen; ſo finden wir doch im übrigen die Ermahnungen des Vf. ſehr heilſam. Das gilt insbeſondre auch von der dringenden Auffoderung zum Selbſtdenken, die den Schluſs des Ganzen ausmacht.

Neustadt an der Orla, und Leipzig, b. Hilſcher: *Beleuchtung der ſich von einander vornämlich unterſcheidenden neuern Auslegungen* der Johanneiſchen Offenbarung Jeſu Chriſti von M. *M. F. Semler*. 1796. 267 S. 8.

Dies iſt ein Anhang zu dem gröſsern Werk des Vf. über die Apocalypſe (1794), worin er viele ſeltſame Ideen aufſtellte, die unſerm Zeitalter nicht recht gefallen wollen. Er vertheidigt ſie hier noch einmal, (und wir fürchten mit eben ſo wenigem Glück) indem er nebenher den Verfaſſer des *Horus*, den Rec. im N. Theol. Journal, den Hr. Pr. *Lange* und noch Andere beſtreitet. Ueber den Rec. im N. Th. J. beſchwert er ſich vorzüglich deswegen, daſs er nicht Gründe genug zu ſeiner Widerlegung in jener Rec. gefunden habe. Dieſe können nun freylich noch nachgeholt werden: allein es iſt die Frage, ob etwas damit geholfen ſeyn wird? Der Rec. hat ſich einmal dahin erklärt, daſs er mehr mit der *Lange'ſchen* Auslegungsart der Apocalypſe übereinſtimmme, als mit der des Hn. *S.* Dieſe Freyheit muſs man einem Jeden laſſen, ſo wie der Rec. dem Hn. *S.* auch die ſeinige läſst, wenn er auf ſeinen apocalyptiſchen Deutungen und cabbaliſtiſchen Auslegungen beſtehen will. Wir ſind auch der Meynung jenes Rec., und ziehen ebenfalls die Langeſche Auslegungsart der Apocalypſe der Semlerſchen bey weitem vor: aber wir halten es auch für ganz vergebene Mühe, alle die Gründe anzuführen, warum wir dieſes thun, da wir gar nicht gewillt ſind, den Hr. *S.* zu bekehren, und ihn zum Proſelyten der Erklärung zu machen, welche wir vorziehen. Dieſe Bekehrung dürfte ſo wenig uns als jenem Rec. gelingen. Doch mag hier *ein* Grund ſtatt aller übrigen ſtehen, worin zugleich die Quelle der ganzen Verſchiedenheit der Ueberzeugungen zu ſuchen iſt. Hr. *S.* glaubt, daſs die ganze Apocalypſe buchſtäblich hiſtoriſch verſtanden, und auch ſo ausgelegt werden müſſe; wir glauben dagegen mit *Herder*, *Eichhorn* und *Lange*, daſs ſie als ein Dichterwerk verſtanden und ausgelegt werden müſſe, wohin die häufigen weiſſagenden Dichterbilder führen, die faſt ſämmtlich aus den ſpätern Propheten und der ſpätern hebräiſchen Dichtkunſt genommen ſind. Kann Hr. *S.* das Letzte mit Grunde leugnen und das Gegentheil beweiſen; ſo kann er auch mit Recht bey ſeiner buchſtäblichen hiſtoriſchen Auslegungsart bleiben, ſonſt aber iſt die letzte ein bloſses Spiel ſeiner Phantaſie, wodurch er nur wenige oder wohl gar keinen überzeugen wird. Wenigſtens ſehen wir voraus, daſs ſich Hr. Lange ſo wenig durch dieſe Schrift widerlegt halten wird, als wir dadurch für das gröſsere Werk des Hn. *S.* geneigter geworden ſind. Wir ſehen noch immer nicht ein, wie die Apocalypſe das *Hauptlehrbuch* der chriſtlichen Religion heiſsen kann, wofür es Hr. *S.* noch immer ausgiebt, und was dergleichen ſeltſame Ideen mehr ſind. Auch wird ſich Hr. L. eben nicht durch die Drohung ſchrecken laſſen Ap. 22, 18. 19., die nur einen ſolchen Ausleger als Hr. *S.* in Angſt ſetzen kann, der alles buchſtäblich hiſtoriſch nimmt. Was endlich den fortgeſetzten Wunſch des Vf. betrifft, daſs Vorleſungen über ſein Werk auf Univerſitäten gehalten werden möchten, wozu er es für 1 Rthlr. 8 gr. anbietet; ſo müſſen wir im voraus bedauren, daſs er dieſen ſchwerlich jemals realiſirt ſehen wird, weil es gar nicht dazu geeignet iſt, wenn man auch völlig mit ſeiner Auslegungsart einverſtanden wäre, und können bey dieſem Bedauren nur noch wünſchen, daſs er keinen baaren Verluſt bey dem Selbſtverlag haben möge, der um ſo trauriger ſeyn würde, da er es mit ſeiner Mühe und Arbeit recht gut meynt, und nur ſo unglücklich *iſt, mit* ſeiner Auslegung der Apocalypſe zum *wenigſten ein halbes* Jahrhundert zu ſpät zu kommen.

KINDERSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Vorübungen der Geſundheitslehre.* Geſpräche mit Kindern über die wichtigſten Theile des menſchlichen Korpers, deren Verbindungen und Verrichtungen. Ein Nachtrag zum Geſundheitskatechismus des Hn. D. *Fauſt.* Von *J. C. Möller*, Lehrer am Waiſenhauſe in Altona. 1796. 168 S. 8. (8 gr.)

Der Nachträge zu Hn. Fauſt's Geſundheitskatechismus werden immer mehrere. Gegenwärtiger Nachtrag iſt ein Verſuch einer Art von popularer Phyſiologie in Fragen und Antworten. Auf welche Art der Vf. Begriffe des Schülers von dem Lehrer entwickeln läſst, davon mögen folgende Proben hier als Beyſpiele ſtehen: *Lehrer. Weil* das Blut nun in Adern vom Herzen getrieben wurde, in welchen Röhren wird es denn auch wohl nach dem Herzen wieder hingeleitet? *Schüler.* In Adern. — *L.* Da die Speiſeröhre nur eben durch's *Zwergfell* (Zwerchfell) reicht, mit welchem Theil des Eingeweides in der Unterleibshöhle iſt ſie denn wohl verbunden? *S.* Mit dem Magen. — *L.* Iſt *dieſe* (dieſer) Muskel nun von Gott am vortheilhafteſten angelegt, was kannſt du denn auch wohl von den übrigen Muskeln des menſchlichen Körpers ſchlieſsen? *S.* daſs Gott auch alle übrigen Muskeln des menſchlichen Körpers am vortheilhafteſten angelegt habe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Junius 1797.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetſchke: *Allgemeine Geſchichte der Philoſophie* zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen von *Joh. Aug. Eberhard.* Zweite verbeſſerte mit einer Fortſetzung bis auf gegenwärtige Zeiten und chronologiſchen Tabellen vermehrte Ausgabe. 1796. 318 S. auſser Vorrede und Regiſter XXIV. S. chronolog. Tabellen.

Die Idee, welche der berühmte Vf. dieſem Compendium zum Grunde legte, war vortreflich und ihm bis zur Erſcheinung der erſten Ausgabe 1788. eigenthümlich, nämlich die ſtufenweiſe Entwickelung der Philoſophie aus ihrem erſten Keime mit ſteter Rückſicht auf den menſchlichen Geiſt und mit Ausſchlieſsung des blofs Bibliographiſchen und Biographiſchen darzuſtellen, worin der Vf. mit Recht das pragmatiſche dieſer Geſchichte ſetzte. Die erſte Ausführung konnte aber natürlich nicht alle diejenige *Vollendung* erreichen, deren ſie fähig war. Die *Unvollkommenheiten*, welche unvermeidlich ſind, waren mit andern vermeidlichen vermehrt, und man ſah nur zu ſehr, daſs die Idee nicht das Ganze beherrſchte, ſondern oft der Anhänglichkeit an das bisher gewöhnliche Verfahren weichen muſste. Daher findet man noch faſt ganz den alten Zuſchnitt nach den Schulen in der griechiſchen Philoſophie und in der neuern nach Epochen, die nicht die Philoſophie allein angehen; die Entwickelung der Wiſſenſchaft iſt oft kaum berührt oder angedeutet und verliert ſich in neuern Zeiten faſt unter lauter Nomenclatur. Je weiter man in der Geſchichte fortrückt, deſto weniger erfährt man von den Fortſchritten der Philoſophie, und von *Leibnitz*, *Locke*, *Hume* iſt weit weniger in Beziehung auf ihr Philoſophiren geſagt, als von den meiſten griechiſchen Philoſophen. Auch werden die Schickſale anderer nicht philoſophiſcher Wiſſenſchaften z. B. der Mathematik, der Phyſik, der Naturgeſchichte mit in die Geſchichte eingemiſcht. Rec. hoffte daher, daſs der Vf. bey dieſer zweyten Ausgabe auf weſentliche Verbeſſerung des Ganzen, des Plans und der Ausführung werde bedacht geweſen ſeyn, und er wünſchte es um ſo mehr, weil dieſes Compendium von andern Seiten unverkennbare Vorzüge hat. Allein er muſs geſtehen, daſs ſeine Erwartungen in dieſer Hinſicht nur wenig befriedigt worden ſind, und man kann dieſe Ausgabe eher eine, doch unbeträchtlich, *vermehrte*, als *verbeſſerte* nennen. Das Neue in derſelben beſtehet auſser der Fortſetzung und den chronologiſchen Tabellen nur in einigen Zuſätzen und Berichtigungen, gröſstentheils in der griechiſchen Philoſophie. Sie hätten noch viel zahlreicher ſeyn ſollen und können, wenn auch nur die ſeit der erſten Ausgabe erſchienenen Schriften, die Aufklärungen vorzüglich der griechiſchen Philoſophie enthalten, ſorgfältig benutzt wären. Wir finden ſie nicht einmal alle genannt, noch weniger aber benutzt. Der Vf. ſcheint ſich nicht einmal allezeit die Mühe gegeben zu haben, die Veränderungen mit dem Ganzen ſchicklich zu verbinden.

In der erſten Ausgabe hatte der Vf. §. 63 eine ſpätere Auslegung des Pythagoräiſchen Syſtems, welche die Einheit und unbeſtimmte Zweyheit zum Grunde legt, als ächt pythagoräiſch angeführt. In der neuen Ausgabe iſt das ächtere Syſtem aus Ariſtoteles Metaphyſik neben jenem dargeſtellt: allein die Fragen und Erörterungen in dem folgenden §. beziehen ſich wie in der erſten Ausgabe nur allein auf das ſpätere unächte Syſtem. Die Darſtellung der Philoſopheme des Xenophanes und des eleatiſchen Zeno beruhet auch noch in der neuen Ausgabe auf der Vorausſetzung, daſs Ariſtoteles in der Schrift von Xenophanes, Zeno und Gorgias in den erſten Kapiteln von Zeno in den folgenden von Xenophanes handle. Das letzte iſt zwar richtig, aber nicht das erſte; und es folgt nicht, daſs, wenn die erſten Kapitel dieſer Schrift ſich nicht auf Xenophanes beziehen, ſie daher vom Zeno handeln müſſen. *Spaldings* Schrift iſt hier angeführt, aber nicht benutzt. Die erſte Ausgabe iſt hier unverändert geblieben. Noch immer ſtellt der Vf. folgende Sätze als Xenophaniſch auf: „daſs die „Accidenzen, wenn ſie empfindbar werden, nicht erſt „entſtehen, ſondern nur empfindbar werden, indem ſie von Ewigkeit ſchon in Keime auf eine unbemerkte Art wirklich geweſen; und“ eben dieſe Antwort gab er (Xenophanes) wenn die Frage war, wie „neue Körper entſtehen: ſie entſtehen nicht, ſie ſind „bereits im Keime vorhanden geweſen, und werden, „indem ſie zu entſtehen ſcheinen, nur entwickelt. „Dieſe Keime waren dann ſeine Elemente.“ Hätte es doch Hn. E. gefallen, uns nur eine einzige Beweisſtelle für ſolche dogmatiſch dreiſte Behauptungen anzuführen. *Fülleborns* meiſterhafte Darſtellung dieſer Philoſopheme ſollte hier entweder angenommen, oder mit Gründen verworfen werden. Es iſt keine Mikrologie, auf ſolche Unrichtigkeiten aufmerkſam zu machen. Denn auch in der Geſchichte wird mit Autoritäten Unfug getrieben, und ſelbſt aus Compendien gehen oft ſolche eigenmächtig geſtempelte Sätze als hiſtoriſch erwieſene in andere über, wie ſolches der Fall mit dem eben angeführten iſt, wel-

ches Hr. *Werdermann* in ſeiner Darſtellung der Philoſ. in ihrer neueſten Geſtalt Hn. *E.* getreulich nachgeſchrieben hat. Aus eben dieſem Grunde wünſchten wir, daſs mit den Citaten und Anmerkungen eine andere Einrichtung getroffen wäre, da hier nicht allezeit ſogleich in die Augen fällt, worauf ſie ſich beziehen, und oft der falſche Schein entſteht, als wäre etwas mit hiſtoriſchen Beweiſen belegt. In der Geſchichte der neueſten Zeit ſind die mehrſten Zuſätze hinzugekommen, ſie beſtehen aber meiſtens nur in Namen von Gelehrten mit Benennung der Theile der Gelehrſamkeit, um die ſich verdient gemacht haben. Hier werden aber nicht allein Philoſophen, ſondern auch Mathematiker, Aſtronomen, Naturforſcher, Naturbeſchreiber, Chemiſten nach den Nationen angeführt. In den §. 316—318 wird auch der kritiſchen Philoſophie, ihrer Freunde und Gegner ganz kurz gedacht. Sonſt hat Rec., ſo weit er beide Auflagen verglichen hat, keine Veränderung, die ſich auf das Ganze bezöge, gefunden, als daſs der Abſchnitt von der neuern eleatiſchen Schule jetzt, wie billig, ſeine Stelle vor der ſokratiſchen Philoſophie erhalten hat. Die chronologiſchen Tafeln, die nur bis ans Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts reichen, ſind eine nützliche Zugabe, zur Beförderung der ſynchroniſtiſchen Ueberſicht. Sie enthalten die Hauptdata der politiſchen und der Geſchichte der Philoſophie in geſpaltenen Columnen; die Zeit iſt bis auf die chriſtliche Zeitrechnung nach Jahren der Welt, vor Chriſti Geburt und Olympiaden angegeben. Der Vf. wurde zu ihrer Verfertigung durch die Nachricht in *Hauſsleutners* ſchwäbiſchen Archive bewogen, daſs *Brucker Tabulas Hiſtoriae Philoſophiae* VI. 1753 herausgegeben habe. Er glaubt, ſie müſsten nicht in den Buchhandel gekommen ſeyn, weil er ſie nirgends angezeigt, auch in Buchhandlungen nicht gefunden habe. Rec. erinnert ſich, ſie in ſeiner frühern Jugend geſehen zu haben.

Augsburg, b. Rieger: *Inſtitutiones philoſophicae, quas in uſum auditorum ſuorum elucubratus eſt, P. Henricus Walſer* in Lyceo reipubl. Lucernenſis Profeſſor Philoſ. publ. ord. Liber III. Pſychologia. 1791. XVI u. 264 S. 8. (12 gr.)

Obgleich der Vf. in dieſem Compendium viel Beleſenheit zeigt, und öfters Kanten und die kantiſche Philoſophie nennt, und noch öfter widerlegt, ſo findet man doch in der Anlage und Ausführung dieſer Pſychologie nicht den geringſten Einfluſs der kritiſchen Philoſophie, keine Beherzigung der Kritik aller rationalen Pſychologie, keine Benutzung der ſchärfern Erörterung und Beſtimmung ſo vieler Begriffe, welche dem Geiſt jener Philoſophie zu verdanken iſt. Hr. *W.* hat viel geleſen, Beobachtungen aus einer Menge vortreflicher hieher gehöriger Schriften geſammelt, geordnet, und alles fein bey der alten Form gelaſſen. Die Pſychologie wird eingetheilt in die Anthropologie und die Zoologie. Die erſte begreift ſowohl die empiriſche als die rationale Pſychologie. Dort fehlt es zum Theil an vollſtändiger Darſtellung und zweckmäſsiger Ordnung; an fruchtbarer und wiſſenſchaftlicher Bearbeitung der Thatſachen, um ihre Geſetze herzuleiten; hier an Bündigkeit des Raiſonnements; überall aber vermiſst man den Einfluſs eines leitenden Princips. Zur Probe von des Vf. Art zu denken, und ſeinen Begriffen über pſychologiſche Gegenſtände kann ſchon der erſte Paragraph dienen. „*Rerum externarum imagines ſeu* r e p r a e ſ e n t a t i o „*nes menti obverſantes* (*Vorſtellungen*) *vocamus* i d e a s „ſ e n ſ u a l e s, *perceptiones materiales* (?); *intuitum* „*vero in res per ideam repraeſentatas* i d e a m m e n t a „l e m, *perceptionem formalem, adperceptionem* (*Wahrnehmung*): *quatenus vero hic intuitus plura inter ſe* „*diſcernit*, c o n ſ c i e n t i a *vel cogitatio* p r i m a (*das* „*Denken*), *ac denique intuitus novus reflexus in prio*„*rem, quo illum ceu* a l i q u i d n o ſ t r i *a rebus extra*„*neis, earumque imaginibus diſcernimus* (*das Zurück*„*beugen der Seele auf ſich*) c o n ſ c i e n t i a *vel cogitatio* „ſ e c u n d a, r e f l e x a, ſ e n ſ u s i n t i m u s *a nobis* „*dicitur. Dum alterutram ex his conſcientiam habemus*, „c o g n o ſ c i m u s (*Erkennen*) *e. g. vides aulam, et par*„*tium imagines repraeſentatas habes.* E n I d e a s ſ e n „ſ u a l e s a b a n i m a p a ſ ſ i v e *receptas. Quodſi par*„*tes aulae ſingulas intuearis, et intuendo diſcernas*, „p r i m a c o n ſ c i e n t i a a b ſ o l v e t u r, *et* a d p e r „c e p t i o h a b e b i t u r: *quodſi illum quoque intuitum* „*in partes ceu* a l i q u i d t u i *novo intuitu reflexo in* „*ipſis aulae partibus diſcernas*, c o n ſ c i e n t i a ſ e c u n„d a g a u d e s." Mehrere Belege werden uns hoffentlich die Leſer erlaſſen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Allgemeine akademiſche Encyclopädie und Methodologie*, von *Sam. Sim. Witte*, Hfr. u. Prof. zu Roſtock, 1793. XVI u. 127 S. gr. 8.

2) Berlin, b. Nauck: *Erduin Jul. Koch's*, Pred. b. der Marienkirche zu Berlin, *Encyklopädie aller philologiſchen Wiſſenſchaften* für Schulen und Selbſtunterricht. 1793. gr. 8.

Auch mit dem beſondern Titel:

Joh. Ge. Sulzers kurzer Inbegrif aller Wiſſenſchaften, völlig umgearbeitet von *E. J. Koch*. Erſte Abtheilung, welche die Alterthumswiſſenſchaften enthält.

Man kann dem Vf. von N. 1 nicht abſprechen, daſs er einen zu encyklopädiſchen und methodologiſchen Schriften unentbehrlichen ſyſtematiſchen Kopf habe; eher könnte man von ſeiner Schrift ſagen, daſs der Abtheilungen zu viele, daſs die Begriffe zu ſehr zerſpalten und zergliedert worden, daſs die Eintheilungsgründe bisweilen geſucht, verſteckt, auch wohl nicht immer ganz logiſch richtig ſind. Unſtreitig enthält das Buch viel gutes, brauchbares und zweckmäſsiges; auch wiſſen wir keine neuere Schrift, wenn wir *Koch's* Hodegetik für das Univerſitätsſtudium Berl. 92 ausnehmen, wo ſo beſondere Rückſicht auf das akademiſche Leben, die Bedürfniſſe und Verhältniſſe der Studi-

Studirenden genommen wäre. Auf zwey beygefügten Tabellen, einer encyklopädiſchen und einer methodologiſchen, kann man den ganzen Gliederbau leichter als in der Schrift ſelbſt überſehen. Unter den verſchiednen, von den gewöhnlichen abgehenden, Definitionen des Vf. dürfte der vorn angegebne Begriff der objectiven Gelehrſamkeit, ſie ſey „der Inbegriff alles *lehrbaren, gemeinnützigen* Erkenntniſſes" in Anſpruch genommen werden. In der Erklärung der *akademiſchen Freyheit* S. 118 f. ſcheint viel ſchwankendes und unbeſtimmtes zu liegen.

N. 2. hat dem Auftrage des Verlegers, eine verbeſſerte Ausgabe des noch immer beliebten Sulzerſchen Begriffs aller Wiſſenſchaften zu beſorgen, ihr Daſeyn zu verdanken. Indeſs liefert Hr. K. nicht ſowohl den umgearbeiteten Sulzer als ein eignes Werk, und er thut wohl daran, nicht bloſs, weil es der Sulzerſchen Schrift an einem guten Plan, an Richtigkeit der Begriffe, an Vollſtändigkeit, an Literatur und an einer guten Schreibart fehlt, wie Hr. K. ſagt, ſondern auch, weil der Umſchwung, den die Wiſſenſchaften ſeit Sulzers Zeiten genommen haben, ein vom Grunde aus neues Gebäude erfodert. Der erſte Theil dieſer allgemeinen Encyklopädie enthält mehr als der Titel erwarten läſst, nämlich, auſser einer allgemeinen kurzen Einleitung in die Encyklopädie und einer dem Vf. eignen, zum Theil ſchon aus ſeinen frühern Schriften bekannten, Eintheilung der Künſte und Wiſſenſchaften, die eigentliche Encyklo*pädie der* philologiſchen Wiſſenſchaften, welche bey ihm allgemeine Sprachwiſſenſchaft, Geſchichte, Literatur und Kunſt begreift. „Ich bin, ſagt der Vf. hierüber, bis itzt der Meynung, daſs der Titel immer weniger ſagen müſſe, als das Buch enthält. Auch hier iſt Ueberraſchung angenehm." Wohl iſt ſie angenehm, aber fehlerhaft bleibt es demungeachtet, wenn der Titel den Inhalt nicht ſo viel möglich beſtimmt und vollſtändig ausdrückt. Der Reichthum der Sachen, die in wenige Bogen zuſammengedrängt ſind, iſt groſs. Viele nur angedeutete Ideen ſind in Anmerkungen verwieſen und bedürfen der mündlichen Erläuterung des Lehrers, obwohl dieſe Schrift auch für den *Selbſtunterricht* beſtimmt iſt. Die Foderungen, welche durch Aufſtellung dieſes reichhaltigen Fachwerks und der Vorſchriften zur Bearbeitung deſſelben an den Philologen ergehen, ſind würdig, groſs und idealiſch. Die Bücherkunde iſt mit demſelben Fleiſse, wie in den übrigen Schriften des Vf., bearbeitet worden. An dem ſtreng-kritiſchen Vf. befremdete es uns zu ſehen, wie er den angehenden Philologen als *Muſter* für die Erklärung griechiſcher und römiſcher Schriftſteller groſsentheils ſolche Commentare empfiehlt, die zwar als Sprachſchätze und Sammlungen alterthümlicher Kenntniſſe ſtudirt zu werden verdienen, wie *Spanheims Callimachus* und *Oudendorp's Apulejus*, die aber im Ganzen eher als Muſter angeführt werden können, wie man Claſſiker *nicht* behandeln muſs. Unter den Commentaren, die angehenden Critikern empfohlen werden, finden wir *Villoiſon's Homer* angeführt, welches wohl beſtimmter heiſsen ſollte, Villoiſons *Prolegomena* zur Ausg. der venetianiſchen Handſchrift der Ilias, (ſtatt deren der Vf. itzt wohl die gelehrten Wolfiſchen Prolegomena anpreiſen würde): denn die Scholien können nicht gemeynt ſeyn, weil das Studium der griechiſchen Scholiaſten (die vorzüglichſten zum Ariſtophanes, Apollonius Rhod., Lykophron etc. hätten wohl ausgezeichnet zu werden verdient) nach des Vfs. richtigem Rathe auf die letzte Zeit verſchoben werden ſollen.

Ohne Druckort: *Ueber einige bey der Reichsſtadt Ulmiſchen Staats-Verfaſſung vorkommende Hauptmängel und Gebrechen* etc. Zur Belehrung ihrer Mitbürger und Zunftgenoſſen dargeſtellt, gewidmet und verfaſst von dem gegenwärtig im Jahr 1797. beſtehenden bürgerlichen Ausſchuſs und Syndicus. 1797. 30 S. nebſt 13 S. Beylagen. Fol.

Bekanntlich liegt die Bürgerſchaft zu Ulm mit ihrer Obrigkeit ſeit einigen Jahren in ziemlich lebhaftem Streit; „damit nun niemand Verdacht gegen die klagende Bürgerſchaft ſchöpfe und glaube, daſs die Veranlaſſung zu den gegenwärtigen Ulmiſchen bürgerlichen Bewegungen und Beſchwerden mehr in den gegenwärtigen Zeiten und in einem durch die franzöſiſche Revolution eingeſchlichenen Revoluions-Fieber zu ſuchen (welchens übrigens ſchwerlich jemand glauben wird, der es hört, daſs von 1800 Hausvätern, 1400 Klage führen) als daſs ſelbige auf würklich vorhandene unleidentliche Staats-Adminiſtrations-Gebrechen gegründet ſeyn," ſucht der Vf. dieſer Schrift, Hr. Licent. *Holl*, Syndicus des bürgerlichen Ausſchuſſes, darzuthun, daſs dieſe Gebrechen wirklich vorhanden, und daſs ſie ſowohl als die groſse Schuldenlaſt dieſer Reichsſtadt in der mangelhaften Staatsverfaſſung ihren Grund haben, indem zu Ulm die Staatsgewalten alle in den Händen des Senates ſind, und dieſer Senat noch obendrein ohne Einfluſs der Bürgerſchaft, blos von und durch ſich ſelbſt erwählt und ergänzt wird und *(conſtitutionsmäſsig)* dem gröſsten Theile nach aus Patriciern beſteht. Daſs dieſe Verfaſſung, welche Ulms Bürger von dem eben ſo bigotten als deſpotiſchen Carl V. 1548. annehmen *muſsten*, der Freyheit, ſo wie überhaupt dem Weſen einer ehrlichen und vernünftigen Geſellſchaft eben ſo ſehr als der gemeinen Wohlfahrt zuwider ſey, wer wird daran zweifeln? Daſs ſie aber die *alleinige* Urſache des Verfalles von Ulm ſey, dem könnte Recenſ. (der die Reichsſtädtiſche Verfaſſung *leider* nur gar zu wohl kennt!) mit gutem Gewiſſen nicht beyſtimmen; denn wenn man ſich auch die möglichgröſste Vaterlandsliebe und Weisheit bey den Bürgern und Regenten einer Reichsſtadt denket, ſo würde doch die ſeit 2—3 Jahrhunderten veränderte Lage der Handlung (wodurch bekanntlich die Reichsſtädte vorzüglich blühend geworden ſind) ihren Wohlſtand beträchtlich vermindert haben. Nimmt man hierzu noch, was ſie der Verbindung mit dem heil. Röm. Reiche zu danken haben, da ſie nicht nur in Friedenszeiten mit unverhältniſsmäſsigen Beyträgen belaſtet ſind, wie ſelbſt

aus dieſer Schrift S. 4. erhellet, wo angeführt wird, daſs *Ulm*, deſſen Bevölkerung in Stadt und Land höchſtens 40,000 Menſchen beträgt,

zu einem Römermonathe 593 Gulden
zu einem Kammerzieler 743 Rth. 85 kr.
und zu einer Kreisanlage 595 Gulden

beytragen muſs; da hingegen die beiden Marggrafſchaften Baaden-Durlach und Baaden-Baaden, die doch 200,000 Menſchen zählen, zu den nämlichen Gegenſtänden nur

566 Gulden
314 Rthlr. 43½ kr.
452 Gulden

beytragen; ſondern da ſie vorzüglich in Kriegen hart mitgenommen werden, wie ja in unſern Tagen jedes Kind weiſs, ſo muſs man ſich wundern, daſs es nicht noch ſchlimmer iſt. Und Rec. iſt überzeugt, daſs die enormen Schulden *Ulms* (ſo wie mancher andern Reichsſtadt) beträchtlich geringer wären, wenn das davon abgezogen würde, was ſie im ſpaniſchen Succeſſions- und im ſiebenjährigen Kriege aufbringen muſste. Am meiſten hält ſich der Vf. bey der geringen Anzahl der Patricier auf, welcher ers zuſchreibt, daſs zuviele und zu nahe Verwandtſchaft der patriciſchen Rathsglieder entſtehen müſſe; ſodann glaubt er, durch einen Ausſchuſs oder Repräſentanten der Bürgerſchaft könne allen dieſen Uebeln vorgebeugt werden. Bey dergleichen Vorſchlägen kann ſich Rec. nicht genug über die Unkunde verwundern, welche dergleichen Verbeſſerer in allen republikaniſchen Einrichtungen und Anſtalten verrathen. Warum ſollte eine bürgerliche Geſellſchaft von 1800 Hausvätern, die noch dazu an *einem* Orte wohnen, ſich nicht ſelbſt *in pleno* verſammeln können, um ihre Vorſteher zu wählen, Rede, Antwort und Rechtſchaffenheit von ihrer Verwaltung zu fodern und Geſetze zu machen, wenn ihnen anders ein *gerechter* Kaiſer des XVIII. Jahrhunderts das gibt, was ihnen ein deſpotiſcher des XVI. gewaltthätig genommen hat, und was ihnen von Gott, Rechts- und Reichswegen gehört, in welchem Falle ſie die Ausübung getroſt den Patriciern allein überlaſſen dürften, ohne Anmaſsungen zu fürchten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig: Prolegomena ad Senecae librum de vita beata* ſcripſit et publice defendet M. *Chriſt. Ferdin. Schulze.* 1797. 39 S. 4. Der Vf., der ſich mehrere Jahre mit Seneca's Schriften beſonders den moraliſchen beſchäftiget, wurde vorzüglich von der Schrift *de vita beata* ſowohl wegen des Inhalts als wegen der Beziehung auf neuere philoſophiſche Streitigkeiten angezogen, und entſchloſs ſich eine eigne Ausgabe von derſelben mit den nöthigen Erläuterungen zu veranſtalten, weil er fand, daſs die vorigen Bearbeiter noch bey weitem nicht alles erſchöpft haben. Vorerſt giebt er uns in dieſer Schrift, nur Prolegomena als Probe ſeiner Bearbeitung, um durch Beurtheilung derſelben zu erfahren, ob jene dem Publicum willkommen ſeyn werde. Und daran iſt um ſo weniger zu zweifeln, da theils an guten Ausgaben einzelner Schriften des Seneca noch kein Ueberfluſs iſt, und der Vf. ſich durch dieſe Probe als einen mit Sach- und Sprachkenntniſſen gehörig ausgerüſteten Bearbeiter angekündigt hat.

Die Prolegomena enthalten drey Abſchnitte. In dem erſten giebt er eine gedrängte aber zuſammenhängende Ueberſicht der Hauptgedanken des Originals von Kapitel zu Kapitel. Hierdurch bereitet er ſich die Hauptunterſuchung in dem 2 Abſchnitt über den Zweck dieſer Schrift und die Art der Ausführung vor. Seneca wollte zeigen, worinn das glückſelige Leben beſtehe, und auf welchem Wege man dazu gelange. Damit verbindet er noch zwey Nebenzwecke, die Stoiſche Lehre gegen Einwendungen der Epikureiſchen Schule, und ſich ſelbſt gegen manche Beſchuldigungen zu vertheidigen. Hier kommen feine Bemerkungen über den Begriff des Seneca vom glückſeligen Leben, und die Bedeutungen des *vita convenïens naturae ſuae*, über das *ſummum bonum* und die Moralphiloſophie der Stoiker überhaupt vor, welche von richtiger Einſicht und Beurtheilung zeugen, und über Seneca's Art zu philoſophiren viel Licht verbreiten. Am Ende dieſes Abſchnitts kommt der Vf. auf die Frage: ob das Bruchſtück *de otio aut receſſu ſapientis*, welches Lipſius von der Abhandlung *de vita beata* allen Handſchriften entgegen getrennt hatte, ein Theil derſelben ſey oder nicht. Der Vf. iſt mit Recht für die erſte Meynung, weil ſonſt Seneca ſeinen Gegenſtand nur zur Hälfte abgehandelt hätte. Denn es kommt ſonſt in der ganzen Schrift nichts von dem Wege zur Glückſeligkeit vor, auſser was er über das *otium* ſagt, welches Seneca als das Hauptmittel ſchildert. Die Gegengründe des Muretus und Lipſius werden widerlegt, und der Zuſammenhang der letzten Kapitel (vom 28 an) aus innern und äuſsern Gründen gezeigt, obgleich der Vf. geneigt iſt, in dem 28 K. nach den Worten: *nunc in infimo olliſos rapit*, eine Lücke anzunehmen, wodurch die Verbindung verdunkelt iſt. Dieſes iſt alles, wie Rec. *dünkt, befriedigend* dargethan. Nur ſcheint der Vf. *auf einen wichtigen* Umſtand, der S. 28 nur berührt iſt, nicht genug geachtet zu haben. Wenn gleich das *otium* als ein Mittel zur Glückſeligkeit zu gelangen, angegeben iſt; ſo iſt es doch nicht das einzige und wichtigſte. Die weitläufige Vertheidigung des betrachtenden Lebens, worin Seneca vorzüglich das *otium* ſetzt, als mit dem Stoicismus übereinſtimmend, ſo wie die Vertheidigung der Philoſophen, gegen den Vorwurf, als ſtimme ihr Leben nicht mit ihren Worten überein: die Schutzrede für den Reichthum; alles dieſes zeigt uns augenſcheinlich, daſs dasjenige, was Hr. *S.* als Nebenzweck angiebt, gerade für den Seneca Hauptzweck bey dieſer Schrift war. Er beſtimmte ſie zu einer Schutzſchrift für ſich und ſeine Lebensweiſe, um gegen Tadler zu zeigen, daſs jene den (vorzüglich ſtoiſchen) Grundſätzen vom glückſeligen Leben nicht widerſpreche, und zu dieſem Behuf ſchickt er eine Unterſuchung vom Begriff der Glückſeligkeit voraus. Wenn man aus dieſem Geſichtspunkt die Schrift lieſet, ſo findet man Einheit, Zuſammenhang, und was ſonſt Epiſode ſcheint, hat nun Beziehung auf den Hauptzweck. Hätte das auch Seneca nicht an einigen Stellen deutlich genug geäuſsert, (z. B. c. 17. 28. 29.) ſo würde man es doch annehmen, und bey Erklärung der Schrift zum Grunde legen müſſen. Nach dieſem Geſichtspunkt wird Hr. *Sch.* einiges in ſeinen Prolegomenis anders faſſen. Der letzte Theil hängt alſo unſtreitig mit dem erſten zuſammen, aber nicht deswegen, weil das *otium* als das Mittel zur Glückſeligkeit, ſondern weil es als ein Theil derſelben vorzüglich in apologetiſcher Hinſicht dargeſtellt wird. *Solemus dicere, ſummum bonum eſſe ſecundum naturam vivere. Natura nos ad utrumque genuit et contemplationi rerum et actioni* c. 31. In dem dritten Abſchnitt beurtheilt der Vf. dieſe Schrift in Rückſicht auf Inhalt, Behandlungsart und Ausdruck gründlich, und ſchlieſst mit einigen literariſchen Notizen über die Ausgaben und Ueberſetzungen, und mit Bemerkungen über Ambroſius und Auguſtinus Abhandlung über denſelben Gegenſtand.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

1) Schnepfenthal, im Verl. der Buchh. der Erz. Anſtalt: *Gymnaſtik für die Jugend.* Enthaltend eine praktiſche Anweiſung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigſten Verbeſſerung der körperlichen Erziehung, von *Gutsmuths*, Erzieher zu Schnepfenthal. 1793. XVIII u. 663 S. 8. (Auf Schweizerpap. m. 11 Kupf. 3 Thlr. Auf Druckpap. m. 11 K. 1 Thlr. 8 gr. Mit 1 Kupf. 22 gr.).

2) Berlin, b. Hartmann: *Verſuch einer Encyklopädie der Leibesübungen*, von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth* öffentl. Lehrer der Mathem. zu Deſſau. Erſter Theil. Mit ein. Kupf. u. Muſik. 1794. XVI u. 530 S. Zweyter Theil. Mit Kupfern. 1795. XVI u. 558 S. 8.

In Deſſau und Schnepfenthal iſt die Gymnaſtik wieder in ihre Rechte eingeſetzt und zu einer Vollkommenheit gebracht worden, die der griechiſchen Gymnaſtik den Preis ſtreitig macht. Die vieljährigen Lehrer derſelben an den daſigen Erziehungsanſtalten haben die von ihnen angeſtellten Leibesübungen in ein Syſtem gebracht und jeder hat ein Werk darüber geliefert, das den geſchickteſten und geübteſten Aufſehern eines Gymnaſiums in Athen oder Sparta Ehre gemacht haben würde! Der Beyfall, den dieſe Verſuche, vorzüglich der *Gutsmuthſche*, bey uns und im Auslande gefunden haben, beweiſt, daſs wir den Sinn für die Künſte der Paläſtra noch nicht ganz verloren haben, ſo wenig ihr auch der Gang unſrer Cultur günſtig zu ſeyn ſcheint. Sehr wohl thaten die Vf., daſs ſie, bey den herrſchenden Vorurtheilen, welche das Phlegma und die Weichlichkeit unſers Menſchenalters und inſonderheit die Verzärtelung und Empfindeley der Frauen und Mütter gegen die Leibesübungen hegt, den Werth und Nutzen der Gymnaſtik in vorausgeſchickten Einleitungen auseinanderſetzten. Wahr ſind freylich folgende Sätze, die vielleicht nicht durchaus und überall in beiden Schriften anerkannt oder doch ſo beſtimmt, daſs keine Miſsdeutung möglich wäre, ausgedrückt worden: daſs, ſo wie die Seele mehr iſt als der Leib, die Sorge für das Wohlſeyn und die Vollkommenheit des letztern nur höhern Zwecken untergeordnet, nur als Bedingung zur Erreichung der letztern angeſehen werden müſſe; daſs die Ausbildung des Geiſtes ſich gegen Körpervollkommenheit nicht wie Luxus gegen Bedürfniſs, ſondern wie ein höheres Bedürfniſs zu dem niedern verhalte, und daſs im Colliſionsfalle das letztre dem erſtern nachſtehen müſſe; daſs nicht nur unſre ſittliche Beſtimmung ſondern auch unſre gegenwärtige militäriſche und bürgerliche Verfaſſung durchaus einer *Athletenbildung* entgegen ſey; daſs das Syſtem der Abhärtung (Rigidität) des Körpers nichts tauge, ſondern durch die Gymnaſtik Feſtigkeit, Stärke, Geſchmeidigkeit, Schlankheit, Behülflichkeit u. ſ. w. des Körpers bezweckt werden müſſe; daſs endlich die Gymnaſtik in der Ausdehnung, wie ſie in Griechenland getrieben wurde, weder auf unſer Clima noch auf unſre übrige Verfaſſung anwendbar ſey. Dieſs alles aber zugegeben bleiben noch Gründe genug übrig, einer für unſre Zeiten berechneten Gymnaſtik das Wort zu reden. Nur wären noch hier ſo manche Zweifel und Einwendungen, wie ſie z. B. von Rehberg und Brandes und ganz kürzlich vom Paſt. Köring in der Beſchreibung ſeiner Erz. Anſtalt gegen die körperliche Gymnaſtik mit Scheinbarkeit und Scharfſinn vorgetragen worden, zu beſeitigen und zu entkräften geweſen. Sehr wohlgerathen und zweckmäſsig iſt die ausführliche Einleitung der Gymnaſtik von Gutsmuths, worin auch mit Nachdruck manche Thorheit und Verkehrtheit des Zeitalters gerügt wird. Der Vf. huldigt gar nicht dem gewöhnlichen pädagogiſchen Vorurtheil von einem phyſiſchen Verfall des cultivirten Menſchengeſchlechts; vielmehr zeigt er, daſs die Menſchen im Ganzen von jeher weder an Lebensdauer noch an Leibesgröſse unſre itzigen Geſchlechter übertroffen. Vorzüglich gut wird das letzte durch Induction von den alten Germanen gezeigt. Wenn wir itzt nicht mehr dieſelbe Leibesſtärke wie die Menſchen der Vorzeit haben: ſo liegt der Grund lediglich im Mangel an Uebung. Wir erinnerten uns bey dieſer Ausführung an die *Wielandiſche* Abh. über die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechtes (kleinere proſ. Schriften Bd. I. N. 3).

Der innern Einrichtung nach ſind beide Schriften von Gutsmuths und Vieth ſehr verſchieden. Vieth trennt die Leibesübungen ſelbſt, welche er im 2ten Th. unter dem Titel *Syſtem der Leibesübungen* vorträgt, von der Geſchichte derſelben, die im erſten Th. unter der Ueberſchrift: *Beyträge zur Geſchichte der Leibesübungen* erzählt wird, dahingegen Gutsmuths nur bey Gelegenheit der einzelnen Leibesübungen einiges von der Gymnaſtik bey Griechen und Römern einwebt. *G.* theilt die Leibesübungen auf eine einfache und natürliche, die generiſche Art ein, ſo daſs die gleichartigen Uebungen neben einander geſtellt werden. Hinten hängt er noch eine Ueberſicht der gymnaſtiſchen Uebungen nach den Haupttheilen des Körpers an. *V.* hat eine weniger bequeme und beſtimmte Eintheilung in *paſſive* und *active* Uebungen

erwählt, wovon die letztern wieder in Uebungen der Sinne und in Uebungen der Glieder zerfallen. Manches, was zuſammengehörte, wie das *Baden* und das *Schwimmen*, kommt nach dieſer Eintheilung in zwey verſchiedenen Klaſſen zu ſtehen. Unter den *paſſiven* Uebungen kommt *Baden* und *Abhärtung des Körpers* vor. *V.* iſt weit umſtändlicher und vollſtändiger, miſcht mehr anatomiſches ein, gibt ſeiner Schrift eine ſyſtematiſchere Form, indem er auch gewöhnlich Definitionen oder Expoſitionen, ſelbſt da, wo es überflüſsig war, vorausſchickt, und hat einen ſchlichten, zweckmäſsigen Lehrvortrag, dagegen G. das Peinliche der ſyſtematiſchen Form verſchmäht, ſich aber im Vortrage einer gefälligern, geſchmücktern Einkleidung befliſſen hat, die den Liebhaber des Gegenſtandes mehr feſſelt, aber dem Fehler der Weitſchweifigkeit nicht ganz zu entgehen ſcheint.

Der geſchichtliche Theil des Viethiſchen Werkes beſchreibt die Leibesübungen von 40, theils neuern, theils ältern, Völkerſchaften. Wenn dieſe Beſchreibung gleich weder kritiſch noch vollſtändig genug iſt, vornehmlich was die Leibesübungen der alten Völker anbelangt: ſo bleibt doch dem Vf. das Verdienſt einer ſo fleiſsigen und ſo viel umfaſſenden Compilation über dieſen Gegenſtand, dergleichen wir noch nicht hatten. Bey ſo beſchränkten und dürftigen Hülfsmitteln, als der Vf. hatte, iſt immer genug von ihm geleiſtet worden. Freylich würde ſich aus den Quellen der alten Geſchichte und aus neuern Reiſebeſchreibungen eine reiche Nachleſe halten laſſen. In den kurzen Nachrichten über die älteſten Bewohner der Erde folgt der Vf. viel zu leichtgläubig der alles ins Wunderbare ſpielenden Sagengeſchichte von den Rieſen und Gewaltigen der Urwelt. Zur Beſtätigung dienen ihm ausgegrabne Knochen und Gerippe; auch die Patagonen, denen er noch immer eine viel gröſsere Statur einräumt als ſie nach den neueſten Berichten haben. Wie viel kritiſcher hat G. dieſen Gegenſtand in der Einleitung behandelt! Der Beſchreibung der griechiſchen Gymnaſtik hätte der Vf. eine Schilderung der Leibesübungen im heroiſchen Zeitalter voranſchicken ſollen, die er nur beyläufig S. 30 85 121 ff. 228 ff. eingeſtreut hat. So wäre einleuchtend geworden, wie ſich aus den einzelnen Leibesübungen und gymnaſtiſchen Spielen, die bereits vor dem Homer faſt alle üblich waren, nach und nach die Gymnaſtik als Kunſt entwickelt habe! Der Gebrauch und Miſsbrauch der griechiſchen Gymnaſien und Gymnaſtik ſcheint weder in *V's.* noch *G's.* Schrift hinlänglich auseinandergeſetzt und gewürdigt worden zu ſeyn, wiewohl ſie es an einzelnen Fingerzeigen nicht ganz haben fehlen laſſen. Hierzu hätte vorzüglich die gelehrte Vorleſung von Meiners *de graecorum gymnaſiorum utilitate et damnis in Commentatt. ſoc. ſcient. Gotting* T. XI benutzt werden ſollen, wo es nicht an Schatten zu dem Lichte fehlt, in welchem die griechiſchen Gymnaſien bey *V.* erſcheinen. Hülfsmittel für den Vf. waren bey dieſem Abſchnitt der Geſchichte *Hier. Mercurialis de arte gymnaſtica*, *Potter*, *Barthelemy*, *Pauw*, *Hochheimer u. a. Fabers* Agoniſticon ſcheinen weder *V.* noch *G.* benutzt zu haben. S. 24 f. erzählt *V.* dem Pauw das Mährchen von dem ſcharfen Geſicht der Athener nach. Die *Kybiſtic* oder die Kunſt auf den Händen zu tanzen, auf dem Kopf zu ſtehen etc. hätte weder dem Mercurialis noch dem Vf. S. 85 fremd vorkommen dürfen, da ſie mehrmal bey den Alten, auch beym Pollux, vorkommt, und die κυβιςτῆρες ſich ſchon im Homer auf dem Schilde finden. Ueber den *Trochos* S. 88, der verſchieden vom *Rhombos*, *turbo*, war, hätte der Vf. vielleicht mehr Licht aus *Heyne's* Anmerkungen zu Aen. 7, 378 z. Tibull 1, 5, 9 und den daſelbſt angezognen Schriften und Stellen bekommen können. Ueber verſchiedne Uebungen und dunkle Stellen der Alten hat der Vf. durch ſeine Sachkenntniſs mehr Licht verbreitet als Philologen von Profeſſion gewöhnlich im Stande ſind. So über einige Stellen des Vitruv und Livius. Die Spielsſchleudern, *ceſtroſphendonae* der Macedonier S. 64 ff. beym Liv. 42, 65 ſcheinen Aehnlichkeit mit den Stabſchleudern, *fuſtibali* der Römer gehabt zu haben. In der Stelle des Livius iſt *funda media* wohl nicht richtig überſetzt und *majori ſinu libratum* hat nicht die mindeſte Schwierigkeit, ſondern bezieht ſich auf den Umſchwung der Schleuder in einem weiten Bogen. Mit Sachkenntniſs haben *V.* und *G.* die Urſachen auseinandergeſetzt, warum man ſich bey den Kampfübungen ſalbte und hernach mit Sand beſtreute. Um noch ein paar geſchichtliche Angaben aus G. zu berühren, findet dieſer S. 293 unſern Springſtab bereits *im Ovid* Met. 8, 366, wo Neſtor auf einen Baum *ſpringt ſumto poſita conamine ab haſta.* An ſich iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daſs man ſchon früh auf ſolche Erleichterungsmittel zum Sprung auf oder über eine Höhe gekommen iſt: allein dieſe Stelle leidet doch noch eine andere Auslegung, welche andern Angaben angemeſsner ſcheint. Die Krieger hatten an ihren Lanzen einen Abſatz oder Haken, wie etwa der Auftritt bey unſern Stelzen iſt, auf den ſie beym Aufſetzen auf das Pferd mit dem einen Fuſse traten und von wo ſie ſich weiter auf den Rücken des Pferdes ſchwangen. S. *Beckmann* Beyträge z. Geſchichte d. Erfind. B. [illegible]. S. 111 f. Dieſs heiſst beym Xenophon von der Reitkunſt K. 7. ἀπὸ δόρατος ἀναπηδᾶν, gerade ſo, wie ſich Ovid vom Neſtor ausdrückt, den er alſo wahrſcheinlich auf gleiche Weiſe auf ſeine Lanze treten und von da ſich auf einen Aſt ſchwingen läſst. S. 343 weiſs G. nicht, worauf ſich die Angabe des Mercurialis gründe, daſs der ſteinerne Diskus mit einem Loche in der Mitte verſehen geweſen, durch welches ein Riemen gezogen worden. Mercurialis nahm ſie aber vermuthlich aus dem Euſtathius zum Homer. S. *Faber Agoniſticon* 2, 4. In der Geſchichte der Leibesübungen neuerer Zeit verweilt *V.* am längſten bey der *Turnierkunſt*.

Es iſt ſehr unterhaltend, zu vergleichen, was beide Schriftſteller aus der Fülle ihrer gymnaſtiſchen Erfahrungen und Verſuche über die verſchiednen Leibesübungen geſagt haben. Man darf nicht glauben, einerley in beiden Werken zu leſen; jeder hat viel Eigenthümliches; einer dient dem andern zur

Ergän-

Ergänzung, näheren Beſtimmung und Berichtigung. Im Ganzen aber iſt *V.* vollſtändiger, geht noch mehr ins Einzelne, verweilt länger bei der Methode, gibt noch eine reichere Anzahl von Uebungen und damit vorzunehmenden Veranderungen an. *V.* handelt ſehr ausführlich, auch mit Aufführung der Literatur die Fecht- Reit- Tanz- und Voltigirkunſt ab, von welchen *G.* wenig oder nichts ſagt: dagegen auch *G.* wieder andre Uebungen, als Wachen, Faſten, lautes Leſen, Declamiren, Handarbeiten ganz allein hat. Bey dem Unterricht in der Schwimmkunſt konnten beide Schriftſteller noch nicht das ſpäter erſchienene Bernardiſche Syſtem, welches nun auch durch eine deutſche Ueberſetzung noch mehr verbreitet wird, benutzen. *V.* berührt doch S. 20 die von Phyſikern angeſtellten Verſuche, welche das ſpecifiſche Gewicht des Menſchen geringer angaben, als das Gewicht des Waſſers, auf denen ſich die neue Schwimmmethode des Italieners gründet. Kalte Bader werden von beiden Schriftſtellern zu unbedingt empfohlen und die warmen zu ſehr herabgeſetzt. *V.* verſchweigt die Behauptungen Marcards und Hufelands von der Wohlthätigkeit warmer Bäder nicht, weiſs aber den Widerſpruch, in welchem dieſe Behauptungen mit den Angaben anderer Aerzte ſtehen, nicht zu löſen, und bleibt bey ſeiner Erfahrung von der Geſundheit des kalten Bades ſtehen. *G.* geht gar ſo weit, S. 404 das kalte Bad beym Schnupfen, Huſten und Flüſſen für *unbedenklich* zu halten! Der Abſchnitt über die Uebungen der Sinne zeigt in beiden Werken von groſser Aufmerkſamkeit auf dieſen noch zu ſehr vernachläſſigten Gegenſtand der Erziehung und von vielem Scharfſinn in der Anſtellung mannigfaltiger Verſuche. Manche geſchichtliche Angaben ſind mit eingeflochten worden; unter andern von *G.* drey merkwürdige Protocolle über Sinnenübungen, welche der Vf. mit 2 Schnepfenthäler Zöglingen angeſtellt hat. Scharfſinnig und gut begründet iſt die Gutsmuthiſche Bemerkung, daſs bey den Sinnesübungen nicht ſowohl die Organe als das innere Empfindungsvermögen geübt werden könne und werde: gleichwohl kann nicht ganz geleugnet werden, daſs die Organe ſelbſt, wenigſtens des Geſichts, Gefühls, Geruchs und Geſchmacks, wenn auch vielleicht nicht des Gehörs, für mancherley Uebungen und Modificationen empfänglich ſind. Manche von *V.* geſammelte Beyſpiele können dieſs ſchon beweiſen.

Ulm, b. Wohler: *Taſchenbuch für deutſche Schulmeiſter auf das Jahr 1796.* Herausgegeben von *Chriſtoph Ferdinand Moſer*, Pfarrer zu Wippingen und Lautern im Wirtembergiſchen. XI. Jahrgang 1796. 10½ Bog. (24 kr. rheinl.)

Dieſs nützliche Taſchenbuch iſt dieſsmal nach Rec. Gefühl vorzüglich gut gerathen. Um Freunde des Schulweſens darauf aufmerkſam zu machen, begnügt er ſich den Inhalt kurz anzugeben. I) *Iſt es rathſam, die gröſsern Kinder der obern Claſſe zu Aufſehern über die kleinern zu machen* — in einem Schreiben an den Herausgeber von einem Schullehrer beantwortet; ein vorzüglich gut gerathener, von viel Lehr-Weisheit, Einſicht aller Art und wohl benutzter Erfahrung, wie nicht minder von guten Geſinnungen zeugender Aufſatz, der für alle Schullehrer, eben in ſo fern er von einem ihrer Collegen herrührt, eben ſo erwecklich als lehrreich ſeyn wird. Das Anſtellen von 3 — 4 ſolchen Aufſehern aus der Mitte der Kinder ſelbſt wird unter gehörig angerathenen und zum Theil angegebnen Modificationen aus ſehr triftigen Gründen empfohlen. — II) *Briefe für Schulkinder auf dem Lande*, von einem Prediger für die Jugend ſeiner Gemeinde zum Dictiren und Aufbewahren verfaſst — ganz gut gemeynt, ohne Zweifel aber, wie es ſcheint, zu wenig nach planmaſsiger Ordnung, zu eintönig, zu wenig munter und concret in den Anweiſungen und nicht frey von groben religiöſen und ſchiefen moraliſchen Vorſtellungen (werden fortgeſetzt). III) *Ueber die Geſundheitspflege der lernenden Jugend.* (ein Auszug aus *Franks* mediciniſcher Polizey) durchaus ſo, wie ſichs von dieſem Vf. erwarten laſst und für dieſs Werkchen ſehr zweckmaſsig eingerückt. Rec. berichtigt nur die Angabe, daſs in Sachſen, wenigſtens in Kurſachſen, die Kinder nicht vom 4ten, ſondern 6ten Jahre die Schule zu beſuchen angewieſen ſind, und bey gehöriger Einrichtung deſsfalls iſt dieſs wohl kaum zu früh. — IV) *Einige nützliche Sätze den deutſchen Schulunterricht betreffend*, mitunter freylich allgemein und bekannt, aber doch zum Theil auch minder geläufig und ſtets der Beherzigung werth von einem noch lebenden Schuldirector. V) *Auszüge aus dem Tagebuche eines Landſchulmeiſters* (Fortſetzung). Was der achtungswürdige Vf. insbeſondere von dem moraliſchen Schaden der Spinn- oder Rockenſtuben (in ſeinem Vaterlande Kunkel- oder Licht-Stuben) für die aus der Schule unlängſt erwachſene Jugend ſagt, iſt, nebſt dieſen Rathſchlägen gegen ſeinen Miſsbrauch, ſehr bemerkenswerth. VI) *Hiſtoriſche Nachrichten.* VII) *Bücheranzeige mit kurzen Recenſionen.* VIII) Zugabe unter VI. gehörig. Rec. wünſcht dem Unternehmen des würdigen Herausgebers fernern guten Fortgang.

SCHÖNE KÜNSTE.

Quedlinburg, b. Ernſt: *Das Grab der Revolution, oder der König rettet ſein Land.* Eine Revolutionsgeſchichte in zwey Theilen. 1796. 375 S. 8.

Bey der gegenwärtigen Spannung und Empfänglichkeit der Gemüther für alles, was ſich nahe oder entfernt auf Revolution oder überhaupt auf Politik bezieht, wird dieſe Schrift, die ſich weder in der Erfindung noch in der Ausführung beſonders auszeichnet, doch vielleicht noch ihre Leſer finden. Die Scene hat der Vf. nach Sicilien, den Schauplatz ſo vieler merkwürdigen Revolutionen verlegt. Unter dem Könige Pitias ſchildert uns der Vf. einen Monarchen, wie es deren ſchon ſo viele gab, der den beſten Willen und das gröſste Unvermögen beſitzt, Land und Leute glücklich zu machen. Knaso wird als ein Ab-

ſchaum eines ränkevollen, herrſchſüchtigen Staatsbeamten dargeſtellt; ihm gegen über ſteht der getreue Traſſo. Der Knoten wird durch einen unbekannten afrikaniſchen Ankömmling Namens Sannio geſchürzt, von dem es ſich zuletzt entdeckt, daſs er ein Sohn des Königs Pitias von einer afrikaniſchen Gemahlin ſey, die bey der Geburt dieſes Prinzen ermordet wurde. Die Geſchichte drängt ſich durch gräſsliche Begebenheiten. Der Stil iſt mittelmäſsig und der Ausdruck an mehrern Stellen ziemlich verwahrloſet. So heiſst es unter andern: „er wollte raſend werden bey dieſer *kraſſen* Erfahrung."

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Andreae: *Carl von Dalwigk juriſtiſche Aufſätze* für die gegenwärtige Zeit. 1796. 44 S. 8. (4 gr.) Drey Abhandlungen machen dieſe kleine Sammlung aus. *Nr. I. Etwas über die Repartition der Kriegsſchäden.* „Die combinirten Armeen, ſchreibt der Vf., welche zu Vertreibung der Franzoſen, und zu Rettung des deutſchen Vaterlandes im J. 1792. herbeyeilten, nahmen, wie uns die Erfahrung lehrt, ihren Weg mehrentheils über die beſten Straſsen verſchiedener deutſcher Reichslande. Hierdurch wurden nothwendig theils die an den Straſsen gelegene, theils noch mit Truppen beſetzte Ortſchaften von den Armeen am meiſten beunruhigt, und durch Nachtherbergen, Fouragelieferungen, Kriegsfuhren, läſtige und aufzehrende Einquartierungen, Hand- und Spannfuhren, und andere Verpflegungsbedürfniſſe ſehr ſtark gedrückt, der Viehſtand derſelben zu Grunde gerichtet, die Gemeindekaſſen erſchöpft, und die Unterthanen dieſer betroffenen Gegenden überhaupt in eine Lage geſetzt, die ſie in die Länge nicht mehr auszuhalten vermochten, und die ſie ſelbſt nöthigten, zu Beſtreitung der ihnen aufgebürdeten Kriegslaſten beträchtliche Capitalien aufzunehmen. In dieſer bedrängten Lage befinden ſich viele durch jene Kriegslaſten beynahe erſchöpfte Gemeinheiten, und die gänzliche Zugrundrichtung derſelben würde eine unvermeidliche Folge dieſes Zuſtandes ſeyn, wenn nicht von Seiten der höchſten Landesherrſchaften zweckmäſsige und rechtliche Mittel angegeben würden, dieſe bedrängten Gemeinheiten zu retten, und zu unterſtützen. Dieſe Mittel zu *begutachten* (!), iſt der Zweck dieſer Arbeit: es frägt ſich daher: wodurch der Zuſtand dieſer betroffenen Gemeinheiten erleichtert, und denſelben wieder aufgeholfen werden könne, und ob nicht alle diejenige Ortſchaften, die zufälligerweiſe ihrer Lage wegen von dieſen Kriegslaſten gar nicht betroffen wurden, nach Recht und Billigkeit zur Entſchädigung der betroffenen angehalten, und daher die Kriegslaſten gemeinſchaftlich auf das ganze Land repartirt werden können. Zu näherer Auseinanderſetzung dieſes Gegenſtandes theile ich denſelben in zwey Fragen ein, und unterſuche *in der erſten*, die Verbindlichkeit der nicht betroffenen Gemeinheiten, zu den Laſten der betroffenen zu concurriren, im Allgemeinen ohne Rückſicht der befreyten Perſonen; *in der zweyten* Frage prüfe ich dieſe Verbindlichkeit auch in Rückſicht der befreyten Individuen. Iſt in dieſen beiden Fragen die Verbindlichkeit der nicht Betroffenen im Allgemeinen ſowohl, als der Befreyten insbeſondere anerkannt worden, ſo folgt daraus nothwendig *drittens*, daſs auch der Landesherr von Landesherrſchafts wegen beide dazu anzuhalten befugt ſey.

Die erſte Frage nun glaubt der Vf. 1) aus Gründen der natürlichen Billigkeit, und nach den allgemeinen Grundſätzen des natürlichen Staatsrechts; 2) aus den Grundſätzen des römiſchen Rechts; 3) aus dem Geiſte der deutſchen Staatsgeſetze dahin beantworten zu müſſen, daſs die nicht betroffenen Gemeinheiten zu den Laſten der betroffenen zu concurriren allerdings verbunden ſeyen. — — Aus dem römiſchen Rechte zieht er hieher, die Analogie des rhodiſchen Geſetzes, und unter den deutſchen Reichsgeſetzen glaubt er Gründe für ſeine Behauptung zu finden, in dem R. A. von 1641. §. 26. — — Was hingegen die zweyte Frage betrifft; ſo ſtellt er den Grundſatz auf: Diejenigen Körperſchaften und Einzelne, die *ab ordinario et extraordinario* zugleich eximirt ſind, müſſen jedoch den *caſum inſolitum*, der bey einem beſonders dringenden Staatsbedürfniſſe eintrifft, und die bey Gelegenheit deſſelben entſpringenden Beſteurungen präſtiren. — Dieſs bringt, ſagt er, die Natur der Sache mit ſich, und, zu allem Ueberfluſſe iſt es noch in unſern Reichsgeſetzen ausdrücklich beſtätigt; wie man aus folgenden Geſetzſtellen erſehen kann: R. A. von 1548. §. 95. 102., von 1550. §. 25., von 1557. §. 49. 50., von 1559. §. 24. 25., von 1576. §. 11. 12., von 1582. §. 10. 11., von 1594. §. 10., von 1598. §. 11. 12. 13. Kaiſerliches Circularſchreiben an die Kreisausſchreibämter dd. Wien den 27. Hornung 1793.

Die Richtigkeit dieſer Entſcheidungen nun wird wohl Niemand bezweifeln; aber freylich iſt damit die ſo ſchwierige Lehre, von der Vertheilungsart der Kriegsſchäden und Contributionen, bey weitem noch nicht erſchöpft. und es wäre ſehr zu wünſchen, daſs ein Sachkundiger Mann dieſen ſo vielſeitigen, und in unſern Tagen leider! ſo praktiſch gewordenen Gegenſtand gründlich, und erſchöpfend bearbeiten möchte.

No. II. In wie weit ſind Urtheile eines Juſtizcollegiums in einem vom Feinde eroberten deutſchen Reichslande für gültig zu halten? Als die Franzoſen im October 1792. Meiſter eines Theils des obern Deutſchlands geworden waren, wurden unter andern auch die zu Beförderung der Juſtiz angeordneten Territorialgerichte mit dem Befehle proviſoriſch *beybehalten*, die landesherrlichen Titulaturen in ihren *Expeditionen nicht mehr* zu gebrauchen, ſtatt deren aber ihre *Urtheile* und *Decrete im* Namen der Frankenrepublik auszufertigen. Nun ereignete ſich aber der Fall nicht ſelten, daſs dieſe proviſoriſch beybehaltenen Gerichtsſtellen auch in Streitſachen der Unterthanen, welche zwar bisher zum Umkreis ihrer Gerichtsbarkeit gehörten, jetzt aber der Bothmäſsigkeit der Franzoſen nicht unterworfen waren, Urtheile und Decrete erlaſſen hatten. Es entſtanden daher die beiden Fragen: 1) Sind die von den proviſoriſch beybehaltenen Gerichten eröffneten Urtheile in Streitigkeiten der Unterthanen, welche auſser dem occupirten Diſtricte wohnen, ſowohl in den Formalien, als Materialien zu Recht beſtändig? 2) Haben die ſtreitenden Theile auf dieſe Urtheile ein erworbenes Recht erhalten, und kann daher deren Execution durch die in den nicht eroberten Diſtricten verſammelten Juſtizſtellen, der landesherrlichen Jurisdiction ohnnachtheilig, verfügt werden? — — Beide Fragen, ſagt der Vf., müſſen ſchlechthin verneint werden, weil die franzöſiſche Jurisdiction über die deutſchen Staaten nur ſo weit ſich erſtrecken konnte, als dieſe vom commandirenden General waren erobert worden.

No. III. Etwas von den Rechten der hypothekariſchen Gläubiger bey verbrannten, aber wieder herzuſtellenden Gebäuden. Das Reſultat der Unterſuchung geht dahin: So gewiſs es iſt, daſs dem hypothekariſchen Gläubiger ein *jus hypothecae* auf das neue Gebäude, womit die leere Stelle bebaut wurde, zuſteht; ſo gewiſs iſt es auch, daſs dem Gläubiger, von deſſen Geld die leere Stelle bebaut worden iſt, ſein vorgeliehenes Geld vor allen Dingen erſt erſtattet werden muſs, ehe der ältere Pfandgläubiger ſeine Befriedigung an der Stätte nehmen kann. Eben daraus folgt aber auch, daſs dem letzteren kein *jus prohibendi* zuſtehen kann, daſs die *area* nicht überbaut werden, ſondern ihm *in ſolutum* zugeſchlagen werden ſolle.

Alle dieſe Ausführungen ſind von der Art, daſs das Publikum dem Hn. Vf. für ähnliche Arbeiten gewiſs dankbar ſeyn wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Weimar, in der Hoffmanniſchen Buchh.: *Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte.* Herausgegeben von D. *Heinrich Philipp Conrad Henke. Zweyter Band.* Nebſt dem Bilde Immanuel Kants. 1796. 752 S. 8.

Auch dieſer Band enthält eine Menge ſehr leſenswürdiger Aufſätze und Actenſtücke. *Erſtes Stück.* I. *Miſſionsnachrichten aus China.* S. 1—41. Aus den *Nouvelles des Miſſions Orientales, reçues du Seminaire des Miſſions etrangeres, en 1782. 1791. 1792. à Liege,* 1794. 8. Man war ſchon lange nach zuverläſsigen Nachrichten von der berühmten chineſiſchen Miſſion begierig; die gegenwärtigen befriedigen dieſes Verlangen. Im Vorberichte wird das von dem Jeſuiten *de Rhodes* im J. 1663. zu Paris angelegte Miſſionsſeminarium beſchrieben, das bis zum J. 1792. ſo thätig war; in demſelben aber von der Nationalverſammlung aufgehoben wurde. Darauf folgt ein Schreiben des *Hn. Franz Potier,* Biſchof zu Agathopolis, und apoſtoliſchen Vicars der chineſiſchen Provinz Su-Tchuan, an Hn. Teſſier de Ste Marie, einen Pfarrer in Frankreich, vom 18 Oct. 1782. Er meldet, daſs drey Provinzen, deren kleinſte ſo groſs als Frankreich iſt, unter ſeiner Aufſicht ſtehen; daſs die beträchtlichſten chriſtlichen Gemeinen daſelbſt nicht leicht über 3 bis 400; die gewöhnlichen aber, deren es ſehr viele gebe, 60 bis 80 Seelen enthalten; daſs für dieſelbe nur 13 Miſſionarien, und darunter 8 gebohrne Chineſer vorhanden ſind; daſs durch Schulen, unentgeltlich ausgetheilte Bücher, Roſenkränze, Krucifixe, Heiligenbilder, u. dgl. m. und durch wandernde Katecheten dieſe Miſſion glücklich genug unterſtützt werde; daſs man allenthalben gläubige Chriſten umherſchicke, welche die Arzneykunde verſtünden, und unter dem Vorwande, den Kindern Arzneymittel einzugeben, ſie tauften, und daſs auf dieſe Art ſeit drey Jahren, in welchen dieſes gute Werk wegen groſser Hungersnoth und damit verbundener Peſt eifriger betrieben worden ſey, beynahe 100,000 Kinder auf dieſe Art getauft worden ſeyen; daſs aber doch gewiſs in den drey Provinzen in jedem Jahre mehr als 100,000 Kinder ſterben, die nie Gott lieben und ſchauen werden; (wie man ſolches ganz zuverläſsig von dem heiligen *Auguſtinus* weiſs;) daſs bisweilen harte Verfolgungen über die Chriſten durch die Mandarinen ergiengen; und daſs die Miſſion noch ſehr groſse Bedürfniſſe habe, denen durch Almoſen abgeholfen werden könne. Auffallend iſt es uns auch hier geweſen, daſs der Biſchof bloſs von *Heyden* in China ſpricht, und alſo das alte Vorurtheil von der Religion des *Confucius,* das die Jeſuiten ehemals gegen die übrigen Miſſionarien beſtritten, beyzubehalten ſcheint. II. *Nachrichten von den vortrefflichen Schulanſtalten in Hannover,* beſonders von dem ſo wohl eingerichteten Schulmeiſter-Seminarium daſelbſt. III. *Klagpunkte und Endurtheil über Prof. Jahns zu Wien hermeneutiſche Ketzereyen.* Er hatte im J. 1792. in ſeiner Einleitung in die göttlichen Schriften des A. B. behauptet, daſs die Bücher Hiob, Jonas, Tobias und Judith Lehrgedichte wären; in ſeinen Vorleſungen aber, die ſogenannten Beſeſſenen des N. Teſt. ſeyen nur gefährlich Kranke geweſen. Der Cardinal Migazzi verklagte den gelehrten Mann deswegen bey dem Kaiſer; und es wurde ihm eine Modificirung dieſer unſchuldigen Sätze, auch überhaupt mehr Beſcheidenheit auferlegt. IV. *Abgekürzter Religionsproceſs in den Preuſsiſchen Staaten.* V. *Verordnung des Ungariſchen Biſchofs von Munkatſch wider ein vermeintes wunderthätiges Marienbild,* im J. 1793. VI. *Todesfeyer Ludwigs XVI. in Rom.* Eine ſehr feine lateiniſche Rede des päbſtlichen geheimen Kämmerers *Paul Leardi,* im J. 1793. in der Quirinal-Capelle vor dem Pabſte gehalten. VII. *Ueber den Ausgang des Schaumburg-Lippiſchen Recurſes in der Froriepiſchen Sache.* Das *Corpus Evangelicor.* bezeigte dem Reichskammergerichte ſein Befremden darüber im J. 1794. daſs es ſich über Evangeliſche Reichsſtände in geiſtlichen Sachen eine Gerichtsbarkeit anmaaſsen zu wollen ſcheine. VIII. *Bemerkungen über einige neuere Anſtalten für die ſittliche und wiſſenſchaftliche Cultur in Kurſachen.* IX. *Bambergiſcher Hirtenbrief* zur Faſtenzeit 1794. S. 86—115. Es werden darinn die bedenklichſten moraliſchen Uebel unſers Zeitalters: übelverſtandner Freyheitsſinn, Ausbreitung anſtöſsiger Grundſätze, um ſich greiffendes Sittenverderbniſs, auch Verwirrung und Niederſchlagung des Geiſtes bey dem ſcheinbaren Triumph des Laſters, beſchrieben, und Gegenmittel wider dieſelbe empfohlen. X. *Ehrenrettung der Prediger O. S. Reinbeck und J. E. Troſchel in Berlin,* gegen die königl. geiſtl. Immediat Examinationscommiſſion. S. 115 bis 145. XI. *Prieſtleys Weiſſagung und Abſchied von Europa,* 1794. XII. Ueber Charakter und Verdienſte des ehemaligen Abts in Kloſterbergen, und nachherigen Gen. Superint. in Oſtfriesland, *J. F. Hähn.* (S. 156 bis 203.) Rec. der ihn auch perſönlich gekannt hat, war es angenehm zu ſehen, daſs neben ſeinen mancherley Fehlern auch ſeine nicht geringen Kenntniſſe und Verdienſte aufgeſtellt worden ſind. XIII. Vermiſchte Nachrichten.

Digitized by Google

Zweytes Stück. I. Verſuch einer Geſchichte *der Herzogl. Waiſen-Anſtalt in Weimar*, nebſt der bey Vertheilung der Waiſen in Städten und auf dem Lande üblichen Verfahrungsart. (S. 209 — 276.) Ein Muſter einer Reformation ſolcher Anſtalten. II. Ueber die *Bedrückungen der Evangeliſchen im Herzogthum Salzburg.* Welcher willkührlichen Gewalt ihr Religionszuſtand daſelbſt unterworfen ſey, kann der hier mitgetheilte Aufſatz aus einer Deduktion des Hn. M. *Tretzels*, Inſpectors in Sulzbach beweiſen. III. *Exorcismusſtreitigkeit in Bautzen*, nebſt Privatgutachten von D. *Reinhard* und D. *Roſenmüller.* Der erſtere ſagt unter andern ſehr lehrreich für manchen, kleinlichen Reformatorgeiſt unſerer Zeiten: „ſich an auſſerweſentliche Dinge zu ſtoſsen, iſt wahrlich kein Merkmal innerer Kraft und Stärke; nur dem Schwachen iſt alles auffallend; der reifere Chriſt wartet es gelaſſen ab, bis ſich Gelegenheit findet, veraltete Miſsbräuche und zwecklos gewordene Anſtalten nach und nach, und ohne Geräuſch, in Vergeſſenheit gerathen und verſchwinden zu laſſen. IV. *Nachrichten vom ſittlichen und religiöſen Zuſtande der Einwohner von St. Croix*, aus *Hans Weſt*, Rectors am Weſtindiſchen Schulinſtitut, Beyträgen zur Beſchreibung dieſer Inſel. Man erblickt darinne einen erheblichen Grad von Cultur. V. *Facultats-Indult des Römiſchen Stuhls für die Biſchöfe von Frankreich*, vom 19 März, 1792. Eines von den vergeblichen Mitteln des Pabſtes, ſein Anſehen in Frankreich zu retten. VI. *Kirchliche Verfügungen im Herzogthum Würtenberg*, auf Anlaſs des gegenwärtigen Kriegs. VII. *Engliſche Kirchenintoleranz* aus Partheywuth. Sie traf einen Prediger, der die Wiederherſtellung des Friedens gewünſcht hatte. VIII. *Herzogl. Würtenberg. Verordnung über die Sonntagsfeyer.* IX. *Kirchliche Nachrichten aus dem Anhaltiſchen.* X. Abſchaffung des *Exorcismus* im Herzogthum *Sachſenlauenburg*, und Abänderung der *kleinen Feſttage.*

Drittes Stück. I. Fortſetzung der *Chineſiſchen Miſſionsnachrichten* (S. 385 — 429.) Es iſt ein Bericht von der Miſſion in der Chineſiſchen Provinz Su-Tchoan, vom 30 Sept. 1791. an die Direktoren des Miſſionsſeminarium zu Paris, eingereicht von Hr. *de St. Martin*, apoſtoliſchen Vicar jener Provinz, und Adminiſtrator von zwo andern, ausgefertigt und gezeichnet von *Johann Didier* Biſchof zu Caradre. Eine Empörung, welche um die gedachte Zeit in jenen Provinzen geſtiftet wurde, ſetzte die Chriſten, wegen geglaubter Theilnehmung an derſelben, groſser Gefahr aus; ſie hatten auch ſonſt Verfolgungen. Dennoch wurden, im J. 1791. über tauſend Erwachſene und 1648. Heydenkinder in den genannten Gegenden getauft, und der Vf. glaubt, daſs manche dieſer Bekehrungen nicht ohne Wunder geſchehen ſeyn möchte. II. *Leben* unſers ſeeligen Bruders, *Auguſt Gottlieb Spangenbergs*, genannt Joſeph, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und von der Direction der Brüder-Unität bis an ſeinen Tod fortgeſetzt. (S. 429 — 497.) Man wird den ehrwürdigen und verdienſtvollen Mann auch ohngeachtet der mancherley Schwächen, die aus dieſer Lebensbeſchreibung hervorblicken, dennoch lieb behalten. Erläuternde Zuſätze hätten wir an einigen Stellen gewünſcht, damit man gleich etwas Ganzes haben möchte. III. *Ueberſicht der kirchlichen Verfaſſung* und der *Schulanſtalten des Herzogthums Sachſen-Lauenburg.* Ob ſie gleich nur ein kleines Land umfaſst; ſo hat ſie doch ihr Verfaſſer durch ſeine Bemerkungen intereſſant zu machen gewuſst. Die Anekdote mag auch hier ſtehen, daſs *Mosheim* den Prediger *Caſp. Heinr. Starck* auf dem Dorfe Siebenbäumen bey Lübeck, deſſen Lübeckiſche Kirchenhiſtorie bekannt iſt, in traulichen Unterredungen für ſeinen Meiſter erklärt habe, von dem er zuerſt lernte, wie man die Kirchengeſchichte recht ſtudieren müſse. IV. *Pius VI.* lateiniſches *Warnungsſchreiben an die franzöſiſche Geiſtlickkeit*, welche den Bürgereid geleiſtet hat. Die päbſtlichen Grundſätze und Phraſen bleiben freylich immer eben dieſelben; aber ihre Wirkung wird täglich deſto geringer. V. *Vermiſchte Nachrichten.* Unter andern werden S. 553. fg. aus einem Briefe eines berühmten Gelehrten und Staatsmannes, der mehrere Jahre hindurch zu Conſtantinopel gelebt hat, Anmerkungen über die *ſittliche Cultur der heutigen Griechen* eingerückt. Er hält ſie für eines der verächtlichſten Völker, und die Türken für unendlich beſſer und klüger, als ſie; glaubt auch, daſs ſich die Welt von den wenigen Flüchtlingen habe blenden laſſen, welche nach dem Falle ihres Reichs in Italien ankamen, ihnen die Wiederherſtellung der *Wiſſenſchaften* zuzuſchreiben; die man doch ganz andern Männern und Umſtänden zu verdanken habe. Allein wer jene flüchtigen Griechen kennt, hat wohl die gedachte Wiederſtellung *ihnen allein* nicht beygelegt. Die Schriften ihrer groſsen Vorfahren, welche ſie bekannt machten, überſetzten und erklärten; und der Vortheil den die fähigſten Köpfe in und auſserhalb Italien aus denſelben an Geſchmack, Studiermethode und Schriftſtellerkunſt zogen, haben jene Revolution allerdings bewirkt.

Viertes Stück. I. Auszüge aus den *Streitſchriften* von *Wilh. Frend* in *Cambridge* über *Druckfreyheit, ſymboliſche Bücher*, und verwandte Materien ſeit dem J. 1788. Es ſind zwey Schreiben an die Mitglieder der Engliſchen Kirche, worinne er ihnen darzuthun ſucht, daſs die Dreyeinigkeitslehre gar keinen Grund in der Schrift habe; ſeine Appellation an das Haus der Gemeinen wider die Univerſität Cambridge, welche ihm, als einem Antitrinitarier, ſein Amt genommen hatte; und ſein Buch über die Unterſchrift von Religionsformeln. II. Noch etwas *über den Abt Hähn zu Kl. Bergen.* Es wird beſonders gezeigt, daſs der General *Lentulus* eigentlich den König zum Unwillen wider ihn gereizt habe. III. Erweiterter *Facultätsindult des Römiſchen Stuhls für die Biſchöfe von Frankreich* vom 13 Jun. 1792. IV. *Herz. Mecklenb. Schweriniſche Landesverordnungen über das Kirchen- und Schulweſen*, auch andere damit verwandte Gegenſtände, in den Jahren 1789 — 1793. (S. 630 bis 669.)

669.) Es ſind darunter manche wichtige und muſterhafte; zum Theil werden ſie auch mit nützlichen Erläuterungen begleitet, unter welchen die Nachrichten von der Wiederherſtellung der Univerſität zu Roſtock beſonders leſenswerth ſind. V. Von der *ſymboliſchen Verpflichtung der Geiſtlichen* in den Herzogthümern *Bremen und Verden*. Es giebt daſelbſt eigentlich gar keine; auſser daſs ſie bey ihrer Vocation und Einführung auf die drey alten allgemeinen Symbola und auf die ungeänderte A. Conf. verwieſen werden. VI. *Joſephs Gorani* Gedanken über den *Religionsumſturz in Frankreich.* Lebhaft und eindrücklich genug wird die Nothwendigkeit der Religion und eines äuſserlichen Gottesdienſtes dargethan. VII. *Nachricht von der Bamptoniſchen und Warburtoniſchen Predigtſtiftung* in England! *Joh. Bampton*, der als Canonicus zu Salisbury im J. 1779. ſtarb, ſuchte das Mangelhafte der berühmten *Boyliſchen* Stiftung von jährlichen Predigten zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion zu verbeſſern; ſeine neue Stiftung aber hat, wie hier an vielen Beyſpielen gezeigt wird, wenig treffliche Früchte getragen: und eben ſo wenig die von dem berühmten Biſchof *Warburton* errichtete ähnliche. VIII. Erfahrung über die *Unſchädlichkeit des gemeinſchaftlichen Kelchs im Abendmahl, als eines vorgeblichen Vehikels, die Luſtſeuche zu verbreiten*, von *Joh. Dav. Polchow*, Prediger zu Grain bey Lübeck. Allerdings ſcheint er dieſe Unſchädlichkeit als ein prüfenden der Beobachter beſtätigt zu haben. IX. *Anrede und Gebet bey Ordinationen in Berlin.* Merkwürdig, weil nachdem Hn. *O. C. R. Tellern*, von dem dieſes Formular herrührt, die Ordinationen, welche er ſonſt alle in Berlin verrichtete, genommen wurden, Hr. *O. C. R. Woltersdorf*, dem ſie darauf übertragen wurde, ſich deſſelben auch bedient. X. *Groſsfürſtl. Ruſſiſcher Stiftungs-Brief eines gemeinſchaftlichen Bethauſes für Proteſtanten und Katholiſche zu Gatſchina*, 1794. Daſs *Gatſchina*, ohngeachtet der ſchönen daſelbſt befindlichen Gebäude, doch nur ein Dorf, nicht eine kleine Stadt ſey, wie ſie hier genannt wird, weiſs Rec. von einem Augenzeugen. XI. *Kirchliche Nachrichten aus Nordcarolina.* Die Evangeliſchluthr. Prediger arbeiteten daſelbſt im J. 1794. bey ihren Gemeinen mit Beyfall und Frucht; aber noch ohne einen feſten und zugeſicherten Gehalt.

Züllichau, b. Frommann: *Eraſmus Theologie.* Linien der Religionslehre des Chriſtenthums aus Eraſmus Schriften in einen kleinen Grundriſs zuſammengezogen. 1794. 10 Bog. 8. (9 gr.)

Eigentlich eine aus dem Lateiniſchen des bekannten *Daniel Brenius* überſetzte Schrift; deren Titel der Ueberſetzer wohl hätte angeben mögen, da ſie ſehr ſelten vorkommt. Sie erſchien zu Rotterdam 1667 in Sedez: *Speculum Chriſtianorum virtutum et compendium theologiae Eraſmicae*, erſt nach *Brenii* Tode, und ſteht nicht mit in *Brenii* Werken, die das Jahr vorher herausgekommen waren. Sie enthält einen kurzen Inbegriff des praktiſchen Chriſtenthums, voll vortrefflicher Ideen über das Chriſtenthum überhaupt, namentlich über die chriſtlichen Eigenſchaften der Aufrichtigkeit, Freyheit, Frömmigkeit und Klugheit, und deſſen zwey weſentliche Theile: *Unſchuld* oder Freyheit ſowohl von Laſtern, als von gewiſſen Unvollkommenheiten, die zuweilen für Tugend gelten, und *Liebe* des Nächſten nach ihrem ganzen Umfange; ſo chriſtlich und ſo praktiſch vorgeſtellt, wie man es von einem Eraſmus erwarten kann. Wem auch der Inhalt bekannt genug ſcheint, ſollte das kleine Buch wegen der vortrefflichen Darſtellung leſen. Wäre es lateiniſch wieder abgedruckt worden, was wir wegen des ſo äuſerſt anziehenden Vortrags des Eraſmus noch faſt lieber geſehen hätten: — ſo würde Rec. wünſchen, daſs es in allen Schulen, ſtatt ſo mancher ſchalen lateiniſchen neuern Bücher, eingeführt würde. Uebrigens iſt dieſe Ueberſetzung ſehr gut gerathen; und der Ueberſetzer iſt geneigt, wenn dieſes kleine Buch wohl aufgenommen wird, eine reichere Sammlung von dieſem und ähnlichen Inhalt, deutſch aus Eraſmus Schriften zuſammenzutragen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Helmstädt u. Leipzig, b. Fleckeiſen: Sammlung einiger *Actenſtücke*, die *Rechtsſache des Hn. Hofrichters Land- und Schatz-Raths von Berlepſch* betreffend. Mit Anmerkungen und einer nöthigen Vorerinnerung, herausgegeben von dem Hofr. *Häberlin* zu Helmſtädt. 1797. 143 S. Text u. 36 S. Vorerinnerung. 8.

Die Bewandniſs dieſer merkwürdigen Rechtsſache iſt, mit den deshalb erſchienenen Schriften, bereits im 102. St. der A. L. Z. angezeigt worden. Die hier gelieferten Actenſtücke enthalten theils Belege zur vorhergehenden Geſchichtserzählung, theils neu hinzugekommene Facta. Es ſind deren fünf: I. Circularſchreiben des Schatzcollegiums an die Calenbergiſche Landſchaft vom 30. Dec. 1796. Enthält den bisherigen Verlauf dieſer Angelegenheit, damit die Stände bey dem am 16. Febr. d. J. anfangenden Landtage mit ihrem Votum ſich gefaſst machen möchten. II. Rechtliches Gutachten der Juriſtenfacultät zu Erlangen, im Jan. 1797. Der engere und weitere Ausſchuſs der Calenb. Landſchaft weigerte ſich dem Landtag vorzugreifen und ſogleich eine neue Wahl zur Land- und Schatz-Rathſtelle auszuſchreiben, weil die Landſchaft erſt über die Dienſtentlaſſung berathſchlagen ſollte. Sie holte daher, zu beſſerer Belehrung der Stände, jenes Rechtsgutachten ein, um ſolches dem allgemeinen Landtage vorlegen zu können. Dieſes ausführliche Gutachten fiel nun ſehr gut für den Hn. *v. B.* aus, und gab ihm in allem Recht, ſowohl was die Art des gegen ihn verhängten Verfahrens, als was die ihm angeſchuldigte Vergehung betrift. III. Erklärungs- und Antragspromemoria des Hn. *v. B.* an den Calenb. Landtag vom 14. Febr. 1797 iſt eine Auffoderung an die Stände, ihn bey dieſer gemeinſamen Sache, wo es um die Erhaltung der ſtändiſchen Rechte

zu thun ſey, zu vertreten. IV. Beſchlüſſe der Caleub. Ritterſchaft, ausgezogen aus den landſchaftlichen Protocollen vom 17. 18. u. 20. Febr. d. J. Der weſentliche Inhalt iſt dieſer: „Wenn eine neue kö„nigl. Erklärung dahin erfolgte, daſs Sr. kön. Maj. „nur *eine honeſtam dimiſſionem beabſichtiget* hätten; „würden die Stände ſich dabey beruhigen, und den „Hn. v. B. auch ihrer Seits *pro honeſte dimiſſo* anſehen; „immittelſt aber ſey alles *in ſtatu quo* zu belaſſen; „demnächſt wollten ſie bey mehrern Weiterungen „die Vergütung aller etwaigen Schäden und Koſten, „auch daſs dieſer Fall nicht zu künftigen Präjudiz „gereiche, vorbehalten." V. Directorialacten, die Streitigkeiten des Hn. Hofgerichtsaſſeſſors *v.* * und des Hn. Hofgerichtsſecretärs ** betreffend. Von dem Bezug dieſer Streitigkeit auf die gegenwärtige Sache iſt ſchon in der vorherigen Anzeige geſagt. Die nachtheilige Wendung, welche die Sache für Hn. *v. B.* durch die erwähnten Landtagsbeſchlüſſe genommen hat, ſoll — wie in der Vorerinnerung ausführlich gezeigt wird — daher rühren, daſs deſſen Gegenparthey durch allerhand Winkelzüge eine Mehrheit der Stimmen zu erlangen gewuſst habe; z. B. dadurch, daſs der Hr. General Graf v. Wallmoden 6 Officier vom Cordon, die Mitglieder der Ritterſchaft waren, beurlaubt habe, um mit gegen Hn. *v. B.* votiren zu können; daſs man zur Majorität auch die Stimmen derer gezählt, die als Compoſſeſſoren adelicher Güter, oder kraft erhaltener väterlicher Vollmacht votirt, aber eigentlich kein Recht dazu gehabt hätten. Der Hr. *v. B.* hat daher für gut gefunden, gegen die gefaſsten Beſchlüſſe förmlich durch Notarien proteſtiren zu laſſen, und befindet ſich dermalen in Wetzlar, um daſelbſt ſeine Klage bey dem Reichskammergericht zu betreiben. Daſs derſelbe, wie es vorhin verlauten wollte, in königl. preuſsiſche Dienſte getreten ſey, hat ſich nicht beſtätiget.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göſchen: *Sammlung einiger Predigten*, gehalten und herausgegeben von *Suſemihl*, Prediger zu Patzig, auf der Inſel Rügen, berufen zum erſten Prediger der evang. Lutheriſchen Kirchengemeinde in Wien. 1796. 288 S. gr. 8.

Der Vf., der, laut des Titels, dieſe Predigten vor ſeiner Landgemeine in Patzig gehalten hat, übergab ſie dem Druck, um ihr bey ſeinem Abſchiede von derſelben ein Denkmal ſeiner Liebe und väterlichen Sorgfalt für ihre wichtigſten Angelegenheiten zu hinterlaſſen, theils aber auch, um ſich bey ſeiner neuen Gemeinde in Wien durch dieſelben einen guten Eingang zu bereiten. Wir wünſchen und zweifeln auch nicht im mindeſten, daſs Hr. *S.* dieſe doppelte Abſicht erreicht haben werde. Es ſind dieſer Predigten XV, deren Inhalt ſich zum Theil näher auf die Bedürfniſſe der Landleute bezieht, vor welchen ſie eigentlich gehalten ſind, z. B. über den Werth des Bauerſtandes; über das rechte Verhalten gegen die Thiere; über den Werth einer guten Nachbarſchaft u. ſ. w. Aber nicht nur dieſe Themen ſind ſo behandelt, daſs jeder Leſer, wes Standes er immer ſey, für ſich viel Gutes und Lehrreiches finden wird; ſondern es ſind auch alle andern in dieſer Sammlung enthaltenen Predigten von einem ſo gemeinnützigen Inhalte, mit ſo viel Beſtimmtheit in Sachen und Ausdruck, ſo ungemein gut und zweckmäſsig abgefaſst und vorgetragen, daſs Rec. das Leſen und Studieren derſelben mit gutem Gewiſſen anempfehlen kann. Zum Beweis alles deſſen nur eine Stelle aus der IV. Predigt, über Arbeiten am Sonntage. Nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, heiſst es S. 74., iſt das Arbeiten am Sonntage nicht unbedingt verboten, ſondern vielmehr dem Gewiſſen eines jeden anheim geſtellt. Glauben wir die beiden wohlthätigen Hauptzwecke der chriſtlichen Sonntagsfeyer, Erholung und Erbauung, in genauer Verbindung erreicht zu haben; finden wir, daſs wir für den Tag der Ruhe und Erholung nicht weiter bedürfen, und zeiget ſich kein Anlaſs zu einem liebreichen Umgange mit andern; haben wir vornehmlich auch in der Kirche und zu Hauſe für wahre Religionserbauung geſorgt; fühlen wir uns mit guten Vorſätzen neu belebt, haben wir ſo den Foderungen des Sonntags an uns Genüge geleiſtet; ſo iſt es gewiſs erlaubt, ja rühmlich, daſs *wir uns nützlichen* Handarbeiten oder Geiſtesbeſchäftigungen *unterziehen*, wobey auch noch immer Betrachtungen unterhalten werden können, die eine nähere Beziehung haben auf die durch die Sonntagsfeyer zu bewirkende Sinnesänderung u. ſ. w. Auſser den ſchon angegebenen Themen ſind übrigens noch folgende behandelt: Ueber den Ausſpruch Jeſu: den Armen wird das Evangelium gepredigt; von der Erkenntniſs Jeſu; vom rechten würdigen Bekenntniſſe der Religion Jeſu; vom Gehorſam gegen die Landesgeſetze; von den Vortheilen eines arbeitſamen Lebens; vom Vertrauen auf den Segen Gottes bey unſerer Arbeit; eine Aerntepredigt; vom chriſtlichen Verhalten bey furchtbaren Naturbegebenheiten; vom hohen Werthe der Ueberzeugung, daſs alles, was Gott an uns thut, gut ſey; vom Selbſtlobe; über Wohlſeyn des Geiſtes.

Folgendes Buch iſt als Fortſetzung erſchienen:

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Phyſikaliſch-ökonomiſche Bibliothek*, worinn von den neueſten Büchern, welche die Naturgeſchichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirthſchaft betreffen, zuverläſsige und vollſtändige Nachrichten ertheilt werden. 19 B. 2tes Stück. 1796. 9 Bog. 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Wolfiſchen Buchh.: *Geſchichte der Römiſchkatholiſchen Kirche unter der Regierung Pius des Sechsten.* Von *Peter Philipp Wolf. Vierter Band.* 1796. 21 Bog. 8.

Die Begebenheiten unſerer Tage ſcheinen es immer mehr zu rechtfertigen, daſs Hr. *W.* die Regierungsgeſchichte des jetzigen Pabſtes beſchreibt; wenn gleich im Grunde die Nachwelt ein näheres Recht an dieſes Geſchäfte hat. In unſerm ſo revolutionsreichen Zeitalter, als nie ein anderes war, ſammelt man mit Recht bereits öffentlich die ächten Materialien für die Geſchichte deſſelben: und je mehr dieſe durch Kritik geläutert, ergänzt und berichtigt werden, deſto leichter wird es künftig ſeyn, *ſine ira et ſtudio* darüber zu ſchreiben. An der Methode, deren er ſich bedient, könnte man vielleicht dieſes tadeln, daſs, da es die Geſchichte eines Regenten, und des ihm unterworfenen geiſtlichen Staats iſt, jener nicht gleich in den Vordergrund geſtellt, ſeine Regierungsmaximen, allgemeinen Anordnungen, Steigen oder Fallen ſeiner Macht, Zuſtand ſeines Hofs, ſeine Staatsbedienten, Verhältniſſe jeder Provinz gegen die Haupt- und Reſidenzſtadt des Reichs u. dgl. m. nicht vor allem andern ins Licht geſetzt; ſondern über alles dieſes nur gelegentlich und in Vermiſchung mit den Specialgeſchichten, Erläuterungen gegeben worden ſind. Unterdeſſen könnte er zu ſeiner Entſchuldigung anführen, daſs man erſt die ganze Regierung *Pius VI* bis an ihr Ende überſchauen müſſe, um mit aller Würde eines Geſchichtſchreibers Plan und Stellung nach einer ununterbrochenen Zeitfolge zu entwerfen.

Im gegenwärtigen Bande erzählt er die Geſchichte der römiſchkatholiſchen Kirche, vom 7ten bis zum 12ten Regierungsjahre des Pabſtes (1781 — 1786); ob er gleich wirklich auch bisweilen noch weiter geht. Zuerſt in *Frankreich*, das ſeitdem für den Pabſt ziemlich verloren iſt. Hier vereinigte ſich ſchon in jenen frühern Jahren, wie der Vf. bemerkt, alles, um der herrſchenden Religion ihr Anſehen zu entreiſsen. Der Adel, der es ſchon lange unter ſeiner Würde hielt, ſich in religiöſen Verhältniſſen mit dem Pöbel zu vermengen, und der es vielmehr zum guten Ton rechnete, ſich über alles, was Religion hieſs, nur ſeine letzten Stunden ausgenommen, hinauszuſetzen; die hohe Geiſtlichkeit, die am Hofe nur Beyſpiele des Leichtſinnes und der Ueppigkeit gab; und der niedere, arme Clerus, dem es ſowohl an Anſehen, als an der nöthigen Cultur fehlte; alle trugen dazu bey; auch die leidenſchaftliche Wuth, womit ſich die beiden mächtigen Factionen der Moliniſten und Janſeniſten immer noch verfolgten, ohne daſs die erſtern den ehemaligen Schutz des Hofs genoſſen hätten. Unterdeſſen da in Frankreich, wie in Italien, über die Schädlichkeit des Prieſtercölibats viel geſchrieben wurde, gelang es doch dem zu Lucern in der Schweiz reſidirenden Nuntius, Graf *Caprara*, der ſich mit verſchiedenen franzöſiſchen Biſchöfen in einen Briefwechſel einlieſs, und im Jahr 1782 nach Paris reiſte, den ſchon ziemlich weit gediehenen Verſuch der Cölibatsfeinde zu vereiteln. Man dachte in eben demſelben Reiche auch an eine Reformation der Mönche; allein nur die Ciſtercienſer wurden ihrer Gelübde entlaſſen; und was der Erzbiſchof von Toulouſe, *de Lomenie*, einer der beſten, aufgeklärteſten und duldſamſten Biſchöfe, zur Verbeſſerung des kirchlichen Zuſtandes überhaupt zu thun verſuchte, hatte nur geringen Fortgang. Daſs der Hof im J. 1784 allen Biſchöfen befahl, ſich in ihre Kirchenſprengel zu begeben, und dieſelben nicht ohne ſeine Erlaubniſs zu verlaſſen; ingleichen, daſs er alle Klöſter, welche mit ihrem Vorgeſetzten nur neun Bewohner hatten, mehr als hundert an der Zahl, aufhob; waren ſolche kleine Verſuche. Indeſſen änderte ſich um dieſe Zeit Denkungsart und Geſchmack des Clerus ſelbſt nach dem freyern Geiſte des Zeitalters; ſie waren nicht mehr recht dem alten kirchlichen Syſtem angemeſſen. Aber der öffentliche Religionsunterricht blieb noch unglaublich ſchlecht. Die *ſpaniſche* Kirche hatte nach des Vf. Urtheil S. 29. mit der franzöſiſchen nichts gemein, als den Reichthum und die Laſterhaftigkeit ihrer Geiſtlichkeit; ja in beiden übertraf ſie noch die letztere, indem es ihrem Clerus beynahe an allem fehlte, was ſie auf einen ſolchen Grad der Aufklärung, als die Franzoſen, hätte bringen können. Der Miniſter *Aranda* war der geſchickteſte Mann, die kirchliche Verfaſſung dieſes Reichs zu verbeſſern; allein der König wankte unſchlüſsig bald auf deſſen Seite, bald auf die von ſeinem ränkeſüchtigen Beichtvater, dem Biſchof *Oſma*. *Portugal* war von Spanien nur darin unterſchieden, daſs daſelbſt ſeit der Vertreibung der Jeſuiten, zwo gleich mächtige Partheyen mit abwechſelndem Glücke um die Oberhand kämpften: *Pombals*, und die Jeſuitiſche. Glücklicherweiſe bekam *Pereira*, als Hoftheologe, einen groſsen Einfluſs in das Reichswefen, und wuſste die äuſſerſt abergläubiſche Königin zu einigen beſſern Maasregeln zu leiten. So wurde im J. 1787 die ehemalige Hofcenſur der Bücher wieder hergeſtellt; dadurch verlor die Nuntiatur die Aufſicht über das Bücherweſen, und um ein verbotnes Buch leſen zu

zu dürfen, war es niemanden erlaubt, ohne Vergünſtigung der Regierung ſich nach Rom zu wenden. Daher erſchienen nunmehr die wichtigſten Schriften von Portroyal und andern Janſeniſten in portugieſiſcher Sprache; ſogar die Bibel konnte man in derſelben leſen: und im J. 1 88 wurden auf den hohen Schulen zu *Coimbra* und *Evora* völlig die Grundſätze des franzöſiſchen Clerus vom J. 1682 vertheidigt. Am *neapolitaniſchen* Hofe ging man ſeit dem J. 1781 mit einer Verminderung der Bettelmönche um, welche in dieſem Reiche 16000 Perſonen ausmachten. Die Verbindung der Mönche mit ihren auswärtigen Generalen wurde verboten, und in Sicilien im J. 1782 die Inquiſition aufgehoben. Unter mehrern Streitigkeiten dieſes Hofs mit dem päbſtlichen, erzählt der Vf. diejenige am umſtändlichſten, die im J. 1782 über den Prieſter *Andreas Serrao* entſtand, der als erwählter Biſchof von Potenza nach Rom kam; dem aber der Pabſt die Beſtätigung verſagte, gereizt von ſeinen beiden Rathgebern, dem Exjeſuiten *Zaccaria* und dem Dominikaner *Mamachi*, welche *Serrao* in ſeinem Buche *de claris catechiſtis* beleidigt hatte. Man warf ihm vor, daſs er die heil. Schrift von allen Chriſten in der Volksſprache geleſen wiſſen wollte; daſs er die Ordensleute ſchwarz abgeſchildert, ihren Reichthum, als eine Quelle ihrer Liederlichkeit, getadelt habe u. dgl. m. Seine merkwürdige Verantwortung ſteht S. 51—81. Nicht ſo finanzmäſsig, wie im Neapolitaniſchen, waren die Kirchenverbeſſerungen *Peter Leopolds* in *Toſcana* berechnet. Seine ſich darauf beziehenden Verordnungen ſind hier ſorgfältig angegeben; auch die Händel, die ſich der von ihm geſchützte Biſchof von Piſtoja zu Rom zuzog. Glücklicher waren die Werkzeuge der Kirchentyranney zu *Parma*, wo es den wüthenden Dominikanern gelang, die Inquiſition wieder aufzurichten. Der *Pabſt* ſelbſt verſchwendete viel Geld an ſeine Nepoten, an den Bau der Petersſakriſtey u. dgl. m. zu einer Zeit, da Hungersnoth und andere Unfällle ſeine Unterthanen drückten; er lieſs ſich von einem halbverrückten Menſchen zum Univerſalerben einſetzen, und verlor den darüber entſtandenen Proceſs. Vergebens überreichte ihm ſein Staatsſecretär, der Card. *Pallavicini* im J. 1781 einen Plan, nach welchem alle chriſtliche Orden auf zwey Hauptorden zurück geführt werden könnten; und es geſchahen noch andere fruchtloſe Vorſchläge zur Reformation des Mönchsweſens. Der Pabſt bevölkerte lieber den Himmel mit neuen Heiligen; aber mit einer ſo unglücklichen Wahl, daſs ſelbſt der König von Neapel die Verehrung einiger derſelben in ſeinen Reichen nicht verſtattete.

Mit vorzüglichem Fleiſse iſt von S. 163. an, *die Geſchichte der deutſchen römiſch-katholiſchen Kirche* in den gedachten Jahren bearbeitet. Wir können ſie zwar eben ſo wenig, als die bisher angezeigte Geſchichte der franzöſiſchen, ſpaniſchen u. a. m. vollſtändig nennen: denn dazu würde noch mehr von der innern Verfaſſung einer jeden, vom Zuſtande der theologiſchen Gelehrſamkeit in derſelben u. dgl. m. gehören. Aber einige Hauptveränderungen und wichtige Auftritte: die neue Nunciatur in München, der Congreſs zu Ems, und die Folgen derſelben werden deſto ſorgfältiger beſchrieben. Auf die vortheilhaften Veränderungen in den drey rheiniſchen Erzbiſthümern, folgt die Erſcheinung eines neuen päbſtlichen Nuncius zu München, deſſen Gerichtshofe in geiſtlichen Dingen die geſammten baieriſchen, pfälziſchen, jülichiſchen und bergiſchen Lande unterworfen wurden. Seine hier (S. 16 .) in Kupfer geſtochene Viſitenkarte veranlaſst den Vf. auszurufen: „Was für eine Religion, die auf einem Triumphwagen über Menſchen wegfährt, und ſie rädert! Und wie iſt es möglich, daſs ein päbſtlicher Nuncius in Deutſchland, wo durch Friedensverträge den Nichtkatholiſchen freye Religionsübung zugeſichert iſt, neben ſeiner Deviſe einen ſo ſchrecklichen, die chriſtliche Religion verhöhnenden Schild aushängen darf!" Die Bewegung der deutſchen Erzbiſchöfe gegen dieſe Nunciatur; der Congreſs zu Ems, die daſelbſt entworfene Punktation und damit verwandte Begebenheiten, bis auf die Antwort des Pabſtes an die Erzbiſchöfe, welche in Geſtalt eines förmlichen Buchs im J. 1789 zum Vorſchein kam, dürfen hier nur in Erinnerung gebracht werden, um den Leſer auf die ganz eingerückten Urkunden oder fruchtbaren Auszüge, welche Hr. *W.* mittheilt, zu verweiſen. Eigen iſt auch ihm nicht wenig; wie z. B. die Reflexionen über die Beſchaffenheit der Bewegungen der Erzbiſchöfe gegen den römiſchen Hof; über die Verhältniſſe der *Metropolitane* gegen ihre Suffraganen, und über die *Hinderniſſe*, die eine allgemeine Reformation im katholiſchen Deutſchland finden müſste; S. 202 fg. ſeine Anmerkungen zu dem päbſtlichen Schreiben an den Biſchof von Freyſingen u. dgl. m. Am Ende zeigt er, warum nach und nach alle dieſe Bewegungen gegen die neue Nunciatur verflogen ſind.

SCHÖNE KÜNSTE.

HANNOVER, b. Richter: *Tagebuch eines Menſchenbeobachters*, von *Brakebuſch*. 1792. 174. 8.

Die (ziemlich verbrauchte) Form von Fragmenten aus dem Tagebuche eines Verſtorbenen, welche hier zwey Erzählungen erhalten haben, veranlaſst eine lange Einleitung des ſogenannten Herausg., worinn das Leben des Verſtorbenen, und eine eben ſo lange Vorrede des Vf., worinn der Endzweck dieſer Erzählungen auseinander geſetzt wird. Sie ſollen nämlich die Erfahrungsſätze aufs neue beſtätigen, daſs auch bey Menſchen, die man auf den erſten Anblick zum Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts rechnet, oft noch Ueberreſte von Güte des Herzens gefunden werden, daſs, wenn man immer die Veranlaſſungen wüſste, wodurch ſie ſtufenweiſe ins Verderben gezogen worden, man ſie zwar nicht entſchuldigen, aber doch bemitleiden würde, und daſs oft Mängel in den Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft einen ſolchen Verfall der Moralität bewirken, und die Rückkehr zur Tugend zuletzt ganz unmöglich machen. Eine Men-

Menge Romanenſchreiber, dramatiſche Dichter, und empfindſame Schriftſteller haben uns Räuber mit gutem Herzen, und edeldenkende, des Mitleids werthe Miſſethäter (*honnetes criminels*) geſchildert. Der Vf. des Tagebuchs hat erſtlich die Verführungsgeſchichte eines Mädchens, das am Ende zur öffentlichen Buhldirne herabſinkt, (anderer nicht zu gedenken, ſo hatte *Hermes* ſchon dieſen Stoff glücklich bearbeitet) und ſodann die traurigen Schickſale eines Zuchtlings, der durch die ungerechteſten Verfolgungen zum Verbrechen gereizt wurde, erzählt. Der Vortrag iſt ſchleppend und gedehnt, ohne Kraft und Rührung, die beygefügten Räſonnements und moraliſchen Betrachtungen zwar richtig und gut gemeynt, aber durch keinen Scharfſinn, durch keine Lebhaftigkeit des Stils unterſtützt. Wenn in der zweyten Erzählung eine ſo ganz allgemeine Digreſſion über die Beförderung der Aufklärung angebracht wird, ſo hätte dieſe eben ſo gut in der erſten ſtehen können, ſo könnte ſie in jeder andern ähnlichen Erzählung eben ſo gut Platz finden.

Leipzig, b. Voſs und Comp.: *Der unglückliche Glückliche* oder *merkwürdige Schickſale eines öſterreichiſchen Officiers*, während des letztern Krieges mit der Pforte. Von ihm ſelbſt beſchrieben.

Auch unter dem Titel:

Der glückliche Unglückliche. Ein Roman. 1 u. 2 Th. *1795.* 342 S. 8.

Was der Erfindungsgabe unſrer Romanſchreiber möglich ſey, beweiſet der Vf. der gegenwärtigen Schrift. Der unglückliche Glückliche, der uns auf der 1 S., wo er gebohren wird, ſchon mit ſeiner Liebſchaft bekannt macht, geräth nach mancherley Schickſalen in Wallachiſche Gefangenſchaft und wird in einem Kerker von einer 70jährigen Frau gemäſtet, weil man ihn ehſter Tage zu ſchlachten gedenkt. Die Alte erwägt indeſſen, daſs unſer junge Held wohl noch zu etwas anderm, als zum Schlachten gut ſey; und wagt es, ihr Glück durch einige Zumuthungen zu verſuchen, bey welchen unſerm Gefangenen, Eckel und Grauſen den Magen zuſammenziehen. Er wehrt auch die Zudringlichkeit der Alten ſo nachdrücklich ab, daſs ſie darüber zu Boden fällt. Die Sache hätte nun ſehr ſchlimm ablaufen können. Indeſſen der Vf. weiſs es zu machen, daſs eine gewiſſe Rikheſia den Gefeſſelten aus ſeinem Kerker führt und in Sicherheit bringt. Gleichwohl muſs er bald darauf wieder in Türkiſche Sklaverey gerathen. Wir wollen dem Leſer nicht verrathen wo er die Rikheſia wieder finden wird. Aber wenn man auch ſo die Begebenheiten zuſammenwerfen will; wenn man überall Maſchinen erſcheinen läſst; wenn man alles aufs äuſſerſte treibt, und den Leſer doch voraus wiſſen läſst, daſs weder aus der Ermordung noch aus der Aufnahme unter die Verſchnittenen etwas werden wird, dann iſt es eine ſchlechte Kunſt, Romane zu ſchreiben. Der unglückliche Glückliche erhält am Ende, wie billig, ſeine Geliebte und Rikheſia wird dem Auſſeher zu Theil, der ihre Befreyung bewirkt hatte.

Leipzig, b. Voſs und Comp: *Kallias.* von *J. F. von Meyer.* 1794. *Erſter Band.* 210 S. *Zweyter Band.* 28 S. 8.

Nur wenige Romane mit dem Namen ihrer Verfaſſer ſind uns in die Hände gefallen, denen das Gepräge der Alltäglichkeit ſo unverkennbar aufgedrückt geweſen wäre. Die Erfindung der Handlung, ein Gewebe unintereſſanter und unwahrſcheinlicher Ereigniſſe; die ſchläfrige geiſtloſe Art zu erzählen; die dürftige Philoſophie, welche überall eingemiſcht iſt; der gänzliche Mangel an Einbildungskraft in der Darſtellung der Details, — alles dieſes zeigt auf das vollſtändigſte, daſs der Vf. für die Dichtkunſt keinen Beruf habe. Oder ſollte der einen Beruf für Dichtkunſt haben, der nicht einmal den Werth des Agathon zu fühlen im Stande iſt? Den das Feuer ſeines Vorbildes (denn daſs im *Kallias* Wielands *Agathon* abgeſchattet ſey, zeigt ſich in einer ganzen Reihe von Perſonen und Situationen ſelbſt dem blödeſten Auge) nicht einmal ſo weit erwärmen konnte, um ſeinem trägen Stoffe einen Funken dieſer Wärme mit zu theilen, oder die gänzliche Unvergleichbarkeit des Originals und der Copie zu fühlen? Kallias Trennung von ſeiner Geliebten und ſeine Wiedervereinigung mit ihr macht den Inhalt der Geſchichte aus; und an der Erfindung dieſer Geſchichte mit ihren Incidenten hat ſich die Kraft des Vf. erſchöpft, ſo daſs ihm für die Ausbildung der Charaktere nichts mehr übrig geblieben zu ſeyn ſcheint. Wenn er in der Vorrede ſagt: „Dieſer Roman enthalte Beyträge zur Pſychologie des jugendlichen Alters, die er aus eigner Erfahrung geſammelt;“ ſo können wir ihm nicht einmal dieſes Verdienſt zugeſtehn, da uns in der ganzen langweiligen Geſchichte keine Bemerkung aufgeſtoſsen iſt, welche auf eigne Anſchauung, oder auch nur im Allgemeinen auf philoſophiſchen Beobachtungsgeiſt ſchlieſsen lieſse. Oder gibt es etwas alltäglicheres, als die Schilderung, welche Kallias 1. S. 107. von ſeinem Innern macht: „Ich weiſs ſo viel von meiner Kindheit, daſs ich jederzeit ein ſehr weiches Herz und *nicht das ſchlechteſte* Faſſungsvermögen hatte. Ich beſaſs dabey eine ſehr lebhafte Phantaſie, an deren Gaukeleyen ich mich noch oft mit Verwunderung erinnere, die aber für einen andern als für mich ſelbſt, zu unbedeutend ſind, und zu wenig zu dem gehören, was du von mir wiſſen willſt, als daſs ich ſie dir mittheilen könnte. Ich erzähle ohne dem *weitläufig* (langweilig) genug; aber abſichtlich: um *nämlich* die in meinem Leben begangenen Fehler, die ich dir nicht verhehlen will, auf dieſe Weiſe mit Wahrheitsliebe zu entſchuldigen. (?) Dieſe Stärke der Phantaſie mochte wohl hauptſächlich dasjenige ſeyn, was meinem Geiſte *die beſondere* Richtung gab, die er ſchon ſehr früh erhielt. *Vielleicht ſage ich nicht zu viel*, wenn ich verſichere, daſs ich einen immerwährenden Hang zum *Singulären* hatte; *wenigſtens iſt ſo viel richtig*, daſs mich dasjenige wenig oder gar

gar nicht reizte, was ich täglich um mich herum ſah." Hier iſt noch eine Probe einer Beſchreibung. I. S. 232. „Das Haus war äuſserlich ſchön genug, um einen Begriff von dem Reichthume ſeiner Beſitzerin zu geben, und das Innere übertraf das Aeuſsere weit an Schönheit und Pracht. Soſtrata empfing den Kallias in einem Zimmer, das den *dritten* Grad der Koſtbarkeit hatte, und eben ſo blendend war, als das Aeuſsere des Hauſes und die Vorſale ſchön und prächtig." Bisweilen verſucht es der Vf. munter und witzig zu ſeyn. Wir wollen ſehen, wie ihm dieſes gelingt. II. S. 94. „Was man liebenswürdig findet, Kallias, das liebt man; oder man könnte es nicht liebenswürdig finden. Wenn du mich z. B. verſicherteſt, daſs ich ganz auſserordentlich liebenswürdig ſey, daſs du mich liebenswürdig fändeſt, und mich zugleich verſicherteſt, daſs du mich nicht liebteſt — Kallias, ich wüſste wahrhaftig nicht, was ich von deinem Gedankenſyſtem halten ſollte. — Aber meine Liebe zur Soſtrata war mehr als die Liebe zu einem Freunde! — Ganz gewiſs; es kam Geſchlechtsliebe hinzu. Aber aufrichtig geſprochen, ich hätte einen Rückfall in deinen ehemaligen Atheniſchen Nervenzuſtand (?) befürchtet, wenn ich gehört hätte, daſs *du*, ein Menſch von deinem Geſchmack, von deinen Gefühlen, ein Menſch, *dem man erwiedert*, *oder mehr noch erzeigt*, in Epheſus eine Dame hätteſt kennen gelernt, von der Schönheit, von dem Geiſte, von der Liebenswürdigkeit der Soſtrata; daſs du, dieſen Kallias, ſie, dieſe Soſtrata, täglich geſehn und dich mit ihr unterhalten hätteſt, wozu ſie dich durch ihre Wohlthaten verbunden, und du hätteſt in ſo langer Zeit (!) nicht mehr bey ihr gefühlt, als ich jetzt — *bey dieſem Steuerruder*." Welch' ein Witz! und welch' eine Schreibart! —

1) Frankfurt u. Cölln: *Geſchichte eines ungerechten Vormunds und ſeines durch unerwartete Schickſale geretteten Mündels.* In Nachrichten aus Schleſien. 1796. 358 S. 8. (21 gr.)

2) Leipzig, b. Böhme: *Familienſcenen des Grafen von Ortenburg. Ein Nachtrag* (zu) *der Geſchichte: Juſtus, Graf von Ortenburg, ein Gemählde menſchlicher Glückſeligkeit.* 1796. 260 S. 8. (21 gr.)

Nr. 1. Der Vf. gehört nicht gerade unter die ſchlechteſten, aber auch nicht unter die beſten Romanſchreiber. Er hat eine Menge Sachen erfunden und componirt, die dem Leſer nothdürftig die Zeit vertreiben werden, wenn auch Verſtand und Herz dabey nicht viel gewinnen ſollten. Es iſt doch wirklich um den guten Kopf manches Schriftſtellers Schade, wenn er ihn auch nur ein Jahr lang (denn weniger Zeit dürfen wir ihm doch nicht zum Schreiben einräumen), mit lauter ſolchen Fictionen füllen ſoll und darüber ſeine edlere Cultur verſäumt.

Nr. 2. Der Sprache wünſchte Rec. hier und da noch mehr Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, die ſich in ſolchen Redensarten häufig verläugnet, wie z. E. der Graf machte einige Sperenzien. Auſserdem ſcheint der Vf. nicht ohne Anlagen zu ſeyn. Er wird ſeine Leſer unterhalten und ihnen wenigſtens *nicht den* Schaden zufügen, den ſie vom gewöhnlichen Romanleſen haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Jena*, b. Fiedler: *Diſſertatio chemico-medica de calce antimonii Hoffmanni cum ſulphure*, quam a. d. XXX. Menſ. Mart. pr. Gradu Doct. defendit *Johannes Godofredus Bremſer.* 1796. 48 S. 8. — Das geheime Arzneymittel, deſſen Beſtandtheile und Heilkräfte der Vf. in dieſer Abhandlung beſchreibt, iſt eine Erfindung des Doctor *Hofmann* in Maynz; mehrere Aerzte haben es mit vielem Nutzen, ſowohl innerlich als äuſserlich, bey Patienten, die mit der Krätze, mit Blutſchwären und mit andern Hautkrankheiten behaftet waren, ſo wie auch bey Frauensperſonen, deren monatliche Reinigung in Unordnung war, ferner bey ſchmerzhaftem Abgange des Harns, bey hypochondriſchen Zufällen u. ſ. w. gebraucht, und die vortreflichen Wirkungen, die es oft in dieſen und in andern Fällen hervorgebracht hat, haben den Vf. veranlaſst, es in Anſehung ſeiner Miſchung, ſorgfältig zu unterſuchen, und die bey dieſer Gelegenheit gemachten Entdeckungen den Aerzten mitzutheilen. Er hat deshalb einige Portionen des aus Maynz erhaltenen geſchwefelten Spieſsglaskalkes mit Salzſäure, mit ätzendem Laugenſalze u. ſ. w., beides auf trocknem und auf naſſem Wege bearbeitet, und ſo gefunden, daſs dieſes Mittel eine Zuſammenſetzung aus Kalkerde, Schwefel und Spieſsglaſe iſt. (Hr. *Weſtrumb*, der ebenfalls einige Verſuche mit dieſem Produkte angeſtellt hat, verſichert, auſser jenen Beſtandtheilen auch Eiſen aus demſelben erhalten zu haben; der Vf. hat ſich aber vom Daſeyn dieſes Metalls auf keine Art überzeugen können.) — In Rückſicht auf die Zubereitung dieſes Mittels hat Hr. *B.* ebenfalls mehrere Arbeiten unternommen und er macht aus den bey dieſer Gelegenheit beobachteten Erſcheinungen den Schluſs, daſs es durch Hülfe der Calcination in einem verklebten Tiegel aus zehn Theilen gebrannter Auſterſchaalen, vier Theilen Schwefelblumen und drey Theilen rohen Spieſsglaſes am beſten verfertigt werden könne. — Auf den letzten Seiten dieſer Abhandlung beſchreibt Hr. *B.* noch die Art und Weiſe, wie dieſes Produkt zur Wiederherſtellung der Geſundheit angewendet werden müſſe, und erzählt zugleich einige Beobachtungen, welche die Nützlichkeit deſſelben in den oben genannten und einigen andern Krankheiten darthun.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Junius 1797.

TECHNOLOGIE.

Stettin, b. Kaffke: *Handbuch der gemeinnützigſten Kenntniſſe von der Schiffahrt und dem Seeweſen beſonders zum Gebrauch von Handlungsſchulen, und zur Erklärung neuerer Seereiſen in alphabetiſcher Ordnung abgefaſst.* m. K. 1 B. Tit. Vorr. u. Subſc. Verz. 1795. 400 S. 8. 8 Kfert.

Die Anſprüche dieſes Buchs auf den Titel eines Handbuchs der gemeinnützigſten Kenntniſs von der Schiffahrt etc. ſcheinen dem Rec. eben ſo gegründet als die, welche etwa ein dürftiges Vocabelbuch in *Pepliers* franzöſiſcher oder Königs engl. Grammatik, auf den Titel eines vollſtändigen Wörterbuchs der franzöſ. oder der engl. Sprache machen könnte. Eine geringe Vergleichung, nur mit den alten zu Breslau 1774 gedruckten ſehr unvollſtändigen und fehlerhaften Erläuterungen zum Verſtande der Schiffahrt und des Seekrieges, wird dieſes auf den erſten Anblick zeigen. — An eine Vergleichung mit den bisher von der *Marine* erſchienenen Lieferungen des *Nemnichſchen Catholicons* zu gedenken, wäre wahre Verſündigung gegen das letztere. — Der Vf. ſcheint ſeine Kenntniſſe groſsentheils aus *Falconner's Marine Dict.* geſchöpft zu haben; wenigſtens ſcheinen einzelne Artikel z. B. Admiral, Capitain etc. ohne alle Beurtheilung gemachte Abkürzungen ähnlicher Artikel des Falconnerſchen Dict. zu ſeyn, aus dem auch alle Kupfer entlehnt ſcheinen, die, wenn ſie gleich nicht mit der engliſchen Reinlichkeit und Eleganz nachgeſtochen ſind, doch immer das Beſte am Buche bleiben. Dem auf 291 weitläuftig mit geſperrten Zeilen gedruckten Wörterbuche, folgt bis S. 383 ein Anhang, in welchem zuerſt einige gar nicht vorzügliche, ſo gar nicht einmal ſprachrichtige, Formulare zu einer *Certepartie*, einem *Conoſſement*, einem *Bodmerey-Briefe*, einer *Polize*, einer *Diſpaſche*, und einem *Seeproteſt*, oder einen ſogenannten *Verklaring* wegen *Haverey* nebſt einem Unterricht vom Werfen der Güter, die Erzählung vom Schiffbruche des *Halſewell*, und andern Hiſtörchen, nebſt ſonſtigen dürftigen dem Anſchein nach ganz planlos gemachten *Collectaneen* angehängt ſind, „weil ſie“ — wie der Vf. laut der Vorrede glaubt, — „*recht eigentlich* in eine Sammlung dieſer Art gehören.“ Die letzten Seiten füllt, eine mehr wahre Erläuterungen als das ganze Uebrige des Buchs gewährende Erklärung der Kupferplatten. Der Vf. hat die Unvollkommenheit ſeiner vorhergehenden Erklärung der alphabetiſch geordneten Kunſtwörter ſo ſehr gefühlt, daſs er dem Anhange S. 203. 204. 207. u. ſ. f. ſelbſt Noten beyfügt, in welchen er es nöthig findet, daſelbſt vorkommende Kunſtwörter zu erklären. — Da indeſſen kein Buch ſo ſchlecht iſt, daſs es nicht zu Etwas nützen ſollte; ſo kann dieſes doch auch allenfalls dazu dienen, einzelne in der *Oſtſee* gebräuchliche Kunſtwörter, und die dortige Ausſprache anderer, aus des Vf. Rechtſchreibung, wenn dieſe anders zuverläſſig iſt — daraus zu lernen.

Leipzig, b. Schwickert: *Taſchenbuch für Tintenliebhaber oder gründlicher Unterricht aller Arten Tinten zu machen nebſt einer Geſchichte der Tinten und des adſtringirenden Pflanzenſtoffs.* 1795. 172 S. 8.

Der etwas auffallende Titel: Taſchenbuch für *Tintenliebhaber* kann leicht eine ungünſtige Meynung für dieſe Schrift erregen. Wer ſich näher mit derſelben bekannt macht, findet in derſelben eine mit ungewöhnlichem Fleiſse und groſser Beleſenheit ausgearbeitete Monographie der Tinte. Der Vf. geht von den erſten Färbeſtoffen aus, deren ſich die Alten zum Schreiben bedienten. Er zieht aus dem Dioscorides, dem Plinius, dem Vitruv und dem Iſidor zuſammen, was uns von der Bereitung alter Tinten aufbewahrt iſt. Er geht die koſtbarſten Handſchriften groſser Bibliotheken durch und führt die Geſchichte der Tinten bis zu den neueſten Zeiten aus. Auf dieſe folgt der chemiſch techniſche Theil des Werks, welcher §. 35—64 von den ſchwarzen, §. 65—73 von den farbigen, und §. 74—105 von den ſympathetiſchen Tinten handelt. Die Naturgeſchichte der Galläpfel und das chemiſche Verhalten der Gallusſäure gegen andere Stoffe ſind eingeſchaltet. Der Vf. hat hiebey überall die beſten Quellen benutzt und an 150 Schriftſteller namentlich angeführt. Seine Schrift beweiſt, daſs er nicht bloſs ein gründlicher Sammler iſt, ſondern auch einen groſsen Theil der Verſuche ſelbſt wiederholt hat. Nur wo es auf theoretiſche Erklärungen chemiſcher Erſcheinungen ankommt, ſcheint es dem Vf. an genauer Kenntniſs der neueren Chemie zu fehlen. Die unbeſtimmten Ausdrücke (S. 81) „zur Tinte wird eine ölichtphlogiſtiſche Subſtanz, „zum Berlinerblau aber eine mit reinem Phlogiſton „verſehene Subſtanz erfodert,“ hätten vermieden werden können. Auch macht es die Theorie der Tintenerzeugung gar nicht nothwendig, wie der Vf. glaubt, in der Säure ein brennbares Weſen anzunehmen. Bey der Gallusſäure hätte die Vermuthung von Dejeux, daſs ſie vielleicht eine Modification der Kohlenſtoffſäure iſt, angeführt werden ſollen, ſo wie Rec. auch *Ribaucourt's Diſſertation ſur l'Encre ordinaire* in den *Annales de Chimie* Tom. 15 Nov. unbenutzt ſieht.

Von dem adſtringirenden Stoffe der Galläpfel iſt wohl nicht zu behaupten (wie S. 40 geſchieht) „daſs er nicht vom Stiche des Inſekts, ſondern von der Eiche ſelbſt herrühre.“ Das Thier wirkt als Reiz auf die Pflanzenfaſer, die nun krankhaft reagirt und andere Säfte als zuvor bereitet. Inſoferne alſo von dem reizenden Stoffe ſelbſt etwas in die Pflanzengefäſse übergeht, iſt der Gallapfel allerdings als ein zuſammengeſetztes animaliſches und vegetabiliſches Produkt zu betrachten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Gera, b. Heinſius: *Die ſchöne Gabriele,* Geliebte König Heinrich des Vierten, Seitenſtück zur Lauretta Piſana. 1795. *Erſter Band.* 333 S. *Zweyter Band* 334 S. 8. (2 Rthl. 16 gr.)

Schon 1667. erſchien eine Geſchichte von Heinrich IV. Liebeshändeln unter dem Titel: *Les Amours du grand Alcandre*, die man insgemein der *Ludov. Margarethe de Guiſe*, nachmaliger Prinzeſſin *von Conti* beylegt. Demjenigen, was darinnen von der berühmten *Gabriele d'Etrees*, vorkommt, iſt der Vf. des gegenwärtigen Romans getreu gefolgt, wie jeder, der auch jenes Werk nicht ſelbſt zur Hand hat, ſich durch die Auszüge überzeugen kann, die daraus in den, dem eilften Theile von des *P. Daniel* franzöſiſchen Geſchichte beygefügten hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen gemacht worden ſind. Nicht zu gedenken, daſs die in jenem Werke von der *Gabriele* vorkommenden Begebenheiten und Züge gar keinen hiſtoriſchen Glauben haben, ſondern vielmehr oft das Gepräge gehäſſiger Fictionen an ſich tragen, ſo iſt das Licht, in welchem hier *Gabriele* erſcheint, zu unvortheilhaft, als daſs ihr Charakter, wenn man ihn darnach bildet, in einem hiſtoriſchen Roman gute Wirkung thun könnte. Da der deutſche Vf. aus einer ſo trüben Quelle ſchöpfte, ſo erſcheint ſeine *Gabriele* nicht, als das ſanfte, ſittſame, beſcheidene eines *Heinrichs* würdige Mädchen, wie die wahre Geſchichte ſie ſchildert, ſondern als Kokette und Buhlerin, die erſt ihre Zuneigung zwiſchen zwey Liebhabern theilt, und dann dennoch (B. I. S. 15.) dem König ſelbſt in die Arme fällt, die als erklärte Geliebte des Königs im Stande iſt, ſich mit einem andern zu verheirathen, bloſs um deſſen Namen zu führen, wo denn eine ſehr widrige Szene vorkömmt, (indem ſie eben dieſen Mann hindert, ſeine Rechte auszuüben), die, von des Königs heiſſer Liebe überzeugt, doch einem ehmaligen Liebhaber immer noch Hoffnung macht, ja, ſelbſt als ſie ſchon Heinrichs Eiferſucht darüber bemerkt, noch fähig iſt, Briefe mit einem Liebhaber zu wechſeln, und ihm Zuſammenkünfte mit ihr zu geſtatten; die, nachdem der König ſchon ganz von ihrer Strafbarkeit überzeugt iſt, ſich nicht allein unſchuldig ſtellt, ſondern auch durch Wuth und Thränen und Declamationen ihn mit ſehenden Augen blind macht; die, nachdem ſie nun Kinder vom König hat, auf die ungeſtümſte und unbeſonnenſte Art Königin zu werden arbeitet, ja nicht blos den unbändigſten Ehrgeiz und unerſättliche Habſucht beweiſt, ſondern ſogar ſchwarze Meuchelmorde verüben läſt, um die Perſonen aus dem Wege zu räumen, die ihre Entwürfe hindern könnten. Wer kann mit einer ſolchen *Gabriele* ſympathiſiren? Da iſt auch kein Zug von wahrer Zärtlichkeit bey ihr zu finden; denn, wenn ſie auch zuweilen die Empfindſame ſpielt, ſo leuchtet ſogleich die Affectation hindurch. Da ſieht man nichts von dem *coeur fier et genereux*, das ihr *Voltaire* beilegt. Da ſie auch keinen vorzüglichen Verſtand beweiſt, ſondern ſich durch intriguante und abergläubiſche Perſonen regieren laſst, ſo wird man unwillig, einen Heinrich IV. ſo ganz von ihr beherrſcht zu ſehn. Nichts iſt daher langweiliger, als die mancherley Einleitungen; welche gemacht werden, Heinrichs rechtmäſsige Gemahlin zu verdrangen, und *Gabrielen* den Weg auf den Thron zu bahnen. Die Geſchichte endigt mit *Gabrielens* Tode, der gerade, wie in den *Amours du grand Alcandre*, durch Gift bewirkt zu werden *ſcheint*, und, wenn ihr Tod gräſslich iſt, und für ſie doppelt herbe wird, da ſie ſelbſt die Vergiftung glaubt, ſo wird ſie kein Leſer bedauern, ſondern es für gerechte Strafe halten. Allein das Unbeſtimmte, durch weſſen Anſtiften die Vergiftung geſchehen ſey, raubt jenem alten Werke alle Wahrſcheinlichkeit, und thut in dieſem Romane die übelſte Wirkung; die meiſten Leſer werden das Werk nicht geendigt glauben, ſondern denken, es müſſe noch etwas nachfolgen, das die Sache noch mehr aufklare. — Wer Heinrich IV. aus der wahren Geſchichte kennt, *den muſs* es ſchmerzen, ihn hier nur in ſeinen Schw*ächen zu ſe*hen, zu ſehen, wie er ſich nur ſelten ermannen, und zu Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit zurückkehren kann. Die *Thuane* und die *Schröckhe* berühren ſein Verhältniſs mit *Gabrielen* nur im Vorbeygehn, in der Henriade machen ſie nur eine kleine Epiſode aus, aber hier zwey ganze Bände damit angefüllt zu ſehn, iſt gar zu arg. Unter dem übergroſsen Gewimmel der übrigen Perſonen, die in dieſem Roman auftreten, iſt auch nicht eine einzige, die Achtung verdiente, vielmehr ſehr viele, die man verabſcheuen muſs, z. B. ein ſchlecht denkender Vater, der, um ſich empor zu ſchwingen, ſeine Tochter dahin gibt, eine verbuhlte Mutter, kuppelnde Verwandte, elende Tropfe von Liebhabern. Wenn dem bis zum poſſenhaften einfältigen *Liancourt* am Ende noch edle und heroiſche Geſinnungen und rührende Gefühle beygelegt werden, ſo heiſst das den Leſer zum Beſten haben. Männer, wie *Sully*, kommen nur ſparſam und nur epiſodiſch vor. Die einzeln abgeriſsnen Scenen, welche alle, und zwar oft ſteif und ſchleppend, *dialogirt* ſind, erhöhen das Langweilige des Werks. Auſser den vielen undialogiſchen, unverſtändlichen und räthſelhaften Stellen findet man hier auch eine Menge, oft bis zum Lächerlichen, ſonderbare Redensarten, z. B. *Eiſerne Erfahrung*, *eine unausrottbare Tünche*, *eine Ausſicht betreten*, *Bande tödten*, *reiche Töne*; *zweytes Herz meines Ichs*. *ſein Haupt dem Block verſchreiben*, *ich erkenne mich gefällt*. *ſich in ein Nichts zerſchmettern*. — Da man auch die 1753. erſchienenen *Amours de Henri IV.* unter dem Titel:

tel: *Liebesgeſchichten Heinrich IV.* 1790. verdeutſcht hatte: ſo hatte man gegenwärtigen deutſchen Originalroman füglich entbehren können.

Leipzig, b. Liebeskind: *Neue Schauſpiele, von Albrecht,* für das kurfürſtliche ſächſiſche Hoftheater, erſter und zweyter Band. 179-. 8. (Die Stücke ſind einzeln paginirt, weil ſie auch einzeln verkauft werden).

In dem *erſten* Bande dieſer Sammlung findet man folgende Stücke: 1) *Maſaniello von Neapel,* ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, zweyte verbeſſerte Auflage. 2) *Der Teufel, ein Hydraulicus,* ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, eine Umarbeitung einer ſehr niedrigen Poſſe: *Der Bettelſtudent, oder, das Donnerwetter,* von *Weidmann,* die zu Wien 1776 herauskam, und die dieſe neue Einführung ins Publicum nicht verdient hatte. 3) *Die Enterbung, oder, der Buchſtabe des Teſtaments,* ein Schauſpiel in einem Aufzug. Die ungerechte Enterbung, die das Glück zweyer Liebenden zernichtet, wird durch den Machtſpruch eines Fürſten aufgehoben, das heiſst den Knoten zerhauen, aber noch ſchlimmer iſt dies, daſs der Fürſt ſich bey ſeinem Machtſpruch S. 52 eines elenden Wortſpiels bedient. Daſs aber die Geliebte, wie ſie ſich S. 34 berühmt, ihren Liebhaber nach der Heirath dennoch dahin bringen werde, das Vermögen dem zu überlaſſen, dem es vermacht worden, bleibt ſehr zweifelhaft, und folglich behält der Machtſpruch immer den Schein der Ungerechtigkeit. Durch die Bemühung des Vf's, dem Dialog Kürze zu geben, oder vielleicht durch die allzugroſse Flüchtigkeit, womit er ihn hingeworfen, iſt ſeine Sprache oft zu abgebrochen, unzuſammenhängend, und unbeſtimmt geworden. — Der *zweyte* Band begreift folgende Stücke: 1) *Die beſchwerlichen Brüder,* ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Drey Brüder (von denen wenigſtens der eine, der, ſelbſt ganz Phlegma, den andern nur nachläuft, ganz überflüſsig iſt) behorchen und verfolgen den Liebhaber ihrer Schweſter auf allen Tritten und Schritten, reiſen ihm nach, ſtellen ihn auf Proben u. ſ. w. kurz geben ſich viel Mühe um ihn, die er nicht verdient. Denn er iſt der leichtſinnigſte Flattergeiſt, der ſich in jede Mädchenlarve vergaft, und alle Stunden andre Verbindungen eingeht. Er kehrt zwar immer wieder zu der erſten Geliebten zurück, er hat im Grunde kein böſes Herz, und er faſst immer wieder die beſten Vorſätze; daſs er aber ſeinen Leichtſinn je ganz ablegen werde, iſt nicht zu erwarten, und ein ſo wenig fixirter Charakter kann als Hauptrolle einem Stück unmöglich Intereſſe geben. Wenn dann der Onkel des Liebhabers am Schluſs zur Bedingung ſeiner Einwilligung macht, daſs der Neffe alle ſeine Fehler erſt ablegen müſſe, ſo ſieht der Zuſchauer leicht vorher, daſs auf die Art nie etwas aus der Heirath werden könne, und ſo fehlt dem Stück ein beſtimmter Ausgang. Die übertriebne Duldung der Geliebten gegen des Flattergeiſtes wiederholte Vergehungen wird zwar mit der Stärke ihrer Liebe entſchuldigt, erwirbt ihr aber nicht die Achtung des Leſers. Die drey erſten Aufzüge ſind ſehr langweilig, etwas lebhafter zwar die beiden letzten, allein der alte lahme Obriſt mit ſeinen Flüchen, und ſeine affectirte Schweſter, gar zu verbrauchte Rollen, tragen dazu nicht ſowohl bey, als die gröſsere Anzahl von Situationen. Daſs die Geliebte erſt unerkannt den Onkel beſtürmt, und, als er ihr Recht giebt, ſich zu erkennen giebt, iſt ein alter Theaterſtreich. Mancher Scherz iſt nicht von der feinſten Art z. B. „ſetzt einem wilden Schweinskopf eine Florkappe auf, und er wird ſich verlieben." — Seltſame Ausdrücke beleidigen den Leſer oft z. B. *Hymens Fackel herbeylocken, Morpheus lächelte noch ſanft über dir, als ich ſchon zu deiner Ruhe handelte, ich will ſehen, wie er ſich einwirft, ich habe dir die Finſterniſs gelöſt.* — 2) *Wilhelmine Reluſt,* ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Ein gefallenes Mädchen, deſſen, ſonſt gut denkender, Verführer als Officier genöthigt iſt, ſie einige Zeit zu verlaſſen, muſs ſich endlich ihrer Schweſter entdecken. Da ſie dies gleich in der erſten Scene thut, ehe ſie dem Leſer noch wichtig geworden, ſo ſympathiſirt man noch wenig mit ihr, und da man zugleich von ihr ſelbſt hört, daſs ſie zuvor erſt, wiewohl vergeblich, abtreibende Mittel gebraucht, ſo fällt alle Theilnehmung weg. Nachdem ſie ſich der Schweſter entdeckt, iſt es ſehr unwahrſcheinlich, wenn ſie der Vf. dem zurückkehrenden Vater, der ſie zärtlich liebt, es durchaus verſchweigen läſst; Kampf müſste es ihr freylich koſten, ihm ſo etwas zu offenbaren, aber durch die Schweſter, oder durch ſonſt jemand ſollte ſie es thun. Gar zu tragiſch iſt es, daſs der Vater die Sache erſt an ihrem Sterbebette erfährt, ſie ſtirbt an genommenen Gifte eines langſamen fürchterlichen Todes. Da mehr düſtre Schwermuth, als heftige Melancholie, oder Schwärmerey ſie zu dieſem Schritte verleitet: ſo hat ihre Rolle auch in dieſer Rückſicht nichts hinreiſſendes. Das Trauerſpiel endigt ſich mit ihrem Tode nicht, ſondern nun muſs noch ihr Verführer dazu kommen, nun muſs noch die Gouvernante, die das meiſte zu ihrem Verderben beygetragen, von der Hand des Vaters ſterben, ja, um das Schreckliche recht zu häufen, muſs noch entdeckt werden, daſs die Gouvernante eine uneheliche Tochter des Alten iſt, am Ende giebt es gar noch einen Leichenzug auf der Bühne. Das Beſte in dieſem Stücke iſt die zärtliche Beſorgniſs des Vaters für ſeine kranke Tochter, ehe er ihr Verbrechen kennt, und das Seelenleiden eines ehemaligen Liebhabers von ihr, der wider ſeinen Willen ihre Verlegenheit vermehren hilft. Die Entweichung der Gouvernante, die das Haus, das ſie unglücklich gemacht, auch noch beraubt, geht ſehr umſtändlich auf dem Theater ſelbſt vor, und hilft das Stück dehnen. Der Dialog hat keine hervorſtechende, aber auch wenig tadelhafte Stellen, zu den letztern gehören die abſcheulichen Verwünſchungen S. 48, und ſolche ausländiſche Worte, wie *Phantasmen, decadenciren, empreſſirt* u. ſ. w. 3) *Alle ſtrafbar,* ein Luſtſpiel in zwey Akten, das nur vier Perſonen hat. Dieſe vier ſind in der Haupthandlung alle ſtrafbar, der Wirth ſucht die Briefe eines Gaſtes zu erwiſchen, ſein

Schwiegerſohn geht auf Gelddiebſtahl aus, die Tochter des Wirths giebt, obgleich ſchon verheirathet, einem ehmaligen Liebhaber Rendesvous, und dieſer ſucht ſie ihrem Gatten untreu zu machen. Ziemlich unwahrſcheinlich iſt es, daſs der Schwiegerſohn, der das Geld ſtehlen will, um Spielſchulden zu bezahlen, es plötzlich wieder ſtehen läſst, und daſs der Liebhaber, der die Gattin verführen will, ſich eines beſſern beſinnt, da er ſie tugendhaft geſinnt ſindet. Die Misverſtändniſſe, die aus dem vermeinten Diebſtahl entſtehen, und die nicht eher gehoben werden, als bis der, der ihn vorhatte, ſich durch ſein böſes Gewiſſen ſelbſt verräth, machen den unterhaltendſten Theil dieſes Luſtſpiels aus. Aber die beſtrafte Neugierde des Wirths, und die Wuth, die er am Grosvaterſtuhl ausläſst, ſo wie manche einzelne Späſse, grenzen zu ſehr ans Burleske.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Novellen aus dem Reiche der Liebe* 1795. 238 S. in 8.

Man erhält hier ſechs verſchiedene Erzählungen, welche nach der Behauptung des Vf. bald ſpaniſchen, bald franzöſiſchen, bald italieniſchen Urſprungs ſeyn ſollen. Für manche Leſer wirds darin genug zu lachen geben: aber feine Leſer werden Bedenken tragen, in einer ſolchen Geſellſchaft mitzulachen: da weder in der Erfindung noch in der Einkleidung etwas enthalten iſt, was die gegenwärtige Schrift zu einem Werke des Geiſtes und Witzes ſtempeln könnte.

KLEINE SCHRIFTEN

Vermischte Schriften. *Stockholm*, b. Carlbohm: *Ex Occaſione Nummi Cufci de nominis Dei Gud* (Gott) *in Sueogothica cognatisque linguis origine disquiſitio* hiſtorica et philologica. *J. Hallenberg.* 1796. 79 S. in gr. 8. Dieſe kleine ſauber gedruckte Schrift enthält einen Aufwand von occidentaliſcher und orientaliſcher Sprachgelehrſamkeit, die bey einem neuern Hiſtoriker ſelten iſt. Nur als letztern kannte man bisher den Verf., ſowohl aus ſeiner *Nya Almänna Hiſtorien* oder neuen allgemeinen Geſchichte von Anfang des 16 Jahrh. an, in 3 B. als aus ſeiner Geſchichte K. *Guſtav Adolphs*, davon neulich der 5 B. erſchienen iſt. Aber in der vorliegenden Schrift tritt er nicht bloſs als Hiſtoriker auf, ſondern beſonders als Philolog, der ſeinen Wortforſchungen durch Scharfſinn und groſse Beleſenheit ſehr oft die auffallendſte Wahrſcheinlichkeit zu geben weiſs. Den Anlaſs dazu gab, eine auf dem Titelblatt in Kupfer geſtochene ſaubere Cufiſche Münze, die der Vf nebſt mehrern beſitzt, welche von einer beſondern Schönheit iſt, ſehr gut erhalten worden und ſonſt noch nicht beſchrieben iſt. Die Cufiſchen Münzen haben ihren Namen von der Stadt *Cúfa Kúfán* in *Meſopotamien* oder *Irak* welcher die Cufiſchen Charaktere ihren Urſprung zu danken haben, deren ſich *Marar* kurz vor *Mohammed's* Zeit zuerſt bediente. Sie waren beſonders im 8, 9 und 10 Sec., da der Koran damit geſchrieben ward, üblich, auf Münzen und Inuſchriften aber kommen ſie bis ins 14te Sec. vor. Unter den Cufiſchen Münzen ſind beſonders die Spaniſchen ſelten. Die hier beſchriebene iſt ein *Drachma* im 107 Jahr der Hedſchrah, oder im J. C. 725 oder 726 zu Cordua unter dem damaligen Staathalter der *Ommiadiſchen Caliphen* geſchlagen, und alſo an tauſend und einige 70 J. alt. Hiſtoriſch wichtig iſt freylich übrigens dieſe kleine Münze nicht als nur in ſo weit, als ſie gegen eine ehemals angenommene, aber auch vom Hr. Prof. *Tychſen* beſtrittene Meynung, beweiſet, daſs auch noch damals arabiſche Münzen in Spanien geſchlagen werden. Denn ſonſt enthalten die Inſchriften der Münze wie gewöhnlich Stellen aus dem Koran, die Einheit Gottes u. ſ. w. betreffend. Aber eben dieſe Stellen, wo von der Einheit Gottes die Rede iſt, welche die Araber dem heidniſchen und chriſtlichen Syſtem entgegen ſetzten, haben nun dem gelehrten Vf. Gelegenheit gegeben, in den folgenden 4 Kap., die den gröſsten Theil dieſer Schrift ausmachen, das Wort *Gud* (Gott) und deſſen Bedeutung und Aehnlichkeit in einer Menge von alten und neuern Sprachen zu unterſuchen.

Das ſchwediſche Wort, *Gud* (Gott), welches das auf der Cufiſchen Münze einigemal vorkommende Wort *Allah* bedeutet, leitet *Ihre* mit *Luthern* und vielen andern von *god* (*gut, bonus*) her, und in der That kommen beide Wörter auſser der ſchwediſchen Sprache auch beym *Ulphilas*, in der Angelſächſiſchen, in der isländiſchen, holländiſchen, engliſchen und deutſchen Sprache überein. Auch das Griechiſche *Agathos*, *Gathos* heiſst gut. Aber die verſchiedenen Völker haben ſich Gott nicht bloſs als ein gutes Weſen, ſondern auch als das, *ens primum et unicum* gedacht, und eben das drucken die Griechen durch ihr *Agathon* aus. Die alten Nordiſchen Völker nannten daher die Sonne *Gud*, die alten Perſer, die ſolche als die einzige Gottheit verehrten, nannten ſolche *choda*, *chuda*. Die Sonnenſtadt (*Heliopolis*) heiſst bey den Hebräern, *Baal Gad*. *Gad*, *Gada* als ein Name der Sonne und der Gothen kommt in der alten ſächſiſchen Sprache vor, auch noch im Plattdeutſchen iſt *Gade* (Gott). Der Begriff von Gott ward hauptſächlich aus deſſen Unität formirt. Das Arabiſche und Chaldäiſche *Achad*, *Echad* bedeutet ſowohl *unus* als *Deus*, ſo wie bey den Griechen *Hecate*, bey den Tataren *chutai*, *chudai*, *Katai*, *Gudai*, bey den Hebräern *Jhovah*, bey den Lateinern *Jup-piter* (*Sol pater*) und ward der Sonne beygelegt, die bey den alten griechiſchen und lat. Autoren auch *Jovis oculus* heiſst. Eben dies gilt von dem griechiſchen *Theos*, *Sios*, *Zeus* und dem lat. *Deus*, *Dis*. Bey den Celten war *Heſus*, bey den Etruriern *Aeſar*, bey den Isländern *Äs*, ſo viel als Gott. Bey den Morgenländern war *Attin*, *Adon*, *Adonai*, eben das, was bey den nördlichen Völkern *Ottin*, *Othin*, *Othan*, *Hoden*, *Wodan*, *Gwodan*, *Ghedan*, *Godan*, *Gote*. Die Griechen nannten die Sonne, die ſie als Gottheit verehrten, *Elios*, im Hebräiſchen, Chaldäiſchen, Syriſchen, Samaritaniſchen heiſst *El* Gott, daher auch das Malaiſche und Türkiſche *Allah* u. d. m.

Wenn gleich der Vf. hin und wieder auf ähnliche Töne zu viel gebauet haben ſollte, ſo kann doch dieſe Schrift, die er hier als ein Fragment eines gröſsern von ihm verfertigten Werks, *de origine Linguae Suio-Gothicae* heraus giebt, auf letzteres wohl nur äuſserſt begierig machen, und läſst uns darinn manche neue Aufſchlüſſe erwarten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Junius 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1. Leipzig, in d. Wolfiſchen Buchhandl.: *Luiſe*, Ein Beytrag zur Geſchichte der Konvenienz. 1796. 224 S. in 8.

2. Altona, b. der Verlagsgeſellſchaft: *Der Geiſt Ottomars oder Rudolph von Ruhburgs Prüfung* und Lohn. 1796. 223 S. 8.

Die Verf. beider Schriften bezeugen, daſs ſie ſich einen höhern Endzweck, als die gewöhnlichen Romanſchreiber bey Verfertigung ihrer Arbeiten vorgeſteckt haben, und ſie verdienen, wenn ſie ſich keiner andern Abſicht bey ihrem Schreiben bewuſst waren, von dieſer Seite wenigſtens alles Lob. Der Vf. von No. 1. nahm ſich vor, den nachtheiligen Einfluſs der Convenienz auf liberale Sitten und einen edlen Charakter zu zeigen. Ein ſolches Thema verdiente wohl, von der Meiſterhand eines erfahrnen Menſchenkenners behandelt zu werden. Nur für die Kräfte dieſes Vf. war es zu ſchwer. Denn auſſerdem, daſs der Vf. nicht die Kunſt verſtand, ſich in den Grenzen der Wahrſcheinlichkeit zu halten, fehlt es ihm überall an der Feinheit in der Ausführung, die man bey Werken dieſer Art am wenigſten gern vermiſſen möchte. Der Vf. von No. 2. ſucht ſich näher an den herrſchenden Geſchmack ſeines Zeitalters anzuſchmiegen. Er bleibt auf der gebahnten Heerſtraſſe unſrer gewöhnlichen Ritterromane. Sein Buch aber iſt durchgängig ſo geſchrieben, daſs man die Anlagen zu einem guten Schriftſteller darin nicht verkennen kann, der es in der That nicht nöthig hatte, ſich ſo oft zu entſchuldigen, daſs er ſeinen Leſer nicht genug amüſiren werde. Verſchiedne Härten in der Schreibart hätte der Vf. leicht vermeiden können. Anſtatt zu ſagen: „ſie entwarfen einen teufliſchen „Plan zur Zerſtörung des Glücks Albrechts," hätte er leichter und flieſsender ſagen können: „einen Plan, „Albrechts Glück zu zerſtören." Ein andermal braucht der Vf. den Ausdruck: *an die Seite* ſchaffen anſtatt: *auf die Seite* ſchaffen.

Erfurt, b. Vollmer: *Auguſte, oder, die Würde des weiblichen Geſchlechts*, von *Friedrich Volckmann*. 1796. 246 S. 8. (18 gr.)

Dieſer Anfang eines Romans über die weibliche Erziehung (denn auf der letzten Seite erfahrt der Leſer, daſs ſich hier nur der erſte Theil endigt) kündigt ein ſehr nützliches Buch an. Die richtigſten Grundſätze über die Bildung der Töchter, und gegründeter Tadel über die Fehler, die hierin noch immer begangen werden, ſind durch eine Reihe natürlich und unterhaltend vorgetragener Erzählungen verſinnlicht, worin die Erziehungsgeſchichte einer Prinzeſſin vom Säugen an bis kurz nach der Confirmation dargeſtellt wird. Die Schädlichkeit der gewöhnlichen Franzöſinnen, des gemeinen Religionsunterrichts, der Schmeicheley, und der Nachſicht gegen Näſcherey und Prachtliebe der Kinder, ſo wie auf der andern Seite der Nutzen einer Erziehung, die für gehörige Beſchäftigung, für Theilnahme an den Schönheiten der Natur, und für die Unterhaltung menſchlicher Gefühle bey Kindern Sorge trägt, iſt recht gut dargeſtellt. Bey der Popularität des Ganzen haben die Einleitung über die alten Germanen, und S. 150 die epiſodiſche Abhandlung über die Mäſſigkeit mit ihren griechiſchen und lateiniſchen Allegaten ein ſehr heterogenes Anſehn. Nur ſelten bedient ſich der Vf. ſo ungewöhnlicher Ausdrücke, wie *Verſchieſungen, aufzähmen* für *zahmmachen, die Brauſe des Rauſches.*

1. Thorn, b. d. Verlagsgeſellſch.: *Die furchtbaren Unbekannten, oder die Ritter des Bundes für Tugend und Recht.* In zwey Theilen. Mit Muſik. 1794. 128 S. 8.

2. Leipzig, im Schwickertſchen Verlage: *Athelin von Brutthow oder der Kreuzzug.* Ein hiſtoriſcher Roman. 1794. 242 S. 8.

No. 1. Die Geſchichte iſt ziemlich verwickelt. Darſtellungen von Ungerechtigkeiten des heimlichen Gerichts und von der Rache eines ſeiner Mitglieder machen den Inhalt derſelben aus. Einige Perſonen, welche in dem erſten Theile als höchſt intereſſant vorgeſtellt werden, vermiſst man gänzlich im zweyten Theile. Inconſequenzen und Unwahrſcheinlichkeiten finden ſich überall. Die Poëſie iſt höchſt mittelmäſsig und die Muſik erbärmlich.

No. 2. Der tapfre und um ſein Vaterland verdiente Athelin von Brutthow lebt glücklich auf ſeiner Burg in dem Beſitze der liebenswürdigen Mathilde. Sein neidiſcher Bruder Walther, empfindet eine ſtrafbare Leidenſchaft gegen deſſen tugendhafte Gattin, und weiſs es durch ſeine Ränke dahin zu bringen, daſs Athelin einen Kreuzzug unternehmen muſs. Während ſeiner Abweſenheit legt Walther der verlaſsnen Mathilde alle nur erdenkliche Schlingen. Da er aber auf keine Weiſe ſeine Abſichten erreichen kann, ſchreibt er an den entfernten Gemahl, in deſſen Herz

er ſchon vorher den Saamen der Eiferſucht ausgeſtreut hatte, daſs er jetzt Mathilden von ihrer Untreue völlig überführt habe. In der erſten Wuth bevollmächtiget Athelin ſeinen Bruder zur unbeſchränkten Rache, und der grauſame Walther ermordet den Gegenſtand ſeiner Liebe, den er nicht für ſich gewinnen konnte. Durch neue Ränke bemächtigt ſich Walther der Güter ſeines Bruders, von dem die Sage geht, daſs er gegen die Ungläubigen geblieben ſey. Indeſſen wächſt der junge Athelin heran, den die unglückliche Mathilde dem Schutze einer vorſichtigen Amme hinterlaſſen hatte, welche durch Entdeckung des Tagebuchs ihrer Gebieterin alle Geheimniſſe der Treuloſigkeit erfährt. Alle Plane des argliſtigen Oheims ſcheitern, deſſen unruhiges Gewiſſen ſich gern durch neue Verbrechen von aller Sorge befreyen möchte. Der junge Athelin rettet dem Könige das Leben; wird geſucht und geliebt; unternimmt einen Kreuzzug; findet in der Tochter des ägyptiſchen Kalifen ſeine Gattin und in einem ehrwürdigen Einſiedler ſeinen Vater. Alle kehren wieder nach England zurück und der Tod Mathildens wird an Walther gerächt. Noch einmal verleben Vater und Sohn glückliche Tage auf ihrer Burg. Allein Mathildens Verluſt wird dem alten Grafen immer ſchmerzlicher: er verläſst ſeinen Sohn und geht zu ſeinem alten Freunde Montmorency, der ſein Unglück mit ihm in ſtiller Abgeſchiedenheit betrauert. Wenn gleich der Gegenſtand dieſes Romans ſchon oft genug mit den nämlichen Farben gemalt wurde, ſo fehlt es der gegenwärtigen Darſtellung doch nicht an Anmuth und Lebhaftigkeit, welche den Leſer bisweilen zur innigſten Theilnahme hinreiſst. Indeſſen kann nicht geläugnet werden, daſs die vielen ſchnellen und unnatürlichen Begebenheiten — die Ermordung Mathildens, die Beraubung des jungen Athelin, die Entdeckung des Tagebuchs auf dem Grabhügel, die Zurücknahme und der ſchnelle Wechſel der Liebe Blanchens u. ſ. w. ganz anders motivirt ſeyn müſsten, wenn ſie eine vortheilhafte Wirkung bey dem Leſer hervorbringen ſollten.

Halle, b. Hendel: *Der Poſtraub*, eine Sammlung Briefe intereſſanten Inhalts, von *Cranz* 1796. Erſte Sammlung, 199 S. Zweyte Sammlung, 191 S. Dritte Sammlung. 170 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die ſehr alltägliche Dichtung, daſs der Herausgeber Gelegenheit gehabt habe, in einem Gebüſch eine groſse Anzahl Briefe aus einem geplünderten Felleiſen zu finden, muſs die Briefe dieſer drey Sammlungen, die ſonſt unter ſich in gar keinem Zuſammenhang ſtehen, durch einen gemeinſchaftlichen Titel vereinigen. Moral und Satyre machen abwechſelnd den Inhalt davon aus, der Vf. weiſs aber jener keine Energie, und dieſer kein Salz zu geben. Die Behandlung des Geſindes, die Lage eines verſchuldeten Ehemanns, der Leichtſinn einer Wittwe, die Bekehrung eines Religionsverächters, ein verbuhltes Fräulein, ein gefühlloſer Geizhals, ein würdiger Seelſorger, Selbſtmord, Erziehung, Laſterſucht, Klagen über einen lahmen Schooshund, ein einfältiger Hahnrey, Lob des Kaffees, Unnöthigkeit der Taufpathen — ſo bunt wechſeln die Gegenſtände von den Briefen der erſten Sammlung ab. In der zweyten Sammlung S. 86 ſteht gar ein Brief eines Handwerksburſchen. — *Sich vor Freude beſtuhlgangeln; altes verſchimmeltes Blut, das noch buhleriſche Beſtandtheilchen hat; der alte Nuſsknacker; mit ſich ſelbſt bis aufs Blut ſtreiten, der zerquetſchte Venusbruder; — ein warmer Schweinebraten, und ein kalter Schwiegervater ſind am beſten* — das ſind ſo einige Proben von dem ſcherzhaften Tone des Verfaſſers, der eben ſo geſchmacklos, als ſein ernſthafter matt und einſchläfernd iſt. Daſs dieſes Werkchen nicht vom Hn. Kriegsrath *Cranz* ſeyn könne, bezeugen Inhalt und Vorrede gleich auf dem erſten Bogen, zum Ueberfluſs aber wird in der erſten Sammlung S. 104 auch noch etwas aus den Schriften des Hn. Kriegsraths beſtritten. Uebrigens giebt auch das gelehrte Deutſchland noch mehrere Schriftſteller an, die dieſen Namen führen. Die abſtechende Weiſse des erſten Bogens von dieſen Sammlungen, und die ausgeſchnittenen Titelblätter der beiden andern erregten ſogleich bey uns den Argwohn, daſs vielleicht hier ein alter Ladenhüter von neuem ausgeboten werde; als wir aber auf dem letzten Blatte der erſten Sammlung als *neue* Verlagsbücher lauter Schriften von 1780 und 1781 angezeigt, und in der zweyten S. 27 ausdrücklich einen Brief von 1781 *datirt* fanden, ſo konnten wir nicht zweifeln, daſs *auch hier* eine ſchon oft geſpielte Betrügerey von *neuem geſpielt* worden. Die Abfaſſung des ganzen Buchs ſelbſt fällt aber vielleicht noch in frühere Jahre: denn es hat durchgängig den Anſtrich jener Zeiten, deren in der Vorrede zur dritten Sammlung gedacht wird, wo *Meier* und *Lange* mit ihrer Wochenſchrift *der Menſch* figurirten.

Regensburg, b. Montag u. Weiſs: *Eleonore von Frauenſtein*, eine Geſchichte aus den Zeiten alter Ritter, erſtes und zweytes Bändchen. 1795. 184 S. 8. (12 gr.)

Deutſchland hat (nach *Langens* Viſion in den horaziſchen Oden) nicht nur einen Parnaſs, ſondern auch einen Gegenparnaſs, auf dem letztern hauſen die Antipoden der guten Dichter. Da der Gegenparnaſs dem wahren Parnaſs gegenüber ſteht, ſo iſt es kein Wunder, daſs der Wiederhall alles, was auf dieſem ertönt (wenigſtens den letzten Lauten nach) vielfältig wiederholt, aber die Echo des Gegenparnaſſes begnügt ſich damit nicht, ſie verſtärkt und übertreibt auch die Töne, die ſie dem wahren Parnaſs abhorcht, ſo, daſs nichts mehr von ihrem Wohllaut übrig bleibt. So hat ſie in unſern Tagen von den guten Rittergeſchichten gerade das minder Weſentliche, das Getöſe nachgeahmt, und dadurch mehr betäubt, als erſchüttert. Auch dieſer Vf. ſucht alle Wirkung ſeiner Erzählung im Gräſslichen, in Morden und Brennen, in unterirdiſchen Kerkern und grauenvollen Nachtſcenen; aber, ſo wie die Theaterblitze und Theaterkanonaden bey denjeni-

denjenigen Zuſchauern nichts mehr wirken, die das Gepolter gewohnt ſind, ſo wird die Lektüre dieſes Romans demjenigen kein Haar emportreiben, der nur etwas in den neuern Rittergeſchichten bewandert iſt. Die Belohnung der ausharrenden Liebe, die das Sujet des Vfs. ausmacht, kann dadurch nicht intereſſant werden, daſs der Vf. die Prüfung der Unerſchrockenheit für ſeinen Helden häuft, der Leſer bleibt kalt, weil ihm das liebende Paar nicht liebenswürdig dargeſtellt wird. Die Sprache geht oft in poetiſche Proſa über, iſt mit Gleichniſſen, und nur zu poetiſch geſagten Gleichniſſen überladen, z. B.: „Majeſtätiſch ſtand er da, wie die Fichte *an der Stirne* des Gebirges." Die Sonne geht bey dem Vf. nie unter, ſondern *ſenkt ſich ins Meer*, oder gar in den *Ocean*. Daſs ein Auge *zugleich* feurig, wie der *Sirius*; und ſchmachtend, wie der *Abendſtern* ſeyn könne, wie der Vf. eines S. 7. beſchreibt, iſt nicht wohl denkbar. In einer Geſchichte mit altdeutſchem Koſtume machen die gelehrten Anſpielungen auf den *Donnergott*, den *Aeneas*, die *Lernaiſche* Schlange u. ſ. w. eine ſeltſame Figur. Aus den Balladen gehen ſchon ſeit einiger Zeit ſolche expreſſive Wörtchen, wie *hopp*, *rutſch*, in die proſaiſchen Erzählungen über; allein hier haben wir S. 49. etwas ganz neues von der Art gefunden: „Die Unken und Kröten ertönten ihr trauriges *nug*, *nug*, *nug*! — Manche Ausdrücke des Verfaſſers, z. B. *brennend glühend* für *brennend heiſs*, *ſich auf etwas ſetzen*, ſtatt *ſeinen Kopf auf etwas ſetzen*, *ſich zuſammenſchrumpfen*, ſind vermuthlich Folgen der Eilfertigkeit.

Leipzig, b. Benkert: *Emilie*, oder *das Mädchen aus Georgien*, eine wahre Begebenheit aus dem erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von *H. A.*, erſter und zweyter Theil, 1794. 154 S. 8. (12 gr.)

Den Kopf mit Abentheuern aus Reiſebeſchreibungen, die von jeher die Lieblingslectüre des Vfs., wie er in der Vorrede verſichert, waren, erfüllt, dichtete er eine Geſchichte, die aus Seebegebenheiten und Korſarenſtreichen zuſammengeſetzt iſt. Ohne im geringſten darauf bedacht zu ſeyn, wie er ſeine Heldin dem Herzen des Leſers wichtig machen könnte, ohne ſich im geringſten um die Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten zu bekümmern (Geld und Geldeswerth fällt beſtändig für die Hauptperſonen, wie vom Himmel, herab), häuft er eine Menge Betrügereyen und Schurkereyen, und läſst ſie entdeckt und geahndet werden, um — mit der Moral zu enden, daſs der Verbrecher ſeiner Strafe nicht leicht entgehe. Die Erzählung iſt theils ſchleppend durch ſolche Worte, wie *Wirklichwerdung*, *ſelbige*, *maſſen*, *anderweitig* u. ſ. w., theils langweilig durch Reflexionen im homiletiſchen Ton, theils endlich, wo der Vf. ſcherzen will, durch niedrige Ausdrücke, wie *der ſaubere Zeiſig*, *der ungehobelte Bediente*, *in die Naſe ſtechen* u. ſ. w. widerwärtig. Hier und da ſind einige gelehrte Brocken, wie das Latein S. 81, oder die Anſpielung auf den *Candaules* S. 71 eingemiſcht. *Prächtig* iſt ein Lieblingswort des Verfaſſers, *prächtig* heiſst bey ihm ſowohl der Genuſs der Wolluſt S. 59, als die Tugend S. 69. Das Gemählde S. 33 von einem Mann, der ſich den Bauch aufſchneidet, die *Gedärme* herausnimmt, und ſie *hundertfach* zerſtückt, iſt abſcheulich.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Graf Meaupois* und ſeine Freunde. Eine franzöſiſche Geſchichte aus den Zeiten der Revolution. 1795. Erſter Theil. Mit einem Kupfer. 280 S. Zweyter und letzter Theil. 277 S. 8.

Der Titel ſagt es dem Leſer, was man in dieſer Schrift, deſſen Vf. H. Gottlo. Heinr. Heinſe ſich in der Vorrede nennt, zu ſuchen haben werde. Vorzügliches Intereſſe kann die lebendige Darſtellung aller der Greuelthaten, welche in den erſten Tagen der ausbrechenden Revolution zu Paris verübt wurden, mit einer wiederholten Schilderung des blutigen Kampfs zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten nur für diejenigen Leſer haben; deren Neugierde durch den gräſslichen Anblick ſo vieler empörenden Auftritte noch nicht genug befriedigt worden iſt.

Berlin, b. Hartmann: *Franz Roſenberg*, eine Geſchichte unſrer Zeiten von *Andreas Wesling*. 1795. 374 S. 8.

Der Anfang des Romans läſst ein weitläuftiges Werk erwarten, indem hier von den Schuljahren des Helden ausgeholt wird. Kaum ſind aber ſeine akademiſchen Jahre zurückgelegt, ſo wird alles blos mit den Hinderniſſen, die ihm als einem Bürgerlichen bey ſeiner Liebe zu einem Fräulein entgegenſtehen, mit der Standhaftigkeit der Liebenden, und mit der Vermittlung von einem Onkel des Fräuleins angefüllt. Briefe, die die vornehmſten dabey intereſſirten Perſonen ſchreiben, dehnen dieſe alltägliche und unerhebliche Geſchichte nur zu ſehr aus, bis endlich der Onkel den Knoten zerhaut, und das Fräulein, die der Vater zu enterben droht, ſamt ihrem Geliebten adoptirt. Die Epiſoden ſind eben ſo unerheblich, als das Ganze; der Lehrer des Helden, dem ſein Zögling ein Mädchen freit, eine Verwechslung des Helden mit einem entlaufenen Sekretär, ein Abentheuer mit einer wollüſtigen Dame, einige Hochzeits- und Geburtsfeſte ſind die unintereſſanten Digreſſionen, die die meiſten Leſer überſchlagen werden. Der Vf. ſagt S. 371: „Zwar ſind keine *Hebel* angewandt worden, „deren *Geſtalt* und Kräfte die Aufmerkſamkeit unſrer „Leſer hätten beſonders ſpannen, und vielleicht zu „neuen Erfindungen in der *Mechanik* Veranlaſſung geben können; eben ſo wenig können wir uns rühmen, durch ganz neue Miſchungen wunderſamer „Begebenheiten, wie zuvor noch nie geſehn worden, „etwas hervorgebracht zu haben, womit wir den geiſtigen Gaum unſrer Leſer hätten kitzeln können." Nicht ſowohl aber die Einfachheit und Alltäglichkeit des Plans, als der gänzliche Mangel an der Kunſt, den Charakter des Helden, oder irgend einer andern Perſon wichtig zu machen, und die Kraftloſigkeit und

Nachläſſigkeit des Ausdrucks macht dieſen Roman zur Vergeſſenheit reif. Wenn der Vf. ſcherzen will, ſo wird er entweder ſo platt, wie in den Phraſen: *Deſignirter Muſenſohn, brühwarm erzählen*, oder er haſcht nach ſeltſamen Einfällen, wie in folgender Stelle S. 163: „Wenn erſt einmal unter anderm pſy„chologiſchem Apparat wird ein *Kummermeſſer* erfun„den ſeyn, ſo werden wir richtiger zu beſtimmen im „Stande ſeyn, wie viel ſich die Menſchen davon „unnöthiger Weiſe machen, und zu wie vielem ſie „gegründete Urſache haben!“

1. Berlin, b. Schöne: *Das Geſchlecht der Grimaldi, nach geheimen Urkunden eines geiſtlichen Ordens bearbeitet.* Ein Pendant zu Schillers Geiſterſeher. *Erſter Theil.* 1795. 318 S. 8.

2. Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Adolph von Leonſtein*, oder *die Ritterproben.* Eine fränkiſche Geſchichte aus dem 14ten Jahrhundert (e). 1796. 406 S. 8.

No. 1. Rec. hat keinen Auftrag dazu, ſich in Schillers Namen für die Ehre dieſer Geſellſchaft zu bedanken: aber ſo, wie dieſer Roman hier auftritt, hat er mit ſeinem Pendant nichts als die Schale gemein. Redensarten und Tiraden wie dieſe: — „Franz ſah, „wie er in der Luft hin und her bammelte, wie ein „Klöppel in der Glocke — er ſah ihn bammeln und „zappeln wie ein (en) gefangner (gefangnen) Aal an „dem (der) Angel; oder — mächtig fühle ich den Trieb, „den die Natur in den Mann gelegt hat, ſich mit dem „Weibe zu paaren“ — ſolche Stellen geben mit den darin befindlichen Sprachfehlern keinen vortheilhaften Begriff von dem Berufe zum Schriftſteller; und obgleich der Vf. weder an grauſen Scenen und todesſchauerlichen Beſchreibungen, noch an Kraft und Drangſprache einem ſeiner Mitbrüder etwas nachgiebt, ſo läſst ſich doch mit Grunde beſorgen, daſs die Fortſetzung dieſer Schrift ſo wenig, wie der erſte Theil derſelben den Bedürfniſſen der feinern Leſer Genugthuung verſchaffen werde.

No. 2. Enthält eine ächte Ritter- und Kloſtergeſchichte, mit Räuberhölen, Burgkellern, Kampfgerichten, Geiſſelgewölben und allen möglichen andern Ingredienzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litterärgeschichte, *Nurnberg*, b. Pech: *Dem Andenken des* am 30ſten Auguſt 1796. zwiſchen Herſtreu und Hertzfeld (im Würzburgiſchen) den feindlichen Waffen unterlegenen patriotiſchen *Ignaz Reder's* der Arzneywiſſenſchaft Doctor's und ehedem Phyſicus zu Neuſtadt an der Saal, von *Georg Chriſtoph Siebold*, Dr. öffentlichem Lehrer der Arzneykunde an der Julius Univerſität zu Würzburg. Mit der Silhouette des Verfaſſers. 1797. 79 S. 8. *Reder* verdiente allerdings eine getreue Schilderung, die von ſeinen Freunden, die ihn kannten und beobachtet hatten — entworfen, und dem gröſsern Publikum vor Augen geſtellt wurde. Und eine ſolche hat nun Hr. D. *Siebold* hier von ſeinem Freund geliefert. *R.* wurde in dem, im Biſthum *Würzburg* gelegenen Städtchen *Mellerſtadt* 1746. am 10. Jul. gebohren. Seine Aeltern waren gemeine aber bemittelte Bauersleute. Schon im zehnten Jahr ſeines Alters ſchickte man ihn auf das Gymnaſium nach *Munnerſtadt*, wo er ſich dergeſtalt auszeichnete, daſs ſogar mancher ſeiner Lehrer ſo ſchwach war, im vollem Ernſte etwas übernatürliches an dem aufgeweckten Jungen zu erblicken. Von da ging er nach *Fuld* und dann nach *Cöln*, eines Stipendiums wegen. Ohne ſeinen Geiſt mit den in dortigen Schulen herrſchenden Unſinn verunreinigt zu haben, kehrte er 1768 nach *Würzburg* zurück, um ſich hauptſächlich auf die Mathematik zu legen. Die anatomiſchen Vorleſungen *Siebolds* aber, die er daſelbſt beſuchte, beſtimmten ihn vornemlich ſich der Arzneykunde zu widmen, doch ſo, daſs er nur den theoretiſchen Theil derſelben zu ſtudiren ſuchte, nie aber ein ausübender Arzt zu werden verlangte, zumal da der Stand derſelben in jenen Gegenden mehr zu den verachteten, als geehrten Ständen gehörte, daher derſelbe meiſtens auch nur von armen Studenten gewählt wurde, die ſich ſonſt nichts beſſers zu werden getraueten. Nachdem er ſich eine geraume Zeit zu *Würzburg* auf die Anatomie gelegt hatte, beſuchte er die Univerſitäten *Heidelberg*, *Gieſen*, *Marburg*, *Halle*, *Wittenberg*, *Göttingen* und *Erfurt*, endlich ging er auch nach *Padua* und *Venedig*. Eben zu der Zeit, da er von ſeinen Reiſen zurückkehrte, wüthete in Franken jene Epidemie, die ſo viele Menſchen wegraffte — und hier hatte er dann am erſten Gelegenheit, Beweiſe von ſeinen erlangten Kenntniſſen ſowohl, als von ſeinem Eifer abzulegen, der gewöhnlichen Pfuſcherey unwiſſender Praktiker zu wehren, und durch ſeine Kunſt Wohlthäter vieler leidenden Familien zu werden. Als er 1773. die Doctorswürde zu *Erfurt* zu erhalten ſuchte, wählte er die Beſchreibung dieſer ſchrecklichen Epidemie zum Gegenſtand ſeiner Probeſchrift. Nun würde vielleicht ein anderer, nach einer ſo genannten Verſorgung getrachtet haben — und deswegen wohl auch nicht zu tadeln geweſen ſeyn — allein *Reder* gieng ſeinen eigenen Weg. Er ſchlug die ihm angebotenen Stellen aus und blieb in *Mellerſtadt*, wo er in der Stille — aber doch nicht unthätig — mit ſeiner Gattin und Kindern lebte — und gröſstentheils von ſeinem eigenen Vermögen zehrte. Hier gab er auch einiges, meiſtens ohne ſeinen Namen in deutſcher Sprache heraus. Der *Gaſsneriſche Teufel*, der 1777 unter ſeinem Namen erſchien, machte ziemliches Aufſehen — zumal da *Reder* als Freygeiſt verrufen war. Endlich lieſs er ſich doch von dem Biſchof zu Würzburg bewegen, das Phyſicat zu *Neuſtadt an der Saal* anzunehmen, — welches er mit einer ſeltenen Uneigennützigkeit und Gewiſſenhaftigkeit einige Zeit beſorgte — aber auch wieder niederlegte und nach *Mellerſtadt* zurückkehrte und von da aus jedem Kranken, der Hülfe bey ihm ſuchte, mit Rath und That beyſtund. Sein Tod erfolgte im vorigen Jahr am 29. Auguſt. Er zog mit den Bürgern von *Mellerſtadt* den Franzoſen, die in jener Gegend ſengten und brennten, entgegen. Zwey Chaſſeurs gaben Feuer auf ihn, wodurch er zu Boden ſtürzte, und nun gaben ſie ihm noch zwey Schüſſe auf die Bruſt, die ihn vollends tödteten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Junius 1797.

PHILOLOGIE.

Gotha, b. Ettinger, und Amsterdam, b. Esveld Holtroſs: *Platonis Gorgias* Graece. Ad ſidem Codd. MSS. Auguſt. et Meermann. verſionisque Ficini recenſuit, emendavit, explicavit indicemque verborum Graecorum copioſiſſimum adjecit *Chriſti. Godofr. Findeiſenius*, A. A. M. 1796. XVI u. 624 S. gr. 8.

Das vor uns liegende Werk eines bereits geſtorbenen Verfaſſers, (an deſſen Stelle Hr. *D. Haas*, der Freund und Arzt des Herausgebers, die letzte Mühe bey der Correctur übernahm, und eine kurze Vorrede hinzufügte) enthält einen guten Beytrag zu der Kritik der Platoniſchen Schriften, die in neueren Zeiten mehrere ſchätzbare Liebhaber findet, und verdient von dem Publicum mit achtungsvollen Danke aufgenommen zu werden. Hr. Mag. *Findeiſen* war, nach der gegenwärtigen Ausgabe zu urtheilen, ein Mann von vieler griechiſcher Sprachkenntniſs, einer ausgebreiteten Lectüre in den claſſiſchen Schriftſtellern, und einem Fleiſse, der ſelbſt unter den fleiſsigen Deutſchen eine Seltenheit iſt. In der Schule des Hn. Prof. *Fiſcher* zu Leipzig gebildet, machte er die Grundſätze ſeines Lehrers ganz zu den ſeinigen, und ahmte deſſen Manier in dem Grade nach, daſs zwiſchen dem gegenwärtigen Gorgias und den von Hn. Fiſcher beſorgten Ausgaben mehrerer Platoniſcher Geſpräche, eine bis auf die kleinſten Umſtände ſich erſtreckende Aehnlichkeit Statt findet. Wortkritik und Worterläuterung ſind der Hauptzweck, den ſich beide Gelehrte bey ihrer Bearbeitung des göttlichen Philoſophen vorſetzten, und für welchen beide Gelehrte, nach des Rec. Dafürhalten, gleich vieles leiſten, nur mit dem Unterſchiede, daſs Hr. Findeiſen, in Anſehung der kritiſchen Behandlung, an Genauigkeit, ängſtlicher Sorgfalt und einer ſelbſt das Unkraut ſchätzenden Aufmerkſamkeit ſeinen Vorgänger noch bey weitem übertrifft, dieſem hingegen in einigen ausführlich erläuterten Stücken, z. B. in dem Phädon, der Vorzug gebührt, die Gedanken und Begriffe genauer auseinandergeſetzt, und das Verſtehen des Philoſophen etwas mehr erleichtert zu haben. Der mikrologiſche Geiſt, welcher in Findeiſens Werke athmet, verurſacht einen unangenehmen Eindruck des Ganzen, und man muſs für kritiſche Unterſuchungen einen überwiegenden Sinn haben, um der unter dem Text ſtehenden, zuweilen ziemlich weitläuftigen Anmerkungen nicht am Ende überdrüſsig zu werden. Gorgias gehört keineswegs zu denjenigen Geſprächen, deren Text von den Abſchreibern in hohem Grade verdorben wurde: auch iſt dem Rec. faſt keine Aenderung des Herausgebers bekannt, welche auf den Sinn einen *merklichen* Einfluſs, und mehr als die Wiederherſtellung attiſcher Formen, eine beſſere Interpunction und die Berichtigung kleiner, unbedeutender Redetheile zum Gegenſtand hätte. Den Gebrauch des Buchs erſchwert übrigens der Umſtand, daſs man, um zu wiſſen, was über eine Stelle geſagt worden, an verſchiedenen Orten nachzuſehn genöthiget wird. Denn der ganze Apparat, deſſen ſich der Engländer *Routh* in der Oxforder Ausg. des Gorgias und Euthydemus vom J. 1784 bediente, iſt am Ende beſonders abgedruckt, weil das Routhiſche Werk dem Herausg. erſt nach beendigtem Druck des Textes zu Geſichte kam. Dieſer Unannehmlichkeiten ungeachtet, iſt die gegenwärtige Ausgabe des Gorgias für die Geſchichte des Platoniſchen Textes von Wichtigkeit, und es liegt uns ob, von den kritiſchen Hülfsmitteln des Herausgebers, und demjenigen, was in exegetiſcher Hinſicht geleiſtet worden, eine nähere Anzeige zu machen.

Die Quellen, woraus Hr. *Find.* ſeine Verbeſſerungen des Textes ſchöpfte, ſind vornehmlich zwey Handſchriften des Gorgias, deren Varianten Hr. Prof. Fiſcher dem Herausg. mittheilte; die eine aus der Augsburger, die andere aus der Meermanniſchen Bibliothek in Rotterdam. Beide Handſchriften gehören in das XIVte Jahrhundert, und ſind aus ſolchen Originalen copirt, die mit der zweyten Basler Ausgabe in naher Verwandſchaft ſtehen. Inzwiſchen liefert der Meermann. Codex, wie Rec. bemerkt, eine gröſsere Anzahl guter Lesarten, als die Augsburger Handſchrift, deren Schreiber viele Nachläſsigkeiten zu Schulden kommen lieſs. Mittelſt dieſer Manuſcripte vertilgte der Herausg. eine Menge kleiner Unrichtigkeiten des Stephaniſchen Textes, verwandelte ἄρα in ἆρα S. 239. μὲν in μὴν S. 100, ergänzte den fehlenden Artikel S. 201, reſtituirte die attiſche Form ἀποκτιννύασι für ἀποκτιννύουσι S. 86. κάει für καίει S. 117 u. dergl. Wichtiger ſind die Aenderungen Θετταλίδας f. Θετταλικὰς S. 221. ξυλλόγου f. λόγου S. 59 und ἐν ὅπλοις μάχεσθαι f. ἐν ὄχλοις μάχεσθαι S. 55. was bisher noch in allen Ausgaben ſtand. (Der Herausg. hätte billig auch den Sprachgebrauch zu Hülfe nehmen ſollen, da ἐν ὅπλοις μάχεσθαι Platons beſtändiger Ausdruck iſt, um dasjenige zu bezeichnen, was man insgemein ὁπλομαχία nennt, vergl. Laches Th. V. S. 162, 166, 167. De legg. VIII. Th. VIII. S. 408 u. ſ. w.) Am merkwürdigſten iſt die Ausbeute des Meermann. Codex S. 250, wo von Minos, dem Richter in der Unterwelt, geſagt wird, daſs ihm Jupiter das Geſchäfte anvertrauen wer-

de. in ſolchen Fällen einen entſcheidenden Ausſpruch zu thun, wenn Aeacus und Rhadamanth in ihren Urtheilen verlegen ſeyen.. Die bisherigen Ausgaben leſen: *Μίνῳ δὲ πρεσβεῖα δώσω, ἐπιδιακρίνειν, ἐὰν ἦ ἀποῤῥητόν τι τῷ ἑτέρῳ.* Richtiger iſt, was Hr. *Find.* in den Text nahm: *ἐὰν ἀποῤῥητον τῷ ἑτέρῳ,* eine Lesart, welche auch von dem alten Wiener Codex N. 54 beſtätiget wird. Was die beiden Handſchriften der Bodlejiſchen und der Pariſer Bibliothek, deren ſich der Oxforder Herausgeber bediente, zur Berichtigung des Textes darbieten, iſt ungefähr von gleichem Gehalte. In den meiſten Fällen treffen dieſelben mit dem Meermann. Codex zuſammen, und das nämliche gilt von den vier in Wien befindlichen Manuſcripten des Gorgias, deren Varianten Rec. in Händen hat. — Auſser den Handſchriften benutzte Hr. *Find.* auch die erſten Ausgaben des Platon, die Aldina und die beiden Basler Editionen, und verglich dieſelben mit einer Sorgfalt, die wir für zwecklos und übertrieben halten. Unter die Materialien zur Verbeſſerung des Textes muſs man nicht leicht etwas aufnehmen, was ein jeder Anfänger für verdorben hält. Wozu alſo die Anzeige offenbarer Druckfehler, wie S. 144 *μέρως* für *μέρος*, S. 209 *τηχνικὸν* f. *τεχνικὸν*, S. 218 *ἔστινας* f. *οὕστινας*, S. 221 *σελύνην* f. *σελήνην* u. ſ. w.? Gleich fruchtlos iſt die Genauigkeit des Herausg. in Auszeichnung ſolcher Varianten, wie *ταῦτα ἐστιν* für *ταῦτ' ἐστὶν* in Verfertigung langer Anmerkungen über Kleinigkeiten, woran dem Leſer nichts gelegen iſt, und die man höchſtens mit einem Worte berührt, vergl. not. k. S. 120: Verbo *ἐστὶ* detraxi *ν ephelkyſticum, quod ſine cauſſa in editis libris additur, etiam in utroque Cod. additum erat, a Stobaeo autem utroque* (Trincavell. et Geſner.) *abeſt*, und im Gebrauche der Platoniſchen Citaten ſpäterer Autoren, des Theodoret, Euſebius und anderer, aus welchen mancher Ausdruck in die Reihe der Varianten geſtellt wird, der bloſse Accommodation oder ein Gedächtniſsfehler des citirenden Schriftſtellers iſt. Beyſpiele der letzten Art finden ſich häufig. — Groſsen Dienſt leiſtete dem Herausg. die bekanntlich aus Manuſcripten verfertigte latein. Ueberſetzung des *Marſilius Ficinus*, welche noch kein Bearbeiter des Platon ſo häufig zu Rathe zog, als Hr. *Find.*; nur bemerken wir, daſs er ſich derjenigen Ausgabe des Ficinus bediente, die Simon *Grynaeus*, der Herausgeber des erſten Basler Drucks, an vielen Stellen verſchönert, bisweilen auch verſchlimmert hat, daſs er folglich den Ficinus für gewiſſe Lesarten anführt, welche erſt Grynaeus in die Ueberſetzung hineinbrachte. Das nämliche that Hr. Prof. *Fiſcher* in allen ſeinen Ausgaben Platoniſcher Geſpräche; es ſcheint daher faſt, daſs die im J. 1491 zu Venedig gedruckte Auflage des Ficinus, oder die frühere vom J. 1482 in Leipzig nicht vorhanden ſind. Glücklicherweiſe änderte Grynaeus nur wenige Stellen in dem Gorgias, auf welche Hr. *Find.* ein kritiſches Urtheil gründet; die Folgen jenes Umſtandes ſind daher für die Kritik von keinem groſsen Nachtheile. Doch führen wir ein Beyſpiel an, wodurch die Wahrheit der obigen Ausſage beſtätiget wird: S. 107. not. h. heiſst es: *Poſt Ὡς σὺ addidi particulam γε praeeuntibus... Baſ. 2 et Ficino, qui vertit: Tuo quidem iudicio.* – Allein ſo überſetzt Grynaeus, Ficin ſagt ohne *γε* auszudrücken: *Ut tu, Pole, putas.* Merkwürdig iſt, daſs der zuletzt genannte Ueberſetzer in derjenigen Stelle (Zweybr. Ausg. Th. IV. S. 76 f.), wo Socrates von ſeiner Liebe zu dem Alcibiades, und von der Liebe des Callicles zum Pyrilampus ſpricht, alles das *unüberſetzt* läſst, was auf dieſen Gegenſtand eine Beziehung hat. Da Ficins Ueberſetzung ſeit Jahrhunderten in dem Rufe der pünktlichſten Treue ſteht, ſo iſt dieſe Erfahrung, deren Rec. ſchon mehrere machte, allerdings ſehr befremdend. Wir laſſen die Worte des Ficinus und Grynaeus, welcher letztere das Original genau darſtellt, zuſammendrucken, damit ſie unſere Leſer um ſo leichter gegen einander halten.

Ficinus.

Animadverto, me atque te nunc idem pati: cumque duo ſimus duo quaedam amare. Nam ego philoſophiam amo, tu vero populum Athenienſem. Sentio itaque, ſi in concione tibi populus contradixerit, te conſueviſſe mutare ſententiam, atque ea dicere, quae illi placere intelligas, nec ullo modo potes voluntati eius obſiſtere. Quamobrem ſi quis illa quae tu gratia populi dicis, admiratus, abſurde eſſe objecerit, reſpondebis forſitan, modo vera fateri velis, niſi is quem tu amas, populus mutet ſententiam, nec unquam te mutaturum. Idem tibi forte contingeret erga privatum quemdam, ſi quem vehementer amares. Arbitrare igitur, talia a me quaedam te audire, nec talia me dicere admireris, ſed da operam, ut philoſophia quam amo, haec velle deſiſtat. Dicit enim illa, o dulcis amice, ſemper quae a me audis. Et ſi familiarium quidam alias mihi loquitur aliter, philoſophia tamen ſemper eadem.

Grynaeus.

Animadverto, idem nobis (Socrati et Callicli) accidere: cumque duo ſimus, duo quaedam amare. Nam ego Alcibiadem, Cliniae filium, ac philoſophiam amo: tu vero populum Athenienſem et Pyrilampum. Sentio itaque fere tibi uſu venire, ut, quamvis gravitate ſis praeditus, tamen, cum tuus tibi amaſius adverſatur, et hoc modo ſe rem aliquam habere contendit, ei contradicere non poſſis, ſed ſurſum deorſumque immutaris. Nam in concione quidem, ſi tibi aliquid dicenti populus Athenienſis contradixerit, conſueviſti mutare ſententiam atque ea dicere quae illi placere intelligas: eademque tibi et alia cum Pyrilampo adoleſcentulo iſto formoſo verſanti ſolent accidere; nec ullo modo potes voluntati eius obſiſtere. Quamobrem ſi quis illa, quae tu gratia eius aut populi dicis, admiratus, abſurda eſſe objecerit, reſpondebis forſitan, modo vera fateri velis, niſi is quem tu amas, et populus mutet ſententiam, nec unquam te mutaturum. Arbitrare igitur, talia a me quaedam te audire, nec talia me dicere admireris: ſed da operam, ut philoſophia amica mea haec velle deſiſtat. Dicit enim illa o dulcis amice ſemper quae a me audis. Ac mihi multo minus ſtolida et pervicax eſt, quam pueri amaſii. Hic enim Cliniacus alias mihi loquitur aliter; philoſophia autem ſemper eadem.

Man würde hier ſehr irren, wenn man glaubte, Ficin habe die fehlenden Worte in ſeinen Manuſcripten

nicht gefunden, und das Hinzugeſetzte nach Manuſcripten ergänzt. Der ganze Zuſammenhang ſpricht für den gewöhnlichen Text, und alle uns bekannten Handſchriften, die erſten Ausgaben und die Scholien Olympiodors, welche wichtige Varianten nicht leicht unbemerkt laſſen, ſtimmen damit überein. Olympiodor zeigt nichts weiter an, als daſs anſtatt ἔμπληκτος (was Grynäus durch *ſtolida et pervicax* überſetzt) von andern ἔκβληκτος geleſen werde, eine Variante, die den Herren Findeiſen und Routh unbekannt iſt. Γράφεται καὶ ἔκβλητος, heiſst es in den ungedrukten Scholien, καὶ ἔμπληκτος. ἁπλῶς δὲ λέγει ὅτι ὁ ἕτερος ἐρώμενος, ἀντὶ ὁ Ἀλκιβιάδης ἢ τὶς τοιοῦτος πολλάκις ἔμπληκτός ἐστι παρ' ἐμοὶ καὶ ἐκβαλλόμενος, ὁ δὲ ἕτερος ἐρώμενος, ἀντὶ ἡ Φιλοσοφία ἀεὶ τιμᾶται παρ' ἐμοὶ, καὶ ἃ κελεύει φθέγγομαι. Ficins Aenderungen ſind daher wohl abſichtlich geſchehen, und der Kritiker muſs ſich hüten, der angeführten Ueberſetzung ein unbedingtes Vertrauen zu ſchenken. — Eigene Vermuthungen des Herausg. ſind uns hin und wieder vorgekommen; allein das meiſte iſt von geringem Belange, und verdient hier keiner Erwähnung. Den Vorſchlag περί τι für περὶ τί S. 31 beſtätigt eine Handſchrift der Wiener Hofbibliothek. S. 22 wurde die Hemſterhuiſiſche Verbeſſerung ὦ τᾶν für ὅταν, deren Ruhnken zum Timäus mit Lobe gedenkt, in den Text aufgenommen.

Was Hr. *Findeiſen* für die Erklärung des Gorgias *leiſtet*, erſtreckt ſich bloſs auf die griechiſchen Wörter. Ueber den wahren Gegenſtand des Geſprächs, den Gang der Unterredung und den Zuſammenhang der Begriffe und Schlüſſe wird faſt gar keine Bemerkung gemacht. *Tiedemanns Argumentum Gorgiae* iſt aus der Zweybrücker Ausgabe vorangedruckt. Der Vf. übernahm die unbeſchreibliche Mühe, ein Verzeichniſs aller in dem Gorgias befindlicher Wörter zu verfertigen, und verrichtete dieſe Arbeit, wie man nach dem geſagten ſchon vermuthen kann, mit aller denkbaren Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit, ſo daſs es dem Rec. bey vielem Nachſchlagen nicht möglich war, ein Wort ſelbſt nur eine Stelle zu finden, die in dem Index vermiſst würde. Da ein jeder Schriftſteller aus ſich ſelbſt am beſten erklärt wird, ſo iſt dieſer obwohl mühſame Weg unſtreitig der ſicherſte, und den gröſsten Dank wird Hn. *Find.* ein künftiger Bearbeiter des ganzen Platon wiſſen, der die Vortheile eines Wortregiſters in ihrem ganzen Umfange erſt recht zu ſchätzen weiſs. Indeſſen ſind wir nicht damit zufrieden, daſs Hr. *Find.* von *allen*, ſelbſt den bekannteſten Wörtern eine Erklärung gibt. Die Maſſe des Verzeichniſſes iſt dadurch ſo ſehr angewachſen, daſs dieſes faſt die Hälfte des Buches füllt; und für Leſer, denen alles erklärt werden müſste, ſind Platons Schriften keine Lectüre. Auch entgeht zuweilen das Gute, wenn man es aus einem Haufen trivialer Dinge hervorſuchen muſs. Rec. würde nur das Seltene und vornämlich dasjenige mit Erläuterungen verſehn haben, was dem Platoniſchen Sprachgebrauche eigenthümlich iſt, auf den der Vf. nicht immer genug Rückſicht nimmt. So z. B. hätte der Ausdruck πονηρὸν in dem Sinne: *difficile, quod non ſatis intelligi poteſt* (Liban. Or. XXVI. S. 598 B. gebraucht den Gegenſatz ὃ καὶ παιδὶ δῆλόν ἐστι) einer weiteren Beſtätigung bedurft, die folgende Stellen darbieten, Cratyl. Th. III. S. 250 Phileb. Th. IV. S. 295 u. ſ. w. Auch die Richtigkeit des Genitius αὐτῶν bey ἡμέτερος, den die Ausleger anderwärts für verdorben hielten, hätte etwan aus dem Laches Th. V S. 162 Cratyl. Th. III. S. 310 erwieſen, und der Atticismus angezeigt werden ſollen. Κακουργεῖν ἐν τοῖς λόγοις wird nicht mit der vierten Endung conſtruirt, ſondern neutraliter gebraucht, und iſt Platons gewöhnlicher Ausdruck *de diſputatore, qui captioſis utitur rationibus.* Siehe *de Republ.* I. Th. VI S. 175. 176 und Hn. Prof. *Wolf* zu Demoſth. Or. adv. Leptin S. 334 Ueber καταβολὴ τῆς ἀσθενείας iſt S. 391 zu wenig angemerkt: Wir empfehlen was Hr. Pr. *Schweighäuſer* von καταβολὴ ſagt. *Emendd. et obſerv. in Suidam* S. 62 ff. Unrichtige Angaben der Bedeutungen fanden wir ſelten; doch hätte die Formel τό γ' ἐμὸν οὐδὲν κωλύει (die im Laches Th. V S. 108 und Charmides Th. V. S. 155 wie der vorkömmt nicht durch: *Res meae non prohibent*, ſondern etwan mit Ficinus, *quantum ad me attinet, nihil obſtat*, überſetzt werden ſollen. Dieſs erhellet aus dem Vorhergehenden, wo τὸ τῶν παρόντων nicht die Angelegenheiten der Anweſenden, ſondern die Anweſenden ſelbſt bedeutet. — Die unter dem Texte ſtehenden Anmerkungen, inwieferne ſie erklärenden Inhalts ſind, beſchäftigen ſich meiſtens mit Ficins Ueberſetzung, die bald verbeſſert, bald zur Beſtimmung des Sinnes angezogen wird. Schade iſt es, daſs Hr. *Find.* Ficins Worte von jenen des Grynaeus nicht zu unterſcheiden weiſs: denn in der That gehören ſeine meiſten Citate nicht dem Ficinus, ſondern deſſen Verbeſſerer zu. Allein dieſen nennt Hr. *Find.* ſo wenig, daſs es ihm ſogar räthſelhaft ſcheint; wenn der Engländer Routh an einer Stelle bemerkt, daſs Grynaeus hier den Ficiniſchen Ausdruck geändert habe. S. 209 not. g. werden die Worte *ſive ultro ſupplicio afficere* mit Recht für verdächtig gehalten. Ficin ſchrieb auch nicht *ultro*, ſondern *ultimo*. Zuweilen ſind wir mit den Urtheilen des Herausg. keineswegs einverſtanden. In dem Satze οὐ μὴν ἀλλ' ὑποπτεύω γε ἥν (πειθὼ) οἶμαί σε λέγειν, καὶ περὶ ὧν (πραγμάτων) S. 45 hängt der Infinitiv λέγειν nicht von ὑποπτεύω, ſondern von οἶμαι ab, man kann alſo ſehr wohl überſetzen: *Coniecto vero, qualem fere (perſuaſionem) quaeque tractantem intelligas.* Ueberhaupt vergiſst Hr. *Find.* öfters, daſs der Platoniſche Dialog, weit entfernt die Präciſion der heutigen Bücherſprache zu haben, bloſse Sprache des Umgangs iſt, und ſtellt ſich nicht in den Geſichtspunkt, aus welchem die Nachläſſigkeiten deſſelben zu betrachten ſind. *Gottlebers* Abhandlungen *de Archelao Macedonum Rege e Gorgia et Alcibiade* II. Annaberg 1771 und *de Periclis moribus a Platone in Gorgia expreſſis.* Miſenae 1775 ſcheinen dem Herausg. nicht bekannt geworden zu ſeyn. — Rec. iſt der Meynung, daſs Hr. *Find.* den Dank des Publikums in einem höhern Grade verdient haben würde, wenn er an-

ſtatt der häufigen Verweiſungen auf Ficinus, und anſtatt der vielen unnöthigen Worterläuterungen eine neue lateiniſche Ueberſetzung ausgearbeitet hätte, die ohnehin den heutigen Bearbeitern der Platoniſchen Schriften ganz aus dem Sinne kömmt. Das Unternehmen wäre nicht leicht, aber doch, zum Theil auch durch die Oxforder Ausgabe, ziemlich vorbereitet geweſen.

Auſser dem oben angeführten Index kömmt Hr. *Find.* der Bequemlichkeit des Leſers noch durch zwey andere Regiſter zu Hülfe, wovon das eine die griechiſchen Ausdrücke enthält, welche in den Anmerkungen erläutert werden, das andere die in den Noten citirten Schriftſteller. Aus der engliſchen Ausg. des Gorgias iſt ganz am Ende noch folgendes beygedruckt: *Praefatio ſcholiis Olympiodori in Gorgiam praemiſſa e Cod. MS Pariſino edita a Routhio.* Wir bedauren ſehr, daſs Hr. *Find.* keine Gelegenheit hatte, von den ungedruckten, in mehreren Bibliotheken befindlichen Scholien des Olympiodorus eine Abſchrift zu erhalten, da er ſie ſo ſchicklich ſeinem Werke hätte beyfügen können, und Rec. würde kein Bedenken getragen haben, demſelben ſeine Copie des guten Wiener Codex N. 221 mitzutheilen, wenn er von dem Unternehmen des Herausg. in Zeiten wäre unterrichtet geweſen. Dann würde auch die nun zum zweytenmal gedruckte Vorrede Olympiodors, das einzige, was der thätige Routh auftreiben konnte, correcter geliefert worden ſeyn, als es bisher geſchehen iſt, da die Pariſer Handſchrift viele Fehler und Lücken hat. S. 608 Z. 11 muſs nach den Worten τοσούτῳ ἀθλιώτερος folgende Zeile eingerückt werden, κἂν πολυχρόνιον ἔχῃ τὴν ἀδικίαν, μᾶλλον ἀθλιώτερος, zu deren Auslaſſung das ὁμοιοτέλευτον Anlaſs gab. S. 609 Z. 1 fehlen nach ΑΡΧΩΝ die Worte τῶν ἠθικῶν, und Z. 7 nach ἕξ die Namen der ἀρχῶν: ὕλη, εἶδος, ποιητικὸν αἴτιον, παράδειγμα, ὄργανον, τέλος. Die Vermuthung Rouths οὐ δεῖ θαυμάζειν S. 611 anſtatt καὶ δὴ θαυμ. wird von dem Wiener Cod. beſtätigt, und S. 614 Z. 3 muſs das unrichtige πεφήνη in πέφηνε und Z. 10 λέγω μὲν in λέγομεν verwandelt werden. Aus den Scholien ſelbſt citirt Hr. *Find.* diejenigen Stellen, welche *Valckenaer diatr. in Eurip. perditor. dram. reliquias* S. 70 f. und *Ruhnken* zum Timaeus hin und wieder auszeichneten. Wir bemerken nur, daſs S. 148 Z. 1 anſtatt ἐννοῶν-εὐνοῶν geleſen werden müſse, und daſs die Vermuthung Valckenaers ἐν τῷ Κριτίᾳ in πρὸς τὸν Κρίτωνα zu verwandeln, von der Wiener Handſchrift ſo weit beſtätiget wird, daſs beides in derſelben zugleich vorhanden iſt. Rec. hält ἐν τῷ Κριτίᾳ für ein ungeſchicktes Einſchiebſel der Abſchreiber. — Druckfehler ſind in dieſem Werke nicht ſelten. Am fehlerhafteſten iſt die Accentuation, wovon gleich die zweyte und vierte Zeile des griechiſchen Textes einen Beweis geben können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hannover*, b. d. Brüdern Hahn: *Ueber die nothwendige Verbindung der ſyſtematiſchen Pflanzenkunde mit der Pharmacie*, und *über die Bekanntmachung der giftartig wirkenden Pflanzen.* Zwey Abhandlungen, denen die botaniſche Geſellſchaft in Regensburg den Preis zuerkannte, von *Johann Chriſtoph Ebermaier*, Mitglied der regensburgiſchen botaniſchen Geſellſchaft, u. ſ. w. 1796. 117 S. 8. (7 gr.) Dieſe Schrift verdankt ihre Entſtehung einigen Preisfragen, welche die botaniſche Geſellſchaft zu Regensburg zur Beantwortung aufgegeben hatte. Der Vf. beweiſt im *erſten Abſchnitte*, daſs die Botanik, (unter welchem Namen er aber nur den ſogenannten hiſtoriſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft verſteht,) zu den unentbehrlichſten Kenntniſſen des Apothekers gehöre und daſs ſie folglich mit der Erlernung der Pharmacie verbunden ſeyn müſſe. Er führt mehrere Gründe an, welche ſeine Behauptung, (die wohl kein Sachverſtändiger bezweifelt,) zu rechtfertigen im Stande ſind, und thut dann einige Vorſchläge, durch deren Befolgung das Studium der Botanik, vorzüglich unter den Apothekern, mehr ausgebreitet werden kann. Er verſpricht ſich, in dieſer Hinſicht, beſonders vielen Nutzen von einem botaniſchen Wörterbuche, das alle Kunſtwörter mit ihren Erklärungen in ſich faſste, nach einer ſtrengen alphabetiſchen Ordnung ausgearbeitet wäre und bey der Erklärung eines jeden Wortes eine oder mehrere Pflanzen als Beyſpiele angäbe, damit ſich der Anfänger einen recht deutlichen und anſchaulichen Begriff von der gegebenen Erklärung machen könnte u. ſ. w., und er wünſcht, daſs bald ein gelehrter Botaniker ein ſolches Werk herausgeben möchte. (Das Wörterbuch des *Borkhauſen* war zu der Zeit, als der Vf. dieſe Abhandlung ſchrieb, noch nicht im Drucke erſchienen, er konnte es alſo ſeinen Leſern nicht empfehlen; indeſſen gedenkt er deſſelben doch in einer Anmerkung, und glaubt, ob er es ſchon noch nicht ſelbſt geſehen hat, daſs es zur Erreichung der erwähnten Abſicht geſchickt ſey.) Uebrigens ſey es auch, meynt Hr. *E.* ſehr gut, wenn die Apotheker botaniſche Gärten anlegten, wenn bey den Prüfungen auf die botaniſchen Kenntniſſe der Apotheker Rückſicht genommen und ſo auf mehr als eine Art Luſt und Liebe zur Botanik bey dieſen Künſtlern rege gemacht würde u. ſ. w. Im *zweyten Abſchnitte* bemüht ſich der Vf. darzuthun, daſs es nöthig ſey, den gemeinen Mann, beſonders den Landmann, mit den giftartig wirkenden Gewächſen bekannt zu machen, und er hält dafür, daſs die Kalender, die Beylagen zu den Zeitungen und Anzeigen u. ſ. w. zu dieſem Zwecke ſehr gut benutzt werden könnten. Dieſe, ſo wie einige andere Vorſchläge, die der Vf. mittheilt, ſind zwar nicht alle neu, aber ſehr gut, und verdienen überall beſondige Beherzigung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 13. Junius 1797.

PHILOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: Πλούταρχος. *Plutarchi Chaeronenſis quae ſuperſunt omnia.* Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis varietate. Opera *Joannis Georgii Hutten*, Philoſ. Mag. et ſchol. anatol. Tubing. Rectoris. *Volumen ſeptimum.* 1796. XXXIV u. 466 S. *Volumen octavum.* 1796. X u. 438 S. 8.

(Die beſondern Titel ſind: *Plutarchi operum moralium et philoſophicorum Pars prima — Pars ſecunda.*)

Die erſten ſechs Bände des Huttenſchen Plutarchus, welche die ſogenannten *Vitas* enthalten, ſind von einem andern Recenſenten A. L. Z. 1795. n. 311. angezeigt worden. So empfehlungswerth unſer Vorgänger das ganze Unternehmen und die Ausführung deſſelben von Seiten des Verlegers fand: eine eben ſo ehrenvolle Erwähnung verdient die ausdauernde Beharrlichkeit des letztern in der gegenwärtigen Zeitperiode. Der Gedanke, die claſſiſchen Schriftſteller des Alterthums correct, mit kurzen und zweckmäſsigen Noten, welche die Reſultate vorhergegangener gründlicher Unterſuchungen liefern, und in einer dem Auge gefallenden äuſsern Form durch ſachkundige Männer ans Licht zu fördern, iſt unſtreitig glücklicher und von ausgebreiteterem Nutzen, als der Einfall der Zweybrücker, durch vollſtändige, aber höchſt unbequem eingerichtete, und im Grunde nicht wohlfeilere Abdrücke groſser Originalausgaben das Studium der Philologie zu erleichtern. Hr. *Hutten* ging anfangs, wie er ſelbſt in der Vorrede zum erſten Bande bekennt, ganz unvorbereitet an die Fortſetzung eines Werks, welches durch den Tod ſeines Unternehmers verwaiſet war. So viel man auch, bey unpartheyiſcher Prüfung, an dieſer Fortſetzung ausſetzen, ſo viel man bey ihr vermiſſen konnte: ſo dankte man doch dem Herausgeber ſchon für das, was unter ſolchen Umſtänden geleiſtet worden war, um ſo williger, je länger man, nach dem verunglückten Leipziger Abdruck eine neue Ausgabe des Plutarchus gewünſcht hatte, und je mehr man hoffte, daſs mit dem Fortgange der Arbeit ſich auch die Uebung des Herausgebers vermehren und ſein Beruf zu derſelben auf eine ausgezeichnetere Art entwickeln würde. Hr. *H.* verſichert in den Vorreden zu den beiden vorliegenden Bänden, ſich jetzt ſorgfältiger als vorher, mit Hülfsmitteln ausgerüſtet, dem Muſter der Wyttenbachiſchen Ausgabe, von welcher während des Abdrucks des ſiebenten Bandes der erſte Theil erſchien, mit Anſtrengung nachgeeifert und ſich überhaupt in den Stand geſetzt zu haben, daſs er das Geſchäft einer kritiſchen Reviſion des Textes ſicherer und mit weniger Schüchternheit, als beym Anfange der Arbeit, unternehmen zu können glaubte. Wir verkennen keinesweges die Vorzüge, welche die Bearbeitung der hier geſammelten moraliſchen Schriften, im Ganzen genommen, vor der Ausgabe der Lebensbeſchreibungen auszeichnen; aber wir müſſen eben ſo freymüthig bekennen, daſs dieſe Bearbeitung bey einem mäſsigen Aufwande von Fleiſs und nach Erwerbung einer gröſsern philologiſchen Beleſenheit und vertrauterer Bekanntſchaft mit der Plutarchiſchen Manier und Sprache, ungleich mehr und wichtigere Vorzüge behaupten konnte. Wenn die Kritik ehemals beym erſten Beginnen des Herausgebers hier die Mängel der Arbeit nur leiſe ahndete, dort vielleicht gar die Hand auf den Mund legte: ſo wird ſie jetzt kräftiger zum Sprechen aufgefodert, nachdem Hr. *H.* kein Bedenken gefunden hat, den Werth ſeiner Ausgabe ſelbſt höher anzuſchlagen, und ſich mit dem verdienſtvollen *Wyttenbach* in eine ſehr unerwartete Parallele zu ſtellen. *Qua in parte,* ſagt die Vorrede des achten Bandes, *quod cuivis perſuaſum eſſe velim, id certe potiſſimum egi curavique, ut noſtri amici prorſus nihil deſiderent, quod textum Wyttenbachianum notasque ei adſperſas commendare poſſe videatur, neque, quocunque modo res judicetur, ſi a verſione Xylandri latina diſceſſeris et juſtam aequamque ſubſidiorum, quae nos penes ſunt, rationem inieris, id curae ſtudiique, quod Plutarcho conſecrare ſuſcepimus — levius aut inferius ſit eo, quo Wyttenbachius de Plutarcho meruiſſe eſt cenſendus.* Nach dieſer Aeuſserung dürfen wir nichts weniger als den Vorwurf einer allzu groſsen Strenge fürchten, wenn wir die Arbeit des Herausgebers nach folgenden vier Foderungen prüfen. *Zuerſt* konnte man unſers Bedünkens erwarten, daſs Hr. *H.* die Hülfsmittel, die jedem Philologen leicht zu Gebote ſtehen, aufſuchen und bey Abfaſſung ſeiner Noten zu Rathe ziehen; *zweytens*, daſs er die Wyttenbachiſche Ausgabe mit Beſonnenheit und Sorgfalt benutzen; *drittens*, daſs er von den Hülfsmitteln, welche er wirklich in den Händen hatte, zur Verbeſſerung des Textes und zur Aufhellung dunkler Stellen einen conſequenten Gebrauch machen; *viertens*, daſs er von dem Seinigen wenigſtens ſo viel hinzufügen würde, als diejenigen Leſer, für welche dieſe Ausgabe beſtimmt iſt, ohne ihre Foderungen zu weit zu treiben, von einem gewiſſenhaften Editor zu verlangen berechtigt waren.

Digitized by Google

Mit den Hülfsmitteln, welche Hr. H. für die vorliegenden beiden Bände benutzte, wurde er zwar etwas ſpät bekannt; ſelbſt den Gehalt der Reiskiſchen Ausgabe lernte er, was uns in der That nicht wenig befremdete, nur erſt kurz vor dem Abdruck der ſeinigen kennen: indeſs iſt die Anzahl dieſer Hülfsmittel nicht ganz unbeträchtlich. Auſser einem Nürnberger Codex des XV. Jahrhunderts, welcher *Guarini Veronenſis translationem libelli de educatione liberorum* nächſt mehrern lateiniſchen Ueberſetzungen Plutarchiſcher Schriften enthält, verglich er drey ſehr alte *editiones Colonienſes* deſſelben Tractats, deren Ausbeute für die Kritik aber, ſo viel wir gefunden haben, äuſserſt gering iſt; er verglich ferner die ſeltene Xylandriſche Ausgabe der Schrift, *quomodo Adoleſcens poetas audire debeat*, welche ihm in kritiſcher Hinſicht noch mehr Nutzen geleiſtet haben würde, wenn er ſie mit der vollſtändigen, von demſelben Gelehrten beſorgten Edition der Plutarchiſchen *Moralium* hätte zuſammen halten können; er verglich bey einzelnen Schriften andere bekanntere Ausgaben, und durchgängig die *Kaltwaſſerſche* Ueberſetzung, aus der jetzt, wie bey den Lebensbeſchreibungen aus der *Kindiſchen*, oft lange Stellen ausgehoben und dem Leſer ſtatt eines Commentars mitgetheilt werden. Ein Glück, daſs die Ueberſetzung gut iſt: ſonſt würde man Urſache haben, mit dem bequemen Commentator unzufriedener zu ſeyn, und ſich zu den ältern lateiniſchen Ueberſetzungen, deren Werth für Kritik ſowohl als für Erklärung entſchieden iſt, lebhafter zurück zu ſehnen. Daſs auf die Verſionen ſo gar wenig Rückſicht von Hn. *H.* genommen worden iſt, wollen wir nicht rügen: befremdender iſt es, daſs er von der Schrift *de audiendis poetis* bloſs die erſte, noch ſehr unvollſtändige *Krebſiſche* Ausgabe, und von den *Inſtitutt. et Apophthegm. Lacon.* die *Gierigſche* Edition gar nicht gekannt, wenigſtens nirgends benutzt hat. Wie viele treffliche Erläuterungen einzelner Stellen, welche hier ohne Zurückweiſung auf die Geſchichte, ohne Bemerkung der lakoniſchen Sprechart, ohne Vergleichung der Parallelſtellen in den Plutarchiſchen Lebensbeſchreibungen, dunkel und unverſtändlich geblieben ſind, hätten aus der letztern, auch von Wyttenbach mit Recht empfohlenen Ausgabe hergeleitet werden können! Auch würden *Eraſmi Apophthegmata* dem Herausgeber bey Erklärung der Pſeudoplutarchiſchen Apophthegmen weſentlichere Vortheile als die in ihrer Armuth prangende *Maittairiſche* Ausgabe dargeboten, und bey der Schrift *de educatione liberorum* der wackere *Franciſcus Fabricius Marcoduranus* (Antwerp. 1562. 8.) belehrendere Auszüge als *Kretzſchmar*, *Stein* und Conſorten veranlaſst haben. Die Vernachläſsigung dieſer und einiger anderer Hülfsmittel kann indeſs durch ihre Seltenheit entſchuldigt werden: aber wie ſollen wir es nennen, daſs Hr. *H.* die zahlreichen Schriften älterer und neuerer Kritiker, in welchen einzelne Stellen des Plutarchus gelegentlich berichtigt und erläutert werden, gar nicht beachtet, gar nicht gebraucht hat? Wir ſuchten neulich bey unſerer Anzeige des Wyttenbachiſchen Plutarchus, durch einige Beyſpiele die Vortheile zu zeigen, welche eine ſorgfältige Benutzung jener Schriften, auch nach den Bemühungen des neueſten und gelehrteſten Herausgebers, dem Plutarchus gewähren könne: dieſe und eine unzählige Menge anderer Beyſpiele würden wir hier wiederholen müſſen, wenn es noch nöthig wäre, dem Leſer das Bedürfniſs einer ſolchen Benutzung fühlbar zu machen. Bey der Schrift *de adul. et amici diſcrim.* hat Hr. *H.* die *Heuſingerſchen* Bemerkungen (in *Miſcellan. Lipſ. Nov.* Vol. X. p. 202—307.), und noch fleiſsiger bey den *quaeſt. graec.* die neuerlich erſchienene treffliche Erläuterungsſchrift des Hn. *Wernsdorf* zu Rathe gezogen; die erſtern wahrſcheinlich nicht aus der Quelle ſelbſt: wenigſtens finden wir nirgends bemerkt, wo ſie zu finden ſind, und VII. p. 102. wird gar *Heuſinger ad Athen.* l. IX. c. 18. angeführt.

Was den Gebrauch der *Wyttenbachiſchen* Ausgabe anlangt, ſo hat zwar Hr. *H.* dieſelbe bey ſeiner Arbeit durchgehends zur Hand gehabt, die Textesänderungen und Varianten, welche zu der bereits abgedruckten erſten Hälfte des ſiebenten Bandes gehörten, in eigenen Supplementen ausgezeichnet und das Uebrige, was ihm bemerkungswerth ſchien, am gehörigen Ort in ſeine Noten eingetragen. Allein man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man ſich entweder durch Buchhändlerankündigungen oder durch eine uns neulich zu Geſicht gekommene Anzeige der Huttenſchen Ausgabe bereden lieſse zu glauben, Wyttenbachs Meiſterwerk ſey hier überall ſo gut benutzt, *daſs der nicht begüterte Philolog des Oxforder Drucks völlig entbehren könne.* Nicht genug, daſs kein Philolog bey Benutzung der Wyttenbachiſchen Noten die herrlichen Prolegomena dieſes Kritikers entbehren kann; jene Noten ſelbſt, in welchen bey der gedrängteſten Kürze faſt jedes Wort ſorgfältig abgewogen, jede Stellung der Worte abſichtlich gewählt iſt, ſind hin und wieder von Hn. *H.* ſo willkührlich abgekürzt und verändert worden, daſs dadurch einer ihrer Hauptzwecke, die Genealogie der Lesarten zu zeigen, oft gänzlich verſchwunden iſt. Hier von Zwanzigen nur Ein Beyſpiel! *Wyttenbach* I. p. 477. ἐκλῦσαι) *Sic A. B. E. Venet. Voſſ. Pol. Schott. Jannot. Anon. Xyl. T. V. B. Vitioſe* ἐλκῆσαι *Ald. Baſ. Unde vulgatum* ἑλκύσαι *fecit Stephanus. Sic ſupra p.* 112. *C.* ἐκλῦσαι *omnes habent libri, exceptis C. N. Perizon.* ἑλκύσαι. — *Hutten* VII. p. 370. ἐκλῦσαι) *Sic Reisk. dedit, et eſt in Turn. V. et Bong. Vulgo* ἑλκύσαι. *Ald. et Baſ.* ἐλκῆσαι. *W. recepit* ἐκλῦσαι *ex A. B. E. Venet. Voſſ. Pol. Schott. Jannot. Anon. Xyl.* Aber am ſchlimmſten iſt es, daſs Hr. *H.* offenbare Druckfehler der Oxforder Ausgabe nicht nur wiederholt ſondern wohl gar als Varianten aufgeführt hat. Z. B. VII. p. 440. *W. mox dat* ἀναμάττουσι. *Subjungit porro: „mox* Βίοτον *eſt in omnibus libris: proxima tamen videntur hic* Βιοτὸν *deſiderare." Haud ſatis perſpicio, quid haec ſibi velint. niſi prius* Βίοτον *vitioſe datum ſit pro* Βίον, *quod ipſe W. habet, et eſt omnino in Ald. Baſ.* etc. Das Räthſel löſet ſich ſehr leicht. ἀναμάττουσι iſt Druckfehler für ἀναμάξουσι, und das erſte Βίοτον f. Βίον. Eben ſo VIII. p. 254. *Verſus integer — ſic affertur — a Mez.* ψυχὴν

δ' Ἀρκάσσα Θυγὰν' ἄσπις ἐυελυη. Dies giebt nun zwar auch *Wyttenbach* I. p. 957., allein zur Integrität des Verſes fehlt vor ἄσπις das Wörtgen ἀλλ'. Vgl. *Mureti V. L.* L. IX. cap. . — VII. p. 450. ſind aus der Wyttenbachiſchen Note (I. p. 200.) die Worte: *fruſtra moneati Toupium corrigentem* ἐν Κλοκη ganz weggeblieben, wahrſcheinlich, weil Hr. *H.* ſich in den Druckfehler wieder nicht zu finden wuſste. Es muſs heiſsen ἐν Κλοκαις, wie *Toup. ad Longin.* p. 75. änderte. — Dieſe und ähnliche Irrthümer konnten zum Beſten des nicht begüterten Philologen vermieden werden, wenn Hr. *H.* mit etwas mehr Aufmerkſamkeit bey ſeiner Arbeit verweilte. Dann würden wahrſcheinlich auch manche Widerſprüche weggefallen ſeyn, womit er jetzt die Wyttenbachiſchen Bemerkungen hie und da beſtreitet. Z. B. VII. p. 441. εὐηφόρω *Krebſio placuiſſe, quod W. contendit. equidem nusquam obſervavi.* Nichts war leichter wahrzunehmen, wenn Hr. *H.* die *Krebſiſche* Note p. 16. der zweyten Ausgabe las. VII. p. 459. bringt Hr. *H.* aus Wyttenbachs *annotat. critica* einige abweichende Lesarten Xylanders bey, mit dem Zuſatze: *falſum eſt: nequaquam ita in ſingulari editione* u. ſ. w. Allein auf dieſe beſondere Ausgabe der Plutarchiſchen Schrift *de aud. poetis* bezog ſich Wyttenbach nicht, ſondern auf die vollſtändige der geſammten *Moralium*, in welcher ſich alle hier ausgezeichneten Varianten S. 12 ff. befinden.

Fragen wir ferner nach der Anwendung, welche Hr. *H.* von den Hülfsmitteln, die er gebrauchte, in Hinſicht auf Kritik und Erklärung gemacht hat: ſo ergiebt ſich ſehr bald aus der ganzen Anlage und Entſtehungsart dieſer Edition, daſs für die letztere weniger als für die erſte geſorgt worden iſt. Nur da, wo die Hülfsquellen bloſs Erklärung des Schriftſtellers darboten, ſind auch die Noten des Herausgebers gröſstentheils exegetiſch. So im Anfange der *quaeſtion. graec.*, wo indeſs aus der *Wernsdorfiſchen* Abhandlung noch manches Wiſſenswürdige, was die Erläuterung einzelner Stellen betrifft, und von der Ueberſchrift des Werks vielleicht gerade die einzig wahre Hypotheſe, bey der Eilfertigkeit des Excerpirens vergeſſen worden iſt. Die Geſetze der Kritik aber, welche Hr. *H.* bey Bildung des Textes befolgte und von denen er in der ſehr unlateiniſchen Vorrede zum ſiebenten Band einige Rechenſchaft ablegt, ſind keinesweges ſo geprüft und ſtreng als diejenigen, denen ſich der holländiſche Editor unterworfen hat. An ſehr vielen Stellen ſind bald aus dem Wyttenbachiſchen Apparat, bald aus den Noten anderer Herausgeber Lesarten, welchen Hr. *H.* den Vorzug vor der Vulgata gab, in den Text gerückt, auch wenn ſie nicht durch hinlängliche kritiſche Zeugniſſe beſtätigt wurden. Wir mögen dieſe Freyheit bey dieſer Ausgabe nicht tadeln; nur vermiſſen wir theils eine genauere Prüfung der Lesarten überhaupt, theils ein conſequentes Verfahren in Behandlung der richtigen. Warum verſchmähte Hr. *H.* zum Beyſpiel VII. p. 865. die richtige Verbeſſerung σπιαρόν, welche Wyttenbach ſchon ehemals (*ad Plut. de S. N. V.* p. 114.) vorgeſchlagen, und jetzt auf die Autorität einer alten Handſchrift mit Recht in den Text erhoben hat? Warum lieſs er VII. p. 430. das fehlerhafte μετέχειν ſtatt περιέχειν ſtehen? Warum zog er VIII. p. 240. die unverſtändliche Vulgata: εἴσῃ τῆς ὠνῆς, die auch ſchon Toup *Opuſc. Crit. II.* p. 126. *ed. Lipſ.* zu verbeſſern verſuchte, Wyttenbach's leichter und glücklicher Aenderung ἐνέκῃ τῆς ὠνῆς, vor? — So nimmt man bey dieſer Textesconſtitution nirgends ein conſequentes Verfahren, nirgends eine ſich gleichbleibende Anwendung der benutzten Hülfsmittel wahr. Verräth ſich auch hie und da ein richtiger Blick, der ſelbſt den Wyttenbachiſchen Wahrnehmungen zuvorkommt (wie z. B. VII. p. 272.): ſo trifft dieſer doch immer nur Kleinigkeiten; bey wichtigern Stellen hingegen ſcheint bloſs ein glückliches Ungefähr die Wahl deſſen, was wahr iſt oder der Wahrheit ſich nahet, geleitet zu haben. Die Schwierigkeiten ſolcher Stellen kennt gewöhnlich der Herausg. ſo wenig, als die Mittel, ſie zu heben. Auf gutes Glück iſt z. B. VII. p. 512. der Text, nach den Vermuthungen einiger Kritiker, ſo geändert worden: τοῦ δ' Ἀγχίσου τὸ ἕλκος ἰχῶρα ποιηρὸν ἐξιδίοντι μέσου, καταστάζοντα βυσσίνου φάρους. Allein worauf es bey dieſer Stelle ankomme, und was eigentlich die Schwierigkeiten ausmache, dies hätte wenigſtens aus den Heyniſchen Zweifeln (*ad Virgil.* To. II. p. 3.0 vgl. *Brunck. ad Soph.* To. IV. *Fragm.* p. 630.) von dem Herausg. bemerkt, und den Leſern bemerkbar gemacht werden ſollen. Sophokles ſchrieb gewiſs νώτου, Plutarchus hingegen *in dieſer Stelle* (wenn ſie ächt iſt) μέσου. Dies lehrt der Zuſammenhang. Ueberhaupt aber tritt Hr. *H.*, ſobald es auf Behandlung der in den Plutarchiſchen Schriften ſo häufigen Dichterfragmente ankommt, gleich wie aus ſeiner Sphäre heraus. Kaum daſs er die von Wyttenbach geebneten Pfade mit Aufmerkſamkeit verfolgt: an Bahnbrechen iſt gar nicht zu denken. Eine Menge Dichterfragmente ſind weder metriſch abgeſetzt, noch ihrem Inhalte nach erläutert worden: wie VII. p. 237. ein bekanntes Fragment des Sophokles b. *Brunck.* T. IV. *Fragm.* p. 606. Wenn frühere Editoren, dem ehrlichen *Barnes* folgend, aus deſſen fehlerhaften Ausgabe ein *fragmentum Eurip. incertae tragoediae* citiren, ſo citirt es ihnen Hr. *H.* treulich nach, ob gleich die Tragödie ſchon längſt nicht mehr ungewiſs, und das Fragment, wenigſtens ſeit *Valkenaers Diatribe*, von mehrern Kritikern berichtigt und erklärt worden war. So VII. p. 117. ἄλλ' ἄλλοτε ἤδη u. ſ. w., Verſe, welche im Euripideiſchen Chryſippus höchſt wahrſcheinlich von Lajus geſprochen wurden. Vgl. *Valcken. Diatr.* p. 22.

Da Hr. *H.* ſo viele Hülfsmittel zur Verbeſſerung und Erläuterung ſeines Schriftſtellers vernachläſsigt, von denjenigen aber, die er benutzte, einen ſo eingeſchränkten Gebrauch gemacht hat: ſo könnte man billiger Weiſe erwarten, daſs er uns durch das, was er ſelbſt leiſtete, für das, was er von Andern verſchmähete, habe ſchadlos halten wollen. Allein auch dieſe Erwartung bleibt nach Abſonderung alles deſſen, was Hn. *H.* nicht eigenthümlich zugehört, völlig unbefriedigt. Hier findet ſich, was man doch in einer ſolchen Ausgabe zuerſt vermuthen ſollte, kein Finger-

Digitized by Google

zeig über den Inhalt, Werth und die Aechtheit der einzelnen Plutarchiſchen Schriften, ſo leicht es auch dem mit ſeinem Schriftſteller vertrauten Editor ſeyn muſste, die Urtheile, welche z. B. die beſten Interpreten nach *Muretus* über den elenden, jetzt nur von H. (*praefat. Vol.* VII. p. X.) noch ſeines Inhaltes wegen ſehr empfohlnen Tractat *de puerorum educatione* gefällt haben, die Bemerkungen der Gelehrten (ſ. *Meiners Geſch. d. Wiſſ.* I. p. 135. *Wyttenbach Bibl. crit.* II, 4. p. 101.) über den Gehalt und die Aechtheit des *Sympoſiums*, die Kritiken des *Rualdus* und anderer über die ſeichte Compilation, welche den Titel *Apophthegmata et Inſtituta Laconica* führt u. ſ. w., durch neue Beobachtungen zu ergänzen und mit neuen Gründen zu unterſtützen. Wyttenbach konnte in dieſe Unterſuchungen vor der Hand noch nicht eingehen; indeſs gab er manche lehrreichen Winke, die dem Kundigen genügen: dieſe hat Hr. *H.* meiſtentheils wörtlich wiederholt, ohne ſie weiter zu verfolgen und für die Klaſſe von Leſern, welcher ſeine Ausgabe vorzüglich beſtimmt iſt, zweckmäſsig zu benutzen. — Daſs Hr. *H.* ſich auf eine weitläuftige und gelehrte Expoſition der mannichfaltigen Doctrin, welche in den Plutarchiſchen Schriften enthalten iſt, nicht einlaſſen konnte, begreift man leicht aus dem Plan und der Abſicht ſeiner Ausgabe: allein daſs man faſt überall, wo es Erläuterung hiſtoriſcher Daten, Aufhellung dunkler und verſteckter Anſpielungen, woran Plutarchus ſo reich iſt, Vergleichung anderer Stellen, beſonders aus Dichtern, galt, ſich von dem Commentator verlaſſen ſieht, können wir unmöglich gut heiſsen. Wie viele Leſer des Plutarchus werden z. B. VII. p. 271. *οὐ διὰ δρυὸς μόνον ὀρχῶν, ὡς ὁ Λυγκεύς*, ohne beigefügte Erklärung verſtehen? VII. p. 364. fügt Hr. *H.* dem im Texte fehlerhaft angeführten Verſe des Euripides *ὁ βίος ὄνομ' ἔχει, πόνος ἔργῳ δ'*, bloſs einige Varianten bey, ohne weder für eine Lesart zu entſcheiden, noch den Sinn zu entwickeln. Um dies zu können, war es freylich nöthig, vorher zu wiſſen, daſs der Dichter auf einen doppelſinnigen Ausſpruch des Heraklitus anſpielte, den Valckenär (*ad Eurip. Phoen.* p. 402.) zuerſt ins Licht geſetzt hat. Zuweilen wird von Hn. *H.* eine Erklärung eingeſtreuet, aber ohne hinlänglichen Beweis; z. B. VII. p. 598. *Indus et Dominans ſunt ſophismat in nomina.* So behend wuſste ſich hier ſelbſt Wyttenbach (I. p. 522.) nicht mit der ſchwierigen Stelle abzufinden. Allein das vorliegende gehörig beurtheilen, und das Urtheil erweiſen iſt überhaupt die Sache unſers Herausg. nicht. Sonſt würde er auch weniger Varianten gehäuft, und die mit Auswahl geſammelten, zur Belehrung des jungen Philologen, ſo kurz und treffend als möglich gewürdigt haben. Woher z. B. VII. p. 244. die Varianten *Βοῦρις. Πέρτις* ſt. *Βοῦρις καὶ Σπέρτις*? Gewöhnlich heiſsen dieſe Lacedämonier *Βοῦλις* und *Σπέρχις* bey den Alten. ſ. *Lucian. Demoſth. Encom.* p. 513. *Plutarch.* II. p. 815. E. vgl. *Leopardi Emendatt.* XIV, 18. — VII. p. 304. wird aus Xylanders Note bemerkt, daſs *ἀντίδουλα* ſt. der Vulgata *ἀντίδωρα* auch in einer andern Schrift des Plutarchus *de comparat. animalium* vorkomme: die Eilfertigkeit des Herausg. er-[illegible]

zen (Vol. II. p. 964.), noch weniger, über die Richtigkeit der einen oder der andern Lesart zu urtheilen. Die erſte hat auch an *Sallier* in *Mém. de l'acad. d. Inſcript.* Vol. X. p. 340. *ed. Pariſ.* einen neuen Vertheidiger gefunden. — Eines hat indeſs doch der Herausg. von dem Seinigen hinzugefügt, was unſere Leſer vielleicht am wenigſten vermuthen dürften — hie und da einen Beytrag zur kritiſchen Verbeſſerung mancher corrupten Stellen. Mag auch der gröſsere Theil dieſer Conjecturen unſtatthaft, wenigſtens nicht zur Aufnahme in den Text geeignet ſeyn: ſo nehmen wir doch die wenigen, welche ſich durch glückliche Leichtigkeit empfehlen, als ein unerwartetes Geſchenk mit deſto lebhafterm Dank an. VII. p. 247. *ὅταν δ' ἀποστραφῇ — θεῷ ὁ* (ſt. *θεῷ*) *φλεγόμενον.* Eine ſinnreiche Verbeſſerung, deren Evidenz dem Sprachkundigen bloſs wegen der fehlenden Partikel *ἄν* nicht völlig einleuchten wird. Ein ähnlicher Fall iſt VIII. p. 176., wo man aber leichter nachhelfen kann. Hr. *H.* ändert den durch Varianten und gewagte Verbeſſerungen entſtellten Text folgendergeſtalt: *τρέσας τὸ τοῦ κηλοῦ φίλημα καὶ νῦν ἀνελθεῖν πεισθέντα ἐκεῖνον ἐντὸς φιλήματος, αὐτοῦ μὴ ἀποδειλιάσαντος.* Auch dieſe Verbeſſerung iſt, wie die vorhergehende, in den Text aufgenommen. Allein *ἀνελθεῖν πεισθέντα* ſchrieb kein Grieche. Wir leſen *ἂν ἐλθεῖν* (wie auch *Cod. Petav.* hat, vgl. *Vit. Ageſil.* Vol. IV. p. 88. ed. Hutt.), und geben nunmehr der Huttenſchen Correction dieſer Stelle ſelbſt vor der Wyttenbachiſchen (I. p. 835.) den Vorzug. — *VIII.* p. 219. wird die bekannte Anekdote vom *Lykurgus* erzählt, der zwey auf ganz verſchiedene Art aufgezogene Hunde in die Volksverſammlung brachte: *ἔθηκεν ἀκάνθας καὶ λιχνείας τινάς, ἀφῆκε δὲ καὶ λαγών.* Wer füttert die Hunde mit Diſteln? Hr. *H.* vermuthet *τ-νθείας.* Nicht übel. Rec. las *κανδύλους.* Das Wort braucht Plutarchus auch anderwärts (To. II. p. 664., Reisk. VIII. p. 636.), und Photius erklärt es durch *σκευασία ὀψοποιικὴ μετὰ γάλακτος καὶ στέατος καὶ μέλιτος· ἔνιοι δὲ διὰ κρέως καὶ ἄρτου καὶ τυροῦ.* Vergl. *Athen.* XII. p. 516. und *Intpp. ad Heſych.* II. p. 135. — VII. p. 182. machten die *κρίνων καὶ τυμπάνων ἐγχαράξεις* allen Auslegern viel zu ſchaffen. Will man *κρίνων* beybehalten, ſo darf man es nicht mit *Kaltwaſſer* von Lilien, ſondern muſs es von einer Gattung Tanz (ſ. *Meurſius de ſaltat. vett. in Gronov. Theſ.* VIII. p. 1267.) verſtehen. Hr. *H.* ändert es in *κροτάλων*, ſo wie *ἐγχαράξεις* in *ἐν τῷ ἀγείρειν κρούματα* um. Kühn iſt die Aenderung, aber ſicher nicht wahr. Hieſs es vielleicht *πηκτίδων κ. τ. ἐγχαράξεις*? Denn auch *ἐγχαράσσειν* paſst ſchwerlich zu muſikaliſchen Inſtrumenten, deren verſchiedenartige Behandlung vielmehr mit den Worten *ἐγχαράσσειν, κρέκειν, κροτεῖν* (ſ. *Huſchke Epiſt. crit.* p. 12.) bezeichnet wird.

Uebrigens ſollen unſre Bemerkungen denjenigen, die dieſe Ausgabe ſchon beſitzen, oder ſich noch anſchaffen wollen, ſie keinesweges verleiden; wir wünſchen vielmehr ihr einen ſichern Fortgang, zumal da die Wyttenbachiſche Ausgabe ſobald noch nicht vollendet werden dürfte, und ſehn mit Vergnügen, daſs vor kurzem auch der 9te Band herausgekommen iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, in der Felſeckeriſchen Buchh.: *Neue Beyträge zur Erklärung der wichtigſten bibliſchen Stellen, in welchen das πνευμα αγιον vorkommt, mit Rückſicht auf die kleine Schrift des Herrn Geh. R. R. Hezels: über Geiſt und Fleiſch etc. nebſt fortlauffenden Anmerkungen und einem Anhange*, von *C. W. F. Penzenkuffer*, Prof. der bibliſchen Exegeſe. 1796. mit Einſchluſs der Vorrede und der Regiſter. 18 Bogen gr. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich manche unſerer Leſer die Art, wie der Vf. bey Erklärung der Bibel verfährt, ſchon aus dem *Henkiſchen Magazin für Religionsphiloſophie* etc. kennen werden, wo er zuerſt als Exeget mit einem (auch hier wieder mit Veränderungen und Zuſätzen abgedruckten) Aufſatz über einige Stellen im N. Teſt. *nach Kantiſcher Erklärungsmethode* aufgetreten war: ſo ſcheint es uns doch nöthig, hier einen nähern Begriff davon zu geben, nicht nur um derer willen, denen ſie noch nicht bekannt iſt, und um zu zeigen, wie er ſie auf die ſo häufigen und ſchweren Stellen, wo der *heilige Geiſt* erwähnt wird, angewendet habe; ſondern auch wegen des Vf. ſelbſt, der (S. XXIX. der Vorrede) ausdrücklich bittet, ihn mit dem Vorwurfe einer *Kant'ſchen* Exegeſe, — die er doch ſelbſt bey ſeinem Aufſatze im Henkiſchen Magazin anzukündigen gar nicht bedenklich fand, — „als mit einem *unartigen* Vorwurfe zu verſchonen, der an die Stelle des aus der Mode gekommenen *Ketzers* getreten zu ſeyn ſcheine, und ihm die nämliche Gerechtigkeit zu ſchenken, die er jeder Parthey, der Billigkeit gemäſs, zu Gute kommen laſſe." Dieſe Pflicht würden wir auch ohne dieſe Auffoderung recht gern erfüllt haben, hoffen aber auch unſere Gedanken über ſeine Erklärungsart überhaupt und deren Anwendung auf die Stellen der heiligen Schriften vom heiligen Geiſt insbeſondere mit eben der Freymüthigkeit ſagen zu dürfen, mit welcher der Vf. ſich über dieſe Stellen geäuſsert hat.

Den Anfang macht er mit der Stelle Matth. 28, 19. der er (S. XXVIII. der Vorrede) einen beſondern Fleiſs und Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben verſichert, da er, durch manche unangenehme Zufälle beſchränkt, die meiſten andern Stellen ſtiefmütterlich behandelt habe; und wirklich nimmt auch ihre Erklärung über die Hälfte dieſer neuen Beyträge ein. Ganz richtig erkennt er dieſe Stelle für keine *Tauſformel*, ſondern für eine *Tauſanweiſung*, die er ſich dann S. 7. ff. ſo vorſtellt: „daſs Jeſus dabey Bezug auf die ihm ſo ſehr am Herzen gelegene *moraliſche Lehre* genommen, ſeinen ganzen mündlichen Unterricht in Ausführung der Hauptformen und Attribute, in welchen er ſeine *moraliſche* Grundſätze den *Juden* vortrug, gleichſam recapituliren und den Apoſteln die *drey Geſichtspunkte*, worin er ſeine praktiſch-vernünftige Religion vortrug, kurz, die Hauptidee angegeben habe: Taufet auf das Bekenntniſs der *moraliſchen Religion*." Nach jenen drey Geſichtspunkten ſoll nun Jeſus ſagen wollen: „Taufet ſie auf die (Annahme und thätige Ausübung der) Religion des Vaters, des Sohns und des (dieſen beiden *gemeinſchaftlichen*) Geiſtes der Tugend und des Verſtandes; d. h. auf die Religion, von der ich euch ſagte, daſs ſie von meinem *Vater* (von dem moraliſch Zeugenden) iſt, den ihr unter dem Namen דבר יהוה kennet; auf die Religion deſſen, den ihr *υιος Θεȣ* (praktiſch, vom יהוה gezeugten) nennt, auf meine Lehre; endlich auf die Religion, von der ich euch ſagte, daſs ſie (wie das דבר יהוה) das *πνευμα Θεȣ* beſitze, und welche euch zu *verſtändigen* und *tugendhaften* Menſchen macht. Dieſen Sinn ſucht er nun durch eine ſo weitläufige Deduction zu beſtätigen, mengt ſo viele Nebenſachen und beyläufige Erläuterung andrer Schriftſtellen ein, ſpringt immer ſo von dem einen auf das andere und wieder rückwärts, und dieſes alles in einem ſo gedehnten und mit Ausdrücken aus der Schule der kritiſchen Philoſophie überladenen Stil, mit überall eingeſchobenen Parentheſen und Ausbrüchen des Eifers gegen Juden, Phariſäer, Apoſtel und gewöhnliche Exegeten, daſs er auch den geduldigſten Leſer ermüden könnte, und daſs es oft ſchwer hält in der Kürze beſtimmt anzugeben, was er eigentlich ſagen wolle. Er will ſeine Erklärung *zuerſt* durch eine Zergliederung und Erklärung der einzelnen in obiger Stelle vorkommenden Begriffe, und *zuletzt* durch eine Expoſition der bibliſchen Tugendlehren und ihrer hebräiſchen Form, deutlich zu machen ſuchen. Dabey *ſetzt* er überall *voraus*, — daſs Wort Gottes und Chriſtenthum insbeſondere, nichts anders ſey als *ſittliche Vernunftgrundſätze*, als welche auch (nach S. 19 und 99.) der altteſtamentliche Jude darunter verſtanden habe. (Alſo wohl auch, wenn Hr. P. conſequent ſeyn will, das ganze moſaiſche Geſetz, ſelbſt ſeinem ſogenannten poſitiven Theile nach, welches gewiſs jeder Jude für *Gottes Wort* hielt, und dem doch gleichwohl, nach S. 20., der poſitive Gottesdienſt, nebſt ſeiner Grundlage, entgegengeſetzt ſeyn ſoll?) Daraus entſteht dann ein ganz neuer Sprachgebrauch, nach welchem z. B. — um alles in Hn. P. eigner Sprache auszudrücken — 2 Cor. 5, 21. *ὁ μη*

Digitized by Google

ἡμεῖς γινώμεθα δικαιοσύνη Θεου heiſst: „Wir, jüdiſcher „Κοσμος, werden die Tugend des Jehovah, d. h. wir „werden ſolche, die die Tugend des Jehovah zu ei- „nem Gegenſtande der Anſchauung an ſich für ande- „re noch zum Κοσμος gehörige machen" (S. 103.): Joh. 11, 25. (in der Geſchichte von Lazari Auferweckung!) will Jeſus ſagen: „*Ich* (meine moraliſchen „Vernunftgrundſatze) *bin* (ſind) das Mittel der Aufer- „ſtehung zum Leben, d. h. meine Lehren wecken „zum Gebrauche der Vernunft und zur Uebung in „der Tugend, ſie ſind der Weg zur Selbſterkenntniſs „(ἀναστασις τ. ζωης);" und die *thätigen* Verehrer deſſelben heiſsen (in dem Streite Jeſu mit den Sadducaern Luc. 20, 36.?) υἱοι τ. ἀναστασεως „(S. 105); Phil. 2, 9. ὀνομα ὑπερ το ὀνομα (das Jeſu als *Belohnung* für ſeine Treue auf Erden beygelegt wird?)" eine Religion über alle Religionen (S. 1 6.); 2 Cor. 13, 13. heiſst χαρις Ιησ. *die ſittliche Lehre Jeſu* und, weil χαρις Wohlthat bedeutet, ſo kann χαρις Θεου auch heiſsen: der durch das Chriſtenthum gereinigte und *gebeſſerte Wille* des Κοσμος (S. 110.); ſo wie (nach S. 121.) ἀγαπη Θεου *die vervollkommnende innere Kraft des Chriſtenthums*.

Auf dieſe bisher meiſtens ganz unbekannten Bedeutungen führt ihn die Methode, die er überall in Aufſpürung derſelben beobachtet. Er ſieht, was irgend für ein anderes Wort an ſtatt desjenigen, deſſen Bedeutung er ſucht, in einer andern Stelle geſetzt, oder in der vorliegenden Stelle ſelbſt beygefügt wird; und ſogleich muſs das eine eben das, was das andre, bedeuten, die Stellen mögen übrigens ſo verſchieden ſeyn, als ſie wollen. Luca 21, 15. verheiſst z. B. Jeſus den Apoſteln σοφιαν und v. 12, 11. daſs ſie das ἁγιον πνευμα belehren ſolle, alſo heiſst ihm ἁγ. πν. *Weisheit*, dieſe iſt mit *ſittlichen Vernunftgrundſatzen* einerley, folglich heiſst πν. ἁγ. *ſittliche Vernunftgrundſatze;* ohne zu bedenken, daſs, wenn in einer Stelle die Urſache, in der andern die Wirkung genannt wird, dieſe darum nicht einerley ſind, zumal da πν. ἁγ. und σοφια ausdrücklich 1 Cor. 12, 8. unterſchieden werden. Eben ſo ſteht 2 Cor. 8, 23. κοινωνος ἐμος und εἰς ὑμας συνεργος beyſammen, alſo ſoll κοινωνια ſo viel ſeyn als συνεργεια, und die Redensart κοιν. ἐχειν μετα τινος (etwa: mit andern gemeinſchaftlich arbeiten? welches denn freylich 1 Joh. 1, ‥ etc. einen ſonderbaren Sinn geben würde. Nein! ſondern:) *ſich für jemand intereſſiren* (S. 109.). Findet dieſer Verſuch, eine Bedeutung zu enträthſeln, nicht ſtatt; nun ſo muſs die Etymologie, oder der allgemeine Begriff, den ein Wort ausdrückt, angewendet auf einen ſpeciellern, aushelfen, wenn ſich's nur irgend auf ſittliche Vernunftgrundſatze hinziehen läſst, und paſst es dann zu den vorkommenden Prädicaten, ſo bleibt vollends kein Zweifel übrig. So hieſs bey Hr. P., wie wir vorhin erwähnten, und weil χαρις ‥ jede *Wohlthat* Gottes, ‥ auch der durch das Chriſtenthum *gebeſſerte Wille*, denn das iſt ja auch eine Wohlthat Gottes; und ‥ (S. ‥), angehaucht vom Geiſt, Geiſt aber war ſo viel als *Weisheit*. alſo heiſst ‥ der Inhalt *weiſer und moraliſcher* *Grundſatze*, und Paulus ſagt ja eben da, wo er dieſes Wort braucht, 2 Tim. 3, 16. daſs eine ſolche Schrift auf *Verſtand* und *Herz* wirke. Dieſe Verfahrungsart bey Erklarung der heiligen Schrift iſt eigentlich ein bloſses Rathen, das ja wohl manchmal trifft, aber hochſtens nur auf einen *möglichen* Sinn, auf etwas *Denkbares* und *nicht Unmoraliſches*, keinesweges auf die Ueberzeugung führt, daſs etwas in jenen Schriften *wirklich* gemeynt, alſo wirklich *Sinn derſelben* ſey; daher wir dem Hn. P. nicht Unrecht zu thun fürchten, wenn wir ſeine Verſicherung (S. VIII. der Vorrede): er wolle in ſeiner Schrift nichts *entſcheiden*, weniger auf die Rechnung ſeiner ſo oft verſicherten Beſcheidenheit, als des Gefühls von Mangel ſeiner exegetiſchen Ueberzeugung bey dieſer Methode, ſetzen. Eben daher läſst ſich auch wohl erklären, warum er bisweilen ſeine Erklärungen deutlich, keinen Zweifel übrig laſſend, mit wichtigen Gründen unterſtützt, alle bisherigen aber willkürlich und unbefriedigend, nenut, und dann wieder ſich nichts zu beſtimmen getraut; bald (S. VII. der Vorrede) behauptet: „daſs es noch an untrüglichen Kennzeichen einer ächten bibliſchexegetiſchen Wahrheit fehle, wonach man mit *Sicherheit* das Verfahren Anderer und ihre Reſultate zu beurtheilen im Stande wäre" und anderwärts (S. XI.): „daſs kein Anderer, als der Exegete, (im Gegenſatz gegen den, der auf den moraliſchen Sinn ausgeht) mit mehr Gewiſsheit den bibliſchen Sinn beſtimmen könne." *Daſs Hr. P.* jeden Verſuch unterläſst, die Stellen *des N. Teſt.* zu erklären, wo von Mittheilung des heiligen Geiſtes durch Auflegung der Hände, von der Aeuſserung des empfangenen heiligen Geiſtes durch Reden in fremden Sprachen u. d. gl. geſprochen wird, iſt ihm gar nicht zu verargen, weil er den Umfang ſeiner Beyträge nach Belieben einſchränken konnte, weil er dergleichen Stellen für ganz unverſtändlich hält, und weil bey ſolchen Stellen freylich an keine *ſittlichen Vernunftgrundſatze* oder Mittheilung von *Weisheit und Tugend* zu denken war; wiewohl ihn eben dieſe Stellen hätten überzeugen müſſen, daſs jener moraliſche Begriff, den der Ausdruck des πν. ἁγ bezeichnen ſollte, nicht der einzige oder allgemeinſte Begriff ſey, der in der heiligen Schrift damit verknüpft werde. Aber, daſs er die eingeſehene Unmöglichkeit, alle Stellen, wo das πνευμα oder πν. ἁγ erwähnt wird, auf ſeinen moraliſchen Begriff zurück zu führen, die Apoſtel ſelbſt entgelten läſst, wiſſen wir ſchwerlich von dem Vorwurfe der Unbeſcheidenheit — um aufs gelindeſte zu reden — zu befreyen. Welche Inconſequenz wenigſtens zwiſchen folgenden Stellen, die wir mit ſeinen eigenen Worten herſetzen wollen! „Es bleibt immer kühn (S. ‥.) und ſehr unſicher, „zum Behufe eines exegetiſchen Urtheils, irgend ei- „ne gegebene dieſer Abſicht ungünſtige apoſtoliſche „Idee zu verwerfen und anders zu deuten, weil ſie „für uns unverſtändlich und dunkel, inconſequent „und unlogiſch, überflüſſig und zu umſtändlich, „nicht ſcharf genug oder nicht richtig genug, „oder erwieſen iſt, oder überhaupt weil dieſe mit je-

„nem nicht zuſammenſtimmt. Die Apoſtel muſsten „ſich ſchon als Juden an die Form des Unterrichtes „Jeſu ſtrenge halten" u. ſ. w. — und hingegen in andern Stellen: (S. 4.): „Es iſt ein offenbarer Beweis „der Inconſequenz der Apoſtel, daſs etc." (S. 35.): „kein Unternehmen kann nutzloſer ſeyn, als das Beſtreben den *apoſtoliſchen* Sinn zu erforſchen, eine „Conſequenz und Feſtigkeit in ihren Glaubensmeynungen und in ihrer Gedankenreihe aufzufinden „oder gar ſchon vorauszuſetzen, und einen *beſtimmten* Sprachgebrauch zu erfahren; alle Augenblicke „ſtöſst man auf mangelhaften Zuſammenhang — — „auf unzuſammenhangende Gedanken, die ihre Embryonſchaft nicht verbergen können, auf die wunderlichſten Sprünge des Verſtandes und einer frommen Phantaſie etc. S. 91.: die Apoſtel hatten, wegen eines urſprünglichen Mangel's an geiſtiger Bildung, zur eigenen Ideenſchöpfung gar keine, auch „nicht die geringſte Diſpoſition, und ſind alſo gar „nicht die ſichern Leute, auf die man ſich verlaſſen „könnte, und die alſo in dem Augenblicke ſchon auf „alle ſchiedsrichterliche Auktorität Verzicht thun, in „welchem ſie es wagen, allein und ohne das Gängelband des Unterrichts Jeſu zu gehen; und aus eigner „Kraft theoretiſche Wahrheiten aus ihrer Seele zu „ſpinnen, woraus natürlich immer ein hebräiſch-„chriſtliches Chaos entſtehen muſste. — Sie wuſsten „es ſelbſt nicht, welchen Rang ſie dem πνευμα ἁγιον „geben ſollten." Dergleichen Aeuſserungen wiederholt der Vf. an mehreren Orten; ohne die Frage aufzuwerfen oder ſie mit ſeiner groſsen Achtung gegen Jeſum zu vereinigen: was dann das πν. ἁγιον ihnen habe helfen, wie ſie von dem belehren ſollen, was Jeſus ihnen noch nicht ſagen konnte, wie ſie in alle Wahrheit leiten?

Ueberhaupt iſt der gute Kopf des Vf. nicht zu verkennen; wir glauben es ihm auch recht gern, daſs er „bey dieſer Arbeit ſich (anfänglich) aller *fremden* „Hülfsmittel entäuſsert und ſeine Ideen *frey* entwickelt, daſs er über die hier erläuterten Stellen eine *dreyjährige* ſorgfältige Unterſuchung angeſtellt, „und *volle zwey Jahre* ſein Mſcpt. ununterbrochen „umgearbeitet und gefeilt habe;" wir zweifeln über dies gar nicht an ſeiner guten Geſinnung gegen die heilige Schrift als einer göttlichen Offenbarung, deren Ehre er nach *ſeiner* Einſicht, wonach man ihn allein beurtheilen muſs, zu retten ſuchen wolle. Selbſt ſein hartes Urtheil über die Apoſtel ſoll uns daran nicht irre machen; denn es rührt ſicherlich von dem Ideal her, welches er ſich von ihren Schriften, als göttlichen, gemacht hatte, und ſie nach dieſem als ſolche hinterdrein nicht fand, und dieſes letztere wieder daher, daſs er ihren Sinn auf einem ganz unrichtigen Wege ſuchte; oder vielmehr Etwas von ihnen foderte und erwartete, was ihm bloſs ſeine lebhafte Einbildungskraft vorgeſpiegelt hatte; mit alle dem hätte er bey dem, was er in ihren Schriften unverſtändlich fand, ſich mit dem *Non liquet* beſcheiden, ſich aber aller Invectiven gegen ſie enthalten ſollen. Der vornehmſte Grund ſeiner Verirrungen liegt in der von ihm ſogenannten *Kantiſchen Erklärungsmethode*, die er ganz am unrechten Orte anbringt, und weiter ausdehnt als ſie von dem Königsbergiſchen Philoſophen gemeynt war. Ganz am unrechten Orte. Denn dieſer will ſie ja nur bey ſolchen, welche in den heiligen Schriften eine göttliche Offenbarung vorausſetzen, gebraucht; er will ſie nur zu Hülfe genommen wiſſen, ihnen durch dieſe als göttlich angenommene Schriften die reine Vernunftreligion zu empfehlen; und ſie kann bey der Erklärung zu weiter nichts dienen, als einen bloſs *möglichen* Sinn zu finden d. i. einen ſolchen, der denkbar iſt, einen nicht ungereimten Satz giebt, und eine für die Moralität nützliche Wahrheit in ſich ſchlieſst, keinesweges aber ſogleich mit den *wirklichen*, d. i. von den heiligen Schriftſtellern beabſichteten Sinn. Zu weit aber dehnt Hr. P. Kants Vorſchlag aus, wenn er nun, ſo bald ſich bey πνευμα ἁγιον oder andern Wörtern, Weisheit und Tugend *denken* laſst, auch W. und T. als das vorſtellt, was in gewiſſen Stellen durch jene Wörter habe *ausgedrückt werden ſollen*; denn es kann ja πν. ἁγ. Gott ſelbſt oder ſeine Kraft, oder die von ihm bekannt gemachte Lehre, und noch viel mehreres, kurz, Urſachen der W. und T. oder Mittel ſie zu befördern, bedeuten, und dieſer Sinn eben ſo denkbar ſeyn und eben ſo auf Beförderung der Moralität abzwecken, ohne daſs nun eben πν. ἁγ. etwas moraliſches ſelbſt oder W. und T. heiſse. Dieſe Verfahrungsart in der Erklärung der Bibel, die man bey jedem andern Buche ſeltſam finden würde, muſs nothwendig zu den willkürlichſten Erklärungen verleiten, und dürfte immer mehr die Gleichgültigkeit gegen genaue Sprachkunde befördern, ohne die keine gründliche Auslegung ſtatt findet. Faſt ſollten wir durch manche Sprachfehler, die Hr. *P.* ſich zu Schulden kommen läſst — wenn er z. B. *überall* δοξΗ im Nominativo ſagt, oder S. 111. ῥηματα im dativo ῥημαΤΟΙΣ declinirt oder S. 105. einigemal ΤΟΥ ἀναστασεως ſetzt — in dieſer Beſorgniſs beſtärkt werden, falls nicht eher dergleichen Fehler, wie manche häufige Verſtöſse gegen die Richtigkeit in der deutſchen Sprache, auf die Rechnung zu groſser Flüchtigkeit kommen.

Von dem jedesmahligen herrlichen Funde iſt er dann, wenn ſeine Imagination einmal einen Sinn aufgefangen hat, der ſich *denken* läſst und zur Noth *konnte* an die Worte gehängt oder vollends gar dem Zuſammenhange *angepaſst* werden, ſo eingenommen und findet ihn ſo einfach, daſs es ihm darüber gar nicht einfällt, es könnte eben ſowohl auch etwas anderes heiſsen, daſs er alſo auch gar keine Vergleichung unter mehrern möglichen Erklärungen anſtellt, daſs er den gerathenen Sinn beſtätigt genug glaubt, wenn er allenfalls die Unrichtigkeit *einer* gewöhnlichen Erklärung zu zeigen weiſs, und darüber allen ausgemachten Sprachgebrauch, Zuſammenhang, Jüdiſche Vorſtellungen, auf die er ſonſt ſo oft dringt u. d. gl. gänzlich vernachläſsigt. Wunders halber mögen doch hier noch einige Proben ſtehen. Jederman weiſs, daſs רוח, πνευμα, *ſpiritus*, und ähnliche Wörter in allen Sprachen, Hauch, Athem, Leben,

bedeuten, ſieht alſo ſogleich was *ſpiritum reddere, extremum ſpiritum excipere etc.* bedeute, kann daher gar nicht über den Sinn verlegen ſeyn, wenn David Pſ. 31, 6. oder Jeſus Luc. 23, 46. Gott ſeinen Geiſt übergiebt. Hr. P. aber, der bey πνευμα immer etwas moraliſches wittert, weiſs S. 153., daſs beide ſagen wollen: deinem Schutze vertraue ich meine *Unſchuld* an oder überlaſſe ſie deinen Urtheile. Nach ihm heiſst S. 157. ἐν πνευματι Θεου ἐκβαλλω τα δαιμονια, *ich nutze* den Dämoniſchkranken durch meinen Gottesgeiſt und S. 160. βλασφημια τ. πνευμ. Herabwürdigung des *moraliſchen Vernunftgeiſtes.* S. 178. wenn Chriſtus ſagt: David redete ἐν πνευμ. ἁγιῳ, ſo ſoll dies nicht ausdrücken: er redete *als ein Prophet*, ſelbſt wenn in andern Stellen προφητης dabey ſteht, ja eben darum nicht, weil dies dabey ſteht, ſondern es ſoll heiſsen: der *einſichtsvolle, hellſehende*, David ſagte voraus, oder: er ſagte *treffend*, daſs ἐν πν. ſtehe für ἐν τῃ ἀληθειᾳ. Nach S. 191. ſoll ψευσασθαι το πνευμα το ἁγ. heiſsen: *Chriſtenthum lügen*, ſich für einen Chriſten ausgeben und doch niederträchtig gegen dürftige Chriſten handeln; Petrus ſoll alſo den Ananias getödtet haben, weil dieſer durch ſeine Schelmerey bey den Heyden die Meynung erregen konnte, als begünſtige das Chriſtenthum Betrügereyen. 1 Petr. 3, 18. 19. ſollen die Worte: χριστος ἐν πνευματι ἐκηρυξεν τοις ἐν φυλακῃ πνευμασι nach S. 228. ſagen: er habe den höchſt verdorbnen Juden (die v. 20. nur mit den ehemaligen Ungläubigen zur Zeit Noa in Parallell geſtellt würden) eine beglückende *moraliſche* Vorſchrift zu ihrer Rettung gegeben. — Ein mehreres brauchen wir wohl nicht auszuzeichnen, oder unſere Leſer mit dem Geiſte dieſer Erklärungsart bekannt zu machen, daher wir Joh. 8, 56. 58. und andere hier zu erklären verſuchte Stellen ſowohl als alles das übergehn, was der Vf. gegen des Hn. G. R. R. Hezels Erklärungen erinnert hat. Vielleicht iſt es ein glücklicher Vorſatz, daſs Hr. P., wie er irgendwo äuſsert, das bibliſche Studium als ſeine Lieblingsbeſchäftigung aufgegeben hat. Indeſſen kühlt ſich ſeine durch Zeitmeynungen und Gewohnheiten zu lebhaft bewegte Imagination ab, und man erhält vielleicht von einem ſo fleiſsigen und guten Kopf deſto reifere Früchte, die auf *dem* Wege, worauf er ſich einmal verirrt hatte, ſich nicht ſammlen lieſsen.

PHILOSOPHIE.

Basel, b. Schweighäuſer: *Aphorismen über den Menſchen.* Von *Felner.* 1792. 238 S. 8.

Dieſe Aphorismen haben Manches von dem Guten, aber auch alle die Fehler des aphoriſtiſchen Vortrags. Zu den letztern rechnen wir beſonders Einſeitigkeit, Paradoxie in Gedanken und Ausdrücken und Inconſequenz, lauter Folgen des Haſchens nach Neuheit, und ſententiöſer Kürze. Wie wunderlich klingt folgende Stelle S. 225. „Die Gedanken der Menſchen „ſcheinen *vorauszufliegen*, hinter drein kommt der „gerade *Menſchenverſtand*, und macht ihnen Röckchen „von *Sonne*, oder — *Löſchpapier;* kurz Röckchen, „die jedem recht ſind. Und nur dann, wenn der „allbelebende *Hauch*, den Gott ſeinem Ebenbilde einblieſs, wenn eine *Feuerſeele* wieder in ſie hinein „fährt, wenn die Röckchen die Gedanken nicht geniren; fallen ſie wie *Räuber*, die Euch in einem „Hinterhalte unbemerkt auflauern, über Euch her, „und halten Euch mit vor die *Bruſt geſetzten Piſtol* ſo „feſt auf der Stelle, daſs Ihr nicht früher (eher) loſs „kommt, bis Ihr Ihnen Euer *Herz* hingegeben habt." Man denke ſich Gedanken voll Feuerſeele in einem Röckchen von Löſchpapier, die mit Piſtolen in der Hand Herzen fodern!! Wie leer iſt folgende Stelle, S. 226. „Wir wiſſen nur, daſs die ſchlechteſten Bau„meiſter unter der Sonne, auch die ſchlechteſten „Sprachmeiſter unterm Monde waren." Was will der Vf., wenn er ſagt, S. 228. „was Ihr erfinden „nennt, iſt eigentlich nur finden, errathen, oder „ſchlechtweg ſehen. Die liſtige Natur hat ihre ſchön„ſten Raritäten alle hinter einen *durchſichtigen* Schirm „geſtellt; ihn wegrücken, heiſst erfinden, *denn es* „heiſst ja nur ſehen." Wozu denn erſt wegrücken, wenn er durchſichtig iſt, und was haben wir aus *der* ganzen Stelle gelernt? Was bedeutet die darauf *folgende* Tirade: „Talente erziehen heiſst *alſo im eng*„ſten Verſtande wohl nichts anders, als *einem Jungen* „die kleinen Kartenkünſte lernen (einen lehren), ihn „die *Frage* über jeden Gegenſtand ſo lang herum dre„hen lernen, (lehren) bis die *Karte*, die er ſucht, „oben im Spiele liegt, daſs er ſie nur umſchlagen „darf, und dann die *Sache* ſelbſt hat." Weiſs man nun, was es heiſst, Talente erziehen? Sieht nicht der ganze Unterricht aus, als gieng er auf das Volte Schlagen? Und wie kann man mit der Karte die Sache ſelbſt haben? — Wir könnten noch mehrere Stellen dieſer Art anführen, die deutlich genug zeigen, wie gefährlich es iſt, bekannte und gemeine Gedanken auf eine neue und blendende Art ausdrücken zu wollen, und wie ſehr eben dazu der Aphorismenton verführt. Oft iſt die Idee des Vf. ſehr wahr und treffend, aber es genügte ihm nicht, ſie einfach vorzutragen, er haſchte nach einem ſeltnen Bilde, malte dies zur Ungebühr aus, und verlor darüber den ganzen Gedanken, oder ſagte Galimathias. Es ſcheint, als habe ihn beſonders Lavaters Wörterwurf und Herders Energie des Ausdrucks zur Nachahmung gereizt. Wo er natürlich und prunklos ſpricht, verdient er alles Lob: die meiſten ſeiner Bemerkungen ſind wahr, und viele ſehr fein. Nur das wundert uns noch, wie der Vf., der nach S. 226. ſo viel auf die Reinigkeit der Sprache hält, ſich dennoch ſo viele fremde Wörter ohne Noth erlauben konnte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Junius 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Göſchen: *Das Vermächtniſs.* Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. Von *Auguſt Wilhelm Iffland.* 1796. 224 S. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst. *Die Advocaten.* Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. Von *A. W. Iffland.* 1796. 206 S. 8. (16 gr.)

3) Ebend. *Dienſtpflicht.* Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. Von *A. W. Iffland.* 1796. 220 S. 8. (15 gr.)

Es wird allgemein anerkannt, daſs Hr. J. den Hauptzweck ſeiner Darſtellungen, die moraliſche Belehrung, ſeit dem Anfange ſeiner Laufbahn unverrückt im Geſichte behalten hat. Bis in ihre kleinſten Theile ſind alle ſeine Werke von dem Beſtreben nach Nützlichkeit durchdrungen, und die Freyheit des Dichters iſt oft, unſtreitig mit Selbſtverleugnung, der ſtrengen Gerechtigkeit des Sittenrichters aufgeopfert worden. Bürgerliche und häusliche Zucht, ſchlichte Rechtſchaffenheit und vernünftige Genügſamkeit ſind uns durch wiederholte Contraſte, in vollſtändigen Schattirungen, ja ſelbſt durch eingeſchobene Reden, die unſre öffentlichen Volkslehrer in die ihrigen hätten aufnehmen können, vielfältig ans Herz gelegt. Dabey wuſste Hr. J. das dramatiſche Leben in ſeinen Schauſpielen, wenigſtens durch die Gewandheit des Dialogs und gewiſſe Charaktere ſo gut zu erhalten, daſs ſich das Publicum bisher die Predigten beſtens gefallen lieſs. So manche auffallende Worte und überraſchende Wendungen würzten ſie ihm, und erwarben neue Bewunderung, auch wo ſich Hr. J. nicht allerdings neu zeigte. Denn freylich ſehen wir ihn, der als Schauſpieler die mannichfaltigſten Geſtalten anzunehmen weiſs, als Schriftſteller eigentlich nur in einer einzigen. Beſonders ſeit einigen Jahren läſst er ſich, ſo zu ſagen, mit ſtehenden Lettern drucken: Inhalt, Gang, Hauptidee und Ausführung im einzelnen, alles ſieht ſich, in dem letzten Dutzend ſeiner Stücke ungefähr zum Verwechſeln gleich. Nur wird der urſprüngliche Hang, die Häſslichkeit des Böſen mehr als die Liebenswürdigkeit des Guten ans Licht zu ziehen, immer ſichtbarer. Hr. J. hat für ſich auch nicht Unrecht, mit künſtleriſchem Wohlgefallen bey ſolchen Schilderungen zu verweilen: ſie ſind diejenigen, welche ihm am beſten glücken. Das Gute erſcheint bey ihm ſtets beſchränkt und unter Bedingungen, oft auf Koſten einer höheren Ausbildung erkauft, ja gerade zu in Begleitung der Einfalt, oder durch übertriebne Reizbarkeit entſtellt, oder durch harte, rauhe, trockne Formen aller Anmuth beraubt. Das Laſter hingegen zeigt ſich ganz unbegränzt. Man hat von jeher die Böſewichter ſehr viel auf unſrer Bühne gebraucht, doch mehrentheils eine Klaſſe aufrichtiger Böſewichter, die durch Kraft oder Leidenſchaft und irgend einen Zuſatz von Sittlichkeit ihre Stelle verdienen, und einigermaaſsen ehrlich genannt werden konnen. Aber Hr. J. hat das Verderbte mit dem Kraftloſen, das Verworfne mit dem Lächerlichen gepaart. Vielleicht darf man behaupten, daſs dieſe Behandlung ſelbſt ſeinen guten Abſichten Eintrag thut. Wer wird nicht mit Widerwillen gegen die menſchliche Natur von dem Schauplatze zurückkehren, wo man ihn mit dem Ekel gegen ihre mögliche Ausartung überſättigt, und eine ſo kurze Erholung dagegen gereicht hat? Die Uebung der ſogenannten poetiſchen Gerechtigkeit (welche oft nichts weniger als poetiſch iſt) ſtellt das Uebel nicht wieder her. Der Gute mag ſiegen: die Handlungen und die Demüthigung des Böſen hinterlaſſen einen niederſchlagenden Eindruck, der allen Triumph verbietet, die Einbildungskraft befleckt und die Flügel der Seele lähmt. So iſt in dem zuerſt genannten Stücke, *das Vermächtniſs*, die Hauptperſon ein Ungeheuer von Weibe, das ein ganzes Leben und dieſe fünf Aufzüge hindurch einen armen Mann tödlich foltert, um eine Erbſchaft von ihm zu erpreſſen. Ihren Gatten und zwey Schweſtern hat ſie bereits in das Verderben und ins Grab geſtürzt. Ein pedantiſch ſpitzbübiſcher Amtmann ſteht ihr zur Seite. Sehen wir hier mit einer andern Befriedigung den Vorhang fallen, auſser der, daſs er uns ſchmerzliche Auftritte verbirgt? Wenn das Weib fortfährt, conſequent zu ſeyn, ſo können wir uns das Stück nicht einmal als geendigt denken. Es giebt der Fäden noch genug, womit ſie den gequälten Mann wieder umſtricken kann, da ſie ihm ihr Kind verkauft hat, und das ausgeſtandne Leid ihn mürbe machte. Was iſt nun das Gegengewicht? Ein paar redliche Bauern, ein treuherziger Burſch, der allenfalls einem jeden Herrn brav dienen würde, und ein gekränkter Unſchuldiger, dem es wahrſcheinlich ehemals an Entſchloſſenheit fehlte, und der noch immer zu empfindlich und gereizt der Bosheit gegenüber ſteht. Die Rettung des Kindes iſt das einzige, was Freude machen könnte, wenn die Mutter nicht noch zu fürchten ſtände. Dafür müſſen wir Zeugen ſolcher Scenen ſeyn, daſs, wer ſie anſehen kann, ohne daſs ſich ſein Innerſtes dabey umwendet, ſich wenigſtens nicht ohne Ziererey weigern darf einer Hinrichtung beyzuwohnen. Hr. J. hat in dergleichen Fällen noch dazu eine ſchöpferiſche Gewalt und eine launi-

ge Fülle derſelben, die ſogar dem Abſcheu Bewunderung abnöthigt. Die Hofräthin ſagt S. 213, wie ſie ihren Schwager einſperren laſſen will: „Angepackt, „fortgeführt, eingeſteckt, Ader gelaſſen, eingegeben, „angefahren, Diät gehalten, Zugmittel, Brechmittel, „wieder Ader gelaſſen, kein Buch, kein Meſſer, kei„ne Schnallen, nicht raſirt, zugeſprochen, das Geld „genommen; — in acht Tagen wäre er rein toll ge„weſen, das muſs ich wiſſen." Der Begriff einer Furie iſt gelinde gegen den, welchen wir uns von einem Weibe machen müſſen, das ſo redet. Die Göttinnen der Rache hatten, ſelbſt wenn ſie hölliſche Qualen anordneten, etwas göttliches, ja etwas menſchliches in ihrer Natur; doch für ein herabgekommnes menſchliches Weſen wie jene Frau, haben wir keine Benennung als die, welche das Verbrechen zugleich mit der tiefſten Verachtung brandmarkt. Ihr Charakter iſt *Infamie.* — Sehr ſonderbar wird S. 103 das ganze Elend der Art zugeſchrieben, wie die Leute in den Städten heirathen; die Ausführung dieſes Gedankens giebt zwar ein artiges Stück für ſich beſtehender Moral, ſcheint aber ganz und gar nicht hieher zu paſſen. — Es dünkt uns übrigens, die Tochter der verſtorbnen Geliebten jenes Unglücklichen hätte, wenn ſie perſönlich aufgetreten wäre, einen wohlthätigen Einfluſs auf das Stück haben können.

In den *Advokaten* haben wir es mit einem Böſewicht zu thun, der von einer Kranken, die ſchon ohne Beſinnung lag, ein Teſtament erſchlichen, und unmündige Waiſen um ihr rechtmäſsiges Erbe gebracht hat. Um dieſen Betrug zu verbergen, den die Gewiſſensbiſſe eines Sterbenden und die Ehrlichkeit eines Advokaten kund zu machen drohn, ſucht er den Advokaten vor unſern Augen in einer Flaſche Wein zu vergiften. Es iſt nicht einzuſehn, daſs es durchaus zu dieſer Extremität kommen muſste, um den Knoten des Stücks zu löſen, deſſen übrige Rollen mit einem ſchwachen, gutmüthigen Geheimenrathe, mit dem Vater deſſelben, einem braven Handwerker, und mit ein paar Frauenzimmern beſetzt ſind, wovon die eine vorzüglich wahre Achtung verdient, und daher in einem Ifflandiſchen Schauſpiele keine gewöhnliche Erſcheinung iſt. Selten erheben ſich die Frauen bey ihm über das Gemeine. Wo ſie gut ſeyn ſollen, flöſst entweder ihre Paſſivität oder ihre Ueberſpannung Mitleid ein; oft ſinken ſie noch unter das Gemeine hinab und erregen Abſcheu, oder ſie verlieren ſich ganz ins Unbedeutende. Mlle Reiſsmann hingegen zeigt ſich als ein edelmüthiges, ſelbſtſtändiges Weſen. Nur bringt der Mangel an Selbſtſtändigkeit im Geheimenrathe, ihr gegenüber, einen deſto ſtärkeren Uebelſtand hervor, da ſie ihm ſelbigen ſo deutlich und wiederholt vorrückt, und wenn auch dieſe Härte ſie nicht unliebenswürdig machte, ſo würde man doch ihr künftiges Glück in Zweifel ziehen müſſen. Wurde die Schwäche des Geheimenrathes nothwendig zur Oekonomie des Stücks erfodert, ſo hätte man ihm dennoch die hülfloſe Aeuſserung am Ende des vierten Aufzugs erſparen können, wo er einem Menſchen, der ſich ihm mit keinem Worte nähert, um den Hals fällt, bloſs weil dieſer da ſteht. Allein Hr. I. überhebt die armen Sünder, die er aufführt, gewiſs keiner Demüthigung. Er ſcheut ſich nicht, das Ehrgefühl zu zerknicken, um die Zerknirſchung zu vollenden. Wir bitten ihn nicht, einen Mörder wie den Hofrath zu verſchonen; doch wären wir gern mit ſolchem verſchont geblieben. Hr. I. ſchreibt freylich keine Komödien, er ſchreibt Schauſpiele; allein auf das wahrhaft tragiſche iſt doch nichts darin berechnet. Es iſt zu befürchten, daſs uns eine Vergiftung als eine gewöhnliche bürgerliche Begebenheit erſcheinen möchte, wenn wir ſie da antreffen, wo wir eine Vorſtellung des alltäglichſten Lebens zu erwarten Urſache haben. Dem Advokat Wellenberger hat Hr. I. eine groſse und faſt komiſche Geſchicklichkeit ertheilt, das Gewiſſen eines Verbrechers zu handhaben, ob man gleich die Angſt des Hofraths nicht für reines Gewiſſen halten kann. Jener ſagt ſelbſt zu dieſem: „Hier ſteht das Verbrechen, da ſteht der ar„me Sünder und hier ſtehe ich als Richter. — Hie„mit knien ſie in dieſem Augenblick unter mein „Schwert;" und nachher von ihm: „Er hat vor dem Scharfrichter geſtanden." Werden die Kraftworte und Denkſprüche der Redlichkeit, womit wir zuletzt nach Hauſe geſchickt werden, dieſen Eindruck vergüten? und iſt es denn wirklich derjenige, deſſen das Publicum ſo dringend bedarf?

Das dritte Schauſpiel, *Dienſtpflicht*, zeichnet ſich durch die Rolle eines ehrlichen Juden *vortheilhaft aus.* Es iſt nichts in ihr Caricatur, auch der *Edelmuth nicht*: das Menſchliche, und das Nationale ſind mit wahrer Kunſt in einander verſchmelzt, und, in dem nämlichen Sinne geſpielt, worin die Rolle niedergeſchrieben ward, thut ſie die günſtigſte Wirkung. Bey den andern Perſonen befinden wir uns wiederum unter Bekannten. Ein ſtandhafter, gerechter Mann, ein redlicher Freund, einige Böſewichter und ein Schwächling; aber auch ein edler Fürſt, eine gute Frau und ein Kind, das man mit Vergnügen, zumal in den letzten Auftritten ſieht, welche es durch ſeine Gegenwart mildert. Dem Gerechten könnte man vorwerfen, daſs er, wie ſich aus der erſten Frage an ſeinen Sohn ſchlieſsen läſst, dieſen von jeher ſo knabenmäſsig behandelt hat, daſs er ſich ſelbſt um ſein Vertrauen brachte, woher denn das Unheil entſtand. Der Sohn iſt eben der (wie ihm der Fürſt ins Geſicht ſagt) „*Schwächling*; einer von den Menſchen ohne Cha„rakter, die lieber übermorgen zu Grunde gehn, als „heute einen ernſthaften Schritt wagen. Ihre ſchlim„men Handlungen verdienen keine Verachtung, ihre „guten Handlungen keine Achtung. Man kann Sie „bedauren, aber man kann ſich nicht an Sie an„ſchlieſsen. Man kann nicht auf Sie rechnen, „Sie ſind ein leidendes Weſen — Böſewichter bauen „nicht auf ſie, gute Menſchen vertrauen Ihnen nicht „genug." — Welche Faſſung ſoll der arme Schauſpieler annehmen, während er eine ſolche Rede anhört? Man glaubt ihn körperlich wegſchwinden zu ſehen, wie er innerlich ganz vernichtet wird, und ſchlägt die Augen nieder wie vor jemanden, der auf der

Schandbühne ſteht. Iſt dieſs wirklich die Art, wie ein weiſer Mann dem guten, aber ſchwachen, Willen aufzuhelfen ſuchen wird? Sollte man dergleichen Menſchen nicht eher über ihr Daſeyn emporheben, wenn ſie gefallen ſind, um ihnen das Zutrauen zu ſich einzuflöſsen, ohne welches die Entehrung rettungslos iſt? Das einzige, was dieſer noch vermochte, und wohin der Freund ihn trieb, war, daſs er ſich eine Kugel vor den Kopf ſchieſst. Auf dieſe Weiſe endigt das Stück wieder mit einer lebhaften Vergegenwärtigung des menſchlichen Elends. — Der Fürſt iſt in ſeinen Ausdrücken wohl zu empfindſam und zu bildlich. S. 210. „Nicht Kriegsrath, mehr — Herzensrath — Gewiſſensrath.“ S. 215. „Die Säle dieſes Schloſſes ſind groſs; wenn Menſchen ſie ausfüllen, die mit Vertrauen zu mir kommen, dann iſt groſse Galla, und mein Herz iſt nie zu eng für ihr Anliegen.“ Wenn der Jude S. 202 ſagt: „bey dieſem Handel dô — den ehrlich Mann zu rette, ſin mer gelobt hundert von hundert. — Wer zahlt die? wer? — Der grosmächtig Handelsherr da drobe. (auf den Himmel deutend.)“ ſo iſt dieſs Wort im Geiſte ſeines Standes, ſeiner Bildung, und wird immer mit Beyfall aufgenommen werden. Der Fürſt hingegen müſste ſich allgemeiner, feiner und weniger verſinnlicht ausdrücken. Wir wiſſen wohl, daſs dieſe Manier des Hn. I. ſchon oft Wohlgefallen erregt hat; aber es giebt der Gelegenheiten, ſie ſchicklich anzuwenden, in dem Kreiſe, worin er ſich gewöhnlich mit ſeinen Darſtellungen bewegt, ſo viele, daſs er ſie um deſto mehr nie in eine Unſchicklichkeit verwandeln, und die gehörige Unterſcheidung dabey beobachten ſollte. Hierher gehören auch die überraſchenden ſententiöſen Antworten, die einen weſentlichen Theil ſeines Dialogs ausmachen, und von denen ſich eine Sammlung auffallender Beyſpiele aus jedem Ifflandiſchen Stücke ziehen lieſse, welche bey weitem nicht alle getadelt, worunter aber auch viele nicht gelobt werden können. Sie tragen das ihrige zu jener Einförmigkeit bey, worunter endlich ſelbſt der Beyfall der Menge erliegen muſs. Das Frappante, wenn es immer wiederkehrt, muſs natürlich mehr ermüden als der nüchternſte Ausdruck. So ſorgfältig Hr. I. nun auch die Charaktere in jedem einzelnen Schauſpiele von einander ſondert, (daſs die nämlichen meiſtens wieder zum Vorſchein kommen, iſt ein Andres); ſo ſtehen ſie doch unter der Herrſchaft einer gemeinſchaftlichen Art zu ſprechen, deren auszeichnendes Merkmal vorzüglich jenes Bildliche iſt, das dem Juden wohl ſtand, und den Fürſten miskleidet. Nachdrücklich, aber nicht edel, iſt die Sprache immer von dem nächſten Gegenſtande, von den Handthierungen und täglichen Geſchäften entlehnt, oder mahnt das irdiſche Leid und Vergehen an die himmliſche Freude und Wiedervergeltung. Wo ſie ſich erheben will, geht ſie in Declamation und Salbung über. Nur wenn ſie in die Wuth gemeiner Triebe ausbricht, gränzt ſie wahrhaft an das Genialiſche.

Hr. I. hat, da er zuerſt als Schriftſteller auftrat, zu ſolchen Foderungen berechtigt, daſs es ſchmerzlich fällt, im Lobe rückwärts gehen zu müſſen. Nichts wäre leichter als ihn, ſo oft er erſcheint, mit einer unbedeutenden Erwähnung anerkannter Talente abzufertigen. Allein wer wahres Intereſſe für das Theater hat, wird dieſe Gleichgültigkeit nicht von ſich erlangen können. Wohin iſt Hr. I. auf dem erwählten Wege gerathen? Er ſchilderte uns anfangs die Gefahren der Leidenſchaft, die ſchlüpfrige Bahn des Ehrgeizes. Er verſetzte uns in die Mitte achtungswürdiger, vielleicht durch den Fehltritt eines ihrer Mitglieder, bekümmerter Familien. Aber er lieſs dem Tröſtenden, dem Beſſern noch die Oberhand. Jetzt zeigt er uns allenthalben nichts als Zerrüttungen, Verſunkenheit, Zwieſpalt, unglückliche Ehen, Verbrechen, die vor Criminalgerichte gehören, herabgewürdigte Naturen, die ihre eignen Henker ſind. Mit dem Häſslichen und Schlechten will er unſre Einbildungskraft ergötzen; nie läſst er ſeine Perſonen den Kopf über ein gemeines, eingeſchränktes Verdienſt emporheben, damit nur nicht die gehörige Mäſsigung überſprungen werde. Er räumt dem Schönen auch nicht das kleinſte Plätzchen ein; ja er nimmt faſt keine andre Leidenſchaft auf, als die aus den niedrigſten Trieben entſpringt. Wo er Liebe ſchildert, iſt es nur nothdürftig ſo viel, als ſich für einen ordentlichen Haushalt ſchickt. Verſinkt auf dieſe Art die Kunſt an der Hand der geprieſenen Natur nicht endlich in den Schlamm, der ſich freylich auch im Gebiet der letzten befindet? Diderot war es, der zuerſt gegen verjährte Angewöhnungen und Conventionen die Rechte der Natur, als des Grundgeſetzes für den dramatiſchen Dichter, zu behaupten ſuchte; allein er machte es nicht zum Zweck ſeiner Schauſpiele, ſchlechten Menſchen das Gewiſſen zu ſchärfen, ſondern edle Gemüther in ihrem Gefühle von der Würde der Menſchheit zu beſtärken. So vortheilhaft er auf der einen Seite, theils unmittelbar, theils durch ſeinen Einfluſs auf Leſſings Theorie und Ausübung für unſre Bühne gewirkt hat, beſonders um uns der Feſſeln zu entledigen, die eine blinde Nachahmung der Franzoſen den deutſchen Dichtern angelegt hatte; ſo hat er doch auf der andern zu ſehr verderblichen Misverſtändniſſen Anlaſs gegeben. Seine Begriffe von ſittlicher Belehrung, von Natur, von Wahrheit der Darſtellung, von Täuſchung haben ſich unter den Händen ſeiner Nachfolger ſo vergröbert, daſs nun der Zuhörer unaufhörlich mit ſeinen häuslichen und bürgerlichen Pflichten unterhalten wird; daſs nichts mehr für natürlich gilt, als das Alltägliche und platt Proſaiſche; daſs man glaubt, die geringſte verſchönernde Erhöhung hebe die Wahrheit auf. Bey der gänzlichen Ausſchlieſsung der Natur, bey der abſoluten Herrſchaft des Conventionellen und Manierirten, und der daraus entſtehenden Leerheit und Armuth, kurz bey der Verfaſſung des tragiſchen Theaters der Franzoſen wurden doch wenigſtens die Anſprüche der Kunſt rege erhalten, wenn ſie ſchon nicht befriedigt werden konnten. Wir hingegen ſind ſo weit gediehen, daſs an unſern gewöhnlichen dramatiſchen Productionen keine Spur mehr

vom Begriffe eines freyen, ächten Kunſtwerkes zu entdecken iſt. In dieſer Richtung iſt es faſt nicht möglich, noch weiter vorwärts zu kommen, oder richtiger, noch tiefer hinab zu ſteigen. Vielleicht iſt daher der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man auf dem Theater, wie in andern ſchönen Künſten, nur gewählte Natur durch das Medium erhöhter Darſtellung wird erkennen wollen, und wo Poeſie und Drama nicht mehr für fremdartige, ja entgegengeſetzte, ſondern für unzertrennliche Dinge werden gehalten werden.

Halle, in der Rengerſchen Buchh. *Guſtav und ſeine Brüder.* Aus den neuern Papieren des Herausgebers der Geſchichte des Grafen Donamar. Erſter Theil. 1796. 310 S. 8.

Eine ſehr gemeine Art zu erzählen, die in vielen Stellen witzig ſeyn ſoll. Man leſe nur Jean Pauls des Weiſen Eheſtandsanliegen an Suſanne die Weiſe. Das ganze Buch iſt zum Zeitvertreibe geſchrieben. Aber wohlbedächtig hat der Vf. darin einen Narren auf die Schildwache geſtellt, der den Leern vorgahnen wird, wenn es Zeit ſeyn wird, einzuſchlafen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1. *Magdeburg*, b. Panſa: *Specimen lectionum publicarum in Nov. Teſtamentum*, quo ad examen literar. et actum oratorium *in ſchola Bergenſi* ... invitat *Jo. Gurlitt*, D. Phil. Prof. et Director Scholae Bergenſis, Conventualis Bibliothecarius Coenobii Bergenſis, Soc. lat. Jenenſi Adſcriptus. 1797. 34 S. in 4.

2. *Lectionenplan für die Schule des Kl. Bergen*, auf das J. von Oſtern 1797 bis 1798. *nebſt einigen Bemerkungen über Schulunterricht und Methode. von J. Gurlitt*, Prof. u. Schuldirector. 16 S. in 4.

Die erſte Schrift enthält *Vorleſungen über das 15. Kap. an die Korinthier*, wie ſie von Hn. G. ſelbſt gehalten und ihm nachgeſchrieben worden ſind; folglich einen ſehr authentiſchen Beweis ſeiner ſoliden Lehrart. Den Wortſinn philologiſch anzugeben, auf die Hauptnotionen, welche im N. Teſt. herrſchen, bey den einzelnen Stellen hinzudeuten, durch Anzeige der neueſten Literatur mit den Hülfsmitteln zum Selbſtſtudium bekannt zu machen, endlich durch Winke von der Anwendung für Dogmatik und Geſchichte der alten Religionsmeynungen die Wiſsbegierde der Anfänger zu erwecken und auf ihren künftigen Zweck mit beſcheidener Freymüthigkeit frühe hinzulenken, — dies ſind die rühmlichen Eigenſchaften dieſer Probelection, durch welche der Vf. ſeine Geſchicklichkeit, nicht blos das philologiſche an ſich genau zu lehren, ſondern auch ſeine Zöglinge geradezu für ihre eigentliche Beſtimmung vorzubereiten treflich beurkundet. Dieſe beſtändige Hinſicht des Lehrers auf das Ziel, welches ſeinem Schüler vorgeſteckt iſt, fördert dieſen, ehe er noch ſelbſt weiſs, wie? und iſt das charakteriſtiſche eines guten Führers, welcher nicht nur den Weg, den ſein Schüler an ſeiner Seite zurücklegt, ſondern auch die Gegenden kennen muſs, wohin dieſer Weg den Schüler führen ſolle, nachdem er von ſeiner unmittelbaren Leitung ſich entfernt hat. Vorleſungen von dieſer Art über das alte ſowohl als Neue Teſt. ſind für die höchſte Claſſe eines ſolchen Inſtituts ſo zweckmäſsig, daſs Rec. den Wunſch nicht unterdrücken kann: es möchten an die Stelle eigentlich dogmatiſcher Vorleſungen über Morus Compendium, mit welchen nach dem Lectionenplan die erſte Claſſe der Bergiſchen Schule viermal in der Woche ihre Tagarbeiten anfängt, ſolche bibliſchphilologiſche Vorleſungen geſetzt werden können, damit die Schüler, ſie mögen nun wirklich zum theologiſchen Studium oder zu andern gelehrten Kenntniſſen beſtimmt ſeyn, dadurch fürs erſte den Inhalt, wenigſtens eines gröſseren Theils, der Bibel nach einem ſorgfältig erforſchten Localſinn kennen lernen. Eigentliche Dogmatik lehren iſt nach unſerer Einſicht für ein Gymnaſium viel zu früh und für die, welche *ex prima* nicht zum theologiſchen Studium übergehen wollen, und die nur einmal gehörte ſyſtematiſchen Subtilitäten ganz zu faſſen noch nicht reif ſind, mehr als unnütz, da überdies wahrſcheinlich keiner über das ganze Compendium, während er in jener Claſſe iſt, hören kann. Philologiſche Kenntniſs von dem Inhalt der Bibel ſelbſt aber iſt für künftige Theologen und Nichttheologen die beſte Vorbereitung auf Kenntniſs und Beurtheilung der wirklich bibliſchen Lehrſätze.

Die zweyte Schrift zeigt den Vf. in der *Thätigkeit eines* Schuldirectors, welcher dem ganzen Plan eines ſolchen Inſtituts gewachſen ſeyn muſs, eben ſo vortheilhaft, als ihn die erſte in der Qualität eines Lehrers darſtellt. Die *rechtfert.gende Bemerkungen* über den gemachten Plan und die Winke über deſſen Ausführung ſind gedrängt, voll eigenen Urtheils und fleiſsiger Kenntniſs der Erziehungsvorſchläge Anderer. Gäbe es noch viele Gymnaſien, wo *in prima* der Vortrag über Claſſiker lateiniſch gehalten würde, wie zu Kl. Bergen, ſo würden die Klagen über das Abſterben dieſer Gelehrtenſprache ſich nicht tagtäglich vermehren. Einige andere Stücke des Plans müſſen wohl noch nach der Localität beurtheilt werden, wie etwa das Lehren der Philoſophie nach Feders Grundriſs, des franzöſiſchen nach *Mille et une nuit*, wofür wohl eine gleich anziehende Schrift von nützlicherem Inhalt zu wählen ſeyn möchte. Vorzüglich brauchbar ſind die Bemerkungen, in wiefern nicht für jedes Fach, beſonders der Hülfskenntniſſe eine eigene Lection nothwendig ſey, vielmehr manches nützlicher in Verbindung mit einem andern Penſum gelehrt werde; wie Mythologie mit Erklärung der Dichter ſelbſt, Geographie (auch Chronologie) mit Interpretation der Hiſtoriker. Dagegen wünſchten wir, daſs den Vf. welcher nach ſeiner Verſicherung „während ſeines langen Aufenthalts in der Bergiſchen Kloſterſchule über alle Theile der alten Literatur zu ſeiner eigenen Vervollkommnung ganze Lehrvorträge ziemlich weitläufig ausgearbeitet hat" ſeine Beſcheidenheit nicht hindern möchte, von dieſen gewiſs ſehr fleiſsigen Arbeiten für das Publicum Gebrauch zu machen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 15. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

Halle, b. Gebauer: *Erſtes Lehrbuch des Zeichnens, Schreibens, Leſens, Rechnens, der franzöſiſchen und Mutterſprache.* Zum Gebrauch für Lehrer der Kinder aus gebildeten Ständen. Erſte Lieferung. Von *Chriſt. Karl Andre*, Vorſteher einer weiblichen Erziehungsfamilie zu Gotha. Mit 11 Kupfertafeln. 1793. 150 S. 8. (Verkaufspr. 1 Rthlr.)

Dieſes Buch kann und ſoll nicht bey Kindern die Stelle des mündlichen Lehrers vertreten; ſondern es ſoll dem Lehrer ſelbſt von denjenigen Methoden, welche Hr. *A.* für die einzig zweckmäſsigen erkennt und in ſeiner Erziehungsanſtalt eingeführt hat, eine deutliche Vorſtellung machen. Daher giebt der Vf. erſtlich *Hauptſätze des Plans*, nach welchem dieſes Lehrbuch eingerichtet iſt, welche hernach auf die Gegenſtände, die der Titel angiebt, angewandt werden, ſo weit es nämlich der *Erſte Curſus* (denn nur *dieſen* abſolvirt gegenwärtiges Büchlein) mit ſich bringt. Dieſes geſchieht in vier ſogenannten *Haupt-Lectionen*, welche den erſten Unterricht im Zeichnen, in der franzöſiſchen Sprache, im Rechnen und in der Mutterſprache enthalten. Das Zeichnen ſoll Vorübung zu Erlernung des Schreibens ſeyn. In Abſicht auf die genannten beiden Sprachen und das Rechnen wird hier nur gezeigt, wie Kinder zur Kenntniſs der Buchſtaben und Zahlzeichen (Ziffern) und zur ſchriftlichen Nachbildung derſelben anzuleiten ſind. Jede Hauptlection iſt wieder in mehrere *Stunden*, oder vielmehr Schritte oder Stufen abgetheilt, vermittelſt welcher der Lehrling bis zum Ziele des erſten Curſus geführt werden ſoll. Das Buch hat allerdings Vorzüge vor den gewöhnlichen Lehrbüchern in den genannten Kenntniſſen und Fertigkeiten, welche ſich insgemein damit begnügen, daſs ſie das Material vorzeichnen, welches dem Gedächtniſſe der Kinder eingeſpielt oder eingebläuet werden ſoll, je nachdem es der Habitus des Lehrenden etwa mit ſich bringt. Die vom Hn. *A.* empfohlenen Methoden gründen ſich auf drey ſehr wichtige pädagogiſche Maximen. 1) *Ueber jede Art des Unterrichts muſs wo — und ſo bald es nur geſchehen kann, Intereſſe, oder, wie es Hr. A. nennt, Leben verbreitet werden.* Dieſes geſchieht bey Kindern am ſicherſten dadurch, daſs dem Lehrlinge Gelegenheit gegeben wird, jede erlangte Kenntniſs und Geſchicklichkeit ſogleich auf ein ihm angenehmes Geſchäft anzuwenden, daſs folglich der Lehrling dabey in beſtändiger Thätigkeit aller bereits entwickelten und gangbaren Kräfte erhalten wird. Darum richtet Hr. *A.* die Anleitung zur Sprach- und Zahlenkenntniſs ſo ein, daſs nie mehr gelehrt wird, als die Kinder gerade jetzt zur Anwendung brauchen; daſs die Lehrlinge dabey nicht bloſs zuhören und nachbeten, ſondern durchaus ſelbſt handeln u. ſ. w. 2) *Bey der auf das Unterrichtsgeſchäft zu wendenden Zeit und Mühe müſſen durchaus die Geſetze guter Oekonomie beobachtet werden.* Dies geſchieht, wenn immer ein Unterricht auf den Andern vorbereitet und wenn diejenigen Gegenſtände, die ſich bequem verbinden laſſen, nicht getrennt werden. Darum lehrt Hr. *A.* eher Zeichnen als Schreiben, eher Schreiben und Rechnen als Leſen, eher franzöſiſch als deutſch Schreiben und Leſen; darum verbindet er den Unterricht im Schreiben mit der Uebung im Leſen der gedruckten und Federſchrift; verbindet mit dem Unterrichte im Zeichnen als kalligraphiſcher Vorübung die erſten Verſuche andere Gegenſtände der Natur und Kunſt nachzubilden; verbindet auch die Schreibübungen mit abwechſelnder Unterhaltung über Sprachgegenſtände; braucht alſo den kalligraphiſchen Unterricht zugleich als Vehikel zur Erlernung aller übrigen Theile der Sprachlehre, ſo weit es die Faſſungskraft der Lehrlinge zuläſst. 3) *Der Erfolg des Unterrichts muſs nicht einem glücklichen oder unglücklichen Ungefähr überlaſſen, ſondern dadurch, daſs man überall nach den richtigen Geſetzen des menſchlichen Verſtandes verfährt, geſichert werden.* Darum ſorgt Hr. *A.* dafür, daſs alle zum Unterricht erfoderliche Hülfsmittel in beſter Beſchaffenheit angeſchafft und in beſter Ordnung angewandt werden; darum begnügt er ſich nicht, Buchſtaben und andere Figuren vorzumalen, die das nachbildende Kind nun Einmal trifft und zehenmal nicht trifft; ſondern er zerlegt jede Figur in ihre kleinſten Beſtandtheile, fängt von den einfachſten an und componirt nun ſo allmählich, bis das Ganze dargeſtellt wird; geht nicht eher zum zweyten über, als bis das Erſte vollkommen gut geleiſtet wird, und leitet bey der Schreibübung den Lehrling an, Muſterſchrift und Nachſchrift beſtändig mit einander zu vergleichen, das Schönere zu bemerken und alſo bey dieſem mechaniſchen Geſchäfte das Denkvermögen zu üben und zu Bildung des Geſchmacks den Grund zu legen.

Die Kupfertafeln ſtellen theils Modelle wohl zugerichteter Schreibwerkzeuge und Hülfsmittel, theils Schriftzeichen vor, und entſprechen ihrer Beſtimmung völlig. Sollte Rec. die Muſterſchriften eines Fehlers beſchuldigen; ſo wäre es, daſs die Buchſtaben, welche unter und über die Schriftzeile heraus ragen, zu lang ſind und mit den kleinern Buchſtaben in einem

Miſsverhältniſſe ſtehen, welches die Unbequemlichkeit zur Folge hat, daſs entweder die Striche zweyer unter einander ſtehenden Zeilen in einander laufen; oder daſs man, um dieſes zu vermeiden, die Zeilen unleidlich weit von einander rücken muſs.

Mancher wird es freylich ſehr paradox finden, daſs Hr. *A.* das Zeichnen, Schreiben und Rechnen eher als das Leſen lehrt. Allein, genau erwogen findet man, daſs es keineswegs unnatürlich ſondern nur ungewöhnlich iſt: und wenn Rec. die Beſorgniſs ausnimmt, daſs das Leſen eine Lieblingsbeſchäftigung und bald Leidenſchaft bey den Kindern werden möchte, welche Gefahr ihm nicht gar groſs zu ſeyn ſcheint; ſo wüſste er faſt nicht, was ſich gegen die Gründe des Hn. *A* einwenden lieſse. Schade nur, daſs nicht jede Familie eine Erziehungsanſtalt iſt, daſs vielmehr die Erziehung in den meiſten Familien durch die Sorge für die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit in die Klaſſe der beyläufigen und Nebengeſchäfte zurückgedrängt wird; daſs man daher frühzeitig ein Mittel zu finden wünſcht, wodurch das Kind auch für ſich allein nützlich unterhalten werden kann. Aus eben dieſem Grunde getraut ſich Rec. nicht zu hoffen, daſs die, freylich mühſamen, Vorſicht und Genauigkeit fodernden Methoden des Hn. *A.* ſelbſt von Lehrern der Kinder aus geſitteten Ständen häufig werden angenommen und befolgt werden: denn noch immer herrſcht das Vorurtheil, daſs der elementariſche Unterricht der geringfügigſte und unbedeutendſte ſey, und dieſem Vorurtheil zufolge wird der genannte Unterricht ſelbſt von vornehmen Familien oft genug Leuten anvertraut, die ſelbſt weder ſchreiben (ſo wie es die hier empfohlene Lehrmethode erfodert,) noch rechnen noch leſen können, und es auch nicht der Mühe werth achten es der Lehrlinge wegen noch zu lernen. Hieran liegts auch vielleicht, wenn einige Patrone des bequemen alten Schlendrians von den Lehrbüchern des Hn. *A.* ungünſtig geurtheilt haben: indeſſen bedurfte es der Animoſität nicht, mit welcher unſer Vf. in der Vorrede über *hochgelehrte Kritiker*, die ihn *ſchikaniren* wollen und ihr *Anathema vom Schulkatheder herab donnern*, eifert, von *inſolenten Machtſprüchen* oder wohl gar von *Haſs gegen ihn* ſpricht; ſondern Hr. *A.* konnte durch das Bewuſstſeyn guter Sache und durch den Beyfall der Sachkundigen geſtärkt, ſeinen Plan ruhig verfolgen und die Andersdenkenden reden laſſen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Schleswig, b. Röhſs: *Erich und Abel*, Könige von Dänemark. Ein vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von *Carl Auguſt Rüdinger.* 1796. VII u. 240 S. 8. (16 gr.)

2) Wien u. Leipzig: *Der Vicekanzler.* Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von *Kratter.* 1797. 110 S. 8. (6 gr.)

3) Nürnberg, b. Pech: *Ahnenſtolz und Edelſinn.* Ein dramatiſirtes Familien-Gemälde in ſechs Acten. 1796. 24 u. 399 S. 8. (20 gr.)

Der Gegenſtand von Nr. 1. iſt ein Brudermord. Der Gang des Stücks ſchleppt ſich mühſam bis zur Kataſtrophe fort, und es gleicht mehr unſern dialogiſirten Geſchichtsromanen als einem zuſammengedrängten dramatiſchen Ganzen. Alles Aufwandes von ſchauerlichen Scenen ungeachtet, hat der Vf. doch nie einen tragiſchen Eindruck hervorzubringen vermocht, ſondern höchſtens eine gewiſſe unheimliche Empfindung. Auch dieſe wird nur durch die nächtliche Angſt bey der Annäherung des Feindes, und keineswegs durch die beiden Geiſtererſcheinungen erregt, welche durchaus ohne alle Wirkung bleiben. Man erſchrickt ganz und gar nicht über den heiligen Wenzeslas, der von Böhmen nach Schleswig reiſet; dafür hat der Vf. den gehofften Vortheil, daſs man ſich eben ſo wenig über ihn verwundert. Die Geiſtlichen, die hier in ihrem gewöhnlichen Ornat als die Böſewichter auftreten, ſind ganz beſonders naiv: die Sarkasmen gegen ſie ſind ihnen ſelbſt in den Mund gelegt. Eine Unterredung zwiſchen zwey abergläubiſchen Kammerfrauen iſt auf eben die Art behandelt und klingt gerade ſo, als wenn ſie zum Scherz ihren eignen Charakter parodirten. Kurz, die Verzierungen welche der Vf. hinzugethan, werden ihm ſchwerlich Intereſſe gewinnen, und die genauen hiſtoriſchen Details, an die er ſich hält, können höchſtens *innerhalb des* vaterländiſchen Bezirks als eine Entſchädigung *für die* übrigen Mängel gelten.

Nr. 2. fängt gleich mit der Caſſation des Vicekanzlers an, ſchreitet dann zur Entlarvung der Böſewichter, die ihn geſtürzt haben, und endigt mit einer Wiedereinſetzung in alle Ehren und Würden. Man weiſs das auswendig. Hr. K. ſcheint dieſesmal faſt weniger ſeinem eignen Genius, als einem andern beliebten Theaterdichter gefolgt zu ſeyn. Was ſich im Plane etwa neues findet, dünkt uns nicht zum beſten verknüpft. Der Vicekanzler hat eine ſeiner Töchter, ein junges Mädchen, die durch den Verluſt eines Ringes, welchen ſie zu einer wohlthätigen Abſicht anwenden wollte, in einen ſtillen Wahnſinn verfallen iſt, in ein Hoſpital eingemiethet. Dieſe Grauſamkeit läſst der Vf. ihn begehn, damit ein Prinz die Tochter füglicher da beſuchen, ihre Schweſter bey ihr treffen, und dieſe alsdann in den Verdacht einer gegebnen Zuſammenkunft gerathen könnte. Ein Ring, welchen der Prinz der armen Kranken vorhält, heilt ſie auf der Stelle. Sie bekömmt ihn zum Geſchenk, und er ſoll nachher die Familie aus einer Verlegenheit reiſsen, worinn man ſie von allen Seiten zu verſtricken ſucht, als einer der bewuſsten Böſewichter ihn wieder zu entwenden weiſs. Es möchte wohl paſſender ſeyn, wenn die Melancholie des Mädchens lieber mit der Geſchichte ihres Herzens, als mit dem Ringe in Verbindung geſetzt wäre, da ſie nun ganz das nachtheilige Anſehen eines bloſs körperlichen Uebels bekömmt. Die groſsmüthige

Thr-

That des jungen Mannes, der ſeiner Geliebten ſelbſt anräth, den boshaften Verderber ihres Vaters, (der auch im Vorbeygehn ſeinen Neffen vergiften laſſen will,) zu heirathen, um den Vater zu retten, erweckt nicht die beſte Meynung von ſeiner Geiſtesgegenwart, oder macht vielmehr, ſo hoch auch ſeine Talente geprieſen werden, überhaupt die Gegenwart eines Geiſtes in ihm verdachtig. Man kann deswegen unmöglich Theil an der rührenden Abſchiedsſcene, oder an folgendem Stoſsſeufzer nehmen, den er S. ... ſeiner Geliebten nachſchickt: „Das hat mir mit glühen„den Zangen die Seele aus dem Herzen geriſſen." — „Tugend." heiſst es da, „auch du foderſt manchmal „gleich der Tyranney eines Gotzen unmenſchliche „Opfer." Das thut die Tugend nicht, wenn ſie ſich auf ſich ſelbſt verſteht. Der letzte Volksaufſtand vor dem Hauſe des Kanzlers, wo man „nebſt wütendem „Geſchrey, Fenſter von auſsen einwerfen, Steine „praſſeln, Säbel glirren hört, und Rauch und Flam„men aufſteigen ſieht," bringt in dieſes bürgerliche Drama einen Theaterlärm, der ſelbſt bey der Darſtellung einer öffentlichen Begebenheit unſchicklich und unangenehm ſeyn würde.

Jeder Menſchenfreund muſs die Abſicht des Vfs. von Nr. 3. Vorurtheile auszugleichen, und einen billigen Verein aller ſtreitenden Theile unſrer gewöhnlichen Verfaſſungen zu befördern, von Herzen loben. Darum möchte der Kunſtrichter lieber nicht verbunden ſeyn, ein Wort über die Ausführung zu ſagen. Der ſchwülſtige Stil derſelben, der unnütze Aufwand gewaltſamer Ausdrücke, die Verzerrungen des Gefühls machen einen wunderbaren Abſtich gegen jene in der Vorrede angedeutete ſo mäſsige Sinnesart. Eine vollſtändige Reihe von Belegen zu dieſer Behauptung möchte eben ſo lang werden, als das Schauſpiel ſelbſt. Wir geben ohne beſondre Auswahl nur einige. S. 37. flehet ein junges Mädchen den Tod an: „Dauerahndend, Schöpfer, ſehne ich mich nach „meines Stoffes Urſprung." S. 49. heiſst es: „Graf, „Sie haben nie die Fingerſpitzen in die tiefen bluten„den Wunden gelegt, die der Aufruhr der Kinder „gegen wohl gemeynten Vaterrath der väterlichen „Liebe ſchlägt u. ſ. w." S. 54. „Ich liebe Ihre Toch„ter gränzenlos: aber mit der Liebe, die des Seraphs „Hymne preiſt." S. 195. „Der kleinliche Spalt der „Götzen ſchaffr, der ſchuf auch Sie — unnatürlicher „Vater." S. 300. „Wahre Liebe formet Gott." S. 256. drückt ſich ein Bruder über den Verdacht, daſs ſeine Schweſter mit ſeinem Vater einverſtanden ſey, ihm ſeine Geliebte zu entziehen, unter andern ſo aus: „Ida — meine Ida konnte mich hinabſtürzen bis in „die unerſattlichen Rachen gefräſsiger Ungeheuer, „ſich freuen mit dem gräſslichen Lächeln der Höllen„geiſter über die entſetzliche Blutſcene — o Gott! „und du konnteſt das ſehn — lieſseſt nicht treten das „ſchaudervolle Bild der verſchleyerten Ewigkeit zwi„ſchen ſie und ihre Grauelthat — ſchreckteſt ſie nicht „zurück, als Naturſtimme nicht mehr vermochte ſie „abzumahnen vom Brudermorde?" Die Anweiſungen für den Schauſpieler oder zu möglichſter Verſinnlichung des Stücks für den Leſer, da es ſchwerlich geſpielt werden kann, ſind ſelten geringer abgefaſst als: „wie vom Blitz getroffen, zurücktaumelnd er„ſchrocken, langes graunvolles Schweigen, mit ge„brochnem Laut, ſchaudert hinter ſich u. ſ. w." Giebt es denn wirklich kein andres Mittel die Menſchen zu beſſern, als ihren Geſchmack zu verderben?

1) Cilli, mit Jenko'ſchen Schriften: *Margaretha die Maultaſche*, Gräfin von Tyrol. Ein vaterländiſches Schauſpiel in 5 Aufzügen, nach der Geſchichte. Von *Adolph Anton*, deutſchem Schauſpieler. 1795. 1.6 S. 8. (8 gr.)

2) Wien, b. Rötzl: *Das Recht der Erſtgeburt.* Ein Schauſpiel in 5 Acten, von Kſrr. 1790. 127 S. 8. (. gr.)

3) Prag u. Leipzig, b. Neureutter: *Die Theatergarderobe.* Ein Original-Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von *Karl Roſenau.* 1797. 105 S. 8. (6 gr.)

4) Cassel, b. Grieſsbach: *Die Hautboiſten.* Luſtſpiel in Einem Aufzug, von *Wilhelm Bröckelmann*, 1797. 7. S. 8.

5) Cöthen b. Aue: *Der Trauſchein.* Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von H. 179.. 40 S. 8. (. gr.)

6) Leipzig, b. Kummer: *Die Wittwe und das Reitpferd.* Eine dramatiſche Kleinigkeit von *Auguſt von Kotzebue.* 1796. 52 S. 8. (4 gr.)

Nr. 1. iſt nach der Geſchichte ziemlich in Holzſchnittmanier behandelt. Man ärgert ſich weder, noch ergötzt man ſich auch beſonders daran; es müſste denn jemand eines von beiden bey einer raſchen Liebesbewerbung in den erſten Scenen thun, wo ein Mädchen aus einem Weinfaſſe erlöſt wird, in welchem ſie gefangen fortgeführt wurde, und auf der Stelle ihren Liebhaber findet. Sie antwortet auf ſeinen ſchnellen Antrag: „Ey ja! wärt ihr bey uns oben auf dem Kuf„ſtein, da wollt' ich euch hegen, ſtreicheln und küſ„ſen wie mein kleines Zicklein, das im Graſe oben „weidet u. ſ. w." Der Dialog geht übrigens einen ſchlichten Gang, nur fällt Margaretha die Maultaſche in ein zu empfindſames Coſtum mit ihrem zuletzt erwählten Gemahle, und ruft in ſeinen Armen aus: „So aus einer Seligkeit in die andre hinüber zu ſchlum„mern; welche Wolluſt wäre das!" worauf er ihr recht vernünftig erwiedert: „Indeſſen laſs uns noch „leben ſo lang es geht, der Tod entlauft uns nicht."

Bey Nr. 2. liegt eine Novelle von Florian, *Selico*, zum Grunde. Die Behandlung iſt etwas trocken und proſaiſch ausgefallen, wenige Scenen ausgenommen. Der Stoff iſt zu romantiſch für ein ernſthaftes Schauſpiel, er hätte ſich beſſer zu einer aus Ernſt und Scherz gemiſchten Oper geſchickt. Die That des Selico würde etwa einem unerfahrnen naiven Jünglinge, der ſich nicht zu helfen wüſste, rührender angeſtanden haben als einem pathetiſchen jungen Manne, der ſie ein wenig nach moraliſchen Principien verrichtet.

In Nr. 3. findet man groben Witz und einen Mundvoll Moral in roher Natürlichkeit durch einander geworfen. Papier und Druck ſind ſchlecht, und die Orthographie kann man aus folgenden Beyſpielen beurtheilen: ein *dichtiger* Rauſch; *Priglereyen*, *Kuſtum*, er *gehnt*, *Schänke* u. ſ. w.

Nr. 4. iſt ſo vollgepfropft mit launigen Charaktern, oder Masken oder Figuranten, als ſich nur nirgend in einen Act bringen lieſsen. Der Musketier *Umſtand*, die Ausgeberin *Aentchen*, der Korporal *Blaufarber* verrathen den beſten Willen des Vfs., das Publicum zum Lachen zu bringen.

Nr. 5. iſt ein ländliches Nachſpiel, ungefähr im Geſchmack und Ton der *beiden Billets* und der dazu gehörigen Folge von Nachſpielen; etwas leer, aber dafür auch ziemlich kurz.

Die Kleinigkeit, Nr. 6., macht ſchon mehr Prätenſion. Der Witz iſt ihrem Vf. natürlich, nur nicht immer der natürliche. Eine Anekdote im neunten Bande der engliſchen Annalen von Archenholz hat hier den Stoff hergegeben.

Mannheim, im neuen Kunſtverlag: *Neujahrsgeſchenk.* Papiere aus dem Nachlaſſe eines kaiſerlichen Officiers. 1797. XVIII u. 87 S. 8. (Geheftet 16 gr.)

In unſern Zeiten, wo alle möglichen Einkleidungen genutzt werden, um Geſchriebenes zum Druck zu befördern, iſt es ſchwer die Aechtheit eines ſolchen Nachlaſſes auszumitteln, welche doch hier das Urtheil eigentlich beſtimmt. Sind die Papiere das, was ſie ſcheinen ſollen, ſo hat uns der Herausgeber mit einem braven, nicht ſehr glücklichen noch frohgemutheten Menſchen bekannt gemacht, deſſen Bildung gegen die Rohheit, die ihn in ſeinem Stande umgeben muſste, ſtark abſticht und gar keine militäriſchen Kennzeichen an ſich trägt. Doch hat ſie ihn als Schriftſteller nicht weiter als bis zu Verſuchen in poëtiſcher Proſa, welche dem Vf. gewiſs mehr Genugthuung gewährten als irgend einem Leſer, und zu einigen gefallig melancholiſchen Liedern gebracht, die nicht ſchlecht verſificirt ſind, und einen günſtigen Eindruck zurücklaſſen. Die Briefe der Schweſter drücken ihre Liebe zum Bruder und eine recht vernünftige und feſte Stimmung des Gemüths ſehr gut aus. Iſt hingegen das ganze Büchlein eine Einkleidung, ſo haben wir damit eben kein reichhaltiges Neujahrsgeſchenk erhalten. So viel iſt gewiſs, daſs dieſer öſterreichiſche Officier keine charakteriſtiſche Eigenheit an ſich hat; auch ſein Deutſch verräth ihn nicht, und in ſeiner Frömmigkeit iſt keine Spur von Katholicismus. Seine Schweſter verwirft ſogar die Kraft des Gebetes. Politiſches findet ſich hier nichts, auſser unter den Gedichten ein Fragment über die Befreyung der Menſchheit, worinn ſich der Oeſterreicher eben ſo wenig als der Dichter offenbart.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leiden*, b. Herdingh: *Albert Joachim Deimann*, Amſtelodamo — Batav., Diſſ. philoſophico-jurid. inaug. *de mitigatione poenarum ob diverſum reorum temperamentum.* 1796. 148 S. 4. — Der Vf. unterſucht in dieſer weitläuftigen Streitſchrift zuerſt das Weſen und die Verſchiedenheit der Temperamente, ſodann in wiefern nach allgemeinen Grundſätzen des Criminalrechts auf die Temperamente Rückſicht zu nehmen ſey und endlich in wiefern nach römiſchen Geſetzen darauf wirklich Rückſicht genommen worden. Nach Rec. Meynung entſchuldigt das bloſse Temperament nicht, aber der höchſte Grad des Affects, der alle Ueberlegung hemmt, entſchuldigt, und das Temperament kommt dabey in ſofern in Betracht als es einen Grund abgiebt, um anzunehmen, daſs der Verbrecher wirklich in dieſem Zuſtand des Affects ſich befinden konnte. Der wahre Milderungsgrund iſt alſo der Zuſtand der höchſten Leidenſchaftlichkeit, und das Temperament kommt dabey nur in ſofern ins Spiel, als es dieſen Zuſtand erklärbar macht. Der Vf. iſt im Grunde derſelben Meynung; er nimmt an, daſs weder nach allgemeinen Grundſätzen noch nach römiſchen Geſetzen auf das Temperament Rückſicht genommen werden könne auſser beym Zorne; aber dann iſt immer das choleriſche Temperament nicht die unmittelbare, ſondern die mittelbare Urſache, in ſofern man daraus den hohen Grad des Affects des Verbrechers ſich erklären kann, der eigentlich die wahre Milderungsurſache ausmacht, und der auch zugleich aus allen übrigen Umſtänden der Handlung erhellen muſs. Die Schrift trägt ſichtbare Spuren des Selbſtdenkens und der Beleſenheit in ältern und neuern Schriftſtellern, nur die Weitſchweifigkeit und die vielen Nebenwerke zeugen von dem jugendlichen Alter des Vfs.

Mannheim, b. Löffler: *Die Freyheit in Bezug auf das deutſche Staatsrecht.* 1796. 117 S. 8. — Eine alte aufgewärmte, in kläglichem Deutſch geſchriebene, Flugſchrift gegen den deutſchen Fürſtenbund. Die wahre deutſche Freyheit beruhe auf dem Gleichgewicht zwiſchen dem Reichstag und dem Kaiſer, Verbindungen einzelner Stände auſserhalb des Reichstags gäben nur Veranlaſſung zu immer mehrerer Trennung und Auflöſung der Verfaſſung. Wenn aber der Zweck dieſer Verbindungen kein andrer iſt als der Zweck des Reichstags ſelbſt, und man dieſen auf dem Reichstag allein nicht erreichen zu können fürchten muſs, iſt dann eine ſolche Verbindung tadelhaft? und hängt dann die Auflöſung der Verfaſſung mehr von ihrer Errichtung oder von ihrer Unterlaſſung ab? Aber wahr iſt es, was der Vf. ſagt, daſs diejenigen, welche für die Erhaltung einer Verfaſſung ſich intereſſiren, ſich ſelbſt keine Eingriffe in dieſe Verfaſſung erlauben dürfen und daſs man durch ſein eignes Beyſpiel das ehren muſs, was man gegen andere verficht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. Junius 1797.

GESCHICHTE.

Hamburg, in der Mutzenbecherſch. Buchh.: *Hiſtoriſche und politiſche Memoiren über die Republik Venedig.* Geſchrieben im Jahr 1792. *Nachgeſehen, verbeſſert und mit Anmerkungen bereichert von dem Verfaſſer.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Heinrich Würtzer* D. der Philoſophie. 1796. *Erſter Theil.* XX und 214 S. *Zweyter Theil,* 1ſte Abth. 253 S. 8.

Dieſe Ueberſetzung der in der A. L. Z. 1795. No. 312 und 313. ausführlich angezeigten *Memoires, hiſtoriques, et politiques ſur la Republique de Veniſe,* von dem venetianiſchen Nobile Hn. *Leopoldo Curti,* iſt unter den Augen des Vf. gemacht, und von ihm ſelbſt mit vielen erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen vermehrt worden. Auch ſind einige Abſchnitte, vor der Ueberſetzung von ihm ganz umgearbeitet; wodurch denn dieſe, vor dem Original, einen bedeutenden Vorzug behauptet und auch wegen des Vortrags lesbarer iſt, als das in dem elendeſten Franzöſiſch geſchriebene Original. Die Ausführlichkeit der Anzeige dieſer Urſchrift der Memoiren am angezeigten Ort, überhebt den Rec. der weitern Bemerkungen über dieſe Verdeutſchung. — Er geht davon zur Anzeige der in den Memoiren angekündigten *Vertheidigungsſchrift* des Hn. *Curti* über, welche unter folgenden Titel erſchienen iſt:

Lyon, *Mémoire juſtificatif de l'auteur des Mémoires hiſtoriques et politiques ſur la Republique de Veniſe,* compoſé par *lui même* en 1792. 1796. 191 S. 8.

Man wird es ſich erinnern, daſs der Vf. durch einen Befehl des Raths der Zehn und der Staatsinquiſitoren, ohne in ſeiner Sache gehört zu ſeyn, auf ewig — zum Glück für diesmal eine kurze Ewigkeit einer willkührlichen Gewalt! — aus den venetianiſchen Staaten, ſeinem Vaterlande, verbannt ward, und er ſich deswegen genöthigt ſah, ſeine Vertheidigung vor dem groſsen Tribunal des Publikums zu führen. Für dieſe Schreckensmänner, den Rath der Zehn und die Staatsinquiſitoren von Venedig, welche ſchon ſeit Jahrhunderten dem ernſten Zuruf: *diſcite juſtitiam, moniti!* mit übermüthigem Stolz trotzten, iſt nun der letzte Tag erſchienen, welcher, — (eine früher oder ſpäter unvermeidliche Folge, jeder unbeſchränkt willkührlichen, ſo gemiſsbrauchten Gewalt,) — ſie vernichtet hat. Demungeachtet behält die gegenwärtige Schrift, als ein Beytrag zur Geſchichte dieſes Deſpotismus, den wir in unſern Tagen verſchwinden ſahen, Intereſſe. In der Geſchichte des Staats von Venedig giebt es allerdings noch wichtigere Zeugniſſe dieſer Art, in vielen documentirten ſchrecklichen Beyſpielen der gräulichen Proceduren der Inquiſition gegen Individuen; denn ſo wenig das einſeitige und illegale Verfahren dieſes furchtbaren Gerichts, in der Sache des Vf., ſo wie er ſie vorträgt, den Schein des Rechts gewinnt; ſo iſt doch auch nicht zu leugnen, daſs der Vf., durch, gröſstentheils ſelbſt eingeſtandne Fehler und Unbedachtſamkeiten, ſeinen Feinden die Waffen gegen ſich gereicht und Uebereilungen begangen hat, die ein kluger und beſonnener Mann nicht begehen ſollte, und deren Opfer er geworden iſt. Hier iſt nicht der Ort, in die genaue Zergliederung der Sache einzugehen, um Zweifel zu erheben, und das Für und Wider zu debattiren. Der Vf. hat ſeine Vertheidigung mit Belegen begleitet, welche die Leſer in dieſer Schrift finden, und ſeine Sache gewinnt durch die Offenherzigkeit, mit welcher er die begangnen Uebereilungen eingeſteht. — Rec. beſchränkt ſich, ohne dem Urtheil des Publicums in dieſer Sache vorzugreifen, auf einen einfachen concentrirten Auszug der Geſchichtserzählung von den Vorfällen, welche das Schickſal des Vf. herbeygeführt haben. — Um die Reihe der Thatſachen kürzer und deutlicher darzuſtellen, hat der Vf. die Briefform, in welcher er im J. 1792. ſeinen Freunden ſeine Vertheidigung ſchriftlich mittheilte, beybehalten. Der Rec. dieſer Schrift und der Memoiren, hat in der Anzeige der letztern ſein aufrichtiges Mitleiden mit dem Schickſal des ihm übrigens perſönlich unbekannten Vf. als eines verfolgten unglücklichen Mannes, bewieſen: mit deſto mehr Unbefangenheit, geſteht er, daſs es ihm mit andern Leſern in Rückſicht der äuſsern Form aufgefallen iſt, auf dem Titel dieſer Vertheidigungsſchrift einen höchſt wahrſcheinlich nur erdichteten Druckort *Lyon* zu finden, und in dem ſogenannten *Avantpropos de l'Editeur,* (der folglich hier eine von dem Vf. verſchiedene Perſon repräſentirt,) welcher die Leſer vortheilhaft für den Vf. einzunehmen ſucht, aber ganz in dem ſchlechten franzöſiſchen Stil der Vertheidigungsſchrift und der frühern Memoiren geſchrieben iſt, bey der Vergleichung, die Feder eines und deſſelben Verfaſſers zu entdecken. Wenn der Rec. hierin anders recht ſah, ſo entſchuldigt, wenigſtens in ſeinen Augen, nur eine unnöthige Aengſtlichkeit des Vf. als Folge des ihm eingeflöſsten Schreckens vor ſeinen Verfolgern, dieſen ſehr abgenutzten Kunſtgriff, der einem geraden Manne, welcher ſeine gute Sache vertheidigt, nicht geziemt, wenn auch ein ſolcher Schritt an ſich

oogle

ſelbſt keinen weitern ihm nachtheiligen Einfluſs auf einen Theil des Publicums hatte, vor welchem er ſeine Vertheidigung führt.

Der venetianiſche Nobile *Curti*, (der Vf. hat ſich ſelbſt in der Unterſchrift der beyliegenden Documente genannt) bekleidete, im J. 17.., eine Stelle in dem Tribunal, *magiſtrato delle acque* genannt. Zur Hemmung der damaligen groſsen Ueberſtrömungen der Brenta ward von einigen ſeiner Collegen ein ſo unzweckmäſsiger als für den Staat koſtſpieliger Plan entworfen und zur Ausführung vorgeſchlagen. Nachdrücklich widerſetzte ſich C. dieſer Ausführung; er ward deswegen von den eigennützigen Beförderern des Plans von ſeiner Stelle im Tribunal entfernt, und ihm dafür die Stadthalterſchaft von *Vicenza* übertragen, ein Amt, welches mit groſsen Ausgaben, denen das Vermögen des Vfs. nicht gewachſen war, verbunden iſt. Er trat die Stelle im September deſſelben Jahres an, fand aber bald eine ſtarke Gegenpartey von herſchſüchtigen, eigennützigen und beſtechlichen Menſchen, deren Gegenwirkungen jedoch Anfangs, durch den öffentlichen Ruf ſeiner Kenntniſſe, Feſtigkeit und Uneigennützigkeit, von ſeinen Freunden unterſtützt, beym Publicum überwunden wurden. Seine Gegner aber hatten den Rath der Zehn auf ihrer Seite. Das empfand er bald durch die ungünſtige Entſcheidung des Raths, in einem, ſonſt unbedeutenden, Zwiſt mit der Direction des Theaters zu Vicenza, und gleich darauf in einer wichtigern Sache, wo C. nicht die Hand zu einer offenbaren Bedrückung bieten wollte. Ein Jahr nachher erging gegen ihn ein erniedrigender Befehl deſſelben Raths, die Abtretung einer Loge bey einem öffentlichen Schauſpiel betreffend. Gegen dieſen, ſeine Ehre beleidigenden Befehl, remonſtrirte C. nachdrücklichſt und erhielt die Zurücknahme, durch deſſen Vertilgung in den Staatsregiſtern, ohne daſs jedoch diejenigen, welche den Befehl gegen ihn erſchlichen hatten, beſtraft wurden. In der ſonſt unerhörten Zurücknahme eines Befehls dieſes ſtolzen Tribunals, ſieht der Vf., wohl nicht ohne Grund, die Urſache des Haſſes deſſelben und die Quelle ſeines nachherigen Unglücks. Doch endigte er, weiter unbeunruhigt, die achtzehn Monate ſeiner Statthalterſchaft, worin er ſich, bey einer gewiſſenhaften Verwaltung, in eine Schuld von 15000 venetianiſchen Ducaten geſtürzt hatte. Bey ſeiner Ankunft in Venedig erbot er ſich, die erſte vacante Stelle in dem *Magiſtrato delle acque* wieder zu übernehmen; ein Entſchluſs, von welchem ihn, ſeine vormaligen Widerſacher bey dieſem Tribunal in dem Eindeichungsproject der Brenta, abzubringen wuſsten. — Hierauf hielt er um die Stelle in einem andern Tribunal an, welche aber erſt in einem Jahr erledigt ward; und er entſchloſs ſich nun, in dieſer Zwiſchenzeit zur Herſtellung ſeiner zerrütteten Finanzen eine Handlungsgeſchaftsreiſe in das nördliche Europa zu machen, dazu er, der üblichen Form wegen bey den zehn Männern um die Erlaubniſs anhielt. Dieſe konnte ihm, nach den Geſetzen und ſeiner individuellen Lage, nicht geweigert werden; aber ſeine Verwandten intriguirten dagegen, und ihm ward die Erlaubniſs, abzureiſen, abgeſchlagen. Demungeachtet reiſte er, weil ſeine Handlungsdispoſitionen gemacht waren, am .ten April 1789. ab, verlieſs erſt am ..ten unbeunruhigt die venetianiſchen Staaten und kam am 5ten Auguſt in Petersburg an. Hier ſtellte er ſich ſogleich dem venetianiſchen Geſandten dar, und übergab demſelben am 20ſten Auguſt ein *Memoire* (Anlage No. 1. A.) wegen der ihm widergeſetzlich verweigerten Erlaubniſs der Abreiſe, das der Geſandte auch nach Venedig expedirte. Das hierauf unter dem 29ſten September abgegebne und an den Geſandten zu Petersburg abgeſandte *Ducale* der Inquiſition (Anlage No. ..) enthielt die Citation an Hn. C., ſich binnen 4 Monaten in Venedig zu ſtellen, unter Androhung, wenn er nicht gehorchen würde, als ein ſeinem Vaterlande Ungehorſamer und als Verbrecher angeſehen zu werden. C. erfuhr zugleich, daſs bey der am .ſten October erfolgten neuen Wahl der Staatsinquiſitoren, einer ſeiner erklärteſten Feinde, der Nobile *Zuſto* Inquiſitor geworden ſey, von welchem er nichts gutes zu erwarten hatte. Dies brachte ihn zu dem Entſchluſs, ſeine Rückkehr nach Venedig bis zum 1ſten October des nächſten Jahrs, dem Termin einer neuen Inquiſitoren-Wahl zu verzögern, und er ſandte, um Zeit zu gewinnen, zwey neue Memoiren durch den Geſandten (Anlage No. 3. B. und No. 4. C.) zur Entſchuldigung der Unmöglichkeit bey der *Nothwendigkeit* einer Geſchäftsreiſe über Holland, *und bey ſeiner*, durch hinzugefügte Atteſte von dortigen Aerzten, bezeugten ſchwächlichen Geſundheit, binnen der angeſetzten Friſt nach Venedig zurückkehren zu können. Die Reiſe, der koſtbare Aufenthalt in Petersburg und ein anſehnlicher Verluſt im Spiel hatten ſeine Caſſe erſchöpft. Mit einigen Unterſtützungen gieng er nach Warſchau, wo er am 23ſten Februar 1790. ankam, und hier vergebens auf Geſchäftsbriefe und auf Wechſel wartete. Unbeſonnener Weiſe läſst er ſich in dem Hauſe des ruſſiſchen Geſandten in ein hohes Spiel ein, und verliert, auſser ſeiner letzten Baarſchaft, noch 3000 Zechinen auf ſein Ehrenwort. Zur Bezahlung dieſer Spielſchuld ſtellt er, durch einen dortigen Bankier, zwey auf den 13ten Julius und 11ten October fällige Wechſel auf Venedig aus, und händigt in der Folge dafür dem Bankier eine Verſchreibung ſeiner Güter mit der von dieſem geforderten, ausdrücklichen Clauſel der *Execution des Raths der Zehn*. Nach langen vergeblichen Gegenvorſtellungen der Unnützlichkeit und Geſetzwidrigkeit dieſer Clauſel, unterſchreibt er ſie endlich mit zitternder Hand, weil er wohl vorherſah, daſs er dadurch ſeinen Feinden die Waffen gegen ſich reichte. So gefährlich und unrecht nun auch der durch dieſe unbedachtſame Unterſchrift geſchehene Schritt war, ſo iſt es doch ſehr bemerkenswerth, daſs davon in der nachherigen Verdammungsſentenz nicht einmal die Rede war. Die an ſeinen Bruder und andere Freunde in Venedig über dieſe Angelegenheit geſchriebenen Briefe, kamen ihnen nicht zu Händen

Sein dahin abgeſchickter Kammerdiener muſste ſich, bey dem venetianiſchen Geſandten in Wien, einem ſechsſtündigen Verhör unterwerfen, und ihm wurden die von *C.* mitgegebnen Briefe abgenommen. — Der Vf. reiſte nun über Hamburg, wo er zur Bezahlung einiger ältern Schulden Unterſtützung fand, nach London, und kam hier am 5ten Auguſt an. Der dortige venetianiſche Reſident *Orazio Lavezzari*, zu dem er ging, benachrichtigte ihn, von einem, unter dem 8ten April ausgefertigten *Ducale* der Inquiſition, worin für ihn der Befehl, unverzüglich nach Venedig zu kommen, enthalten war. Er übergab dem Reſidenten ſein ſchriftliches Verſprechen, dieſer Befehl, ſo bald ſeine Geſundheit es erlauben und das erwartete Reiſegeld ankommen werde, zu gehorchen, und machte ſich, in dem feſten Vorſatz, an dem ſich vorgeſetzten Termin des 1ſten Octobers nach Venedig zurückzukehren, reiſefertig. Plötzlich erſcheint nun die am 30ſten Julius ausgefertigte und am 6ten Auguſt publicirte *Verdammungsſentenz des Raths der Zehn*, gegen ihn. *C.* wird darin auf immer aus Venedig verbannt, ſeines Adels verluſtig erklärt, und, falls er ſich in den venetianiſchen Staaten betreten lieſse, auf Lebenszeit zur Gefangenſchaft in einem dunkeln Kerker verurtheilt, ohne daſs in zwanzig Jahren von irgend einem Tribunal ein Gnadenact zu ſeinem Beſten vorgenommen oder auch nur ſein Proceſs zur Reviſion gebracht werden dürfe. Falls er aus dieſem ihm beſtimmten Gefängniſs entfliehen würde, werden demjenigen, der ihn, *wo es auch ſey*, verhaften würde, eine Belohnung von 3000 Ducaten und andere Vortheile verſprochen, und derjenige, welcher ihn in den venetianiſchen Staaten ſelbſt oder *auſserhalb denſelben*, mit Rath unterſtützen oder ſich ſonſt mit ihm einlaſſen würde, ohne Anſehung des Ranges oder der Verwandſchaft für jeden ſolchen Contraventionsfall, mit zehnjähriger Gefangenſchaft, in dem Fall der Flucht, mit der Verbannung, und falls er unadlich und kein venetianiſcher Bürger wäre, mit Kettenſtrafen auf den Galeren, bedrohet. — Dieſes abſcheuliche Document des wildeſten Despotismus der vormaligen venetianiſchen Tyrannen, findet man in der letzten Beylage, No. 8., mit Bemerkungen des Verurtheilten begleitet. — Der nun noch folgende Inhalt dieſer Schrift, iſt eine Auseinanderſetzung der in der Verbannungsſentenz angegebnen Motive, worin die Ungerechtigkeiten, Illegalität, Einſeitigkeit, ganz falſchen Suppoſitionen und Nullität dieſes Urtheils gezeigt werden. — — Von London iſt Hr. *C.* nach der Schweiz gegangen und hat dort Materialien zu einem in letzter Oſtermeſſe erſchienenen Werk über dieſes Land geſammelt. — Es iſt zu erwarten, daſs die jetzige Veränderung der Regierungsform von Venedig, ſeine Verbannung endigen und ihn veranlaſſen wird, in ſein Vaterland zurückzukehren, um vor gerechtern Richtern ſeine Sache zu führen.

Ulm, in d. Stettinſch. Buchh.: *Staats- und Addreſshandbuch des Schwäbiſchen Reichs - Kreiſes* auf das Jahr 1796. Erſter Theil, 416 S. Zweeter (Zweyter) Theil. 360 S. 8.

Die Geſchichte und die muſterhafte Bearbeitung der neuern Jahrgänge, von dem Hn. Canzley- und Hofgerichtsadvocaten, Doctor *C. E. Speidel* in Stuttgard (I, 123.) ſind in der Anzeige der A. L. Z. Jahrg. 1785. No. 307. dargeſtellt. Die vorliegende Ausgabe iſt dem Ideal der erreichbaren Vollkommenheit um vieles wiederum naher gekommen; deſto ſchmerzlicher iſt jedem Statiſtiker die in der Vorrede beygebrachte Klage über die Gleichgültigkeit der Schwäbiſchen Kanzleyen gegen dieſes Handbuch. Der *Erſte* Theil enthält den *Etat des Schwäbiſchen Kreiſes.* — S. 4. Der neu aufgenommene Graf *Sickingen*, nebſt deſſen Geſchlechtsregiſter, welches (ſo wie das von Dahlbergiſche I, 4.) bey Gelegenheit der Coadjutorie von Coſtanz) ſelbſt in den gröſsern genealogiſchen Jahrbüchern, vermiſst wird. Die Militärliſte mit Anzeige des Werbſtandes hat durch die bekannte Entwaffnung der Kreistruppen und deren ſonderbare Folgen, im Allgemeinen ſowohl, als in einzelnen Namen, ein ſtarkeres Intereſſe bekommen.

Im *zweyten* Theile, werden die Kreisſtände, einzeln durchgegangen. Als Quelle des Coſtanzer-Verzeichniſſes iſt der *Catalogus perſonarum eccleſiaſticarum* vom 1779. angeführt; Rec. hat aber in öffentlichen Nachrichten die Anzeige einer weit ſpätern Ausgabe (von 1795) gefunden. Die erläuterte Namenliſte der Wirtenbergiſchen *Land Standſchaft* - (oder nach dem freylich weniger beſtimmten Sprachgebrauch *Landſchaft*) iſt ein unentbehrliches Hülfsmittel für Ausländer bey dem Studium *des jetzt verſammelten allgemeinen Landtags.* Die nächſte Ausgabe wird durch den Hofſtaat des Erbprinzen einen merklichen Zuwachs bekommen; dagegen ſcheint die Geſchlechtsliſte vom Erzhauſe Oeſterreich (II, 42.) entbehrlich zu ſeyn.

Der erſte Anhang (II. 213 — 270.) begreift vierzehn, nicht in der Kreisverbindung ſtehende Gebiete, (Land- und Herrſchaften). — Vorder Oeſterreich nimmt dabey den gröſsten Raum ein; deſto neuer iſt der Artikel von den Geſchlechtstafeln *Palm* und *Liebenſtein.* — Im zweyten Abſchnitt (II. 271 — 278.) von der Reichs Ritterſchaft, wird der Fleiſs des Vf. uns gewiſs bald das Namenverzeichniſs aller Gutsbeſitzer ſchenken. Der Dritte 279. — unter dem beſcheidenen Titel als Verſuch *eines Reichs-Poſt-Etats in Schwaben*, bahnt ein noch unbetretenes Feld, und viele Reiſende, denen dieſes Handbuch zu Geſicht kömmt, werden dem Vf. gewiſs für die mühſame Erforſchung der Poſtbeamten, nebſt der Zuſammenſtellung der Routen und Aemter Dank wiſſen. Eben ſo neu iſt im 4ten Anhange S. 0 — 312. das erklärende Verzeichniſs der eigenthümlichen und Provinzial-Benennungen der Amtsnamen. Der nördliche Deutſche kennt kein *Ainungs* Amt, keine *Keller, Ungelder* noch *Pfleger* und *Pflegamter* und der Wirtenbergiſche *Special* iſt vielleicht ſelbſt manchem Nachbar von Schwaben

unverſtändlich. Noch unentbehrlicher iſt die Erläuterung von Zahlenbenennungen, wie die *Vier und Zwanziger* in Augsburg — eines Collegiums welches über die Grundverfaſſung dieſer Stadt wachet.

Der 5te und 6te Anhang, — ein *Umriſs des deutſchen Staatskörpers, und eine ſtatiſtiſch publiciſtiſche Tabelle* — ſtellen das Verhältniſs des Kreiſes gegen das deutſche Reich dar, und dienen daher zu einer Erläuterung der weſentlichſten Beſtandtheile des Handbuchs. Nach der Vorrede gedenkt der Vf. noch die Candidatenliſte, und die Rang- und Kleider-Ordnung in der Folge beyzufügen. Das ausführliche Ort- und Perſonenregiſter iſt in der Seitenzahl (300) nicht mit begriffen.

Für das Jahr 1797. iſt öffentlichen Nachrichten zufolge wegen der Kriegsunruhen die Erneuerung unterblieben.

Ohne Anzeige des Verlegers, mit der Aufſchrift, Deutſchland: *Ueberſicht des merkwürdigen Feldzuges am Rhein im Jahr* 1796. von der Eröffnung deſſelben, bis zur Vertreibung der beiden Fränkiſchen Armeen. (Als eine Fortſetzung der *Ueberſicht der merkwürdigen Kriegsbegebenheiten am Rhein etc. von* 1795.) 1797. 8. broſchirt. 139 S. 9 gr. Mit einem zweyten Titelblat ohne den eingeſchloſsnen Zuſatz.

Der Vf. ſcheint den Wink nicht verſtanden zu haben, welchen ihm der Recenſent des erſten Hefts (A. L. Z. 1796. N. 341.) gegeben hat, und wirklich als Geſchichtſchreiber des gegenwärtigen Kriegs auftreten zu wollen; es iſt daher nöthig, ihn zu erinnern, daſs etwas mehr, als ein blühender Styl und eine ziemlich gereinigte Sprache, erfodert wird, um dieſen Beruf würdig zu erfüllen. Sollte es indeſſen Leſer geben, die bloſs einſeitige, im Ton des Lobredners vorgetragne Nachrichten leſen wollten, denen es nicht darum zu thun wäre, eine richtige Ueberſicht des Ganzen zu bekommen, die nicht einmal eine recht klare Darſtellung einzelner Begebenheiten, eine deutliche Schilderung des Locals, der Schwierigkeiten und der ins Spiel geſetzten Kräfte verlangten; ſondern mit der raſchen Beſchreibung einer Menge, oft nicht einmal ganz treu erzählter Vorgänge zufrieden wären: ſo könnten wir ihnen dies Werk als eine unterhaltende und zweckmäſsige Lectüre empfehlen; alle andre aber müſsten wir auf andere Bearbeitungen z. B. auf die meiſterhafte Schilderung dieſes Feldzugs in den Poſſeltſchen Annalen verweiſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Braunſchweig: — Lettre à Mr. de Crell ou Obſervations ſur le Catalogue methodique de la Collection de foſſiles de Mlle. de Raab par Mr. de Born, par le Prince Dimitri de Gallitzin.* 62 S. 8. Der Fürſt Gallitzin, welcher ſich durch ſeine Verſuche über die Lichtenbergiſchen Figuren auf dem Elektrophor und durch ſeine geognoſtiſchen Beobachtungen über den Feldſpath des Speſſarts, um die Naturkunde verdient gemacht hat, fährt in ſeinem hohen Alter mit gleicher Thätigkeit fort, die Oryktognoſie zu einem Gegenſtand ſeines Studiums zu machen. Sein vieljähriger Aufenthalt in Frankreich und Holland hat ihn veranlaſst, ſich ganz in den Kreis der franzöſiſchen Literatür einzuſchränken. Man würde daher ſeine mineralogiſchen Schriften ſehr ungerecht beurtheilen, wenn man ſie mit deutſchen Arbeiten ähnlicher Art vergliche. Von einem deutſchen Mineralogen, dem deutſche Quellen geöffnet ſind, und dem eine gebildete Kunſtſprache zu Gebote ſteht, darf man andere Werke, als von einem Franzöſiſchen, fodern. So wenig auch Rec. mit den Ideen des Vf. über Claſſification der Foſſilien nach ihrer (vermeintlichen) Abſtammung und *Umwandlung* [?] übereinſtimmt, ſo erkennt er in den Gallitzinſchen Schriften doch das Verdienſt mancher neuen Anſicht, ein Verdienſt, welches um ſo mehr erhoben zu werden verdient, je langweiliger die Einſeitigkeit ſo vieler neueren, vaterländiſchen Geognoſten iſt. Der vorliegende Brief enthält zerſtreute kritiſche Bemerkungen über des verewigten Borns Catalogue methodique de la Collect. de M. de Raab, eine Schrift, die ſich freylich mehr durch äuſsere Eleganz, als Gründlichkeit auszeichnet. Der Vf legt Borns Claſſification in einer leicht zu überſehenden Tabelle dar, zeigt daſs der Saphir und Demantſpath nicht ins Kieſelgeſchlecht gehören, daſs der Zirkon nach Klaproths groſser Entdeckung (ſammt dem Hyacinth) ein eigenes Geſchlecht ausfülle, daſs die Miſchung der Baſalte ſehr ungleich ſey, daſs der Cimolit keine Bittererde enthalte u. ſ. f. Rec. hält es für überflüſſig ähnliche Sätze, die unter uns Deutſchen nun ſchon oft genug aufgeſtellt ſind, deren Verbreitung im Auslande aber nützlich ſeyn kann, einzeln auszuheben. Wichtiger iſt es von den Unrichtigkeiten welche jenen Brief verunſtalten, einige zu verbeſſern. — Der Vf. tadelt Born deshalb, daſs er den Apatit für eine Phorphate de chaux halte. Er ſagt apodiktiſch, der Apatit ſey eine Kalkerde mit Fluſsſpathſäure geſättigt, weil Herr Klaproth gefunden habe, daſs er 31 Kieſelerde 15. 5 Alaunerde, 21 Kalkerde, 1 Eiſen, 1 Waſſer, 28. 5 Fluſsſpatſäure, 1 Kochſalzſäure, 1 Phosphorſäure enthalte. Rec. wundert ſich ſehr über dieſe Angabe, da ſie der welche jener groſse Chemiſt 1788. (im Bergm. Journal B. I. S. 294.) bekannt machte, und nach welcher der Apatit aus 55 Kalkerde 45 Phosphorſäure und etwas Braunſtein beſteht, geradezu widerſpricht. — Giebt es überhaupt ein Foſſil, welches dreyerley Säuren zugleich enthält? — Des biegſamen Steins wird noch früher, als in Tourneforts Voyage au Levant gedacht. Herr Blumenbach hat eine merkwürdige Nachricht darüber in Gaſſendi's Leben von Petrescius aufgefunden. — Nikel iſt nicht als eine eiſenhaltige Subſtanz, ſondern wie Kobolt für ſich magnetiſch. Die Behauptungen, daſs jeder Porphyr eine jaſpishaltige Grundmaſſe enthalten müſſe, daſs unſere Thon- Pechſtein- und Grünſtein- Porphyre geognoſtiſche Undinge ſind, daſs es neue Porphyre giebt, welche Stalactiten der Aelteren ſind, bedürfen keiner beſonderen Widerlegung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hermannstadt, b. Hochmeiſter: *Siebenbürgiſche Quartalſchriſt. Dritter Jahrg.* 1793. 369 S. 8.

Dieſer Jahrgang enthält in jedem der vier Quartale eine Anzahl Abhandlungen, und zuletzt vaterländiſche Anzeigen, oder Neuigkeiten aus der Politik, Literatur u. dergl. m. Im *erſten Quartale*, ſteht folgendes: I *Phyſiſchökonomiſche Beurtheilung der in Siebenbürgen entdeckten Steinkohlen;* im Jahr 1771 auf Befehl der damals errichteten K. K. Agriculturſocietät aufgeſetzt. Sie machen eine von der Engliſchen unterſchiedene Art aus: ein fettes, mit mineraliſchem Sandſtaub genau vermiſchtes, und zu einem fetten Körper coagulirtes Erdpech. Der Vf. lehrt, auſser andern Unterſuchungen, auch den Gebrauch und Nutzen derſelben in Siebenbürgen, wo der Holzmangel zunimmt, und ſich ſchon in beynahe ſechs hundert Dörfern zeigt. II. *Beſchreibung einiger der vorzüglichſten Gebräuche der Sächſiſchen Nation in Siebenbürgen.* Es ſind die Feyerlichkeiten, welche bey der Inſtallation eines Comes der gedachten Nation beobachtet werden; die Gebräuche bey der Beſtellung anderer Beamten derſelben; auch ihre Proceſsordnung.

Zweytes Quartal. I. *Beſchreibung einiger Berge und Höhlen in Burzenland und Zkelland.* Vier merkwürdige Steingebirge erheben ſich auffallend über die andern, und ſind oft den ganzen Sommer hindurch mit Schnee bedeckt. Unter den merkwürdigen Höhlen giebt es auch eine ſchweflichte, deren Dampf Menſchen und Vieh tödlich werden kann, aber auch mit Rheumatismen, Gicht, Augenkrankheiten, Kopfſchmerzen, Hautausſchlägen u. dergl. m. behafteten, wenn ſie nackend oder leichtgekleidet auf einige Secunden hineingehen, und den Dampf nicht einhauchen, Beſſerung verſchaffen ſoll. II. *Plan zur Verbeſſerung der Hebammenanſtalten im Burzenlandiſchen Diſtricte;* dem Kronſtädter Magiſtrat 1791 übergeben von *Mart. Lange,* ehemaligen Phyſicus jenes Diſtricts. Seine Vorſchläge ſcheinen recht zweckmäſsig zu ſeyn. III. *Proben aus der Mutterſprache der Einwohner in Reuſsdorf,* Hermannſtädter Stuhls. Es iſt das Vater Unſer mit einigen Zeilen anderer Redensarten in einem offenbar Slaviſchen Dialecte. IV. *Beſchreibung der groſsen Kronſtadter Peſt,* von J. 1718 u. 1719 aus dem Latein. des D. *Johann Albrich* überſetzt. Sie tödete 18088 Menſchen; ihre Symptomen, verſuchte Gegenmittel u. dergl. m. ſind genau und ſorgfältig angegeben. V. *Von der Glaubwürdigkeit der neueſten Peſtberichte aus der Moldau und Walachey, und Beurtheilung der* bisherigen Contumazen; aus *Ferro's* nähern Unterſuchung der Peſtanſteckung (Wien 1787) abgedruckt. Man erfährt hier unter andern, daſs die Griechen öfters falſche Peſtnachrichten ausſtreuen; daſs ſie den ganzen Türkiſchen Handel der Siebenbürger an ſich gezogen haben und dieſe auf mancherley Weiſe bevortheilen; daſs ſogar die Frauen in der Walachey, aus verbuhlten Abſichten, die Peſt machen; ſo wie ſich auch der in Buchareſt für beſtändig angeſtellte Peſtkapitain ſehr wohl darauf verſtehe, u. dergl. m.

Drittes Quartal. I. *Ueber den Gebrauch des Borſseker Sauerbrunnens, und deſſen heilſame Wirkungen im Bluthuſten.* Ein Arzt, D. *Michael Neuſtädter,* giebt davon mehrere Beyſpiele aus ſeiner Erfahrung an, und zergliedert auch die innern Beſtandtheile dieſes Waſſers. II. *Ueber den Urſprung der Burzenländiſchen Sachſen oder Deutſchen in Siebenbürgen,* von *Georg Draudt,* Pfarrer in Dreyden bey Kronſtadt. Er beſtätigt es durch eine Urkunde des Ungr. Königs *Andreas* vom J. 1222, daſs derſelbe Burzenland den deutſchen Rittern geſchenckt habe, und erläutert ſolche zugleich. S. 194 iſt ſtatt *Dreyer, Dreger* und S. 195 ſtatt *Oelichs,* Lehrer der Rechte auf dem Gymnaſio zu *Altenſtadt,* zu leſen; *Oelrichs — in der Altenſtadt Stettin.* III. *Ueber einige erhebliche Hinderniſſe der Geſundheit in Siebenbürgen, und beſonders in Hermanſtädter Bezirck,* von D. *Andre. Wolff* zu Hermanſtadt. Er rechnet dahin das meiſtentheils ſchlechte Waſſer, die vielen Afterärzte, die elenden Hebammen, die Kirchenbegräbniſſe, die Unreinigkeiten auf öffentlichen Plätzen, den Luxus, Müſſiggang, und die nächtlichen Schwärmereyen der Jugend. IV. Auszug aus *Mich. Weiſsens Brevis conſignatio tumultuum bellicorum inde ab a. Chr. 1610 ambitione et inquietudine Gabr. Bathori Princ. Transſylv. motorum. Weiſs* war Augenzeuge und ſchildert den gedachten Fürſten ſchwarz genug. Unter den politiſchen Nachrichten dieſes Hefts dürfen wir den Artikel des vom J. 1790 — 1791 gehaltenen Siebenbürgiſchen Landtages (S. 267 fg.) nicht unbemerckt laſſen.

Viertes Quartal. I. *Die Kapelle des heil. Jodocus.* Ueber die Entdeckung derſelben, die in einem Territorialſtreit (oder nach ſiebenbürgiſchen Sprachgebrauche, *Hattertthädig*) zweyer Dörfer entſchied. Der heilige *Jodocus* ſoll aus Bretagne herſtammen. II. *Siebenbürgiſche Annalen unter K. Karl VI.* Iſt ihr Inhalt gleich nicht der wichtigſte; ſo hat er doch auch ſeine Merckwürdigkeiten. III. Fragment aus dem *Leben Johann Malkendorfs,* ehemaligen Pfarrers in Rheinſchenck, als ein Beytrag zur ſchuldigen Treue gegen das Durchl. Oeſterr. Haus. Er ſtarb im J. 1711

in ſeinem 80ſten Jahre, nachdem er in den Rakoczyſchen Unruhen die Kaiſerlichen Befehlshaber überaus geſchickt und heimlich von den Maaſsregeln dieſer Parthey benachrichtigt hatte. IV. Ueber *den Homroder Sauerbrunnen*, nebſt einigen Vorſichtsregeln beym Gebrauche der Brunnencuren überhaupt, von obengedachten D. *Neuſtadter*. V. Kurze *Lebensbeſchreibung des ſeeligen Martin Lange*, weiland Burzenländiſchen Diſtriktsphyſicus. Dieſer gelehrte und thätige Arzt ſtarb im J. 1791 acht und dreyſsig Jahre alt. VI. *Nachtrag zu des Hn. Proviſor Sizerus Verzeichniſs wildwachſender Siebenbürgiſcher officineller Pflanzen.* Das Supplement iſt auf einem beſondern halben Bogen in Linneiſchen, officinellen, Deutſchen, Siebenbürgiſchen, Sächſiſchen, Ungariſchen und Wallachiſchen Namen beygefügt; eine auch für Sprachforſcher angenehme Parallele.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp. *B. W. Anbornberge, Vorträge an ſeine Schüler.* Leſebuch für Jünglinge und Wiſsbegierige. 1793. XXIV und 216 S. 8. (14 gr.)

In der Vorerrinnerung ſagt der Vf. daſs eine Schule, in welcher junge Studirende wiſſenſchaftlich gebildet werden ſollen, vorzüglich der Ort ſey, wo die Beredtſamkeit beym Vortrage allgemeiner Wahrheiten Etwas vermag; beſonders, wenn ſich der Lehrer durch ſeine Kenntniſse und edlen Sitten bey ſeinen Schülern in Credit geſetzt hat. Vorzüglich wird er Gehör finden und gute Eindrücke veranlaſſen, wenn er beſonderer Gelegenheiten wahrnimmt, wo er nicht eben Amts wegen einen Vortrag halten muſs, um wichtige Wahrheiten zu empfehlen. Darum hat Hr. *A.* manche ſorgfältig ſtudirte Ermahnung in Bereitſchaft gehalten, bis ſich mitten in einer Lehrſtunde, wo er ganz unbereitet ſchien, eine Gelegenheit darbot ſie anzubringen. Beyläufig erklärt ſich der Vf. über einige Nebendinge, beſonders orthographiſche Gegenſtände, und thut unter andern den Vorſchlag, in der deutſchen Sprache nicht die Subſtantiven Wörter mit groſsen Anfangsbuchſtaben zu beehren, ſondern entweder, wie andere aufgeklärte Nationen, alle Worte ohne Unterſchied (nur die eigenen Namen ausgenommen) mit kleinen Buchſtaben anzufangen, oder das eigentliche Hauptwort jedes Redeſatzes durch einen groſsen Anfangsbuchſtaben auszuzeichnen und dadurch dem Leſer anzudeuten, auf welches Wort er den Nachdrucksſton ſetzen ſoll. Z. B. Gott ſprach: es werde Licht; und es Ward licht: und gott ſahe, daſs das licht Gut war; da Scheidete gott u. ſ. w.

Für das Publicum hat Hr. *A.* ſeine Reden hier und da erweitert und ausgeſchmückt. Bey dem mündlichen Vortrage wirkten ſie dem Anſehen nach manches Gute; daſs dieſe guten Wirkungen ſich nunmehr, da er ſie der leſenden Welt mittheilt, weiter erſtrecken werden, läſst ſich wohl hoffen; doch nur unter der Bedingung, daſs die Vorträge — geleſen werden.

Es ſind ihrer *zwölf*: 1) Anweiſung zum jugendlichen Vergnügen: ſollte heiſsen: zum ſittlich unſchädlichen Genuſs des jugendlichen Vergnügens: denn zum Vergnügen bedarf die Jugend keiner Anweiſung. 2) Nachtheile einer gewaltthätigen Rache für zugefügten Schimpf. 3) Warnung vor dem Laſter der Verſchwendung. 4) Warnung vor der unnatürlichen Luſtſeuche. Hr. *A.* muſs verſichert geweſen ſeyn, daſs alle ſeine Schüler (denn, dieſe Rede ward vor einer Verſammlung aller Claſſen gehalten) mit der unnatürlichen Luſtſeuche bekannt waren; auſserdem lehrte er indirect wohl mehr, als er lehren wollte. 5) Anweiſung zu dem Glück der Zufriedenheit. *Anweiſung zum Glück*, hält Rec. für unmöglich: denn Glück iſt Zufall. 6) Aufmunterung zur Gründung eines guten Rufs in der Jugend. 7) Ueber das thörichte häufige Schwören der alten Griechen. 8) Betrachtungen über einen plötzlichen Todesfall. Iſt nach Rec. Empfindung Einer der beſſern Vorträge und beſtätigt das Quintilianiſche: *Pectus eſt, quod diſertos facit.* 9) Ermahnung zum Fleiſs im Studiren. 10) Der Wille Gottes an die Menſchen, daſs ſie Muſik lernen und ſie zu ſeiner Ehre anwenden ſollen. Hierzu ward der Vf. durch die vorhergegangene Erklärung des 150ſten Pſalms in einer Erbauungsſtunde veranlaſst. 11) Wider den Schulſtolz. 12) Nothwendigkeit der frühen Herzensbildung. Herr *A.* redet mehr für den Verſtand als für die Einbildungskraft; braucht mehr Gründe als Figuren und befleiſsigt ſich mehr einer richtigen als einer blühenden Schreibart. Das iſt nun wohl an ſich *nicht zu tadeln.* Indeſſen kann Rec. den Vf. aus eigner *Erfahrung verſichern*, daſs junge Menſchen etwas mehr Lebhaftigkeit als ſich in dieſen Reden findet, nicht nur vertragen können, ſondern auch gern haben. Ins Langweilige fällt des Hn. *A.* Vortrag auch bisweilen dadurch, daſs er zu viel Worte verſchwendet, um zu ſagen, was er nun ſagen und nicht ſagen wolle, und zu erklären, warum er dieſes und Nichts anders ſage.

1. Merseburg u. Leipzig, b. Wagner u. Comp.: *Menſchentugenden in Erzählungen* aus der wirklichen Welt von *L. F. Schwerd.* Erſtes Bändchen 1795. 126 S. 8.

2. Rom: Die *ſchwarze Mappe.* 1795. 152 S. 8.

3. Leipzig, b. Gleditſch: *Der Huſar* oder *Geſchichte des Grafen von K.* 1795. 346 S. 8.

No. 1. Eine ſonderbare Compilation vermiſchter Anekdoten und Erzählungen aus der alten, mittlern und neuern Geſchichte, ohne Auswahl und Geſchmack, in einem höchſt mittelmäſsigen Tone wird der Leſer in dieſem aus alten Büchern neu gemachten Buche finden. Jedem Bändchen von Erzählungen, welches an einem Titel z. E. Einigkeit, Friedfertigkeit etc. mit beygefügten deutſchen, lateiniſchen, bibliſchen und unbibliſchen Sentenzen, angereiht worden iſt, hat der Vf. aus eigner Fabrik eine kurze Definition der guten Eigenſchaft vorausgeſchickt, die er abzuhandeln gedenkt; ohngefähr auf folgende Art: „Erbarmen iſt das ſchmerzliche Gefühl, das fremdes Elend

„Elend in uns weckt.“ — „Freymüthigkeit iſt die „dem guten Menſchen eigne Tugend, der Wahrheit „und Gerechtigkeit ohne alle Rückſicht auf beſorg-„liche Gefahr das Wort zu reden.“ Beide Tugenden hat der Rec. die eine beym Leſen, die andre bey der Anzeige dieſes Buchs auszuüben Gelegenheit gehabt, und obige Definitionen ganz richtig befunden.

No. 2. Schwerlich möchten die Leſer unter der Aufſchrift: Raiſonnements, Paradoxen und verſchiedne Aufſätze, eine Apoſtrophe an die Aufklärung, unter dem Kapitel: Charaktere, eine in ein leibhaftiges Trauerſpiel verwandelte Emigrantengeſchichte; unter dem Titel: Projecte, den längſt verbrauchten Witz, Zeitungsnachrichten zu perſifliren, lebhafte Vertheidigungen ungeſetzmäſsiger Ehen u. ſ. w. ſuchen; ſo wenig, wie unter der Aufſchrift: Autor, den geiſtvollen Gedanken „ſiehe das Wort Hunger“ oder unter dem Titel: Jungfer „ein Nomen obſoletum.“ Um jedoch den Vorwurf nicht zu verdienen, als hätte der Rec. von dem Recenſionsrecepte des Vfs. keinen Gebrauch machen wollen, wird es der Billigkeit gemäſs ſeyn, von der Schreibart des Vfs. noch eine Probe zu geben:

„Ihr lärmt immer, ihr Weltverbeſſerer, über Aber-„glauben und Vorurtheile des gemeinen Mannes. Rä-„ſonnirt ſie immer aus ſeinem Kopfe hinaus; wird er „darum tugendhafter, beſſer, vergnügter, glückli-„cher? Laſſet ihm immer ſeinen Glauben, ſeine An-„hänglichkeit an alberne Dinge, wenn er nur übri-„gens ein ehrlicher Mann iſt.“ Nun ſo wollen wir auch dem Vf. ſeinen Glauben laſſen, daſs er ein guter Schriftſteller ſey, wenn er übrigens ſo ehrlich ſeyn will, uns zu erlauben, daſs wir ſeinen Beruf zum Autor am nachgewieſenen Orte aufſuchen dürfen.

No. 3. Der Huſar iſt ein für die Langeweile geſchriebener gewöhnlicher Roman, der ſich ſo wenig über das Mittelmäſsige erhebt, daſs er der Kritik völlig entrathen kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Wien, in der Dolliſchen Buchh., *Predigten über die Hinderniſſe chriſtlicher Menſchenliebe.* Aus der Leidensgeſchichte Jeſu gezogen, und in der heil. Faſtenzeit vorgetragen von *Joh. Sebaſtian Furmann.* Cooperator an der Stadtpfarrkirche bey St. Johann zu Brünn. 1796. 215 S. 8.

2) Celle, b. Schulze d. Jüngern: *Wahrheiten der Religion Jeſu in Predigtform;* von *Joh. Gottfried Hieronymus Hennings*, Rector zu Dannenberg. 230 S. 8.

3) Lingen, b. Jülicher: *Homilien, Betrachtungen und Karaktergemählde, zur Beförderung chriſtlicher Weiſsheit und Tugend, mit beſonderer Hinſicht auf gebildete Leſer, und auf die gegenwärtigen Zeitbedürfniſſe.* 1796. 196 S. gr. 8.

Rec. hat von einem Religionslehrer der Kirche, zu welcher der Hr. Vf. von No. 1. gehört, lange keine ſolchen vortreflichen Predigten in Händen gehabt, als die gegenwärtigen. So rühmlich zeichnen ſie ſich durch ihren gemeinnützigen Inhalt, durch die geſunde und wahrhaft chriſtliche Moral, die ſie lehren, durch die Art der Ausführung und des Vortrags, und durch die reine und flieſsende, von auffallenden Provinzialiſmen ſo freye Sprache, worin ſie geſchrieben ſind, vor vielen andern aus. Es ſind in allen VII. Predigten, deren jede ein Hinderniſs der Menſchenliebe ſo behandelt, daſs *zuerſt* gezeigt wird, es ſtehe daſſelbe dieſer chriſtlichen Tugend und ihrer Ausübung wirklich im Wege, und *dann* die Mittel angegeben werden, wodurch wir uns vor demſelben am beſten bewahren, oder es am glücklichſten wegräumen können. Die Hinderniſſe ſelbſt ſind, nach des Vf. Belehrung, übertriebene Selbſtliebe, Habſucht, Neid, Stolz, Argwohn, Rachſucht, Schadenfreude. Als Mittel gegen dieſe fehlerhaften und unchriſtlichen Geſinnungen empfiehlt er Betrachtungen und Uebungen, die zu dieſer Abſicht überaus gut und zweckmäſsig ſind. Ueberdieſs ſind alle dieſe Vorträge recht natürlich und ſchicklich aus der Leidensgeſchichte, und den Charakteren der darin handelnden Perſonen hergeleitet. Nur eine ganz kurze Stelle zum Beleg des Geſagten ſey S. 46. wo Hr. *Furm.* ſagt: „Wer kann „nun wohl das alles reiflich überlegen, und noch in „dem Wahne bleiben, daſs der Reichthum hier unſe-„re Glückſeligkeit ausmache, oder doch dazu unent-„behrlich ſey? Nein; Gold und Silber und zeitliches „Vermögen dürfen wir zwar für Dinge anſehn, wo-„durch unſer äuſſerlicher Zuſtand verbeſſert werden „kann; dürfen auch darnach auf rechtmäſsigen We-„gen trachten; aber nie dürfen wir darin die Quelle „reiner, dauerhafter Glückſeligkeit ſuchen. Nein; „der Reichthum hat nur in ſoweit einen wahren Werth, „in ſoweit derſelbe wohl angewandt, und als ein „Mittel zur Erlangung der höhern geiſtigen Freuden „des Wohlthuns und Nützlichwerdens gebraucht „wird u. ſ. w.“

Eine nicht minder ſchätzbare Sammlung von Predigten über zehn intereſſante und groſsentheils nicht gemeine Hauptſätze hat Hr. *Hennings* geliefert (Nr. 2). Denn nicht häufig wird man wohl von der liebenswürdigen Gröſse Gottes in unſern äuſsern Sinnen, von der edeln Feinheit im Betragen nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, vom lehrreichen Anblick der majeſtätiſchen Sonne, von der ſchweren Wiſſenſchaft, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und andern ähnlichen Materien ſo geprediget finden, als es hier geſchieht. Nicht weniger gut und praktiſch ſind aber auch die übrigen Themen behandelt; von der wahren Mildthätigkeit gegen würdige Arme, von der edeln Freude bey der Rückkehr eines Sünders zu Gott, vom Vorzug der geoffenbarten Religion vor der blos natürlichen, vom groſsen Gewicht des Gedankens: Wir werden uns wiederſehen für die Freundſchaft edler Seelen, u. ſ. w. Rec. geſteht daher freymüthig, daſs dieſe Predigten in Hinſicht auf ihren beſondern Zweck im Ganzen wohl nicht viel gewonnen haben könnten, wenn ſie in einer andern Geſtalt, als in der gegenwärtigen, erſchienen wären, ſo wenig dieſs der Vf. ſelbſt entſcheiden zu können, in der Vorrede (S. 3) mit lobenswürdiger Beſcheidenheit verſi-

Nr. 3. iſt eine kleine, aber vortreſliche Sammlung meiſterhafter moraliſcher Abhandlungen, auf welche Rec. die Aufmerkſamkeit eines jeden rege machen möchte, der etwas Ungemeines und Ausgezeichnetes in der Art zu leſen wünſcht. Der ungenannte Hr. Vf. der bereits vor ſechs Jahren ein Bändchen Predigten herausgegeben hat, die allenthalben mit Beyfall aufgenommen worden ſind, und den Rec. gern aus ſeiner Anonymität hervorziehen möchte, wenn er es nicht ſo ernſtlich verböte, hätte ſich wegen der Herausgabe dieſer Homilien gewiſs nicht zu entſchuldigen gebraucht; ſo viel Dank iſt ihm vielmehr das Publikum dafür ſchuldig. Denn ihr Inhalt iſt in den Wahrheiten, mit deren Entwickelung und Anwendung ſie ſich beſchäftigen, unſern gegenwärtigen Zeitumſtänden ſo angemeſſen, lehrt über ſo manches Verhältniſs des chriſtlichen Bürgers zum Staate, über die Beſchaffenheit und den Umfang gewiſſer jetzt vorzüglich zu übender Pflichten der Befehlenden und Gehorchenden, über ſo manche auffallende Ereigniſſe des Tages, ſo richtig denken, urtheilen, empfinden, iſt endlich in einer ſo deutlichen, überzeugenden, edeln Schreibart vorgetragen, daſs gewiſs kein Leſer dieſer Schrift ſie ohne Hochachtung für des Vf. Geiſt und Herz aus der Hand legen wird. Rec. wenigſtens bedauerte, nach Durchleſung derſelben, nichts mehr, als die Verſicherung des Vf. S. VII der Vorrede, daſs ſeine Lage es ihm bald unmöglich machen werde, für das leſende Publicum wieder zu arbeiten; um ſo mehr, weil, wie er ſelbſt ſagt, die Vorſehung ihn in Umſtände geſetzt hat, die es ihm leicht machen *ſine ira et ſtudio* zu ſchreiben. Wir können uns nicht enthalten, wenigſtens *eine* ſchöne Stelle, wie ſie uns beym Aufſchlagen in die Hand fällt, herzuſchreiben. Sie iſt aus der Betrachtung über Röm. 12, 11 — 12 in welchem Sinne der Wunſch nach Freyheit vernünftig, chriſtlich und erreichbar ſey, genommen. S. 125 und folg. heiſst es: „Ihr, die ihr als Machthaber zu Aufrechthaltung der Ruhe und des Wohls von Staaten auf einer höhern oder niedrigern Stufe angeſtellt ſeyd; wollt ihr zum Glück eurer Mitbürger arbeiten, wollt ihr auf Achtung eurer Zeitgenoſſen und der Nachwelt Anſpruch machen, wollt ihr euch ſelbſt und die Eurigen vor dem namenloſen Elend ſichern, welches ſo viele eures gleichen in unſern Zeiten traf; o ſo laſst auch ihr euch durch die Geſchichte unſrer Tage warnen, ſo lang es noch Zeit iſt! Wähnt nicht, daſs die euch anvertraute Gewalt euch unbedingt gegeben ſey, daſs ihr durch ſie das Recht und die Freyheit erlangt habt, nach blinder Willkühr, nach Laune und Leidenſchaft über andre zu herrſchen! So groſs auch eure Macht ſeyn mag; jeder Miſsbrauch, jede unerlaubte Erweiterung derſelben, jede Kränkung des Menſchen — und bürgerlichen Rechts iſt Zügelloſigkeit, iſt ein Funke, der leicht das ganze Staatsgebäude entzünden und auch euch unter ſeinem Schutte begraben kann. Nichts habt ihr zu fürchten, ſo lange ihr ſelbſt nicht durch euer Betragen Veranlaſſung gebt, die Begriffe von Freyheit und Ungebundenheit zu verwechſeln, ſo lange ihr ſelbſt Recht und Gerechtigkeit handhabt, und dadurch alle noch nicht ganz verdorbene Menſchen für euch gewinnet. *Aber alles, alles wagt ihr daran, wenn ihr eine Geduld überſpannt, die auch ihre Grenzen hat, der, wenn ſie einmal erſchöpft iſt, wenn ſie den Zwang nicht länger tragen will, ihr vergeblich* dann erſt einen Damm entgegen zu ſetzen trachtet.“ — Sechs Homilien, alle über ſehr ausgeſuchte Stellen der Bibel, zwo Betrachtungen, und ein Charaktergemählde nach Luc. 10, 3 — 36 machen übrigens das ſchöne Ganze aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Berlin*, b. Oehmigke. *Pädagogiſche Ideen, von Luiſe Gräfin v. K.* Herausgegeben vom Grafen von *Lehndorf.* königl. preuſſiſ. Kammerherrn. Mit dem Bildniſs der Verfaſſerin. 1793. 86 S. 8. (5 gr.) Der Hr. Gr. v. *L.* lernt auf ſeinen Reiſen die Frau Gräfin von K . . w gebl. v. G. kennen, überraſcht ſie beym Schreiben, und, nachdem er ſich das Manuſcript von ihr erbeten hat, übergiebt er's dem Publikum gedruckt. Die Frau Gräfin macht Projecte, deren Beſtandtheile aber eher politiſche als pädagogiſche Ideen genennt werden möchten. Zuerſt den *Plan zu Stiftung einer Erziehungsanſtalt im Preuſſiſchen Staate für ganz arme Töchter des Adels und bürgerlicher rechtſchaffener Staatsbeamten.* Von der Ausführbarkeit deſſelben vornehmlich durch den Grund überzeugt, den ſie in dem vorgeſetzten Motto angegeben hat; *Rien n' eſt impoſſible; il y a des moyens, qui conduiſent à toutes choſes: et ſi nous avions aſſés de volonté, nous aurions toujours aſſés de moyens.)* ermuntert ſie nicht nur alle Perſonen ihres Geſchlechts und Standes, ſich allen überflüſſigen Putz zu verſagen und die dadurch erſparten Koſten auf die Ausführung dieſes Entwurfs zu wenden; bietet dabey Religion, Ehrgefühl, Menſchenliebe, Mitleiden, Alles auf, um zur Entſchlieſsung zu bewegen; ſondern ſie thut auch unmaſsgebliche Vorſchlage zur Einrichtung dieſes Erziehungsinſtituts und geht dabey ſo ſehr in's Detail, daſs ſie ſchon die Kleidung der Zöglinge, die Farbe der Bänder, das Gepräge eines zu tragenden Medaillons, die Feyer des Stiftungstages u. ſ. w. angiebt. Sollte dieſs ja zu viele Schwierigkeiten finden; ſo tritt ſie mit einer andern Idee hervor, nämlich mit *Errichtung eines Damenordens,* der von einer Fürſtin geſtiftet werden, andere Damen von *Rang und Geburt,* (aber, wozu dieſe Bedingung? da die Verfaſſerin S. *69* ſelbſt behauptet, daſs Stand und Geburt nicht erfoderlich ſeyen, um durch Nachruhm unſterblich zu werden) aufnehmen, ſie in Logen ordnen und durch die Ordensgeſetze jede Dame verpflichten ſoll, ein armes Fräulein und ein armes Mädchen von bürgerlicher Herkunft zu brauchbaren Mitgliedern der weiblichen Geſellſchaft zu erziehen, oder auf ihre Koſten erziehen zu laſſen. Dieſe Projecte adreſſirt ſie an die jetzt regierende Königin von Preuſsen, überlaſst es aber dem glücklichen Ungefähr, ob die Blätter der Königin vor Augen kommen werden oder nicht. Zwar ſagt die Verfaſſerin: es ſey ihrer ſtolzen Seele unmöglich, an dem guten Erfolge dieſes Vorſchlags zu zweifeln; indeſſen wird es ihr die Erfahrung nun wohl möglich gemacht haben. — Die Frau Gräfin denkt und ſchreibt wirklich gut: und, ſollte ja Jemand der Meynung ſeyn, daſs ihre Ideale den ſchönen Träumen nicht unähnlich ſehen; ſo unterſchreiben wir gern die Erklärung des Hn. Herausg., der in ſeinem kurzen Vorberichte ſagt: „Möchte doch das ganze ſchöne Geſchlecht nur jederzeit mit *ſolchen* Träumereyen die Stunden ausfüllen, die von den Mehreſten, mit dem Modenjournal in der Hand, den Toiletten-Beſchäftigungen gewidmet werden!“

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Junius 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Stettin, b. d. Verf.: *A View of the Engliſh Editions, translations, and illuſtrations of the ancient Greek and Latin Anthors* with Remarks by *Lewis William Brüggemann*, Counſellor of the Conſiſtory at Stettin in Pomerania and Chaplain in ordinary to his Pruſſian Majeſty. 1797. 838 S. gr. 8.

Der durch ſeine vortreffliche Beſchreibung von Pommern rühmlichſt bekannte Vf. liefert hier einen anſehnlichen Beytrag zur Bibliographie der alten klaſſiſchen Literatur, dem an Genauigkeit und Vollſtändigkeit äuſserſt wenig Werke dieſer Art beykommen, ſchwerlich aber eines den Vorrang ablaufen kann. Er hat ſich dazu ſeit langer Zeit vorbereitet und mit den koſtbarſten und ſeltenſten Hülfsmitteln verſehn. Er gebrauchte nicht nur die beſten und vorzüglichſten gedruckten Verzeichniſſe von öffentlichen und Privatbibliotheken; eine überaus groſse Anzahl engliſcher kritiſcher Journale und periodiſcher Schriften; ſondern unterſuchte auch auf einer gelehrten Reiſe die königl. Bibliothek zu Berlin, die kurfürſtl. zu Dresden, die Univerſitätsbibliotheken zu Halle, Leipzig, Frankfurt an der Oder, und Greifswalde, bey deren Beſuchung er überall von den Aufſehern gütig unterſtützt wurde. Am meiſten verdankt er jedoch der Gefalligkeit des Hn. Hofr. Heyne in Göttingen, der ihm einen vollſtändigen Auszug aller auf daſiger Bibliothek befindlichen engliſchen Ausgaben, Ueberſetzungen und Erläuterungsſchriften zukommen lieſs. Unter den engliſchen zur Geſchichte der Buchdruckerkunſt gehörigen Werken leiſtete ihm keines ſo viele Dienſte als das in Deutſchland noch wenig bekannte Werk: *Typographical Antiquities: or an hiſtorical account of the origin and progreſs of Printing in great Britain and Ireland, containing memoirs of our ancient Printers, and a regiſter of books* printed by *them*, from the year MCCCCLXXI to the year MDC. Begun by the late *Joſeph Ames*, — conſiderably augmented both in the memoirs and number of books by *William Herbert* of Cheſhunt Hirts. *London* printed for the Editor 1783 — 90. in drey ſtarken Quartbänden. Allein aus dieſem Werke hat der Vf. über 400 höchſt ſeltne Schriften aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert beygebracht; und wie viel Bereicherung die Büchernotizen des von Hn. B. umfaſsten Literaturfaches hier erhalten haben, kann man unter andern aus einer Vergleichung des Artikels *Auguſtinus* mit Hn. Schönemanns gewiſs ſehr fleiſsig gearbeiteten Werke über die Kirchenſchriftſteller abnehmen.

Der Vf. theilt ſein Buch in drey Abſchnitte. Der erſte begreift die griechiſchen Schriftſteller, ſowohl die ſogenannten Profanſcribenten, als die jüdiſchen und chriſtlichen Schriftſteller. Der zweyte die lateiniſchen Autoren, Heyden und Chriſten. Sie ſtehn nach der Zeitfolge. Das Verzeichniſs der Griechen ſchlieſst mit Cyrillus Lucaris, das der Lateiner mit Alfred. Der dritte Abſchnitt begreift die Sammlungen verſchiedner Schriftſteller, und die vermiſchten Erläuterungsſchriften. Der Vf. hat ſeinen Plan über alles was zur griechiſch-römiſchen Literatur, mit Inbegriff der bibliſchen und patriſtiſchen, in Grosbritannien gedruckt worden, ausgedehnt; er führt alſo auch Ausgaben, die von ausländiſchen Gelehrten herrühren; wie z. B. Suidas v. Küſter, Wyttenbach's Plutarch, Heyne's Virgil nach der engl. Ausgabe, auf; unterläſst aber dagegen, wie billig, die Nachdrücke engliſcher Ausgaben auſserhalb Grosbritannien aufzuführen. Bey vielen Werken hat der Vf. aus engliſchen Journalen, oder andern literariſchen Werken, kurze Beurtheilungen beygefügt. Bey den ſeltnern und wenig bekannten Ausgaben und Ueberſetzungen, ſind die literariſchen Quellen nachgewieſen, wo ſie Hr. B. auffand. Die Titel ſind vollſtändig aufgeführt, und der Abdruck äuſserſt correct, ſo daſs man ſich nicht wundern wird, eine Menge anderwärts vorkommender falſcher Angaben von Namen und Jahrzahlen hier berichtigt zu finden. Denn der kritiſche Fleiſs des Vf. verlieſs ſich keineswegs auf die oft fehlerhaften Angaben in Bücherverzeichniſſen; eine groſse Menge Werke unterſuchte er durch den Augenſchein, und ſelbſt ſeine eigne an engliſchen Werken ſehr reichhaltige Bibliothek kam ihm dabey zu Hülfe. Einem ſo fleiſsigen und ſorgfaltigen Sammler noch etwas nachzuweiſen, iſt gewiſs kein leichtes Unternehmen. Wir haben uns die äuſserſte Mühe gegeben, zum Beweiſe unſrer Dankbarkeit für ſo viele hier zum erſtenmale uns bekannt gewordne Schriften, einige etwa ausgelaſsne Artikel nachzuweiſen; nachdem wir aber mehr als fünfhundert der ſeltenſten, die wir ſchon kannten, nachgeſchlagen, und keinen vermiſsten, haben wir die unfruchtbare Mühe der Nachleſe aufgegeben. Bloſs zufallig, in dem wir das zweyte Verzeichniſs der aus der königlichen Bibliothek zu Berlin im November d. J. zu verkaufenden Dubletten durchgiengen, ſtieſsen uns unter No. 359. S. 24. folgende Ausgaben auf

Xenophontis memorabl. Socr. 1694.
— — — de Cyri exp. 1696.
— — — Hiſt. graeca. 1710.

ſämtlich zu Oxford gedruckt, die wir von Hn. B. nicht verzeichnet fanden, ſie ſind auch in der Harleſiſchen Ausgabe von Fabricii bibl. gr. nicht angemerkt, welches Werk überhaupt eine ſehr groſse Menge Zuſätze durch unſern Vf. gewinnt. Noch ſchwerer dürfte es halten, Berichtigungen anzubringen; weil, um ſie mit Sicherheit zu geben, nothwendig die Autopſie ſolcher Werke erfodert wird, bey deren Angabe der Vf. ſich auf andre verlaſſen muſste. Hier iſt uns nur eine Gelegenheit aufgeſtoſsen, wenigſtens einen Zweifel Hn. B. mitzutheilen. Er führt beym Apulejus S. 711. folgende Ueberſetzung an:

The New Metamorphoſis; or the pleaſant Transformation. Being the Golden Aſs of LUCIUS APULEJUS *of Madaura translated into Engliſh by* C. MONDE *London ſold by J. Morphew 1708. 2 Vols*

Bis uns Hr. B. eines beſſern belehrt, ſcheint dieſes Werk kein anders zu ſeyn als folgendes, das Rec. ſelbſt beſitzt, und von dem er hier den ganzen Titel herſetzen will:

The New Metamorphoſis, or the pleaſant Transformation, being the Golden Aſs of Lucius Apulejus of Medaura, (ſo ſteht hier falſch gedruckt für *Madaura*) *Alter'd and improv'd to the modern times and Manners, expoſing the Secret Follies and Vices of Maids, Wives, and Widows, Nuns, Fryars, Jeſuits, Statesmen, Courtiers etc. Written in Italian by Carlo Monte Socio fellow of the Academy of the Humoriſti in Rome and translated form the Vatican Manuſcript. Vol. I. II. London printed for S. Briſes and ſold by J. Morphew near Stationers Hall 1708.*

Eben dieſes Werk führt Hr. B. jedoch nur in Ausgaben von 1714. 1725. auf der folgenden Seite wegen des ihm vorgeſetzten Lebens des Apulejus an. Es iſt aber keine Ueberſetzung, ſondern, wie ſchon der Titel angibt, eine Nachahmung der Metamorphoſen des Apulejus auf neuere Zeiten und Sitten angewandt. Sollte nun aber der C. MONDE nicht eine Verwechslung mit dem *Carlo Monte* dem Italiäner ſeyn? In dieſem Falle wäre alſo das von Hn. B. S. 711. angeführte Buch aus der Reihe engliſcher Ueberſetzungen des Apulejus auszuſtreichen.

Sollten, wie wir herzlich wünſchen, die verdienſtlichen Bemühungen, die Hr. B. auf dieſes Werk gewendet, beſonders in England, ſo eifrig unterſtützt und belohnt werden, daſs bald eine neue Ausgabe erſcheinen könnte, ſo würde es zur Bequemlichkeit der Beſitzer gereichen, wenn in das Regiſter nicht bloſs die Namen der alten Autoren, ſondern auch der Herausgeber eingetragen, auch die einzelnen Bücher mit fortlaufenden Numern bezeichnet würden. Das letzte könnte dazu dienen, manche unnöthige Wiederholungen ganzer Büchertitel zu vermeiden. So ſtehn Heathii notae in Tragicos viermal aufgeführt, einmal unter den *Collections*, (wo ſie eigentlich an ihrem Platze ſtehn) dann aber wieder bey Aeſchylus, Sophocles, Euripides; wären nun die Bücher numerirt, ſo dürfte bey jedem der drey Tragiker bloſs die Numer citirt werden, wo Heath's notae unter den *Collections* ſtehn.

Schleswig, b. Röhſs: *Lexicon der jetztlebenden Schleswig-Holſteiniſchen und Eutiniſchen Schriftſteller, möglichſt vollſtändig zuſammengetragen,* von *Berend Kordes,* Profeſſor und Unterbibliothekar in Kiel. 1797. 1½ Alph. nebſt einer Vorrede von 3 Bogen in gr. 8. (Subſcriptionspreis 1 Rthlr. 24 Schill. Ladenpreis 2 Rthlr. ſchlesw. holſt. Courant.)

Durch dieſe Specialliteratur gewinnt die Literargeſchichte überhaupt und das gelehrte Deutſchland inſonderheit einen ſehr beträchtlichen Zuwachs. Es wird nun bald, zur Freude aller Literatoren, kein Land und kein Ländchen, ja ſogar keine beträchtliche Stadt, in unſerm deutſchen Vaterlande ſeyn, die nicht ihre bald mehr bald minder genau bearbeiteten Verzeichniſſe der darin lebenden Schriftſteller hätten. Hr. K. ſchlieſst ſich nicht allein an die Herren *de Luca, Moſer, Hörner, Hang, Weiz, Ruſt, Koppe, Herzog, Meyer, Vocke, Fikenſcher, Schmidt* und *Mehring, Klabe* u. ſ. w. an, ſondern ſucht ſie auch zu übertreffen. Die ſtrenge Prüfung, der wir das Werk unterwarfen, überzeugte uns von der Wahrheit der in der Vorrede umſtändlich auseinandergeſetzten Bemühungen, demſelben den möglichſt hohen Grad von Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu ertheilen. *Die Hauptabſicht* ging gleich Anfangs dahin, die beiden bekannten Werke des Hofraths Meuſel, das gelehrte Deutſchland und das deutſche Künſtlerlexicon, mit Rückſicht auf die Herzogthümer Holſtein und Schleswig, zu ergänzen. Mit dem letzten gelang es dem Vf. nicht ſo, wie mit dem erſten. Das Wenige, was er zu deſſen Behuf auftreiben konnte, ſteht im zweyten Anhange. Dagegen gab er ſich deſto mehr Mühe, das Schriftſtellerverzeichniſs möglichſt vollſtändig zu machen; und nach vieljährigen und vielfachen Anſtrengungen iſt es ihm auch damit, zwar nicht völlig — denn dies iſt faſt unmöglich — aber doch ſehr gut gelungen. Vorzüglich verdient die Bemühung Lob, welcher zu Folge die meiſten Artikel vor dem Druck den Schriftſtellern zur Reviſion zugeſchickt wurden; welches auch am Ende eines jeden bemerkt iſt. Dennoch erreichte Hr. K. nicht bey allen ſeinen Zweck. Manche Schriftſteller waren beym Aufzeichnen ihrer eigenen Werke, andere bey der Reviſion der ſie betreffenden Artikel zu nachläſſig: andere hatten dabey ſo ihre Launen, wie Hr. *Claudius,* vulgo *Aſmus* genannt. Denn dieſer wollte, zufolge S. 61., nicht einſehen, zu was die Lebensbeſchreibungen, wenn die Leute nicht ungewöhnliche Verdienſte haben, gut ſeyn, und *ſonderlich ihm* dünkten alle Lebensbeſchreibungen, ſo lange die Leute leben, etwas unſchickliches zu haben. Bey dieſem Verzeichniſs war ja aber keine Rede von *Lebensbeſchreibungen.* Freylich wohl wäre es uns und gewiſs mehrern lieb geweſen, wenn Hr. K. nicht den Verfaſſern des gelehrten Berlins,

ſondern andern, die bey den Schriftenverzeichniſſen auch genauere Nachrichten von den Lebensumſtänden der Autoren, als im gelehrten Deutſchland geſchehen kann, liefern, gefolgt wäre. Er bedauert es in der Vorrede *gewiſſermaſsen*, daſs er dies unterlaſſen habe. Vermuthlich kam ihm unſere bey dem gelehrten Berlin hierüber gemachte Bemerkung zu ſpät. Es müſste allerdings auch nur bey merkwürdigen Leuten geſchehen. Ein Paarmal finden wir dergleichen wirklich. Wie gerne laſen wir nicht S. 502 u. ff. die Lebensumſtände des 1794 verſtorbenen Grafen von Schmettau, ſo kurz ſie auch ſind! So auch, was S. 485. von einem rechtſchaffenen Manne, mit Namen *Niſſen*, erzählt wird, der laut gegen Betrügereyen gewiſſer Miniſter ſprach, und ein Opfer ihre Kabale und Gewalt wurde.

Das gelehrte Deutſchland liegt zwar bey der ganzen Arbeit zum Grunde, mit ſteter Allegation deſſelben. Es iſt auch ganz ſo, wie die neuern Ausgaben, eingerichtet: jedoch ſo, daſs Bücher und Aufſätze in periodiſchen Schriften nicht, wie in dem gelehrten Deutſchland, abgeſondert, ſondern unter einander, aber nach chronologiſcher Ordnung, ſtehen; welches der Vf. auch zu ſpät bedauerte. Vor dem gel. Berlin hat ſein Werk hierin den Vorzug, daſs die anonymiſchen Schriften durch Sternchen bezeichnet ſind. Man findet demnach hier mit Vergnügen eine ziemliche Anzahl derſelben entdeckt. Man ſehe z. B. den Artikel *Eduard Ambroſius*. Auch darin geht Hr. K. vom gelehrten Deutſchland ab, daſs er auch Gelehrte, die weiter nichts, als eine kleine Schrift drucken lieſsen, mit aufführt. Denn dieſe, wie der Vf. richtig bemerkt, gehören nicht in ein gelehrtes Deutſchland, aber wohl in ein ſchreibendes Schleswig-Holſtein. Das Ziel des Vf. geht bis zu Ende des Jahrs 1795: jedoch mit einigen Ausnahmen.

Das Hauptwerk, worinn 486 Schriftſteller alphabetiſch paradiren, wird von einigen nützlichen Zugaben begleitet, nämlich von einer topographiſchen Ueberſicht; wo man auch die auſser ihrem Vaterlande lebenden Schleswiger und Holſteiner erblickt; ferner, von einer wiſſenſchaftlichen Ueberſicht, nach Buhle's Grundzügen einer allgemeinen Encyklopädie aller Wiſſenſchaften geordnet; weiter 3 Anhänge: 1) von Schriftſtellern, die theils verſtorben ſind, deren Artikel aber in Meuſel, Worm und Ekkard (ſeinem allgem. Regiſter über die Gött. gel. Anzeigen) noch berichtigt und ergänzt werden konnten, theils aus andern Urſachen in die obige alphabetiſche Reihe nicht aufgenommen werden durften. 2) Von Künſtlern, zur Ergänzung des Künſtlerlexicons, von Meuſel. 3) Verſuch einer Literärgeſchichte der Herzogthümer, nach J. M. Frank's noch immer nicht übertroffenen Plan, ergänzt und fortgeführt. Aus mehrern Gründen konnte dieſer ſchätzbare Verſuch nicht zu der beabſichtigten Vollſtändigkeit gebracht werden. Hauptſächlich von gelehrten Zeitungen und Journalen. Endlich noch 10 Blätter voll Zuſätze und Verbeſſerungen.

Zum Beſchluſs einige Anmerkungen! *Frahm*, über den in der Vorrede S. XI. gezweifelt wird, iſt mit Recht aufgenommen, denn er lebt, zufolge der 5ten Ausgabe des gelehrten Deutſchlands, zu Rendsburg. — S. 68. wird eine Schrift von *K. F. Cramer* über die Kieler Univerſitatsbibliothek als *das einzige Buch in der Welt* angegeben, das keinen mit dem Buchſtaben A ſignirten Bogen hat. Wie iſt dies zu verſtehen? — Daſs *Dahl* aus *Schleswig* gebürtig ſey, finden wir in der von dem Vf. citirten Erlang. gel. Zeitung (1792. S. 73.) nicht: ſondern es heiſst unbeſtimmt: *aus Dänemark*. — Chriſtoph Söring und ſeine Familie, von *Manhard* (S. 215.) erſchien anonymiſch. — Wie kommt es, daſs S. 255. geſagt wird, *Nic. Oeſt* habe in Verbindung mit *L. Bielefeld* die erſte Hälfte von *Malling's* groſsen und guten Handlungen der Dänen überſetzt, da doch auf dem Titel des Buchs keiner als Ueberſetzer genannt iſt, ſondern *Abrahamſon*? — *Zoëga* (S. 513.) ſteht wahrſcheinlich deswegen nicht im gelehrten Deutſchland, weil er ein Däne war und däniſch ſchrieb.

Nürnberg, in der Bauer- und Manniſchen Buchh.: *Ueber den Urſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften*, im Auszuge nach dem Franzöſiſchen des Hn. *Goguet*, zum gemeinnützigen Gebrauch für ſtudierende Jünglinge und andere Leſer bearbeitet, von *Joh. Paul Sattler*, Profeſſor und Conrector des Nürnbergiſchen Gymnaſiums. 1796. 391 S. gr. 8.

Von dem Werthe und auch von den kleinen Mängeln des *Goguetſchen* Werks darf hier deſto weniger etwas geſagt werden, da es ſchon ſeit beynahe vierzig Jahren in einer guten Ueberſetzung geleſen und gebraucht worden iſt. Wäre es nur auch Aufmunterung für unſere deutſchen Gelehrten geworden, nach dem im Ganzen ſo vortrefflichen Plane, der darin herrſcht, die Geſchichte der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften weiter zu bearbeiten. Unterdeſſen hat Hr. *S.* ſeine auf den gegenwärtigen Auszug verwandte Mühe nicht übel angebracht. Man findet darin das eigentlich Lehrreiche und Gemeinnützliche des Werks geſchickt zuſammengedrängt. Für chronologiſche Ueberſicht und Verbindung hätte der Epitomator noch etwas mehr ſorgen können. Daſs er alle beſtimmte Citate weggelaſſen hat, kann ihm zwar nicht verargt werden; doch wäre vielleicht manchem Leſer eine kurze allgemeine Anzeige der Quellen an der Spitze manchen Abſchnitts angenehm geweſen. Noch hätten wir gewünſcht, daſs hin und wieder die Reſultate einiger neuern Unterſuchungen über gewiſſe hier abgehandelte Gegenſtände eingerückt worden wären.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Wien, b. Rötzl: *Neue Kanzelreden bey einigen auſserordentlichen Umſtänden*, bearbeitet von

Joſeph Lauber, Doctor und Profeſſor der Theologie.

Auch mit folgendem zweyten Titel:

Vollſtändiges homiletiſches Werk zum bequemen Gebrauche für wirkliche und künftige Seelenſorger in der Stadt und auf dem Lande. — VIII Bd. enthaltend Reden für einige auſserordentliche Umſtände. — XIV S. Tit., Vorr. u. Inhaltsanzeige. 314 S. Text.

Findet ſich gleich in dieſen Predigten nicht der liberale umfaſſende und eindringende Geiſt, welcher die von Berg und Zirkel für Chriſten aller Partheyen ſo ſchatzbar, aber auch in der That zu einer unter der katholiſchen Chriſtenheit einzigen Erſcheinung macht: ſo können ſie doch, ihrem eigentlichen Zwecke gemäſs, den minder geübten Amtsbrüdern von des Vfs. Kirchenparthey bey ihren homiletiſchen Arbeiten manchen brauchbaren Stoff geben, und auch in Abſicht auf die Form ihrer Vorträge zu einer ganz nützlichen Anleitung dienen, weſsfalls er ihnen ſelbſt in Anmerkungen am Schluſſe der meiſten die erfoderlichen ihrer eigenen Beurtheilung vielleicht nur etwas zu weit vorgreifenden Winke ertheilt. Der Predigten ſind XI ganz und zum Theil etwas umſtändlich ausgearbeitete und ein kurzer Entwurf bey Gelegenheit der erſten Meſſe eines neu eingeweihten Prieſters. Die meiſten ſind bey Gelegenheit von Rekrutenausheben zum Kriege — beym Ausrücken der Truppen ins Feld — nach erfochtenen Siegen — bey einem Friedensfeſte, bey Gebeten für den glücklichen Erfolg neuer Kriegsrüſtungen — die zwey letzten aber bey Einführung von neuen Pfarrern in ihre Gemeinden gehalten. Zuweilen blicken die vaterländiſchen Verhaltniſſe des Vfs. ſtärker durch als es die Wahrheit verſtattet, (wie z. B. bey zu herabwürdigen Vorſtellungen von den Feinden — bey dem ſeynſollenden Beweiſe, daſs auch Eroberungskriege zum Wohl einzelner und zum gemeinen Beſten gereichen, in der erſten Rede bey einem öffentlichen Gebete vor einem neuen Feldzuge, dagegen die zweyte von einem andern Vf. weit nüchterner iſt,) ſeltner noch ſeine kirchliche Parthey, wenn von Austheilung der ſacramentaliſchen Gnaden, von Kraft des Gebets bey leiblichen, ſelbſt politiſchen Angelegenheiten, mit ſehr übel angebrachten Schriftbeweiſen, z. B. bittet ſo werdet ihr nehmen, die Rede iſt. Intolerante Geſinnungen findet man aber nirgends, im Gegentheil viel Eifer für das Praktiſche (wenn gleich mit nicht genug geläuterten Motiven) und es gereicht dem Vf. ſehr zur Ehre, daſs er auch bey der Freude über den Sieg Mäſsigung und Wohlwollen gegen die beſiegten Feinde empfiehlt. Die Ordnung iſt bis auf wenige Ausnahmen, die mehr in falſchem Ausdrucke als in der Sache ſelbſt liegen (z. B. bey der Siegsrede) ziemlich untadelhaft, die Ausführung, wenn auch nicht erſchöpfend, doch nicht zu flüchtig und die Schreibart — Provincialismen abgerechnet, wie *folgſam* für folglich, *elendig* ſtatt elend, *begnehmigt*, *ſeit*, ganz erträglich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wirceburgi Sumpt. Franc. Xav. Bienneri: Doloris Faciei morbi rarioris atque atrocis obſervationibus illuſtrati Adumbratio.* Diatribe, qua exercitationes clinicas in noſocomio Juliaeo habendas indicit *Georg Chriſtoph Siebold* annexus eſt de inſtituti clinici ratione ad Tirones Sermo academicus. 1795. 22 S. 4. In dieſer kleinen Abhandlung lud der Vf. ein würdiger Sohn des um unſre Kunſt ſo verdienten Hn. Hofr. Siebold, ſeine Zuhörer 1795. zu den Kliniſchen Uebungen im Julius-Spital zu Würzburg ein, und in der dieſer Schrift angehangten auf 24 S. abgedruckten Rede giebt er den angehenden jungen Practikern manche gute Winke, wie ſie ſich an den Krankenbetten dieſes Hoſpitals benehmen ſollen, um ſich einſt zu würdigen Kliniſchen Aerzten vorzubereiten. *Forthergill*, ſagt er, beſchrieb dieſes Uebel zwar genau, vor ihm aber ſchon 1756. ein Pariſer Wundarzt Andrée, (und nachher ein anderer Franzoſe, der es *Tic douloureux* nannte.) *Degner* iſt der erſte, welcher dieſe Krankheit 1724. beobachtete und ſie in die Sammlung der Soc. Natur. Cur. einrücken lieſs, wobey er nebenher anführt, daſs der Stifter und Praeſid. dieſer alten gelehrten deutſchen Geſellſchaft Laur. *Bauſch* an dieſer Krankheit 1664. ſtarb. Er erzählt hierauf die Krankengeſchichte einer 35 jährigen Bauersfrau, welche dieſen unausſtehlichen Schmerz, der weder im Antro Highmori noch in den Zähnen ſeinen Sitz hat, lange Zeit duldete und dagegen manches gebrauchte, bis ſie endlich von demſelben im Julius-Spital durch Pillen aus Schierling-Extract und deſſen Kraut alle zwey Stunden zu drey Stücken genommen — dann durch kleine Einreibungen einer Salbe mit der Zungenſpitze in diejenige innere Wangengegend, wo der Schmerz ſaſs, nach einigen Monaten befreyt wurde. Dieſe Salbe beſtand aus zween Theilen Fett und einem Theil Queckſilber. Nebenbey trug ſie äuſserlich auf der Backe das Schierlingspflaſter. — Rec. erinnert ſich einer 60 jährigen Dame, welche von dieſem Schmerz im Geſicht viele Jahre gequält, und gegen welchen mancher Arzt und manches Mittel vergebens gebraucht wurde. Ein ſehr erfahrner und berühmter Practiker gab endlich Mercurialmittel in reichen Gaben mit merklicher Verminderung des Schmerzes, die Kranke aber ſtarb hierauf an einem Zehrfieber.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Junius 1797.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, in Commiſſion b. Barth: *Briefe über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit.* Geſchrieben von R. und herausgegeben von *S. T. U. Erſter Theil.* 1794. 378 S. *Zweyter Theil.* 1794. 356 S. *Dritter Theil.* Herausgegeben von *S.* 1796. 348 S. 8.

In der Vorrede zum dritten Theile (die beiden erſten haben keine) heiſst es: „Die Herausgeber der Briefe über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit gingen von der Meynung aus, daſs es noch immer leſende Deutſche genug gebe, bey welchen die Fluth der Ritter- und Kaufgeſchichten den Sinn für Schriften dieſer Art noch nicht weggeſchwemmt hätte. Der Erfolg hat ihren Glauben beſtätigt; man hat dieſe Briefe mit Beyfall aufgenommen und mehr dergleichen zu leſen gewünſcht.“ Wenn dieſe Verſicherung wahr iſt, ſo muſs ſich jeder patriotiſche Deutſche darüber freuen. Denn wenn auch dieſe Briefe in mancher Hinſicht keine Muſter ſind, ſo enthalten ſie doch eine Menge von intereſſanten Betrachtungen über wichtige Gegenſtände, und mannichfaltigen Stoff zum eignen weitern Denken, daſs es nichts anders als ein vortheilhaftes Zeichen der Zeit und des ſich weiter verbreitenden Geſchmacks an nützlicher Lectüre iſt, wenn ſie ein zahlreiches Publicum gefunden haben, welches in ihnen unſtreitig weit mehr Nahrung des Geiſtes findet, als in den ſchalen Romanen, die zu nichts weiter brauchbar ſind, als die Zeit zu vertreiben oder zu verderben. Wir haben an Schriften der Art keinen Ueberfluſs, und jeder Beytrag verdient daher ſchon Aufmunterung, der einigen ihrer Erfoderniſſe nur in einigem Grade entſpricht. Und dieſes läſst ſich dann auch von dieſer Sammlung rühmen. Sie enthält erſtlich eine groſse Mannichfaltigkeit von Materien, die allgemeines Intereſſe für den gebildeten Menſchen und denkenden Bürger haben, mit beſonderer Rückſicht auf Zeitbedürfniſſe, wie ſchon aus folgenden Rubriken der Briefe erhellet. I Th. 1) Ueber die Aufklärung. 2) Ueber das Principium der Moral. 3 und 4) Ueber die ſicherſte Methode, deutſche Knaben vor der Epidemie des Zeitalters, Negerjungengreuel (Onanie) genannt, zu bewahren. 5) Ueber die wirkſamſten Mittel, Ruhe im Lande zu erhalten. 6) Ueber die Frage, wie iſt der geſunkenen Achtung des Predigerſtandes wieder aufzuhelfen? 7 und 8) Ueber liturgiſche Verbeſſerungen. 9) Ueber deutſche Preſsfreyheit im 19 Jahrhundert. 10) Ueber die Furcht, lebendig begraben zu werden. 11) Ueber des Schulmeiſters Wachsmuth Sprichwort, auf Hochzeiten und Kindtaufen muſs ich reden können wovon ich will. II. Th. 12) Ueber Sektengeiſt und Sektenhaſs im Chriſtenthum. 13) Ueber Eheſcheidungen. 14) Ueber das Problem wie es anzufangen ſey, daſs es keine Kindermörderinnen mehr gebe. 15) Ueber das wichtigſte Hinderniſs, welches dem Allgemeinwerden der Pockeninokulation noch im Wege ſteht. 16) Ueber den Krieg. 17) Ueber die Thierqualerey. 18) Ueber Privatiſir- und Independenzſucht. 19) Ueber den Mittag des Chriſtenthums. 20) Ueber auswärtige Rechtsſprüche. 21) Ueber die Bewafnung der Unterthanen. III. Th. 22) Ueber Brodtheurung. 23) Ueber das Studentenleben. 24) Ueber die Bibel und das Bibelleſen. 25) Ueber das Geſindeweſen. 26) Ueber obrigkeitliche Unterſuchung öffentlicher Vorgänge, die den Aberglauben befördern. 27) Ueber den wahren Status controverſiae zwiſchen Orthodoxen und Heterodoxen. 28) Ueber den Eid. 29) Ueber Gleichheit. 30) Ueber gelehrte Weiber. 31) Ueber die Dinge, welche in Schulen noch am wenigſten gelehrt werden, und doch am meiſten gelehrt werden ſollten. 32) Ueber das Alter. 33) Ueber die Träume. Dann iſt auch der Geiſt der in dieſen Briefen herrſcht von der Art, daſs man wünſchen muſs, er werde allgemein. Der Vf. äuſsert durchgängig das höchſte Intereſſe für Moralität und Religion, für Aufklärung und Cultur, iſt von reiner Liebe und Achtung gegen die Menſchen durchdrungen, vertheidigt das Recht der Vernunft alles frey zu prüfen, iſt ein wahrer Verehrer des vernunftmäſsigen Chriſtenthums, und ein Freund der bürgerlichen Ordnung. In dieſem Geiſte theilt er ſeine Gedanken über die genannten Gegenſtände mit, ſtellt Mängel und Gebrechen dar, thut Vorſchläge zur Abſtellung derſelben, alles ohne Anmaſsung, mit Beſcheidenheit, ohne Bitterkeit und Partheyſucht. Wenn man daher auch nicht immer mit den Meynungen und Vorſchlägen des Vf. einſtimmen, noch ſeine Mittel billigen kann, ſo muſs man doch durchgängig ſeiner wohlgemeinten Abſicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. In dem 3, 4 Brief beſchreibt der Vf. die Methode, ſeine Kinder vor der Onanie zu bewahren. So meiſterhaft dieſe und ſo beherzigenswerth der ganze Inhalt iſt, ſo iſt doch das eine Mittel, die Befriedigung des Geſchlechtstriebes als etwas ekelhaftes den Kindern im Alter der Mannbarkeit vorzuſtellen unſicher, ja gefährlich und unmoraliſch, weil es auf Täuſchung beruht. Wie können Kinder auch in dieſen Jahren etwas glauben, was alle dem, was ſie ſehen und hören, was ſelbſt dem Triebe, den ſie ſchon jetzt fühlen oder bald fühlen werden, widerſpricht? Wie ſehr wäre

Digitized by Google

die Menſchheit zu beklagen, wenn es für dieſen Zwek keine andere und moraliſchere Mittel gäbe, als ſolche, die, wenn ſie wirkſam würden, den Naturzweck ſtöhren würden. In dem 21 Briefe werden einige pia deſideria in Anſehung des Schulunterrichts vorgetragen, die allgemeinen Beyfall finden werden, weil ſie wirklich allgemeines Bedürfniſs, und ſchon mehrmals zur Sprache gebracht worden ſind. Unter dieſen findet ſich auch S. 289 *eine Anleitung zu dem Beten aus dem Herzen.* „Das Beten aus dem Herzen müſste eine ordentliche Schullection ſeyn, ein paar Stunden müſsten wöchentlich dazu ausgeſetzt ſeyn. Bald müſsten die ſimplen Regeln, vernünftig zu beten, aus einander geſetzt werden; bald müſste ſie der Lehrer in Beyſpielen anſchaulich machen; bald müſsten die Schüler darnach in Gebeten ſich üben.“ Dieſe Uebungen ein Jahr lang fortgeſetzt, was für wackere Beter müſsten ſie bilden.“ Wir zweifeln, ob dieſe Anleitung, wenn der moraliſch religiöſe Unterricht übrigens beſchaffen iſt, wie er ſeyn ſollte, nöthig, und befürchten, daſs ſie, *ſo* gegeben, doch wieder wackere mechaniſche Beter bilden werde. Der 23 Brief enthält gute Gedanken über das Univerſitätsweſen, und jeder Gutdenkende wird mit dem Vf. in dem Wunſche übereinſtimmen, daſs die Univerſitaten nicht allein Anſtalten für Gelehrſamkeit ſondern auch Pflanzſchulen guter Menſchen ſeyn mögen. Mit Recht fodert er, daſs der militäriſche Geiſt, daſs Orden und Duelle aufhören, daſs die Lehrer nicht allein gelehrte ſondern auch moraliſche Männer ſeyn ſollen, und daſs alle Einrichtungen nichts enthalten dürfen, was der Moralität und Humanität entgegen wirkt. Das Hauptmittel zur Reform der Univerſitäten findet er in der genauern Verbindung der Studenten mit den Lehrern. Nur gehet er offenbar zu weit, wenn er meynt, alle Studenten müſsten unter ſämmtliche Lehrer vertheilt werden, ſo daſs jeder ſeine gewiſſe Anzahl hätte, die ſeiner ſpeciellen Aufſicht anvertraut wären. „Dieſer müſste ihr Freund, ihr Rathgeber ſeyn, ihre Oekonomie monatlich revidiren, den Sittenrichter über ſie vorſtellen, und ſie zuweilen unvermuthet auf ihren Stuben beſuchen. Alle Gelder, welche die ihm anvertrauten Studenten erhielten, müſsten an ihn einlaufen, und er müſste ihnen die Einrichtung in die Hand geben, welche ſie nach der Summe, die ſie zu verzehren haben, zu treffen hätten. Er müſste alle ihre Hauptausgaben wiſſen, beym Wirth, beym Speiſer, bey Kaufleuten und Handwerkern Nachfrage halten, ob ſie ordentlich bezahlten, und wenn dies nicht wäre, die Auszahlungen hinfort ſelbſt leiſten.“ Rec. iſt überzeugt, daſs dieſe Einrichtung wenig für *wahre* Moralität bewirken, auf der andern Seite hingegen den Wiſſenſchaften einen unerſetzlichen Schaden zufügen würde. Wenn die Erziehung erſt das wird, was ſie ſeyn ſoll, Bildung des Charakters, dann wird es nicht mehr nöthig ſeyn, ſtudierende Jünglinge immer am Gängelbande zu leiten, oder die Univerſität, welche dazu beſtimmt iſt ſtudierenden Jünglingen einen freyen Wirkungskreis zu verſchaffen, wieder in eine Mönchsſchule zu verwandeln.

Die angeführten Gründe der Behauptungen ſind nicht allezeit bündig, und vorzüglich iſt es Rec. aufgefallen, daſs ſie zuweilen aus der Bibel hergenommen ſind, in Dingen, wo allein die Vernunft entſcheiden muſs, z. B. III Th. S. 2 1, 203. I Th. S. 27. „Ich will nicht einmal der Argumente dafür (daſs für die Preſsfreyheit im künftigen Jahrhundert nichts zu beſorgen iſt) gedenken, welche ſchon in den Pſalmen Davids häufig vorkommen.“ Dieſes ſtimmt mit den ſonſt vernünftigen Grundſätzen des Vf. gar nicht überein. — Doch dieſes ſind nur einzelne Stellen. Wir können aber dagegen verſichern, daſs der denkende Leſer in jedem Briefe Stoff zum Denken finden werde. Mehrere ſind in Rückſicht auf den Inhalt vortrefflich z. B. Brief 2, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 16, 18, 19, 21, 25, 28, 29. Gerne theilten wir etwas davon mit, aber wir müſsten zu viel abſchreiben. Wenn man von dem Inhalte abſtrahirt, ſo haben übrigens dieſe Briefe als Briefe nichts ausgezeichnetes. Selbſt auf den Ausdruck iſt nicht immer genug Sorgfalt gewendet worden. Man findet zu viel fremde Worte ohne Noth eingemiſcht, als *Correction*, *Appendix*, *Providenz*, wenn man *caſu* mit ihnen in Geſellſchaft iſt; iſt das keine *Kontradictorie*, ſo giebts keine; viele gemeine unedle Ausdrücke, z. B. ein *Zeiſig* von Paſtor, ein *Finke* von Richter, *Grütze* oder *Heckerling* im Kopfe; Provinzialismen, als *Unband* für ein zügelloſer Menſch; ohne Noth gemachte Worte als *Staatslebensmaſſe*, *Staatswohlsmaſſe*, das *Geſtaltganze*. Zuweilen ſtöſst man auf niedrigen Witz und *Plattheiten* z. B. III Th. S. 72 wo die Rede von Männern in öffentlichen Aemtern iſt, welche beſtändig mit Sporen erſcheinen, „welcher vernünftige Menſch lächelt nicht dazu, und denkt wenn er ſo einem Manne begegnet — „biſt du nicht ein *kurioſer* Mann! Thuſt immer, als wenn du ritteſt, und gehſt doch auf deinen zwey *Leibzappen* einher, wie ich.“ Mir iſts oft ſo vorgekommen, als wenn mancher der immer mit Sporen an den Füſsen geht, noch einen *dritten* trüge, und zwar im Kopfe. Eben ſo S. 73. Dergleichen Fehler ſind uns mehr in dem dritten als den andern Theilen aufgeſtoſsen, und wir wiſſen daher nicht, ob ſie dem Vf. oder dem Herausgeber *S.* zu Schulden kommen; ſie fallen aber um ſo mehr auf, da ſie an lauter (wenn auch erdichtete) Männer aus den gebildeten Ständen, an Profeſſoren, Räthe, Superintendenten u. ſ. w. gerichtet ſind. Um ſo mehr hätten wir gewünſcht, daſs hier und da (vorzüglich in dem dritten Theile) noch etwas mehr von ſchöner Kunſt in der Darſtellung zu ſehen wäre. Doch wir wollen nicht ſo ungerecht ſeyn, und über dieſe weniger bedeutenden Fehler das mehrere Gute überſehen, wir wünſchen vielmehr, daſs dieſe Briefe geleſen, geprüft, beherziget werden, und daſs durch ſie der Geiſt der Humanität immer weiter ſich verbreite.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardts Wittwe: *Inſtitutiones logicae praeviis nonnullis Pſychologiae empiricae capitibus ſubjectae. Auditoribus ſuis primum in uſum Philoſophis ſcripſit Andreas*

Metz Philoſ. D. S. S. Theolog. Licent. Phyſices theor. et Philoſ. pract. hoc anno Wirceburg. Prof. P. O. 1796. 20 S. Vorr. u. 248 S. gr. 8.

Dieſe Logik enthält erſtlich eine Einleitung über die Philoſophie überhaupt, ihren Begriff, Object und Eintheilung bis S. 64. Dann folgt die eigentliche Logik. Voran wieder eine Einleitung über den Begriff und Eintheilung derſelben; dann reine allgemeine Logik, welche in Elementarlehre, von den erſten Denkgeſetzen, von Begriffen, Urtheilen, Schlüſſen bis S. 143 und Methodenlehre zerfällt, worin von der ſyſtematiſchen Erkenntniſs, von Erklärungen, Beweiſen und Gewiſsheit der Erkenntniſs gehandelt wird. — S. 173. endlich allgemeine angewandte Logik, oder Dialectik. — S. 228. Als Anhang folgt Geſchichte der Logik. Der Vf. geſteht ſelbſt in der Vorrede, daſs er auf alles Verdienſt der eignen Erfindung Verzicht thue, daſs er nur das Beſte aus andern Schriftſtellern, oft mit ihren eignen Worten entlehnt und in ein Syſtem gebracht habe, weil er ein Compendium der Logik vermiſst habe, welches mit Benutzung der neueſten Entdeckungen vorzüglich kritiſcher Philoſophen, den Bedürfniſſen ſeiner Zuhörer angemeſſen war. Zu dieſen Bedürfniſſen rechnet er theils die lateiniſche Sprache, theils gewiſſe Vorkenntniſſe aus der Pſychologie, die die Studierenden auf der Würzburger Univerſität nicht vor der Logik zu hören Gelegenheit haben. Daher ſchickt er den Theil der empiriſchen Pſychologie, der von dem Erkenntniſsvermögen, vorzüglich dem ſogenannten untern handelt, als Vorbereitung in die Logik voraus, um ſeine Zuhörer von dem Leichtern zum Schwerern zu führen. Alles dies kann dem Vf. nicht viel Arbeit gekoſtet haben, denn nicht allein die Materie ſondern auch die Form dieſes Compendiums iſt entlehnt; dieſe von Jakob und Kieſewetter, jene nächſt dieſen auch aus Burkhäuſer und Röſers Inſtitutionibus logicis und andern Schriften, und das ſelbſt bis auf die Worte. Dieſes hat nun der Vf. zwar in der Vorrede zum Theil ſelbſt geſtanden und ſeine Quellen genannt; allein in der Schrift ſelbſt giebt er ſich durch Citationen an einzelnen Stellen das Anſehen, als wäre das Meiſte Product ſeines Geiſtes. Entweder hätte er gar nicht oder bey jedem citiren müſſen. Nicht ſelten ſetzt er zu dem Citat ein *conferatur*, wo doch nur ausgeſchrieben iſt. Von der Einleitung und dem Anhange gilt eben das. Die Compilation iſt nicht einmal immer mit gehöriger Einſicht und Beurtheilung gemacht. So iſt die ausführliche Eintheilung der Merkmale in der Pſychologie §. 38, 39 nicht an ihrer Stelle, und wider den Zweck des Vf. da ſie zur Logik gehört. Wenn er vorausſetzte, daſs ſeine Zuhörer die Logik ohne vorausgeſchickte Pſychologie nicht verſtehen können, mit welchem Fug und Rechte konnte er vor dieſe das Kapitel von der Philoſophie überhaupt vorausgehen laſſen? Wie unlogiſch iſt nicht die Abtheilung ſeiner Einleitung in die Philoſophie, da unter der Rubrik *Articulus unicus de objecto, fonte cognoſcendi, fine et partibus Philoſophiae generatim*. Caput tertium, *Praecognita ex Pſychologia empirica* ſtehet, und in dem 1 Cap. der Methodenlehre *definitio eiusque leges* auch von den Eintheilungen gehandelt wird. Was das Bedürfniſs der lateiniſchen Sprache betrifft, ſo hätte der Vf. nicht nöthig gehabt, deswegen ſich dieſe Mühe zu geben, da es lateiniſche Logiken auch aus der neueſten Zeit giebt. Sonderbar ſind zum Theil die Gründe, womit die Unentbehrlichkeit der lateiniſchen Sprache für das Studium der Philoſophie vertheidiget wird, in dem Munde eines Lehrers der Logik, z. B. (Vorr. S. 9) die Jünglinge würden die lateiniſche Sprache gar nicht mehr lernen wollen, wenn nicht die Philoſophie und andere Wiſſenſchaften lateiniſch vorgetragen würden.

Bremen, b. Wilmans: *Sophokles* oder die richtigſte und begreiflichſte Vorſtellungsart eines vernunftmäſsigen Moralſyſtems. Meinen Söhnen gewidmet von M. *Joh. Peter Snell* Inſpector zu Dachſenhauſen. 1796. VI u. 63 S. 8. (5 gr.)

Der Vf., ein Eklektiker, unterhielt ſich mit ſeinen der kantiſchen Philoſophie folgenden Söhnen über die Moralphiloſophie, und trug ſowohl Zweifel gegen das kantiſche Princip als ſein eignes Syſtem vor; er hielt es aber für gut ſeine wohl durchgedachte Theorie im Zuſammenhange und in einer ſyſtematiſchen Ordnung ſchriftlich zu entwerfen. Dieſe beſteht kürzlich darin. Der Menſch beſitzt *a priori* nichts weiter als das bloſse Vernunftvermögen oder die Möglichkeit zu denken, zu urtheilen und zu ſchlieſsen. Soll ſich die Vernunft wirklich durch Denken thätig beweiſen, ſo muſs Erfahrung hinzukommen. Vermittelſt dieſer Erfahrung lernt die Vernunft bald erkennen, welche Dinge ſowohl unſerer, eignen als auch der gemeinen Wohlfahrt nützlich, hinderlich oder ſchädlich ſind. Das eigene und gemeine Menſchenglück iſt ein Gut, das Unglück hingegen ein Uebel. Das allgemeine Menſchenglück iſt ein gröſseres Gut als mein eignes, denn an dem Wohl des Ganzen iſt mehr gelegen als an dem eines einzelnen Theils. Alles was das allgemeine Wohl der Welt befordert, iſt phyſiſch gut; wird eine Handlung, die daſſelbe befördert, aus Ueberzeugung, daſs ſie nützlich iſt, und in der Abſicht, etwas zum gemeinen Beſten beyzutragen, unternommen, ſo iſt ſie eine moraliſch gute Handlung. Das Vernunft - oder Naturgeſetz iſt die Beſtimmung des freyen Willens durch richtige Einſicht in überwiegende Gründe; dieſes Uebergewicht kann aber nur aus dem gröſsern Einfluſſe einer Handlungsart in das allgemeine Menſchenglück hergenommen werden. *Alſo iſt das Naturgeſetz eigentlich das Vermögen der Vernunft, vermittelſt der Erfahrung aus den Folgen zu urtheilen, ob eine Handlungsweiſe gemeinnützlich oder gemeinſchädlich ſey.* Das oberſte Princip der Moral, woraus alle Pflichten leicht herzuleiten ſind, heiſst: *Thue das, wozu du nach richtiger Einſicht überwiegende Beweggründe haſt.* Hieraus werden untergeordnete Principien für die Pflichten gegen ſich, gegen andere Menſchen und gegen Gott abgeleitet. Der Erkenntniſs-

grund der Pflichten nach dieſem Syſtem iſt die Erfahrung, daſs etwas gut oder böſe iſt; der Beweggrund beſteht in dem letzten Zwecke des Menſchen, welcher Glückſeligkeit iſt. Noch bemerkt der Vf. 1) daſs er nicht von einzelnen Handlungen, denn deren Folgen kann man nicht immer vorherſehen, ſondern von einer Verfahrungsweiſe rede, in ſofern ſie allgemein befolgt würde; 2) es ſey nicht die Rede von dem Einfluſſe einer Handlungsweiſe auf mein eignes Wohl ſondern auf das Wohl der Welt; 3) er verſtehe nicht die falſche Glückſeligkeit, welche aus Befriedigung der Neigungen entſteht, ſondern „zweckmäſsige Ordnung in allen Hausfamilien, Friede und Eintracht in der bürgerlichen Geſellſchaft, ruhiger Beſitz des Eigenthums, ungeſtörter Nahrungsſtand, Sicherheit der Ehre und des ehrlichen Namens, froher Genuſs der Geſundheit und des Lebens, Zufriedenheit eines Jeden mit ſeinem Stande in ſtillem Bewuſstſeyn der Rechtſchaffenheit u. ſ. w. Ein ſolcher allgemeiner Wohlſtand aller Stände würde das wahre Glück der Welt ausmachen. — Man ſiehet bald, daſs dieſes Syſtem ein feiner Eudämonismus iſt, der nur hier mit einigen Ideen der kritiſchen Philoſophie aufgeſtutzt erſcheint, ein Syſtem, das wegen Vereinigung zweyer ganz ungleichartigen Beſtandtheile gar keinen Grund und Halt hat. Die Maxime, das gemeine Beſte zu befördern, kann allerdings unter einem Geſetze, welches dazu verbindet, moraliſch ſeyn, da aber der Vf. keine praktiſche, ſondern nur theoretiſche empiriſche Vernunft annimmt, ſo kann es nach dieſer Vorſtellungsart kein Geſetz geben, das dazu verbindet. Aus allen Wahrnehmungen der Folgen der Handlungen, und den daraus abgeleiteten Schlüſſen der Vernunft kann kein moraliſches Geſetz in das Gemüth hinein gebracht werden, wenn es nicht *a priori* darin gegründet iſt, und ohne dieſes hat nur das phyſiſche Geſetz des Begehrungsvermögens, welches auf Glückſeligkeit, als vollſtändige Befriedigung der Neigungen gehet, Gültigkeit. Dieſes verbindet nicht moraliſch, ſondern nöthiget phyſiſch, zur Bewirkung meiner eignen, nicht fremder Glückſeligkeit. Es iſt Inconſequenz, wenn der Vf. einen andern Begriff von Glückſeligkeit hervorſucht, der in dieſem Syſtem nur Baſtart iſt, da er vorher conſequenter, alles Gute und Böſe nur für phyſiſch erklärt hatte. Die obigen Bemerkungen, wodurch der Eudämonismus moraliſch werden ſoll, ſind alſo ohne alle Wirkung, und aus ſeinen Sätzen kann daher weit bündiger Egoismus als Coſmopolitismus abgeleitet werden. Denn zugegeben, daſs das allgemeine Beſte ein gröſseres Gut (objective) als meine eigne Glückſeligkeit iſt, ſo kann doch jenes nur als Summe der Glückſeligkeit aller einzelnen Individuen betrachtet werden. Dieſe kann weit ſicherer erreicht werden, wenn jeder Einzelne ſich glücklich macht, als wenn er für das Beſte anderer mit Vernachläſsigung ſeines Wohls (welches ſubjective ein gröſseres Gut iſt) ſich intereſſirt, da er ſeine Bedürfniſſe und Neigungen und die Mittel ihrer Befriedigung weit ſicherer kennt, als die der andern. Dieſe allgemeine Glückſeligkeit kann endlich durch eine beſtimmte Maxime und Geſinnung iſt dazu nicht erfoderlich — Doch genug davon. Wir würden uns nicht einmal ſo lange dabey aufgehalten haben, wenn nicht der Vf. zu anmaaſsend, ſein Syſtem als *die richtigſte und begreiflichſte Vorſtellungsart eines vernunftmaſsigen Moralſyſtems angekündiget* hätte, welche Prätenſion in der Vorrede doch dahin herabgeſtimmt wird, daſs ſeine Vorſtellungsart eben ſo ſtarke Gründe für ſich habe, als eine andere.

PHILOLOGIE.

Münster, b. Theiſſing: *Griechiſche Sprachlehre* verfaſst von *J. H. Kiſtemaker* Profeſſor der Philologie zu Münſter und Mitglied der Kurpfälziſchen deutſchen gelehrten Geſellſchaft in Mannheim. 1791. 224 S. 8.

Dieſe Sprachlehre zeichnet ſich vor andern dadurch aus, daſs ſie für Schüler beſtimmt iſt, welche ſchon einige Kenntniſs der lateiniſchen Sprache beſitzen, und die griechiſche zum Verſtehen und nicht zum Schreiben lernen wollen. (In unſern Zeiten fällt wohl überhaupt der letzte Zweck ganz weg). Der Vf. ſetzt daher alle die Sprachregeln und Sprachveränderungen, welche der griechiſchen und lateiniſchen gemeinſchaftlich ſind voraus, und trägt nur das der griechiſchen Sprache Eigenthümliche vor. Wir zweifeln noch, ob dieſe Einrichtung für Anfänger, welche doch den Sprachgebrauch der lateiniſchen nicht vollkommen kennen, zweckmäſsig, und ob es nicht beſſer gethan iſt, die Regeln beider Sprachen vollſtändig zu lehren, und wo es nöthig iſt, auf die Analogie beider aufmerkſam zu machen, ſo lange man noch nicht das philologiſche Studium mit der griechiſchen Sprache anfängt. Doch iſt der Vf. auch dieſem Plane nicht immer getreu geblieben, z. B. S. 131. 136. 138. Etwas Vorzügliches, das Auszeichnung verdiente, haben wir übrigens nicht gefunden, auſser in der Conjugation und in der Anordnung. Die Conjugation iſt weitläuftiger und in mehreren Abſchnitten zur Erleichterung für die Anfänger vorgetragen, nämlich zuerſt die Conjugation des Verbums ειναι, dann der einfachen nicht contrahirten, der zuſammengeſetzten, der Zeitwörter auf λω μω νω ρω, der contrahirten und endlich der Zeitwörter auf μι. Allein wir glauben, daſs die Conjugation des griechiſchen Verbums, die ſchon an ſich weitläufig iſt, mehr durch die Abkürzung erleichtert wird, wenn man ſie auf wenige, einfache Regeln zurückführt. Am Ende folgen Beyſpiele zur Uebung in der Conjugation nach den verſchiedenen Claſſen der Zeitwörter, von denen nur zu wünſchen wäre, daſs ihr Inhalt zweckmäſsiger wäre. In Anſehung der Ordnung läſst ſich auch manches tadeln. Die Regeln von Verbindung und Veränderung der Conſonanten und Vocale kommen zerſtreut und zum Theil erſt in der Syntaxe vor. Das fünfte Capitel der Syntaxe von den Zahl- und Fragwörtern gehört gar nicht dahin. Obgleich dieſe Sprachlehre nicht unter die ſchlechten gehört, da der Vf. das Beſte älterer Grammatiken zum Theil benutzt hat, ſo ſteht ſie doch der Trendelenburgiſchen in Rückſicht der Gründlichkeit und zweckmäſ-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Junius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Induſtrie-Comptoir: *Adam Chriſtian Gaspari*, Profeſſors zu Jena (nunmehr Prof. am Gymnaſio zu Oldenburg), *vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. — Erſter Band,* welcher die allgemeine Einleitung und einen Theil von Deutſchland enthält. 1797. 1100 S. 8.

Lange ſchon war eine Beſchreibung der bekannten Erde zu wünſchen, welche weder auf einer Seite durch zu groſse Ausführlichkeit bloſs dem Geographen von Profeſſion, oder doch nur dem begüterten Bücherſammler Dienſte leiſtete, und doch auf der andern ſich bey kleinern Orten nicht auf Namen ohne nähere Belehrung einſchränkte; die mehr als Compendium, mehr als Topographie wäre, Staaten und Länder nach ihrem innern Zuſammenhange, Kräften, natürlichen Vortheilen, nach ihren Verhaltniſſen zu andern Ländern darzuſtellen wüſste; kurz die zur Befriedigung jedes cultivirten Mannes dienen könnte, dem die nähere Bekanntſchaft mit den vielen Nationen unſerer Erdkugel keine ganz gleichgültige Sache iſt. Der Rec. geſteht, daſs er ſelbſt ohne anderweitige Verhinderungen die mühſame, Geſchmack und Kenntniſſe von mancherley Art erfodernde Arbeit würde gewagt, aber nicht ſo gut würde ausgeführt haben, als der Vf. dieſes Handbuchs. Schon ſeine frühern geographiſchen Schriften beweiſen, daſs er lange über dieſen Gegenſtand gedacht hat, daſs er nicht der irrigen und ſchädlichen Meynung iſt, eine Menge Namen, mit hie und da eingeſtreueten Notizen, mache das Weſen der Erdkunde; was er aber zu leiſten vermag, ſehen wir vorzüglich in dieſer letzten Arbeit. Nach der allgemeinen Einleitung, welche die Geſchichte der Geographie, meiſt nach Zimmermanns ſchönem Entwurfe enthält, folgt die mathematiſche und dann die phyſiſche Erdkunde. Zwey bisher nur immer ſehr kärglich, und meiſtens ſchlecht behandelte Theile des Ganzen. Von dieſer Bearbeitung des Hn. *G.* dürfen wir getroſt verſichern, daſs nicht nur kein gröſseres oder kleineres geographiſches Werk ihm an die Seite geſtellt werden könne, ſondern daſs ſelbſt in Lehrbüchern, welche beſonders für dieſe Wiſſenſchaften geſchrieben ſind, nirgends jeder einzelne Theil mit der Faſslichkeit für den unmathematiſchen Leſer vorgetragen wird, als er ſie hier vorgetragen findet. Vielleicht hat in dieſer Rückſicht Hr. *G.* ſelbſt die Schriften übertroffen, welche ihm, wie man deutlich ſieht, als Lehrer dienten; und ſein unermüdetes Beſtreben, dem Publicum nützlich zu werden, verdient deſto ungetheilteres Lob, da es aus ſeinem letzt vorhergegangenen Compendium hervorleuchtet, daſs er erſt in der Zwiſchenzeit ſich die völlig reine Ueberſicht des hier Vorgetragenen erworben hat. Ein Mann ohne mathematiſche Vorkenntniſſe, nur mit richtigem Verſtande verſehen, erlernt in dieſem Handbuche alles, was zur Kenntniſs der aſtronomiſchen Syſteme der Welt, der Rundung der Erde, ihrer Selbſterhaltung in der Luft, ihrer Umwälzungen, ihres Laufs, und ihrer übrigen Veränderungen erfoderlich iſt. Er faſst die verſchiedenen Syſteme von der Entſtehung und Bildung der Erde, nach den Vorausſetzungen derer, die das Feuer, und derer, die das Waſſer als Haupttriebfeder annehmen, mit einer Zuſammenſtellung, welche wenig zu wünſchen übrig läſst; mit einer Unpartheylichkeit, welche unterhaltende Belehrung giebt, und ſelbſt den enſchiedenen Anhänger dieſer oder jener Hypotheſe nicht beleidigen wird. — Entſchlüpfen auch im Drange des Vortrags Kleinigkeiten, die man in der Folge gerne etwas anders ausgedrückt haben wollte, ſo können dieſe bey der Güte des Ganzen in keinen Anſchlag kommen. Es heiſst S. 3. „die Lehren der mathematiſchen Erdbeſchreibung ſind unveränderlich und ewig.“ Dies ſind ſie nicht. Andere Lehrſätze nahm man vor zwey tauſend Jahren, andere im Mittelalter an, und über einzelne Theile werden die folgenden Zeitalter wieder andere annehmen. — „Es iſt noch keine Projectionsart erfunden, die alle Theile wie auf der Kugel vorſtellte.“ Hr. *G.* hätte hinzu ſetzen ſollen: es iſt keine möglich. „Columbus fuhr in 30 Tagen nach Amerika 3000 Meilen!“ — „Der Franzöſiſche Fuſs verhält ſich zum Rheiniſchen wie 20 zu 30.“ Umgewandt iſt es richtig. Auch bey der Eintheilung der Früchte und Pflanzen nach den verſchiedenen Klimaten lieſse ſich manche Bemerkung beybringen; wenn z. B. Dinkel, die Palme, der Kampfer etc. dem heiſsen Klima ausſchlieſsend zugeſchrieben wird. Aber Unrichtigkeiten in Nebenſachen bleiben bey einem viel umfaſſenden Werke nie aus; fehlen ſie ganz, ſo iſt meiſt das Buch mehr ein Werk des Fleiſses als des Kopfs. Wir würden ſie völlig übergehen, wenn nicht Hr. *G.* jede Bemerkung, die ſeiner Bearbeitung mehrere Vorzüge geben kann, ausdrücklich verlangte. Von den ſchönen Stellen des Buchs heben wir aus der Urſache nichts aus, weil faſt jede Seite Beyſpiele darbietet.

Die Länderbeſchreibung erſtreckt ſich in dieſem Theile nur über Oeſterreich, Bayern, Schwaben und Franken; und auch hier fehlt noch die allgemeine Einleitung von Deutſchland, der öſterreichiſchen Mo-

narchie und von Bayern. Sie folgen erſt bey dem zweyten Theile, welcher das übrige Deutſchland faſſen wird, weil der gegenwärtige Krieg manche Veränderungen in unſere Verfaſſung zu bringen droht, die ſich jetzt beym Ende deſſelben hoffentlich entwickeln. Wir ſind ſehr begierig auf dieſe allgemeine Ueberſicht, um zu ſehen, ob Hr. G. im ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Fache leiſten kann, was er in dem mathematiſchen und phyſiſchen geleiſtet hat. Bey aufmerkſamer Vergleichung mehrerer Schriften finden wir den Fleiſs des Vf. auch in der topographiſchen Beſchreibung der bearbeiteten vier Kreiſe, und Benutzung der vorhandenen Quellen, wenn er auch die Verſicherung nicht beygefügt hätte, ſein Buch ſey keine Compilation aus gröſsern geographiſchen Werken. In Oeſterreich dient ihm *de Luca* als Führer (Schade, daſs er die neue Ausgabe nicht benutzen konnte); zu Bayern und Schwaben benutzte er, auſser den vorhandenen ältern Nachrichten die vor kurzen erſchienenen geographiſchen Lexica, welche zwar noch viele Fehler haben, aber doch manche bisher unbekannte Notizen geben. Fabri's Lexicon über den fränkiſchen Kreis erwarten wir erſt noch, folglich auch einige Berichtigungen, die Hr. G. den Käufern ſeines Werks immer nachzuliefern verſpricht. Uebrigens entgeht ſelbſt die ganz neue Broſchüre des Hn. Amman, welche genaue Ortsbeſtimmungen über viele Theile des weſtlichen Schwabens enthält und als Vorbereitung zu einer künftigen zuverläſsigen Karte dieſes Kreiſes dient, ſeiner Aufmerkſamkeit nicht; er vergiſst auch nie die Länge und Breite der Städte anzuzeichnen, von welchen man aus zuverläſsigen Beobachtungen ſprechen darf. Der häufige Gebrauch dieſes Handbuchs muſs erſt mit Zuverläſsigkeit entſcheiden, ob nicht hier und da ein beträchtlicher Ort übergangen wird, Rec. hat *keinen* ihm bekannten vermiſst, auch nur ſelten kleine Unrichtigkeiten gefunden. Die Wernitz kommt nicht aus Schwaben, ſondern aus Franken. Die Oberpfalz iſt kein ſo ſandichtes, unfruchtbares, bergichtes Land, als es hier nach dem Lexicon von Bayern vorgeſtellt wird. Der Einſender dieſes Artikels muſs aus den Gegenden des Fichtelbergs her ſeyn, wo ſeine Angabe groſsentheils zutrifft, aber die Striche um Amberg und weiter ſüdlich bis Regensburg darf man unter die geſegneten Länder Deutſchlands rechnen, ob ſie gleich noch lange nicht ſo cultivirt ſind, als die Güte des Bodens es erlaubte. Sulzbach iſt kein Herzogthum, hat auch ſeit mehrern Jahren keine eigne Regierung. Der Marktflecken Schnaitach kann keine 1300 Menſchen zählen, da das ganze dazu gehörige Amt nur 1065 Seelen enthält. Als ehemalige Beſitzer der bayeriſchen Herrſchaft Sulzburg werden die Grafen von Wallſtein angegeben; ſoll heiſsen von Wolfſtein. In Steyermark iſt die Bemerkung vergeſſen, daſs die Murr oder Muhr ſich mit der Drau vereinigt. Rec. hat Urſache zu bezweifeln, daſs es in Berchtolsgaden Biber gebe. Einige einheimiſche Schriftſteller glaubten im Anſpachiſchen Spuren von Druidentempeln, Druidenhölen zu finden; dergleichen grundloſe Notizen finden in einer Geographie keine Stelle. Aber bey der Darſtellung der preuſsiſchen Occupationen in Franken benimmt ſich Hr. G. ſehr delicat und vorſichtig. Ohne einen Theil zu beleidigen, ohne ein entſcheidendes Wort zu ſprechen, weiſs er dem Leſer fühlbar zu machen, was er von der Sache denkt.

Minder vortheilhaft muſs unſer Urtheil über die beygefügten vier Karten von Oeſterreich, Bayern, Schwaben und Franken ausfallen. Sie tragen ſichtbare Kennzeichen zu groſser Eile, und ſind auch wirklich als Specialkarten viel zu leer an Orten; welches deſto auffallender wird, da ſelbſt eine beträchtliche Anzahl von ſolchen fehlen, die in dem Handbuche vorkommen, zu deſſen Hülfe ſie ausgefertigt ſind. Die Beweiſe findet der Leſer bey jedem kleinern oder gröſsern Bezirke, wir führen daher als Beyſpiel bloſs die Gegend um Bayreuth an, in welcher das Buch ſehr richtig verſchiedene Luſtorte und beträchtliche Dörfer nennt und kurz bezeichnet; auf der Karte ſucht man die meiſten vergeblich. Der Zeichner muſs eine alte Specialkarte zu Hülfe genommen haben, in welcher dieſe Namen noch nicht erſcheinen können. Daher kommt es wohl auch, daſs er *Hoff* ſtatt Hof, *Herrsbruck* ſtatt Hersbruck, in der Oberpfalz *Wolferſtein* ſtatt Wolfſtein ſchreibt. Noch häufiger finden ſich ähnliche Beyſpiele ausgelaſſener Orte in Schwaben. Soll alſo das vorzügliche Werk, als deſſen Begleiter ſie erſcheinen, nicht durch fremde Uebereilungen leiden, ſo wird eine nochmalige ſtrenge Reviſion unvermeidlich. Am vorzüglichſten ſind Oeſterreich und Bayern gerathen; ſie brauchen nur wenig Nachhülfe, und die erſtere hat vor der, welche Hr. Güſſefeld ſchon vor einigen Jahren für die Homänniſche Handlung fertigte, den nicht unbedeutenden Vorzug, daſs durch Weglaſſung der Vorderöſterreichiſchen Lande, die ja doch in Schwaben wieder erſcheinen müſſen, ein gröſserer Maaſsſtaab angenommen werden konnte. Sie weicht aber auch noch in der Stellung einzelner Orte und in beſſerer Auswahl der Namen zu ihrem Vortheil von derſelben ab. Nur wünſchten wir, daſs die Salzburgiſchen Beſitzungen, welche nun unter Oeſterreichiſcher Hoheit ſtehen, durch eine beſondere Einfaſſung möchten kenntlich gemacht werden, wie es z. B. in Franken bey den neuen Erwerbungen des Königs in Preuſsen geſchehen iſt. Einen andern Vorzug nicht nur dieſes Blatts, ſondern auch der übrigen macht die genaue Anzeige der Poſtſtraſsen und der Orte, durch welche ſie gehen. Wenn die Verlagshandlung den Schriftſtecher gegen einen beſſern umtauſchen kann, möchte es vielleicht nicht ſchaden; vermuthlich fallt auch die Illumination von Schwaben in ſpätern Exemplaren etwas ſanfter in das Auge.

Frankfurt a. M., in der Hermannſchen Buchh.: *Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, welche ſeit dem XII. Jahrhundert zu Waſſer und zu Lande unternommen worden ſind.* Von *Theoph. Fr. Ehr-*

mann. XIV. B. Mit einer Karte von *Niederguinea.* 1796. 486 S. XV. B. 364 S. 8.

Nach einer ziemlich langen Pauſe, an welcher häusliche Unfälle, die Hn. *E.* betrafen, den gröſsten Theil hatten, können wir endlich unſern Leſern die Fortſetzung dieſes nützlichen Werks anzeigen. Da ſich der Vf. in der Behandlung ſeines Gegenſtandes auch hier gleich geblieben iſt, und Rec. der Vorzüge dieſes Werks bereits an mehrern Orten gedacht hat; ſo begnügt er ſich diesmal mit der bloſsen Inhaltsanzeige. Der XIV. B. enthält den Beſchluſs der allgemeinen Beſchreibung von Niederguinea: I. Nördliches Niederguinea, oder Loango, Kakongo und Nyojo. II. Den mittlern Theil von N. G. oder das Königreich Kongo. III. Den ſüdlichen Theil von N. G. oder die Königreiche Angola, Matamba und Benguela. V. Abſchn. Reiſen in und durch das Kafferland, welche mit dem XV. B. noch nicht geendigt ſind.

GESCHICHTE.

London, b. Sewel: *An Account of the Black Caraibs of S. Vincent*, with the *Caraib Treaty* of 1773. compiled from the papers of Sir *William Young.* 1795. 125 S. 8.

In dieſer Schrift ſind ehemaligen weſtindiſchen Unruhen zuerſt nach ihrem wahren Hergange behandelt, die zu ihrer Zeit in England Widerſprüche und Unwillen erregten, von den mehreſten Schriftſtellern über die Zuckerinſeln, auch ihrem neueſten trefflichen Geſchichtsſchreiber Hn. *Edwards*, keinesweges getreu dargeſtellt, und im übrigen Europa längſt vergeſſen ſind. Der Gegenſtand betrifft den Krieg, welchen England bis 1773 mit den ſogenannten ſchwarzen Karaiben führte, ihre endliche Unterwerfung nebſt den Feindſeligkeiten, welche ſie ſpäterhin gegen die Coloniſten der Inſel St. Vincent ausgeübt haben.

Den Namen Karaiben führen dieſe Neger ſehr uneigentlich. Sie ſtrandeten 1675. mit einem Sclavenſchiff an der kleinen Inſel Bequia, welche zwey Meilen von St. Vincent liegt, und wurden nachher freundſchaftlich von den Karaiben in St. Vincent aufgenommen. Weil ſie aber von ihren Rettern zur Arbeit angehalten wurden, empörten ſie ſich gegen die alten Einwohner, erſchlugen eine Menge von ihnen, und nahmen ihre Zuflucht nach den gebirgichten Theilen der Inſel. Hier fanden ſie eine Menge von den benachbarten Zuckerinſeln entlaufener Neger, vereinigten ſich mit den Flüchtlingen, und führten mit den Karaiben beſtändige Kriege, deren Weiber ſie entführten, viele Verwüſtungen auf ihren Wohnſitzen anrichteten, und endlich den Namen der ſchwarzen Karaiben erlangten. Zu ſchwach, dieſen unverſöhnlichen Feinden zu widerſtehen, wandten ſich die alten durch die Kriege ſehr verminderten Karaiben an den franzöſiſchen Gouverneur von Martinique, der auch im Anfange dieſes Jahrhunderts die Inſel unter beide Beſitznehmer theilte, ſo daſs die ſchwarzen Karaiben die öſtliche, die alten Einwohner oder die rothen Karaiben die weſtliche Hälfte erhielten. Durch die Verbindung mit Martinique, wohin die letztern ihre Erzeugniſſe verkauften, fanden ſich unter ihnen nach und nach franzöſiſche Coloniſten ein, die hin und wieder Plantagen anlegten. Um 1719. kam der Gouverneur von Martinique auf die Idee, ſich auf dem öſtlichen Theil der Inſel feſtzuſetzen und die ſchwarzen Karaiben zu bezwingen. Allein ſie vertheidigten ſich tapfer in ihren Gebirgen gegen alle Angriffe, und die Franzoſen wurden mit groſsem Verluſt zurück geſchlagen. Nicht lange hernach verſuchten die Engländer, welche St. Vincent immer für ein Anhängſel von Barbados hielten, ein Gleiches. Georg belehnte auch 1722. den Herzog von Montague mit dieſer Inſel, damit er ſich dort feſtſetze, aber ebenfalls ohne Erfolg. Bis 1763. verbreiteten ſich franzöſiſche Coloniſten allmälich auf St. Vincent, die alten Einwohner verminderten ſich zuſehends, und endlich geriethen ſie mit den ſchwarzen Karaiben in Händel. Franzöſiſche Emiſſarien wuſsten dieſe aber durch Geſchenke zu gewinnen, ſchickten auch Miſſionarien unter ſie, die mit dem Chriſtenthum ihnen auch Ergebenheit für den Gouverneur von Martinique beybrachten. Endlich ward die Inſel, die zu den ſogenannten neutralen gehörte, im Pariſer Frieden an England abgetreten. Damals lebten hier 3000 ſchwarze, aber nur 100 rothe Karaiben, nebſt 4000 Franzoſen, ihre Sklaven mit gerechnet. Die weſtlichen Ländereyen oder das Gebiet der alten Einwohner wurden hierauf unter brittiſche Pflanzer vertheilt, und die Schwarzen ſollten in ihren Wildniſſen verbleiben, ſo weit dieſe von ihnen angebauet, oder zu ihrem Unterhalt nöthig waren. Sie ſollten aber brittiſche Oberherrſchaft anerkennen. Dazu waren die ſchwarzen Karaiben auch nach den freundſchaftlichſten Unterhandlungen nicht zu bewegen, obgleich ihnen verſchiedene ſtreitige Diſtricte eingeräumt wurden. Da ſie weit mehr Land beſaſsen, als ſie benutzen konnten, nämlich zwey Drittel alles urbaren Landes auf der Inſel, und davon nur ein kleiner Theil angebauet war, beſchloſs die brittiſche Regierung 1768. ihre Wohnplätze genauer zu beſtimmen, und ihnen das übrige Land für einen guten Preis, den Morgen zu acht Pf. St., abzukaufen. Doch durften ſie darauf fünf Jahre ungehindert wohnen bleiben. Dieſe Verfügung lieſsen ſich auch die meiſten ſchwarzen Karaiben gefallen, wiewohl verſchiedene damit unzufrieden waren. Wie aber die Engländer anfingen, Wege durch die abgetretenen Diſtricte zu machen, ſo wurden ſie gewaltthätig bey ihren Arbeiten geſtört. Man gab den Ingenieurs daher 1769. eine militäriſche Bedeckung mit. Weil aber dieſe nicht zahlreich genug war, fiengen ſie Feindſeligkeiten an, und verlangten, die neuen Oberherren ſollten ſich nicht über die alte Grenze wagen, und die Schwarzen, welche vorher den Vertrag unterzeichnet hatten, begiengen gerade die gröſsten Ausſchweifungen. Ob nun gleich einzelne Coloniſten mit ihrer Bewilligung, in dem Gebiet

der Schwarzen Land angekauft haben, ſo wurden brittiſcher Seite dennoch alle erſchlichene, oder freywillig geſchloſſene Contracte aufgehoben, die Neger ſollten ihr altes Territorium behalten, aber dem König von Groſsbrittannien den Eid der Treue leiſten. Dies letzte verwarfen ſie gerade zu, im Vertrauen auf den Beyſtand des Gouverneurs von Martinique, wo ſie ſich mit Gewehr und Ammunition verſahen. Da ihr Gebiet wegen der vielen Waldungen unzugänglich war, und wegen ihrer verdächtigen Treue, die benachbarten Pflanzer beſtändige Räubereyen befürchten muſsten, ſo ward in London nach langer Ueberlegung beſchloſſen, eine Straſse durch das Gebiet der ſchwarzen Karaiben zu bahnen, und mehr Truppen zur Vertheidigung der engliſchen Pflanzer nach S. Vincent zu ſchicken. Dieſe brachten nach einem fünfmonatlichen Kampf die ſchwarzen Karaiben zur Unterwürfigkeit. Ihre Häupter huldigten Georg III, verſprachen ſich in dem angewieſenen genau beſtimmten Diſtrikt ruhig zu verhalten, entlaufene Sklaven auszuliefern, die brittiſchen Pflanzer gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen etc. Fünf Jahre lang verhielten ſie ſich ruhig, bis 1778 der Krieg mit Frankreich ausbrach. Damals verriethen ſie franzöſiſchen Emiſſarien die Schwäche der Inſel, halfen dem Grafen d'Eſtaing die Inſel erobern, und verübten viele Grauſamkeiten auf den brittiſchen Pflanzungen. Nach dem Frieden nahm England keine Rache wegen dieſer und anderer Feindſeligkeiten; vielmehr wurden die ſchwarzen Karaiben immer ſehr freundſchaftlich behandelt. In dem gegenwärtigen Kriege fingen ſie 1795 abermals an, die brittiſchen Pflanzungen zu zerſtören, und eine Menge weiſser Einwohner zu ermorden, ſie wurden aber bald wieder in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben. Da die Pflanzer ihre Treuloſigkeit ſo oft erfahren haben, und keine Hoffnung vorhanden iſt, daſs ſie je gut geſinnte brittiſche Unterthanen werden ſollten, ſo tragt der Vf. dahin an, daſs entweder die Engländer oder die ſchwarzen Karaiben St. Vincent räumen möchten.

Schwerin, b. Bärenſprung: *Herzogl. Mecklenburg-Schweriniſcher Staats-Kalender.* 1796. 1. Th. LVI. u. 132 S. 2. Th. 159 S. 8.

Von den ausgezeichneten Vorzügen dieſes Staatskalenders, welche zuletzt am 16. Nov. 1795 in der A. L. Z. dargeſtellt worden, liefert auch der vorliegende Jahrgang den neueſten Beweis, und die Feile des verdienſtvollen Hn. Legationsraths *Rudloff*, zeigt ſich auch hier in durchdringender Schärfe. Im genealogiſchen Theil iſt, Th. I. S. 2. die Anzeige von der noch unerfüllten Verlobung der Prinzeſſin Louiſe mit Guſtav Adolph II. K. v. Schw., von welcher auch die Literatur im II. Th. S. 150. angegeben worden, der merkwürdigſte Zuſatz. Im Kirchenſtaat I, 87. deutet die Unterſcheidung der *herzoglichen* und der *räthlichen* Profeſſuren in Roſtock auf die bekannte Vergleichungsübereinkunft, von welcher man hier jedoch eine kleine hiſtoriſche Notiz vermiſst. Die Ueberſicht der herrſchaftlichen *Monopolien* II, 55. iſt vom ergiebigſten Nutzen für den Statiſtiker, *ſo wie* überhaupt jede Foderung deſſelben, *im Verhältniſs zu* dem Zwecke dieſes Buchs, in vollem Maaſs hier befriedigt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Frankfurt u. Leipzig: Literatur der Frauenzimmer*, oder *Entwurf zu einer auserleſenen Frauenzimmerbibliothek.* 1794. 72 S. 8. (4 gr.) Der Entwurf einer Damenbibliothek, welcher in den *Feyerſtunden der Grazien* von *Heinzmann* ſtand, und worinn ein Verzeichniſs verſchiedner, zur weiblichen Pädagogik gehörigen, für und über die Frauenzimmer geſchriebenen, und von ihnen zu leſenden Schriften gegeben ward, iſt hier von einem Ungenannten erweitert herausgegeben worden. Den erſten Bogen füllt wörtlich die Einleitung, wie ſie in den *Feyerſtunden* vorangeſchickt war. Eine Verbeſſerung in Anſehung des *Auserleſenen* (auch hier werden wieder *Bonnet* über die Natur und *Schlözer's* Weltgeſchichte als *weibliche* Lectüre empfohlen) in Anſehung der *Ordnung* (wo immer noch auf keine Zeitfolge geſehen wird) und in Anſehung der richtigen Angabe der Titel (ganz unnütz iſt es, wenn z. B. bloſs das Wort *Iris* da ſteht, ohne Name des Herausgebers, Zahl der Bände, Zeit der Erſcheinung u. ſ. w.) iſt in dieſem Abdruck nicht gemacht worden. Nicht einmal neuere Ueberſetzungen (*Fontenelle* Geſpräche ſtehn S. 30. noch immer nach *Gottſched's* Ueberſetzung angezeigt) nicht einmal neuere Fortſetzungen (von der *Bibliothek der Geſchichte der Menſchheit*, die *Heinze* erſt unter *Hirſchfeld's* Aufſicht, dann allein herausgab, ſtehn S. 32. immer noch *zwey* Bände angegeben, da ſie doch bis auf *acht* angewachſen iſt) ſind nachgeholt. Der Schriften, die der neue Herausgeber hinzugefügt, ſind 115, und mit einem Sternchen bezeichnet. Auch hier findet man völligen Mangel an Auswahl (*Treſcho* und *Marezoll*, *Cuno* und *Duſch*, *Erdmann* und *Meiſsner*, *Dedekind* und *Rehberg* werden zuſammengeſtellt) Mangel an Kenntniſs neuerer guter Schriften (wie kann man jetzt noch den Grundriſs der Weltweisheit von der *Zieglerin* empfehlen?) Mangel an Vollſtändigkeit (nirgends iſt die *allgemeine Damenbibliothek*, die *Reinhold* 1756 nach dem Franzöſiſchen bearbeitete, und die *Wieland* mit einer Vorrede herausgab, angezeigt; nicht einmal die Anzeige der Frauenzimmeralmanache iſt vollſtändig) Mangel an Richtigkeit (ſo werden S. 58. von der Mannheimer Ueberſetzung der *Klariſſe drey* Bände angezeigt, da ſie doch aus *ſechzehn* beſteht) kurz, alle Fehler, die eine literariſche Schrift unbrauchbar machen. In zwey Abſchnitten hat der neue Herausgeber eine Anzeige muſikaliſcher Schriften und Muſikalien (von letztern führt er nur neune, von Operetten nur drey, wovon zwey von *Ditter[s]dorf* ſind, an) und von mediciniſchen Büchern für Frauenzimmer hinzugethan. Die praktiſchen Schriften über das Sticken, Waſchen, und andre weibliche Geſchäfte hat er hinzuzufügen vergeſſen. Da über die meiſten Bücher gar kein Urtheil gefällt iſt (nur hier und da iſt einmal eine Inhaltsanzeige beygeſetzt) ſo war es ſehr überflüſsig, ein alphabetiſches Regiſter von beynahe einem Bogen anzuhängen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Junius 1797.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, in Comm. b. Fleiſcher d. J.: *F. C. Laukhards*, Mag. der Phil. und jetzt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Univerſität zu Halle, *Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich.* 1 Th. von Anfang deſſelben bis zur Blokade von Landau. Nebſt dem Bildniſſe des Vf. 1796. 528. und XVI S. 8.

Auch unter dem Titel:

Laukhards Leben und Schickſale, von ihm ſelbſt beſchrieben, 3 Th. welcher deſſen Begebenheiten etc. enthält.

2) Halle, b. Oſterloh: *Erzählungen und Anekdoten aus dem Kriege gegen die Neufranken.* 1796. 100 S. 8.

Die Anekdoten zur Geſchichte des Kriegs gegen die Neufranken, welche No. 1. liefert, ſind nicht vom gewöhnlichen Schlage, und wirklich hier und da im Stande, den Leſer für die langweilige Lebensgeſchichte des Vf., in welche ſie verwebt ſind, zu entſchädigen. Schon die individuelle Lage des Hn. L., der als gemeiner Preuſsiſcher Soldat den Feldzügen von 1792 und 93. beywohnte, gab ihm Gelegenheit, die Gegenſtände aus einem eignen Geſichtspunkt zu betrachten, und wenn man gleich von ihm keine Ueberſicht des Ganzen, keine Blicke auf den Plan des Feldzuges, und überhaupt keine Nachrichten erwarten darf, die auſser dem Geſichtskreiſe des Standes, zu welchem er damals gehörte, lagen; ſo ſchildert er deſto richtiger manche einzelne Vorfälle und alles, was ein Mann, der eine frühe wiſſenſchaftliche Bildung mit einem offnen Kopfe und einer raſtloſen Neugier verbindet, in ſeiner eingeſchränkten Sphäre bemerken konnte.

Ueber das Betragen der, ſonſt durch ihre ſtrenge Kriegszucht mit Recht berühmten, deutſchen Heere bey ihrem Aufenthalt in Frankreich giebt das allgemein bey dem gemeinen Soldaten herrſchende Vorurtheil, daſs man nicht ausgezogen ſey, ein feindliches Volk zu bekriegen, ſondern eine Horde von Räubern und Miſſethätern zu züchtigen, den beſten Aufſchluſs. Wie weit hinauf aber ſich hier und da dieſer Irrthum erſtreckte, davon giebt der Vf. S. 99. 112. 151. 184. 200. 385, u. a. a. O. auffallende Beyſpiele, ſo wie von dem noch ſchädlicheren Wahne, daſs die Franzoſen es gar nicht wagen würden, ſich den Deutſchen Armeen zu widerſetzen. Fürchterlich ſind die Schilderungen von den Exceſſen, welche bey der Plünderung franzöſiſcher Dörfer, ſowohl auf dem Einmarſch, als noch mehr auf dem Rückmarſch, wo das ausgeſtandne Elend die Soldaten bis zur Wuth erbittert hatte, vorfielen. Oft wird man verſucht zu wünſchen, daſs der Vf. (wie z. B. S. 103. 106. 111. 121. 141. 152. 172. 200. 202. 480. 483. u. f.) ſich der Uebertreibung ſchuldig gemacht haben, und daſs, wenn dieſes der Fall wäre, ein ſachkundiger Mann auftreten möge, um ihn mit Beweiſen, die am beſten aus dem Zeugniſs glaubwürdiger Leute aus jenen Gegenden hergenommen werden könnten, zu widerlegen. Mit eben ſo ſchauderhaften Zügen iſt das Gemälde von dem traurigen Zuſtande der Armee auf ihrem Rückzuge entworfen; doch das gräſslichſte von allem iſt die Beſchreibung der Feldlazarethe, (Cap. 21 und 22.) und leider iſt es nach ſo vielen über dieſen Punkt einſtimmigen Nachrichten kaum zu hoffen, daſs der Vf. ſeinem Hange, das Schauderhafte und Abſcheuliche mit den grellſten Farben zu mahlen, ſich hier zu ſehr überlaſſen haben ſollte. Hat aber Wahrheit ſeinen Pinſel geführt, dann verdient er den Dank jedes Menſchenfreundes, daſs er dieſem ekelhaften Gegenſtande zwey eigne Kapitel widmete, und ſeine Stimme ſo laut über Miſsbräuche erhob, wodurch die wohlthätigſten Anſtalten mit einer die Menſchheit empörenden Grauſamkeit vereitelt wurden.

Ohne uns auf weitläuftige Auszüge einzulaſſen, glauben wir hier das, wodurch dieſes Buch ſich am meiſten empfehlen kann, angezeigt zu haben. So lange der Vf. als Augenzeuge erzählt, iſt er in ſeinem Fache; Urtheile hingegen gelingen ihm gar nicht. Beym Eintritt in Kurſachſen (S. 6.) kömmt er in einer *Dorfſchenke* mit einem verunglückten Candidaten zuſammen, und auf die bloſse Verſicherung dieſes Menſchen, daſs nicht eigne Unfähigkeit, ſondern Geldmangel, ſeine Beförderung gehindert habe, bauet er den Schluſs, daſs man in Sachſen nur durch Beſtechung zu geiſtlichen Aemtern gelangen könne. Seine gewiſs zu harten allgemeinen Urtheile über die Emigrirten (Cap. 3. 4. 5.) gründen ſich auf die flüchtige Bekanntſchaft, die er mit einigen von ihnen zu Coblenz machte. Wenn man aber auch annimmt, daſs die verderbteſten Edelleute des Hofes ſich damals zu Coblenz befanden, ſo kamen doch gewiſs dieſe, die zu der Zeit noch im vollen Glanz lebten, nicht mit einem Musquetier in einer Weinſchenke zuſammen. Auch ihre pöbelhafte Art ſich auszudrücken, von welcher geſittete Leſer gern Hn. L. die

Proben erlaſſen haben würden, charakteriſirt ſie als den Auswurf der Lakayen, unter denen der Bediente des Grafen von Vergennes, welchem der Vf. (S. 41.) eine ſehr vernünftige Apologie eines Theils der Ausgewanderten in den Mund legt, ſich als eine fremde Erſcheinung auszeichnet.

Eben ſo flach ſind auch die Urtheile des Vfs. über fremde Truppen, über den Lauf der Begebenheiten im Groſsen, über den Kriegsplan (z. B. S. 238. wo er einen eignen Operationsplan entwirft) etc., oder ſeine philoſophiſchen Betrachtungen (wie S. 196. über den Krieg), und nichts kleidet ihn ſeltſamer, als die Miene des ſtrengen Moraliſten, die er ſich hie und da zu geben weiſs, und dann doch wieder Raub und Plünderung (S. 138.) aus dem Grunde entſchuldigt, daſs der Beraubte ſein Eigenthum doch nicht würde behalten haben, wenn auch er (der Vf.) es ihm nicht genommen hätte. So hoch herab er auch auf alle conventionelle Gröſse und auf die Gunſt der Mächtigen blickt; ſo bedarf es doch nur einiger freundlichen Worte von einem Fürſten und einer Hand voll Goldſtücke, um ihn zur Uebernehmung eines Auftrags zu bewegen, (S. 445. Cap. 39. 40. 41. 42.) den er unmöglich für ehrenvoll und redlich halten konnte.

Die Klagen und Bittſchriften, welche die in Erfurt gefangen gehaltnen Maynzer Clubbiſten der Regierung überreichen lieſsen, dienen als Actenſtücke, um die Behauptung des Vfs. über die zu harte Behandlung der zu den franzöſiſchen Grundſätzen übergegangnen Deutſchen zu belegen. Seine Beurtheilung eines, im 3 und 4 Bande des *Magazins der neueſten Kriegsbegebenheiten* eingerückten, Aufſatzes von Hn. Hauptmann *von Beulwitz* (S. 225, u. C. 19.) zeigt, daſs er auch des urbanen Tons, ſelbſt wenn er Meynungen, die den ſeinigen entgegengeſetzt ſind, beſtreitet, mächtig iſt, und bey ſeiner Widerlegung des Recenſenten der *Briefe eines preuſsiſchen Augenzeugen*, im erſten Bande eben dieſes Magazins (S. 154. ff.), wird er gewiſs die Lacher auf ſeiner Seite haben. Sein Vortrag iſt dabey durchgehends lebhaft und unterhaltend, und ſeine Sprache rein, ſo lange er von Gegenſtänden handelt, die man in guter Geſellſchaft nennen kann; wie ſchade iſt es daher nicht, daſs ein Mann, der es in ſeiner Gewalt hätte, durchgehends gut zu ſchreiben, mit ſo ſichtbarem Wohlgefallen bey der Schilderung der unſittlichſten Dinge verweilen, und ſeine Ausdrücke zu ſolchen Beſchreibungen aus den ſchmutzigen Terminologien der niedrigſten Burſchencommerce, der Musquetier-Wachtſtuben und Marquetender-Buden zum Ekel eines geſitteten Publicums hernehmen kann!

No. 2. iſt wahrſcheinlich eine bloſse Buchhändler Speculation, und zwar von der plumpſten Art. Die äuſsere Form ſo wohl als die innere Einrichtung ſcheinen eine Zeitſchrift anzukündigen, man findet aber nirgends ein Wort darüber zur Nachricht. Die Fortſetzung kann indeſſen dem Herausgeber nicht ſauer werden, wenn er fortfährt, die Minerva auszuſchreiben, wie hier mit den *hiſtoriſchen Briefen über die neueſten Begebenheiten in Frankreich*, mit der Klopſtockiſchen Ode, *der Freyheitskrieg*, und deſſen *Brief an Roland* geſchehen iſt (S. Jahrg. 1793). Woher er dieſe Aufſätze habe, findet er nicht für gut anzuzeigen; aber ſein Setzer hat die Anfangsbuchſtaben: *von A.* unter einer Anmerkung des Hn. von Archenholz friſch mit abgedruckt. Ein ſehr mittelmäſsiges Gedicht von Iſaak Maus, und ein ganz elendes vom Vf. des deutſchen Alcibiades paradiren hier neben Klopſtocks Oden, und man begreift nicht recht, wie ſie ſich zu den *Anekdoten und Erzählungen* aus dem Kriege verirrt haben. Die intereſſanten *Briefe eines preuſsiſchen Officiers aus dem Feldzuge am Rhein* waren dem Rec. zwar neu; er vermuthet aber doch, daſs ſie ſchon irgendwo abgedruckt ſeyn müſſen, weil ſie im Original gewiſs nicht an dieſen Sammler gekommen ſeyn würden. Dahingegen erſcheint der Brief des gemeinen Reuters von dem Byernſchen (damals Weimarſchen) Cuiraſſier Regiment, ſo wie die elende, mit einem erbärmlichen Holzſchnitt begleitete Beſchreibung von Maynz hier gewiſs zum erſten Mahle; beide ſind des Sammlers, der ſo ſchamlos abſchreibt, des ſchmutzigen Papiers, und des incorrecten und ſchlechten, bald weitläuftigen, bald engen, Drucks völlig würdig.

GOTHA, b. Perthes: *Ueber die fabelhaften Thiere.* Ein Verſuch von *Chriſtian Richter*, Lehrer am Gymnaſium zu Gotha. 1797. 137 S. 8.

Es wäre allerdings der Mühe ſehr werth, wenn ein Naturforſcher, der zugleich mit Sprachkenntniſſen hinlänglich ausgerüſtet ſeyn müſste, die ganze Klaſſe von Fabeln, welche ſich auf Naturgeſchichte beziehen, muſterte, und das Fabelhafte von dem Wahren zu trennen, und was dem erſtern zum Grunde liegt, auszumitteln ſuchte. Durch die in unſern Tagen gemachten groſsen Fortſchritte in der Naturgeſchichte iſt ſchon viel dazu vorgearbeitet worden; unter unſern Landsleuten haben vorzüglich Schneider, Beckmann und Lichtenſtein manche dunkle Gegend der fabelhaften Naturgeſchichte der Alten aufgeklärt. Der ſcharfſinnige und fleiſsige Vf. des vor uns liegenden Verſuchs hat ſich einen ähnlichen Plan zur Aufklärung der fabelhaften Naturgeſchichte entworfen, und hat einſtweilen einen Verſuch mit dem Thierreich gemacht, ſo, daſs er die fabelhaften Thiere des Alterthums und der neuern Zeit umfaſst. Er verſteht aber unter *fabelhaften Thieren* ſolche, bey welchen wirkliche Thiere zum Grunde liegen und unterſcheidet ſie von den *Fabelgeſchöpfen*, welche lediglich Geburten der Dichterphantaſie ſind. Dieſer Unterſchied hat freylich etwas ſchwankendes und es wird ſich in einzelnen Fällen oft darüber ſtreiten laſſen, ob ein Weſen den fabelhaften Thieren oder den Thieren der Fabel beyzuzählen ſey. Der Vf. bemerkt wohl im Ganzen richtig, man finde in den Klaſſen der gröſsern, mehr in die Augen fallenden oder den

Menſchen in irgend einer Rückſicht näher angehenden Thiere, alſo der Säugthiere, Vögel und Amphibien die meiſten, wo nicht faſt *alle*, fabelhaften Thiere; in den übrigen Klaſſen hingegen, welche die kleinern, wegen ihrer Geſtalt für unbedeutend gehaltenen, verachteten oder durch ihren Aufenthalt von den Menſchen entfernten Thiere in ſich faſſen, nur ſehr wenige. Man findet daher hier aus der Klaſſe der Inſecten nur die *Todtenuhr*, und aus der Klaſſe der Würmer die *Hollenfurie* angegeben. Alle übrigen Thiere ſind aus den Klaſſen der Saugethiere, Vögel und Amphibien. In der erſten Klaſſe kommt der Sphinx, die Chimära, die Centauren, die Jumaren, das Einhorn, der Rattenkonig vor. Wer wird ſich nicht wundern, ſo eine kleine Anzahl von fabelhaften Säugethieren hier verzeichnet zu finden, da die Anzahl derſelben gewiſs weit gröſser war. Wir wollen nur ein einziges hier noch beyfügen, den *Martichoras* oder Menſchenwürger beym Kteſias u. a., der auch auf den Ruinen von Perſepolis vorgeſtellt war. S. *Heeren's* Ideen über die Politik der alten Völker Th. 2. S. 223 f. Den *Minotaur* und den *Hebon*, den Stier mit Menſchenantlitz auf den Campaniſchen Münzen, wird der Vf. vermuthlich zu den bloſsen Ausgeburten der Dichterphantaſie zählen. Der Widder mit dem goldnen Vlieſs und die feuerſpeyenden Ochſen in Kolchis hätten vielleicht eher hieher gehört. In der Unterſuchung von dem *Sphinx* iſt der ägyptiſche *männliche* nicht ſorgfältig genug von dem griechiſchen weiblichen unterſchieden worden. Auch würde der Vf. vielleicht miſstrauiſcher gegen die Ableitung der Fabel von einer Affenart geworden ſeyn, wenn er geleſen hätte, was *Zoega* und *Tychſen* darüber in der Bibliothek der alten Literatur St. 7. S. 10 bis 30. geſagt haben. Witzig und ſinnreich iſt in der That S. 25. die Entſtehung der Chimära durch die Wahrnehmung eines (nicht ungewöhnlichen) Kampfes einer Schlange oder einer Ziege mit einem jungen Löwen gedeutet. Eine ſolche Erſcheinung konnte eine Hieroglyphe veranlaſſen, die alsdann im eigentlichen Sinne von einem Thiere miſsgedeutet wurde. Die auch hier wiederholte Deutung der *Centauren* auf Menſchen, die ſich der Pferde zum Reiten bedienten, iſt der Geſchichte entgegen. Die frühere Fabel weiſs nichts von einer Pferdegeſtalt, ſondern nennt ſie Thiere und ſchildert ſie als wilde, halbthieriſche Menſchen, woraus die ſinnbildliche Vorſtellung entſtand. Die Kunſt wählte zur Gruppirung mit der menſchlichen Geſtalt das Pferd. Ueber das *Einhorn* iſt der Vf. am ausführlichſten S. 29 — 55. Er glaubt, daſs theils das Nashorn, theils Antilopen den Schilderungen von dieſem Thiere zum Grunde liegen. Er erwähnt, daſs Aelian und Plinius ihre Angaben vermuthlich aus dem Kteſias geborgt; allein er giebt die wirklich doch *ſehr abweichende* Beſchreibung des Kteſias (*Indic.* c. 25.) nicht an. Beym Kteſias kommt ein ungeflügeltes und ein geflügeltes Einhorn vor; eben dieſelben finden ſich auf mehreren Reliefs der Ruinen von Perſepolis. S. *Heeren* S. 222 f. 249 f. So entſchieden als der Vf. dafür hält, iſt es wohl noch nicht, daſs unter dem Einhorn nicht eine eigne, noch unbekannte, Art von Thieren zu verſtehen ſey, von der man nach neuern Nachrichten ſogar ein Fell aufgezeigt, und merkwürdige Nachrichten eingezogen hat. Der Ratteukönig S. 56. iſt eine ſehr gemeine Erſcheinung, die auch Rec. ſchon geſehen hat. In der zweyten Klaſſe kommen folgende Vögel vor: Greif, Phönix, Roc oder Ruc. Auch dieſe Klaſſe iſt viel zu dürftig ausgefallen. Es hätten, um nur einiges nachzuweiſen; hieher gehört der Pelekan. (S. Beckmann zu *Ariſtot mirab. auſc.* c. 13.), die Harpyien, zu deren Fabel die Geyer Stoff lieferten, die Stymphaliſchen Vögel, die Scylla (S. *Heyne's Exc.* 4. *ad Virg. Bucolica*), die Ciris (*Heyne ad Virg. Cir. pr.* p. 93—5.), die Alcyonen oder Eisvogel, auch wohl der Paradiesvogel, die Strix, eine Eulenart, die Jynx, ein Zaubervogel, um Liebe dadurch zu erwecken, bey welcher die Torquilla, der Wendehals, zum Grunde liegt (S. d. Ausleger z. Theokrit 2, 17.) u. ſ. w. Der Vf. hat den *Greif* unter die Vögel geſtellt, weil er ihn für den Lämmergeyer hält; ſonſt nach der Fabel war es ein *vierfüſsiges* Thier, das in den Baktriſchen Gebirgen (S. 58. iſt *Bracter* ein Druckfehler) zu Hauſe war, auch unter den Reliefs von Perſepolis vorkommt. Heeren S. 243. Der *Phönix* war allerdings wohl eine Hieroglyphe des Sonnenlaufs in einer gewiſſen groſsen Periode, zu deſſen Bezeichnung aber wahrſcheinlich ein wirklicher Vogel Anlaſs gab, nach dem Vf. etwa eine ſchöne, ſeltne Spielart des Goldadlers. Rec. hat ſchon anderwärts die Vermuthung geäuſsert, daſs die Fabel des Phönix beſſer auf den *Vultur barbatus* Linn. paſſe: denn da dieſer in unzugänglichen Einöden brütet und man nie weder ſein Neſt noch ſeine Eyer entdeckt hat: ſo konnte ſich daraus die Fabel entſpinnen, er wohne im äuſserſten Oſten, brüte nicht, ſondern pflanze ſich durch ſeinen Tod fort. In der Klaſſe der Amphibien kommen nur vor der Baſilisk, Salamander, Chamäleon, Unke und Drache. Bey dem Drachen der neuern Zeit erwähnt der Vf. nur den Lindwurm, der auch aus gewiſſen Schlangenarten entſtanden, übergeht aber den Drachen, mit welchem die Hexen unſrer Vorfahren in Verbindung ſtanden, und der ſeinen Einzug durch die Schornſteine hielt, welcher Volksglaube ſich bekanntlich auf das Phänomen gründet, daſs ſich feurige Dünſte nach den Oeſſen zu ziehen pflegen. Wir wünſchen, daſs der Vf. ſeine nützlichen Verſuche fortſetze und noch mehr vervollkommne.

Leipzig, b. Sommer: *Hiſtoria del Principe Don Carlos* hijo primogenito del Rey de Eſpaña Phelipe II y de Doña Maria de Portugal. 1796. 196 S. 16. (10 gr.)

Es iſt ſchon längſt von verſchiedenen unſerer vorzüglichſten Schriftſteller der Wunſch geäuſsert worden, die beſten ſpaniſchen Werke in correcten Abdrücken auf deutſchen Boden verpflanzt zu ſehen, da es bey dem gänzlichen Mangel an literariſchen Verkehr zwiſchen Deutſchland und Spanien ſo ſchwer hält, ſich die Originalausgaben zu verſchaffen. Rec.

zweifelt auch nicht, daſs ein Buchhändler, der eine zweckmäſsige Auswahl von Werken zu treffen wüſste und ſie mit Fleiſs und Sauberkeit abdrucken lieſse, dabey ſeine Rechnung finden würde. Hr. Sommer macht nun mit dem vor uns liegenden Werke wirklich den Anfang, jenen Wunſch zu befriedigen, wofür ihm jeder Freund des Spaniſchen danken wird. Es iſt nur zu bedauern, daſs ſeine Wahl auf kein Originalwerk, ſondern auf eine, noch dazu ſchlecht gerathene, Ueberſetzung eines franzöſiſchen Buchs, nämlich der *hiſtoire de Don Carlos*, vom *Abt Saint-Real* (man muſs ſich billig wundern, daſs davon nirgends ein Wink gegeben worden iſt) gefallen, und der Druck ſo von Fehlern verunſtaltet iſt, daſs ſelbſt ein gründlicher Kenner der ſpaniſchen Sprache faſt keine Seite ohne Anſtoſs leſen kann, wenn er nicht die Urſchrift zur Hand hat. Nur einige Belege zur Beſtätigung dieſes Urtheils. S. 3. heiſst es: *los Principes de Lorena fueron los que ſolicitaron de Paulo IV et compimiento de la tregua.* Im Franzöſiſchen: *ce furent les Princes Lorrains qui firent réſoudre la guerre à la ſollicitation de Paul IV.* S. 5. ſind die Worte *qui ne ſe défiant pas du véritable ſujet* überſetzt worden durch *el qual no de xaba de penetrar el verdadero motivo.* S. 26. iſt aus dem franzöſiſchen *infidelité infelicidad* und aus *excuſable* (verzeihlich) *inexcuſable* (unvermeidlich) gemacht und ſo der Stelle ein ganz falſcher Sinn untergeſchoben worden. S. 37. heiſst es: *al principio los zelos, que tenia para la gloria de ſu padre no le hicieron encontrar algun placer en verexpueſta à tal horror ſu memoria.* Ganz anders in der Urſchrift: *d'abord la jalouſie qu'il avoit pour la gloire de ſon père lui fit trouver quelque plaiſir* u. ſ. w. Dieſe wenigen Stellen zeigen zur Genüge, was man von dem Ganzen zu erwarten habe. Rechnet man dazu eine Menge den Sinn entſtellender Druckfehler, als S. 4. *entregar* ſt. *entrar.* S. 6. *par aſalir* ſt. *para ſalir.* S. 7. *bambien* ſt. *tambien.* S. 8. *deñar* ſt. *dañar.* S. 10. *afectadamente* ſt. *efectivamente.* S. 14. *hallaria* ſt. *hallaba, as pear* ſt. *aſpera, ſcreto* ſt. *ſecreto.* S. 19. *fatal* ſt. *facil* u. ſ. w.; ſo wird man ſich überzeugen, daſs die Lectüre des Buches dem Anfänger eben ſo unnütz, als dem Kenner unangenehm ſeyn müſſe. Wir hoffen, daſs Hr. *S.* den in öffentlichen Blättern verſprochenen und gewiſs von jedem Verehrer des Cervantes mit Ungeduld erwarteten *Don Quixote* correcter liefern werde. Daſs er ihn zu dieſem Ende nach keiner andern als der von der ſpaniſchen Akademie beſorgten Ausgabe abdrucken laſſen müſſe, bedarf kaum einer Erinnerung.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Schwickert: *La excelente puerta de las lenguas* o introduccion al eſtudio de ellas, obra traducida del latin de *J. A. Comenio* por *L. H. Teucher* y por el mismo aumentada de un indice de vocablos eſpañol y aleman. 1794. 311 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine ſpaniſche Ueberſetzung der bekannten *Janua linguarum aurea reſerata* des *Comenius* von dem Herausgeber der früher in eben der Verlagshandlung erſchienenen italieniſchen und griechiſchen Ueberſetzungen. Wir zweifeln, ob ein ſo langweiliges und dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaften durchaus nicht mehr angemeſſenes Buch das Studium der ſpaniſchen Sprache befördern werde. Wer kann Stellen wie: der Donner iſt die Wirkung des Kampfs der Wärme und Kälte; die Kometen bedeuten Dürre und Peſtilenz; die Fluth entſteht durch die innere Aufwallung des Meers; das Einhorn hält ſich in den einſamſten Wüſteneyen auf; der Drache *tödtet mit ſeinem* Athem, der Baſilisk mit ſeinem *Blick, — ohne Unwillen* leſen? Von ſolchen Unſauberkeiten hätte doch wenigſtens Hr. *T.* ſeinen Lieblingsautor reinigen ſollen. Selbſt den Spaniern (auch für dieſe arbeitete der Herausgeber laut ſeiner Vorrede:) möchte ein ſo gothiſches Schulbuch nicht mehr genieſsbar ſeyn. Wie viel Antheil übrigens Hr. *T.* an der Ueberſetzung habe, können wir nicht beurtheilen, da wir ſie mit der 1661 zu Amſterdam herausgekommenen ſpaniſchen Ueberſetzung der Janua nicht haben vergleichen können. Der mit Fleiſs ausgearbeitete und den gröſsten Theil der gangbarſten ſpaniſchen Wörter enthaltende Index kann dem Anfänger als ein Nothbehelf dienen, bis uns Hr. Schwickert einmal die letztern Bogen des in ſeinem Verlag erſchienenen Handwörterbuchs der ſpaniſchen Sprache liefern wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Hamburg*, in der Mutzenbecherſchen Buchh.: *Zwey Tabellen über die Gröſse, Volksmenge und Eintheilung von Frankreich.* 1797. 2 halbe Bogen 4. Da hier bloſs ohne weitern Kommentar die Zahlungen und Berechnungen anderer wieder abgedruckt ſind, ſo können wir uns bey dieſen Tabellen ſehr kurz faſſen. Die erſte zeigt die alte Eintheilung von Frankreich, die Gröſse der damaligen Provinzen, und ihre Menſchenzahl nach Vauban, Pfeffel, Necker und Brion de la Tour. Die zweyte enthält eben dieſe Ueberſicht nach den neuen Departements, ohne anzugeben, woher die dort mitgetheilten Data entlehnt ſind. Nach dieſer enthält Frankreich 98 Departements, Savoyen und Nizza, die Niederlande, die Biſthümer Baſel und Lüttich mitgerechnet. Ihre Einwohner werden nach den Jahren 1791 und 1792 ſpecificirt; in vielen Diſtricten iſt ihre Zahl ſehr vermindert; in andern wieder geſtiegen. Die Veranlaſſung muſs der geneigte Leſer ſelbſt hinzudenken, und will er die ſämmtliche Volksmenge wiſſen, die Zahlenreihen zuſammenaddiren, denn dies ſcheint dem Herausgeber zu mühſam geweſen zu ſeyn. Nach der erſten Rechnung hatte Paris nebſt der umliegenden Gegend 725,333 und nach der letzten Anzahl 647,472 Einwohner.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

1) Gotha, b. Perthes: *Ueber den Charakter und Werth der vorzüglichſten Erziehungs- und Lehrinſtitute unſers Zeitalters;* nebſt einer fortgeſetzten Nachricht *über die jetzige Beſchaffenheit der Cloſterſchule Roſsleben.* Vom Creiſsamtmann *Juſt* zu Tennſtedt. 1795. 61 S. gr. 8. (4 gr.)

2) Erlangen, in der Waltherſchen Buchh.: *Einige neuere Nachrichten von der K. Preuſſ. Fürſtenſchule zu Neuſtadt an der Aiſch* auf vielfältiges Verlangen bey einer öffentlichen Gelegenheit mitgetheilt von *Joh. Friedr. Degen* Direktor, Prof. u. Inſpektor. 1796. 36 S. gr. 8. (3 gr.)

3) Dortmund, b. Blothe u. Comp.: *Ueber Schullehrer, Schulſeminarien und die Bildung der Zöglinge derſelben.* Von *Joh. Sal. Phil. Fallenſtein,* Doct. d. Weltweish. etc. und zeitherigem Inſpektor des Cleviſch - Märkiſchen Schulſeminarii. *Zweyte ganz veränderte Ausgabe mit Anmerkungen.* 1796. XX u. 148 S. gr. 8. (12 gr.)

4) Berlin, b. Schöne: *Friderizianum bey, nach und kurz vor ſeinem hundertjährigen Jubelfeſte,* dargeſtellt von D. *Joh. Philipp Friedr. Dettmers* auſſerord. Prof. der Gottesgelehrſ. auf der K. Pr. Univ. zu Frankf. an d. Oder etc., auch Rekt. der reform. od. Kön. Friedrichsſchule zu Frankf. an der Oder. 1797. 108 S. gr. 8.

Man könnte veranlaſst werden in N. 1 eine Charakteriſtik der hauptſächlichſten Erziehungs- und Lehranſtalten unſrer Zeit zu ſuchen, aber man würde ſich darin irren. Denn obgleich beyläufig Andrés weibliche und Kirſtens in Gotha Knabenanſtalt geſchildert werden: ſo geht doch die Abſicht der Schrift eigentlich dahin, den Geiſt und die Eigenthümlichkeiten der neuern Lehr- und Erz. Anſtalten im Allgemeinen aufzufaſſen, ſie unter gewiſſe Klaſſen zu bringen, die Merkmale derſelben anzugeben und mit Kritiken zu begleiten. Die erſte Abtheilung der Erziehungsanſtalten machen bey dem Vf. die *Philanthropine* aus, deren Hauptzweck hier richtig angegeben wird, die Menſchheit im Menſchen auszubilden, ohne Hinſicht auf einen gewiſſen Stand im bürgerlichen Leben. Dabey werden S. 10—12 mehrere Vorſchriften der Vorſicht gegeben. Künftigen Regenten, behauptet der Vf. S. 13, ſcheine die philanthropiniſche Erziehung ganz beſonders angemeſſen, damit ſie die urſprünglichen Rechte, Pflichten, Werth und Würde des Menſchen kennen und achten lernten, auſserdem paſſe ſie auch für die Erben der Beſitzer groſser Güter, die auf ein unabhängigeres Leben, wobey ſie viele Menſchen unter ſich haben, rechnen können. Für alle andre Kinder ohne Ausnahme ſcheine dieſe Erziehungsweiſe minder nützlich, weil ihrer aller Beſtimmung ſey, abhängig in einem gewiſſen Stande zu leben, zu arbeiten, zu gehorchen. Hiebey laufen wohl Miſsverſtändniſſe mit unter. Die Menſchheit *ſoll* in jedem Menſchen ausgebildet, alſo jeder Menſch ſoll philanthropiſch erzogen werden, aber mit dieſer Erziehung muſs im angehenden Jünglingsalter die bürgerliche oder beſondere Erziehung verbunden werden! In der 2ten Abtheilung ſind diejenigen Anſtalten enthalten, wo hauptſächlich durch Erziehung, aber auch mit Unterricht verbunden, die jungen Menſchen zu ihrer künftigen *beſondern* Beſtimmung in der Geſellſchaft vorbereitet werden. Militärſchulen, Waiſenhäuſer, weibliche Erzieh. Familien. Die 3te Abth. begreift die hier ſogenannten geſchloſsnen Schulen, wo zwar hauptſächlich wiſſenſchaftlicher Unterricht für künftige Gelehrte gegeben wird, wo aber die Schüler auch auſser den Lehrſtunden in Einem Hauſe und unter der Aufſicht von Lehrern gemeinſchaftlich leben, Pädagogia, Fürſtenſchulen, Kloſterſchulen. Nun folgen die eigentlichen *Lehranſtalten* und zwar 1) die gelehrten Schulen oder Gymnaſien. Der eigenthümliche Charakter derſelben iſt, daſs in ihnen die künftigen Gelehrten in den Wiſſenſchaften unterrichtet und zur Univerſität vorbereitet werden; daſs aber auſser den Lehrſtunden die Jünglinge nicht der Aufſicht der Lehrer, ſondern der elterlichen Aufſicht und Erziehung unterworfen, oder, ſind ſie Auswärtige, ſich überlaſſen bleiben. 2) Die Bürgerſchulen, Arbeitsſchulen, Dorfſchulen, deutſche Knaben- und Mädchenſchulen. Folgende Apologie S. 38 wird doch jedem Leſer auffallen: „Wir dürfen doch auch das *Wohlthätige* nicht verkennen, das die Dorfſchulen und die mit ihnen in gleichem Verhältniſs ſtehenden deutſchen Knaben- und Mädchenſchulen der Städte gewähren. Haben ſie ſchon den Mangel, *daſs die Kinder einen groſsen Theil der Schulzeit unbeſchäftigt ſind* (doch wohl ein weſentlicher Mangel und ein groſses Uebel!), indem bey der überhäuften Menge Kinder, die ein einziger Lehrer in mehrern Unterabtheilungen zu unterrichten hat, nur wenige auf einmal in der Aufmerkſamkeit erhalten werden können; ſind auch die Kenntniſſe, die man hier lehrt, ſehr eingeſchränkt: ſo iſt doch das Wenige, das hier gelehrt wird, immer das Nothwendigſte; und aus einer auch nur mittelmäſsigen, geſchweige gut eingerichteten Dorf- und deut-

ſchen Stadtſchule gehn dennoch viel gute, nützliche und brauchbare Menſchen und Chriſten heraus. „In ſolchen Schulen wird eigentlich weiter nichts gelehrt, als Kenntniſs der Buchſtaben, Buchſtabiren, Zuſammenſetzen, Leſen, Schreiben, Rechnen, Religion.“ S. 39: „Wir erkennen auch dieſe Gattung der Lehranſtalten als gemeinnützig und wohlthätig an und müſſen nur auf ihre Verbeſſerung und Veredlung in der Methode, in der Auswahl der Lehrbücher, in der Auswahl und Anleitung der Lehrer hauptſächliche Rückſicht nehmen, da es die Natur der Sache nicht erlaubt, ſie alle auf einmal in Bürger- und Arbeitsſchulen umzuſchaffen.“ Der Vf. zeigt nun, daſs es nothwendig ſey zur Bildung tüchtiger Schullehrer Seminarien zu errichten, und fügt darauf noch eine ſtrenge Kritik über die ſogenannten lateiniſchen Schulen der mittlern und kleinen Städte bey. Den Beſchluſs machen intereſſante Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand der Roſsleben'ſchen Kloſterſchule, die unter der Aufſicht des Vf. ſteht und an ihm einen einſichtsvollen, von Eifer für Jugendbildung überhaupt und inſonderheit in dieſer Anſtalt durchdrungnen Vorſteher hat.

In No. 2. wird eine im Ganzen recht gut organiſirte Anſtalt geſchildert, welcher ein wackrer, für gelehrte und ſittliche Bildung eifriger Director vorſteht. In Abſicht der innern Einrichtung ſcheinen ihm freilich die Hände noch ein wenig gebunden zu ſeyn, wie man aus gewiſſen Umſtänden, Lectionen, Lehrbüchern, ſchlieſsen muſs. Die Anſtalt hat 2 Abtheilungen, wovon die erſte die aus 2 Klaſſen beſtehende deutſche Knabenſchule, die andre die 4 lat. Klaſſen enthält. In die unterſte Knabenklaſſe treten die Kinder nach zurückgelegtem *fünften Jahre* (Kinder ſo früh in die Schule zu ſchicken, wo ſie mehrere Stunden ſitzen und ihre Aufmerkſamkeit mit Gegenſtänden des Lernens beſchäftigen ſollen, iſt zwar an ſich unpädagogiſch, wie der Vf. auch ganz leiſe andeutet, aber doch im Nothfall durch das preuſs. Landrecht functionirt, welches jedem Einwohner, der den Unterricht für ſeine Kinder nicht in ſeinem Hauſe beſorgen kann und will, befiehlt, ſie nach zurückgelegten *fünften* Jahre in die Schule zu ſchicken!) und bleiben darin bis zum 8ten Jahre, wo ſie den erſten Elementarunterricht im *Buchſtabiren*, Leſen, Schreiben, etc. erhalten. In dieſer Klaſſe ſitzen gegen 100 Knaben. In der 2ten Klaſſe bleiben die Knaben vom 8—12ten Jahre und werden im vollkommnern Leſen, Recht- und Schönſchreiben, Rechnen, in der Religionslehre nach Seiler, Leſung der leichtern *bibliſchen* Schriften; lat. Grammatik, Erdbeſchreibung, Deklamation geübt. Von der Einrichtung in den 4 höhern Ordnungen nur einiges. Es wird hier noch Hebräiſch gelehrt. Jeder, der ſtudiren will, muſs *griechiſch* lernen. Griechiſche Schriftſteller werden aber im Ganzen zu wenig geleſen. Die lat. Sprache wird auch in den untern Klaſſen allgemein gelehrt und der Vf. vertheidigt den formalen Nutzen derſelben auch für künftige Becker, Fleiſcher, Tiſchler u. ſ. w. Die jungen Leute werden ſelbſt im Interpretiren des Horaz, im Diſputiren u. ſ. w. geübt. Die *Freyerſche* lat. Blumenleſe iſt hier noch neben zweckmäſsigern Schulbüchern im Gebrauch; auch *Röchlings* langweilige, trockne, undeutſche Schriften werden noch den praktiſchen Uebungen im Lateiniſchen zum Grunde gelegt. In den oberſten Klaſſen wird Seilers Compendium der Dogmatik gebraucht! In dem wiſſenſchaftlichen Unterricht wird man wenig vermiſſen; auch die Anthropologie iſt nicht vergeſſen. Der Naturgeſchichte wird nicht gedacht. *Logik* wird in dem einen Jahre nach der *ältern*, in dem andern nach der *neuern* Form vorgetragen. Wird dieſer *doppelte* Vortrag nicht eher Verwirrung anrichten als in den Köpfen aufräumen? Die ſittliche Erziehung iſt neben der bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen ein Gegenſtand der ununterbrochnen Fürſorge. Die Beſchreibung der dazu getroffenen Anſtalten, vorzüglich der wöchentlichen feyerlichen Zuſammenkünfte der Lehrer und Schüler, verdient nachgeleſen zu werden. Die Gymnaſtik iſt ausgeſchloſſen. Die Gründe dazu wollen wir in des Vf. eignen Sprache, die überall zu blumenreich und zu koſtbar für den erzählenden Vortrag zu ſeyn ſcheint, (vgl. z. B. S. 16. unten) hören S. 36.: „Wir ſetzen zwar das Ringen, Laufen, Springen, Klettern, Fauſtkämpfen, Seilwandeln, Schwimmen u. dgl. keinesweges unter die Würde eines *gebildeten* Mannes herab, ſind aber doch, ſo lange wenigſtens die übrige Lage der Dinge *noch dieſelbe* bleiben wird, des Dafürhaltens, *daſs öffentliche* Schulen (Privatinſtitute ſtehen mit dieſen in keinem Verhältniſs) nicht deswegen, weil es manchem Lehrer etwas ſauer ankommen möchte, in dem Pankration die Theorie zugleich mit der Praxis zu verbinden, ſondern darum auf den Ruhm der Palaſtra Verzicht thun müſſen, weil bey deren übrigen ernſtern und von aller *Spielmethode* entfernten Geiſtesbearbeitung die Sinnenergriffene Jugend die künſtliche Kultur der körperlichen Kräfte leicht für die einzig wahre ſchöne und nothwendige Vorbereitung auf die künftige Beſtimmung anſehen und *den* nur für den vollkommenſten Lehrer und Schüler halten möchte, der faſt mit dem Windſpiel im Laufen, mit dem Kater im Baumklettern, und mit dem Sechsendner im Setzen einen Wettſtreit wagen könnte. Zu andern aber mit Leibesübungen verbundenen Künſten, als zum Reiten, Fechten u. dgl. giebt es auch hier itzt Gelegenheit.“

Obgleich No. 3. weder für eine ſehr ausgearbeitete Schrift gelten kann noch überall viel Neues enthält: ſo ſind doch im Ganzen viele geſunde und vernünftige Grundſätze in einem populären, lebhaften und für eine gewiſſe Klaſſe von Leſern wahrſcheinlich anziehenden Vortrage enthalten. In den Fehler der Unbeſtimmtheit und der Ueberſpannung verfällt der Vf. freylich zuweilen, und die faſt renomiſtiſche, muthwillige, kecke Sprache, die man häufig im Buche, vorzüglich aber in dem *prologus galeatus* findet, verkündigt einen jugendlichen Feuerkopf. Kein Wunder, daſs er ſich Widerſacher, über welche er

klagt, dadurch zuzog. Das Buch giebt eine Art von Rechenſchaft über die Grundſätze, nach welchen der Vf. ſeit einigen Jahren die Zöglinge des Cleviſch-Märkiſchen Schulſeminariums bildete. Am Ende iſt ein merkwürdiger Bericht eines Schulmeiſters an ſeinen Inſpector beygefügt, ein Muſter eines verwirrten, ſinnloſen Aufſatzes!

Die kön. Friedrichsſchule zu Frankfurt a. d. Oder feyerte d. 1 u. 2 Jul. 94. ihr erſtes hundertjähriges Jubelfeſt. Die bey dieſer Gelegenheit gehaltnen Predigten und Reden ſind hier abgedruckt. Dazu kommt noch die Rede, welche der D. Dettmers d. 1. Jul. 95. als am erſten Schulſtiftungstage des 2ten Jahrh. gehalten hat, und ein Anhang von 2 Programmen und einer Einführungsrede des D. Dettmers, die einige Jahre älter ſind aber auch in unmittelbarer Beziehung zu dieſer Lehranſtalt ſtehen.

GESCHICHTE.

Frankfurt am Mayn, b. Varrentrapp u. Wenner: *Neues genealogiſches Reichs- und Staats-Handbuch* auf das Jahr 1797. I Th. 512 S. II Th. 288 u. 309 S. gr. 8.

Ein Rückblick auf die Anzeige des Jahrgangs 1794 in der A. L. Z. 1794 Sept. Nr. 314 S. 794 und die Vorrede zu dem zweyten Theile dieſes Jahrgangs zeigt, daſs die Herausgeber im lebhaften Gefühle der Verbeſſerlichkeit ihres Handbuchs, almählich den daſelbſt gerügten Mängeln abzuhelfen ſuchen, und daſs insbeſondere die Kritik in Nr. 335 der A. L. Z. 1796 nicht unbenutzt geblieben. Unter den Geſchlechtstafeln ſind mehrere, wie z. B. Colloredo, Erdödy, Thurn und Valvaſſina, Attems u. ſ. w. mehr berichtigt und ergänzt, und bey andern iſt das Skelett durch eine hiſtoriſch genealogiſche Einleitung belebt worden. Die Abſchnitte vom Reichs-Kammergericht, vom Reichs-Hofrathe und von der Schweiz, nebſt den Stadtfrankfurtiſchen Namen-Verzeichniſſe, und der Uſual-Matrikel, werden noch immer mit einer Ausführlichkeit bearbeitet, die, im Verhältniſs zu dem Ganzen und in Rückſicht auf den Zweck dieſes Handbuchs ſich gewiſs nicht belohnt. Bey Nordamerika II. 1. ſcheint das neueſte Addreſsbuch von *Timaus* benutzt zu ſeyn. Auch iſt in der Prinzenliſte von *Frankreich* (I. 88) und von *Polen* (I. 252) und von *Curland* (I. 76) die diplomatiſche Behutſamkeit lobenswerth, ſo wie die *Statthalterſchaft* von Holland in das Geſchlechtsverzeichniſs von Naſſau-Oranien verwieſen worden; ſo iſt im königl. Hauſe von *Sardinien* (I. 292) die Veränderung der Titel gehörig nachgetragen.

Dagegen ſind bey den Beamtenliſten von *Genua* (II. 5) und *Venedig* (II. 18) (die nun freylich nach der itzigen Revolution künftig ganz anders ausſehn werden) noch immer die Staatskalender beider Republiken z. B. *la Minerva Veneta* und das *Annuale veneto* nebſt den Provinzialverzeichniſſen von *Cremona, Bergamo Padua*, und das *Anno di Genova* 1796 unbenutzt geblieben. Eben dieſes iſt der Fall mit den Spaniſchen Staatskalendern (II. 238), als dem *Kalendario Manual*, dem *Eſtado militar*, dem *Almanac Nautic*, der *Diverſion de Corteſanus* und der *Notitia de las Caſas etc.* ingleichen mit dem *Almanack de Lisboa*, ſo wie auch augenſcheinlich mit den vielen *Schwediſchen* Staatskalendern. Letzteres möchte am wenigſten zu entſchuldigen ſeyn, da der Stockholmiſche *Almanac de la Cour* von 1797, wegen der darin als *Königlichen Braut* aufgeführten Prinzeſſin von Mecklenburg, im Nördlichen Deutſchland allgemein bekannt; und ſodann der *Pommerſche-Rügianiſche* Staatscalender in Stralſund jährlich abgedruckt wird. Wo der Mangel des Staatskalenders durch Correſpondenz erſetzt werden muſste, z. B. bey Braunſchweig, Zweybrücken, Hohenzollern, Speyer, Fulda, Waldeck; bey dem türkiſchen Kaiſerthum, nimmt man die gröſten Lücken wahr. Das Regierungs-Perſonale von Lüttich, Herford, Gandersheim, und Eſſen, iſt wahrſcheinlich wegen Unterbrechung des weſtphäliſchen Kreiskalenders ausgelaſſen. Bey Holſtein Oldenburg iſt ſelbſt dieſer Grund nicht anwendbar, weil, dem *v. Schwarzkopfſchen* Werke S. 371 zufolge, von dieſem Lande ſeit 1775 ein ſehr ſtatiſtiſch bearbeiteter Staatskalender herauskommt. Auch vom *Biſthum Lübeck* wird ein eignes Namensverzeichniſs (bey Struve in Eutin) und von der Abtey *Salmannsweiler*, ein *Catologus patrum* jährlich abgedruckt.

Wer die Ausrüſter der Päbſtlichen Freycorps, *Borgheſe*, *Doria* u. ſ. w. oder die Blutsverwandte der bereits beerbten Prinzeſſin Louiſe *Radziwill* von Preuſsen, des Königs von Polen (Poniatowsky), des auf die ſchwäbiſche Grafenbank neuerlich geſetzten Kaiſ. Geheimdenraths von Sickingen, oder *uneheliche* Verwandſchaften der Fürſtenhäuſer kennen lernen will, ſtöſst ebenfalls auf Lücken.

Was insbeſondere die Kunde des *Ruſſiſchen* hohen Adels betrifft, ſo wird ſolche durch das neue Wappenbuch ſehr erleichtert werden. Diesmal iſt, wegen der vielen Veränderungen, das Ruſſiſche Beamten-Verzeichniſs ganz weggelaſſen, wie die Note zu II. 140 entſchuldigt. Den Stadtmagiſtrat zu Worms, ſucht man II. 56 vergeblich, ungeachtet der Nähe am Verlagsorte, und obgleich während der letzten Feldzüge dieſe Stadt auf eine höchſt ſonderbare Art unberührt geblieben. Sonſt hat die Ueberziehung des linken Rheinufers die Beamtenliſten der Reichsſtädte Aachen und Cölln nicht verdrängt. Die *Baſeler* und die Lüttiſche war freylich in den *Almanac du departement de L Ourthe* und *du Mont terrible* transrafirt. — Das Beamtenverzeichniſs von *Frankreich* iſt ganz ausgelaſſen (II. 91) es hätte aber wohl aus dem *Almanac National* und der *Liſte des Repreſentans du Peuple* herausgezogen werden können. Ein anderes war es mit *Polen*, wenn gleich noch von dem Jahre 1796 ein Polniſcher Nationalkalender vorhanden war. Wenn bey dem Verbeſſerungsplane des folgenden Jahrgangs die ſtatiſtiſchen Reſultate des Continental- oder allgemeinen Friedens mit Frankreich ſorgfältigſt benutzt werden, ſo tilgen ſich die Mängel dieſer Art von ſelbſt.

Altona, b. Hammerich: *Hiſtoriſche Nachrichten über verſchiedene merkwürdige Revolutionen und*

Verſchwörungen in England und deren Urheber aus der berühmten Harleyiſchen Sammlung von Memoires, etc. Erſt. Th. 1795. 12 Bog. 8.

Ein Buch, das die jetzigen Zeitläufte hervorgebracht haben, das aber wohl ſchwerlich ein groſses Glück machen möchte. Es ſind ausführliche Erzählungen von bekannten Vorfällen in der engliſchen Geſchichte, äuſserſt gedehnt vorgetragen, bald mit den trivialeſten Gemeinplätzen überladen, bald mit ausführlichen Ausmahlungen von Unterhandlungen, Geſprächen, und perſönlichen Benehmen, in Roman verwandelt, bald mit Metaphern bis zum Ekel überhäuft. Dazu kommt noch, daſs ganz nach alter Art, die Betrachtungen fleiſsig mit Beweiſen aus der alten Geſchichte belegt, und nicht vergeſſen wird, anzuführen wenn ein Komet wichtige Veränderungen voraus verkündigt hat, oder die Sonne blutroth erſchienen iſt, u. dergl. mehr. Wenn der Ueberſetzer dergleichen aus den Harleyiſchen Papieren ausgezogen hätte, um den Leſer mit ihrem Werthe und ihrer Vortragsart bekannt zu machen, ſo wäre die Sache anders. Aber er lieſs ſeine Ueberſetzung drucken," weil in dieſen revolutionsreichen Zeiten, die Geſchichte voriger Revolutionen nicht anders als intereſſant ſeyn kann, und weil die hier gelieferten Aufſätze als Memoires (was ſoll das heiſsen?) für den Leſer der Geſchichte nicht weniger Intereſſe als für den Geſchichtforſcher hätten." Für den Letzten haben ſie warlich gar kein Intereſſe, auſser daſs er ſieht, daſs ſehr viel Erdichtetes, und offenbar Falſches in den Harleyiſchen Sammlungen vorkommt. Nebſt manchen kleinern Verſtoſs gegen die Wahrheit, deren der Ueberſetzer einige, in der Geſchichte Wilhelms des Erobercrs ſelbſt gerügt hat, wird in dem zweyten Aufſatze, der Eduards II Regierung enthält, erzählt, daſs Iſabelle um nach Frankreich reiſen zu können, heimlich mit Mortimer und ihrem Sohne entflohen ſey. Es verſteht ſich, daſs nun kein Wort von den Unterhandlungen über Guienne vorkommt, dafür theilt uns aber der Vf. ein Geſpräch mit, welches der Graf von Hennegau mit ſeinem Bruder über den der Königin zu leiſtenden Beyſtand gehalten hat, wobey dieſer letzte ſich freuet „das Andenken ſeiner *Tugend*, ſeiner Verdienſte und ſeiner Tapferkeit auf die Nachwelt zu bringen," welches freylich auch dadurch auf eine ſehr ehrliebende Art geſchah, daſs er einer mit ihrem Liebhaber herum irrenden Königin Gelegenheit verſchaffte ihren Gemahl, auf die grauſenvolleſte Art umzubringen. Von der gezierten Schreibart des Originals mag folgende Probe den Beweis geben: S. 104: „Als die Sommervögel, welche nicht Gaveſton, ſondern ſeinen Reichthümern nachgezogen waren, die Jahrszeit verändert ſahen; begaben ſie ſich unter einem wärmern Himmelsſtrich; ſeine Gröſse hatte ihm eine Menge Diener verſchafft; dieſe aber verlieſsen ihn jetzt den Ratzen gleich, die ein Haus verlaſſen, wenn ſie es einſturzen ſehen. Sein Frühling war an den herrlichſten und ſchönſten Blüthen reich; der Winter ſeines Lebens lieſs ihn völlig entblättert ſtehen. In dieſem troſtloſen Zuſtande, blieb er, der ſonſt wie eine prächtige Ceder da ſtand u. ſ. w. — Es iſt Schade, daſs der Ueberſetzer nicht ein beſſeres Original gewählt hat; er gehöret nicht zu den gemeinen.

* * *

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Leipzig, b. Hilſcher: *Die erlauchten Gefangenen.* Ein Beytrag zur geheimen Geſchichte des Deſpotismus in Frankreich. 3ter u. 4ter Th. 1797. 392 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eisenach, b. Wittekindt: *Empörungen der Könige und Fürſten wider ihre Groſſen.* Ein Gegenſtück zu der Geſchichte der groſſen Revolution in Frankreich. 4ter B. 1794. 288 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Weimar*, *Car. Aug. Böttiger* Proluſio *de actoribus primarum, ſecundarum et tertiarum partium in fabulis graecis.* 1797. 16 S. 4. Der Vf. liefert hier einen neuen vortreflichen Beytrag zu dem *Didaskalikus*, den man von ihm erwartet. Es iſt die erſte Hälfte einer Unterſuchung *über die Vertheilung der Rollen auf den Bühnen der Griechen und Römer*, welche ſich ganz mit der Aufhellung dieſes Theils des *griechiſchen* Theaterweſens beſchäftigt. Anfangs vertheilten die Dichter unter der von ihnen gebildeten Schauſpielerſchule die Rollen nach ihrer Kenntniſs von den Talenten eines jeden Schülers, und ſie behielten ihren Einfluſs auf die Rollenvertheilung ſelbſt dann noch bey, als ſie nicht mehr zugleich Schauſpieldirectoren waren. Diejenigen Schauſpieldichter, welche bey den groſsen Dionyſien mit neuen Stücken auftreten wollten, hatten ſich wegen der Schauſpieler beym Archon Eponymus zu melden, der durchs *Loos* einem jeden *drey Schauſpieler*, ſo viel als ſeit Aeſchylus und Sophokles Zeit gerechnet wurden, zutheilte, unter denen dann die Dichter die Hauptrollen nach Willkuhr und Einſicht vertheilten. Dieſe drey ſpielten nämlich die gröſsern und wichtigern Rollen; die übrigen werden nicht genannt und wurden oft wieder von den erſten Schauſpielern gedungen. Freylich konnten die Dichter nicht immer die Rollenvertheilung ſelbſt beſorgen, da ihre Stücke in verſchiednen Städten Griechenlands, auch wohl noch nach ihrem Tode aufgeführt wurden; dennoch erleichterten ſie andern die Auswahl der Schauſpieler dadurch, daſs ſie genau bey jedem Stück angaben, welches die vornehmſte und welches die nach ihr folgende zweyte und dritte Rolle ſey. — Nach einer Stelle beym *Cicero de off.* I, 31. (S. 12. not. *) der Böttigeriſchen Schrift) ſcheint es, als wenn die Schauſpieler ſich ſelbſt ihre Rolle ausgewählt hätten, wenn dieſe Stelle anders, wie der Vf. meynt, eine Anwendung auf das griechiſche Theater leidet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 22. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Stahel: *Bemerkungen über die franzöſiſche Revolution* und das Betragen einiger Geſellſchaften in London bey dieſen Ereigniſſen, von *Edmund Burke.* Aus dem Engliſchen nach der 4ten Ausgabe überſetzt. 1791. 432 S. 8. (mit des Verfaſſers Bildniſs.)

2) Ebend., *Bemerkungen* — von *Edm. Burke.* Zweyte ganz neu überſetzte Auflage mit des Vf. Bildniſs. 1793. 423 S. 8.

3) Berlin, b. Vieweg d. Aelt.: *Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution*, nach dem Engliſchen des Hn. Burke neu bearbeitet mit einer Einleitung, Anmerkungen, politiſchen Abhandlungen, und einem kritiſchen Verzeichniſs der in England über dieſe Revolution erſchienenen Schriften von *Friedrich Gentz*, in 2 Theilen. 1794. Neue Auflage. 1. Theil. XL u. 242 S. 2. Theil. 1793. 424 S. gr. 8.

Die Schrift, von der wir hier einige Ueberſetzungen anzeigen, iſt ſchon in Nr. 71. des Jahrg. 1791 dieſer Zeitung von einem andern Recenſenten beurtheilt worden, und wir haben jetzt nur von dem, was hierbey die Ueberſetzer geleiſtet haben, Nachricht zu geben.

Die zu Wien herausgekommene Ueberſetzung iſt nicht ſchlecht. Man ſtöſst nur ſelten auf harte und undeutſche Stellen. Der Beyſatz auf dem Titel der zweyten Ausgabe: „ganz neu überſetzte Auflage," iſt aber eben ſo wenig in der Sache wahr, als im Ausdrucke richtig; denn es ſind nur hier und da einzelne Stellen geändert worden, und auch ſolche ſtehen geblieben, in denen jene Härten des Ausdrucks leicht zu verbeſſern geweſen wären, z. B. S. 167. der neuen Ausgabe „der neu entſtandenſte Deſpote." S. 258. „denn die ich an andern Orten kennen lernte, waren nur im Vorbeygehen gemachte, aber in dieſer Vermuthung mich beſtätigende, Bekannte."

Wir wollen hier unſern Leſern einige Stellen aus dieſer und der Gentziſchen Ueberſetzung zur eigenen Beurtheilung vorlegen, bey welchen wir auf die Güte der einen oder der andern Ueberſetzung keine Rückſicht genommen, ſondern ſolche Stellen gewählt haben, welche uns in Rückſicht des Inhalts vorzügliches Intereſſe zu haben ſchienen; und unter andern jene ſo oft verſpottete Lobrede auf das Ritterweſen.

Gentz Ueberſ. S. 97.	*Wiener Ueberſ.* S. 119.
Verſchwörungen, Blutbäder, Meuchelmord, ſind für gewiſſe Leute ein nichtsbedeutender Preis, wenn eine Revolution zu erkaufen iſt. Eine wohlfeile, unblutige Reform, eine ſchuldloſe Freyheit dünkt ihrem verwöhnten Gaumen ſchaal und unſchmackhaft. Es müſſen ſchlechterdings groſse Verwandlungen vorkommen, es muſs Lärm und Prunk und Theaterſtreiche abgeben, es muſs ein furchtbares Schauſpiel aufgeführt werden, um die Einbildungskraft aus ihrem Schlummer zu wecken, ſie aus der langen Erſtarrung zu reiſsen, zu welcher der ſchläfrige Genuſs einer vieljährigen Sicherheit, und die lebenloſe Stille einförmiger Wohlfahrt ſie verdammt hatte.	Verſchwörung, Blutbad, Mord ſind im Munde gewiſſer Leute nur unbedeutende Preiſe für den Gewinn einer Revolution. Jene ſtillen, verſchwörungsloſen Reformen, eine Freyheit die nicht Menſchen koſtet, ſind ohne Werth für ihren Geſchmack. Wechſeln muſſen die Scenen, der Knoten muſs ſich löſen, und Tauſende müſſen fallen. Es muſs ein Schauſpiel geben, das durch ſein Grauſen erſchüttert, und die ſchlaffe Einbildungskraft, die im trägen Genuſs ſechzigjähriger Ruhe, im ſeelenloſen Einerley allgemeiner Glückſeligkeit entſchlummerte, mit Donnern weckt.

Gentz Ueberſ. S. 105.	*Wiener Ueberſ.* S. 139.
Aber die Zeiten der Ritterſitte ſind dahin. Das Jahrhundert der Sophiſten, der Oekonomiſten und der Rechenmeiſter iſt an ihre Stelle getreten, und der Glanz von Europa iſt ausgelöſcht auf ewig. Niemals, niemals werden wir ſie wieder ſehen, dieſe edelmüthige Ergebenheit an Rang und Geſchlecht, dieſe ſtolze Unterwürfigkeit, dieſen würdevollen Gehorſam, dieſe Dienſtbarkeit der Herzen, die ſelbſt in Sklavenſeelen den Geiſt und die Gefühle einer erhabnern Freyheit hauchte. Der unerkaufte Reiz des Lebens, die wohlfeile Vertheidigung der Nationen, die Pflanzſchule männlicher Geſinnungen und heroiſcher Thaten iſt dahin!	Aber die Zeiten der Ritterſchaft ſind dahin! — Die Zeiten der Sophiſten, Oekonomiſten und Rechenmeiſter ſind an die Stelle getreten. Erloſchen auf ewig iſt der Ruhm von Europa. Nie, nie mehr werden wir ſie ſehen, jene edelmüthige Ehrerbietung gegen Stand und Geſchlecht, jene ſtolze Anhänglichkeit, jenen Gehorſam mit Würde, jene Ergebenheit, die aus dem Herzen floſs, und ſelbſt in die Knechtſchaft den Schwung erhabener Freyheit zu legen wuſste. Der unverkäufliche Schmuck des Lebens, die freywillige Schutzwehre der Nation, die Nahrerin des Manuſinns und des Heldenmuths, o, ſie iſt dahin.

Auſser dem Fleiſse, den Hr. G. auf die Verdeutſchung ſeines Originals verwendet hat, hat er es auch mit lehrreichen, theils berichtigenden, theils erläuternden Anmerkungen verſehen. Die Einleitung; *Ueber den Einfluſs politiſcher Schriften und den Charakter der Burkiſchen*, welche er dem Werke vorausſchickt, enthält ſo ſchöne und treffende Bemerkungen, als man ſie von einem in unſerer Literatur ſo rühmlich bekannten Manne erwarten durfte. Doch kann Rec.

Google

um ganz freymüthig ſein Urtheil zu ſagen, nicht bergen, daſs es ihm ſcheine, als ob Hr. G. ſich von dem Schriftſteller, den er bearbeitete und deſſen, wie er es ſelbſt S. XXIX. nennt, „zermalmenden Sentenzen" habe verleiten laſſen, auch zuweilen in den Declamationston zu fallen, und dann, wie Burke, Dinge zu behaupten, die er in einem andern Augenblicke wahrſcheinlich ſelbſt übertrieben finden würde. Dies fodert Beweis, und Rec. glaubt ihn durch folgende Stellen führen zu können: S. XII. „Wer nicht in die Triumphslieder der Weltverbeſſerer einſtimmt, wer nicht „Freyheit und Gleichheit" auf dem Titelblatt aushängt, wer nicht alle auf Erden vorhandne Macht, als Narrheit verlachen, oder als Tyranney verfluchen kann, der findet, ſogleich als nur die erſten Perioden ſein verhaſstes Syſtem enthüllt haben, allenthalben verſchloſsne Ohren, und ungünſtige Gemüther," und S. XXIV.: „Wer ſich unterſteht zu behaupten, „daſs Reformen wohlthätiger als Revolutionen wären," wer ſich erkühnt, gegen das erhabne Axiom: „daſs das Volk nie irren könne," den beſcheidenſten Zweifel zu hegen; wer die Vermuthung wagt, „daſs ein Theil des menſchlichen Elends ganz unabhängig von allen Staatsverfaſſungen durch den Wechſel der Regierungsformen nie gehoben werden möchte;" wer noch den Namen eines Königs nennt, ohne ſich einen Räuber zu denken, und den 14. Jul., den 6. October, den 10. Auguſt, die Tage jener „tugendhaften Rebellionen, nicht für die glorreichſten in den Annalen der Geſchichte erkennt, wird verbannt, ausgeſtoſsen und verfolgt." Wenn dies richtig wäre; wie hätte denn Burke's Schrift in Zeit von 3 Jahren zweymal ins Deutſche überſetzt, und jede Ueberſetzung zweymal aufgelegt werden können? Solche Behauptungen ſollte ſich ein ſonſt ſo gemäſsigter und billiger Schriftſteller nicht erlauben und ſie Männern überlaſſen, die dadurch Lohn oder Geſchenke erkaufen wollen. Das Publicum weiſs dann ſchon, was ſie in einem ſolchen Munde werth ſind. In einer der folgenden Abhandlungen S. 130. des 2ten Theils berichtigt der Vf. obige allgemeine Klagen ſelbſt durch die Bemerkung, daſs Nachdenken und der Lauf der Begebenheiten die gefeſſelten Augen geöffnet hätten.

Die politiſchen Abhandlungen, welche Hr. G. auf die Burkiſche Schrift folgen läſst, betreffen alle ſehr intereſſante Gegenſtände: 1) *Ueber politiſche Freyheit und das Verhältniſs derſelben zur Regierung.* Hier wird der Unterſchied zwiſchen abſoluter, bürgerlicher und politiſcher Freyheit gezeigt und dargethan, daſs politiſche Freyheit kein abſolutes, ſondern ein relatives Gut ſey, und nicht in jeder Staatsverfaſſung dieſelbe ſeyn könne, worauf einige Bemerkungen über politiſchen Indifferentismus und Intoleranz folgen.

In der 2ten Abhandlung: *Ueber die Moralität in den Staatsrevolutionen*, ſucht der Vf. Burke gegen die ihm gemachte Vorwürfe: als ob er das Recht der Nationen, ihre Staatsverfaſſungen abzuändern, geläugnet und verworfen habe, zu rechtfertigen. Im Eingange klagt er über die Aufhebung der ehrwürdigſten aller Ariſtokratien, der Ariſtokratie des Genie's. In Rückſicht der Menge, die unfähig iſt ſelbſt zu prüfen, pflichten wir ihm bey, und ſelbſt der verſtändige Mann wird die Behauptungen ſolcher Männer, welche durch ihre Erfahrung und durch ein anhaltenderes Studium der Wiſſenſchaft tiefere Blicke in die für und wider einen Satz ſtreitenden Gründe zu thun im Stande waren, ſo lange für wahr halten, bis er ſich nach hinlänglicher Prüfung von ihrer Unrichtigkeit überzeugt hat. Der Grund des aufgehobenen Anſehens der Meynungen vorzüglicher Köpfe liegt aber wohl gröſstentheils darin, daſs in ſolchen Zeiten und bey ſolchen Gegenſtänden, von welchen hier die Rede iſt, die beſten Köpfe, theils durch Leidenſchaft, theils durch andere Umſtände in dem Urtheile, welches ſie als das Reſultat ihres unbefangenen Forſchens der Welt vorlegen, geleitet werden. In der Abhandlung ſelbſt ſagt Hr. G. die Wahrheit liegt zwiſchen folgenden beiden Sätzen: „Eine Nation hat das Recht, ihre Staatsverfaſſung ſo oft und ſo ganz zu verändern, als es ihr beliebt," und: „Eine Nation hat gar kein Recht, etwas in ihrer Conſtitution zu ändern." Rec. ſollte glauben, man könnte der Nation ganz unbedenklich das Recht zugeſtehen, ihre Staatsverfaſſung zu verändern. Die Klugheit macht es ihr zur Pflicht, von dieſem Rechte nur im äuſserſten Falle Gebrauch zu machen. Wenn wir von dem Rechte eines Menſchen als Menſchen ſprechen; ſo ſetzen wir voraus, daſs es ein Vernünftiger, das iſt, kein *Raſender, kein* Wahnſinniger, kein Kind ſey. Sollten wir, wenn wir von einer Nation und ihren Rechten in *Abſtracto* reden, nicht auch vorausſetzen müſſen, daſs ihre Majorität aus vernünftigen, urtheilsfähigen Bürgern beſtehe? Hr. G. iſt aber freylich der Meynung, daſs dies in Praxi nie der Fall ſey S. 143. „Es iſt ſogar bis zur höchſten Evidenz beweisbar, daſs in einem jeden groſsen Staat der eigentliche Wille der „wahren Zahlmehrheit ſeiner Natur nach auf die Zerſtörung des Ganzen gerichtet ſeyn muſs. Die Anzahl „derer, die nichts beſitzen, iſt immer unendlich gröſser, als die Anzahl derer, die etwas beſitzen." Rec. dankt Gott, daſs er in einem Lande und in einer Gegend wohnt, in welcher dies offenbar unrichtig iſt, und die Anzahl derer, die etwas beſitzen, gröſser iſt, als derer, die nichts beſitzen. Solcher Gegenden giebt es in Deutſchland mehrere.

In der dritten Abhandlung: *Ueber die Declaration der Rechte*, handelt der Vf. erſt im Allgemeinen von den ſo genannten Menſchenrechten, und bemerkt ſehr richtig, daſs es nicht Mangel an Kenntniſs derſelben war, was allenthalben in der Welt der Ungerechtigkeit und Unterdrückung Thronen errichtete. Dann prüft er mit kritiſcher Strenge die berühmte Declaration der Rechte der franzöſiſchen Geſetzgeber, wobey wir ihm nicht folgen können; wir theilen daher unſern Leſern nur das Reſultat ſeiner Prüfung mit. S. 207. „Das Syſtem der franzöſiſchen Menſchenrechte vereinigt alle Fehler in ſich, die die Grundlage einer Staatsverfaſſung, und beſonders einer ſyſtematiſchen Staatsverfaſſung nur immer ent-

ſtellen können. Es iſt unrichtig in ſich: es iſt unanwendbar: es zerſtöhrt ſeine eignen Zwecke."

Die 4te Abhandlung iſt: *Verſuch einer Widerlegung der Apologie des Hn. Makintoſh.* Unter Burke's Gegnern zeichnet ſich Makintoſh ſehr vortheilhaft aus. Hr. G. geſteht, daſs man in ſeiner Schrift: *Vindiciae Gallicae. Defence of the French Revolution and its English Admirers againſt the Accuſations of the Rev. H. E. Burke*, den Mann erkenne, der ſeinen Gegenſtand umfaſst und durchdrungen hat, in deſſen Syſtem Einheit, Ordnung, Harmonie und Vollendung herrſcht. Was man einem ſolchen Manne abgewinnt, ſagt Hr. G., gewinnt man dem Syſtem ab. Dies bewog den warmen Freund des oft zu bitter getadelten Burke zu dem Verſuche, in dem *einen* Makintoſh *alle* Gegner der Burkiſchen Grundſätze zu überwinden, den er mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Muth unternommen hat. Der Gelehrte, welcher einen Andern widerlegen oder vertheidigen will, ſieht faſt immer die Sache von einer andern Seite an, als der, welcher, unbekümmert auf welcher Seite er ſie finde, nur nach Wahrheit forſcht. Man muſs aber Hn. G. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs er nicht, gleich den Meiſten, die bey dieſer wichtigen Begebenheit Parthey genommen haben, einſeitig in ſeinen Behauptungen ſey. Dieſer Verſuch wird für die meiſten Leſer, wenn er auch für ſolche nicht überzeugend iſt, doch wenigſtens unterrichtend ſeyn. Da Hr. G. glaubt, daſs nicht nur eine Monarchie ohne Adel (Erbadel) ein Unding ſey, S. 234., ſondern auch die geſetzgebende Macht eines groſsen repräſentativen Staats ohne Erbadel nicht beſtehen könne (S. 233.); ſo findet der franzöſiſche ſo wohl als der Erbadel überhaupt an ihm einen eifrigen Vertheidiger.

Der 5ten und letzten Abhandlung: *Ueber die National-Erziehung in Frankreich*, folgt das *kritiſche Verzeichniſs der bis in die Mitte des J. 1792. durch die franzöſiſche Revolution und das Werk des Hn. Burke in England veranlaſsten Schriften.* Diejenigen welche Hr. G. hier kurz beurtheilt, oder nach ihrem Inhalte mit wenig Worten anzeigt, ſind 79. — Unter Burke's Gegnern iſt keiner im Auslande bekannter geworden als Paine, von deſſen auf die franzöſiſche Revolution Bezug habenden Schriften wir folgende deutſche Ueberſetzungen erhalten haben.

1) Berlin, b. Voſs: *Die Rechte des Menſchen.* Eine Antwort auf Hn. *Burke's Angriff gegen die franzöſiſche Revolution* von *Thomas Paine*, Secretair der auswärtigen Angelegenheiten bey dem Kongreſs während des Amerikaniſchen Krieges. Aus dem Engliſchen überſetzt. Nebſt der von Ludwig XVI. angenommenen Conſtitutions-Acte. 1792. 258 S. XVIII S. Vorr. kl. 8.

2) Leipzig, b. Dyk: *Kurzer Abriſs der Entſtehung der franzöſiſchen Revolution* von *Thomas Payne*, einem Amerikaner. Mit Anmerkungen des Ueberſetzers. 1791. 122 S. 8.

3 a) Kopenhagen, b. Proft: *Die Rechte des Menſchen etc.* 2te verbeſſerte Auflage. 1793. 253 S. XVIII S. Vorr. kl. 8.

3 b) Ebendaſ.: *Die Rechte des Menſchen* 2ter Theil, worin Grundſatz und Ausübung verbunden ſind, von *Thom. Paine etc.* aus dem Engl. überſetzt. 1793. 199 S. XXXII S. Vorr.

3 c) Ebend.: *Die R. d. M.* Eine Antwort etc. von *Thom. Paine* Secretair etc. aus dem Engl. überſetzt 3ter Theil. Sendſchreiben an die Unterzeichner der Adreſſen über die letzte Proclamation, nebſt einigen Briefen an *Dundas*, *Ouslow* und das franzöſiſche Volk. 1793. 138 S.

4) Paris: *Ueber die Regierungen und die Ur-Grundſätze einer* jeden derſelben. Aus dem Engl. des *Thom. Paine.* Im dritten Jahre der Republik. 64 S. 8.

No. 1. iſt eine Ueberſetzung des in No. 243. des Jahrgangs 1791. dieſer Zeitung beurtheilten erſten, oder damals noch einzigen Theils der Painiſchen Schrift: *Rights of Man.* Wir haben ſolche mit dem Originale verglichen und treu gefunden. In der derſelben vorgeſetzten Vorrede ſucht der Ueberſetzer Paine gegen die ihm gemachten Vorwürfe, unter andern auch gegen den, in der oben angeführten Recenſion ihm anſtöſsigen Tadel zu rechtfertigen. Er glaubt, oder giebt vor zu glauben, daſs, wo Paine irre, ihn bloſs Anhänglichkeit an ſeine vaterländiſche Verfaſſung miſsleite; und wenn dieſer Republikaner unter einem milden deutſchen Zepter geboren und „mit den angeſtammten Vorzügen des deutſchen Adels bekannt wäre: — ſo würde vielleicht die deutſche Verfaſſung an ihm einen Lobredner, und die Ahnentafeln einen Bewunderer gefunden haben." Paine, verſichert er uns ferner, liebe die Könige; Er habe ſelbſt geſagt, daſs er wünſche, ſie alle in der *glücklichen* und *ehrenvollen* Lage des *Privatmanns* zu ſehen. Der gute Amerikaner wiſſe nicht, wie glücklich ein König ſey, den ſeine Würde ohne alles perſönliche Verdienſt mit Ehren überſchütte. Alles dies wird in einem ſolchen Tone geſagt, daſs man verſucht wird, es für ernſtlich gemeynte Aeuſserungen zu halten. — Als Anhang iſt die franzöſiſche Conſtitution von 1791 in einer eigenen Ueberſetzung angedruckt.

Die Abhandlung No. 2. iſt, in ſo weit ſolche Paine zugehört, bloſs ein Auszug aus eben der Schrift dieſes Vf., von welcher wir hier No. 1. die Ueberſetzung angezeigt haben. Der Herausgeber hat, weil ihm die Bekanntmachung der ganzen Schrift gefährlich ſchien, nur dieſes Bruchſtück überſetzt und mit Anmerkungen verſehen. Eigentlich hat ihm wohl Paine's Namen bloſs zum Aushänge-Schild, oder wenigſtens zum Vehikel dienen ſollen, ſeine eigenen Meynungen ins Publikum zu bringen, denn die letzte Anmerkung, zu welcher ihn Paine's Urtheil über die Erblichkeit der Thronfolge veranlaſst, iſt gröſser als der ganze Painiſche Abriſs. Seine Abſicht mag

recht gut geweſen ſeyn; das iſt aber auch das einzige Verdienſt, was wir ihm dabey zugeſtehen können. Um unſere Leſer ſelbſt urtheilen zu laſſen, was von dem Ueberſetzer und deſſen Anmerkungen zu erwarten ſey, theilen wir 2 Stellen derſelben mit; die eine nehmen wir aus der erſten Anmerkung, und die andere wählen wir, weil ſie zugleich eine Probe des ſonderbaren Contraſts zwiſchen des Ueberſetzers und des Verfaſſers Meynungen geben kann:

S. 10. „Enthuſiasmus iſt ein wilder Trieb, der auch den unvernünftigen Thieren, in der Brunſtzeit, eigen iſt." S. 39. „haben 12 begüterte Bauern nicht mehr Recht, als 99 Häusler, in der Dorfgemeinde zu reden? oder ſollen auch die Knechte und Mägde, die Weiber und Kinder, ja das liebe Vieh, ihre Stimme drein geben?"

No. 3 a) iſt bloſs eine wieder durchgeſehene und hie und da durch richtigere Verdeutſchung verbeſſerte Ausgabe von No. 1. und No. 3 b) eine wohlgerathene Ueberſetzung des 2ten Theils der Painiſchen Schrift. Da dieſer ſchon in No. 274. des Jahrgangs 1792. dieſer Zeitung ausführlich beurtheilt worden iſt: ſo will Rec. hier nur einige dabey gemachte Bemerkungen mittheilen. Wenn Paine in dem 3ten Abſchnitte dieſes 2ten Theils das alte und neue Syſtem der Regierung vergleicht; ſo liegt nach Rec. Ueberzeugung allerdings viel Wahres, in der Behauptung, daſs die Regierung nach dem alten Syſtem eine Anmaaſsung der Macht zu ihrer eigenen Vergröſserung war; nach dem neuen aber eine Uebertragung derſelben zum gemeinſchaftlichen Wohle der Geſellſchaft ſey. Der Vf. verwechſelt aber hier offenbar das alte Syſtem der Regierungs - Grundſätze mit dem der Regierungs-Formen. Jenes alte Syſtem der Regierungs - Grundſätze, nach welchem die Staatsbürger nur Mittel waren, das Wohl des Einzelnen, nicht Zweck des Staats, wird kein vernünftiger Mann in Schutz nehmen. Aber kein Unpartheyiſcher wird auch läugnen, daſs in den älteſten Verfaſſungen, ſelbſt dann, wenn ſie auf Ungerechtigkeiten, ihrer Entſtehung nach, gegründet ſeyn ſollten, nach dem neuen Syſtem der Grundſätze regiert werden könne, ſo wie wir in Frankreich belehrt worden ſind, daſs auch in repräſentativen Staatsverfaſſungen Volksvertreter nach dem alten Syſtem herrſchen können. Eben ſo halb wahr iſt der Satz, auf welchen Paine ſo viel baut: „Jede Macht über eine Nation iſt entweder übertragen, oder angemaſst; jene iſt ein Pfand, dieſe Uſurpation, deren Natur die Zeit nicht ändern kann." Die Zeit allein kann es freylich nicht; aber die ſtillſchweigende Einwilligung der Nation. Der Vater war Eroberer, und zwang das Volk unter ſein Joch; der Sohn oder Enkel wurden gute weiſe Regenten. Die Nation fühlte ſich glücklich unter ihnen. Was vorher Zwang war, wurde nun Ergebenheit. Verwandelte ſich da nicht die Natur der Uſurpation? Sehr wahr iſt die Bemerkung, daſs die Stärke einer Regierung in der Anhänglichkeit des Volks liege, und in den Vortheilen, die es bey ihrer Unterſtützung zu haben fühlt. — No. 3 c) liefert die auf dem Titel genannten Painiſchen Schreiben als dritter Theil der Rechte des Menſchen. So viel Rec. weiſs, iſt dies bloſs ein Einfall des Ueberſetzers oder Buchhändlers, wenigſtens hat er von einem 3ten Theile der engliſchen Schrift zuvor nie etwas gehört. In Verbindung ſtehen aber dieſe Schreiben mit derſelben allerdings, da ſolche, das Letzte ausgenommen, theils eine Geſchichte der gerichtlichen Verhandlungen gegen den Vf. und ſeine Schrift, theils eine Vertheidigung derſelben enthalten.

Wenn man auch dem ſchwärmeriſchen Republikaner die Behauptung: daſs unſere alten Verfaſſungen, und beſonders die engliſche zwar für die Miniſter, Hofleute und Penſioniſten vortrefflich, für alle übrige, alſo 99 von 100, ſchlecht ſey, vergiebt: ſo wird man doch unwillig, zu ſehen, wie Paine mit allen Krieg anfängt, die auf ſeinen Rath nicht ſogleich auch in England das unterſte zu oberſt kehren wollen. Sobald er von ſich ſpricht, und das thut er gerne, verräth er ſeinen Stolz. Der *Ton der Perſiflage*, den er oft und beſonders *in dem Sendſchreiben* verſucht, gelingt ihm nicht. *Sein Witz iſt* weder fein noch treffend genug. Auſser jener Geſchichte des Buchs über die R. d. M. und einigen Anekdoten, die von der Civilliſte ausgetheilten Penſionen betreffend, deren Burke auch eine von 1500 Pfund erhalten haben ſoll, enthalten dieſe Schreiben nur Wiederholungen aus den *Rights of Man*, und zum Theil Seiten lange Auszüge aus denſelben.

Da dieſe Schriften, in welchen Paine alles Unglück der Menſchheit den erblichen Regierungsformen zuſchreibt, vor der Zeit geſchrieben waren, in welcher die in der neuern Geſchichte beyſpielloſe Unterdrückung aller Preſs- und Denkfreyheit, die planmäſsige Ermordung der Reichen, und alle Gräuel der blutdürſtigſten Tyranney durch die von dem Volke gewählten Repräſentanten, unwiderſprechlich bewieſen hatten, wie miſslich der Ausgang dieſer Umwälzungsverſuche ſey: ſo war es Rec. intereſſant, den Vf. nun auch nach dieſer traurigen Epoche über ſein altes Thema ſprechen zu hören.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Voſs: *Die Rechte des Menſchen.* Eine Antwort auf Hn. *Burke's Angriff gegen die franzöſiſche Revolution* von *Thomas Paine, etc.*

2) Leipzig, b. Dyk: *Kurzer Abriſs der Entſtehung der franzöſiſchen Revolution* von *Thomas Paine, etc.*

3 a) Kopenhagen, b. Proſt: *Die Rechte des Menſchen etc.*

3 b) Ebendaſ.: *Die Rechte des Menſchen etc.* von *Thomas Paine, etc.* 2 Th.

3 c) Ebend.: *Die R. d. M.* Eine Antwort etc. von *Thomas Paine, etc.* 3 Th.

4) Paris: *Ueber die Regierungen und die Ur-Grundſätze einer jeden derſelben.* Aus dem Engl. des *Thomas Paine.* Im dritten Jahre der Republik, 64 S. 8.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

No. 4. iſt im dritten Jahre der Republik (1794.) alſo nach jenen Gräuelſcenen geſchrieben; der Vf. nimmt aber darauf nur in ſo weit Rückſicht, daſs er ſolche dem Mangel einer Conſtitution, (denn die von 1791. erkennt er nunmehr dafür nicht,) zuſchreibt. Die Schrift enthält nichts Neues, ſondern eine nochmalige Ausführung der Vorzüge der repräſentativen vor der erblichen Regierung; doch bleibt er hier mehr bey den Grundſatzen des Rechts ſtehen, da er in den vorigen Schriften von dem beklagenswürdigen Zuſtande der Landeseinwohner auf die Untauglichkeit der Regierungsform zurück zu ſchlieſsen pflegte. Von der erblichen Regierung behauptet er: ſie habe kein Recht zu exiſtiren, und nicht einmal ein Recht anzufangen; dies meynt er ſo erwieſen zu haben, daſs nach S. 9. kein Problem im Euklid richtiger ſeyn ſoll. Rec. will hier das nicht wiederholen, was in der vorhin angeführten Beurtheilung des 1ſten Theils der R. d. M. von einem andern Rec. über die, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, Unſterblichkeit einer Nation und ihrer Pflicht, auch für die Nachkommen zu handeln, ſehr richtig bemerkt worden iſt. Aus Paine's ſo genannten Urgrundſatzen würde das *abſurdum* folgen, daſs eine Nation kein Amt auf länger als 20 Jahre übertragen, keinen Frieden oder andere Verträge auf längere Zeit ſchlieſsen könne. Er ſelbſt räumt (S. 28.) ein, „daſs jede Nation das Recht habe, ſich für die gegenwärtige Zeit eine Verfaſſung zu geben, wie ſie wolle." Es wird ihr daher auch ſchlechterdings, wenn wir conſequent fortſchlieſsen wollen, das Recht nicht bezweifelt werden können, ſich eine erbliche zu geben. Alles, was mit einigem Scheine dagegen geſagt werden kann, iſt, daſs die dermalige Generation dadurch die kommende nicht binden kann; alſo dieſe das Recht behält, die Verfaſſung zu ändern. Wie man aber auch hierüber denken mag; ſo hatte doch offenbar die erbliche Verfaſſung ein Recht anzufangen, und behält ein Recht zu exiſtiren, ſo lange die Majorität der neuen Generation ihren abgeänderten Willen nicht ausdrücklich erklärt. Dies wird und kann ſie aber moraliſch nicht, ſo lange durch die erbliche Regierungsform der Zweck der Staatsverfaſſung erreicht, und alſo die Bedingung, unter welcher die Nation einer Familie die Regierung ausdrücklich oder ſtillſchweigend übertragen hat, erfüllt wird.

Gegen das Ende kommen noch Bemerkungen über das, allen Bürgern, ſie mögen etwas beſitzen oder nicht, zuſtehende Stimmrecht, ingleichen über Eigenthum und Adel vor. Obgleich dieſe Abhandlung etwas gemäſsigter iſt: ſo werden doch hier nach des Vf. Kraftſprache alle Ariſtokraten der alten Zeit für *Räuber*, die der neuern für *Betrüger* erklärt. Das gehöret vermuthlich auch zu der nöthigen Erfriſchung des Patriotismus, wovon es S. 47. heiſst: „Es iſt zu allen Zeiten, beſonders während dem Laufe einer Revolution und überhaupt ſo lange, bis richtige Ideen ſich ſelbſt durch die Gewohnheit beſtätigen, nothwendig, daſs wir unſern Patriotismus durch das Hinaufſteigen zu den Urgrundſätzen erfriſchen."

Paine ſcheint ſich ſelbſt gerne als das Haupt oder den Sprecher der Parthey zu betrachten, die alle erbliche Regierungsverfaſſung umſtürzen möchte. Seine Grundſätze, der thätige Antheil, den er an der amerikaniſchen und an der franzöſiſchen Revolution nahm, bey welcher er ſo gar eine Stelle im Nationalconvent angenommen hatte, zogen ihm den Haſs aller Freunde der alten Ordnung der Dinge zu. Alle Gemäſsigten muſsten ſeine Ausfälle gegen Monarchen und gegen die auf den engliſchen Thron von der Nation gerufene königliche Familie miſsbilligen. Und noch neuerlich hat er dadurch, daſs er, weil er ſich perſönlich vernachläſsigt glaubte, den öffentlichen und Privat-Charakter eines der verehrungswürdigſten Männer — Waſhingtons, angriff und ſelbſt die amerikaniſche Conſtitution ſchmähte, gezeigt, wie partheyiſch in ſeinem Urtheile und wie einſeitig in ſeiner Betrachtung ihn Leidenſchaft mache. Es iſt allerdings ſchwer, einen ſolchen Mann, deſſen Dia-

triben man nur mit Unwillen leſen kann, kalt zu beurtheilen, und daher nicht zu verwundern, wenn Paine von den Meiſten derer, welche nicht ſelbſt Revolutionsfreunde ſind, in mehrerer Rückſicht zu hart behandelt worden iſt.

Was ſeine ſchriftſtelleriſchen Talente betrifft: ſo will Rec. hier nicht die ſehr häufigen Ausgaben ſeiner Schriften für ihn anführen, nicht den Beyfall, den Burke ſelbſt deſſen frühern Arbeiten gab, welche eben der Geiſt, eben die Grundſätze belebten; ſondern das Urtheil eines ſehr achtungswürdigen engliſchen Gelehrten und eines Gegners von Paine. Der durch ſeinen, gegen Gibbon mit der gröſsten Mäſsigung geführten, Streit bekannte Biſchoff Watſon ſagt in der Widerlegung der Schrift: *the age of reaſon*, Paine beſitze *a conſiderable ſhare of energy of language and acuteneſs of inveſtigation.* Was den guten oder böſen Geiſt betrifft, der ihm die Feder führte: ſo weiſs Rec. wohl, daſs die Abſicht allein einen Schriftſteller nicht rechtfertigen kann; ſie verdient aber doch beſonders in einem ſolchen Falle geprüft zu werden; und dann erſcheint Paine als ein ſchwärmeriſcher Republikaner, der keine andere Glückſeligkeit auf Erden kennt, als durch das repräſentative Syſtem, der, berauſcht durch den auſserordentlichen Beyfall ſeiner frühern Schriften, ſich zum Apoſtel ſeines politiſchen Evangeliums berufen glaubt und es mit dem menſchlichen Geſchlechte wohl meynt, indem er ihm dieſe Lehre predigt. Da hingegen von ſeinen deutſchen Schülern wohl wenige von dem Wunſche, alles um ſich glücklich zu ſehen, beſeelt ſeyn möchten. Vielleicht iſt aber eben deswegen Paine's Schrift in Staaten, in welchen die Abgaben drückend ſind, und der Ertrag derſelben verſchwendet wird, gefährlicher, als die Revolutionspredigten hungriger, deutſcher Demagogen.

Kopenhagen, b. Proſt: *Beantwortung der Painiſchen Schrift von den Rechten der Menſchen* von *Johann Adams*, aus dem engliſchen überſetzt. 1793. 56 S. 8.

Es thut wohl, wenn man nach Durchleſung von Streitſchriften, die mit Einſeitigkeit im Urtheile Bitterkeit und ſelbſt Schmähungen verbinden, auf eine mit Einſicht, Mäſsigung und Unpartheylichkeit abgefaſste Schrift ſtöſst. Der Vf. iſt der dermalige Präſident des Congreſſes der vereinigten Amerikaniſchen Staaten; und man muſs dieſen Glück wünſchen, daſs die gemäſsigte Parthey bey ihnen geſiegt, und dem edlen Waſhington einen ſeiner würdigen Nachfolger gegeben hat. Die kleine Abhandlung iſt in Briefen an Hn. *Ruſſel* abgefaſst, wovon der erſte aus Boſton 1791. datirt iſt. Es iſt ſolche daher auch nur gegen den erſten Theil der R. d. M. gerichtet. Der Briefe ſind 7. Der erſte enthält die Veranlaſſung dieſer Beantwortung, nämlich eine aus einem Schreiben des Staatsſecretair in alle Amerikaniſche Zeitungen eingerückte Stelle, in welcher Amerika's Mitbürger eingeladen werden, ſich zum zweytenmale unter dem Panier des geſunden Menſchenverſtandes zu verſammeln. *Common ſenſe* war nämlich der Titel der Painiſchen Schrift, die in Amerika ſo auſserordentlichen Beyfall erhalten und viel zu Stimmung der Gemüther gegen England beygetragen hatte. Im 2ten Briefe beurtheilt *A.* erſt im allgemeinen Paine's Schrift ſo wohl in Rückſicht des Inhalts als Zwecks. In ſeinem Commentar über die R. d. M., ſagt er, ziehe *P.* „zu bezweifelnde Folgerungen aus unbezweifelten Grundſätzen." *A.* widerlegt dann den von *P.* aufgeſtellten Satz: Jedes Volk habe Recht zu thun, was ihm gut dünke. Es ſey, ſagt er, und wer kann dies bezweifeln? von unendlich groſser Wichtigkeit, den Unterſchied zwiſchen Macht und Recht anzuerkennen. Geſchieht dies nicht: „ſo legt die ſcheuſsliche Geſtalt des Deſpotismus nur Krone und Zepter ab, um das ſcheckigte Gewand der Demokratie umzuthun." Es war unſerm überklugen Zeitalter vorbehalten, den geſunden Menſchenverſtand durch philoſophiſches Gewäſche ſo zu verwirren, daſs Sätze, wie die von *P.* aufgeſtellte, einer Widerlegung bedürfen. Im 3ten und 4ten Briefe wird gezeigt, daſs England wirklich eine Conſtitution habe, und dem engliſchen Volke, ſo lange ſie ihrem Zwecke entſpreche, nur in ſo weit ein Recht zuſtehe, ſolche aufzuheben, als die Geſellſchaft auch ein Recht habe, die geſellſchaftlichen Bande aufzulöſen. „Eine Conſtitution," ſagt Hr. *A.*, „iſt der Inbegriff der Grundgeſetze, wornach ein Volk mit ſeiner *Einwilligung* regiert wird." Vortrefflich iſt, was er über die Schwierigkeiten bey Entwerfung einer Conſtitution mit Genehmigung eines freyen Volks ſagt! *P.* thut, als ob es ſo leicht wäre, als ſeinen Kleidern einen andern Schnitt zu geben. Der 5te Brief ſtellt die nachtheiligen Folgen dar, die es für England haben müſste, wenn man *P.* unüberdachten Rath befolgte. Im 6ten zeigt der Vf. kürzlich den Urſprung der engliſchen Verfaſſung. Der 7te und letzte Brief handelt, von der Uebertragung der Macht des Volks, beſonders in Hinſicht der Abänderung der Verfaſſung. Wir dürfen hoffen, daſs nicht leicht Jemand, wenn er auch nicht immer des Vf. Meynung wäre, dieſe wenigen Bogen unbefriedigt aus der Hand legen werde. Selten hört man ſolche ſolche Männer, die Kenntniſſe, Erfahrung aller Art, und dabey Freyheitsgefühl und ächte Menſchenliebe haben, über einen ſolchen Gegenſtand urtheilen. In der Ueberſetzung finden ſich hier und da undeutſche Ausdrücke; ſo heiſst es z. B. einigemal ſtatt bis hierher, *bis hiezu.*

Leipzig, b. Dyk: *Mallets du Pan Betrachtungen über die Natur der franzöſiſchen Revolution* und die Urſachen, die ihre Dauer verlängern. Aus dem franzöſiſchen überſetzt von *G. Schaz* und einigen Zuſätzen von *M. J. G. Dyk.* 1794. 190 S. 8.

Mallet fand, wie Burke, in Deutſchland 2 Ueberſetzer. Die Urſchrift und die eine Ueberſetzung von Hn. Kriegsrath *Genz* iſt in dieſen Blättern (1793. No. 316. und 1794. No. 150.) ſchon angezeigt worden. Die vor uns liegende Ueber-

Ueberſetzung kann die Concurrenz mit jener nicht aushalten. Folgende Stelle, die erſte, die wir ohne Auswahl aufſchlagen, wird hoffentlich unſer Urtheil, ſo weit einige Zeilen es können, rechtfertigen.

G.	S.
S. 186. Wenn man die Geſchichte aller Volks-Erſchütterungen und aller Kriege aufſchlagt, welche über Meynungen entſtanden ſind: ſo zeigt ſich, daſs dieſe ſelbſt durch Siege nicht gebändigt wurden, wenn der Sieger ſie beherrſchen wollte, ohne ſie zu lenken.	S. 125. Wenn man die Geſchichte aller Kriege öffnet, die durch groſse Erſchütterungen in der Denkart hervorgebracht wurden, ſo findet man, daſs ſie immer ſelbſt den glänzendſten Siegern widerſtund, ſo bald der Ueberwinder vergaſs, ſich zum Meiſter über ſie dadurch zu erheben, daſs er ihr eine Richtung nach ſeiner Abſicht gab.

Hn. M. Dyks Zuſätze ſind folgenden Inhalts. I. *Zuſtand der franzöſiſchen Finanzen; aus Calonnes Bittſchrift an den König. Eigentliche Veranlaſſung der Unzufriedenheit und des Aufſtandes in Frankreich.* II. *Auszug aus Briſſots Apologie, deſſen Schilderung der Anarchiſten. Nichtigkeit ſeiner Rechtfertigung.* III. *Veranlaſſung des Kriegs zwiſchen Lyon und Paris.* IV. *Urſprung des Kopfgeldes in Frankreich.*

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Taſchenbuch für den Bürger und Landmann*, zweytes Jahr. 1797. 174 S. 8. (8 gr.)

Mit dieſem Taſchenbuch iſt zwar eine Veränderung in Anſehung des Verlegers, aber nicht in Anſehung der innern Einrichtung vorgegangen. Auch in dieſer Fortſetzung findet man gemeinnützige Erzählungen von guter Kindererziehung, von Wohlthätigkeit, Genügſamkeit, Sparſamkeit, Redlichkeit, Dankbarkeit, kindlicher Liebe, Treue gegen den Landesfürſten, kurz, von ſolchen Tugenden, die dem Bürger und Landmann nicht zu oft, und nicht beſſer als in Erzählungen empfohlen werden können. Landleute, Profeſſioniſten, Soldaten, Juden u. ſ. w. ſind auch hier wieder die Helden. Eine edle Popularität und feyerlicher Ernſt, die durchgängig herrſchen, müſſen ſowohl den Beyſpielen als den eingeſtreuten Lehren Aufmerkſamkeit und Eingang verſchaffen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Schönes Bild der Reſignation, von Sophie la Roche*, zweyter Theil. 1796. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

In dieſem *zweyten* Theile, der nicht minder anziehend, als der erſte iſt, (S. A. L. Z. 1796. Nr. 50.) kömmt der edle *Sir Georg* auf ſeiner Reiſe nach Frankreich durch *Deutſchland;* daher Beſchreibungen deutſcher Gegenden vorkommen, auch deutſcher Gelehrten Erwähnung geſchieht. Auch hier begleitet ihn aller Orten nicht nur *Eugeniens* Andenken, ſondern auch der Geiſt der Menſchenliebe und des Wohlwollens, der ſich in vielen groſsmüthigen und milden Handlungen, beſonders gegen ſchuldloſe Emigranten, äuſsert. Nach Frankreich ſelbſt aber hat er nicht nöthig noch einmal zurück zu kehren, indem er ſtufenweiſe erfährt, daſs S. 49. *Eugeniens* Gatte, fern von ſeiner Gemahlin und Kindern, Krankheit und unzählige Leiden in Deutſchland erduldet, aber in ſeinem Neffen, einem Mann voll ſchöner Kenntniſſe, der mit Künſtlerarbeiten gegen den Mangel kämpft, viel Linderung gefunden, daſs S. 99. *Eugenie* und ihr Gemahl durch Vermittlung andrer guten Menſchen wieder vereinigt ſind, und daſs S. 120. ein vortrefflicher deutſcher Fürſt beider Glück aufs neue gegründet. Er kommt endlich an den Ort ſelbſt, wo *Eugenie* jetzt lebt, iſt aber S. 136. zufrieden, unerkannt an ihrem Gewande vorbeyzuſtreifen; denn er hat die groſse *Reſignation* S. 153. ſich bey ihrem Gemahl wegen ſeines Betragens nicht ſelbſt rühmen zu wollen. Ihm dünkt ſchnelle Abreiſe Pflicht der Verehrung für *Eugeniens* Tugend, und für ihren Gemahl, und als er S. 154. erfährt, daſs *Eugenie* nun mit ihrem Gatten einerley Weg mit ihm reiſen werde, bleibt er noch zurück, um ſie zu vermeiden. Nachdem ſein Herz lange unentſchloſſen geblieben, ob es mehr *Eugenien* in ihrem Unglück, oder Lady *Julie* in dem edeln Gebrauch ihrer Unabhängigkeit und ihres Reichsthums bewundern ſolle, nachdem er die Entdeckung gemacht, daſs letztere eben die Unbekannte ſey, die er einſt zu *Dover* für ihn beten geſehn, nachdem er von ihrer Zuneigung für ihn überzeugt iſt, eilt er nach England in ihre Arme, und der letzte Brief, der die Anſtalten zu ihrer Verbindung ſchildert, läſst an der Vollziehung derſelben nicht zweifeln. Rührend ausgedrückte Gefühle und Entſchlieſsungen, Bemerkungen über nützliche Anſtalten, und über Verdienſte um die Menſchheit, viele wahre moraliſche Reflexionen würzen auch dieſen Theil. Als ſich *Sir Georg* einſchifft, nimmt er S. 228. mit folgenden Worten von Deutſchland Abſchied: „Möge es bald von dem Jammer und „Verderben befreyt werden, welche die Neufranken „auf eine groſse Menge ſeiner Bewohner brachte! „Ich wünſche den Deutſchen den alten muth- und „treuvollen Nationalgeiſt, welcher Hermanns Söhne „von jeher beſeelte, und durch groſse Männer zu einem ruhmvollen und geehrten Volke machte!“

Berlin, b. Lagarde: *Wilhelmine, eine Geſchichte in zwey Theilen, von J. F. Jünger.* Zweyter Theil. 1796. 262 S. 8. (16 gr.)

Was der Schluſs des *erſten* Theils (S. A. L. Z. 1796. Nr. 231.) nur dunkel ahnden lieſs, geht in dieſem *zweyten* vollkommen in Erfüllung. Nur noch auf den erſten Seiten *ſcheint* der Gatte *Wilhelminens* liebreich und groſsmüthig; bald aber bricht er mit ihrer Mutter, und nöthigt ſie, mit ihr zu brechen, um eine Aufſeherin an ihr los zu werden, er ergiebt ſich allen Arten von Verſchwendung, macht ſich der Untreue verdächtig, wird mit der Zofe, die ſchon der vorige Theil in zweydeutigem Lichte zeigte, ertappt, anſtatt dieſe auf *Wilhelminens* Verlangen zu verabſchie-

Digitized by Google

den, mishandelt er ſeine Gattin gar mit Schlägen, ſo, daſs ſie in ein hitziges Fieber verfällt, geräth mit ihrem ehmaligen Liebhaber *Stark*, der nun, aber auf eine unſchuldige Art, ihr Troſt iſt, in Verdrieſslichkeiten, verwickelt ſich in Schulden, die laut zu werden anfangen, beraubt ſeine Frau aller ihrer Koſtbarkeiten, unterhält eine italieniſche Gräfin, wird ein Spieler, ſpielt falſch, bekömmt darüber Händel, und ſtirbt. Die Grade, nach welchen die immer noch unbefangene *Wilhelmine* ihre unglückliche Lage erfährt, der Gang und die Aeuſserung der mancherley Leidenſchaften, die ſie dabey beſtürmen, ſind ſehr natürlich, ungezwungen und wahr dargeſtellt. Nachdem *Wilhelmine* ſchon lange *Stark's*, den ſie vordem verſchmähte, Charakter beſſer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, nachdem ſie, ſo wie ſie bey ihrem Mann die traurige Erfahrung gemacht, *daſs nicht alles Gold ſey was glänzt*, ſo bey ihm gefunden, *daſs nicht alles glänze, was Gold iſt*, nachdem er nach ihres Mannes Tode ſich ihrer ſo thätig angenommen, ſo viele verſetzte Sachen eingelöſt, und einen groſsen Theil ihres Vermögens aus dem Schiffbruch gerettet, wird er gar bald ihr zweyter würdiger Gatte. Das Ganze endigt ſich dann mit der Lehre, daſs nicht immer der ſchönſte Mann auch der beſte Mann ſey.

Weissenfels, b. Severin: *Denkmal der Freundſchaft und Liebe*, ein Neujahrsgeſchenk ins Strickkörbchen, 1797. 296 S. 8. (16 gr.)

Unter dieſem Titel, dem noch der zweyte: *kleine Taſchenbibliothek zum Neujahrsgeſchenk* beygefügt iſt, erſcheint (weil man bey der unüberſehbaren Menge von Almanachen auf allerley paraphraſirende, und anlockende Titel bedacht ſeyn muſs) wieder ein neuer *Frauenzimmeralmanach*, als deſſen Herausgeber ſich Hr. *Seidel* in der Vorrede angiebt. Glücklicherweiſe beſteht dieſer neue Kalender nicht bloſs in Verſen, ſondern gröſstentheils in proſaiſchen Aufſätzen. Der erſte und ſtärkſte Abſchnitt, der ſich bis S. 202. erſtreckt, enthält lauter proſaiſche Erzählungen. Der Gedanke, durch ſolche kleine Novellen in einem Almanach die Leſerinnen zu unterhalten, iſt zwar nicht neu, (Hr. *Claudius* hat längſt ſchon ſeine Frauenzimmeralmanache dadurch beliebt gemacht) aber Hn. *Seidel's* Erzählungsgabe muſs auch dieſem Kalender viele Leſerinnen verſchaffen. Die beiden erſten Erzählungen ſind freye Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, und die vierte eine Umarbeitung eines deutſchen Originals; die letzte aber gehört Hn. *S.* ganz, und der Satz: daſs man nie auch die leiſeſte Warnung des Gewiſſens unterdrücken ſolle, iſt darin ſehr gut ausgeführt. — Die Gedichte, welche bis S. 258. gehn, haben die Hn: *Cramer*, *Sintenis*, *Wannovius*, *Pockels*, *Heidenreich*, *Noack*, *Becker*, *Reinhard*, *Wigand* und *Kleiſt* zu Verfaſſern. Ob ſie aus andern Sammlungen entlehnt worden, oder vorher ungedruckt waren, iſt nicht angezeigt. Die meiſten verdienen mehr von Seiten ihres ſittlichen Inhalts, als wegen ihres poetiſchen Werths gerühmt zu werden, doch zeichnen ſich die Romanze aus dem goldenen Zeitalter von *Heidenreich* S. 220., und das Gedicht an die Hoffnung von *Kleiſt* S. 248. aus. Den Beſchluſs machen kürzere Sätze und Maximen aus verſchiedenen (bis S. 291. proſaiſchen, von da poetiſchen) Schriftſtellern, welche genannt ſind, über *Freundſchaft* und *Liebe*.

Frankfurt u. Leipzig: *Der Schlüſſel zum Heimweh*, von *Heinrich Stilling*. 1796. 264 S. 8. (20 gr.)

Stilling erzählt hier die Geſchichte von der Entſtehung jenes *Heimwehbuchs* für *Heimwehkranke*, wie er ſeinen geiſtlichen Roman nennt. Als ein Knabe von acht Jahren las er *Bunian's* Reiſe eines ſeligen Chriſten nach der Ewigkeit, und von der Zeit an gieng er immer mit dem Gedanken um, etwas ähnliches zu ſchreiben; er hatte ſchon einmal ein hexametriſches Gedicht dieſes Inhalts angefangen, aber erſt in ſeinem 54ſten Jahre fand er Muſſe, ſich der ſo lang gehegten Ideen in jenem Roman zu entledigen; er nennt ihn daher einen *acht und vierziger*, den er 1748 gekeltert und ſeit der Zeit immer aufgefüllt habe. Theils die *Kantiſche* Philoſophie, die er ein unterirrdiſches Labyrinth nennt, theils die franzöſiſche Revolution, ſeit welcher man zwar Chriſtum ungehindert *läſtern, aber* nicht mehr frey bekennen dürfe, trieben ihn zum Entſchluſs, ſein Werk zu vollenden; der Wunſch des Verlegers, *Stilling* möchte doch wieder *etwas äſthetiſches* ſchreiben, und das Stammbuch eines Studenten brachten den Entſchluſs vollends zur Reife. Zum Nutzen derer nun, die nicht ſcharfſinnig genug geweſen, die beym *Heimweh* zum Grunde liegenden Allegorien zu ahnden, oder zu entziffern, wird hier der *Schlüſſel* dazu gegeben. So erfährt man z. B. daſs *Ernſt Gabriel von Oſtenheim* die perſonificirte *vorbereitende Gnade* ſey, und daſs jene Namen auf ſie deuten, erſtlich, weil die Gnade es *ernſtlich* meyne, zweytens, weil ſie ein *Gabriel*, das iſt, ein Geſandter des Herrn ſey, drittens, weil dieſer Herr im *Oſten*, dem Urſprung alles Lichtes daheim ſey. Zur *äſthetiſchen* Erläuterung des *Heimwehs* möchten nun wohl dieſe Enträzlungen der darin befindlichen Allegorien wenig beytragen; über den *geiſtlichen* Nutzen enthält man ſich am beſten alles Urtheils. Der Vf. iſt übrigens feſt überzeugt, ein groſses Publicum zu haben, dem er nutzen könne. Denn er ſagt in der *Nachſchrift* S. 262.: „Gottlob, zu dieſen *Ahabs* - und *Jeſabels* - Zeiten, oder „lieber zu dieſen *Herodes* - und *Pilatus* - Zeiten giebt „es *noch mehr wie ſiebentauſend*, die ihre Knie vor „der neuen Gottheit, *der babyloniſchen Hure* und dem „*Thiere*, auf dem ſie reitet, nicht gebeugt haben!"

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1. Jena, b. Mauke: *Politiſche Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution* von *E. Brandes* geh. Canzleyſecretair zu Hannover. 1790. 152 S. 8.

2. Hannover, b. Ritſcher: *Ueber einige bisherige Folgen der franzöſiſchen Revolution* in Rückſicht *auf Deutſchland*, vom geh. Canzleyſecretair *Brandes*. 1792. 160 S. 8.

3. Hannover u. Osnabrück, b. Ritſcher: *Ueber einige bisherige Folgen* etc. — 2te Ausg. 1793. XVI. u. 159 S. 8.

„Um ein überdachtes Urtheil über die franzöſiſchen Angelegenheiten zu fällen, ſagt der Vf. in der erſten Schrift, „ſey es erfoderlich, über folgende Punkte Unterſuchungen anzuſtellen: 1) *War es nothwendig, daſs eine groſse Veränderung in der franzöſiſchen Verfaſſung entſtehen muſste? 2) Konnte dieſe Veränderung ohne Revolution, das heiſst, ohne Einwirkung des bewaffneten Volkes, bewerkſtelliget werden?* 3) *Iſt itzt in Frankreich eine Verfaſſung gebildet, wie ſie der Beſchaffenheit des Reichs angemeſſen ſcheint?* Die Unterſuchung der erſten Frage hebt er mit der Bemerkung an: „Jeder Staat, wo nicht das Volk entweder unmittelbar, oder durch ſeine von Zeit zu Zeit gewählten Repräſentanten, einen Antheil an der geſetzgebenden Macht ausübt, hat eine ſchlechte Verfaſſung." Er zeigt dann ferner im Allgemeinen, was zu einer guten Verfaſſung gehöre, und baut auf dieſe Vorausſetzungen den Schluſs, daſs Frankreich ſeit 1614 auch nicht den Schatten einer guten Verfaſſung mehr gehabt habe. Da nun die Adminiſtration eben ſo ſcheuſslich, als die Verfaſſung ſchlecht geweſen ſey; ſo habe nothwendig eine groſse Veränderung vorgehen müſſen. Hierin möchten wohl die Meiſten von denen, welche ihre Gründe zur Billigung oder Miſsbilligung nicht von den zufälligen Folgen einer Begebenheit entlehnen, mit Hn. *Br.* einverſtanden ſeyn.

Um die zweyte Frage richtig beantworten zu können, prüft er den Einfluſs, den zwey, ſeiner Meynung nach, von dem Hofe begangene Hauptfehler auf den Gang der Revolution hatten. Dieſe waren 1) *das Unbeſtimmte über ſo viele wichtige Punkte in der königlichen Zuſammenberufung der Stände*, 2) *die Verabſchiedung von Necker*. Vorzüglich haben Rec. die Bemerkungen gefallen, die der Vf. hier über die gegen das Beyſpiel von England und Amerika den Repräſentanten ertheilten beſtimmten Inſtructionen (*Mandats imperatifs*) macht. Da das Volk die gehörigen Einſichten nicht haben kann, zu beurtheilen, wie eine neue Conſtitution oder ein Geſetz für ſein Wohl und die Sicherheit des Staats am beſten abgefaſst werden könne, und deswegen Männer, die mehr Einſicht haben, zu Stellvertretern wählt: ſo iſt es unvernünftig, dieſe Männer durch beſtimmte Inſtructionen zu binden, und zu Sprachrohren der Unwiſſenheit und des Unverſtands herabzuwürdigen. Keiner von den Miniſtern, ſagt der Vf., kannte den Geiſt der Nation, ſelbſt Necker nicht. Dieſe und andere Bemerkungen veranlaſſen ihn, die Einmiſchung des Volks für nothwendig zu halten, und die aufgeworfene Frage zu verneinen. Wir würden darin nur dann ſeiner Meynung beytreten können, wenn er dieſe ſo geſtellt hätte: War bey dem guten Willen, aber bey der Schwäche des Königs und bey dem böſen Willen oder der Unwiſſenheit ſeiner Miniſter die Einmiſchung des Volks nöthig? S. 43 ſagt der Vf.; Groſse Städte ſeyen zwar ſchädlich, aber um gerecht zu ſeyn, dürfe man doch den Einfluſs der Stadt Paris auf den Sturz des Despotismus nicht verkennen. Ihren Einfluſs wird Niemand verkennen; aber um gerecht zu ſeyn, muſs man, wie es wenigſtens Rec. ſcheint, Paris faſt alles, was in dieſer Handlung verdienſtlich iſt, abſprechen. Das Gute ſelbſt, was daraus entſtehen konnte, war eine Folge der innern Verdorbenheit dieſer Stadt; ohne ſolche, ohne die Menge ſittlicher Ungeheuer aller Stände, von denen ſie voll war, würde der Gang der Revolution langſamer, ruhiger und ſicherer geweſen ſeyn.

Bey Beantwortung der dritten Frage, welcher der gröſste Theil der Schrift gewidmet iſt, klagt der Vf. über Mangel an Hülfsquellen, und da er ſie verneint: ſo bemüht er ſich, die Urſachen zu entwickeln, warum die Verfaſſung eben ſo, und nicht beſſer wurde. Vorzüglich tadelt er an ihr die zu groſse Einſchränkung der königlichen Macht, beſonders die dem Könige benommene Beſetzung der Richterſtellen; die Verwerfung der zwey Kammern, den Sturz des Adels, die kurze Dauer der Nationalverſammlung, die zu groſse Erweiterung der Wahlfähigkeit; die allzu häufige Abwechſelung der Präſidenten, die Einziehung der Lehnsgefälle und Zehenden. Aller dieſer Mängel ungeachtet, glaubt doch der Vf., daſs man im Ernſte die Frage: ob ſie beſſer als die vorige ſey? nicht aufwerfen könne; indem die neue Verfaſſung nicht nur jene weit übertreffe, ſondern auch Vieles in derſelben ohne Vergleichung gut ſey. Eine Gegenrevolution ſey daher nicht zu wünſchen, weil dieſe Vieles von dem geſchehenen Guten wieder vernichten könne.

könne. An zwey Männern hänge nun das Wohl des Staats, an dem Könige und an La Fayette. Beide erhalten hier, obgleich ihre Fehler nicht verſchwiegen werden, das verdiente Lob. Auch Mounier und Lally Tolendal, deren Schriften der Vf. vorzüglich benutzt hat, erwähnt er mit der Achtung, die man Männern von ihren Einſichten und ihrer Denkart ſchuldig iſt.

Am Schluſſe erklärt ſich der Vf. über ſeine Beweggründe bey Herausgabe dieſer Schrift, von der er ſich wenig Beyfall verſpricht. Wer ſo, wie er, von Partheygeiſte frey und Freund der Wahrheit iſt, dem kann der Beyfall der Gemäſsigten und billig Denkenden, wes Glaubens ſie ſeyen, nicht fehlen; und welcher Beyfall wäre ſonſt wünſchenswerth?

Wenn der Vf. in der Vorrede ſagt: „Ich würde „nie die Feder ergriffen haben, wenn der Vf. der Re„zenſionen der wichtigſten Werke, die bey Gelegen„heit der franzöſiſchen Revolution erſchienen, im Ju„lius der A. L. Z., ſeine Gedanken dem Publicum in „einem beſondern Buche hätte vorlegen wollen, weil „ich über alle hieher einſchlagende wichtige Punkte „faſt völlig übereinſtimmend mit ihm denke und es „beſſer wie irgend jemand weiſs, daſs er alle Fähig„keiten, die zu einem ſolchen Unternehmen erfoder„lich ſind, in ſich vereinigt:" ſo bedarf es für die aufmerkſamen Leſer dieſer Zeitung der Erinnerung nicht, daſs hier nicht von dem Recenſenten dieſer Schrift die Rede ſey, ſondern von Hn. geh. K. Secret. Rehberg, der um einige Jahre ſpäter in der hernach zu beurtheilenden Schrift das von dem Urtheile des Hn. Br. ſehr abweichende Reſultat ſeiner Beobachtungen über die franzöſ. Revolution dem Publikum mitgetheilt hat.

In der 2ten Schrift hat der Vf. folgende Fragen zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung gewählt: 1) *Welche Wirkungen hat die franzöſiſche Revolution ſchon itzt in den Regierungen der verſchiedenen Staaten Deutſchlands hervorgebracht?* 2) *Was iſt der bisherige Einfluſs dieſer Revolution auf die herrſchenden Geſinnungen und Neigungen?* Die Beantwortung der 1ſten Frage geht im Weſentlichen dahin, daſs ſie keine, wenigſtens keine gute Wirkungen in denſelben hervorgebracht, indem man unzweckmäſsig den Meynungen hie und da hat Gewalt entgegen ſetzen wollen. Da der Vf. glaubt, „daſs die Beſorgniſſe von Seiten der Regierung vorzüglich, in den weſtlichen geiſtlichen Staaten herrſchten:" ſo führt ihn dies auf eine Abhandlung über die geiſtlichen Wahlſtaaten, von welcher er zu der Beantwortung der 2ten Frage übergeht. Um dieſe zu erörtern findet er nöthig, die vorbereitenden Ideen, welche dieſen Einfluſs beſtimmen, ins Licht zu ſetzen. Dieſe ſind, ſeiner Meynung nach, 1) *übertriebene Begriffe von der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts und der bürgerlichen Verfaſſungen, nebſt der unrichtigen Anwendung dieſer Begriffe.* 2) *Die Stimmung zu republikaniſchen Geſinnungen durch die Schriftſteller.* 3) *Die ausgezeichnete Neigung des Zeitalters fürs praktiſche, unmittelbar nützliche oder angenehme.* Nachdem der Vf. ſich lange mit dieſem Gegenſtande, welchem der gröſste Theil der Schrift gewidmet iſt, beſchäftigt hat, kommt er zu der Beantwortung der Frage ſelbſt, und giebt als Folgen der franzöſ. Revolut. auf die Geſinnungen der Deutſchen an, daſs ſie 1) *einen Hang zu Staats-Revolutionen bey einzelnen Menſchen begünſtigt;* 2) *den Begriff von Gleichheit der Menſchen, verbunden mit der Abneigung gegen die privilegirten Stände, auſserordentlich befördert habe.* Die Schrift iſt voll vortrefflicher Bemerkungen; der Vf. zeigt ſich faſt durchgehends als einen guten Beobachter und empfiehlt ſich durch ſeine Menſchenliebe, die Billigkeit ſeiner Grundſätze, und die Mäſsigung, die eine Folge derſelben iſt, allen Freunden des Guten. Zuweilen wünſchten wir ſeinen Unterſuchungen und Urtheilen mehr Gründlichkeit. Am wenigſten ſind wir mit dem zufrieden, was er über Gleichheit, Adel, ingleichen S. 134 über Landſtände ſagt. Nicht daſs Rec. verlangte, jeder ſollte darüber denken, wie er ſelbſt; aber er vermiſst die hier ſo nöthige Beſtimmtheit der Begriffe. Der Vf. ſagt: der Begriff von der Gleichheit der Menſchen ſey durch die franzöſ. Revolut. in Deutſchland herrſchend geworden. Er ſpricht hierbey von der Ungleichheit der phyſiſchen und intellectuellen Kräfte der Menſchen. Es ſcheint alſo, er glaube, man ſey in Deutſchland für eine abſolute Gleichheit geſtimmt. Wie iſt es aber möglich, daſs ein ſo billiger Schriftſteller ſeine Zeit- und ſeine Zunftgenoſſen einer ſolchen Thorheit bezüchtigen konnte? Gegen die verfaſſungswidrigen *Vorrechte, die* der Erbadel ſich vor den übrigen Ständen angemaſst hat, gegen die ausſchlieſsende Befugniſs des Adelichen, bey Landtägen zu ſtimmen; gegen das ererbte Recht auf hohe Staatsbedienungen war die Stimme der Schriftſteller und des Publicums laut geworden. Man braucht aber doch wohl kein Freund der abſoluten Gleichheit zu ſeyn, um es zu tadeln, wenn der Beſitzer eines beträchtlichen Landeigenthums deswegen keine Stimme hat; wenn der durch innere Vorzüge ſich auszeichnende Mann um deswillen zu keiner wichtigen Landesbedienung gelangen kann, weil er entweder ſelbſt nicht von Adel iſt, oder auch unter ſeinen Urältermüttern *eine* Bürgerliche zählt. Wo dies verfaſſungsmäſsig iſt, „*da* ſträubt man ſich eine Rang-Ordnung der Tugenden anzuerkennen," S. 126; nicht da, wo man glaubt, jeder im Staate geborne Bürger bringe gleiche Rechte und Pflichten, dem Staate zu dienen, mit ſich auf die Welt. Wenn in jenen Landen ſubalterne Diener höher, als in andern die Miniſter bezahlt werden: ſo mag dies Entſchädigung für den ſeyn, der ewig eine ſubalterne Rolle ſpielen muſs; aber ob es in Rückſicht des Staats recht und gut ſey, davon iſt hier die Frage. Daſs hierbey das Urtheil des Vf. durch ſeine Lage motivirt werde, iſt um ſo wahrſcheinlicher, da er zwar nicht ohne alle Freymüthigkeit, aber doch (und im Allgemeinen verdient er deswegen Lob,) mit groſser Behutſamkeit urtheilt. S. 111 ſagt er zum Lobe unſerer deutſchen Verfaſſung: „Völlig gleichgültig gegen gu„te oder üble Einrichtungen, Wohl oder Nachtheil

de-

„des Landes, ſind auch wenige Adminiſtrationen." An die Propaganda glaubte er wenigſtens damals noch, als er ſchrieb, und ſeine Aeuſserungen über die franzöſiſche Revolution ſelbſt widerſprechen zuweilen denen in der vorhin beurtheilten Schrift, z. B. über die Nothwendigkeit derſelben S. 103, 157.

Am Schluſſe giebt der Vf. den Regierungen noch einige, eben ſo gut gemeynte als weiſe Rathſchläge über das Verhalten bey der veränderten Stimmung der Gemüther, denen wir den beſten Eingang wünſchen.

No. 3. iſt eine neue Ausgabe, welche nur durch eine Vorrede vermehrt worden iſt, in welcher der Vf. ſich über einige ihm gemachte, gröſstentheils ſehr unverdiente, Vorwürfe rechtfertigt, den nun Gottlob! geendigten Krieg für den gerechteſten, der je geführt worden iſt, erklärt, und zugleich Einiges über ſeine individuelle Lage ſagt, die ihn weder das, was er nicht denke, zu ſchreiben, noch was er nützlich finde, zu verſchweigen, veranlaſſen könne. Uebrigens iſt die vorige Ausgabe ganz unverändert abgedruckt worden, da es dem Vf. an Muſſe fehlte, Zuſätze oder Verbeſſerungen zu machen. Wir hätten gewünſcht, daſs er wenigſtens die Sprach-Unrichtigkeiten und Provinzialiſmen, die ſie entſtellen, abgeändert hätte z. B. *beyher*, die *anſtellige* Beobachtung, *Schleunigkeit* u. a. m.

Ohne Angabe des Druckorts: *Tagebuch eines unſichtbaren Reiſenden.* 1793. I. B. 347 S. 8. II. Band. 306 S. 8. m. 8 Kupfern, und mit lateiniſchen Lettern gedruckt.

Die Unſichtbarkeit unſers Reiſenden iſt ein Geſchenk des Schutzgeiſtes der Alpen, mit dem er, laut einer ermüdendweitläuftigen Erzählung, in einer Höhle des Gebirgs zuſammentraf. Wegen ſeiner Liebe zu dem Alpenvolk erhielt er von dem Genius den wundervollen Stein, der ihm, wenn er wollte, die allerdings oft ſehr läſtige Sichtbarkeit entzog, vor Hunger und Durſt ſchützte, u. ſ. w. Dieſe Begünſtigung benutzte er, um über mancherley Gegenſtände, und vorzüglich über Menſchen und ihre Sitten unter verſchiedenen Ständen, Bemerkungen zu machen, doch nur in einem kleinen beſchränkten Zirkel ſeines Vaterlands, theils in Scenen, des häuslichen theils des öffentlichen Lebens, die er bald in der Stadt, bald auf dem Land aufſucht. Seltſam und unerhört iſt das, was er beobachtet, nicht; allein dies würden wir ihm gewiſs nicht zum Fehler anrechnen. Auch der gemeinſte Gang des Lebens giebt einen unendlich reichen Stoff zu intereſſanten Betrachtungen. Freylich aber müſſen dieſe mit Auswahl benutzt werden: und die Darſtellung muſs das ihrige beytragen, um Wahrheiten genieſsbar zu machen, die der gröſsre Theil der Leſer unter ſich und ihrer Würde glaubt, oder die er wenigſtens dafür, daſs ſie ihn nichts angehen, anſieht. Und beides hat der Vf., ob es ihm gleich gewiſs nicht an Beobachtungsgeiſt fehlt, keinesweges verſtanden. Seine Art zu erzählen iſt äuſserſt kleinlich und langweilig. Th. I. S. 195.: „Wohin die Geſellſchaft wollte, das wuſste ich nicht, *weil Niemand Nichts weiter ſagte.* Die Frau Landvögtin, „beide Töchter und der Knabe waren geputzt und „bald kam der Herr in Stiefeln und *Sporren* aus ſeinem Zimmer. Als nun alles fertig war, giengen die „drey Frauenzimmer und der Knabe fort, der Herr „Landvogt ſteckte noch Kleinigkeiten in die Taſche, „und folgte nach, und ich hintendrein in den Schloſshof, wo eine Kutſche mit vier Pferden und das „Reitpferd des Herrn bereit waren. Klitſch! Klatſch! — „Gleich war der Wagen zum Schloſsthor hinaus, „der Herr ſchwang ſich zu Pferde und ritt ohne Bedienten, nach. — Muſs doch keine weite Reiſe ſeyn, „dacht ich, weil die Leute ſo ſpät abreiſen" u. ſ. w. — Th. II. S. 58. „*Die Madem. Caroline* gab keine „andre Antwort, als gehe zum Friſeur, er ſolle noch „Tiſch zu mir kommen. *Damit nahm* ſie eine Strickarbeit, gieng in die Stube, *wo Papa und die Mama* „waren, ſetzte ſich auch neben das Fenſter, und arbeitete ohne vieles zu reden. So *ward wohl* eine „halbe Viertelſtunde *Stillſchweigen.* Der Papa ſchrieb „und rechnete immer fort, und ſah dabey noch mürriſch aus. Endlich kam ein Handlungsbedienter, „der den Herrn ins Comtoir rief, und weil ich ſchon „genug geſehen und gehört hatte, gieng ich voll Mitleid für die gute Tochter, mit fort, zum Hauſe hinaus, wieder in meinen Gaſthof; weil es bald Mittag war." — In der Erzählung eines Alten, die der Vf. Th. II. S. 74. fgg. einwebt, bemerkt er ſehr ſorgfältig, wie oft der Erzähler ſich unterbrach, um ein Schnäpschen zu nehmen. — Wenn der Vf. komiſch ſeyn will, fällt er nicht ſelten ins niedrige und ekelhafte Th. I. S. 66. „beſonders machte der Herr Pfarrer (beym Geſchenk eines fetten Kalbsbratens) *eine „ächte Paſtoral-proſperitäts-Miene*, ſo daſs ich mir „*das Abtriefen des fetten Bratens in ſeinen Mundwinkeln* ganz lebhaft vorſtellen konnte." — S. 68. „wobey der Herr Pfarrer oft ſo lachte, daſs es ihm das „*ganze Fell erſchütterte.*" — S. 231. „Wohl funfzigmahl ſah ich die heiſshungrige Dame *mit der Spitze* „*der Zunge die Brocken beneventiren, und einhaacken*, „ehe ſie noch am Munde waren." — Die Bemerkungen des Vf. entfernen ſich ſelten weiter von Trivialität, als folgende: S. 274. „Da (nach einem Zank zwiſchen Emigrirten und einem demokratiſchen Geiſtlichen) abſtrahirte ich mir die Lebensregel: Wenn du „mit einen Franzoſen zu Tiſche ſitzeſt, ſo halte Frieden, und laſſe dich mit ſeinen Diſcurſen *endoctriniren; widerſprich* ihm nicht. So lang er declamiren „kann, fühlt er ſich; bleibt gut, höflich, mit ſich „ſelbſt und auch mit dir zufrieden. *Damit* kannſt du „dich *derweilen* ſatt eſſen. Macheſt du ihn aber mit „Widerſpruch böſe, dann fällt gleich die Galle in den „Magen und die Hitze auf die Schüſſel, wo denn der „Mann von Zorn heiſshungrig wird, dir auch deine „Portion aufzehrt, und noch die Knochen mit den „Zähnen zerknickt. Kurz! iſt der Franzoſe gut, ſo „haſt du es auch gut!" —

Von der Sprache des Vf. geben die von uns ausgehobenen Stellen ſchon hinlängliche Proben. Wir wollen ihm jedoch ihre Undeutſchheit und Unreinheit, und die häufigen Provinzialiſmen, die den Vortrag entſtellen, um ſeines Vaterlands willen, nicht ſo ſehr zum Vorwurf machen, ſo billig man auch von jedem Schriftſteller, der vor dem Publicum auftritt, fodern kann, daſs er ſeine Sprache wenigſtens rein und richtig ſchreibe. — Sollten aber nicht ſchon die oben gegebenen Beyſpiele unſre Leſer auf die Ideen leiten, daſs der Vf. nur darum ſo wahr und ſo ängſtlich genau ſchildert, weil er wirkliche Perſonen und Facta vor ſich hatte, und daſs die Maske der Unſichtbarkeit ihm nur dazu dient, manchen ganz beſtimmten Zügen, die er ſammelte, aus Licht zu helfen. Dies hat Rec. faſt durchgängig ſo geſchienen? Dann möchte ſeine Schrift, wenigſtens den Kreis, aus dem er ſeine Erfahrungen ſammelte, intereſſiren. Für andre Gegenden würden ſie, auch bey einem beſſern Vortrag, gewiſs nur wenig anziehend ſeyn, da ſie ſich ſo äuſserſt ſtreng an ein beſchränktes Local halten, mit dem, wie es ſcheint, wenige andre Länder und Gegenden ſo viele Aehnlichkeit beſitzen, um eine fruchtbare analogiſche Anwendung der hier vorgetragenen Wahrheiten zu erlauben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Brunswick.* — *Lettre ſur les Volcans à Mr. de Zimmermann par le Prince Dimitri de Gallitzin.* 1797. 12 S. 8. Der Vf. glaubt, daſs in dem Inneren der Vulcane ſchwefelhaltige Foſſilien (Alaunſchiefer, Schwefelkieslager, Erdharze) enthalten ſind, daſs dieſe vom einſtrömenden Meereswaſſer berührt, in Gährung gerathen, und daſs bey dieſer Gährung das Waſſer zerſetzt wird, indem das Oxygen theils an das Eiſen, theils an den Schwefel tritt, das Hydrogen aber mit Wärmeſtoff verbunden, als Waſſerſtoffgas entweicht und in Berührung mit dem Sauerſtoffgas der Atmoſphäre die verheerenden Wirkungen vulkaniſcher Exploſionen veranlaſst. Dieſe Ideen ſind nun freylich nichts weniger, als neu, ſondern gründen ſich auf das bekannte Lemeryſche Experiment, welches hier nur nach den Grundſätzen der neuern Chemie erklärt wird. Wer die verwickelten Erſcheinungen, welche die Vulkane darbieten, als Augenzeuge oder durch ein mühſames Studium älterer und neuerer Schriften kennt, wird fühlen, daſs man in den gährenden Schwefelkieſen wohl ſchwerlich den Schlüſſel zu jenen groſsen Problemen gefunden habe. Wir ſind, trotz der Bemühungen eines *Sauſſure, Pictet* und *De Luc*, noch weit davon entfernt, von den Phänomenen in der Wolkenregion Rechenſchaft geben zu können, und wir wagen es, in der unterirdiſchen Meteorologie, über Dinge zu entſcheiden, die unſerer Wahrnehmung noch weit mehr entzogen ſind! Rec. glaubt, daſs in der ſchwierigen Unterſuchung über das Vulkanfeuer vornehmlich folgende Betrachtungen zu eintreten: Wir nehmen bald Steinkohlenflötze, bald Alaunſchiefer, bald Schwefelkieslager als Brennmaterialien der Vulkane an. Wie ſtimmt dieſe Annahme mit dem wenigen überein, was wir von der Lagerung der Gebirgsmaſſen am Veſuv und Aetna wiſſen? Beide Berge beſtehen in ihrem Inneren (wie die ausgeworfenen Laven bezeugen) aus uranfänglichen Gebirgsarten, Granit, Gneiſs, Syenit und Glimmerſchiefer. Wir kennen zwar Lager von Kohlenblende im (Savoyiſchen) Glimmerſchiefer, wir kennen zwar Steinkohlen (Schweizeriſche) die älter ſind, als der Fichtelſche Mittelkalkſtein, älter, als gewiſſe (der Sandſteinformation angehörige) Porphyre — dürfen wir aber darum Steinkohlen auch unter Gneiſs und Granit annehmen? Iſt die Vorausſetzung, daſs die Steinkohlen zwar auf uranfänglichen Gebirgsarten aufgeſetzt von dieſen nicht bedeckt, aber von allen Seiten ſo umgeben ſind, daſs ſie im Brennen allein das ſich heraushebende gleichſam anlegende Soolgeſtein ſchmelzen, nicht unnatürlich? Sollte der äuſserſte Theil des Flözes, nicht längſt verzehrt ſeyn, und der Contact alſo aufgehört haben? Die Annahme eines Vorraths von Schwefelkies reiht ſich leichter an andere geognoſtiſche Phänomene an. Dieſer kommt Lagerweiſe in Gneiſs, Glimmer und Thonſchiefer vor; viele Granite enthalten ihn fein eingeſprengt, und, da im hohen Alpengebirge Gneiſs, Granit und Glimmerſchiefer, faſt ſtets als Lager abwechſelnd und wiederkehrend über einander liegen, ſo kann Granit allerdings ſehr gut das Hangende eines Schwefelkieslagers bilden. Aber die neuen Aufſchlüſſe über das Vulkan-Feuer, welche der raſtloſe *Dolomieu* (in den Anmerkungen zu ſeiner italieniſchen Ueberſetzung der bergmänniſchen Abhandlung *de product. vulcan.*) gegeben, lehren, daſs *auch nach Beſtimmung des Brennmaterials die Hauptprobleme gleich räthſelhaft bleiben*. Welcher Mittel bedient ſich die Natur, Granite und Porphyre zu erweichen, und ſie Jahre lang flüſſig zu erhalten, wenn ſie auch auf einem unerhitzten Boden flieſsen? Wie können dieſe flüſſigen Maſſen, nach der Erhärtung, ihr völliges erdiges Anſehen wieder erlangen, wie die Kalkſpathe ihr blättriges Gewebe, die Vulkan. Gläſer (Schörle) ihre zarten Farben behalten? Stoſſen die Vulkane bloſs Gasarten aus, oder ziehen ſie nicht auch in gewiſſen Perioden atmoſphäriſche Luft ein, und welche Rolle ſpielt das Azote derſelben bei Bildung des Salpeters und der flüchtigen Alkalien? Beruht der angeſtaunte Reichthum eines Vulkans an Brennmaterial nicht etwa darauf, daſs es hauptſächlich Beſtandtheile von Luftarten ſind, welche brennen, und welche aus dem groſsen Dunſtkreiſe erſetzt werden? — Der Vf. vorliegender Abhandlung drückt ſich hierüber ſehr ſonderbar aus: „Die lange Dauer „jenes unterirdiſchen Brandes iſt die Wirkung einer ſehr ein„fachen Urſache. Dieſe Urſache liegt darinn, daſs der Schwe„fel ſich im Brennen nicht aufzehrt; ſondern ſich ſublimirt." Dieſe Eigenſchaft des Schwefels wäre für das Röſten der Erze in der That ſehr erwünſcht! Aber der brennende Schwefel d. h. ſolcher, der das Sauerſtoffgas zerſetzt, hört leider! recht eigentlich auf Schwefel zu ſeyn, und bildet vollkommene oder unvollkommene Schwefelſäure! Wir müſſen alſo geſtehen, daſs wir in der Aetiologie des Erdbebens, des vulkaniſchen Feuers und aller Phänomene der ober- und unterirrdiſchen Meteorologie noch unendlich weit von *einfachen* und *leichten* Erklärungen entfernt ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER u. OSNABRÜCK, b. Ritſcher: *Unterſuchungen über die franzöſiſche Revolution* nebſt kritiſchen Nachrichten von den merkwürdigſten Schriften, welche darüber in Frankreich erſchienen ſind, von *Aug. Wilh. Rehberg*, Geh. Canzleyſecret. in Hannover, erſter Theil welcher *Unterſuchungen über das neue franzöſiſche Syſtem der Staatsverfaſſung* enthält. 1793. XXIV u. 256 S. — Zweyter Theil welcher *hiſtoriſche Unterſuchungen über die Revolution* enthält. 1793. 428 S. 8.

In der Vorrede beantwortet unſer Vf. den Einwurf, der ihm gemacht werden könne, daſs theils noch zu Vieles in der Geſchichte der Revolution dunkel ſey, theils ruhigere Zeiten abgewartet werden müſsten, um die Wirkungen der franzöſiſchen neuen Geſetzgebung zu beobachten, wie uns ſcheint, ſehr genugthuend. Den doppelten Zweck ſeiner Arbeit giebt er ſelbſt alſo an. „Ich habe geſucht: Erſtlich eine vollſtändige Nachricht von allen Schriften zu geben, welche in Frankreich erſchienen ſind, und als Quellen der Geſchichte dienen können: der Geſchichte, ſowohl der Begebenheiten, welche die Revolution ausmachen, als auch der Geſinnungen und des Syſtems, welches der nunmehro eingeführten Staatsverfaſſung zum Grunde liegt. — Der Zeitpunkt, von welchem dieſe anheben, iſt der Augenblick, da Necker im J. 1788 zum Miniſter erklärt, und eine ſchleunige Berufung der Stände des Reichs, beſchloſſen ward. Zweytens die Grundſätze zu entwickeln und zu prüfen, auf denen die Syſteme beruhen, nach denen man das Reich hat reformiren wollen. Sowohl diejenigen, welche verworfen worden ſind, als auch, und zwar vorzüglich diejenigen, auf welchen die herrſchende Denkungsart des Zeitalters beruhet, und in denen die erſte Quelle des neuen, wirklich eingeführten, Syſtems zu ſuchen iſt. Ich werde zuvörderſt dieſe höchſten Grundſätze in ihrem wahren Zuſammenhange darſtellen und prüfen: und ſodann die neue Verfaſſung ſelbſt mit ihnen vergleichen, und ihren Werth in doppelter Rückſicht ſchätzen, erſtlich in wiefern ſie den Principien gemäſs iſt, zu denen ſich ihre Urheber und Anhänger bekennen, und zweytens, in wiefern ſie tauglich iſt, die Endzwecke einer Staatsverfaſſung zu erfüllen.“

In dem erſten Abſchnitte: *von den höchſten Principien des Syſtems, welches in Frankreich herrſchend geworden iſt*, entwickelt und beſtreitet der Vf. die Grundſätze des phyſiokratiſchen Syſtems, ſpürt den Urſachen des groſsen Beyfalls nach, den es gefunden, und unterſucht deſſen Folgen, zu welchen er auch ausſchlieſsliche Schätzung des phyſiſchen Genuſſes, und gänzliche Vernachläſsigung aller edlern Cultur des Geiſtes zählt. S. 17 findet er es gar nicht widerſinnig, „daſs ein Menſch den Einſichten eines andern überlaſſe, auszumachen, was für Einrichtungen und Geſetze die zuträglichſten ſeyen, und ſich zum voraus der Entſcheidung deſſelben unterwerfe.“ Dies ſetzt aber doch wohl voraus, daſs er Gründe habe, ihm die hierzu nöthigen Einſichten und Fähigkeiten zuzutrauen. S. 18 räumt der Vf. dem Syſteme der Politik der Phyſiokraten, indem er deſſen Unanwendbarkeit auf die wirkliche Welt zeigen will, in der That, nach Rec. Meynung, viel zu viel ein, wenn er ſagt: „Es gehe dieſem, aus reinen Vernunftgeſetzen abgeleiteten, Syſteme, in der Anwendung auf die wirkliche Welt, ſo wie den mathematiſchen Wiſſenſchaften in der Anwendung auf die Naturlehre und die davon abhängenden Künſte.“ „Die reine Mathematik ſtellt ein Ideal (?) „auf, dem ſich die wirkliche Welt nähert, und deſſen Geſetze ſie ungefähr, aber nie vollkommen ausdrückt: eben weil ſie Natur iſt; weil Körper mehr „iſt als Ausdehnung, und die reine Ausdehnung „allein den mathematiſchen Lehrſätzen vollkommen „entſpricht. Eben ſo ſind die moraliſchen Geſetze der „Intellectualwelt in der empfindenden Natur nicht „vollkommen anwendbar; weil in dieſer die Vernunft „nicht allein wirkt, ſondern das Vernunftgeſetz ſich „in Empfindung, in individuellen Verſtand und Neigung kleiden muſs, um in der ſittlichen Welt zu erſcheinen, ein Gegenſtand der Erfahrung zu werden.“ Und dies Syſtem, das er mit dem der reinen Mathematik vergleicht, ſoll S. 19 „auf Seifenblaſen gegründet ſeyn.“!!

Der Vf. ſchlieſst den Abſchnitt mit der Beurtheilung der Schrift des Abbé *Mably des droits et des devoirs des Citoyens*, und einer andern, die ſich darauf bezieht.

Der 2te Abſchnitt handelt: *von dem Grundſatze der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen, und von dem darauf gegründeten Rechte des Volks, ſich eine Staatsverfaſſung nach Willkühr zu geben.* Wir wollen hier den Vf. ſelbſt reden, und unſere Leſer urtheilen laſſen. „Kein Staat iſt jemals auf die allgemeinen „Rechte des Menſchen gegründet worden: ja es iſt „durchaus unmöglich, daſs jemals ein Staat darauf „gebauet werde. Es giebt zwar einige Rechte, welche „auch in der bürgerlichen Geſellſchaft, allen ihren „Gliedern ſchon als Menſchen zukommen, weil ihre „Verletzung das Recht der Natur beleidigen würde.

„Dieſe beſtehen aber nur darin, daſs kein Menſch, „der menſchlichen Natur zuwider, als ein Vieh be- „handelt, und der gänzlich freyen Willkühr eines „andern Menſchen unterworfen werde, ohne daſs er „die bürgerliche Geſellſchaft um Schutz dagegen an- „rufen dürfe. — Weiter erſtrecken ſich auch die Men- „ſchenrechte des Bürgers nicht.“ Der Vf. giebt ſich dann viele Mühe zu zeigen, wie ein Theil der Staats- glieder zu vorzüglichen erblichen Rechten gekommen ſeyn könne, „welche alle andere Menſchen reſpecti- „ren müſſen, ohne daſs darüber ein poſitives Geſetz „gemacht worden.“ „Es giebt eine allgemeine Ver- „ſammlung, worin wir alle gleiches Recht haben, „und keiner ſich über den andern erheben darf: die- „ſes iſt die chriſtliche Gemeine. Vor Gott ſind die „Menſchen“ (alſo doch wohl auch die Nichtchriſten?) „gleich. Aber nur in Beziehung auf ihren Schöpfer, „in ihren Verhältniſſen zu ihm. Unter ſich ſind ſie in „keinem Stücke gleich.“ Der Vf. iſt indeſſen von ſei- nem Grundſatze der nothwendigen erblichen Ungleich- heit der Menſchen in jedem Staate ſo eingenommen, daſs er diejenigen für ſehr kurzſichtig erklärt, welche glauben können, daſs das Geſetz der amerikaniſchen Verfaſſung, nach welchem kein erblicher Unterſchied der Stände ſtatt findet, Jahrhunderte beſtehen werde. „Das volle Bürgerrecht darf nicht ausſchlieſslich die- „ſen und keinen andern Perſonen und ihren Nach- „kommen ankleben; ſondern es muſs daſſelbe als ein „Platz in der Geſellſchaft betrachtet werden, in dem „es einem jeden möglich iſt, ſelbſt, oder in der Per- „ſon ſeiner Abkömmlinge, wäre es auch erſt im zehn- „ten oder funfzigſten Gliede, hinein zu rücken. In „einer guten Staatsverfaſſung muſs es allen möglich „ſeyn, auf höhere Stufen zu ſteigen.“ Dieſer Satz ſcheint jedoch dem Vf. ſchon allzu gefährlich; er mil- dert ihn daher im Folgenden: S. 63. „Dieſes iſt nicht „ſo zu verſtehen, daſs keine Art von Anſehen und „Würde exiſtiren dürfe, die nicht jeder Menſch von „ungewöhnlichen Geiſteskräften und auſserordent- „licher Thätigkeit, für ſich ſelbſt erringen könnte. „Ein ſolcher Sprung iſt vielmehr gefährlich, wenn er „oft geſchieht:“ (Wo iſt das glückliche Land, in wel- chem Menſchen, die ungewöhnliche Fähigkeiten mit auſserordentlicher Thätigkeit verbinden, ſo häufig ſind, daſs dieſs zu beſorgen wäre?) „und ich habe da- „her die Beſtimmung hinzu gefügt, daſs jeder ſelbſt „*oder für ſeine Nachkommen*, alles müſſe erhalten kön- „nen. Der Unterſchied zwiſchen altem und neuen „Adel, der von ſo vielen gehäſſig oder lächerlich ge- „macht wird, iſt nicht allein gut gegründet und *na- „türlich* (!), ſondern auch in politiſcher Hinſicht ſehr „nützlich. Ein Altadlicher, deſſen Vorfahren ſeit vie- „len hundert Jahren zu den Erſten des Landes gehört „haben, bekleidet eine ſehr reſpectable Würde, auch „ſo gar, wenn ſeine Perſon nicht reſpectabel ſeyn ſollte. „Die ſeichten politiſchen Declamatoren ſchreyen etc.“ — Wir laſſen dem Vf. ſeine Ueberzeugung eben ſo gerne, als wir dem alten erb- und ſtiftsmäſsigen Adel einen ſolchen Vertheidiger gönnen; aus Achtung für den Vf. wünſchten wir aber, daſs er in einem weni- ger abſprechenden Tone geurtheilt, und bey dem hier vorgetragenen Raiſonnement nicht über die ſeichte politiſche Declamation der Gegner ſeines Syſtems ge- ſpottet hätte. Oft wird man verſucht, ſeine Verthei- digung für Perſiflage zu halten. „Es klebt dem Hoch- „gebohrnen an, daſs ſeine Vorfahren von jeher zu „den Angeſehenen des Landes gehört haben. Er kann „dieſe Würde *vielleicht* durch ſeine Laſter ſchän- „den.“ etc. Wie vorſichtig! *vielleicht.*

Ueber die Unfähigkeit des Volks, ſich eine Ver- faſſung zu geben, und über die Bedenklichkeiten bey Feſtſetzung einer neuen Verfaſſung in Rückſicht der Klugheit macht der Vf. viele treffende Bemerkungen. Weniger genugthuend iſt uns das, was er über das Recht dazu ſagt. „Jeder iſt unter dem Schutze der „bürgerlichen Geſellſchaft ein gebildeter Menſch ge- „worden,“ ſagt er S. 80 „und nun wendet er dieſe Cul- „tur ſelbſt an, die Mutter, die ihm dieſelbe ertheilt „hat, zu zerfleiſchen! Wenn er nicht durch ſie cul- „tivirt worden wäre, hätte er ihr nicht ſchaden kön- „nen.“ Iſt hier nicht wieder Declamation? Was wird zerfleiſcht? Das Syſtem, nach dem die bürgerliche Geſellſchaft bisher regiert worden iſt, oder die Glie- der ſelbſt, aus welchen ſie beſteht? Der Mann, der ein Haus, in dem er geboren und erzogen worden, niederreiſst, iſt dann ſtrafbar, wenn er deſſen Ein- wohner unter dem Schutte begräbt oder begraben zu werden in Gefahr ſetzt; niemand aber wird ihn für undankbar halten können, wenn er mit aller Bewoh- ner Bewilligung es abbricht und ein neues *beſſeres* an ſeine Stelle ſetzt. Zum Schluſſe des Abſchnittes wer- den verſchiedene Schriften von Sieyes und andern beurtheilt.

Beym Eingange zum dritten Abſchnitte: *von der neuen Verfaſſung des Reichs*, beſtreitet der Vf. den Grundſatz, daſs die vollziehende Gewalt von der ge- ſetzgebenden abgeſondert werden müſſe. „Es hat „auch, (ſagt er S. 111) niemals in einer rechtmäſsigen „Verfaſſung etwas dieſer neu erfundenen erſten und „einzig nothwendigen Bedingung eines freyen Staats, „dieſer Trennung der geſetzgebenden Gewalt von der „vollziehenden, ähnliches exiſtirt;“ und er iſt über- zeugt, daſs in Frankreich ſich auf keinen Fall die vollziehende Gewalt in den Händen des Königs, und die geſetzgebende in denen der Nat. Verſamm- lung würde haben getrennt erhalten können: ſon- „dern es würde die Nothwendigkeit, beide Mächte, „die geſetzgebende und die vollziehende auf irgend „eine Art mit einander zu einem Ganzen zu verbin- „den, fühlbar geworden ſeyn.“ Wenn der Vf. auch bewieſen hätte, daſs eine völlige Abſonderung un- möglich ſey: ſo würde doch, nach Rec. Ueberzeu- gung, immer wahr bleiben, daſs eine Vermiſchung der drey Gewalten, oder eine Vereinigung derſelben in ein Corps oder eine Perſon gefährlich und ſchädlich ſey. Die vollziehende Gewalt ſoll deswegen nicht ein Automat ſeyn, das, wie der Hammer an einer Uhr, zur vorgeſchriebenen Stunde ſchlägt. Eben weil die Geſetze nicht ſo beſtimmt, wie geometriſche Lehr- ſätze, ſeyn können, hat die ausübende Gewalt zu

müſſen

prüfen, ob der Fall vorhanden ſey, von welchem das Geſetz ſpricht. Rec. bekennt, daſs er zu den von dem Vf. getadelten Menſchen gehört, deren gemeiner Menſchenverſtand ſeine Erfahrung gerne auf jedes Syſtem anwendet. Des Vf. wiederholte Behauptungen: „daſs dieſes durchaus nicht erlaubt ſey; das phyſiokrätiſche Syſtem müſſe ganz befolgt werden, oder der Grund, auf dem es beruhet, und dem zu gefallen man es annahm, falle ganz weg." haben ihn ſo wenig überzeugt, als vernünftige Katholiken das Geſchrey einiger Prieſter, daſs man das, was die Kirche lehre, entweder ganz annehmen, oder ganz verwerfen müſſe. Nach dieſen Grundſätzen verdammt der Vf. ſchon deswegen die franzöſiſche Conſtitution, weil ſie hie und da von dem Syſteme der phyſiokratiſchen Schule abgewichen iſt. Was er über die Bekanntmachung der Deklaration der M. R. ſagt, unterſchreiben wir gerne, und ſelbſt die kurzen Bemerkungen, die er bey den einzelnen Artikeln macht, ob wir gleich den 11 Art. wegen der Preſsfreyheit nicht ſo gefährlich finden können, als unſer Vf., da das Geſetz die Beſtrafung der Miſsbräuche der Preſſe beſtimmen ſoll. An einem andern Orte ſieht er ſelbſt die Preſsfreyheit als die beſte Controlle der höhern Gewalten an. Bey einigen Verordnungen der Conſtitution macht der Vf. ſehr richtige Erinnerungen; vorzüglich verdient das Beyfall, was er über die Verwaltung der Juſtiz ſagt. Rec. iſt weit entfernt, jene Conſtitution von 1791 für ein Meiſterſtück der Staatskunſt zu halten; er glaubt indeſſen doch, daſs ſie hier zu ſtreng beurtheilt wurde. Es iſt nichts leichter, als in einem Werke von ſolchem Umfange und ſolcher Schwierigkeit Fehler aufzufinden. Man muſs ſich aber Burke zum Muſter gewählt haben, um ſie, wie es der Vf. S. 162 thut, „ein Syſtem vollkommener Inſubordination und Anarchie" nennen zu können.

Der 4te Abſchnitt und der letzte des erſten Theils: *von der Zerſtörung der alten Stände des Reichs, als der nothwendigen Bedingung einer neuen, dem Syſteme allgemeiner bürgerlichen Gleichheit gemaſsen Staatsverfaſſung*, zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) *von der Geiſtlichkeit*, 2) *vom Adel*, 3) *vom dritten Stande*. Was man im Jahre 1792, da der Vf. ſchrieb, ſchon vermuthen konnte; daſs es bey der Einſchrankung und Plünderung der Geiſtlichkeit nicht bloſs auf ihre Güter und ihr Anſehen, ſondern auf gänzliche Vertilgung der chriſtlichen Religion in Frankreich angeſehen ſey, hat ſich nachher nur zu ſehr beſtätigt. Seine Bemerkungen über das ungerechte Verfahren gegen die Geiſtlichkeit, und über die Beybehaltung der Kirchengüter, oder deren Verwendung zu milden Stiftungen, haben, ſo weit er nicht auch hier wieder ſeine Lieblingstheorie vom Adel und von Erhaltung der adelichen Familien einmiſcht, unſern ganzen Beyfall; wir finden, daſs er mit eben ſo viel Billigkeit in den Grundſätzen, als Sach- und Menſchenkenntniſs in deren Anwendung urtheilt; und man folgt ihm auch dann noch gerne, wenn er ſeinen Hauptgegenſtand zu vergeſſen ſcheint, uns über die gelehrte Ausbildung des deutſchen Landmanns ſeine Gedanken vorträgt. Die Bemerkung aber, daſs die deutſchen Fürſten die bey der Reformation eingezogenen Ordens- und Kirchengüter zu nützlichen öffentlichen Anſtalten verwendet hätten, iſt nicht allgemein richtig. Wie hätte man ihnen ſonſt den Vorwurf machen können, daſs ſie die Reformation begünſtigten, um die Kirchengüter einzuziehen. Viele derſelben ſind noch itzt Kammergüter.

In der Abtheilung: vom Adel, hebt der Vf. mit einer kurzen Geſchichte deſſelben an. Er betrachtet den Adel in doppelter Rückſicht, als Krieger, und dann als Stimmführer auf den Landtagen. Jeder, der ſo viel Grundſtücke mit vollem Eigenthume hatte, daſs er ſolche im Kriege auf eigene Koſten vertheidigen konnte, gehörte zum Adel. Nur er erſchien auf Landtagen. Dies, ſagt der Vf., war die urſprüngliche Verfaſſung aller Ackerbauenden Völker. Niemand iſt auch noch jetzt zum Soldatendienſte geſchickter, und hat mehrere Neigung als der Edelmann. Die Gründe entwickelt der Vf. mit vielem Scharfſinn; aber er vergiſst den wichtigſten. Vorurtheil und Mangel nöthigen ihn dazu. Was die Landſtandſchaft anlangt, findet unſer Vf. ſelbſt etwas Unſchickliches darin, daſs der Edelmann, der zu den Grundſteuern wenig oder nichts bezahlt, bey deren Verwilligung den Bauer allein repräſentirt. Dies war aber in Frankreich nicht der Fall. In ſeinen Urtheilen über die Steuerfreyheit, über die ungemeſſenen Frohndienſte iſt ſein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit ſtärker geweſen, als die Vorliebe für den Adel, deren man ihn nicht ohne allen Grund, wie wir eben geſehen haben, beſchuldigt; ſelbſt über die Frage: ob es gut ſey, daſs der Adel einen Vorzug bey hohen Staatsbedienungen habe? iſt ſein Urtheil hier gemäſsigter, als in dem 2ten Abſchnitte.

Daſs er das Verfahren der Nationalverſammlung in gewaltſamer Vernichtung aller Adelsvorzüge ungerecht findet und miſsbilligt, wird von unbefangenen Leſern gewiſs nicht getadelt werden, wenn ihnen gleich die dem Vf. hier und da in ſeinem Unwillen entfahrnen, heftigen Ausdrücke anſtöſsig ſind, z. B. S. 243 wo er Sieyes einen nichtswürdigen Schreyer oder hohlköpfigen Träumer nennt. Wir wünſchten, daſs der Vf. nie den ſchönen Lehren, die er in einer der Beurtheilungen (S. 374) giebt, untreu geworden wäre. In der 3ten Abtheilung wird die Aufhebung der Zünfte und einiger den Handwerkern und Künſtlern zugeſtandenen Vorzüge mit Miſsbilligung erwähnt.

Der 2te oder hiſtoriſche Theil hat 5 Abſchnitte. Der 1ſte handelt *von den vorläufigen Schritten, welche die Verſammlung der Stände vorbereitet haben*; der 2te, *von dem Projecte, eine nach dem Muſter der engliſchen entworfene Verfaſſung, in Frankreich einzuführen*. Der Vf., der die Erblichkeit der höchſten Würden im Staate für ſehr nützlich hält, läſst keinen Grund unbenutzt, der für ſie ſpricht; und je allgemeiner man dieſe Erblichkeit in unſern Tagen verwirft, um ſo mehr verdient der Schriftſteller Aufmerkſamkeit, der ſie vertheidigt. Nur der, welcher Gründe und Ge-

Digitized by Google

gengründe reiflich und unpartheyiſch geprüft hat, kann ein richtiges Urtheil fällen. Ueber die engliſche Verfaſſung erhalten wir hier zufällig viele ſchätzbare Bemerkungen; aber auch hier müſſen wir wieder den abſprechenden Ton in Beurtheilung derjenigen rügen, welche über die Ungleichheit der Repräſentation klagen. Waren denn die Männer, welche der Vf. nun ſo ſehr ſchätzt und rühmt, waren Pitt und Burke auch damals „*ſtumpfen Verſtandes*“ als ſie wiederholt auf eine Reform der Repräſentation drangen? 3ter Abſchnitt: *von der Geſchichte der Revolution, bis zum Schluſſe der erſten Nationalverſammlung und von den Mitteln, wodurch die Zerſtörung des Reichs anfangs hätte verhindert werden können.* Die Geſchichte wird hier gut und pragmatiſch, und mit beſtändiger Hinweiſung auf die Quellen erzählt; als Mittel, die Zerſtörung zu verhindern, wird hauptſächlich dieſes angegeben: daſs alles durch den König hätte geſchehen, und die für nothwendig erkannten Veränderungen, unter einem Anſcheine der Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, gemacht werden ſollen. Von einigen in dieſer Epoche wichtig gewordenen Männern giebt der Vf. theils ausführliche, theils kürzere Nachrichten, z. B. von Mirabeau, Necker, Mounier, Lally Tolendal. Wir wollen nur eine, Neckern betreffende, Stelle hier ausheben. „Seine Einſichten in die Finanzangelegenheiten, zu denen er urſprünglich beſtimmt war, Rechtſchaffenheit, Patriotismus ſind unverdächtig: aber das reicht nicht einmal in den gewöhnlichen Zeiten zu ſicherer Führung der Geſchäfte hin. Kenntniſs der Sachen iſt nothwendig, aber an ſich ſelbſt allein, in einem Manne der hoch ſteht, wenig werth, wenn er nicht Kenntniſs der Menſchen, und die Kunſt ſie zu führen beſitzt.“ Ungerne vermiſsten wir hier ſein Urtheil über la Fayette.

Der 4te Abſchnitt: giebt Nachricht *von verſchiedenen* in den vorigen Abſchnitten noch nicht erwähnten *Büchern und kleinern Schriften, welche die Revolution betreffen.* Die hier mitgetheilten Anzeigen, Auszüge und Beurtheilungen ſind dem, der eine gründliche Kenntniſs der Revolutionsgeſchichte erlangen will, und dem es entweder an Gelegenheit oder an Zeit gemangelt hat, ſich mit der Menge von Schriften, welche dieſe groſse Begebenheit veranlaſste, bekannt zu machen, äuſserſt wichtig. Die Leſer der A. L. Z. werden hier viele, in den erſten Jahren der franzöſ. Revolution, in derſelben abgedruckten Recenſionen wieder finden. Der 5te Abſchnitt: *von der Geſchichte der Finanzen, ſeit der Berufung der Stände*, giebt eine kurze Ueberſicht der Lage der Finanzen bey dem Anfange der Revolution, und der, von Neckern und andern, zu deren Beſten, entworfenen Plane. Sehr wahr iſt, was der Vf. S. 345 über die, bey dem wenigen Vertrauen, das man in die Redlichkeit der damaligen Adminiſtratoren ſetzen kann, ſehr verdächtige Verbrennung der Aſſignaten ſagt. Er ſchlieſst dieſen Abſchnitt mit der Frage: Würden unter einem populären Regimente die Kriege wegfallen, welche die letzte Quelle des Finanz-Verfalls ſind? und beantwortet ſie gegen die gemeine Meynung verneinend. „Kriege und Schulden machen, ohne darauf zu denken, woher ſie bezahlt werden ſollen; das haben von den Athenienſern an, bis auf die heutigen Engländer, alle Völker eben ſo ſehr geliebt als nur immer Regenten. Und der Anfang der Adminiſtration der neuen franzöſiſchen Regenten verſpricht wahrlich nichts Beſſeres. Die Athenienſer decretiren beym Ariſtophanes, daſs der Krieg fortwähren ſolle, weil ſie die gute Nachricht bekommen, daſs die Sardellen noch wohlfeil ſind.“ Dem Werke ſelbſt folgt nun ein *Anhang von einigen Schriften über die franzöſiſche Revolution, welche auſserhalb Frankreich erſchienen ſind*, den der Vf. wieder in 2 Abſchnitte getheilt hat: 1) *von engliſchen Schriften*, 2) *von einigen deutſchen Schriften über die Revolution*. Hier hat ſich der Vf. auf die Schriften von ſolchen Männern beſchränkt, welche während der Revolution in Paris, alſo Augenzeugen derſelben waren, *Schulz* und *Campe*; dort aber auf *Burke*, *Young* und die durch des erſten Schriften veranlaſsten Widerlegungen von *Stanhope*, *Makintoſh* und *Paine*. Gröſstentheils ſind auch dieſe Beurtheilungen, wie Hr. R. ſelbſt in der Vorrede zum erſten Theile ſagt, ſchon *in den vorigen* Jahrgängen der A. L. Z, abgedruckt; zum Theile aber ſind ſie hier anſehnlich vermehrt und mit treffenden Bemerkungen bereichert worden. Den Beſchluſs machen einige Betrachtungen über die Geſinnungen, welche die franzöſ. Rev. in Deutſchland erregt hat, über die Schwierigkeit, über Staatsverfaſſungen richtig zu urtheilen; über die üblen Folgen der allgemeiner werdenden Unzufriedenheit mit unſern Staatseinrichtungen, und über die Pflicht wohldenkender Schriftſteller, ſie nicht zu befördern, ſondern ihr entgegen zu wirken. Um das Aufſuchen der in dieſem Werke angeführten und beurtheilten Schriften zu erleichtern, iſt demſelben ein Verzeichniſs dieſer Schriften mit Bemerkung der Seitenzahl angehängt.

Man mag über die Gegenſtände, welche der Vf., und über die Grundſätze, nach welchen er ſie beurtheilt, noch ſo verſchieden von ihm denken: ſo wird man ihm doch darin Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen, daſs er die Geſchichte der Revolution und die Grundſätze, auf welchen ſie beruht, mit Fleiſs ſtudirt, dieſe, wenn auch nicht immer mit Unpartheylichkeit, doch mit Scharfſinne geprüft, und ſeinen ſich ſelbſt vorgezeichneten Plan gut ausgeführt hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Thorn, bey der Verlagsgeſellſchaft: *Unpartheyiſche Unterſuchung über die Folgen der franzöſiſchen Revolution auf das übrige Europa* von *A. v. K.* (Kotzebue) 1794. 104 S. 8.

Hr. v. K., nachdem er in der Vorrede ſeine Unpartheylichkeit geprieſen und ſich bey den Leſern entſchuldigt hat, daſs er weder für noch gegen die Sache Theil nehme, giebt den Zweck ſeiner kleinen Schrift alſo an: „Ich bemühe mich bloſs, die Eindrücke und Folgen der Revolution auſserhalb Frankreich, in ſo fern ich ſie kennen lernte, aus einander zu ſetzen, und die Folgen hievon für den Staat, die Religion und die bürgerlichen Verhältniſſe, ſo weit meine Kenntniſs, Erfahrung und Urtheilskraft hinreicht, zu prüfen.“ Gewiſs wär es auch, ohne dieſe Einſchränkung, ein groſses Unternehmen; und man wird nicht erwarten, daſs der Vf. die Materie auf dieſen wenigen Bogen erſchöpft habe. Er theilt die Menſchen in zwey Klaſſen; die eine vergleicht er mit den Hausthieren, die andere mit den in Freyheit lebenden. Dem ganzen weiblichen Geſchlechte erzeigt er die Ehre, es zu jenen zu rechnen; von dem andern Theile ſagt er, er ſey für Frankreich geſtimmt. Das Geſchrey über Katholicismus, Jeſuitismus machte geneigt, einen Zuſammenhang der geheimen Orden mit den Jakobinern, und das Mährchen der Propaganda zu glauben, deſſen Unwahrſcheinlichkeit gezeigt wird. Der gute und weiſe Regent habe nichts zu fürchten. Der Vf. thut hierauf allerley zum Theile ſehr zweckmäſsige Vorſchläge, wie einer künftigen Revolution vorgebeugt werden könne, welche ſich auf den Adel, auf beſſere Beſoldung der Diener, Verminderung des Militairs etc. beziehen. Auch erwägt er den Einfluſs der franzöſiſchen Irreligioſität auf Deutſchland, die bevorſtehenden Handelsveränderungen, den Verluſt, den Künſte und Wiſſenſchaften durch dieſe Staatsumwälzung erleiden dürften; alles iſt bunt durch einander gemiſcht, zum Theile gut, aber oberflächlich. Es ſind flüchtig hingeworfene Gedanken, die der Vf. kaum ſelbſt einmal durchgeleſen zu haben ſcheint, ehe er ſie dem Drucke übergab: Wie hätte er ſonſt ſolche Stellen ſtehen laſſen können, wie gleich auf der erſten Seite S. 9? „Das ſchwache Hausthier — ſo auch der Menſch! Schwach an Körper und Geiſt, kleinmüthig, unfähig, ſich ein beſſeres Loos zu denken, wird er gelaſſen die Sclavenkette tragen, und die Streiche ſeines Treibers vorlieb nehmen, wenn nur durch letztere (alſo durch die Streiche?) die dringendſten ſeiner Bedürfniſſe befriedigt werden.“

Die Reihe der Nro. 197 u. f. angezeigten, auf die franzöſiſche Revolution Bezug habenden Schriften, die wir mit zwey Ueberſetzungen einer Burkiſchen Schrift anfiengen, wollen wir auch mit der Anzeige von zwey Ueberſetzungen einer andern Burkiſchen Schrift beſchlieſsen, die zwar ſich nicht unmittelbar auf jene Begebenheit bezieht, aber doch damit in einiger Verbindung ſteht.

1. Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Edmund Burke's Rechtfertigung ſeines politiſchen Lebens, gegen einen Angriff des Herzogs von Bedford und des Grafen Landerdale*, bey Gelegenheit einer ihm verliehenen Penſion. Ueberſetzt mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von *Friedrich Gentz*. 1796. XXXIV u. 156 S. 8. (12 gr.)

2. Londres: *Lettre de Mr. Burke* à un noble Lord *ſur les attaques dirigées contre lui dans la chambre des Pairs* par le Duc de Bedford et le Comte de Landerdale dans la ſeſſion actuelle du Parlament. 1796. 72 S. gr. 8. (8 gr.)

Hr. Kr. Rath Gentz lieſs in ſeiner Ueberſetzung Nr. 1 die Briefform, da ſolche bloſs in der Ueber- und Unterſchrift ſichtbar war, als überflüſſig weg. In der Vorrede giebt er von der Veranlaſſung zu dieſer Rechtfertigung Nachricht. Es wurde nämlich von dem Herz. von Bedford und Grafen Landerdale in dem Oberhauſe die von dem Könige an Burke „den ehemaligen Advocaten der Sparſamkeit,“ gegebene Penſion als ungeheuer ausgeſchrieen und geäuſsert, daſs man durch eine ſolche Verſchwendung dem Volke eine gerechte Urſache zur Klage gebe. Dies geſchah 1795; und nach Hn. G. Erzählung ſoll Burke dieſe Penſion erſt zu Ende des Jahrs 1794 erhalten haben. Rec. weiſs damit nicht zu vereinigen, daſs Paine ſchon lange zuvor Burke den Vorwurf machte, daſs er ein heimlicher Penſioniſt der Krone ſey, und in dem, unter den Painiſchen Schriften Nr. 3 erwähnten Sendſchreiben die Geſchichte einer demſelben verwilligten, und von ihm verkauften Penſion von 1500 Pf. St. ſo umſtändlich angiebt, daſs man es um ſo weniger für eine Erdichtung halten kann, da nun die Penſion ſelbſt, und zwar eine viel anſehnlichere, offenbar geworden iſt. Sie wurde theils auf Burke und ſeine Gattin, theils, vermuthlich in der Abſicht, damit er ſie beſſer verkaufen könne, auf mehrere und jüngere Köpfe gegeben, und betrug 3700 Pf. St. alſo ohngefähr 4000 Louis-

Louisd'ors jährlich. Einen Theil derſelben von 2500 Pf. St. ſoll Burke für 37500 Pf. St. (gegen 200000 Thlr. Sächſiſcher Währung) verkauft haben.

Rec. iſt weit entfernt, die Verdienſte zu verkennen, welche B. ſich um ſein Vaterland erworben hat, oder die Art zu billigen, mit welcher der Ausfall gegen ihn im Oberhauſe geſchah; gewiſs macht aber eine ſolche Penſion die Unpartheilichkeit und Uneigennützigkeit eines Mannes und die Lauterkeit der Wärme verdächtig, mit welcher B. die Sache der Hofparthey vertheidigt. Und wenn nun eine ſo ſtarke Penſion in einem Zeitpunkte, in welchem die Miniſter ſelbſt die Laſten, die man dem Volke auflegen muſs, als kaum erträglich anerkennen, dem Manne *heimlich* ertheilt wird, der in frühern Jahren mit ſo vielem Eifer auf Einſchränkung der königlichen Macht in Verleihung von Penſionen drang: ſo wird deren Verleihung, Rec. ſollte glauben auch dem Unbefangenſten, um ſo auffallender werden.

Was B's Rechtfertigung anlangt: ſo fängt er ſolche damit an, daſs er den beiden, auf dem Titel genannten Herren des Oberhauſes dafür dankt, daſs ſie ihm die einzige Ehre erzeigt hätten, welche ſie zu geben im Stande wären; daſs man ihm ſeine Ruhe nicht gönne, daran ſey die franzöſiſche Revolution ſchuld, welche alles, ſelbſt die Grundverfaſſung des menſchlichen Gemüths, gänzlich umgekehrt habe. Er habe die Penſion nicht geſucht; der König und die Miniſter hätten geglaubt, daſs er ſolche verdient habe. Sein jetziges Betragen widerſpreche dem vorigen nicht; denn Haſs gegen *Revolutionen* habe ihn auch damals, *Reformen* vorzuſchlagen, veranlaſst. „Ich bilde mir nicht halb ſo viel ein auf das, was ich „that, als auf das, was ich zugleich Andere zu thun „hinderte.“ Bey Durchgehung ſeiner, dem Staate geleiſteten Dienſte äuſsert er, daſs er die Arbeiten in den indiſchen Angelegenheiten für die verdienſtlichſten halte. Nicht *ſeine* Penſion ſey ausſchweifend groſs; ſondern das, was dem Hauſe *Ruſſel* oder *Bedford* von der Krone verliehen worden. „Wenn immer nur weſentliche Dienſte und wahre Talente be„lohnt worden wären; ſo hätte es der Nation nie an Mit„teln gefehlt, und es wird ihr nie daran fehlen, jede gu„te Pflanze, die ihr Boden hervortreibt, zu beleben „und zu pflegen.“ Wie der Herzog, der wegen aller Dienſte, die er dem Staate leiſten könne, längſt im voraus, und ſo unglaublich reichlich bezahlt ſey, dazu käme, die Freygebigkeit der Krone zu controlliren? B. erzählt hierauf, wie der Stammvater dieſes Hauſes durch des Tyrannen Heinrich VIII. Gunſt und durch Theilnahme an deſſen Confiſcationen und Plünderungen zu hohen Würden und groſsen Beſitzungen gekommen ſey. Dann hält er ſich lange dabey auf, zu zeigen, wie wenig die Weltverbeſſerer des Herzogs und ſeiner Beſitzungen ſchonen würden, und wie gefährlich die neue Lehre, die er begünſtige, für ihn ſey. Er kommt dann auf ſich zurück, erzählt, daſs er neulich das Bild ſeines Freundes, des berühmten Lord Keppel, Bedfords Oheims, vorgefunden habe, und ſpricht bis ans Ende von dieſem, von ſeiner Verbindung mit ihm und von dem Urtheile, das derſelbe, wenn er noch lebte, über die Grundſätze der Revolutioniſten und über ihre Fortſchritte fällen würde, womit ſich dieſe Rechtfertigung ſchlieſst.

Dies iſt der ſummariſche Inhalt der Schrift, die in England in kurzer Zeit 15 Auflagen erhalten hat. Wir können ſie nicht richtiger als mit den eigenen Worten des Ueberſetzers beurtheilen. Nachdem er den leidenſchaftlichen Ton, in welchem B. ſchreibt, gemiſsbilligt hat, ſagt er: „Man wird dieſer Schrift „noch mehr Fehler als dieſe zur Laſt legen. Man „wird ſie vielleicht weitſchweifig, durch unnütze „Wiederholungen, durch eine gewiſſe Geſchwätzig„keit, die ſchon an das Radotiren des Alters gränzt, „ermüdend, von immer wiederkehrenden, gehäuf„ten, unverhüllten Selbſtlobe ſtrotzend, von ewi„gen Digreſſionen, (in deren einer ſie ſo gar höchſt „ſeltſam und unerwartet ihr Ende findet) von unge„heuren Tiraden, von mannichfaltigen Ausbrüchen „einer mächtig wirkenden Phantaſie entſtellt finden. „Nichts deſto weniger war ſie einer Ueberſetzung ge„wiſs nicht unwerth. Sie trägt in mehr als einer „Stelle das Gepräge der auſserordentlichen Kraft „und Geiſtesfülle, wodurch ſich alle Produkte „ihres Verfaſſers auszeichnen.“ Rec. unterſchreibt dies Urtheil mit voller Ueberzeugung; und jeder Unbefangene wird es Hn. G. Dank wiſſen, daſs er eine Ueberſetzung dieſer Schrift geliefert und ſie mit ſo zweckmäſsigen erläuternden und *unterrichtenden* Anmerkungen verſehen hat. Von jeder der kleinern unter dem Text gedruckten ſo wohl, als von den 4 gröſsern Anmerkungen, welche der Schrift nachgeſetzt ſind, gilt dies Urtheil. Dieſe liefern Nachrichten: 1) *über die Geſchichte der Reform des Civil-Liſten-Etats;* 2) *über den Plan einer Parlaments Reform;* 3) *Auszug aus einer ehemals von B. gehaltenen Rede, den Reform-Plan* und *beſonders die Penſionen betreffend;* 4) *über die Familie des Herzogs von Bedford.* Der Ueberſetzer zeigt hier, daſs B. dem Stammvater des Hauſes Unrecht thue, wenn er ihn einer Theilnahme an Buckinghams Hinrichtung beſchuldige.

Wie man Burke, dieſer Schrift wegen, einer neuen politiſchen Apoſtaſie beſchuldigen, und in derſelben demokratiſche Grundſätze finden könne, iſt dem Rec. ſo unbegreiflich, als Hn. G.; man müſste denn dahin die zuweilen etwas bittern Bemerkungen über das ererbte Verdienſt derer rechnen, die „zu Geſetzgebern gewindelt und gewiegt werden.“ Ueber B. vormaligen Uebergang von der Oppoſition zur Miniſterial-Parthey macht der Ueberſetzer in der Vorrede ſehr treffende Bemerkungen. Man kann heute vor dieſem, morgen vor einem andern Extreme warnen, ohne ſeine Meynung zu ändern; ob gleich auch dies kein Verbrechen iſt. Burke war nie Demokrat, und der in der 3ten Schluſsanmerkung mitgetheilte Auszug ſeiner Rede beweiſt die Uebereinſtimmung ſeiner vorigen Grundſätze mit den dermaligen. Auch macht noch in der Vorrede Hr. G. ſeine Leſer

auf

auf eine Sonderbarkeit in Burke's Vortrage aufmerkſam, indem er ihn auf ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn begleitet. Anſtatt daſs Andere mit Feuer beginnen und in ſpätern Jahren ruhiger werden, iſt es bey ihm gerade umgekehrt. In keiner ſeiner ſpätern Schriften findet man einen ſo ruhigen Gang der Unterſuchung, als in den ältern.

Die Ueberſetzung iſt mit lateiniſchen Lettern gedruckt, und Druck und Papier ſind derſelben würdig.

No. 2. die franzöſiſche Ueberſetzung hat nicht durchgehends das Verdienſt der deutſchen, daſs man ein Original zu leſen glaubt: doch iſt ſie nicht ſchlecht und jener, mit welcher Rec. ſolche bey Ermangelung des Originals vergleichen müſſen, meiſtens gleichförmig. Nur hie und da hat Rec. Abweichungen bemerkt, die einen andern Sinn geben. ſo heiſst es in der franz. Ueberſ. S. 67. „*Il faiſait grand cas de* „*l'ancienne nobleſſe, et il était tres - porte à l'augmen-* „*ter par de nouveaux honneurs;*“ in der deutſchen S. 116. „Er ſchätzte den alten Adel, war aber nicht „abgeneigt, ihn durch neue Ankömmlinge vermehrt „zu ſehen.“ Auch iſt Rec. aufgefallen, daſs von den Männern, unter deren Befehlen die Niederlande von Pichegrü, Jourdan etc. erobert wurden, in der franzöſ. Ueberſ. *Roland*, *Briſſot*, *Gorſas*, *Robespierre* und *Danton* genannt werden, in der deutſchen aber ſtatt dieſer Namen der des *Chenier* ſich findet; und gleich darauf vermiſſen wir in der deutſchen Ueberſetzung eine Stelle der franzöſiſchen S. 70. 71. und *eine ſich* darauf beziehende Anmerkung, nach welcher der Entwurf der Erklärung der Menſchenrechte, den la Fayette für ſeine Arbeit ausgegeben, Ramond dem Ueberſetzer von Coxe Reiſen, zugehört habe. Ob Hr. G. dieſe Stelle ausgelaſſen, oder ob der franzöſ. Ueberſetzer, vielleicht ein franzöſ. Ausgewanderter, das Original damit bereichert habe, läſst ſich in deſſen Ermangelung nicht beſtimmen. Der Ueberſetzer hat einige unbedeutende Anmerkungen beygefügt.

1) Riga, b. Hartknoch: *Hiſtoriſche Gemählde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen.* Herausgegeben von einer Geſellſchaft von Freunden der Geſchichte. 1 Band 1795. 428 S. 2 Band 1795. 421 S. 8.

2) Leipzig, in d. Wolfiſchen Buchhandl.: *Legenden aus der Geſchichte des Mittelalters und der neuern Zeiten.* 1796. 1 Bändchen. 224 S. 2 Bändchen.

Nr. 1. Merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte könnten unter einer guten Bearbeitung allerdings viel dazu beytragen, daſs der Hang zu wunderbaren Erzählungen auf einen zweckmäſsigern Gegenſtand gerichtet würde; und wenn die Herausg. wirklich dieſen Zweck vor Augen hatten, ſo möchte Rec. ſchon aus dieſem Grunde ihnen mit aller Achtung begegnen, wenn ſie auch der ſtrengen aber gerechten Forderung, ihre hiſtoriſchen Gemählde durch eine anziehende Schreibart empfehlungswürdig zu machen, nur zur Hälfte Genüge geleiſtet hätten. Aber — eine ſolche Compilation — nein, der Gedanke, hiſtoriſche Gemählde aufzuſtellen, hätte wirklich nicht durch dieſe Sorgloſigkeit in der Wahl der Gegenſtände, durch dieſes ungefähre Zuſammenraffen der verſchiedenartigſten Erzählungen, durch dieſe nachläſſige Behandlung, durch dieſe unverholne Gemächlichkeit, aus der nächſten Waſſergrube zu ſchöpfen, wo man nur einige Schritte weiter bis zur erſten reinen Quelle zu gehn hatte, entweiht werden ſollen.

Wer kann ſich der Fragen enthalten: wie kam Talliens Gemahlin, der Prediger Felsner, die Sängerin Mara, Rütgerot in Einbek u. ſ. w. zur Geſchichte der unüberwindlichen Flotte, zur Erobrung von Conſtantinopel, zum hl. Bonifaz u. a. m. Wie konnten die Verfaſſer den 2ten Theil, worin ſie auf allgemein intereſſirende Geſchichtsbegebenheiten mehr Rückſicht genommen hatten, mit einer ſo einfältigen Anekdote von Cartouche beſchlieſsen? Schon aus der Angabe der wenigen Stücke, die wir genannt haben, läſst ſich einigermaſsen ſchlieſsen, was der Leſer von dem Ganzen zu erwarten habe, welches ohne Unbequemlichkeit der Schriftſteller aus einigen hundert Theilen beſtehn könnte, wenn wir dem Leſer zutrauen dürften, daſs er es bis ans Ende geduldig aushalten werde.

Nr. 2) Faſt in gleicher Abſicht aber hoffentlich mit ungleich beſſern Erfolge ſind die Legenden geſchrieben. Es ſind ebenfalls Bruchſtücke aus der Geſchichte von verſchiedenen Gehalte. Aber der Ton in der Erzählung iſt ſo unterhaltend, die Begebenheiten ſind nach einem überlegten Plane ſo gut geordnet, daſs man das Ganze für einen Roman halten könnte: und da der Vf. ſo wenig Anſprüche macht, ſo kann man ihm die Gerechtigkeit nicht verſagen, daſs er weit mehr geleiſtet habe, als er verſprochen hatte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Die Räuber im Wasgau, eine Begebenheit aus dem franzöſiſchen Freyheitskriege.* 1797. 420 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Zur Zeit (denn auf der letzten Seite ſteht: *Ende des erſten Theils*) hat dieſer Roman noch weder auf die *Räuber im Wasgau*, noch auf den *Freiheitskrieg* groſse Beziehung. Er fängt ſich zwar damit an, daſs im Jahr 1792 einige verſprengte Franzoſen die ſich zur Armee des *Cuſtine* durchſchleichen wollen, unter Anführung von *Wolmar*, einem Deutſchen, der franzöſiſche Dienſte genommen, eine *Räuberbande* überwältigen, und ſich in der, mit allem Vorrath angefüllten Höhle derſelben niederlaſſen: allein nun geht es gleich in *Wolmar's* ehemaliges Leben zurück, und ſeine Begebenheiten bis zu dem Augenblick, da er unter die Franzoſen gieng, füllen dieſen Band, deſſen erſte Hälfte ſehr alltägliche und langweilige Dinge enthält. Als Student gewinnt *Wollmar* eine gewiſſe *Wilhelmine* um ihres menſchenfreundlichen Herzens

 willen

willen lieb; ſie wendet Verkleidung und erdichtete Briefe an, um den Eigennutz von drey Freiern, die nach ihr ſtreben, zu entlarven, und erklärt endlich *Wolmarn* für den Auserwählten. (Eine Probe, die Freunde *Wilhelminens* mit *Wolmarn* durch eine Geſpenſtermummerey anſtellen, iſt wohl nur angebracht, damit der Mode zu Ehren doch auch eine Geiſtererſcheinung vorkomme.) Daſs *Wolmar* in Abweſenheit des Vaters *Wilhelminen* die Unſchuld raubt, wirft einen Schatten auf beider Charakter, aber deſto rühmlicher iſt ihre beiderſeitige Treue und Standhaftigkeit. Er nimmt ſich vor, um ihrentwillen in Koblenz eine Officiersſtelle zu ſuchen, und ſie bleibt ſeine unzertrennliche Gefährtin. Jetzt häufen ſich Abentheuer, Entführungen, wundervolle Wiedervereinigungen, Miſsverſtändniſſe, Täuſchungen, Duelle, Nachſtellungen von koketten Frauen, und argliſtigen Emigranten. Vornämlich geht ein bis itzt noch unerklärbares Wunder mit einem Ringe vor, der ſich nach und nach verdreyfacht, und zu einer Menge Irrungen Anlaſs giebt. Der Leſer kann es *Wolmarn* nicht verzeihn, wenn er *Wilhelminen* zuletzt blos darum verläſst, weil ihre Niederkunft etwas zu früh erfolgt: doch da er am Schluſs dieſes Theils ihre Leiche mit einem Ring am Finger ſieht: ſo wird auch hier wohl wieder Zauber und Miſsverſtändniſs zum Grunde liegen. Die Zeichnung der edlen Charaktere gelingt dem Vf. weniger, als die niedrigkomiſchen Schilderungen eines ehemaligen Schauſpielers, eines pedantiſchen Chirurgus, und einer geitzigen Betſchweſter, doch verfällt er dabey oft ins Poſſenhafte. Zu Proben ſeines oft ſeltſamen Stils mögen folgende Stellen dienen: S. 66. „Wider Wiſſen ſetzte er „(die Liebe) den heimlichen Deſpoten, den er bereits „dethroniſirt zu haben glaubte, ſolenniter wieder „in ſeine Rechte ein, ohne ihm den Kapzaum der „Konſtitution überzuwerfen. S. 211. Im zweyten „Feldzug hatten die Sansculotten das ganze Syſtem „mit ſammt ſeinem Princip rein vergeſſen, und die „überrheiniſche Pfalz gab den unbeſtreitbarſten Mi„nor zu einem Syllogismus her, der den behaupteten „edlen Charakter der Revolution gänzlich widerlegte." S. 33: „Ihr hoher ſchlanker Wuchs leitete das Auge „des Schönheitsmeſſers auf ein griechiſches Profil, „auf ein in üppige Locken darüber hinquellendes dun„kelbraunes Haar, ihr Gang war ein bezauberndes „Wellenſpiel hogarthiſcherSchönheiten, ein Bogen ihr „in die Hand, und es war Diana, wenn ſie im anſpruch„loſen Negligee Täubchen fütterte, Anadyomone. (?)"

Schleswig, b. Roehſs: *Walther*, oder, *Geſchichte eines nordamerikaniſchen Pflanzers*, ein Denkmal des Glaubens an Gott. 1796. 322 S. 8. (20 gr.)

Eine Epiſode aus dem, bis jetzt in zwey Theilen beſtehenden Romane: *Auguſte und Hieronymus*, oder, *Briefe über die moraliſche Bildung des Menſchen nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit von einem Frauenzimmer* erſcheint hier, um ihrer moraliſchen Gemeinnützigkeit willen, beſonders abgedruckt, doch, wie der Verleger verſichert, ohne Vorwiſſen der Verfaſſerin, daher auch hier keine Veränderungen damit vorgenommen worden ſind.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Der ſchützende Genius*, eine Geſchichte voller Wunder, aber ohne Geiſter, von *S.* 1797. Erſter Theil. 232 S. Zweyter Theil. 285 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der unſichtbaren Schutzgeiſter, die Fleiſch und Bein haben, der Wunder, die doch am Ende keine Wunder ſind, der räthſelhaften und geheimniſsvollen Begebenheiten, die doch ganz natürlich zugehen, kommen ſeit einigen Jahren ſo viele in Romanen vor, daſs die Leſer, die Geduld genug gehabt haben, zwanzig Romane von der Art zu leſen, beym Anfang des ein und zwanzigſten wenig Bogen werden durchlaufen können, ohne ſich überſättigt zu fühlen. Kommt nun vollends hinzu, daſs in einem ſolchen myſtiſchen Romane, wie hier, dem Leſer gleich die Ritterharniſche, deren Geklirr er eben ſo überdrüſſig iſt, entgegenraſſeln, daſs ihm, wenn er auch nur ein wenig blättert, Turniere, Bundesverſammlungen, heimliches Gericht, Fehdebriefe, und Duelle in die Augen fallen, ſo muſs er, wenn er ſich auch überwindet, weiter zu leſen, ſchon zum voraus gegen das Werk eingenommen ſeyn. Und doch iſt hier die Verwicklung des Plans ſo gut, als in den *geleſenſten* Schriften von der Art, und die *Ausführung zwar* ohne hervorſtechende Schönheiten, aber doch ohne auffallende Mängel. Eine Unbekannte rettet, gleich einem Feenring, den Helden durch ihre plötzliche Dazwiſchenkunft, und geheimniſsvolle Erſcheinung von Verführungen, Nachſtellungen, und Gefahren, aus Ketten und Banden, und vom Tode ſelbſt, ohne daſs er weiſs, wie es zugeht, und ohne daſs er ſie eher kennen lernt, als bis ſeine Treue durch eine Menge Prüfungen bewährt iſt. Daſs er einer Perſon, deren Bildung er nur vom erſten Blick her, und deren Charakter er gar nicht kennt, auf allen Bergen und Schlöſſern nachſpürt, giebt ihm einen ſehr romantiſchen Anſtrich. Er iſt ein tapfrer und biedrer Ritter, aber theils läſst er ſich einigemal zu ſehr von der Sinnlichkeit hinreiſſen, theils begeht er manche Unbeſonnenheiten, für die er hart büſſen muſs.

* * *

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Berlin, b. Lagarde: *Fables de Florian.* Nouvelle Edit. av. fig. 1797. 171 S. 12. (18 gr.)

Ebendaſ., b. Ebend.: *Fables du Duc de Nivernois publiees par l'Auteur.* Nouvelle Edit. 1797. 1 T. 238 S. 2 T. 233 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Gebete für die Jugend in Liedern.* Herausgegeben von G. H. *Berkhan.* 2te Aufl. 1797. 64 S. 12.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Junius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha u. Petersburg, b. Gerſtenberg u. Dittmar: *Ueber Rufslands Handel, landwirthſchaftliche Cultur, Induſtrie und Produkte*, von *W. C. Friebe.* Zweyter Band. 1797. 447 S. nebſt 29 S. Anh. 8.

Im erſten auch von uns (A. L. Z. 1796. Nr. 276.) angezeigten Bande beſchrieb der Vf. die ruſſiſchen Provinzen am ſchwarzen Meere, in phyſiſcher, ſtatiſtiſcher und landwirthſchaftlicher Rückſicht. Hier werden die mittlern und nordlichen Länder dieſes Reichs zwiſchen dem Niemen und der Kama bis zum Eismeer, oder ein Flächenraum von 80,000 Quad. Werſte dieſseits des Uraliſchen Gebirges auf gleich belehrende Art behandelt. Ihre ältere und neuere Handelsgeſchichte, die allgemeine Beſchaffenheit des Erdreichs und deſſen Produkte, das verſchiedene Klima dieſer Gegenden, ihre Induſtrie werden hier mit groſser Sachkenntniſs, genauer Prüfung der darüber vorhandenen Materialien und zweckmäſsiger Kürze dargeſtellt. In beſondern Abſchnitten giebt der Vf. auch eine deutliche Ueberſicht von den vornehmſten Handelsplätzen, den Gewäſſern, welche das einheimiſche und auswärtige Verkehr erleichtern, und den Waaren, welche der hier beſchriebene Landſtrich zur Ausfuhr liefert.

Die alte und neuere Handelsgeſchichte iſt hier, wie im vorigen Theil, nach den beſten Quellen entworfen, keine Hauptbegebenheit übergangen, und wenn wir gleich bey einzelnen Thatſachen nicht mit dem Vf. übereinſtimmen, im Ganzen mit groſsem Fleiſse und ſorgfältiger Prüfung bearbeitet. Daſs Wisby zu Ende des eilften Jahrhunderts 12000 Kaufleute gezählt habe, ſollte kein kritiſcher Geſchichtforſcher wiederholen, eben ſo wenig als daſs Jornandes ſchon Nowogrod unter *Civitas nova* gekannt habe, wenn gleich dabey Hr. Fiſcher als Gewährsmann angeführt iſt, deſſen Angaben in der deutſchen Handelsgeſchichte gewöhnlich eine kritiſche Prüfung erfodern, ehe man ſolche blofs nach ihm wiederholen kann. Nach S. 23. ſoll Neſtor die Waruger, welche den ruſſiſchen Staat gründeten, *Deutſche* genannt haben. Dieſen Schriftſteller konnte Hr. F. doch wohl entweder im Original oder der Ueberſetzung befragen. Nach dem vor uns liegenden Neſtor ſagt die hieher gehörende Stelle dies keinesweges, ſondern nur, daſs die verſchiedenen Waruger, Rus, Swii, Urmjaner, Jaglja der und Goten genannt worden. Den dritten Namen will Hr. F. doch wohl nicht in Germaner verändern, da man ihn natürlicher durch Normänner erklärt, Lieflands Entdeckung und die Ausbreitung der Deutſchen in dieſen Gegenden wird dagegen, ſo wie das Hanſiſche Verkehr mit Nowogrod, nach den wichtigſten Veränderungen beſchrieben, ohne den Leſer durch unbedeutende Vorfälle zu ermüden. Eben daſſelbe müſſen wir bey der Handlungsgeſchichte der Engländer über Archangel bemerken. Nur ſind dabey Jenkinſons Nachrichten, die uns Hakluit erhalten hat, nicht benutzt worden, welche einzelne treffliche Nachrichten über den ruſſiſchen Handel dieſer Zeiten enthalten. Die gewöhnliche Meynung, warum Zaar Alexei der Engländer bisherige Handelsfreyheiten 1648 aufhob, läſst der Vf. nicht gelten, weil es ihr an tüchtigen Beweiſen fehlt. Er glaubt vielmehr, daſs der Zaar auch deswegen andere Nationen an der archangelſchen Schiffahrt Theil nehmen laſſen, um den Handel ſeines Reichs zu erweitern und ſeine Staatseinkünfte zu verbeſſern. Der Handel von Riga in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird nur im allgemeinen berührt. Einige genauere Aufklärungen können wir ihm in *Ebelings* Handelsbibliothek. II. B. S. 120 etc. nachweiſen, wo die vorzüglichſten Ein- und Ausfuhrartikel des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts verglichen ſind. — Ueber die Fortſchritte des Petersburger Handels ſind hier die ſicherſten Aufklärungen zuſammengetragen.

Der Handelsgeſchichte hat der Vf. einen beſondern Abſchnitt über das ruſſiſche Münzweſen und deſſen Veränderungen angehängt. Von ältern Zeiten läſst ſich freylich wegen Mangel an Nachrichten wenig vorher unbekanntes ſagen; auch von neuern Zeiten ſind die Münzveränderungen nicht ſo genau, als in *Schlözer's* Münzgeſchichte angegeben. Dagegen hat der Vf. den in neuern Zeiten gefallenen Werth des Silberrubels und des Papiergeldes zu erklären verſucht. Ueber die Geſchichte der alten Rubel hätten wir hier eine genauere Unterſuchung gewünſcht. Wir glauben immer, daſs dieſe urſprünglich einerley mit den Sonmi in den Handelsſtädten des ſchwarzen Meeres waren, die ein beſtimmtes Gewicht an feinem Silber hatten, und hernach in Aſpern und anderm kleinen Courantgelde vermünzt wurden. In liefländiſchen Urkunden von 1509 und 1554, die *Hupel* in den neuen Nord. Miſcellaneen abdrucken laſſen, findet ſich unter den ruſſiſchen Münzen zuweilen der Ausdruck Stück Silber, der in andern durch Rubel überſetzt wird. Wie weit die älteſten Rubel mit den Sonmi übereinſtimmten, oder ob ſie nur eine Nachahmung jener Münze waren, dies verdiente wohl eine nähere Unterſuchung. Die von Hn. F. S. 120. angeführte Stelle des Guagnin beſchreibt den Rubel der damali-

gen Zeit auch als ein länglich gegoſſenes Stück Silber. Im zweyten und dritten Abſchnitt beſchreibt der Vf. die ruſſiſchen Gewäſſer, in ſofern ſie den Handel erleichtern, die Hafen und innern Handelsſtädte, nebſt der Groſse und Wichtigkeit ihres Verkehrs. Von den vornehmſten ſind zugleich Ein- und Ausfuhr bis 1796 mitgetheilt. Beſonders iſt der Handel von Petersburg durch mehrere Beylagen erläutert, welche zeigen, wie viel einzelne Kaufleute der Reſidenz 1795 ein- und ausgeführt haben; die Wechſelcurſe, die Unkoſten beym Ein- und Ausſchiffen etc. Ueber 500 Fahrzeuge paſſiren den Ladoga-Kanal; ſie können aber wegen der Katarakten im Mſta nicht zurückfahren, daher die Schiffe als Brennholz verkauft werden müſſen. In Moſcau waren 1796 fünf engliſche und zwölf deutſche Comtoirs. Mietau hatte bey der Zählung von 1795 12350 Einwohner und in Wilna waren bey der ruſſiſchen Beſitznehmung 1.000 Juden vorhanden. Ueberhaupt kann dieſe Nation in dem ruſſiſchen Litthauen zu obrigkeitlichen Würden, wie Bürgermeiſter oder Stadthaupt, gelangen.

Die zweyte Abtheilung dieſer Schrift begreift die landwirthſchaftliche Cultur, Induſtrie und Produkte des mittlern und nördlichen Ruſslands. Von allen dieſen verſchiedenen Gegenſtänden erhält man hinlängliche Nachricht. Die in Petersburg ſo ſehr geſchätzten archangelſchen Kälber wiegen von 680 bis 800 ruſſiſche Pfunde. Sie werden aber auch 40 Wochen abgeſondert von der Kuh mit Milch getränkt. Seit 1788 iſt in Archangel eine Heringscompagnie errichtet, aber von ihren Geſchäften hat der Vf. nichts erfahren. Das Sammeln der Eiderdaunen um Kola und an den Küſten des Eismeers wird vielleicht bald dieſen ganzen Nahrungszweig zerſtören, weil die Einwohner zugleich die Eyer aus den Neſtern rauben. Die Metallwaaren, welche Tula liefert, ſind freylich wohlfeil, aber nicht dauerhaft. Von ſechs Schlöſſern, die man dort kauft, findet ſich ſelten nur eins, das brauchbar iſt. Ueberhaupt werden in Ruſsland noch keine feine Meſſer und Scheeren verfertigt. Die vornehmſten Seidenmanufacturen, die ſehr gute Waaren liefern, ſind im Gouvernement Moſcau, nämlich 70 für ſeidene Tücher, zwey für Strümpfe und 38 für andere Seidenzeuge.

St. Petersburg, in der Kaiſ. Buchdruckerey: *Journal von und für Ruſsland*, herausgegeben von *J. H. Buſſe.* Dritter Jahrgang. Erſter Band. 1796. 384 S. Zweyter Band. 350 S. 8.

Die erſten Bände dieſer lehrreichen Monatsſchrift haben wir bereits (A. L. Z. 1796. Nr. 145.) nach ihrem Plan und Inhalt unſern Leſern nach Verdienſt empfohlen. Wir freuen uns hier die Fortſetzung anzeigen zu können, bey der wir nur bedauern, daſs der Vf. bey ſeiner Arbeit von dem leſenden Publicum nicht ſo unterſtützt wird, als er zu erwarten berechtigt war, und daher vielleicht aus Mangel an Abſatz gezwungen ſeyn dürfte, ſeine Arbeit aufzugeben. Doch wir zweifeln nicht, daſs ſich die Leſer in der Maaſse vermehren, als Hr. *B.* fortfahren wird, ſich auf intereſſante Nachrichten einzuſchränken, und die Bände in einem nicht zu langen Zwiſchenraum einander folgen zu laſſen. Von den hier meiſt aus dem ruſſiſchen überſetzten Aufſätzen zeichnen wir nur folgende aus. *Pallas* phyſiſches und topographiſches Gemälde von Taurien. Der Vf., der dort in der Nachbarſchaft von Sewaſtopol wohnt, ſchildert dieſe Provinz nach ihren natürlichen Vortheilen und Mängeln; allein ihre Topographie iſt hier noch nicht behandelt. *Beſchreibung der Statthalterſchaft Tanbow.* Sie ward ſchon 1779 eröffnet, ihre Oberfläche beträgt 54.111 Quadr. Werſte und ſie hatte 1789 überhaupt 883.572 Einwohner, darunter 19.000 geiſtlichen Standes waren. Sonſt ſind in dieſer Beſchreibung, wie in vorigen Theilen bey andern Statthalterſchaften geſchehen, alle Kreiſe nach ihren Städten, Nahrungszweigen und ihrer natürlichen Beſchaffenheit geſchildert. *Ueber die ehemaligen ruſſiſchen Rangſtufen.* Hier werden freylich viele alte Titulaturen und Vorrechte des ruſſiſchen Adels erklärt; aber ſie ſind bey weiten nicht von undurchdringlichen Dunkelheiten befreyt, noch weniger iſt dieſe Materie nur einigermaſsen erſchöpft worden. Das ruſſiſche Original erſchien 1784 in Moſcau. *Ueber den auswärtigen Handel Peter des Groſsen vom J. 1693 — 1709.* Hier ſind viele einzelne Data über den Handel von Archangel geſammelt, weil die Regiſter über die nähere Geſchichte dieſes Handels längſtens verloren ſind. Um 1693 kam der Kaiſer zuerſt nach Archangel, und gab den fremden Kaufleuten unter andern den Auftrag, ihm aus Holland ein Kauffahrteyſchiff kommen und es für ihn mit Tuch für die Armee beladen zu laſſen. Um 1716 wurden die Juchten zuerſt für Kronwaare erklärt, doch der Handel ſchon 1719 wieder freygegeben, ſo wie mit andern Waaren, die ausſchlieſsend von der Krone verkauft wurden. Die Liſte der in dieſem Zeitraum jährlich eingelaufenen Schiffe zeigt, daſs durch den Anbau von Petersburg ihre Zahl keineswegs vermindert ward, vielmehr kamen ſeit 1704 immer mehr Schiffe an als in frühern Jahren, das einzige Jahr 1706 ausgenommen.

Zweyter Band. *Ueber die im aſtrachaniſchen Gouvernement nomadiſirenden Kalmücken.* Sie unterwarfen ſich erſt 1673 dem ruſſiſchen Reiche, ob ſie gleich ſchon früher mit ſelbigen in Verbindung ſtanden. Nach ihrer Auswanderung um 1771 ins chineſiſche Reich iſt etwa der vierte Theil auf ihren alten Weideplätzen zurückgeblieben, die unter 13 Oberhäuptern leben. Der Aufſatz enthält auch einiges von ihrer Verbindung mit Tibet und ihren Opfergebräuchen. *Neueſter Zuſtand der lutheriſchen Gemeinde in Orenburg.* Sie beſteht aus hundert Erwachſenen beiderley Geſchlechts, die in den weitläuftigen Provinzen Orenburg und Ufa zerſtreuet ſind. Ihre Kirche iſt ganz verfallen und die Gemeine ihrer gänzlichen Auflöſung nahe. *Beſchreibung der Statthalterſchaft Simbirsk und der Städte im G. Niſchogorod.* Erſtere iſt ſehr kurz, in der andern wird von 13 Städten und

der Volksmenge dieſer Provinz Nachricht gegeben. Die Stadt Niſchnii Nowgorod kann man als den innern Haupthafen des ruſſiſchen Reichs anſehen. Hier kommen jährlich mit Getreide, Eiſen und andere Waaren 2200 Fahrzeuge an. Die Stadt liegt am Vereinigungspunkt der Wolga und Oka, hat 10,000 Einwohner, aber nur 25 ſteinerne Hauſer. In dieſer Provinz liegt auch Makariew, bey welcher Stadt im Julius ein berühmter Jahrmarkt gehalten wird, den Kaufleute aus ganz Rufsland, Polen, Perſien und der Türkey beſuchen. *Ueber die mongoliſchen Bücher der petersburger akademiſchen Bibliothek.* Hr. Jährig, der ſich ſechszehn Jahre unter den Mongolen aufgehalten hatte, und dieſen Katalog verzeichnete, ſammelte die meiſten an Ort und Stelle. Den ältern von Bakmeiſter beſchriebenen Bericht der Akademie erklärt er für lauter ausgeriſſene Blätter, die das Aufheben nur deswegen verdienen, weil ſie einmal da ſind. Die meiſten hier verzeichneten Schriften gehören zur religiöſen Klaſſe. Eben derſelbe 1795 verſtorbene Gelehrte hat einen Grundriſs der Brachmanniſchen Religion, beſonders in Tibet, hinterlaſſen, wovon der Paſtor Grot den Druck des erſten Theils in deutſcher Sprache beſorgt hat. Aus dieſem iſt hier die Einleitung und der erſte Abſchnitt eingerückt. Wir bemerken aus ihm, daſs die Indier und Einwohner von Tübät (ſo ſchreibt Hr. Jahrig immer Tibet) den höchſten Gipfel der tübätiſchen Gebirge Buddalah, d. i. Archen- oder Schiffsträger, nennen. Dieſer Name hat wahrſcheinlich Veranlaſſung zur Stadt Budala oder Putala gegeben, die nach unſern Karten ſüdwärts von Laſſa auf einem Berge liegen ſoll. Beide Bände enthalten auſser einigen andern Aufſätzen, Anzeigen neuer ruſſiſcher Bücher, kaiſerliche Ukaſen und Staatsſchriften. Unter den letzten nennen wir hier nur die wichtigſten Acten, die Unterwerfung von Curland betreffend.

PHILOLOGIE.

Stuttgart, b. Löflund: *Hebräiſches Leſebuch für Anfänger*, von *M. C. C. F. Weckherlin*, Präceptor am Gymnaſium zu Stuttgart. 1797. XVI, 92. u. 63 S. 8.

Eine zweckmäſsige Zwillingsſchrift zu der No. 95. der A. L. Z. rühmlich angezeigten hebräiſchen Grammatik des Vfs. Die Vorrede beweiſt, daſs er die Bedürfniſſe junger Anfänger gut kennt, und ſie zu befriedigen Fleiſs und Sinn hat. Die 0 Stücke des Leſebuchs ſind *zum Theil bibliſche* zum Theil *neuere* Compoſitionen. Das allmähliche Fortſchreiten vom leichteren zum ſchwereren iſt gut beobachtet, auch überhäuft der Vf. nicht mit Grammaticalien. Bey jedem Stück einiges. Am Ende ſummiert es ſich doch; zumal wenn, wer ſein Leſebuch nebſt ſeiner Grammatik gebraucht, ſich nach den Umſtänden zu richten weiſs. Die *bibliſchen* Stücke ſind nicht bloſs aus der hebräiſchen Bibel abgeſchrieben. Der Vf. hat ſich das Verdienſt gemacht, ins kurze zu ziehen und näher aneinander zu rücken, was dort, nach dem uralten Erzählungston, gedehnt iſt. Sehr richtig wird bemerkt, daſs der Lehrer anfangs auf Fertigkeit im Leſen vorzüglich dringen müſſe. Eilt man darüber weg, ſo verliert man in der Folge überall beſonders im Nachſchlagen der Grammatik und des Wörterbuchs, doppelt und dreyfach ſeine Zeit und wird nur ſehr ſpät fehlerfrey leſen lernen. Selbſt die, welche in älteren Jahren das Hebräiſche zu lernen anfangen, ſetzen ſich dadurch äuſserſt zurück, wenn ſie nicht in den erſten Wochen Kinder werden, und das Leſen — auch durch Nachmalen der Buchſtaben, öfteres Durchleſen der Conjugationen u. dgl. — ſchnell zur Fertigkeit bringen wollen. Noch mehrere methodologiſche Winke machen die Vorrede leſenswehrt. Die *nichtbibliſchen* Stücke ſind aus dem Berliniſchen Leſebuch für Judenkinder von Aaron Wolfsſohn ausgewahlt, und am Ende S. 49—62. in einer deutſchen Ueberſetzung von hebräiſchen Idiotismen entkleidet, um beider Sprachen Unterſchied zu zeigen. (Es möchte auch wohl Lehrer des Hebräiſchen geben, denen eine Ueberſetzung nützen kann!)

Eine Schrift, welche bey ihrer erſten Erſcheinung ſchon ſoviel Plan und Zweckmäſsigkeit hat, verdient es, daſs Rec. den Fleiſs des Vfs. durch einige verbeſſernde Beyträge ehre und ermuntere. Bey den nichtbibliſchen Stücken, welche der Vf. aus dem ſchon genannten jüdiſchen Leſebuch ausgehoben hat, und bey den abgekürzten bibliſchen Fragmenten ſind dem Rec. folgende Bemerkungen aufgefallen. S. 9. Lin. 15. Ob der Hebräer das Collectivum *Daſcha* auch im Plural gebraucht habe, iſt unbekannt und zweifelhaft. S. 10. Lin. 14. lies האריס oder noch richtiger הָאֵד (Geneſ. 2, 6.) ſtatt הערים — Statt רֹכִּי S. 13. Lin. 3. wäre dem Sinn augemeſſener הַאֲזִינוּ oder הִקָּבְצוּ Geneſ. 49, 2. In den Pflichten gegen den Lehrer S. 16. ſagt Lin. 3. etwas ſtark: *Lo taſur mehaem jamin uſchemol.* Man ſieht wohl, daſs ein Rabbine und *nicht* Hr. W. Vf. dieſes Gebots iſt: „von den Worten des Lehrers weder zur Rechten noch zur Linken zu weichen!“ Eben ſo betreffen einige andere Erinnerungen nicht Hn. W. ſondern die Quelle der nichtbibliſchen Stücke, das berliniſche Leſebuch; z. B. S. 18. Lin. 10. ſteht ארי אחד S. 24. Lin. 3. איל אחד. Der alte Hebräer würde ſtatt des Germanismus אחד den Artikel ſetzen הָארי *hic vel ille leo.* Vgl. B. d. Richt. 9, 9. ff. — S. 21. Lin. 9. ſtünde nach אז beſſer die *forma futuri.* ſ. 2 Moſ. 15, 1. Joſ. 8, 30. — S. 57. Lin. 14. iſt על bey על הים wegzulaſſen. Da der Vf. mit Recht in der Auswahl der Stücke auch die pädagogiſche Rückſicht beobachtet hat, was jungen Anfängern unanſtöſsig ſey; ſo möchte wohl S. 30. 31. noch die Erzählung von Iſaaks Aufopferung wegzulaſſen ſeyn. So ſehr Rec. die heroiſche Reſignation und Gottergebenheit (Abrahams reſpectirt, welcher *ſeiner* Ueberzeugung, daſs Gott das Menſchenopfer ſeines Sohnes fodere, ſein theuer-

theuerſtes hingab; ſo ſchwer möchte es doch ſeyn, Kindern begreiflich zu machen, daſs *nur die Abſicht* bey dieſer Handlung Nachahmung und Achtung verdiene, in dem Urtheil aber, daſs Gott Menſchenopfer fodern *könne*, Abrahams Verſtand unter dem Einfluſs der Zeitmeynungen geſtanden ſey und in der Materie der Handlung geirrt habe. Aus ähnlichen Gründen möchte die Geſchichte von Joſeph gegen Potiphars Frau S. 37. wegzulaſſen ſeyn, wenn gleich der Vf. durch eine ſchickliche Aufſchrift den Blick auf das Reſultat derſelben zum voraus richtig hinzulenken geſucht hat. S. 60. Lin. 15. 16. könnte durch den nichtbibliſchen Zuſatz, „Siehe, ſie ſind aufgeſchrieben in dem Geſetzbuche, welches wir bis auf den heutigen Tag übrig haben" leicht bey dem Anfänger die Meynung entſtehen, wie wenn gewiſs Moſe ſelbſt ſchon den Pentateuch verfaſst und hinterlaſſen habe; was doch zum wenigſten ganz im Zweifel gelaſſen werden muſs. Der Vf. verſteht ספר תורה hier ohne Zweifel nur von einer Geſetzrolle, welche Exod. 24. 7. ספר ברית genannt wird, und wahrſcheinlich (nach V. 3.) die dort K. 20—23. enthaltenen kurzen Geſetze, welche alle oder faſt alle urſprünglich moſaiſch ſeyn mögen, enthalten haben mag.

Nach den Uebungsſtücken zum Leſen und Ueberſetzen, von denen der Vf. S. 91. 92. den Uebergang zum Gebrauch des Codex ſelbſt andeutet, folgt S. 1—48. ein kurzes, hebräiſch-deutſches Verzeichniſs der vorgekommenen Wörter; ebenfalls ſehr brauchbar. Der Druck des Ganzen iſt zwar nicht völlig fehlerfrey und das beygedruckte Verzeichniſs wäre hie und da noch zu vermehren (S. 32. Lin. 18. der zweyten Columne.) Doch iſt auch für die bey ſolchen Schriften ſo ſchwer erreichbare Correctheit viel mehr als gewöhnlich geleiſtet.

Hamburg, b. Hoffmann: *Spaniſches Leſebuch für Anfänger.* Nebſt einem Wörterbuch über die hierin enthaltene (n) Aufſätze. Von *J. D. Wagener.* 1793. 190 S. 8. (10 gr.)

Die geſchmackloſeſte Compilation, die Rec. kennt. Der Inhalt iſt: S. 5. Einige leichte Redensarten. S. 6. Kurze geographiſche und ſtatiſtiſche Notizen, als: die 6 Hauptflüſſe *Europas* ſind: der Rhein, der Mayn, die Donau, die Oder, die Weſer und die Elbe. S. 8. Die Zahlen. S. 10. Erzählungen und moraliſche Betrachtungen. Z. B. Wüſste ich, daſs meinem Hemde der kleinſte Gedanke meines Herzens bekannt wäre, ſo würde ich es ſogleich verbrennen und nie ein anderes anziehen. — Ohne Gehorſam kein König, ohne König kein Geſetz, ohne Geſetz keine Gerechtigkeit, ohne Gerechtigkeit keine Friede, ohne Friede Krieg und beym Kriege kann das gemeine Weſen nicht beſtehen. S. 16. Fragen und Antworten, z. B. welche Geſchöpfe fallen dem Menſchen am meiſten zur Laſt? Antwort: der Floh, die Laus, die Fliege und die Wanze. „So delicat auch jemand ſeyn mag, ſo glaube er doch nicht, daſs er ſterben werde, ohne daſs ihn die Flöhe einmal geſtochen u. ſ. w. S. 24. Das bekannte Mährchen von dem römiſchen Sklaven Andronicus, höchſt langweilig erzählt. Wir erfahren hier, daſs auf den römiſchen Amphitheatern auch Greife kämpften, die man in den Wüſten Aegyptens und auf dem Caucaſus fing. S. 44. Einige Stellen aus der ſpaniſchen Ueberſetzung des Telemach, die den leſenswürdigſten Theil des Buchs ausmachen. S. 65. unter dem Titel *hiſtoria muy divertida*, welcher, wenn divertido das *franzöſiſche* divertiſſant ſeyn ſoll, nicht ſpaniſch iſt, die vierte Novelle des zweyten Theils der *Novelas exemplares* des *Cervantes* auf eine ſeltſame Weiſe verſtümmelt und von Druckfehlern verunſtaltet S. 95. Einige Gruſsformeln alter und neuer Völker. Zuletzt ein Verzeichniſs der im Leſebuch vorkommenden Wörter. Man muſs geſtehen, daſs ein ſolches Buch nicht ſonderlich geſchickt iſt, der ſpaniſchen Sprache Liebhaber zu erwerben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Bamberg*, gedr. b. Klietſch: *De relegatione.* Oratio quam collata dignitate doctoratus, juridici publice praelegit D. *Georgius Michael Weber*, Ictus Bamberg. (ohne Jahrzahl.) — Eine Vertheidigung der Landesverweiſung gegen die allgemeine Stimme der Criminaliſten, die ſich gegen ſie erhebt. Der Verbrecher könne durch das Exil weit eher wieder zum ſittlichen Menſchen gebildet werden als wenn er in ſeinem Vaterlande bleibe; man mache dadurch den Staat nicht ärmer an Bürgern, denn manchem Staat wären ſeine Armen ſo überläſtig; es ſey keine Ungerechtigkeit gegen andre Staaten; denn was ſey die geringe Zahl der Verwieſenen gegen die vielen Staaten, in die ſie ſich zerſtreuen könnten, und wie viele ſchlugen nicht den Weg der Beſſerung ein, man irre ſich, wenn man ſie für keine Strafe halte; denn wer verlöre nicht ungern ſein Vaterland, und doch ſey es auch keine zu harte Strafe, ſondern vielmehr der leichteſte Weg für den Verbrecher, ſich wieder über die Schande emporzuheben. Die Unmoralität der Landesverweiſung ſcheint doch der Vf. keineswegs aus dem Wege geräumt zu haben, und kein Staat ſollte ſich bey andern Staaten herabſetzen, wenn ihm andre Maaſsregeln zu Gebote ſtehen. Dagegen will Rec. nicht leugnen, daſs die wohl zu unterſcheidende *Deportation*, ſo wie die bloſse Räumung einer Stadt, als Policeyſtrafe in manchen Fällen nützlich ſeyn können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Junius 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1. Stockholm, in der Königl. Buchdruckerey: *Reglemente för arméens Flottas för waltning och redogörelſe* (Reglement für die Verwaltung und Berechnung bey der Flotte der Armee.) 1795. 22 Bog. in 4. mit vielen Tabellen.

2. Stockholm, in der Königl. Buchdruckerey: *Reglemente för Kongl. Majts tunga och latta Cavalerie.* I. II och III Del. (Reglement für die Königl. ſchwediſche leichte und ſchwere Cavallerie.) I Th. 20 Bog. 8. II Th. 17 Bog. III Th. 1795. mit Kupfertafeln.

Nicht leicht ſind irgendwo in kurzem ſo viele verſchiedene und ausführliche Reglements in Militairſachen erſchienen, als ſeit einigen Jahren in Schweden. Ein Beweis, daſs man darauf eine vorzügliche Aufmerkſamkeit wendet. Das Reglement für die *Flotte der Armee* hat 10 Abtheilungen. 1) Von der allgemeinen Einrichtung bey derſelben. Die Flotte der Armee iſt ein Theil der Armee, der dazu gebraucht wird, auf dem Waſſer und beſonders in der Scheere zu agiren. Sie deckt die Flanke der Armee, ſichert die Zufuhr zu Waſſer und führt gemeinſchaftlich den Operationsplan der Armee aus; daher ihr Name. Sie iſt in verſchiedene Hauptſtationen verlegt, und darnach in verſchiedene Eſcadrons vertheilt, welche Vertheilung doch im Kriege aufhört. Zur See wird ſie in Bataillons und Diviſionen getheilt. Mehrere Bataillone unter eines Befehl heiſsen eine Brigade, die wie die Flotte, ſo wie es die Umſtände und der Operationsplan erfordern, in mehrere Brigaden vertheilt werden. Der Groſsadmiral für die Flotte verwaltet das Ganze, hat die Oberaufſicht und Direction, und hält die Controle über die Verwaltung der verſchiedenen Nationen, ſorgt für die nöthige Verbeſſerung der Fahrzeuge, und hat die Aufſicht über das Lotſenwerk derſelben. Bey den einzelnen Nationen haben beſonders dazu verordnete Perſonen die Direction. 2) Von Verwaltung der Rechtspflege, wo ſowohl von den Obergerichten als Kriegsgerichten gehandelt wird. 3) Von der Regierung und Verwaltung der verſchiedenen Nationen der Flotte, und der dazu gehörigen Mittel. Hier wird von den Chefs die Obriſtlieutnants, die bey der groſsen Eſcadre angeſtellt ſind, den Zeugmeſſern, den Chefs bey den kleinern Vertheilungen der Flotte, die Officiers und Unterofficiers, von der zur Flotte gehörigen Seeartillerie, der Miliz der Flotte, den dabey angeſtellten ſogenannten Coopvardieleuten, Schiffsjungen, Handwerkern u. ſ. w. geredet. 4) Vom Lootſenwerk bey derſelben. 5) Vom Conſtructionsſtaat der Flotte. 6) Vom Werftsdetail, wo von den Fahrzeugen, (die alle unter denen verwahrt werden) dem Vorrath, der Beſichtigung, Reparatur, den neuen Bauten u. ſ. w. die Rede iſt. 7) Vom Tagelohn für die Arbeiter und Handwerker; und von der Ausrüſtung und Entgegennehmung der Fahrzeuge bey einer Expedition zur See. 8) Von der darüber zu leiſtenden Verantwortung. 9) Vom Krankenhauſe der Flotte, und der Verantwortlichkeit dafür. 10) Von der Rechnungsführung während eines Krieges, und vom Proviant. Noch ſind viele Tabellen und Formulare für diejenigen, die mit den Geſchäften bey der Flotte zu thun haben, angehängt.

Das Reglement für die ſchwere und leichte Cavallerie enthält im 1 Th. 1) Die Recrutenſchule. 2) Die Remontſchule. 3) Das Schwadronsexercitium, und 4) das Exercitium zu Fuſs. Es ſind 31 Plane von Stellungen in Kupfer geſtochen beygefügt, und das Titelkupfer ſtellt eine Eſcadron in Parade dar. Der 2 Th. enthält die Regimentsexercitien zu Pferde in 12 Kap. mit 11 Planen und einem groſsen ſaubern Titelkupfer, welches das Bataillon des rechten Flügels abbildet. Endlich im 3 Th. das Regimentsexercitium zu Fuſs für Cavallerie und Dragoner, in 9 Kap.

GESCHICHTE.

St. Blasien: *Germania Sacra in provincias eccleſiaſticas et Dioeceſes diſtributa.* (Tom. II.)

Auf dem folgenden Titelblatt ſtehet:

Epiſcopatus Curienſis in Rhaetia ſub Metropoli Moguntina chronologice ac diplomatice illuſtratus opera et ſtudio *P. Ambroſii Eichhorn*, presbyteri Congregationis S. Blaſii. 1797. 368 S. Codex probationum. 192 S. 4. (4 Fl. Rhein.)

Die gegenwärtige Fortſetzung der *Germania Sacra* enthält, wie man aus dem ſpeciellen Titel erſiehet, die Geſchichte des Biſsthums Chur in der Eidgenoſſenſchaft Graubünden und iſt nach dem nämlichen Plane bearbeitet, wie der vorhergehende Band (S. A. L. Z. 1795. Nr. 262.) welcher das Biſsthum Würzburg in ſich faſste. Voran ſtehen *Prolegomena*, oder *Diſſertat. praeviae in hiſtoriam Epiſcopatus Curienſis in Rhaetia*, worin von dem älteſten Zuſtande der Rhetier brauchbare Nachrichten mitgetheilet werden:

den. *Die erſte Diſſertat.* beſchreibet die Landſchaft des *alten Rhätiens* mit ihren Einwohnern, Umfange und Lage. Sie war ſchon den älteſten römiſchen und griechiſchen Geſchichtſchreibern und Geographen bekannt, indem Livius, Strabo, Plinius u. a. m. des Daſeyns eines Volks, unter dem Namen *Rhaeti*, erwähnen, welche von den Thusciern abſtammten. Damalen erſtreckte ſie ſich vom untern Theil des Bodenſees durch ganz Graubünden und das Veltelinerland bis nach Verona, welches ihre Hauptſtadt war, und bis an *Gallia transpadana.* In den Urkunden des achten Jahrhunderts werden dieſem Lande, von der Stadt Chur, die Namen: *Curowalohan*, *Curwalen*, *Curwalchen*, beygeleget, weil man in Deutſchland die Italiener, *Walchen* oder *Walſchen* nennte. (Dieſe Benennung dürfte ſich wohl nur auf einen Theil des alten Rhätiens einſchränken; denn, nach dem Zeugniſs des Strabo, erſtreckte ſich daſſelbe auf der öſtlichen Seite bis an das *Noricum* oder den baieriſchen Nordgau, woſelbſt wir in der mittlern Geographie den ſogenannten Rieſsgau (*Recia*) antreffen, der um ſo gewiſſer zu jener Landſchaft gehörte, weil in Graubünden ebenfalls ein *Pagus* gelegen war, der den Namen Rhätigau führte). Die *zweyte* und *dritte Diſſertat.* handeln von dem Urſprung, Fortgange und Zuſtande der chriſtlichen Religion in Rhätien vom erſten bis zum vierten Jahrhundert; und in der *vierten* Abhandlung verbreitet ſich der Vf. über den freylich ganz im Dunkeln liegenden, Urſprung des Biſsthums Chur, welches eines der älteſten in Deutſchland ausmacht, und ſchon zu Anfang des fünften Jahrhunderts ſeinen Anfang genommen hatte. Man glaubt zwar, daſs der heilige Lucius, den der Vf., nicht wie andere Geſchichtſchreiber, für einen Britannier, ſondern für einen gebornen Italiener hält, im zweyten Jahrhundert, in Rhätien das Evangelium geprediget und den erſten Grund zu dieſem Biſsthum geleget haben ſoll, die Beweiſe hierzu fehlen aber ganz. Mit ungleich gröſserer Zuverläſsigkeit kann man den Anfang deſſelben in die Mitte des fünften Jahrhunderts ſetzen, wo das Daſeyn der Kirche zu Chur diplomatiſch zu erweiſen iſt. Damals ſtand ſie unter dem Erzbiſsthum Mayland, und dieſe Verfaſſung dauerte bis in das Jahr 843, wo Rhätien, durch den bekannten Theilungsvertrag zu Verdun, zu Deutſchland geſchlagen wurde. Bey dieſer Gelegenheit wurde nun das Biſsthum Chur von Mayland abgeriſſen und dem Erzſtifte Maynz unterworfen. Die *fünfte* Diſſertation hat die Ueberſchrift: *Epiſcopatus Curienſis termini ac Partes.* Zuförderſt giebt der Vf. eine kurze Ueberſicht der älteſten Grenzen, widerleget die Angabe, daſs Veltelin und Cleven zu dieſem Biſsthum gehörig geweſen, und gehet ſodann zur Beſtimmung des heutigen Umfangs deſſelben und zur gegenwärtigen Eintheilung in Ruralcapitel über. Schon im neunten Jahrhundert umfaſste es 230 Kirchen. Dieſe Zahl hatte ſich aber in der Folge um ein merkliches vermindert; denn in einem Verzeichniſſe vom J. 1456, nach welchem das Biſsthum in acht Decanate eingetheilet war, ſind nur 179 Parochialkirchen angegeben. — Dermalen beſtehet der biſchöfliche Sprengel aus ſechs Kapiteln, die hier mit allen, einem jeden derſelben untergeordneten, Pfarreyen namhaft gemacht werden.

Auf dieſe allgemeine, zur Vorkenntniſs des ältern Zuſtandes dieſes Bezirks abzweckende, Einleitung, folget nun die eigentliche Geſchichte des Biſsthums Chur und der dahin gehörigen Klöſter, in *drey Theilen.*

Pars I. *Annales epiſcoporum Curienſium.* Dieſe Jahrbücher ſind nach den Jahrhunderten geordnet und nehmen mit dem fünften Seculo, wo der heilige *Aſimo* zuerſt in der biſchöflichen Würde auftritt, ihren Anfang. Die Geſchichte der von jener Zeit an vorkommenden Biſchöfe, 86 an der Zahl, wird mit unverkennbarer Sorgfalt entwickelt und chronologiſch unterſucht. Beſonders leſenswürdig ſind die Begebenheiten, die ſich hier unter dem Biſchof Paul, vom J. 1503—1541, ereigneten und über die zwingliſche Reformationsgeſchichte manches Licht verbreiten. Der zweyte Theil beſchäftiget ſich mit dem *ſtatu eccleſiaſtico ſeculari* und zerfällt in drey Kapitel, von welchen das *Erſte* die Cathedralkirche zu Chur beſchreibt, die ſchon zu Zeiten des heiligen Lucii, mithin im zweyten Seculo erbauet worden ſeyn ſoll. Das *zweyte* und *dritte Kapitel* liefern etwas kurze Nachrichten von der 1219 vom Graf Heinrich *de Sacco* geſtifteten Collegiatkirche *St. Victor* und von dem Johanniter Hoſpital zu Feldkirch. Der *dritte Theil* begreifet den *ſtatum eccleſiaſticum regularem* des Biſsthums Chur und beſtehet aus drey Sectionen. *In der erſten* werden die Schickſale der drey vorhandenen Mönchsklöſter Benedictinerordens: *Diſſentis* (*Deſertinae*), Pfeffers (*Fabariae*), Marienberg oder *Monaſterii montis S. Mariae in valle venuſta*, ingleichen des Prämonſtratenſerkloſters S. Lucii erzählet, und aus den beygefügten Urkunden gründlich erläutert. Die zweyte Sect. handelt von den Nonnenklöſtern *Schönis*, *Catz* und *Münſter*, die dritte hingegen beſchreibet die *monaſteria minora virorum et virginum.* Zu der erſten Klaſſe gehören, *Churwalden*, *St. Jacob*, *Schnals*, *St. Nicolaus*, *St. Victor*, *St. Joſeph* und noch einige, im Sprengel des Biſsthums gelegene, Capucinerklöſter, von welchen man aber hier ſehr wenige Nachrichten lieſet. Hierauf folgt eine eben ſo kurze Beſchreibung der Minoriten Nonnenklöſter, *Frauenthal* (*Vallis dominarum ſeu Valdona*), *Altenſtadt*, *St. Petri*, *Weſen*, *Gauen*, und einiger eingegangenen Nonnenklöſter, die hier, bloſs dem Namen nach angeführet werden. Den wichtigſten Theil des ganzen Werks macht ohne Zweifel der angehängte *Codex probationum* aus, welcher 161 Urkunden enthält, die hier, nur einige wenige ausgenommen, zum erſtenmal im Druck erſcheinen und mit hiſtoriſchen, genealogiſchen, geographiſchen und andern lehrreichen Anmerkungen erläutert worden ſind. Sie fangen mit dem J. 670 an und endigen ſich mit dem gegenwärtigen Jahrhundert, von welchem aber nur zwey Urkunden d. a. 1701 und 178[illegible] mitgetheilt werden. Der Fleiſs und die Mühe, die der Vf. auf dieſen Theil der *Germania Sacra* verwendet, iſt zwar

nicht

nicht zu verkennen; wir hätten aber doch gewünſchet, daſs es ihm gefällig geweſen wäre, ſich über die ſucceſſive Ausbildung des Biſsthums, über die Zu- und Abnahme ſeiner Lande, über die biſchöfliche Gerichtsbarkeit und andere zur Landesverfaſſung gehörigen Gegenſtände verbreitet, und dadurch dieſem Werke, auch auf dieſer Seite, etwas mehr Intereſſe gegeben haben möchte.

Erlangen, b. Hilpert: *Monument für meinen Vater.* Die Lebensbeſchreibung *Johann Michael Georg's* weil. königl. preuſs. Regierungsdirectors in Bayreuth, eines der vorzüglichſten Geſchäftsmänner unſerer Zeit aufgeſetzt von *Friedr. Adam Georg* Dr. d. Phil. 1797. 52 u. 108 S. 4.

Einige kleine Flecken der Schreibart abgerechnet iſt dieſe Biographie ganz den Foderungen gemäſs gerathen, die der Vf. an ſich ſelbſt in der Vorbereitung mit aller Strenge gemacht hatte. Ueberall findet man einen ſcharfen Blick in Beobachtung und Darſtellung des Wichtigen und Merkwürdigen. Alles, was auf die Bildung und Richtung des Geiſtes und Charakters Einfluſs hat, oder was die eigenthümlichen Anlagen deſſelben charakteriſirt, iſt mit einer Sorgfalt gezeichnet, die dieſe Arbeit dem Pſychologen und Menſchenkenner ſehr intereſſant macht. Freylich aber hat ſie natürlich den gröſsten Werth für die Bayreuther und für die Freunde des Verſtorbenen, die an ſeinem Wirken und Handeln den nächſten Antheil nahmen. Einige Lebensumſtände werden vielleicht auch unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn.

Johann Michael Georg wurde 1740 d. 30. Sept. zu Biſchoffsgrün am Fichtelberge geboren. Seine Aeltern waren arm, aber rechtſchaffen, hart und ſtrenge in der Erziehung. Er zeigte ſehr früh eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit; in den Spielen mit andern gab er den Ton an, und brachte mancherley Abwechſelung und Neuheit in dieſelben. Eine Lieblingsneigung war der Vogelfang, die er bey ſeiner Tagarbeit, dem Hüten des Viehs, leicht befriedigen konnte. Sie nahm aber eine ganz andere Richtung als bey gewöhnlichen Knaben. Er verfertigte ſich ſchriftliche Verzeichniſſe von den gefundenen Neſtern und gefangenen Vögeln, nach einer beſtimmten Ordnung in verſchiedenen Columnen, erſt die Benennung der Vögel; dann die Orte und Bäume, und die Höhen und Tiefen, da ſie niſten; ſodann woraus ſie ihre Neſter bauen, wie viel ſie Eier legen, und endlich die Tage, an denen er das alles ſo fand. In ſeinem 12 Jahre ward ihm der Kreis ſeiner Lebensart zu enge; ſeine gewöhnlichen Beſchäftigungen und Vergnügungen konnten ſeinen Trieb nach Thätigkeit nicht mehr ausfüllen; er wollte ein Mann werden wie der Prediger des Orts; nicht allein die Ehre, ſondern die Geſchäfte des Hn. Pfarrers waren vorzüglich der Beweggrund zu dieſem Entſchluſſe. Ungeachtet die Armuth der Aeltern, die ihren Kindern nicht einmal genug Brod ſchaffen konnten, unüberſteigbare Hinderniſſe der Ausführung entgegenſetzte, lieſs ſich doch ſein Vorſatz durch nichts abſchrecken. 1754 kam er nach Gefrås zu dem Pfarrer, wo er nothdürftigen Unterricht erhielt, aber immer noch das Vieh ſeines Lehrers hüten und brav hungern muſste. In der Latinität und im Rechnen (von beiden hatte ihm ſeine Mutter die erſten Elemente gelernt) wandte er erſtaunlichen Fleiſs an, und er erhob ſich in dem letzten durch die Kraft ſeines Kopfes bald über das Mechaniſche. 1756 kam er nach Hof zum Rector *Longolius*, wo er ſich durch Fleiſs und Pünktlichkeit auszeichnete; und nach anderthalb Jahren ſchon in die zweyte Ordnung kam. Allein ſeine groſse Armuth, da er nichts als Brod zu eſſen, und doch 5 Thlr. Schulden hatte, brachte ihn zur Verzweiflung; er lieſs ſich bey einem durchmarſchierenden Preuſs. Huſarenregimente anwerben, und bezahlte von dem geringen Handgelde ſeine Schulden, deſertirte aber bald wieder, wobey er durch Klugheit und Entſchloſſenheit die gröſsten Gefahren überwand. 1759 kam er wieder zu ſeinen Aeltern, und vermehrte ihr eignes Elend; ohne alle Mittel, ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu befriedigen, ſah er ſich wieder auf demſelben Punkt als fünf Jahre vorher. Als er in eben dem Jahre bey dem Kammerrath Müller in demſelben Flecken Schichtmeiſter oder Auffeher über deſſen Hammerwerke, Felder, Wälder, und alle ſeine Arbeiter wurde, in welchem Poſten er ſich einen Schatz von ökonomiſchen und technologiſchen Kenntniſſen ſammelte, und durch treue Erfüllung ſeiner Pflichten die Achtung des Herrn und die Liebe der Untergebenen erwarb, erwachte auf einmal mitten unter ſeinen ermüdenden Arbeiten, auf Veranlaſſung einer zärtlichen Neigung, die er gegen die Tochter des Herrn, und ſie gegen ihn hegte, ohne daſs ſie es einander geſtanden, die alte Neigung zum Studiren mit ſolcher unwiderſtehlichen Gewalt, daſs er den Abend und den gröſsten Theil der Nacht dazu anwandte, bey dem Prediger *Weiſs* und durch Privatfleiſs das Vergeſſene wieder zu lernen, und ſich zur Univerſität vorzubereiten. 1763 gieng er wirklich nach Erlangen, ſtudirte Theologie, aber mit vorzüglicher Neigung Mathematik und Philoſophie. Die Geſchichte ſeines akademiſchen Lebens iſt ſehr intereſſant, und ſein ausharrender Muth, der im unaufhörlichen Kampfe mit dem Schickſal und der härteſten Dürftigkeit nicht erſchüttert wurde, ſein Eifer und Fleiſs, der kaum einige Stunden des Schlafs ſich erlaubte, ſeine auſserordentliche Energie im Selbſtdenken, alles dieſes verdient Bewunderung. 1765 gieng er nach Leipzig, und im September deſſelben Jahres nach Jena. Auf dieſen drey Univerſitäten hatte er Vorleſungen über alle Theile der Gelehrſamkeit gehört, ohne für eine Wiſſenſchaft, die Mathematik ausgenommen, eine entſcheidende Vorliebe zu äuſsern. Endlich war er ſo glücklich, den 23 Sept. 1766 die Magiſterwürde in Erlangen zu erhalten; 1768 wurde er Lehrer der Mathematik am Gymnaſium zu Bayreuth. Da ſein Gehalt ſehr kümmerlich war, ſtudirte er für ſich, um ſich neue Quellen des Erwerbs zu öffnen, die Juriſprudenz, wurde 1771 Regierungsadvocat

rath und 1781 Beyſitzer des Hofgerichts, durch deſſen Geſchichte er ſich vorher rühmlichſt bekannt gemacht hatte; und ſo ſtieg er von einer Stelle zur andern, bis er 1795 zum Director des zweyten Regierungsſenats in Bayreuth ernannt wurde, aber ſchon 1796 14. Jun. ſtarb. Die Thätigkeit, mit welcher er auf allen ſeinen Poſten arbeitete, iſt bewundernswerth. Als er 1783 in das Regierungscollegium kam, ſcheute er keine Arbeit, keine Koſten, ſich die genaueſte Kenntniſs von den Rechten und Rechtsſtreitigkeiten des Fürſtenthums zu verſchaffen; er ſchrieb darüber innerhalb 10 Jahren mehr als 60 Foliobände. Die Regierung hat dieſe wichtigen Manuſcripte der Familie abgenommen, ohne nur die darauf gewandten Abſchreibekoſten zu erſetzen; eine Ehrenbezeugung für den Vf., von der nur zu wünſchen wäre, daſs ſie den Grundſätzen der Gerechtigkeit angemeſſener wäre. Das Verzeichniſs ſeiner Schriften, von denen auſser ſeiner *Diſſertat. inaugur. de actionibus*, Geſchichte des Hofgerichts zu Bayreuth und einigen kleinern Abhandlung nichts gedruckt iſt, iſt ſehr anſehnlich und füllt beynahe einen halben Bogen. Faſt alle Theile der Mathematik und der Wirthſchaft. hat er ſyſtematiſch behandelt; auch kommt S. 106 ein Sorbenwendiſches Lexicon, Grammatik und Mythologie vor. Von ſeinem Nachlaſſe wird der Vf. künftige Oſtermeſſe den Entwurf der Jagdwiſſenſchaft herausgeben. Der Vf. ſchildert ſeinen Charakter in folgenden Zügen: „einen rauhen, ſtrengen Mann voll Heftigkeit, durchglüht der Trieb nach Rechtſchaffenheit und der Eifer für Reinheit der Sitten. Sein Stolz gründet ſich auf die offenbare Ueberlegenheit an Einſichten und Talenten. Er arbeitet *unaufhörlich*, *ſelbſtthätig*, nie anders, als in der Form und nach dem Gang des Syſtems, nach tieferwogenen Plänen für Recht, für das gemeine Wohl, für ſeine Familie und *nur dadurch* für ſich." „Ich hinterlaſſe, ſagte er einſt zu ſeinem Sohn, dir wenig, aber mehr als ich hatte, und du muſst nur bedenken, kein Pfennig davon iſt ungerechtes Gut. Sieh das Wenige für das an, was der beſte Wille, und die ausgebildete Vernunft erworben haben. Es iſt ſelten mein Sohn! daſs die Vernunft und das rechtſchaffene Herz belohnt werden, mir dünkt aber, es ſey nothwendig, den Erwerb durch ſie, wenn er eintritt, und das Erworbene heilig zu halten." — Ein ſauberes Bildniſs des Verſtorbenen, gezeichnet von *Kreul* und geſtochen von *Lips*, zieret dieſe Schrift.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Heilbronn*, Verlag der Browniſchen Schriften: *Regulativ zur beſſern Heilart der Krankheiten überhaupt, beſonders der Nervenfieber. Für die K. K. Feldärzte in Italien. Nebſt einer Kritik dieſes Regulativs, von einem K. K. Feldarzt in Italien*, 1796. 45 S. 8. (4 gr.) Die ungewöhnlich ſtarke und unverhältniſsmäſsige Sterblichkeit bey einigen öſtreichiſchen Regimentern in Italien hat veranlaſst, daſs ſich auf höhern Befehl die ſubſtituirte Feldarztliche Direction mit der Joſephsakademie vereinigt hat, um durch ein allgemeines Regulativ die Feldärzte in Italien ſowohl auf die gemeinſamen Urſachen der Krankheit, als auf den gemeinſamen Charakter derſelben aufmerkſam zu machen und dadurch eine gleichförmigere Behandlung zu bewirken. Die gröſsre Sterblichkeit wird in dieſem allerdings merkwürdigen Regulativ dem Miſsbrauche der ausleerenden Methode zugeſchrieben und deshalb, nach Erinnerung an die vielen ſchwächenden Urſachen, denen der Soldat unterworfen iſt, eine reizende und ſtärkende Methode empfohlen. Jene Spitäler kennt Rec. nicht, bemerkte aber in mehrern andern eher einen Miſsbrauch der letztern Methode, beſonders als man in der Herbſtzeit immer Spitalfieber erwartete, und ſah bey dieſer Behandlung Petechien, Meteoriſmus etc. ſehr häufig und bey einer gelinde ausführenden oder gelinde diaphoretiſchen ſehr ſelten, ſo daſs er dieſen hätte anrathen mögen, *weniger* ſtärkend zu verfahren. In den italieniſchen Lazarethen und bey dem dermaligen Krankheitsſchema mag es anders und ſo der umgekehrte Rath nöthig geweſen ſeyn, aber die Art, wie man ihn hier ertheilt, war ſicher nicht zweckmäſsig. Statt nur auf die vielen ſchwächenden Urſachen aufmerkſam zu machen, und den doch zum Theil erfahrnen Aerzten die Beherzigung zu überlaſſen, zeichnet man ihnen auch die Mittel vor, mit welchen ſie die Kranken heilen ſollen, und nach einem neuen Syſteme oder auch nur mit neuen Worten (Brown's directe und indirecte Schwäche, Schwächeſtand, aufliegende Reize etc.). So lange als man mit der bisherigen Leidenſchaft für und wider das browniſche Syſtem ſtreitet, war es nicht weiſe, es in dieſem Regulativ, wenn auch nur ſtillſchweigend, zur Baſis anzunehmen und die Anhänger und Widerſacher durch dieſen bedeutenden Schritt noch hitziger und blinder zu machen, zumal da man den wirklich nützlichen Rath ganz geben konnte, ohne dieſe Baſis, weil doch auch ſchon vor dieſem Syſteme hie und da ſchon genug über den Miſsbrauch der ausleerenden Mittel und die Trüglichkeit der gaſtriſchen Zeichen geſprochen iſt. Obenein enthält die hier ſpecificirte Heilmethode viel Schwankendes, z. B. Eſſig mit Waſſer iſt zuerſt als ein ſchwächendes Mittel verworfen, und ſteht nachher unter den mäſsigen Stärkungsmitteln; als ein ſolches werden Fleiſchbrühen empfohlen, vor welchen die Kranken oft unüberwindlichen Eckel haben: Hofmanns Liquor ſteht unter den vertheilbaren Erweckungsmitteln, und nachher unter den mehr permanent wirkenden das *acid. vitrioli dulcificatum*; der Wein unter den permanent wirkenden. — Von der Seite der Gegner ſehen wir hier ſchon den Erfolg. Das Regulativ iſt von einem Feldarzte herausgegeben und mit einem Briefe begleitet, der zwar richtige Bemerkungen enthält, aber auch viel bittre Heftigkeit gegen den Zwang und gegen das neue Syſtem auch gehäſſige anonymiſche Inſinuationen gegen Collegen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Junius 1797.

NATURGESCHICHTE.

Cambridge, gedr. b. Burges, Univerſitätsbuchdrucker: *A ſyſtem of comparative anatomy and phyſiology* by B. Harwood M. D. F. R. S. and F. S. A. profeſſor of anatomy in the univerſity of Cambridge etc. Vol. I. Nr. 1. 1796. 72 S. 4. mai mit 15 Kupfertafeln.

Bey den vielen ſchätzbaren Bemerkungen, welche in der letzten Hälfte unſeres, für alle Wiſſenſchaften ſo fruchtreichen, Jahrhunderts, in der Kenntniſs des inneren Baues der Thiere, den Reſultaten der älteren, um Thierzergliederung ſo ſehr verdienten, Zergliederer hinzugefügt ſind, war es ſchon längſt des Rec. Wunſch, daſs ein, mit den dazu gehörigen gelehrten und praktiſchen Kenntniſſen ausgerüſteter Kopf es unternehmen möchte, eine vollſtändige, ſyſtematiſche Darſtellung des inneren Baues der verſchiedenen Thiere aus allen Claſſen zu liefern, welche gewiſs in phyſiologiſcher Hinſicht äuſserſt intreſſant ſeyn müſste. Unſer Vf. hat in dem vorliegenden Werke etwas ähnliches geleiſtet, welches in der erſten Nummer eine Abhandlung über das Geruchswerkzeug aller Thierklaſſen, die Inſecten und Würmer ausgenommen, enthält. Was demſelben an Bekanntſchaft mit manchen deutſchen und anderen Schriftſtellern hie und da abgeht, das hat er oft durch eigene Beobachtungen und Anſichten, (obgleich nicht in allen Fällen,) erſetzt, ſo daſs man den Selbſtdenker vortheilhaft durchblicken ſieht und beynahe zweifelhaft wird, ob man tiefere Gelehrſamkeit, oder eigene Erfahrungen vorziehen ſolle. Der Vf. hätte aber, nach des Rec. Meynung, wenn er jene beſitzt und ſie hätte anwenden wollen, das Werk noch anziehender machen können, und würde vielleicht auf manche andere Idee geführt worden ſeyn. Wir wollen ihm indeſſen für das, was er geleiſtet hat, danken. Dem deutſchen Fleiſse bliebe es nun aufgehoben, das Werk noch auf verſchiedene Art zu bereichern, und wir wünſchen, daſs der Ueberſetzer, welcher es ſchon unſern Landsleuten in dem Intell. Bl. d. A. L. Z., angekündiget hat, ihm dieſen Dienſt erzeigen möge.

Der Vf. klagt in der Einleitung, daſs die ſchönſte Belohnung, welche man ſich von der fleiſsigen Unterſuchung des Gehirnes der Thiere verſprochen habe, nämlich jedem Theile des Gehirnes einen beſonderen Nutzen in Rückſicht der verſchiedenen Seelenkräfte zuzuſchreiben, oder nur überhaupt die Art der Wirkungen des Gehirnes bey der Ausübung der Seelenkräfte zu beſtimmen, bisher völlig unerfüllt geblieben ſeyen. Die Leſer können alſo über dieſen Punkt keine Aufklärung erwarten. Bey den Sinneswerkzeugen laſſen ſich hingegen meiſtens die Theile des Gehirns angeben, mit welchen ihre Nerven genau zuſammenhängen. Im zweyten Abſchnitte handelt der Vf. kurz vom Gehirne und den Sinnesorganen im allgemeinen. Das Gehirn ſey nicht allen Thieren eigen, bey den ſogenannten unvollkommenen Thieren beſtehe die ganze Animalität in Bewegung und dem Sinne des Gefühls, welchen ſie nicht einmal in ſehr vollkommenem Grade haben. Die Gehirnhölen ſcheinen dem Vf. weſentlich nothwendig zur Vollſtändigkeit dieſes Organs, da ſie bey allen Thieren gefunden werden. Der Unterſchied des thieriſchen Gehirns von dem menſchlichen liege nicht allein in der verhältniſsmäſsigen Groſse, ſondern auch in der Form und Feſtigkeit, das menſchliche ſey weniger feſt als bey den vierfüſsigen Thieren. Es beſtätige ſich nicht, daſs die Thiere, welche Hörner tragen, auch allemal ein ſtärkeres knöchernes *tentorium* haben, als andere; ſo ſey dies bey dem Rehe weit ſchwächer und weniger ausgebreitet als bey dem Hunde oder Pferde; welches ſich umgekehrt verhalten müſste, wenn der angebliche Nutzen gegründet ſey, daſs es nämlich dazu diene, um Erſchütterung des Gehirns zu verhüten. Rec. fand bey dem Rehe gar kein knöchernes *tentorium*. Das Gehirn der Fiſche zeichne ſich vorzüglich durch viele und deutliche Abtheilungen aus; überdem ſey es von einer mehr oder minder dichten Flüſſigkeit umgeben, welche von Saugadern, die *Monro* beſchrieben und abgebildet hat, aufgeſaugt werde. Das Gehirn erhalte eine groſse Menge Blut, welche einige Zergliederer verleitet habe, es für ein abſonderndes Organ, und die Nerven für Ausführungsgänge zu halten. Es ſey noch immer nicht beſriedigend erklärt, warum ſo viel Blut zum Gehirne gehe; über einen gewiſſen Grad aber werde Vermehrung und Verminderung der Blutmaſſe deſſelben ſehr leicht ſchädlich; da nun bey wiederkäuenden Thieren die horizontale Lage den Andrang des Blutes zum Kopfe ſehr begünſtige, ſo lange das Thier ſein Futter vorzüglich von dem Boden ſuche; ſo haben ſie deswegen das *rete mirabile* erhalten. Die etwa durch das Pulſiren der Schlagadern an anderen Theilen des Körpers entſtehenden zeitlangen Verſtopfungen der venoſen Gefäſse ſeyen im Gehirne durch die ſtraffe Ausſpannung der *ſinus durae matris* verhütet. Die Sinnesnerven ſeyen deſto gröſser, je ſchärfer der Sinn ſey, zu dem ſie gehören, und haben in dieſer Rückſicht wenig oder gar keinen

Bezug auf die Gröſse des Gehirns und des Thieres ſelbſt. Ganz mit der letzteren im Verhältniſſe ſtehen aber die Nerven des Rückenmarkes.

Der dritte Abſchnitt enthält Bemerkungen über das erſte Nervenpaar. Der Hauptunterſchied in der Vertheilung deſſelben ſey der, daſs bey Menſchen und vierfüſsigen Thieren dieſelben ſchon in der Schädelhöhle in viele Zweige getheilt werden, und durch zahlreiche Knochenöffnungen herausgehen, bey Vögeln und Fiſchen hingegen der Stamm durch eine Oeffnung in die Naſe gehe und dann erſt getheilt werde. Die Gröſse ſey bey den fleiſchfreſſenden Thieren beträchtlicher als bey pflanzenfreſſenden. Die Fiſche nähren ſich alle von thieriſcher Subſtanz und haben auffallend groſse Geruchsnerven. Im vierten Abſchnitte von der menſchlichen Naſe bemühet ſich der Vf. zu zeigen, daſs das Geruchsnervenpaar nur auf der inneren Fläche der eigentlich ſogenannten inneren Naſe verbreitet ſey, nicht aber auch in die mit ihr in Verbindung ſtehenden Hölen dringe. Denn 1) ſeyen die Zweige des Nerven nur bis dahin von den Anatomen verfolgt (dies würde wohl an und für ſich noch nichts beweiſen) 2) wenn die äuſseren Naſenlöcher verſtopft ſeyen, ſo empfinden wir nur wenig oder gar keinen Geruch, obgleich der Zugang durch die hinteren oder inneren Naſenlöcher frey ſey. Daher ſey es wahrſcheinlich, daſs der Geruch nur dann entſtehe, wenn die Riechtheilchen in einem Strome durch die Naſe kommen, nicht durch bloſse Berührung; in den Hölen könne aber ein ſolcher durchziehender Luftſtrom nicht ſtatt finden. Rec. hält es doch für wahrſcheinlicher, daſs bey dem Einathmen mit verſtopften Naſenlöchern faſt gar keine Luft in die Naſe, ſondern ſogleich durch den Mund in die Luftröhre komme. 3) Bey einem widernatürlichen Reize der Naſe könne das darauf erfolgende Nieſen durch Druck auf die Naſenflügel gehemmt werden. Dieſer Druck erſtrecke ſich nur auf die innere Naſe, nicht auf die Hölen. 4) Die beſondere Structur der Riechhaut ſey in den Hölen nicht zu bemerken. Im fünften Abſchnitt von den Riechbeinen (*olfactory bones*) und der Naſe der pflanzenfreſſenden Thiere, bemerkt der Vf.; daſs nur dieſe Thiere eigentliche *oſſa turbinata* haben. Er verſteht daher unter dem allgemeinen Namen *olfactory bones*, die dünnen Knochen, welche von andern ohne Unterſchied *oſſa turbinata*, *ſpongioſa* oder *conchae*, genannt werden; und unterſcheidet dieſe unter nämlichen Beywörtern nach der verſchiedenen Geſtalt. Die Schweine nähren ſich in dem Baue dieſer Knochen ſehr dem Menſchen, und haben nur wenige Windungen. Bey Pferden ſey das obere *os turbinatum* das gröſste. Bey dieſen und den Schaafen, Rehen, Ziegen u. a. ſeyen zwiſchen den Windungen Querwände von dünnen Knochenplatten; auch ſeyen die Oberflächen durchlöchert, am feinſten bey den Rehen. So viel der Vf. an einem Elephantenſchädel urtheilen konnte, wo zwar der Zuſammenhang der Theile ihn hinderte, dieſe Knochen recht genau zu ſehen, waren ſie verhältniſsmäſsig klein. Auch die Seitentheile des Siebbeins ſeyen verſchieden; bey Schweinen und Pferden mehr äſtig, bey den übrigen mehr gewunden, wie die *oſſa turbinata* ſelbſt. Die Gröſse, der vorderen Gaumenlöcher ſcheine eine enge Gemeinſchaft zwiſchen dem Geruche und Geſchmacke anzuzeigen. Im ſechſten Abſchnitt von der Naſe der fleiſchfreſſenden Thiere zeigt der Vf., daſs die Riechbeine hier eine mehr äſtige Geſtalt haben, welche bey einigen, vorzüglich bey Seehunden, ſehr auffallend ſey (dieſe könnten vielleicht *oſſa ſpongioſa* heiſsen). Erſtaunlich groſs iſt der Raum, welchen die Riechhaut durch dieſe zahlreichen Knochenblättchen gewinnt; der Vf. giebt ihn nach einer ſehr mäſsigen Berechnung bey Seehunden auf 120 Quadr. Zoll an; dieſe Zahl doppelt macht für beide Naſenſeiten zuſammen 240 Q. Z. Dagegen ſind die Hölen, welche mit der Naſe in Verbindung ſtehen verhältniſsmäſsig ſehr klein; die Stirnhölen z. B. bey Seehunden kaum bemerkbar; (wenn Schleimabſonderung mit ein vorzüglicher Nutzen dieſer Nebenhölen iſt, wie es auch der Vf. glaubt, ſo bleibt es doch auffallend, daſs ſie gerade bey dieſen Thieren kleiner ſind, welche doch mehr Feuchtigkeit bey der gröſseren Fläche der inneren Naſentheile nöthig haben). Von den Geruchsorganen der Vögel merkt der Vf. im ſiebenten Abſchnitt an, daſs ſie im ganzen viel ähnliches mit denen der vierfüſsigen Thiere haben. Die Geruchsnerven ſeyen ſehr weich. Bey allen Vögeln finden ſich in der Naſe entweder gewundene Häute oder Knorpel, daher laſſe ſich bey ihnen der ſchärfere oder ſchwächere Geruch nicht aus dem verſchiedenen Baue der Organe, ſondern nur aus der Menge des Nervenmarkes herleiten; doch ſagt der Vf. gleich darauf, daſs in der Gröſse der Geruchsnerven ſelbſt wenig Unterſchied bey allen Vögeln ſey. Beſonders merkwürdig ſeyen aber ein Paar andere Nerven, die in körnerfreſſenden Vögeln dem *ram. naſalis* des fünften Paares bey Menſchen analog ſeyen. Sie verbreiten ſich auf dem Oberſchnabel und ſind bey Enten und anderen Vögeln, welche eine gemiſchte Diät führen, ſehr groſs. An der Spitze des Schnabels verbreiten ſie ſich vorzüglich, und hier ſind ihre feinen Enden von einem nagelartigen hornähnlichen Ueberzuge bedeckt und geſchützt. Der Vf. glaubt, daſs die Zweige des Geruchsnerven ſich mit den Zweigen dieſes Hülfsnerven (*auxiliary nerve*), wie er ihn nennt, vermiſchen, und daſs dieſer vielleicht auch das Geſchäft des Riechens mit verrichten könne. Bey fleiſchfreſſenden Thieren finden auch gröſsere Zellen in der Naſe ſtatt. Im achten Abſchnitt handelt der Vf. vom Geruchsorgane der Fiſche. Sie haben keine Nebenhölen, weil dieſe im Waſſer weder zur Fortpflanzung des Schalles, dienen können, noch zur Abſonderung eines ſchlüpfrigmachenden Schleimes nöthig ſeyen. Die Geruchsnerven ſeyen bey ihnen ſehr feſt; die Entfernung des Gehirns von dem Ausgange der Geruchsnerven ſehr verſchieden. Die Riechhaut in ihrer Zuſammenfaltung und Befeſtigung verſchieden, ihre Farbe ſchwärzlich. Bey dem Hechte bemerke man die Theilung des Geruchsnerven in ſehr feine Fäden

wel-

welche gleichlaufend ſind, noch ehe er die Riechhaut erreicht habe; auf derſelben geſchehe die Ausbreitung aber ſtralenförmig. Der neunte Abſchnitt handelt von dem Geruchsorgane der Schildkröte, als dem einzigen Beyſpiele, welches der Vf. von den Amphibien anführt. Auch hier die Riechhaut ſchwarz, das Geruchsnervenpaar von beträchtlicher Gröſse. Von der Naſenſcheidewand und von den Knorpeln, womit die innere Naſenfläche bekleidet iſt, kommen verſchiedene Fortſätze, welche zur Ausſpannung der Riechhaut, und zum Aufhalten der riechbaren Theilchen dienen. Der Vf. giebt einige dieſer Fortſätze genauer an; auch hier eine weite Oeffnung an jeder Seite, durch welche Naſe und Mund Gemeinſchaft haben. Der Vf. verweiſt auf eine Kupfertafel in *Monros* Anatom. der Fiſche. Rec. fand bey Fröſchen auch eine beträchtlich dicke Scheidewand in der Naſenhöle; die Riechhaut bey dem gewöhnlichen Landfroſche auch ſchwärzlich, doch nur dicht punktirt mit weiſsen Zwiſchenräumen, die Riechknorpel ſehr einfach, das Geruchsnervenpaar aber von ſehr beträchtlicher Gröſse und die vorderen Gehirnlappen, von denen jene entſtehen, hohl, ſo daſs bey einem Queerdurchſchnitte eine halbmondförmige ſehr ſchmale Oeffnung erſcheint.

Nach dieſen allgemeinen Beſchreibungen der Structur des Geruchsorgans in den verſchiedenen Thierklaſſen, folgen in ſechs andern Abſchnitten Anmerkungen und Beobachtungen über dieſes Organ nach den verſchiedenen Klaſſen. Der Menſch habe unter allen das ſchwächſte Geruchsorgan, ſeine Naſe ſey verhältniſsmäſsig klein, die Muſchelbeine wenig gewunden; nähme die Naſe einen gröſsern Raum ein, ſo würde die ſphäriſche Form des Kopfes und die Stirne ſehr leiden. Der Menſch gleiche dem innern Baue der Naſe nach den pflanzenfreſſenden Thieren, unterſcheide friſche Pflanzengerüche weit beſſer als thieriſche Gerüche, gekochte oder durch Feuer überhaupt behandelte Pflanzen nicht ſo gut, dagegen durch die Küche zubereitetes Fleiſch beſſer als rohes; das letztere ſey ihm ſogar unangenehm. Daher laſſe ſich vermuthen, daſs der Menſch eigentlich mehr zu Pflanzennahrung geſchaffen ſey. Fleiſchfreſſende Thiere werden von Pflanzengerüchen nicht afficirt, und finden nur dann etwas behagliches darin, wenn ſie mit thieriſchen Gerüchen Aehnlichkeit haben. So ſey den Hunden der Geruch der *Stapelia hirſuta* und des *Phallus impudicus* und anderer ekelhaft riechenden Pflanzen angenehm. Denn ſie ſind eigentlich fleiſchfreſſend und nur durch langen Umgang mit Menſchen ausgeartet. Die Katzen freſſen von allen Vegetabilien nur den gekochten Spargel ohne natürlichen Widerwillen, weil dieſer etwas thieriſches im Geruche habe. Zuweilen ſey auch der Geſchlechtstrieb die Urſache des Behagens an Pflanzengerüchen, wenn ſie nämlich dem Urine der Thiere in gewiſſen Perioden gleichen. Daher die bey den Katzen durch Baldrian, Katzenkraut u. a. bewirkte Geilheit. Sonderbar ſey es, daſs die männlichen Katzen von dieſen Gerüchen weit mehr angelockt werden als die weiblichen: unter vierzehn, durch Baldrian in eine Falle gelockten Katzen war nur eine einzige weibliche. Auf der andern Seite ſey der Abſcheu der pflanzenfreſſenden Thiere gegen Fleiſchnahrung, ja ſelbſt gegen den bloſsen Geruch derſelben, noch unüberwindlicher. Davon finde ſich das merkwürdigſte Beyſpiel an den Rehen, welche dadurch ſelbſt zu einer Grauſamkeit gegen ihr eigenes Geſchlecht gebracht werden, indem ſie wegen des ihnen unausſtehlichen Blutgeruchs ein verwundetes Mitglied ihrer Heerde durchaus nicht länger dulden. Der Abſcheu der Pferde gegen alle thieriſche Speiſe iſt bekannt; ſie ſterben faſt lieber den Hungertod, als daſs ſie mit Fett beſtrichene Pflanzennahrung genöſſen; doch brachte es ein Geflügelverkäufer in London dahin, daſs ſein Pferd die Eingeweide von Hühnern fraſs, welche er ihm im Anfange gewaltſam eingepfropft und nachher bey äuſserſtem Hunger zur Nahrung vorgeſetzt hatte. Auch die Ziegen ſind bekanntlich ſehr vorſichtig in der Wahl ihrer Nahrung; ſie freſſen nichts worauf man gehaucht hat, und unterſcheiden ſelbſt getrocknete Pflanzen ſehr genau, dahingegen Pferde auch Pflanzen, die ihnen ſchädlich ſind, genieſsen, wenn ſie ihnen getrocknet vorgelegt werden. Der Vf. theilt alle vierfüſsigen Thiere in zwey groſse Hauptſtämme, nämlich: ſolche, die äſtig geſtaltete Riechbeine und Siebbeine haben, dieſe ſind fleiſchfreſſend und der Seehund und Fiſchotter vorzüglich auffallende Beyſpiele dieſer Bildung, dann ſolche, die gewundene Riechbeine haben und auch in den Seitentheilen der Siebbeine ſich dieſer Geſtalt mehr oder weniger nähern, dahin gehören alle pflanzenfreſſende Thiere, unter welchen die mit feindurchlöcherten Riechbeinen den ſchärfſten Geruch zu haben ſcheinen. Bey den Thieren, welche ſich bey Aufſuchung ihrer Nahrung nicht auf ihre Augen verlaſſen können, feyen wie bey den Enten u. a. unter den Vögeln an jeder Seite des Oberkiefers eine Menge von Nerven verbreitet, welche ein äuſserſt feines Gefühl bewirken, ſo z. B. bey den Schweinen, die mit dem Rüſſel im Kothe wühlen, bey Maulwürfen u. a. (Rec. bemerkte dieſe Nerven auch ſehr deutlich bey Igeln.)

Bey den Vögeln liegt der Unterſchied der Schärfe des Geruchs nicht ſowohl in der Mannichfaltigkeit des innern Baues der Naſe, als in der Menge des Nervenmarks und in den Hülfsnerven. Da dieſe bey den körnerfreſſenden Vögeln ſo klein ſeyen, ſo können dieſe auch ſehr leicht einen Fehlgriff thun. Das Beyſpiel, welches der Vf. von einigen Hühnern anführt, welche ſtatt des Breyes von Gerſtenmehl und Waſſer, womit ſie gewöhnlich gefüttert wurden, über einen Topf mit weiſser Farbe gerathen und davon geſtorben waren, hat Rec. auch mehr als einmal erlebt. Die fleiſchfreſſenden Vögel haben einen ſehr ſcharfen Geruch, ſo daſs *Derham* in ſeiner *Phyſicotheology* ſogar der Meynung iſt, daſs Raben ſchon Leichengeruch wittern können, wenn die Körper noch nicht einmal völlig todt ſeyen, und daſs Raben und Eulen deswegen von jeher für Vögel ſchlimmer

Vorbedeutung gehalten ſeyen. Mehrere intereſſante Bemerkungen übergeht Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden, und begnügt ſich nur noch ein paar Worte von den ſchönen Kupfern zu ſagen. Die merkwürdigſten derſelben ſind: Nr. 1. Die Riechbeine in Verbindung mit den nächſten Knochen des Seehundes von vorne. Nr. 5. Querdurchſchnitt eines Elephantenrüſſels, um die vielen Bündel von Muskelfaſern zu zeigen. Nr. 6. Siebbein des Elephanten in der Verbindung. Nr. 8. Hülfsnerven am Oberſchnabel der Ente. Nr. 12. *Rete mirabile* eines Schaafes. Nr. 15. Elephantenſchädel von vorn, die Zellen um die Naſe bloſs gelegt. Andere Kupfertafeln enthalten Profilabſchnitte von Schädeln mehrerer Thiere, Gehirn und Nerven von platten und andern Fiſchen u. ſ. w. Das Ganze iſt mit der gewöhnlichen typographiſchen Schönheit der Engländer vollendet. Rec. wünſcht die baldmöglichſte Vollendung dieſes intereſſanten Werks, welches in zehn Nummern auf Subſcription erſcheint und zwey Bände ausmachen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weissenfels und Leipzig, b. Severin: *Aurelie von Waldenborn*, oder, der *Bund der Edlen von Berghamo*, 1797. 354 S. 8. (1 Rthlr.)

In der einen Hälfte dieſes Romans wird unter der Regierung eines jungen, unerfahrnen, und ſchlecht erzognen Prinzen, den man durch unaufhörliche ſinnliche Ergötzungen zerſtreut, und dem man das Elend des Landes verheimlicht, durch die Ränke eines Miniſters und einer Maitreſſe eine Grauſamkeit, eine Ungerechtigkeit nach der andern ausgeübt, werden alle Bemühungen, das Land zu erretten, ausgeſpürt und vereitelt, alle redliche und würdige Männer verfolgt, entfernt, und unterdrückt. Vornämlich werden gegen einen gewiſſen Biedermann *Adelin* die ſchrecklichſten Komplote gemacht, und der Miniſter und ſeine Anhänger ruhen nicht eher, als bis dieſer Patriot entſetzt, verjagt, zum Bettler gemacht, und endlich gar hingerichtet iſt; ja, ſeine ganze Familie wird, bis auf eine Tochter, von der man hernach weiter nichts erfährt, aufgerieben. Mit dem Tode aber eines gewiſſen Menſchenfeindes, *von Waldenborn*, der ſich aus perſönlichem Haſs zu einem Hauptwerkzeuge bey *Adelin's* Verfolgung brauchen lieſs, und der es ſterbend bereut, ändert ſich die ganze Szene. Seine Tochter *Aurelie*, die heimlich *Adelin's*, auch mit hingerichteten, Sohn geliebt hatte, wird nun die Hauptperſon, und wendet alles an, die Verfolger von *Adelin's*, Familie zu ſtürzen, dem Fürſt die Augen zu öffnen, und das Elend ſeiner Unterthanen zu enden. Für ein Mädchen wäre dies ein gigantiſches Unternehmen, aber ein Geheimderath, der ſich aus Miſsvergnügen den öffentlichen Geſchäften entzogen, unterſtützt ſie mit ſeinem Rath, und, weil die geheimen Geſellſchaften doch jetzt zu den herrſchenden Moden in den Romanen gehören, ſo wird ſie feyerlich in einen *Bund der Edeln*, die insgeheim an einer, dem Lande heilſamen, Revolution arbeiten, aufgenommen. So wie in der erſten Hälfte des Romans dem Miniſter alles gelingt, ſo ſind nun *Aureliens* ſonſt ſo verſchmitzte Gegner wie mit Blindheit geſchlagen. Es wird ſo angelegt, daſs ſich der Fürſt in *Aurelien* verliebt, und im Umgang mit ihm macht ſie ihn allmählig auf ſeine bisherigen Leiter aufmerkſam. Sie ſucht ihn auch vom Hang zur Wolluſt zu heilen, aber vergebens, und ſo iſt es dann ganz unwahrſcheinlich, daſs ein Fürſt, wie dieſer, ſo lange vergeblich nach Genuſs bey ihr geſchmachtet haben ſollte, als hier angenommen wird. Erſt S. 292. kapitulirt ſie mit ihm, und verſpricht ſich zu ergeben, wenn er den Miniſter abdanke, und künftig beſſer regiere. S. 297. giebt ſie ſich nun ganz hin, und folgende Beſchreibung zeigt, daſs ſie wohl vom Anfang an keine bloſs platoniſche Liebhaberin war: „Sie ſchlang ihre ſchönen Arme um ſeinen Na„cken, ihre Lippen brannten von liebevoller Glut „auf den ſeinigen, und ſchöne Gefühle eines beglück„ten Gefühle kämpften wollüſtig ſeinen Kummer nie„der; er ſank berauſcht in ihren Armen in ein Meer „von überirrdiſcher Wonne, deſſen Wogen über ihm „zuſammenſchlugen, und ihn an das *gegenſeitige* Ge„ſtade des Himmels zu tragen ſchienen." *Sie iſt al*ſo nun erklärte Maitreſſe, ſtiftet aber nun eben ſo viel Gutes, als die vorige Böſes, und beredet endlich den Fürſten gar, ſich mit einer Fürſtentochter zu vermählen, worauf ſie ſich in die Einſamkeit zurückzieht. Weitſchweifiger, und, wie obige Probe zeigt, oft ſehr aufgedunſener Stil macht dieſen Roman, ſo gut ſein Endzweck iſt, zu einer beſchwerlichen Lektüre.

Leipzig, b. Grieshammer: *Neueſte Novellenleſe*, belehrend und vergnügend, erſtes Bändchen. 1796. 168 S. 8. (12 gr.)

Die ſechs Erzählungen dieſer Sammlung: *Der edelſte Mann; die Verſöhnung; wer weiſs wozu es gut iſt; Zulma; die Kriegskameraden; Selico und Beriſſa* lehren wahre und heilſame Lehren, und unterhalten ſowohl durch Situationen als Vortrag. Der Sammler iſt ehrlicher, als viele andre ſeiner Mitbrüder; und geſteht, daſs er ſie aus verſchiednen Journalen entlehnt habe; mit dieſer Ehrlichkeit hätte er aber auch die literariſche Genauigkeit verbinden ſollen, ſeine Quellen namentlich anzugeben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Junius 1797.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Grundſätze der natürlichen Rechtswiſſenſchaft nebſt einer Geſchichte derſelben*, von E. F. *Klein*, Preuſs. Geh. Juſtiz- und Kammergerichtsrath u. ſ. w. 1797. 373 S. 8.

Den eigentlichen Geſichtspunkt für dieſes empfehlungswürdige Werk hat der berühmte Vf. in der Vorrede ſelbſt angegeben. „Ich bedurfte," heiſst es daſelbſt „eines beſondern Lehrbuchs der natürlichen Rechtswiſſenſchaft, theils weil mein Syſtem des Naturrechts von den bisher erſchienenen Lehrbüchern in manchen Stücken abweicht; theils weil ich mich deſſelben als einer Einleitung zu meinen Vorleſungen über das Criminal-, Kirchen-, und preuſs. Civilrecht bedienen wollte." — Der Vf. behandelte das Naturrecht alſo nicht als einen Theil eines allgemeinen ſpeculativen Syſtems, oder um ein ſolches etwa auch auf dieſes Gebiet, ohne ein näheres praktiſches Intereſſe, anzuwenden. Seine Abſicht war, den Inbegriff aller der naturrechtlichen Lehren, welche ſich bey ihm auch durch kritiſches Studium der wichtigſten Syſteme, vorzüglich jedoch aus eignem durch ausgebreitete Geſetzkunde und Ausübung genährtem Nachdenken, gebildet hatten, ſyſtematiſch vorzutragen; um, als philoſophiſcher Juriſt, die Juriſten über ihre Wiſſenſchaft philoſophiren zu lehren. Daher muſste die Methode des Ganzen *analytiſch*, die Form der einzelnen Begriffserörterungen aber *aphoriſtiſch* ſeyn. Um ſo mehr, da die wiſſenſchaftliche Vollkommenheit des Naturrechts überhaupt noch nicht ſo weit gediehen iſt, daſs die *ſynthetiſche* Methode nicht ſehr weit von der Anwendbarkeit entfernen ſollte, welche der philoſophiſche Rechtslehrer doch durchaus nicht hintanſetzen darf. Der philoſophiſche Rechtslehrer muſs und darf manches proviſoriſch feſtſetzen, deſſen vollgültige Deduction der Metaphyſiker gegen die Angriffe des Skeptikers vielleicht noch nicht zu führen vermag. Auch hat noch kein angeblicher Verſuch, das Naturrecht ſtreng als Wiſſenſchaft *a priori*, und ohne alle Beymiſchung des Empiriſchen zu behandeln, ſeine Bedingung erfüllen können.

Die eigenthümlichen Vorzüge des wiſſenſchaftlichen Vortrags, bey jener Methode und Form findet man hier in hohem Maaſs: ſtrenge Präciſion, Klarheit und Kürze der einzelnen Entwicklungen, und Vollſtändigkeit des Ganzen bey ſyſtematiſcher Anordnung. Ueberall zeigt ſich der Selbſtdenker, der dabey, aufmerkſam auf die Fortſchritte ſeines Zeitalters; jeden bedeutenden Verſuch, ſeine Wiſſenſchaft zu erweitern und zu vervollkommnen, ſorgfältig prüft, und was er bewährt findet, ſich zueignet. Vorzüglich in den feinern Beſtimmungen und Spaltungen der Begriffe bemerkt man mit Vergnügen alle Vortheile, welche praktiſche Erfahrung gewährt, ſobald es auf das Bedingen und Anwenden der allgemeinen naturrechtlichen Begriffe ankommt.

Auſser jenem nachahmungswürdigen Geiſte fortſchreitender Vervollkommnung hat der Vf. ſich wohl, im Ganzen genommen, dadurch das wichtigſte Verdienſt um die natürliche Rechtswiſſenſchaft erworben, daſs er die eigenthümlichen Gränzen derſelben immer ſcharf zu unterſcheiden, ihre ſpecifiſche Verſchiedenheit zu behaupten, und alle fremdartige Principien ſtreng zu entfernen ſtrebt. Das lebhafte Intereſſe für dieſe weſentlichſte aller bloſs formellen Vollkommenheiten der Wiſſenſchaft, welche von dem Praktiſchen entfernt zu liegen ſcheint, aber dennoch oft den Schlüſſel grade der Schwierigkeiten enthält, welche ſelbſt im Praktiſchem als die verwickeltſten anerkannt werden, iſt gewiſs ein vorzüglicher Beweis von ächtem philoſophiſchem Geiſt.

Zum Beyſpiel kann die ſchwere Lehre vom *Nothrecht* dienen; wo der Vf. in der Anmerk. S. 75 einſchärft, den Unterſchied zwiſchen Zwangs- und Gewiſſenspflicht auch hier nicht zu überſehn, und in der Beſtimmung des Punkts, worauf es hier eigentlich ankommt, der Straffälligkeit oder Strafbarkeit nämlich desjenigen, der im einen Nothfalle widerrechtlich gehandelt hat, *Kants* Meynung in deſſen neuerlich erſchienenen *Anfangsgründen der Rechtslehre* anticipirt. Ob jedoch nach dem Naturrecht jeder befugt ſey, ſein Recht dem Recht des Andern vorzuziehn (S. 74.) werden viele mit Grunde bezweifeln.

Da ein Auszug oder eine Skiagraphie von einem Werk, welches jeder philoſophiſche Juriſt, und jeder Freund des Naturrechts ohnehin ganz ſtudieren muſs, überflüſsig ſeyn würde: ſo fährt Rec. gleich fort, ſolche einzelne Lehren und Stellen auszuheben, in denen der Geiſt des Ganzen, ſeine überall herrſchenden Maximen, welche die Grundfeſte und der Leitfaden des philoſophiſchen Rechtslehrers ſeyn müſſen, ſich vorzüglich deutlich offenbart; oder auch ſolche, gegen die Rec. in der Abſicht Zweifel vorzutragen hat, um dadurch einen oder den andern Leſer zu einer vielſeitigeren Prüfung ſo wichtiger Gegenſtände zu veranlaſſen.

So richtig auch die ſpecielle Anwendung S. 16 ſeyn mag: ſo ſcheint doch die dabey zum Grunde lie-

gende Maxime, daſs der Geſetzgeber bey Vorausſetzung der Freyheit, auf das unter Menſchen *gewöhnliche* Maaſs von Anſtrengung und Seelenkraft Rückſicht nehmen ſolle, bedenklich. — „Die *Rechtswiſſenſchaft* überhaupt erklärt der Vf. für ein Syſtem von Lehren über die moraliſche Gränzbeſtimmung der äuſsern Freyheit für die moraliſchen Weſen, welche in der Sinnenwelt leben." „Sie heiſst die *natürliche*, ſo weit ſie die Rechte und Verbindlichkeiten aus natürlichen Geſetzen und aus der Natur der Gegenſtände herleitet." Dieſe begreift das *Naturrecht* in ſich, welches von den *R. u. V.* handelt, ſo weit ſie allein aus der allgemeinen Menſchennatur hergeleitet werden können." (S. 20. 30.) Den *Grundſatz* des Naturrechts beſtimmt der Vf. ſo: „Zwang und Gewalt ſind nur zum Schutze der gemeinſamen oder der mit dieſer verträglichen eignen Freyheit vernünftiger Weſen erlaubt."

Dem Satz (§. 101) „Niemand hat das Recht, andere in der freyen Aeuſserung ihres Urtheils über ſeinen moraliſchen Werth einzuſchränken;" ſtimmt Rec. vollkommen bey. Dem Satz (§. 100): „Niemand iſt ſchuldig zu dulden, daſs ein andrer ihm wider ſeinen Willen Vorſtellungen und Empfindungen aufdringen; wäre eine nähere Beſtimmung zu wünſchen, um zu wiſſen, ob der Vf. ein ſolches widerrechtliches Aufdringen auch ohne körperlichen Zwang behaupte. Rec. geſteht, daſs die ganze Materie von den Injurien ihm noch gar nicht im Reinen zu ſeyn ſcheine. Ein Rigoriſt würde wohl eine eigentliche Beſchimpfung, auch in Rückſicht auf die Strafwürdigkeit, einem Angriff aufs Leben völlig gleich ſetzen; dagegen aber zweifeln, ob bloſse Worte ehrenrührig ſeyn können, obgleich ſie jetzt durch eine geſellſchaftliche Uebereinkunft allgemein dafür gelten. Guter Ruf, und Ehre; Verläumdung und Beſchimpfung ſcheinen dem Rec. weſentlich verſchieden. Die Definition, welche der Vf. (§. 103.) von der Ehre giebt, ſcheint eher auf den guten Ruf zu paſſen: „das öffentliche Urtheil vom ſittlichen Werth des Menſchen." Man fodert in Ehrenſachen nur die *äuſsere Anerkennung* ſeiner Menſchenwürde, wobey einem jeden frey gelaſſen wird, über den Werth des Andern zu denken und zu urtheilen wie er will.

Das Strafrecht deducirt der Vf. lediglich aus dem Recht der Selbſtvertheidigung (§. 217—222. incl.); und leitet daraus die Rechtfertigung der Todesſtrafe her (§. 179.) Er unterſcheidet die eigentliche Strafe ſtreng von der Züchtigung, welche die Beſſerung des Gezüchtigten zum Zwecke hat. Er läugnet das Recht der Geſellſchaft, eines ihrer Mitglieder als bloſses Mittel zum Beſten anderer zu brauchen (S. 122.); behauptet mit Kant gegen Beccaria, daſs es gar keiner Einwilligung des zu Beſtrafenden bedürfe (S. 266.); daſs aber ſelbſt bey dieſer Vorausſetzung, die Zuſtimmung aller im bürgerlichen Vertrag zu Feſtſetzung von Todesſtrafen erlaubt, ja nothwendig ſey.

Auch aus der Lehre von der *Ehe* hat der Vf. die fremdartigen Principien verbannt. Er erkennt zwar die Vorzüglichkeit der Monogamie in ſittlicher Rückſicht an; geſteht aber auch, daſs durch die Polygamie kein Dritter beleidigt werde, wodurch, die natürlichen Hinderniſſe ausgenommen, allein ein rechtliches Ehehinderniſs entſtehen könne. Beſonders merkwürdig iſt §. 429. „Die Gründe, weswegen von andern Verträgen abgegangen werden kann, finden auch auf die Ehe Anwendung."

Das Begnadigungsrecht (S. 269.) ſchränkt der Vf. auf den Fall ein, wo dadurch dem Beleidigten die Erlangung ſeines Rechts nicht erſchwert wird, welches im Falle der Abolition leicht geſchehen könnte.

Rec. erinnert ſich nicht, irgendwo eine Definition von der eigentlichen Ariſtokratie gefunden zu haben, die ihn ſo ganz befriedigte, wie die des Vf. (§. 536.): Diejenige Art des Staats, wo die Oberherrſchaft einer ganzen Geſellſchaft zuſteht, welche nur der kleinere Theil der ſämmtlichen Staatsmitglieder iſt.

Die angehängte *Geſchichte des Naturrechts* empfiehlt ſich durch ein ſichtbares Studium der Quellen, lebhaftes Intereſſe für die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, und beſonders durch ſtete Hinweiſung auf immer gröſsere Vervollkommnung derſelben. Nur Rouſſeau'n hätten wir doch eine etwas ruhmvollere Erwähnung gewünſcht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Explication detaillée des Gravures d'Hogarth* par Mr. G. E. *Lichtenberg*, Prof. de Goettingue. Ouvrage traduit de l'Allemand en Français par *M. M. Lamy*. Vol. I. ſuivi de ſix planches gravées par *Mr. E. Riepenhauſen*. 1797. LII u. 244 S. 8. und ſechs Kupfertafeln in Fol.

Von den meiſterhaften Erläuterungen der Hogarthiſchen Kupferſtiche durch Hn. Hofrath *Lichtenberg* hätten wir eher eine engliſche, als eine franzöſiſche Ueberſetzung gewünſcht und erwartet. Gewünſcht, weil die engliſche Literatur zwar ſchon verſchiedene ähnliche Verſuche, aber noch keinen aufzuweiſen hat, der ſo ganz in den Geiſt des Künſtlers eingedrungen wäre, und den vollen Reichthum ſeines Witzes und ſeiner bedeutungsvollen, durchaus originalen, Darſtellungsart erſchöpfte. Erwartet, weil ſich unſtreitig die engliſche Sprache, ſchon ihrer nähern Verwandtſchaft wegen, der Deutſchen leichter anſchmiegt, weil auf den Blättern ſelbſt ſowohl, als in ihrer Erläuterung, ſo vieles für England local und einheimiſch iſt, und weil der in beiden herrſchende launige Ton dem Geiſte und Gefühle des Engländers weit geläufiger, genieſsbarer und faſslicher iſt, als dem anders geſtimmten Witzgefühle der Franzoſen. Immer zwar wird in dieſem Werke auf welches unſer Vaterland ſtolz zu ſeyn Urſache hat, vieles unerreicht zurückbleiben, man überſetze es in welche Sprache man wolle; aber vergleichungsweiſe möchte doch wohl, aus den angeführten und mehrern Gründen, von keiner Uebertragung ein gröſserer Verluſt zu fürchten ſeyn, als von der ins franzöſiſche.

Google

Mit

Mit dieſer Beſorgniſs nahm Rec. den hier gelieferten erſten Theil eines ſolchen, ihm ſehr gewagt ſcheinenden, und wirklich etwas befremdend dünkenden Verſuchs zur Hand, und gerieth zuerſt auf die weitläuftige Vorrede, die eben nicht von der Art war, daſs ſeine Beſorgniſs ſonderlich dadurch gehoben wurde. Es werden darin der deutſchen Literatur über ihre zwar ſpäten, aber deſto ſchleunigeren Fortſchritte die bekannten Complimente gemacht, die man jetzt, zumal von den ausgewanderten Franzoſen, zu hören ſo gewohnt iſt, die aber, wie es ſcheint, mehr Verwunderung als Bewunderung zur Quelle haben. Daſs darin manches übertrieben wird, verſteht ſich bey franzöſiſchen Complimenten von ſelbſt: „*Les autels d'une utile rivalité s'élèvent de toute part; chaque cité ſe glorifie, ou d'avoir produit, ou de poſſeder de grands hommes.* Die unermüdete Thätigkeit der deutſchen Preſſen wird zum Beweiſe dieſes Lobſpruchs angeführt, und von Deutſchland geſagt: *Déjà placée au niveau des nations les plus ſavantes tout annonce qu' elle finira par les eclipſer.* Und dann folgt eine lange, ziemlich buntſcheckige Parallele zwiſchen den berühmteſten Männern Frankreichs und Deutſchlandes in jedem Zweige der Literatur. In der göttingiſchen Univerſität allein findet der Vf. alles vereint, was je die drey Pariſer Akademien, an berühmten und groſsen Männern, in dem ſchönſten Zeitpunkte der Monarchie beſaſsen. Wenn wir Hn. Lichtenberg recht kennen, ſo wird ihm, eben weil er ein wirklich groſser Mann iſt, die dreyfache Ladung ſchmeichelhafter Vergleichungen nicht ſonderlich behagen. „Elle (l'univ. de G.) a ſon *Lavoiſier*, ſon *Prieſtley*, ſon *Fourcroy*, dans Mr. *Lichtenberg;* ſon *Nollet*, ſon *Sigauld de la Fond* dans Mr. *Lichtenberg;* ſon *Hogarth*, ſon *Boileau*, ſon *Couſin Jacques* dans Mr. *Lichtenberg*.“ Eben ſo wenig wird der Hr. Major *Müller* erwartet haben, ſich mit *Vauban*, und Hr. *Fiorillo*, ſich mit *le Brun* und *David* in Parallele geſetzt zu ſehen. Gern möchten wir nun auch dafür den Franzoſen die Ehre gönnen, in Hn. *L'Amy* ihren *Lichtenberg* zu beſitzen!

Die Schwierigkeiten ſeines ſehr gewagten Unternehmens ſah der Ueberſetzer zwar wohl ein; zwey Gründe aber munterten ihn vornehmlich dazu auf. Den erſten derſelben möchte man freylich etwas befremdend finden. Hr. *L.* wollte die deutſche Sprache mehr ſtudiren, und glaubte, zu ſeiner Uebung darin, kein ſchwereres und unterhaltenderes Buch wählen zu können. Er befolgte dabey die Maxime: *qui poteſt plus, poteſt minus.* Sodann wollte er den Deutſchen einige Hülfe ſchaffen, die mit ſo vielem Eifer und Erfolg *la langue univerſelle des nations policées* ſtudiren. Er rückt nun ein Schreiben an Hn. Hofr. *L.* ein, worin er ihm ſein Vorhaben bekannt machte, und ihn um die Erlaubniſs bat, ihm ſeine Ueberſetzung zur Beurtheilung vorzulegen. Dieſe Bitte wurde ihm gewährt; es ſcheint aber doch, daſs der ihm ertheilte Beyfall nur ganz allgemein, nicht auf umſtändliche Prüfung des Einzelnen gegründet geweſen ſey. Wegen der oft vorkommenden Wortſpiele und Local-Anſpielungen erklärt er ſich im Voraus, daſs er ſie oft habe aufopfern müſſen, einige derſelben jedoch beybehalten, und, ſo viel möglich, erläutert habe. Uebrigens geſteht er offenherzig, daſs er erſt ſeit Kurzem die deutſche Sprache ſtudiert, daſs es ihm unglaublich viel Mühe und Geduld gekoſtet habe, den Sinn ſeines Schriftſtellers richtig zu faſſen; und wegen der groſsen Schwierigkeit ſeines Unternehmens hofft er Nachſicht. Jene ſey dadurch noch vergröſsert worden, daſs es zugleich ſeine Abſicht geweſen ſey, dieſs Werk zu einem *Elementarbuche* für die Anfänger in der franzöſiſchen Sprache zu machen. Schwerlich hätte wohl *Hogarth* je geahndet, daſs ſeine Kupfer auf dieſe Weiſe würden *baſedowiſirt* werden! Zum Unglück bediente ſich der Ueberſetzer noch obendrein des ſchlechteſten und unvollſtändigſten von allen Wörterbüchern! Wer ſollte wohl, nach dieſer Aeuſserung, ſeinen Aufenthalt in *Göttingen* ſuchen? Sein Troſt iſt indeſſen der, daſs der mittelmäſsige Ueberſetzer, der ſich mit dem Ruhme eines angeſehenen Schriftſtellers zu decken ſuche, wenigſtens nicht der ungeſchickteſte ſey.

In der Vorrede des Vf. fand Rec. vorne herein alles noch ſo ziemlich gut und richtig überſetzt; aber bald, (S. XXV) gerieth er auf eine Stelle, wo er ſeinen Augen kaum traute. Im Originale ſteht: „ich „dachte bloſs an die Stühle, Fenſterbänke und Theetiſche der Nebenzimmer, oder höchſtens der Antichambre, *auf denen mein heil. Chriſt herumfahren würde.*“ Daraus macht der Ueberſetzer: *Les bancs, les chaiſes et les tables à thé des chambres voiſines, ou tout au plus de l'antichambre, dans laquelle mon ſauveur J. C. fut balotté, fixerent excluſivement mes regards.* Wenn hernach der Vf. von den vorgeblich moraliſchen Verſtümmelungen der alten Autoren ſagt: „Gottlob iſt es ein Glück, daſs in vielen Fällen dieſe „*Weisheit* der Alten der Jugend eine *Thorheit* bleibt! „Sie wäre verloren, wenn ſie ſie verſtände: ſo heiſst es im Franzöſiſchen: *C'eſt dieu merci un veritable bonheur que, dans beaucoup de cas, cette ſageſſe auſtère des anciens ſoit regardée comme une folie par la jeuneſſe.* Man ſieht leicht, daſs hier das *regardée* den ganzen Sinn umändert, und daſs *Lichtenberg's* Weisheit hier ſeinem Ueberſetzer ſelbſt eine Thorheit blieb. Gleich darauf iſt die ſchöne Stelle: „Wer hierin leichtſinnigem Muthwillen durch *Ausmalen* nachzuhängen fä„hig wäre, verdiente *die Folge davon in ſeinem eig„nen Hauſe zu erleben;* und einen gröſsern Fluch für„wahr, als dieſen, kenne ich nicht“ ganz dadurch verhunzt, daſs die letztern Worte überſetzt werden: *mériteroit pour punition de ſurvivre à ſa propre Famille.* Nicht minder verfehlt iſt die bald hernach erwähnte *Handwerksphraſe* der Klotziſchen Schule: *Leuten eine unangenehme Stunde zu machen*, durch die Ueberſetzung: *non comme le proclamoit autrefois en phraſes triviales l'ecole de Klotz, de procurer une heure d'ennui.*

Nun noch einige Anmerkungen über das Werk ſelbſt. Zu der Note S. 9 hätte der Ueberſ. doch wohl hinzufügen ſollen, daſs *Coffey's* komiſche Oper, *The*

Devil to pay, auch vorlängſt ſchon im Franzöſiſchen unter dem Titel: *Le Diable à Quatre* nachgeahmt iſt. — S. 51 ſind die deutſchen Worte: „Auch ſollte ich denken. wäre bey *dieſem* Militär der Sieg eines bloſs „ſimulirten Knaben immer ſicherer und allgemeiner“ ganz unrichtig gegeben: *A dire ma façon de penſer, la victoire ſur un garçon, qui ne ſeroit ſeulement que ſimulé, ſeroit toujours auſſi, de la part de ce Militaire, plus ſure et plus générale.* S. 53 iſt die bloſs medicinisch - chirurgiſche *Tröſtung* ſehr ſonderbar durch *un toaſt purement medico - chirurgical* überſetzt. S. 56 leiht der Ueberſ. ſeinem Vf. einen von ihm unverſchuldeten bittern Nebenzug, wenn er die Biſchofsmütze *l'eteignoir du bon ſens* nennt. — Der Beyſpiele lieſsen ſich viele anführen, wo die ausdrucksvolle Kürze des Originals durch weitläuftigen Wortaufwand der Ueberſetzung ganz verloren gegangen, und dadurch das ſchöne, lebhafte Colorit deſſelben faſt völlig verwiſcht iſt. Hier nur Eins aus dieſen vielen. Im Originale ſteht S. 94. „Auch hat ein gewiſſer Dichter *Banks* eine verkleinerte Copie dieſes Blatts ſeinem bleyernen Gedichte als Schwimmkiſſen angebunden, um es auf dem Strom der Zeit oben zu halten; „und er hat ſeinen Endzweck erreicht; ſie ſoll ſogar „den ganzen Band flott erhalten haben.“ Dafür hat die Ueberſetzung: *Un certain poëte, nommé Banks, ſe défiant un peu de ſon mérite, et de la peſanteur de ſes vers, a également orné le frontiſpice d'un poëme de ſa façon d'une copie abregée de cette caricature. Il vouloit par là, lui donner un leſt, qui put le faire ſurnager ſur le Fleuve du tems, et l'on peu dire, que ſon deſſein a été rempli. La recette etoit même ſi bonne, qu' elle a ſuſſi pour tenir à flots le volume tout entier.* Am widerlichſten ſind dieſe wortreichen Umſchreibungen, wenn dadurch nicht ſehr liebliche Gegenſtände bis zum Widerlichen und Anſtöſsigen ausgemahlt werden, die der Erklärer nicht übergehen durfte, aber, von ſeinem Cenſor, dem Wohlſtande, gewarnt, doch lieber kurz andeutete, als ſchilderte. Dieſs iſt z. B. S. 107 der Fall. Im Deutſchen heiſst es bloſs: „Ehe der Officier ſich retirirte, hat er ſich noch in der Eile mit ſeiner Stuhllehne eine Brücke über einen nicht unbeträchtlichen Strom geſchlagen, den hier die reiche „Erbin der Bouteillen und des Punſchnapfs, die Fluſsgöttin *Cloacina*, aus ihrer Urne gegoſſen hat.“ Und nun höre man, wie ſich der Ueberſ. recht *con amore*, bey dieſer Stelle verweilt: *Mais ce qu'il eſt eſſentiel de remarquer, c'eſt que l'officier, avant d' effectuer ſa retraite, ſeſt fait à la hâte, avec le doſſier de ſon fauteuil, un pont, pour traverſer un fleuve conſiderable et rapide. Ce fleuve a été inopinément formé tant par le vin et par le ponche ſorti des bouteilles et des jattent, qui ſe trouvent ici en abondance, que par les eaux thermales et diſtillées, que Cloacina la déeſſe de la cochonnerie, a laiſſé échapper de ſes ecluſes trop dilatées.* S. 111 ſteht für: „So eben hat die Sonne da ein Talglicht ausgeſchienen“ gerade das Gegentheil: *Une chandelle vient de s'allumer tout à coup aux rayons du ſoleil.* Aus *Meibom* iſt S. 114 *Meiboms* geworden, durch Beybehaltung des dort ſtehenden Genitiv's. — Ganz verfehlt iſt S. 131 die Erklärung des: *Freemanni Optimum ſubter ſolem*, eine Anſpielung auf das *Petum Optimum ſ. ſ.*, das der Ueberſ. ſo erklärt: *la choſe la meilleure ſur la terre, c'eſt d'être né libre.* — Schwerlich wird man auch mit dem Erſatz folgender Stelle S. 152 zufrieden ſeyn: „*Alle lange Feuerhütungen ſchaden der „Geſundheit, und wohl keine mehr, als die des veſtaliſchen.*“ *C'eſt une verité reconnue que tous les feux long-tems couvés nuiſent à la ſanté, mais ceux qui l'alterent le plus ſenſiblement, ſont, ſans contredit, ceux du ſixieme ſens.* Eine der ärgſten Entſtellungen des Sinnes aber findet ſich S. 168, wo von dem berüchtigten Franzoſendoctor *Rock* die Rede iſt. „Hogarth, ſagt Hr. L., iſt gegen dieſen Mann „auſserordentlich gütig.“ Bey jeder Gelegenheit empfiehlt er ihn der Nachwelt. *Was ihm wohl der mag gethan haben.*“ Dieſe letzten Worte ſind, dem armen Hogarth zum gröſsten Nachtheil, ſo gegeben: *Qui connoit les ſervices perſonels qu'il a pu lui rendre?* — Wenn von den, auf dem Blatte, der Mittag, aus der Kirche kommenden Perſonen geſagt wird: „Alle ſieben Köpfe „ſind wahre Sinnbilder verſchloſſener eiſerner Dogmatik; ſo heiſst das hier: *Ces ſept têtes figurent ici ſept dogmes religieux.* — Mit dem *feinturier en bleu de Londres*, S. 103, hat es vielleicht nicht ganz ſeine Richtigkeit. Im Deutſchen ſteht freylich „ein Londoner *Blaufarber*;“ aber ſo heiſsen in einigen niederſächſiſchen Gegenden die *Quacker*. Doch der Ueberſetzer mag wohl Recht haben, wegen der Note zur folgenden Seite.

Ungeachtet aller dieſer, zum Theil etwas argen, Fehler und Miſsgriffe, würd' es dennoch unbillig ſeyn, den Fleiſs zu verkennen, den der Vf. dieſer Ueberſetzung, im Ganzen genommen, auf ſeine Arbeit verwandt hat. Sie iſt in der That noch weit erträglicher und beſſer ausgefallen, als man es hätte erwarten ſollen; und die Schuld des Miſslingens lag nicht ſo ſehr an dem Vf. als an der groſsen Schwierigkeit, faſt Unmöglichkeit des Unternehmens ſelbſt. Nur der Franzoſe kann indeſs, was keine andre Nation ſich zu können anmaſst: *faire l'impoſſible.* Oder vielmehr, er gab hier einen neuen Beweis, daſs er nur *ſagt*, er könne es. Seinen Landesleuten wird dieſe Copie eines unerreichbaren Originals, immer noch Unterhaltung und Beluſtigung genug gewähren, und Grund genug zur neuen Verwunderung über den unverhofften Witz des Nordens.

Druckfehler in der Rec. der Schauſpiele von Iffland, Nr. 188. S. 681. Z. 11. v. unt. nach *ungefähr* ein Komma zu ſetzen. S. 682. Z. 15. *kurze Erholung* l. *karge Erholung.* S. 682. letzte Z. nach *ſchöpferiſche Gewalt* iſt ausgelaſſen: *über die Sprache.* S. 684. Z. 15. v. u. *Freund* l. *Fürſt.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. Junius 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Otto mit dem Pfeile*, Markgraf von Brandenburg, ein vaterländiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen, von *Fried. Rambach*. 1797. 167 S. 8. (14 gr.)

Dies neue Stück des Hn. Prof. *R.* macht nun mit dem, ehedem in der A. L. Z. angezeigten: *Der groſse Kurfürſt vor Ratenau* den *erſten* Band der *vaterländiſchen Schauſpiele* aus, daher ſich auch ein zweytes Titelblatt, worauf dies angezeigt wird, dabey befindet. Hr. *R.* fährt alſo fort, das Andenken groſser Fürſten aus der alten deutſchen, beſonders brandenburgiſchen, Geſchichte durch poetiſche Darſtellungen zu erneuern. Ob er gleich diesmal viel weiter ins graue Alterthum zurückgegangen iſt, und eine Geſchichte des dreyzehnten Jahrhunderts (beſtimmter zu ſagen, einen Vorfall vom Jahr 1278) bearbeitet hat: ſo irrt er doch, wenn er fürchtet, daſs deshalb dieſes Schauſpiel weniger intereſſiren werde, als das vorige. Dem Inhalte nach iſt es rührender als jenes, und die Ausführung hat eben ſo viele einzle ſchöne Züge, eine eben ſo gewählte und bündige Sprache. Bey jenem Stück hatte die Geſchichte ſelbſt und *Blum* ihm doch immer vorgearbeitet, und hier hat er den dürftigen Stoff alter Chroniken und Legenden poetiſch umformen müſſen. So wie er hier mehr Freyheit hatte, hinzuzudichten was er wollte, ſo muſste er aber auch hier die Charaktere ſo ausbilden, und aus dem ſehr einfachen Sujet ſo viele Situationen entwickeln, daſs er völlig als der Schöpfer des Ganzen angeſehen werden kann. Auſser der Hauptbegebenheit, *Otto's* Gefangennehmung durch den Erzbiſchof von Magdeburg, auſser dem Umſtand, daſs *Otto* die Dichtkunſt liebte, (in einem Anhang ſind ſeine ſieben Lieder aus der *Maneſſiſchen* Sammlung mit der, in der Berliner Monatsſchrift erſchienenen, Moderniſirung beygefügt, und S. 32. im Schauſpiel ſelbſt ein Lied von ihm eingeſchaltet worden,) auſser dem, was die Chroniken von dem Greis *Joh. von Buche* erzählen, und auſser den wenigen Winken, die ſie vom Charakter des Erzbiſchofs geben, iſt alles Erfindung des Vfs. Vornehmlich hat er die Verhältniſſe zwiſchen *Hermann* und ſeiner ehemaligen Geliebten *Mathilde*, zwiſchen dem Erzbiſchof und ſeiner angeblichen Nichte, die am Ende als ſeine Tochter befunden wird, hinzugedichtet. Ein Fürſt, vier Acte lang im Gefängniſs, ſcheint ein ſehr einfacher Gegenſtand, aber ſein erhabnes Betragen in ſeinen Leiden, die Rachſucht von *Hermann*, dem Sohne eines verſtoſsnen Miniſters, der zum Erzbiſchof übergegangen, und der alles anwendet, *Otto's* Schickſal zu verbittern, die vielen vergeblichen Vorſtellungen, Fürbitten, Verſprechungen von Löſegeld, und ſogar Drohungen, die angewendet werden, um dem *Otto* ſeine Freyheit wieder zu verſchaffen, die entſtehenden und wieder vereitelten Hoffnungen für ihn, die Mühe, die ſich ſelbſt ein Domherr und ein Mönch, ſogar des Erzbiſchofs Tochter aus Mitleid für ihn geben, die Zuſammenkunft zwiſchen *Otto* und ſeiner Gemahlin im Kerker — das alles veranlaſst nicht allein rührende Gemälde, ſondern auch viele abwechſelnde Situationen, die den Leſer in banger Erwartung erhalten, bis endlich *Hermann* durch eine Zuſammenkunft mit *Mathilden*, die der Erzbiſchof Jahre lang eingekerkert gehalten, ſeinen Gönner im wahren Lichte kennen lernt; nun muſs der Erzbiſchof entfliehn und *Otto* wird frey. Wenn des Erzbiſchofs Tochter bey ihrem Vater ein Wort S. 98. für *Otto* ſpricht, ſo macht es ihrem Herzen Ehre; aber die Art, wie ſie ſich dabey benimmt, iſt gewiſs nicht die, wodurch ſie ihren Endzweck zu erreichen hoffen kann. Wenn ſie zu ihrem Vater ſagt: „Nur zwiſchen zwey gleich verächtlichen Na„men habt ihr die Wahl, Böſewicht oder Thor," ſo iſt dies nicht allein zu grob, ſondern auch unklug; auch, daſs ſie gerade in dieſer Lage ihn S. 101. daran erinnert, was er ihr ſey, hat keinen Nutzen. Ohne alle Folgen für die Haupthandlung iſt die letzte Verkleidung des Erzbiſchofs, welche bloſs damit entſchuldigt wird, daſs es ihm hart ankomme, einen Ort zu verlaſſen, wo er ſo lange geherrſcht. — Achtzehn Perſonen treten in dieſem Stück auf, aber folgende neun ſind davon die intereſſanteſten. *Otto* erſcheint nicht bloſs als tapfrer Krieger, ſondern auch in Feſſeln als ein groſser und edler Mann; ſo wenig, als er ſich zu niedrigen Bitten herabläſst, ſo wenig verlangt er, daſs ſeine Unterthanen Blut oder Geld an ſeine Befreyung wenden ſollen, er will nicht mehr als Fürſt angeſehen ſeyn. Feſt war ſein Entſchluſs, durch Gift ſich aus ſeiner ſchimpflichen Lage zu reiſsen, ſobald er aber einen Ausweg ſieht, hält er es für Pflicht, ſich dem Staat und den Seinigen zu erhalten. Seine Gattin *Hedwig* (der Umſtand, daſs ſie Kaiſer Rudolf I Tochter war, iſt nicht berührt worden) lebt und handelt nur für ihn, eilt zu ihm in den Kerker, und giebt die thätigſten Beweiſe ihrer Zärtlichkeit. Der abgedankte *Johann von Buche* vergiſst alle Kränkungen, die ihm widerfahren, verabſcheut die Rachſucht ſeines Sohnes, und eilt ſeinem gefangnen Fürſten beyzuſtehn, ſobald die Bitten der Gemahlin und das gemeine Beſte ihn dazu auffo-

dern. Sein Sohn *Hermann* war von Natur ſanft, aber ſeines Vaters Bedrückungen und ſeine eigne unglückliche Liebe haben ihn zum Menſchenfeind gemacht; doch iſt es zu arg, wenn S. 121. ſelbſt die dringenſten Vorſtellungen ſeines Vaters keinen Eingang bey ihm finden. Seine ehemalige Braut *Mathilde* iſt wahnſinnig geworden, und der Vf. hat ihre Melancholie, die von der ſanftern Art iſt, ſehr rührend geſchildert; ſie iſt die einzige Perſon, die in dieſem Stück ſtirbt, nämlich *Hermann's* Wiederſehn wirkt ſo heftig auf ſie, daſs ſie den Geiſt aufgiebt. Der *Erzbiſchof* iſt der ſchwärzeſte Böſewicht, der mit der gröſsten Kälte Grauſamkeiten ausübt, den kein menſchliches Elend rührt, ein herrſchſüchtiger Tyrann, der den ſchrecklichſten Deſpotismus ausübt, ein unnatürlicher Menſch, der ſeine Tochter von ſich zu ſtoſsen im Stande iſt — ja, der in ſeinen eignen Reden auf eine empörende Art ſeine ſchauderhaften Grundſätze an den Tag legt. Mit ihm contraſtiren ſeine gefühlvolle Tochter *Adelheid*, und ein menſchlich geſinnter Mönch *Hilarius*. Unter den *Domherrn* hat ein niedriger Schmeichler des Erzbiſchofs mit ſeiner feigen Furchtſamkeit eine komiſche Nebenrolle.

PHILOLOGIE.

Deventer, b. Leemhorſt, Karſenbergh u. Brouwer: *Bibliotheca claſſica* ſive *Lexicon manuale*, quo *nomina propria pleraque* apud ſcriptores graecos et romanos maxime claſſicos obvia illuſtrantur. 1794. VI u. 555 S. gr. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Das Werk iſt ſehr nett aber dabey haushälteriſch, mit kleinern Buchſtaben, in geſpaltnen Columnen und eng gedruckt. Der ungenannte Herausg. klagt über den Schaden, welchen die ſchlechten Ausgaben der Minelle, Farnabe und ähnlicher ſtiften, glaubt aber, ſie erhielten ſich vorzüglich durch ihre mythologiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Anmerkungen, ſo ſchlecht und dürftig ſie auch zum Theil ſeyn möchten, in ihrem Werth. Um nun correctere Ausgaben, wie die Zweybrücker und Mannheimer an die Stelle jener zu ſetzen und der Jugend zugleich die ihr unentbehrlichen Sacherklärungen zu verſchaffen, gerieth der Vf. auf den Gedanken, ein ſolches Wörterbuch auszuarbeiten. Er legte *Lempriers* engliſche *Bibliotheca claſſica*, 178 , ein freylich noch höchſt mangelhaftes Werk zum Grunde, nahm das, was aus den Stephaniſchen, Leydiſchen und Hofmanniſchen Wörterbüchern entlehnt war, mit den eignen Worten der Vff. auf und ſichtete, verbeſſerte, ergänzte übrigens den Lemprier möglichſt mit Zuziehung der Quellen und antiquariſcher Werke. Man muſs dem Vf. das Zeugniſs geben, daſs er ein, zwar nicht fehlerfreyes und vollendetes, doch recht brauchbares Handbuch in gutem Latein mit fleiſsiger Nachweiſung der Quellen und genauer Citirung der Stellen geliefert hat. Freylich vermiſst man viele neuere Aufklärungen und Unterſuchungen; doch findet man hie und da auch davon Gebrauch gemacht und Spuren von hiſtoriſcher Critik. So werden z. B. die Vorwürfe, die man dem Salluſt wegen ſeiner Sitten gemacht hat, nicht alle für gegründet erklärt; die Martern, welche Regulus in Karthago ausgeſtanden haben ſoll, bezweifelt. Gleichförmigkeit der Ausführung findet man nicht. Die Werke einiger Schriftſteller, wie des Sophokles und Xenophon, werden verzeichnet, die Werke andrer wie des Ovid und des Philoſophen Seneca kaum angedeutet. So eingerichtete Wörterbücher wie dieſes können doch nicht einmal die Anmerkungen der Minelle, *Farnabe und* Junker ganz erſetzen: denn wenn man hier z. B. folgenden Artikel lieſt: „*Nyſa urbs Aethiopiae — Arabiae — Indiae*“ *etc.* ſo wird ſich der Schüler nun in einzelnen Stellen noch nicht zu recht zu finden wiſſen, welches *Nyſa* gerade hier gemeynt ſey. In zweydeutigen Fällen iſt das Sylbenmaaſs angegeben worden, wobey ſich doch mit unter Fehler eingeſchlichen haben. So findet man hier *Omphăle* (wo der Irthum vermuthlich aus Properz 3, 11, 17 entſtand), *Porſēna*, *Taygĕtus*, *Patrŏclus*, *Perĭkles*. Beide letztre Namen können freylich von den Dichtern in der vorletzten Sylbe lang gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Leipzig*, b. Kummer: *Darſtellung des neuen franzöſiſchen Maaſs-Gewichts und Münz-Syſtems:* ingleichen *Frankreichs Bemühungen die Längen und Breiten zur See und zu Lande zu meſſen, und zwar mit möglichſter Genauigkeit, wie auch Geſchichte derer Uhren, die Längen zur See und zu Lande zu meſſen in Frankreich und England.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *C. H. A. von Z.* 1796. mit der Vorrede und dem Vorbericht des Ueberſetzers 6 Bog. kl. 8. (5 gr.) Eine elendere, und in jeder Rückſicht, erbärmlichere Fabrik-Waare, als gegenwärtige, iſt Recenſenten nicht leicht zu Geſichte gekommen. Aeuſserſt lächerlich und poſſierlich iſt der Contraſt, neufränkiſche Revolutions- und Reformations-Ideen im Styl der aſiatiſchen Baniſe, und die allerneueſten Gegenſtände der Mathematik und Phyſik, in der Sprache der *Harsdörferiſchen* mathematiſchen Erquick-Stunden zu leſen. Rec. iſt ſogar geneigt, dieſe ganze meluſiniſche Verdeutſchung für einen *Coup fouré* irgend eines loſen Vogels zu halten, und hält Hn. C. H. A. *von* Z. (zu welchem Verdacht die ausgedrückte Partikel *von* zum Theil berechtigt) für einen verkappten Erz-Ariſtokraten, der dieſe ſeltſame Sprache nur angenommen hat, um ſeine Verdollmetſchung ja recht dunkel, und dadurch dieſe ketzeriſche Maaſs-Reform recht lächerlich, und unverſtändlich zu machen. Rec. will in dieſem Fall ſein Wort zurück nehmen, und alsdann gern geſtehen, daſs Hr. v. Z. ſeinen Zweck unnachahmlich erreicht habe. Nicht nur als Ueberſetzer, ſondern auch als Notenſchreiber, als groſser Aſtronom, Geograph, Mathematiker, Phyſiker, Politiker, Publiciſt, Cameraliſt und Financier, zeichnet er ſich gleich ſtark aus; auch hat er

die

die allerneueſten und zuverläſſigſten Nachrichten aus Frankreich, die nirgend, als in ſeinen Noten zu finden ſind. — Alles dies wollen wir mit Gewiſsheit gegen jedermänn behaupten, aber nun auch — beweiſen.

Gleich in der Vorrede erzählt uns der Hr. Ueberſetzer, daſs die Franzoſen von jeher eben ſo fruchtbar, als ſinnreich in Erfindungen waren, aber auch die deutſche *Nation* könnte mit Recht Anſpruch auf Erfindungs-Geiſt machen, beſonders hätte Nurnberg ehedem viele Künſtler aufzuweiſen. (Rec. geht hier ein Licht auf!) Ferner beweiſet er, daſs die *franzöſiſche* Maaſs- und Gewicht-Reform der *franzöſiſchen* Nation ausſchlieſsend zugehöre. (Sehr wahr, Rec. will dies nicht beſtreiten, ſelbſt der eiferſüchtige Engländer wird es für einen *Truism* gelten laſſen.) Er wundert ſich aber, daſs ſie mitten unter Revolutions-Stürmen bis zur Einführung zu Stande gekommen, welche nun *aus ökonomiſchen Gründen eingeſtellt worden ſey!* (Hier ſtellt er nur ein, aber S. 64 läſst er das ganze Syſtem ganz und gar abſchaffen. Wer hat nun aber dies dem Hn. Ueberſetzer weiſs gemacht? Die neuen Maaſse, und Gewichte ſind allenthalben in der Republik eingeführt: nur eine gewiſſe koſtſpielige, und mit überflüſsigen Mitgliedern überladene Commiſſion *Agence pour les poids et meſures*, iſt abgeſchafft worden. Eben ſo zuverläſsig meldet er uns, daſs auch die Grad-Meſſung aufgehört habe, oder wie ſich der Vf. in ſeiner Kern-Sprache ausdrückt „*daſs man dieſer Meſſung des* „*Meridianus ſich völlig entſaget habe.*"

Im Vorberichte zeigt ſich Hr. *v. Z.* als einen groſsen Aſtronomen und Geographen, hier ſind die Belege dazu: „*Meridian iſt entweder der Meridianus auf einem Globo oder Sphaera, des-* „*gleichen auch die Mittags-Linie: jeder Punkt auf der Erde* „*kann in eine Mittagslinie fallen, wenn man von der aus usque* „*ad peripheriam von beiden Seiten miſst.*" „*Aequator iſt die* „*Halbſcheid der Erdkugel, wobey man g l e i c h ſ a m vorausſetzt,* „*daſs ſelbige in zwey gleiche Theile durchſchnitten wäre.*" In dieſem Vorberichte lehrt uns der Vf. ferner, daſs der groſse *Newton* (denn auch von groben Druckfehlern wimmelt das Product an allen Seiten, damit es ja recht *ex omni parte beatum* ſey) zuerſt die wahren Kräfte entdeckt habe, welche *eigentlich* auf den Mond würkten; der Hr. Prof. Meyer (ſoll Tobias Mayer ſeyn) wäre zu einer ſo genauen Beſtimmung der Mondbahn gelanget, daſs es beynahe nicht möglich ſey, dieſe Beſtimmung weiter zu treiben! (*Charles Maſon, la Grange, la Place*, werden alſo wohl *Oleum et operam* dabey verlieren).

Das Werk ſelbſt, beſtehet aus einer Sammlung von aufgerafften Berichten, über die Maaſs- und Gewicht-Reform, ohne Auswahl, ohne Plan, ohne Ordnung, welche von Conventsdeputirten, von Akademikern, der Nationalverſammlung, der Akademie der Wiſſenſchaften, ja ſogar dem *Lycée*, abgeſtattet worden. Auch hier iſt alles ſo ſeltſam untereinander geworfen, daſs man öfters nicht weiſs, was man lieſt. Nach dem Titel zu urtheilen, ſollte man glauben, das ganze Werk wäre ein franzöſiſches Original, ſo wie z. B. des Bürgers *Aubry*, *Nouvelles meſures républicaines, preſentées dans leurs moyens d'Execution ou Collection complette des Ouvrages ſur cette matiere.* 1796. aber Nein, Hr. *v. Z.* ſtoppelt etwas nach ſeiner Manier zuſammen; aber er hat den ſyſtematiſchen Zuſammenhang dieſer Maaſsenreform, und die groſsen Vortheile, die daraus erwachſen, auch nicht von weiten geahndet, geſchweige dargeſtellt; alles iſt nur Stückwerk, ohne Zuſammenhang, ohne Vollſtändigkeit, gar keine tabellariſche Ueberſicht, nicht einmal die Namen, und die neue Nomenclatur der Maaſse und Gewichte kommt vor. Das erſte Stück, davon uns Hr. *v. Z.* die Ueberſetzung liefert, iſt ein Auszug aus einem Bericht des Conventsdeputirten *Arbogaſt* an die Nationalverſammlung, welcher ſelbſt aus einem Rapport der Commiſſarien der Akademie *La Grange, Borda, Monge* genommen iſt, und im Julius 1793 iſt erſtattet worden. Warum er eben dieſen höchſt unvollſtändigen Bericht gewählt hat, iſt ſchwer zu ſagen. Weder die früheren, und erſten Berichte (1790) auf Anregung des Biſchofs von *Autun* bey der *Aſſemblée conſtituante*, noch die ſpätern und letzteren von den *Comités*, und der *Agence* ſind hier anzutreffen. Das ganze neue Maaſsſyſtem wird S. 11 in zehn Zeilen abgefertiget, von dem, den 27 Octob. 1790 von *La Grange, Lavoiſier, Borda, Tillet, Condorcet* darüber erſtatteten Bericht, weiſs Hr. *v. Z.* wohl nichts, ſo wenig als von dem, den 19 März 1791 der Akademie gemachten Rapport über die Einheit der Maaſse, von *Borda, La Grange, La Place, Monge* und *Condorcet.*

Das *Mètre* heiſst bey ihm immer Metrum, er ſetzt es nach dem franzöſiſchen Bericht auf 3 Fuſs 11 Linien und $\frac{44}{100}$; (genauer iſt es 3 Fuſs 0 Zoll 11 Lin. 441952, der mittlere Meridiangrad zu 57027 Toiſen angenommen: daher der ganze Quadrant 5132430 Toiſen, wovon der zehn Millionſtetheil, obiges wahre *Mètre* giebt. Rec. will hier in wenigen Zeilen eine beſſere und nützlichere Darſtellung der Verhältniſſe der alten und neuen Längen-Maaſse, die zu ihrer gegenſeitigen Verwandlung dienen können, nach Prony herſetzen.

Logarithm des Verhältniſſes des *Mètre* zu nebenſtehenden Maaſsen.	Toiſe.	Log.	$\bar{1}$, 71032	30348
	Fuſs.	—	0, 48847	42852
	Zoll.	—	1, 56763	55312
	Linie.	—	2, 64683	67773

Der Log. jedes dieſer Verhältniſſe muſs zum Log. der Anzahl der gegebenen Metre addirt werden, um den Log. der nebenſtehendend correſpondirenden Maaſse zu haben.

Logarithm des Verhältniſſes der nebenſtehenden Maaſse zu dem *Mètre*,	Toiſe.	Log.	0, 28967	69652
	Fuſs.	—	$\bar{1}$, 51152	57148
	Zoll.	—	$\bar{2}$, 43234	44688
	Linie.	—	$\bar{3}$, 35316	32227

Der Log. jeden Verhältniſſes, muſs zum Log. der gegebenen Anzahl Toiſen, Füſse, Zolle, Linien addirt werden, wenn man von jedem den Log. der zuſtimmenden Anzahl Mètre haben will.

Die franzöſiſche Toiſe heiſst beym Vf. immerfort Ruthe; das Verhältniſs des neuen Morgen Landes, (warum ſetzt der Ueberſ. ihre eigentliche Benennung *Are* nicht dazu?) gegen das vormalige *Arpent*, iſt nicht, wie S. 10 ſtehet, wie 49 zu 50, ſondern wie 49 zu 95. S. 13 Ein zorniger Ausfall auf die armen Franzmänner, hier wird ihnen in einer Kraftſprache, ihre Anmaaſsung derb verwieſen, da ſie wähnen, daſs bey Regulirung dieſer Maaſsreform alles von ihrer Erfindung ſey, ſogar die dazu gebrauchten Inſtrumente und Werkzeuge, der Vf. ruft daher nach einem Gedankenſtrich alſo aus: „*gleichſam als wenn die Feldmeſskunſt und Naturlehre vor ihnen noch keine Inſtrumente gehabt hätte.* S. 19 hat der ganze Tag 100,100 ſtatt 100000 Sekunden, ebendaſelbſt kommt das *Lockſeil* vor, ſtatt *Loglinie*. Dieſen Abſchnitt hat der Hr. Ueberſ. mit zahlreichen, höchſt unbedeutenden, zweckloſen, und gar nicht zur Sache gehörigen Noten wacker durchſpickt, obgleich er uns auch hie und da im Text, ſeine ſcharfſinnigen Urtheile nicht vorenthalten hat; ſo iſt gleich ſeine erſte Anmerkung eine höchſtwichtige Vertheidigung, warum er die jetzigen Franzoſen nicht Frankreicher oder Neufranken, ſondern Franzoſen nennt, weil ihm dieſe neologiſche Benennungen hart fürs Ohr und nicht *wohllautend* klingen! u. d. gl. S. 23 macht er die Franzoſen gar zu einem Handelscomtoir, „*Ja* (ſpricht er) *wären die Franzoſen in Europa das allgemeine groſse Handelscomtoir!*" u. ſ. f.

Nun folgt ein Abſchnitt, *Syſtem der Maaſse* überſchrieben; allein auch nicht ein Wort, nicht eine Ziffer kommt von dieſem Syſtem vor; es wird bloſs erzählt, daſs Borda der Akademie einen Bericht darüber abgeſtattet habe, was aber in dieſem Bericht geſtanden hat, bleibt uns verborgen. Dagegen beſchenkt uns der Hr. Ueberſ. mit mehr Noten, als Text. Da berichtet er z. B daſs die Franzoſen wenig Activhandel, meiſt nur Paſſivhandel hätten, und daſs der Handel der Holländer ganz ins ſtocken gerathen ſey.

S. 27. „*Vermeſſung des Meridiani.*" In 9 Zeilen abgethan. De Lambre habe einen Bericht darüber abgeſtattet, was aber darinn geſtanden, davon keine Sylbe. Hierauf folgt „*kurzgefaſster* (dunkelgefaſster!) *Auszug, die bisherigen Arbeiten betreffend, um gleichmäſsige Gewichte und Maaſse zu bewirken*

„von *Alex. Brongniart.*“ Hier iſt der ganze Sinn des Originals total verfehlt, oft iſt ſelbſt gar kein Sinn darinn. Beym Wort Aequator ſetzt zu mehrerer Verſtändlichkeit unſer Ueberſetzer folgende Erläuterung! *Mittags-Linie, Meridiano primo.* Der Bürger Alex. Brongniart ſpricht vom Eis-Punkt, unſer Ueberſetzer bringt es aber erſt ins reine, und ſetzt dazu (*Gefrier-Punkt, im Grade Null, Zero.*) Nun iſts klar! — Es ſind fünf Commiſſionen bey dieſem Maaſsgeſchäfte angeſtellt, allein keine hat ein ſchwereres und wichtigeres Amt, als die dritte Commiſſion, ſie iſt bloſs dazu da (S. 31.) „*die* „*Anzahl derer Vibrationen zu zählen, welche eine Uhr in ei-* „*nem angenommenen Tage vollendet.*“

Nun folgt „*Bericht von Haüy über die angewandten Mittel,* „*den mit Waſſer gefüllten Cubum oder Würfel von der Gröſse* „*eines Fuſses zu meſſen.*“ Ganz verworren, und unverſtändlich überſetzt; ſelbſt ſchon die Aufſchrift. Eigentlich wird gehandelt von der Beſtimmung des Gewichts eines Decimeter voll Waſſer.

„*Meſſung der Mittags-Linie (Meridiani).*“ War ſchon S. 27. da; aber vielleicht iſt unſerem Ueberſetzer, *Vermeſſung des Meridiani,* etwas anderes, als *Meſſung der Mittags-Linie!* Es enthält abermals nichts als die leere und unbedeutende Nachricht, daſs Briefe von Méchain aus Spanien in der Verſammlung der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſen worden; von ihrem wiſſenſchaftlichen Inhalt erfährt man gar nichts, es müſste dann dieſe Bemerkung etwas ſehr wichtiges ſeyn, „*daſs die* „*ſpaniſche Nation, welche der franzöſiſchen Freyheit ihre Ach-* „*tung verſaget, doch die Wiſſenſchaften verehre.*“ Hr. v. Z. hat aber auch den wahren Grund davon entdeckt, „*ohnſtreitig* „*iſt dann der Grund, weil Gelehrte und Wiſſenſchaften allen* „*Nationen, keiner aber ausſchlieſsungsweiſe zugehören.*“

Den Beſchluſs macht ein Bericht, der Bürger Le Roy und Berny. (Soll wohl Perny ſeyn.) „*Ueber die von Louis* „*Berthoud verfertigte Uhr auf der See die Längen zu meſſen,* „*welche (welcher) in einer öffentlichen Sitzung des Lyceums den* „*5ten May 1793. verleſen worden*“ nebſt einer Finalanmerkung des Ueberſetzers. Enthält eine kurze Geſchichte aller Bemühungen zur Erfindung der Meeres-Länge. Schon die franzöſiſche Urſchrift hat viele Unvollſtändigkeiten, Unrichtigkeiten, und Mangel, dieſe hat Hr. v. Z. durch ſeine Ueberſetzung, Noten, Sprach-Druckfehler treulich vermehrt. Z. B. die franzöſiſchen Berichterſtatter erwähnen des *Guillaume de Nautonier*, und ſeines Werkes, *Mécométrie de l'Aimant etc.* .... Unſer Ueberſetzer, verbeſſert, verballhorniſiret, und überſetzt; *Wilhelm der Schifer! Mécométrie* emendirt er *ex ingenio*, und macht *metrometria* daraus; aus Länge, wird Abweichung von der Mittags-Linie u. ſ. f. (Rec. merkt bey dieſer Gelegenheit an, daſs dieſes merkwürdige Werk, welches 1603. in folio herauskam, und deſſen vollſtändiger Titel iſt, *Mécometrie de l'aimant, ou manière de meſurer les longitudes par le moyen de l'aimant, de l'invention de Guillaume de Nautonier de Caſtel-Franc en Languedoc,* in Hn. Röding's ſonſt ſehr fleiſsig bearbeiteten Literatur der Marine nicht vorkommt, folglich auch nicht, die bald darauf erſchienene Wiederlegung“ *confutation de l' Invention des longitudes, ou de la Mecométrie de l'aimant etc. par Donnot de Bar-le-Duc. Paris* 1611. 4. Allein der erſte Erfinder, der dieſe Idee gehabt hatte, war *Touſſaint Beſſard*, gebürtig aus *Auge* in der *Normandie*, welcher ſie ſchon 1574. bekannt gemacht hatte.) Bey *Jean Baptiſte Morin* (S. 44.) hätten die Herrn Franzoſen wohl erwähnen können, daſs ſeine neue Monds-Methode, nur eine verbeſſerte, von *Keppler* vorgeſchlagene iſt, (*Tab. Rudolph.* p. 37 et 42. und *Longomontanus Aſtron. Dan.* p. 318. Edit. 1540.) Was aber Rec. noch mehr wundert, iſt daſs, Morin's bekanntes Hauptwerk, *Longitudinum terreſtrium nec non coeleſtium, nova et hactenus Optata Scientia etc. Pariſiis* 1634. 4., ſo wie ſeine Wiederſager *Humius* und *Leonard Duliſis* (1647.) in *Röding's* allgemeinem Wörterbuch der Marine gleichfals nicht vorkommen. *Benedetto Scoto, Uſage et Pratique des Longitudes.* 1623. fehlt da auch.

S. 45. kommt eine artige Berichtigung in einer Note des Ueberſetzers vor; der Notenſchreiber erzählt alſo: „*da Harri-* „*ſon angegeben hatte, daſs er denen vom ſel. Prof. Meyer in Göt-* „*tingen edirten Mondtabellen die Vollkommenheit ſeiner Procedur* „*zu verdanken habe, ſo hat das engliſche Parlament .... der* „*Wittwe .... dafür ein Geſchenk von 4000 Pf. Sterling zuer-* „*kannt.*“ Welche Verwirrung von Begriffen, von Sachen, von Zeiten und Umſtänden! — Harriſon war bekanntlich ein Todfeind aller Lunar Methoden, er gerieth in Hitze, ſobald er Mondstafeln nur nennen hörte; diejenigen, die für Mondsbeobachtungen waren, hieſs er *Lunatics*, zu deutſch Narren, aber auch wie Mondstafeln zu einer Procedur bey Uhren behülflich und angewendet werden können, das erkläre uns jemand! — Auch hat *Tob. Mayer's* Wittwe nicht 4000, ſondern nur 3000 Pf. erhalten, und das mit groſser Mühe; Hr. Hofr. *Käſtner* und der ſel. *Michaelis* muſsten es erſt ausfechten. S. 47. hier irren ſich die Hn. Roy und Perny, die Sachen liegen zwar ſehr nahe bey einander; allein die Wahrheit iſt, Huyghens erfand ſeine Uhr nicht, um die Länge zur See zu finden, ſondern er ſuchte ſeine Erfindung nur darauf anzuwenden. S. 50. betragen 5 Minuten in Zeit 1, 100 Ruthen unter dem Aequator, und auf der nächſten Seite machen 1 Min. 54 Sec. 14, 400 Ruthen? S. 54. iſt die Uhr in 46 Tagen 51 Minuten abgewichen; das wäre eine ſaubere Längenuhr! ſoll alſo wohl 51 Sec. heiſsen. S. 57. irren die franzöſiſchen Vf.; denn es iſt falſch, daſs Cap. *Cook* ſich Mudgeſcher Seeuhren auf ſeinen Reiſen häufig bedient habe, er hat nie eine von dieſem Künſtler gehabt, ſondern nur von *Cummings, Kendal* (dieſe beiden Uhrmacher werden in der ganzen Geſchichte nicht genannt) und *Arnold*. Auch hat *Emery* nie *Time Keeper*, ſondern bloſs Taſchen-Chronometer verfertiget; Rec. weiſs daſs dieſer zu früh für die Kunſt geſtorbene Künſtler zwey groſse Längenuhren angefangen, aber nie vollendet hat.

Das merkwürdigſte von dieſem ganzen Berichte, wäre uns der Gang der Louis Berthoudiſchen Längen-Uhr geweſen; aber da kein Regiſter ihres Ganges darin vorkommt, *ſo ſagt* das geſagte nicht vielmehr, als daſs die Uhr herrlich in allen Temperaturen gegangen ſey, der Bürger Nouet hat ſie auf der Nationalſternwarte von 14. März 1789 bis 12. Decemb. geprüft, ihre gröſste tägliche Abweichung ſoll nie über 2 Sec. betragen haben, das wäre recht brav!

Hr. v. Z. iſt auch (wie unſere Leſer vermuthlich ſchon werden bemerkt haben) ein groſser Puriſte; die *Connoiſſance des temps*, heiſst bey ihm die *Zeitkenntniſs*, *Bureau de Longitudes*, Längenmeſſungscomtoir, die *Toiſe*, Ruthe, *Chronomètre* Zeitanzeiger, *les Grains* überſetzt er die Körner, *Objet*, Vorwurf, *Rapport décimal*, Decimalbezug, *Régle generatrice*, Entſtehungslineal, *Pratique des Longitudes*, Uebung die Länge zur See zu meſſen. An ausgeſuchten Ausdrücken, Sprachſchnitzern, Provinzialiſmen fehlt es auch nicht, die Rec. zum Theil unverſtändlich waren; z. B. S. 3. *aufgeheiterte Begriefe!* S. 17. einfolglich; S. 19. verehrlich würderen; S. 62. vorgewiſſeren u. ſ. f. für *Courtanvaux* ſteht immerfort *Courtenooux*, ſtatt *Joſiah Emery* immer *Lemery*, doch dies letztere kann Fehler des Originals ſeyn, denn der Ueberſetzer hat wohl weder von *Emery* noch *Lemery* je etwas gehört. Die letzte Anmerkung giebt Nachricht von dem Pariſer *Bureau des Longitudes*. Damit nichts fehle, und damit alles bis auf die gröſste Kleinigkeit harmonire, ſo zeigen wir noch an, daſs die Seitenzahlen falſch fortlaufen, von S. 64. geſchieht ein Sprung auf 97, und ſo erhält das Werk 100 S., da es deren wirklich nur 68 hat.

Rec. hätte über dieſes elende Geſchmier nicht ſo viele Worte verloren, wenn es ihm nicht Veranlaſſung gegeben hätte, manche nützliche Bemerkung in dieſe Recenſion einzuſtreuen. Der groſse Leibnitz pflegte zu ſagen, es wäre kein Buch ſo ſchlecht, das nicht zu etwas nützen könnte, und ſo haben wir dieſes als Warnungstafel gebraucht, um Leſer, die das Syſtem der neuen franzöſiſchen Maaſse noch nicht kennen, vor manchen Fehlern zu bewahren.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 14 1934